ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE:

E. HAULER, L. RADERMACHER.

NEUNUNDSECHZIGSTER BAND.

JAHRGANG 1919/20.

WIEN, 1920.
ALFRED HÖLDER,
Universitäts-Buchhändler,
Buchhändler der Akademie der Wissenschaften.

Inhalt des neunundsechzigsten Bandes

der

„Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien"

1919/20.

Erste Abteilung.

Abhandlungen. Seite

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

a*

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Aufsätze:

Anzeigen:

Vierte Abteilung.

Miszellen, Aufsätze.

Literarische Miszellen.

Programmschau.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Der Heilmagnetismus bei Plinius.

„Wir sehen auf Erden Erscheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen....“ „Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserm Geiste in Verbindung steht.... Wir haben alle etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben, wie der Magnet selber, eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen.“ Solche und ähnliche Worte Goethes (Gespr. m. Eckermann, 3. Jänner 1830 und 7. Oktober 1827) wirkten geradezu befreiend in einer Zeit, da die Aufklärungsepoche mit dem Verstande allem und jedem beigekommen zu sein meinte und alles, was darüber ging, in das Kapitel der „menschlichen Narrheiten“ (Adelung) steckte. Auch die Wissenschaft wandelte in den gleichen Bahnen; was nach Aberglaube schmeckte, wurde verächtlich abgelehnt, mochte es noch so sehr in die Kulturgebiete einschlagen.

So lag lange Jahre das Gebiet der Astrologie brach, obschon sich bald zeigen mußte, daß wir weiten Strecken des Mittelalters und Altertums hilf- und ratlos gegenüberstehen, falls uns ihre Einwirkung unbekannt ist. Anderseits hat sich die Moderne mit Unterströmungen menschlicher Kultur eingehend beschäftigt (Volkskunde, Aberglaube), während die gleichen Verhältnisse der Antike keine oder höchstens unzureichende Bearbeitungen fanden.

Was Theophrastus Paracelsus[1]), Baptista von Helmont, Heinrich C. Agrippa, Athan. Kircher, Em. Swedenborg, Jak. Böhme wieder künstlich einführen wollten, die Lehre vom Magnetismus,

---

[1]) Die Abhängigkeit des Paracelsus von Plinius u. a. darzulegen ist leider noch gar nicht versucht worden.

dieser „Gedanke der großen Einheit des Alls, in die auch das Menschenleben eingeschlossen ist", „findet seinen reifsten und konsequentesten Ausdruck in dem pantheistischen Weltbild der antiken Stoa ... Der eine göttliche Hauch durchdringt nach dieser Weltanschauung gestaltend und belebend das Universum, alles in der Welt ist zu einer einzigen ungeheuren Kette von Ursache und Wirkung verschlungen, ohne daß es zugleich Frucht und Same für anderes, für alles andere wird. Jedes Teilchen des Weltalls ist so notwendig in diesem unermeßlichen Schicksalsbau wie das andere, das kleinste wie das größte; keines kann entbehrt und kann weggedacht werden aus diesem großen Zusammenleben, dieser „Sympathie des Alls" [1]).

Besonders war es der Polyhistor Poseidonios, der die von Panaitios aufgegebene Lehre von der συμπάθεια τῶν ὅλων wieder aufgriff und die Mantik — wir würden heutzutage dafür Mystik einsetzen — neben der Wissenschaft zu einem gleichberechtigten Faktor der Welterkenntnis erhob. In seinem System fanden alle Formen des Aberglaubens (Mantik im engeren Sinn, astrologischer, medizinischer Aberglaube, Zahlenmystik u. a.) Platz. Sein Einfluß auf die Zeitgenossen wie spätere Zeiten (Cicero, Seneca, Tacitus in erster Linie) ist unerschöpft und kann angesichts der spärlichen Reste seiner Schriften nicht annähernd bestimmt werden.

Plinius der Ä. ist seiner Weltanschauung nach Stoiker, und zwar im Sinne des Poseidonios; seine Religion ist der Pantheismus der Natur (II 208); deren Zweckmäßigkeit ist ihm über jeden Zweifel erhaben; nichts ist überflüssig, *rerum natura nusquam magis quam in minimis tota* (XI 4); nichts ist ohne Grund vorhanden, wenn wir diesen auch oft nicht erkennen (XXII 1); *nec quaerenda ratio in ulla parte naturae, sed voluntas* (XXXVII 60).

Zu diesen unbegreiflichen, aber tatsächlich vorhandenen Wundern der Natur zählt der Magnetismus oder die Sympathie, beziehungsweise Antipathie der ganzen Kreatur. *Pax .. aut bellum naturae dicetur, odia amicitiaque rerum surdarum ac sensu carentium et quo magis miremur, omnia ea hominum causa, quod Graeci sympathian et antipathian appellavere, quibus cuncta constant* (XX 1). Dieses rätselhafte Walten und Weben der Naturkräfte in seiner ganzen Naturgeschichte zu zeigen, hat er sich zur Aufgabe gesetzt (XXXVII 59). Sympathie und Antipathie herrscht im ganzen Tierreich (X 203), im Pflanzenreich (XXIV 1—4) wie im Reich der Mineralien (XX 1), die Wirkung ist entweder eine An-

---

[1]) Boll Frz., Sternglaube und Sterndeutung (Leipzig 1918 S. 96); vgl. auch Weidlich Th., Die Sympathie in der antiken Literatur (Progr. Rg. Stuttgart 1894 S. 4—10).

ziehungskraft wie beim Magnet (XXIV 1) oder ein Abstoßen, ausgehend vom Geruch wie beim Weinstock und Lorbeer (XVII 239) oder einer Ausdünstung (*aura, halitus*), wie beim Zitterrochen (XXXII 7) oder bei gewissen Metallen (XXXIV 167) oder endlich von einem gewissen Fluidum, wie beim Gold (XXXIII 84) oder Magnet (XXXIV 147); sie ist manchmal mit gewissen Gegenden verbunden (*esse et locorum sympathian et antipathian*, Ind. zu XXXII) oder mit gewissen religiösen Gebräuchen (XXIV 147). Ebenso gibt es unter Menschen eine körperliche Antipathie, *et inter se steriles, ubi cum aliis iunxere, gignunt, sicut Augustus et Livia* (VII 57); aber auch sonst macht sie sich geltend. Anderseits ist der Einfluß der Gestirne auf die Natur und Lebewesen ungeheuer (II 102 f.).

Zusammenfassend versteigt sich Plinius (XXXII 1) fast zu einem förmlichen Dithyrambus auf jene verborgene Naturkraft des Magnetismus, die er im ganzen Werke immer wieder betont.

Wie äußert sich diese in der Welt der Gestirne? Zwar den Vulgärglauben, *sidera adfixa mundo ... singulis attributa nobis, et clara divitibus, minora pauperibus, obscura defectis, ac pro sorte cuiusque lucentia adnumerata mortalibus* (II 28) teilt er nicht. *Non tanta caelo societas nobiscum est, ut nostro fato mortalis sit ibi quoque siderum fulgor (ib.).* Aber wenn auch den Sternen auf das menschliche Schicksal kein Einfluß zugebilligt wird — vermutlich im Anschluß an Skeptiker, die auch *Sextus Empiricus* zu Worte kommen läßt —, so ist doch die menschliche Natur von den Gestirnen abhängig gedacht. Der Einfluß der Sternenwelt auf Wetter, Winde, Niederschläge, Jahreszeiten, Ebbe und Flut, auf das Wachstum der Pflanzen, das Fallen des Laubes wird ausführlich dargelegt; die ἐπισημασίαι, bei Aratos in ein System gebracht, in den Parapegmen zur öffentlichen Einsicht aufgestellt wie unsere meteorologischen Berichte an den Postanstalten, werden ebenfalls verzeichnet (XVIII 340 ff. u. II 105 f.). Auch die Überschwemmung Mesopotamiens — *increscit (Euphrates) .. sole obtinente vicesimam partem cancri. Minui incipit in virginem e leone transgresso, in totum vero remeat in vicesima nona parte virginis* (V 90) — und Ägyptens — *Nilus .. evagari incipit .. solstitio a nova luna, primo lente, dein vehementius, quamdiu sol in leone est* (XVIII 167 vgl. V 57) beruht auf der *societas naturae.*

Im einzelnen erscheint die Sympathie der Sternenwelt in verschiedenen Formen. Die Sonne ist das „männliche Gestirn", *torrens cuncta sorbensque* (II 222). Als hervorstechendes Beispiel des Magnetismus — von Athan. Kircher[1]) ausführlich behandelt — dient die „Sonnenwende" als Vertreterin der heliotropischen Pflanzen (Helioskopion [XXVI 69]) und *heliotropi*

[1]) *Magneticum naturae regnum* (Amstelod. 1667, p. 93).

miraculum .. cum sole se circum agentis etiam nubilo die, tantus sideris amor est (XXII 57).

Ebenso dreht sich auch eine Traubengattung, Streptis genannt, mit der Sonne herum (XIV 39); die Feigbohne dreht sich täglich mit der Sonne und gibt so den Landleuten auch bei trübem Wetter die Tageszeit an (XVIII 133).

Die Sonnenwende spürt der menschliche Körper: Hernach werden die Schlagflüsse häufiger, Beschwerden im Unterleib, in Nerven, Kopf, Gemüt stellen sich ein (II 106). Bei der Sommersonnenwende rollen sich die Blätter der Ulme, Linde, Weißpappel, Weide, des Ölbaumes zusammen; „an keinem andern Zeichen erkennt man besser, daß das Gestirn seinen Höhepunkt erreicht hat" (XVI 87). Die Goldamsel kommt am Tag der Sonnenwende zum Vorschein (XVIII 292). Bei der Wintersonnenwende blüht der unter dem Dach aufgehängte getrocknete Poley und mit Luft gefüllte Blasen zerreißen (II 106). Wenn die Sonne durch das Zeichen des Krebses geht, sollen die toten Krebse auf dem Trockenen sich in Skorpione umwandeln (IX 99). Der Mathematiker Timaios sagt, nach Plinius (XVI 82), die Blätter der Steineiche fielen ab, wenn die Sonne durch den Steinbock geht.

Aber viel umfassender ist der Einfluß des Mondes, des „weiblichen Gestirns" (II 222). Abgesehen von den Gezeiten, die Plinius mit voller Bestimmtheit der Einwirkung von Sonne und Mond zuschreibt (II 212 f.), ist der Mond für die Erde Feuchtigkeitswecker und -anziehungskraft (II 223); sein Wachstum und seine Abnahme beeinflußt die Natur in der Weise, daß er *terras saturet, accedensque corpora impleat, abscedens inaniat.* Das Blut der Menschen mehrt und mindert sich mit jenem (II 221), die Schaltiere (Austern, Purpurschnecken) wachsen mit ihm und schrumpfen zusammen (II 109), die Ameise spürt den Neumond, indem sie zu dieser Zeit in ihrer Arbeit ruht (XI 109), während sie bei Vollmond sogar nachts geschäftig ist (XVIII 292). Augenkrankheiten gewisser Zugtiere verschlimmern und verbessern sich nach den Mondphasen (II 110), die eigentümlichen Drüsen der Spitzmaus richten sich in ihrer Zahl nach den Mondtagen (II 109), *totidemque* (*fibras*) *inveniri quotum lumen eius sit* (XI 196). Der Mond befördert die Verwesung der Tierkadaver, schmilzt das Eis, versenkt die Eingeschlafenen in völlige Bewußtlosigkeit (II 223); seinen Einfluß spüren Laub und Wiesen (II 221); Honig ist bei Vollmond ergiebiger (XI 38), die Wespen wachsen ebendann am meisten (XI 71); der Panther hat an seinem Vorderbug einen mondähnlichen Fleck, der mit dem Monde ab- und zunimmt (VIII 63). Ebenso enthält der Selinitisstein das Bild des Mondes und zeigt Tag für Tag die Erscheinung des zu- und abnehmenden Gestirns (XXXVII 181).

Die Bohne ist die einzige Frucht, welche, wenn sie ausgezehrt ist, beim Wachsen des Mondes sich wieder füllt (XVIII 119 und 266); in den wasserarmen Gegenden Nordafrikas wächst das Salz mit dem Monde (XXXI 78); die Hühner läßt man erst nach dem Neumond brüten; denn vorher gelingt es nicht (X 152).

Zu gewissen Zeiten wirkt der Vollmond auf die Pflanzenwelt antipathisch. Plinius setzt diese Zeiten nach Varro genau auseinander (XXVIII 286—292); der Vollmond ist auch Schwangeren und Neugebornen feind (VII 42). Mennig verträgt den Schein des Mondes und der Sonne nicht (XXXIII 122) wie gewisse andere Mineralien (XXXVI 136).

Auch andere Gestirne wirken sym- und antipathisch. Beim Aufgang des Hundssterns braust das Meer auf, der Wein gärt im Keller, die Sümpfe kommen in Bewegung, die Hunde neigen da am meisten zur Tollwut (II 106); der Wels erkrankt; am meisten wird der Bosporus betroffen, wo das Seegras und die Fische infolge der aufgewühlten Fluten an die Oberfläche kommen (VIII 58). Der Durchgang des Saturn bringt stets Regen, ebenso der Aufgang der Hyaden; der Arcturus bringt mit seinem Erscheinen im September fast regelmäßig Hagelsturm mit (II 107). Vom Aufgang bis Untergang des Sirius erscheint die Bartmeise nicht mehr (XVIII 292).

Aber auch die sogenannten Grundelemente verhalten sich zu anderen Naturprodukten sym- und antipathisch. Feuer und Wasser sind Feinde (XX 1) wie Sonne und Wasser (ib.), das Salz dem Feurigen entgegengesetzt und es fliehend (XXI 98); der Löwe fürchtet das Feuer, daher auch den feuerroten Kamm des Hahnes (VIII 52); der Esel hat eine ungemeine Scheu vor fließendem Wasser; deshalb geht er über keine Brücke, durch deren Boden man das Wasser strömen sieht (VIII 169). Dagegen sind sich Blitz und Lorbeer Freund; drum ist dieser vor seinem Strahle sicher (II 146). Die Perlen verbindet mit dem Himmel mehr Sympathie wie mit dem Meere: *inde nubilum trahi colorem aut pro claritate matutina serenum. Si tempestive satientur, grandescere et partus. Si fulguret, comprimi conchas ac pro ieiuni modo minui. Si vero etiam tonuerit, pavidas ac repente compressas quae vocant physemata efficere, specie modo inani inflatas sine corpore. Hos esse concharum abortus* (IX 107 f.). Ebenso werden die Eier untauglich, wenn es bei deren Ausbrüten donnert (X 152), und die tragenden Mutterschafe erleiden beim Donner eine Frühgeburt (VIII 188). Den Bienen antipathisch ist der Nebel und das Echo (XI 65).

Von den menschlichen Eigenschaften ist das Menstruum allgemein antipathisch. Der Most, dem die menstruierende Frau zu nahe kommt, wird sauer, die von ihr angerührten Frucht-

körner keimen nicht mehr, Setzlinge sterben ab, Gartenpflanzen verdorren, Früchte von Bäumen, an die sich jene setzen, fallen ab (VII 64); junge Reben leiden Schaden, Raute, Efeu verdorren; im Sieden befindliches Leinen wird schwarz, die Schneide des Barbiermessers stumpf, Stuten erleiden eine Fehlgeburt, Purpur wird fleckig von ihrer Berührung (XXVIII 78); der Glanz des Spiegels wird schon durch ihr bloßes Hineinschauen matt, das Elfenbein verliert seine Weiße, Eisen und Erz wird vom Rost sofort überzogen und erhält einen widrigen Geruch; Hunde, welche Menstruum lecken, werden tollwütig, ihr Biß wirkt unheilbar (VII 64); Raupen verenden durch dessen Geruch (XVII 266).

Am eingehendsten ist bei Plinius das freundliche und feindliche Verhältnis der Tierwelt behandelt. Verhältnismäßig selten ist ihre Sympathie zueinander. Freundlich gesinnt sind unter sich Pfauen und Tauben, Turteltauben, Papageien und Amseln; in gemeinsamer Antipathie gegen den Fuchs sind verbunden Krähe und Reiher, gegen den Bussard der Edelfalke und Taubenfalke (X 207). Im Kampf der Eule gegen die Vögel steht der Habicht *collegio quodam naturae* der Bedrängten bei (X 39); der *tinnunculus* (Turmfalke) den Tauben (X 109). Wunderbare Freundschaften herrschen in dem Meere. So besteht ein eigentümliches Freundschaftsverhältnis zwischen Steckmuschel und ihrem Hüter *(pinophylax)* (IX 147), dem Walfisch und dem *musculus* (IX 185), dem *mullus lutarius* und *sargus* (IX 65).

Aber ungleich häufiger sind die feindlichen Beziehungen. In gegenseitiger, natürlicher Antipathie verharren Schwäne und Adler (X 203); dieser führt auch einen Kampf auf Leben und Tod mit dem Nachtfalken, so daß sie oft aneinandergekrallt gefangen werden (X 24); ebenso bekämpft er den Hirsch und die Schlange (X 17). Der Rabe und Grünling stehlen sich nachts einander die Eier (X 203); der Rabe und Taubenfalke balgen sich miteinander um den Raub (ib.). Krähe und Nachteule, Adler und Zaunkönig — aus Potentatenneid! — sind sich todfeind (ib.). Das Nashorn ist der zweite geborene Feind des Elefanten (VIII 71), Ichneumon und Krokodil hassen sich ewig (VIII 90); auch der Delphin (Stachelhai?) ist stets mit dem Krokodil in Feindschaft, indem er von unten auf mit seinem Rückenstachel den weichen Bauch seines Feindes aufschlitzt (VIII 91). Schakal und Löwe hassen sich grimmig (X 206), ebenso Panther und Hyäne; wer ein Stück einer Hyänenhaut bei sich trägt, wird von keinem Panther angefallen (XXVIII 93); Hunde verstummen schon infolge der bloßen Berührung mit dem Schatten der Hyäne (VIII 106). Der Atem der Hirsche versengt die Schlangen (XI 279); drum fliehen sie auch den Geruch des Hirschhorns (X 195); beide Tiere sind Todfeinde.

Wer auf einem Hirschfell schläft, kann ohne Furcht vor Schlangen sein; wer einen Hirschzahn trägt oder mit Hirschtalg sich eingeschmiert hat, den fliehen die Schlangen; gegen ihren Biß hilft der Genuß von Hirschlab (XXVIII 149 f.). Der Erdmolch wird trotz seines furchtbaren Giftes ohne Schaden von den Schweinen gefressen, *dominante illa rerum dissidentia* (Antipathie, XXIX 75). Skorpion und Sterngäcker sind sich feind, so daß dieser schon durch dessen bloßen Anblick unter kaltem Schweißausbruch in Erstarrung fällt (XXIX 90). Nichts ist dem Erdmolch feindlicher als die Meerschildkröte; drum hilft auch das Fleisch der Schildkröte gegen den Biß des Molchs (XXXII 35). Die Schlangen hassen nichts mehr als den Krebs; daher fressen die Schweine, wenn sie von Schlangen gebissen werden, Krebse als Gegengift; daher empfinden die Schlangen Qualen, wenn die Sonne durch den Krebs geht, wie Thrasyllos berichtet (XXXII 55). Wanzen und Blutegel haben gegenseitige Antipathie; daher wird jenes Geschmeiß durch Räucherung von Blutegeln vertrieben (XXXII 124). Zwischen dem indischen Elefanten und der Boa constrictor herrscht Todfeindschaft (VIII 32. 33. 116); ebenso ist den Elefanten die kleine Maus das widerlichste Tier (VIII 29), so daß sie selbst vom ärgsten Hunger gepeinigt nichts anrühren, was die Mäuse benagt haben; auch das Grunzen eines Schweines verursacht ihnen ausnehmenden Schrecken (VIII 27). Den Giftkankern ist das Fledermausherz ein Greuel (XXIX 92), weil eben zwischen beiden Tieren Antipathie besteht. Der Basilisk fürchtet allein den Geruch des Wiesels (VIII 79), der Salamander die spanische Fliege (XXIX 92). Tausendfuß und Wanze leben in beständiger Feindschaft (XXIX 64) ebenso wie Giftspinne und Afterraupentöter (X 204). Merkwürdig ist die gegenseitige Abneigung zwischen Pferd und Kamel (VIII 68), zwischen Schlange und Ichneumon (VIII 87), zwischen Eidechse und Schnecke (VIII 141). Wiesel, Fuchs und Krähe leben in Feindschaft (X 204 und 207), ebenso Turteltaube und *pyralis*. Wasserenten und Falken, Blaumeise und Esel, Sperber und Fuchs (X 204), Schlangen, Wiesel und Schweine (ebd.) hassen sich stets. Die natürlichen Gegner der Bienen, Wespen, Hornissen und Blutegel sind Eule, Specht und Heuschrecke (XXIX 92). Bienen werden wiederum von ihren degenerierten Geschwistern: Wespe, Hornisse und Stechmücke verfolgt (XI 61); auch Schmetterling, Frosch und Brombeerkröte sind den Honigsammlerinnen verderblich (XI 62 und 65); sie verenden durch den Geruch von Krebsen, die man in ihrer Nähe siedet (ebd.).

Auch in der Fischwelt gibt es merkwürdige Abneigungen. Meeräsche und Meerwolf, Meeraal und Murene hassen sich. Den Polyp fürchtet der Meerkrebs so, daß er bei dessen bloßem Anblick krepiert. Umgekehrt vernichten sich wechselseitig Meer-

aal und Polyp (IX 185). Eine doppelte Antipathie besteht zwischen Baum und Stachelroche (IX 155) und zwischen Stachelroche und Hundshai (XXXII 25); daher hilft dem von Rochen Verletzten der Hundshai (ebd.).

Zu einer geradezu dithyrambischen Schilderung der antipathischen Wirkung erhebt sich Plinius in dem Nachweis der Macht des Bocksblutes gegenüber dem Diamanten (XXXVII 59): *nunc quod totis voluminibus his docere conati sumus, de discordia rerum concordiaque quam antipathian Graeci vocavere ac sympathian, non aliter clarius intellegi potest, siquidem illa invicta vis duarum violentissimarum naturae rerum ferri igniumque contemptrix hircino rumpitur sanguine, neque aliter quam recenti calidoque macerata et sic quoque multis ictibus, tunc etiam praeter quam eximias incudes malleosque ferreos frangens. Cuius hoc invento quove casu repertum, aut quae fuit coniectura experiendi rem immensi preti in foedissimo animalium? Numinum profecto numeris talis inventio est, nec quaerenda ratio in ulla parte naturae, sed voluntas!* Als Gegenstück zu dieser Verherrlichung der Antipathie sei jene berühmte Stelle (XXXII 1 f.) angeführt, da Plinius von der *summa naturae vis in antipathia* (Index zu XXXII) der Echenëis sich in begeisterten Worten ergeht: „Wir sind der Reihe nach zu den höchsten Beweisen der Natur angelangt und gerade da springt uns in die Augen ein überwältigender Beweis der geheimnisvollen Naturkraft, daß man weiterhin keinen andern mehr zu suchen braucht, noch einen gleichen und ähnlichen finden kann, indem die Natur sich selbst bezwingt, und zwar auf verschiedene Arten. Denn was ist gewaltsamer als Meer und Winde und Wirbelstürme und Orkane? Hat der menschliche Geist irgendwie die Natur in höherem Maß unterstützt als durch Segel und Ruder? Dazu nehme man noch die unbeschreibliche Kraft von Ebbe und Flut und die Meeresströmung". *Tamen omnia haec pariterque eodem impellentia unus ac parvus admodum pisciculus echeneis appellatus in se tenet. Ruant venti licet, saeviant procellae, imperat furori viresque tantas compescit et cogit stare navigia, quod non vincula ulla, non ancorae pondere inrevocabili iactae. Infrenat impetus et domat mundi rabiem nullo suo labore, non renitendo aut alio modo quam adhaerendo. Hoc tantulo satis est contra tot impetus, ut vetet ire navigia.*

Dieselben verborgenen Naturkräfte wirken auch im Pflanzenreich. Ein hervorragendes Beispiel des natürlichen Magnetismus bietet das Schilfrohr, dessen Wurzeln zerrieben und aufgelegt die Wurzel des Farrnkrautes herausziehen und umgekehrt

(XXIV 85). Minze und Polei sind engbefreundet (XIX 160), ebenso Polei und Katzenminze (XX 158). Raute und Feigenbaum sind sich so sympathisch, daß jene nirgends besser gedeiht als unter seinem Schatten (XIX 156). Freundschaft eint auch Spargel und Schilfrohr, so daß Cato empfiehlt, beide nebeneinander zu pflanzen (XVI 173). Aber auch zwischen Pflanzen- und Tierwelt bestehen magnetische Beziehungen. So zieht das Schabenkraut (*blattaria*) die Schaben an (XXV 108). Das Zitronenkraut ist den Bienen am liebsten (XXI 149); das Schlangenkraut wächst bei der ersten Häutung der Schlangen und verschwindet mit ihnen (XXV 19). Pech wird durch Öl ausgezogen, da beide von Natur fett sind; Öl verbindet sich allein mit Kalk, da beide das Wasser hassen; Gummi läßt sich mit Essig leichter auswaschen, Tinte mit Wasser, nach einem Naturgesetz (XXIV 3).

Ausgedehnter ist die Antipathie zwischen Pflanzen untereinander und Pflanzen und Tieren. Eiche und Ölbaum sind sich so antipathisch, daß sie, am gleichen Platz gepflanzt, absterben, ebenso Eiche und Nußbaum (XXIV 1); ebenso verdorrt der Kohl in der Nähe des Saubrots und Wohlgemuts (XXIV 1). Manche Holzarten können mit Leim nicht verbunden werden, weil sie von ungleicher Natur sind, wie Stein und Holz. So widerstrebt das Holz der Wintereiche dem Leim; mit dem Kornelkirschbaum sind verfeindet Sperberbaum, Hagebuche, Buchs und Linde (XVI 227). Der Efeu ist allen Bäumen und Gewächsen feind, weil er ihnen allen Saft entzieht (XVI 144. 151 f.); auch der Mistel wird eine ähnliche Wirkung zugeschrieben (XVII 239). Der Geißklee wird durch die Strandmelde getötet (ebd.). Manche Pflanzen schaden durch ihren Geruch und Saft, wie der Rettich und Lorbeer der Weinrebe; denn diese ist gegen Grüche äußerst empfindlich (ebd.). Sie haßt aber auch den Kohl (XX 84) und alle Krautarten und ist traurig, wenn sie nicht weit genug von der Haselstaude entfernt ist (XXIV 240). Sogar der Schatten mancher Bäume, wie des Wallnußbaumes, der Pinie, Fichte, Weißtanne, ist Gift für alles, was er berührt (XVII 91). Auch zwischen Rettich und Ysop herrscht Antipathie, wie Ps.-Demokritos sagt (XX 28). Schierling und Wein sind sich antipathisch; drum schrieb Androkydes an Alexander d. Gr.: „Dem Menschen ist der Schierling Gift, der Wein dem Schierling" (XIV 58). Mehläpfel haben eine solche Kraft in sich, daß sie die Schneide des Schwertes abstumpfen (XV 52). Die Klebe tötet Kicher und Erbse durch Umschlingung, so auch der Lolch den Weizen, der Walchhalm die Gerste, das Sägekraut die Linse (XVIII 155). Der Steinkohl wird von der Rebe gemieden; kann sie ihm nicht entfliehen, stirbt sie ab (XX 92).

Die Steckenkrautarten sind für die Esel das liebste Futter, während sie den übrigen Lasttieren giftig sind (XXIV 2). Die

Wurzel der Polemonia wirkt gegen Skorpion und Walzspinnen, ebenso die Aristolochia, der Lärchenpilz und das Eisenkraut (XXV 119). Asfodil vertreibt die Mäuse; sie sterben, wenn man ihre Löcher damit verstopft (XXII 72). Die magnetische Kraft der Esche ist so mächtig, daß die Schlange deren Schatten, sogar morgens und abends, wo sie doch am längsten sind, zu treffen scheut (XVI 64). Insekten krepieren, wenn man sie mit Öl besprengt; der Skarabäus wird durch den Duft der Rose umgebracht (XI 279). Rhododendron ist für Ziegen und Schafe Gift (XVI 79); die Platane ist den Fledermäusen abgeneigt (XXIV 44); die Brennessel tötet junge Gänse (X 163).

Der Ölbaum wird, wenn ihn eine Ziege mit der Zunge leckt, unfruchtbar (VIII 204. XXV 34). Die Armkrake läßt sich durch nichts vom Felsgestein losreißen; wenn man aber Pfefferkraut an sie hinbringt, fährt sie sogleich vor dem Geruch zurück (X 195). Schlangen hassen den Geruch des Styrax (Gummiharzes); der Geruch des Wohlgemuts, Kalkes oder Schwefels tötet die Ameisen (X 195). Die schwarze Myrrhenmerke — auch *lipposelinum* genannt — ist dem Skorpion feind (XX 117); ebenso besitzt das Flöhkraut eine besondere Kraft gegen ihn (XX 171). Die Muränen verenden durch die bloße Berührung mit dem Steckenkraut (XX 261). Der Rettich ist den Hornnattern und Skorpionen feind; diese verenden, wenn man ihnen einen Rettich auflegt; wenn man seine Hand mit dem Rettich oder Rettichsamen einreibt, kann man den Skorpion ohne Schaden angreifen (XX 25). Durch seinen scharfen Geruch verjagt der Knoblauch Schlangen und Skorpione (XX 50). Die Raute ist den Schlangen antipathisch; daher fressen Wiesel, bevor sie mit jenen anbinden, zur Sicherung Rauten (XX 132); ebenso sichern sich Schildkröten vor ihrem Kampfe mit Schlangen mit Rinderquendel, der diesen zuwider ist (XX 169). Die Malve ist dem Skorpion so feind, daß dieser sofort gelähmt wird, legt man ein Malvenblatt auf ihn (XX 223) und die gleiche Wirkung erfahren die Skorpione, wenn sie nur die wilde Sammetrade erblicken (XXI 171). Die Wurzel der Judenkirsche hilft gegen Schlangenbiß, weil diese Frucht den Schlangen antipathisch ist (XXI 182). Der Most widerstrebt der Natur der Ziehkäfer, Schlangen und besonders des Erdmolchs (XXIII 29). Die Pflanze Aglaophotis — auch Hippophobas geheißen — meiden die Stuten ganz besonders (XXIV 161). Wird das Diamantkraut den Löwen nahe gebracht, so fallen sie mit aufgerissenem Rachen auf den Rücken; so groß ist die Antipathie (XXIV 162). Die Vettonica hat eine solche Kraft, daß Schlangen, in einen Kreis von solchen Pflanzen eingeschlossen, sich selbst zu Tode peitschen (XXV 101). Die Wurzel der Gemswurz, die einem Skorpion ähnelt, tötet durch bloße Berührung den Skorpion (XXV 122). Das Laichkraut ist den Krokodilen feind; daher tragen Krokodiljäger es bei sich

(XXVI 51). Durch bloße Berührung mit der Wolfswurz erstarren die Skorpione (XXVII 6). Merkwürdig ist die Wirkung von Keuschlamm und Walzenspinnen auf den Menschen: der Biß der Tiere reizt den Geschlechtstrieb, Keuschlamm zügelt ihn; daher wirkt Keuschlamm auch wider die Walzenspinnen (XXIV 62). Die Raute, Quendel, Minze, das Hirnkraut vertragen die Berührung mit dem Eisen nicht (XIX 177). Die Tamariske hat einen so merkwürdigen Widerwillen gegen die Milz, daß bei Schweinen, die aus Trögen von Tamariskenholz fressen, keine Milz gefunden wird (XXIV 67).

Im Reiche der Mineralien ist der Magnetstein das sichtbarste Zeichen der geheimnisvollen Sympathie in der Natur. Wiederum ergeht sich Plinius in schwungvollen Worten über dieses Naturwunder (XXXVI 126 ff.): „Was ist störrischer als die Härte des Eisens? Die Natur hat ihm Füße und Gesittung verliehen. Es läßt sich vom Magnet anziehen und dieser alle Dinge bändigende Stoff läuft weiß Gott einem Nichts nach, springt, so wie er näher kommt, hinzu, hält sich an und hängt in der Umarmung fest." Auf das Eisen allein geht die Kraft des Magnetsteins über, so daß es seinerseits wiederum anderes Eisen anzieht; bisweilen kann man infolgedessen eine Kette von Ringen sehen (XXXIV 147). Nach Sotacus zieht unter den Blutsteinen der Androdamas Silber, Erz und Eisen an sich (XXXVI 146). Auch vom Amphidames (*chrysocolla*) wird behauptet, er habe dieselbe Eigenschaft wie der Magnetstein (XXXVII 147). Der Bernstein zieht, wenn er mit Fingern gerieben wird, Spreu, dürre Blätter und Bast an sich, wie der Magnet das Eisen (XXXVII 48); ebenso der Lychnisstein (XXXVII 103). Der Stein *Lyncurium* zieht nicht bloß Laub und Stroh, sondern sogar Erze und Eisenblättchen an sich, behauptet Theophrast (XXXVII 53).

Anderseits befindet sich der Magnetstein mit dem Diamanten in solcher Zwietracht, daß dieser, wenn man ihn daneben legt, das Eisen nicht von sich wegziehen läßt oder, wenn es der nächstliegende Magnet schon angezogen hat, wieder an sich reißt und entführt (XXXVII 61). Ebenso gibt es in Äthiopien einen Stein Theamedes, der alles Eisen von sich entfernt und abstößt (XXXIV 150); am Flusse Indus stehen zwei Berge, von denen der eine alles Eisen anzieht, der andere abstößt. Wer also mit genagelten Schuhen den einen oder anderen Berg betritt, kommt entweder nicht von der Stelle oder kann seinen Fuß gar nicht aufsetzen (II 211). Dagegen kann Plinius von dem Stein Antipathes, von dem man schon wegen seines Namens im Hinblick auf die vielen Beispiele der natürlichen Antipathie ganz besondere Wirkungen erwarten sollte, nichts anderes berichten, als daß er gegen Bezauberungen helfen soll (XXXVII 145). Der Dunst gekochten Bleies ist den Hunden verderblich, der Dunst von allen Metallen

den Fliegen und Schnaken; drum trifft man in Metallgruben dieses Ungeziefer nirgends an (XXXIV 147). Salpeter und Alaun sind für den Weinstock das ärgste Gift (XVII 240).

Aber magnetische Kräfte sind nicht bloß Mineralien eigen; nein, Menschen, Tiere und Pflanzen haben die gleichen verborgenen Eigenschaften in sich. So hebt Plinius die Abstoßungskraft verschiedener Völker (Psyller, Marser) und Menschen (Ophigenen auf der Insel Zypern) hervor (XXVIII 31). Die Eingebornen der Insel Tentyris (im Nil) flößen den Krokodilen einen solchen Schrecken ein, daß sie schon vor ihrer Stimme die Flucht ergreifen. Solche Menschen bringen schon durch ihr Eintreten eine gewisse Heilwirkung hervor, verschlimmern aber auch die Wunden solcher, die von Schlangen oder Hunden gebissen wurden. Sie verderben auch die Brut der Hühner und veranlassen die Fehlgeburt der Schafe. Ob nicht die weitverbreitete Sage vom „bösen Blick“ (VII 17) auch magnetischen Einflüssen zuzuzählen ist, bleibe unentschieden.

Zahlreicher sind die Fälle von Magnetismus im Tierreich. Die magnetische Kraft der Leisten- oder Porzellanschnecke ist so groß, daß sie Gold, welches in den tiefsten Brunnen gefallen sei, herauszieht. Als solche Tiere sich an das vollbeladene Schiff, das edle Knaben zu Periander bringen sollte, anhängten, sei es stillgestanden; und auch jetzt würden noch die Schiffe aufgehalten (IX 80), ähnlich wie durch die Echeneis. Das Chamäleon hat die Kraft, über sich schwebende Habichte aus der Luft herabzuziehen (XXVIII 113). Der Wolf hat eine so faszinierende Eigenschaft, daß Pferde, welche in die Wolfsspur treten, sofort gelähmt werden (XXVIII 157). Gibt man Ferkeln eine Mausleber in einer Feige, so folgen diese Tiere dem Geber; auch beim Menschen ist eine ähnliche Wirkung zu beobachten (XXIX 59). Wenn man in flüssiges Gold Hühnerglieder mengt, so ziehen es diese an sich; sie sind also ein magnetisches Fluidum (*venenum*) für das Gold (XXIX 80). Schabenasche aufgestrichen zieht alle Fremdkörper aus dem Leibe (XXIX 142); ebenso zieht die Asche der Waldmaus oder der Erdwürmer Knochensplitter aus (XXX 119); Rohr, Pfeile und andere Fremdkörper werden durch eine aufgeschnittene Maus, Eidechse, Schnecke oder Schlangenknochen ausgezogen (XXX 122). Merkwürdig ist die magnetische Kraft des Krampfrochens: nur von weitem mit einem Speer oder einer Rute berührt, läßt er die stärksten Arme erstarren und die Füße lahm werden (XXXII 7).

Noch bedeutsamer ist das magnetische Fluidum der Pflanzenwelt. Eine Handvoll Flöhkraut (XX 171) oder Schabenkraut (XXV 60) hingestreut, zieht die Schaben vom ganzen Haus an sich. Das Pfefferkraut, an den rechten oder linken Arm gebunden, zieht die Zahnschmerzen dahin ab (XX 181). Der Saatportulak, gegessen oder aufgelegt, zieht Pfeil- und Pflanzengift aus dem

Körper (XX 210); ebenso zieht der Vorstoß des Bienenstockes Stacheln und andere Fremdkörper aus (XXII 107); das Scharlachkraut zieht Stacheln (XXII 159), das Lolchmehl (XXII 160), die schwarze und weiße Rebe (XXIII 27), die Blätter des wilden Mohns (XXIII 119), Feigen mit Mohnblättern (XXIII 128) ziehen Knochensplitter aus; die Blätter des zyprischen Rohrs ziehen Stacheln heraus; auch das gemeine Rohr hat eine magnetische Kraft (XXIV 86); die Venuskammwurzel zieht alle Fremdkörper heraus (XXIV 175) und die Eschenblätter holen das Wasser unter der Haut hervor (XXIV 46). Lindenbast und Staubmehl ziehen das allzu viele Salz aus den Speisen, wie alle Köche wissen (XXIV 3). Die Geißfeige, noch so wilden Stieren um den Hals gelegt, macht sie plötzlich unbeweglich dastehen (XXIII 130). Die Filzschlinke hat eine verbindende Kraft. Damit wurde, wie Plinius aus eigener Erfahrung zu berichten weiß (XXVII 69), ein Baumschneider, der sich bei einem Absturz alle Knochen zerbrochen hatte, in unglaublich kurzer Zeit vollständig geheilt. Wenn man den Stock aus einer Steineiche nach einem Tier wirft, ohne es zu treffen, so wälzt er sich ruckweise von selber dahin; eine solche magnetische Kraft hat dieser Baum in sich, erzählt Ps.-Pythagoras (XXIV 116). Merkwürdiges berichtet derselbe von der Aproxis (XXIV 158): Die Krankheiten, welche während ihrer Blüte den Menschen befallen, brechen auch bei dem bereits Genesenen wieder aus, wenn jenes Kraut aufs neue blüht.

Noch ein Spezifikum der sympathisch-magnetischen Auffassung ist die Übertragung der Antipathie auf dritte, ähnlich wie das Eisen durch Reiben mit dem Magneten selber magnetisch wird. Wer in Pamphylien oder gewissen Gebirgsgegenden Ciliciens Fleisch verzehrt von Ebern, welche einen Salamander gefressen haben, stirbt am Gifte, obschon das Fleisch weder einen besonderen Geschmack noch Geruch angenommen hat (XI 280). Der Pilz zieht, wenn ein verrosteter Schuhnagel, verwesender Lappen oder sonst ein altes Eisenstück in seiner Nähe ist, den fremden Saft und Geschmack in sich und verarbeitet ihn zu Gift (XXII 94). Wenn der Erdmolch auf einen Baum kriecht, steckt er mit seinem Gifte alles Obst an; ja, wenn mit einem Holzstück, das er berührt hat, Brot gebacken wird, geht das Gift darauf über (XXIX 74). Sextius erzählt, der Taxusbaum — in Griechenland Milax geheißen — habe so heftiges Gift in sich, daß Leute, die unter ihm einschlafen oder essen, sterben (XVI 51).

Es ist ein imponierendes System der Weltharmonie, die alles, Sternenwelt, lebende und leblose Wesen, in wechselseitige Beziehung stellt, das bekannte Bild Homers von der goldenen Kette oder das Gleichnis der platonischen Ringe auf die physische Welt überträgt; hier wird Heraklits „unsichtbare Harmonie" Ereignis: das Weltganze als in sich gespaltene und wieder in sich zurück-

kehrende Einheit, zugleich Streit und Friede. Hier wird der Dualismus des Empedokles, bei dem Liebe und Haß die weltbewegenden Potenzen sind, zum Grundprinzip des Weltgeschehens erhoben, nur daß Sympathie und Antipathie, die anziehenden und abstoßenden Pole des Magnetes, an jene Stelle treten; in diesem natürlichen — physikalischen — Sinne führt noch Marc Aurel (IX 9) aus, daß alles dem Verwandten zustrebe, das Feuer nach oben, die Erde nach unten, daß Tiere und Menschen untereinander Gemeinschaft pflegen und suchen und zwischen den höchsten Wesen, den Gestirnen, sogar eine ἕνωσις ἐκ διεστηκότων, eine συμπάθεια ἐν διεστῶσιν stattfindet.

Plinius unterscheidet scharf zwischen magischen und sympathischen Heilmitteln. Wiederholt wendet er sich in Ernst und Spott gegen die magischen Scharlatane, die sich unter einem heilbringenden Scheine gleichsam als höhere, heiligere Ärzte einschlichen und durch ein dreifaches Band der Heilkunde, Religion und Astrologie die Sinne der Menschen umnebelten (XXX 2). Wie die Gegner der Stoa, vor allem die Epikureer, in dem Kampfe gegen die Mantik (Vogelflug, Eingeweideschau, Träume, Orakel) höhnisch fragten, was für eine *cognatio rerum* zwischen einem geträumten Ei und einem gefundenen Schatz (Cic. Div. II 142), zwischen einem Traum überhaupt und Erbschaften, Ehrenstellen, Siegen, Glücksfunden (ebd. II 142), zwischen dem Risse in der Leber eines Opfertiers und einem Geldgewinn (ebd. II 34) bestehe, so sagt Plinius (XXVIII 229): „Gegen das Quartanfieber soll man nach der Vorschrift der Magier Katzendreck nebst einer Uhuzehe anbinden .... Wer um Himmels willen konnte so was erfinden? Wozu eine solche Zusammensetzung? Warum gerade eine Uhuzehe?“

Andrerseits wendet er sich mit katonischem Eifer wider die Ärzte, deren Unverschämtheit soweit gehe, daß sie den Menschen weismachen wollen, Gift gehöre zu ihrer Kunst (XIII 125), deren Geiz, habgieriges Schachern bei dringender Lebensgefahr, deren geheime Mittel, Salbenmischungen usw. alles Maß überschreiten (XXIX 24 f.). Ebenso scharf greift er die Apotheker an. Die Wachssalben, Breiumschläge, Pflaster, Augenbalsame, Gegengifte hat die Natur nicht gemacht, sie sind Erfindungen der Arzneibuden oder besser gesagt der Habsucht (XXII 117). Die Betrügereien der Menschen und die Bestrebungen des Erfindungsgeistes ersann jene Werkstätten, worin jedem Menschen gegen Bezahlung Lebensversicherung geboten wird. Sofort werden einem da unerklärliche Zusammensetzungen und Mischungen angepriesen, Arabien und Indien werden aufgeboten, für ein Geschwürlein wird eine Arznei aus dem Roten Meer rezeptiert, während auch der Ärmste die wahren Heilmittel Tag für Tag verspeist (XXIV 4).

Nein, aus der Sympathie und Antipathie der Naturerzeugnisse entstehen die Heilmittel (XXIX 61). Beweis: Die Hühner werden an dem Tag, an dem sie Wanzen gefressen haben, von keiner Schlange gebissen. Infolgedessen ist ihr Fleisch den gebissenen Menschen sehr zuträglich. Aus der Sympathie und Antipathie nimmt die Heilkunst ihren Ursprung (XXIV 4). Der Natur beliebten allein solche Heilmittel, welche überall in Bereitschaft sind, sich leicht und ohne Kosten auffinden lassen und wovon wir leben (ebd.). Die Werke der Natur entstehen fertig und vollkommen und diese nimmt dazu nur wenige Dinge und zwar aus Gründen, nicht nach Vermutung; die Heilkräfte quintelweise zu sammeln und zu mischen, ist nicht das Werk menschlicher Kombination, sondern Unverschämtheit (XXII 118). Drum ist der Verf. für die einfachen Mittel, weil klärlich bei diesen die Natur, bei den Mischungen oft trügerische Annahme obwaltet, da noch niemand bei Mischungen hinreichend die Sympathie und Antipathie der Natur beobachten konnte (XXII 106). Leider, meint Plinius (XXV 15), sind die Kräfte der meisten Kräuter noch unbekannt und zitiert das Wort des berühmten Arztes Herophilus, manche Kräuter seien schon nützlich, wenn man nur zufällig darauftrete.

Bei dem Fieber z. B. versagt die *medicina clinice* völlig (XXX 98); da müssen die einfachen Hausmittel, wie wir uns heutzutage ausdrücken, in die Bresche springen. Dieser Unterschied zwischen wissenschaftlicher und natürlicher Heilkunst zieht sich durch die ganze antike Medizin bis herauf in unsere Tage. So fügt Marcellus reichlich *remedia physica* bei, so in einem Anhang Priscianus (p. 249 ff.), so Pelagonius und Vegetius.

Wiederholt weist Plinius im Anschluß an die Sympathie und Antipathie in der Natur auf die Folgerungen für die Heilkunde hin. So meint er (XXXII 6) im Hinblick auf die aufhaltende Kraft des Echeneisfisches: Wer kann noch an irgend einer Macht der Natur und ihrer Kraft und Wirkung in den Heilmitteln der von selbst — ohne menschliches Zutun — entstehenden Dinge zweifeln? Und das Beispiel des Krampfrochens scheint ihm zu zeigen (XXXII 7), daß hier der Geruch oder eine gewisse Ausdünstung einwirkt; was darf man also nicht von dem Einflusse sämtlicher Heilmittel erhoffen?

Bei diesen Erwägungen ist es gar nicht verwunderlich, daß Plinius auch die praktischen Schlußfolgerungen aus seiner magnetisch-sympathetischen Theorie zieht und wiederholt die Anwendungen im praktischen Leben aufzeigt. So lesen wir (XX 28): Die Blätter des Rettichs sollen die Sehkraft der Augen stärken. Ist aber eine allzu scharfe Kur angewendet worden, soll man gleich Ysop daraufgeben, weil zwischen Rettich und Ysop Antipathie obwaltet. Weil die Rebe den Rettich haßt, schöpfte Androkydes daraus ein Heilmittel, indem er gegen

Trunkenheit Rettich zu essen verschrieb (XVII, 240). Wenn jemand infolge eines Hundebisses wasserscheu wird, legt man ihm ein mit Menstruationsblut getränktes Läppchen unter den Becher, so verliert er sofort diese Scheu *videlicet praevalente sympathia illa Graecorum*; denn die Hunde werden durch das Lecken jenes Blutes tollwütig (XXVIII 84). Geier und Schlange sind sich totfeind; deshalb verscheucht man durch den Dunst ihrer verbrannten Federn die Schlangen; wer das Herz eines Geiers bei sich trägt, ist vor Schlangenbiß sicher (XXIX 77). Der Weinessig ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen den Orkan (*aestus*), da er *frigidissima natura est* (II 132). Durch den Genuß des sogenannten Löwentöters verendet der Löwe sofort. Die Löwenjäger verbrennen deshalb dessen Fleisch, bestreuen damit den Köder, den sie auslegen und erzielen so noch durch die Asche die antipathische Wirkung (VIII 57). Da die Brennessel den jungen Gänsen schädlich ist, legt man ihre Wurzel bei Beginn der Brutzeit unter das Strohnest (X 163). Das Menstruum ist den Raupen verderblich; drum soll man ein menstruierendes Weib aufgeschürzt und mit nackten Füßen um jeden Baum gehen lassen (XVII 266). Rauten sind den Schlangen antipathisch; wer sich also mit Rautensaft einreibt oder eine Raute bei sich trägt, soll von Schlangen und anderen Gifttieren nicht gebissen werden (XX 132); aus demselben Grunde verwendet man aufgelegten oder eingeriebenen Rinderquendel (XX 169), den Samen der wilden Sammetrade (XXI 171), die Judenkirsche (XXI 182). Das Zitronenkraut wird von Bienen gemieden; deshalb verwendet man es als Mittel gegen den Bienenstich (XXI 149). Oben hörten wir, welche Wirkung die Tamariske auf die Milz hat; daher gibt man auch milzsüchtigen Menschen Tamariskensaft und verordnet Trinkgefäße aus Tamariskenholz (XXIV 68). Von der Kraft des Schiffshalters (Echeneis) war schon die Rede; infolgedessen bindet man ihn Frauen an, um die Leibesfrucht festzuhalten (XXXII 6) oder den Geschlechtstrieb zu zügeln (XXXII 139); er wird auch beim Liebeszauber, zu Zaubertränken, zur Verschleifung von Rechtshändeln und Streitsachen verwendet; ebenso stillt er den Blutfluß der Frauen (IX 79). Gemäß der Theorie über den Einfluß des Mondes auf alles Irdische richtet man sich nach dem abnehmenden Mond bei allem, was gepflückt, gefällt und aufbewahrt wird; nur zu dieser Zeit verschneidet man Eber, Stiere, Widder und Böcke. Bei Vollmond deckt man die Wurzeln der Bäume zu, legt Eier zum Brüten unter, sät an feuchten Orten, weil der Mond die Feuchtigkeit anzieht.

Die Natur gibt dem Menschen, der sehen und hören will, wiederholt Winke, um ihn auf verborgene Heilkräfte aufmerksam zu machen. So darf er nur die Tiere beobachten, mit welchen Mitteln der Sym- und Antipathie sie sich selber von Krankheiten

und Übeln erlösen. So befreien sich die Hirsche mittels des Genusses von Diptamkraut von Pfeilen, die sie getroffen: es hat eine extrahierende Kraft (VIII 97); ebenso heilen sie sich, von Walzenspinnen gebissen oder ähnlichen Gifttieren, durch das Fressen von Krebsen (ebd.). Daß das Schöllkraut den Augen sehr zuträglich ist, haben die Schwalben gelehrt, welche damit die Augen ihrer kranken Jungen kräftigen (VIII 98 und XXV 89). Gegen Schlangengift helfen sich die Schildkröten mittels des Kunulakrautes, das Wiesel mittels der Raute, der Storch mittels Dosten, der Eber mittels Efeu oder Krebsen (ebd.). Die Schlange stärkt nach dem Winterschlaf die Augen mit Fenchelsaft (VIII 99), *unde intellectum hominum quoque caliginem praecipue levari* (XX 95). Hat der Bär Beeren des giftigen Alraun gefressen, so leckt er Ameisen (VIII 101); der Hirsch hilft sich gegen vergiftetes Futter durch Artischockenkraut; gegen die alljährlich eintretende Appetitlosigkeit nehmen die Ringeltauben, Krähen, Amseln, Rebhühner Lorbeerblätter, die Tauben, Turteln, Hühner Gitterdisteln, die Enten, Gänse und andere Wasservögel Gliedkraut, die Kraniche und ähnlichen Vögel Sumpfbinsen ein (ebd.). Die Hunde vertreiben mit dem sogenannten Hundskraut die Übelkeit (XXV 91). Weil die Habichte, wenn sie eine Verschlechterung des Gesichtssinnes verspüren, sich mit dem Safte des sogenannten Habichtkrautes heilen, heilt man auch menschliche Augenübel, Flecken und Narben der Hornhaut, alle Schädigungen der Sehkraft damit. Ferner da man Schlangen niemals im Klee sieht, wird dieser als Gegenmittel gegen ihre Bisse angewendet (XXI 152). Die Hirschmöhre wird gegen Verletzungen durch Schlangen und alle Stacheltiere gebraucht, weil sich die Hirsche durch dieses Futter gegen die Schlangenbisse helfen sollen (XXII 79). Ebenso formt man die gequetschten Wurzeln des gemeinen Knorpellattichs zu Pillen gegen die Schlangen, und zwar aus dem Grunde, weil die Feldmäuse, wenn sie von Schlangen verletzt werden, sie fressen sollen (XXII 91).

Außerdem aber zeigen die Pflanzen nach der Anschauung antiker Ärzte und Mystiker, die Paracelsus und insbesondere sein Schüler Oswald Croll in seiner *Basilica chymica* wieder zur Geltung bringen wollte, durch ihre äußeren Signaturen ihre im dunklen Schoß der Natur verborgenen Eigenschaften. Des Menschen Sache sei es, die Zeichen richtig zu deuten.

Wie man Kometen in Gestalt von Flöten auf musikalische Ereignisse deutete, ihr Erscheinen in den Schamteilen von Sternbildern auf unzüchtige Sitten bezog, ihr Erscheinen im Haupte der nördlichen oder südlichen Schlange mit Vergiftungen in Zusammenhang brachte (II 96), so verfuhr man auch in der Deutung der Pflanzenzeichen. Aufs klarste spricht sich Plinius bei der Besprechung des Steinsamens aus (XXVII 99). Kein

andres Kraut, meint er, zeige sogleich beim ersten Anblick mit solcher Zuverlässigkeit, zu welchem Heilzweck es geschaffen sei; den steinartigen Samen bezog man nämlich auf das Steinleiden und verwendete ihn fast ausschließlich dagegen. Das Kraut Arsenogonon (*Mercurialis L.*), dessen Samen den männlichen Hoden gleicht, soll als Trank die Erzeugung von Knaben herbeiführen (XXVI 162), eine Ansicht, die in dem „Satyrion" des Paracelsus wiederkehrt. Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit dem Orchis- oder Serapiaskraut, welches eine doppelte Wurzel hat, gleich den Hoden, und zwar soll die größere, beziehungsweise härtere Wurzel in Wasser getrunken die Geilheit aufregen, die kleinere, beziehungsweise weichere diese dämmen. Eine aufstachelnde Wirkung hat auch das Satyrion mit seiner doppelten, hodengestalteten Wurzel (XXVI 95 f.): Die Parazelsisten wecken auch diese Sonderbarkeiten wieder auf. So hat das Schlangenkraut daher den Namen, daß seine rötliche Wurzel gleich einer Schlange gewunden ist (XXIV 142); daher fliehen die Schlangen vor jedem, der es bei sich trägt, und ein Trank, aus der Wurzel bereitet, ist gegen den Schlangenbiß förderlich (XXIV 149). Das Echioskraut, dessen Köpfchen Vipern ähneln, ist ein gutes Mittel gegen Schlangenbiß (XXV 104). Die Blätter der Hauswurz, zum Teil nach unten gebogen, zum Teil aufrecht stehend, stellen durch ihren Umkreis das Bild eines Auges vor; diese Blätter heilen Tränenflüsse, wenn man sie auflegt oder den Saft aufstreicht (XXV 161 und 162). Das Quinquefolium, in seinen Blättern den fünf Fingern ähnlich, hilft gegen alle Übel an den Fingern (XXVI 26). Die haarige Wurzel des Polypodion, voll napfartiger Vertiefungen, wie die Bartfäden der Polype, verzehrt, zu Mehl zerrieben und in die Nase geschoben, den Nasenpolyp (XXVI 58). Die haarige Wurzel der Dryopteris ist, zerquetscht, ein Haarvertilgungsmittel (XXVII 72). Die Skorpiongurke, deren Samen die Gestalt eines zurückgebogenen Skorpionschwanzes hat, ist ein wirksames Mittel gegen den Skorpionstich (XX 8); aus demselben Grunde, wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Skorpion, werden das Skorpionkraut (XXII 39) und die Wurzel des Thelyphonon (XXV 122) angewendet. Auch die Wurzel des Akonit ist einem Skorpion ähnlich (XXVII 9); der Skorpion erstarrt aber schon durch die bloße Berührung mit dem Akonit (XXVII 6), daher die beliebte Verwendung.

Bei all den angezogenen Beispielen aus der magnetischen Heilkunde sind nur jene angeführt, wo Plinius ausdrücklich den Zusammenhang mit ihr betont. Aber dies geschieht schon aus stilistischen Gründen nur bei wenigen. Eine Unmasse von Heilmitteln wird nebenher aus der Volksmedizin angegeben, bei denen man ohne jede Schwierigkeit die Verbindung mit

der sympathetischen und antipatethischen Lehre herstellen könnte.

In vielen neueren Werken, welche die antike Volksmedizin streifen, werden die sogenannten physischen Heilmittel ohne weiteres aus der Krankheitsdämonenlehre hergeleitet; sehr mit Unrecht. Es ist zwischen Heilzauber und Heilmystik streng zu unterscheiden. Die Formen des Heilzaubers (Reinigung, Sühnung, Bannung, Abschreckung, Täuschung, Versöhnung der Dämonen) gehören den primitivsten Heilvorstellungen an; sobald die Theorien der Heilkunde sich an die philosophische Spekulation anschlossen und an den mystisch-religiösen Dogmatismus des ägyptisch-mesopotamischen Kulturkreises anknüpften, trat die Dämonenlehre hinter kosmologischen Systemen zurück. Während jetzige Lehrbücher der Medizin geflissentlich metaphysischen Fragen aus dem Wege gehen — „sobald die Medizin sich vermißt, das Unerforschliche, die letzten höchsten Lebensprobleme zu lösen, sei es auf dem Weg der philosophischen Konstruktion oder der phantasievollen Mystik, so verfällt sie unerbittlich der Unfruchtbarkeit"[1]) —, will die antike Medizin nach Hippokrates — selbst Galen ist von mystischen Anschauungen nicht frei, wenn er den Einfluß der Gestirne anerkennt, Beschwörungen und Amulette anwendet — auch die Heilkunde in den großen Kreis des kosmischen Monismus einverleiben. Die Lehre vom Magnetismus der ganzen Welt, wonach Seele und Körper, anderseits Sternen-, Menschen-, Tier-, Pflanzenwelt und Mineralien sich in gegenseitiger Neigung oder Abneigung affizieren, greift sogar in einzelne Gebiete des Heilzaubers über. So bezeichnet z. B. Nepualios (Περὶ τῶν κατὰ ἀντιπάθειαν καὶ συμπάθειαν) Besprechungen (ἐπῳδαί) und Amulette (περίαπτα) ausdrücklich als Antipathien. So ist es denn ganz folgerichtig, wenn Plotinos (Ennead. XXVI 72) die Sympathie geradezu der Magie gleichstellt und glaubt, durch deren Kenntnis könne auf einzelne Teile der Welt sympathetisch mit Stellungen, Gebeten, Tönen und Gesängen eingewirkt werden[2]). Stellt sich doch der Neuplatonismus zum Volksglauben ähnlich wie die Stoa: nämlich ihn durch spekulativen Mystizismus zu verteidigen. Aber auch die Grundlehre des Plotinos nähert sich wieder der stoischen συμπάθεια τῶν ὅλων: nach Plotin (Ennead. XXVI 64) ist das ganze Weltall (ἓν ζῷον) kraft eines Weltgesetzes zu unauflöslicher Urverwandtschaft (συμπάθεια oder ὁμοιοπάθεια) in den Teilen und im ganzen miteinander verbunden; nur bedarf es nicht mehr, wie bei der stoischen Auffassung, einer materiellen Vermittlung zwischen den einzelnen Teilen (durch Berührung, Vermischung),

---

1) Fr. v. Müller, Spekulation und Mystik in der Heilkunde (München 1914) S. 39.

2) Vgl. Zeller E., Philos. d. Gr. III 2, 419.

sondern das Gleichartige wirkt auf das Gleichartige auch von der Ferne, als den menschlichen Sinnen unsichtbare Homoipathie[1]), etwa wie der Okkultismus modernsten Datums den Einfluß der Sterne auf das Menschenschicksal mit Hilfe der Radiumstrahlen zu erklären versucht oder auf die in Zuckerpillen gezogene weiße und rote Elektrohomoipathie des Grafen Mattei schwört.

München. Prof. Dr. Eduard Stemplinger.

Die Aigeusszene in der Medea des Euripides.

In den Versen 374 ff. entwickelt Medea nach ihrem Gespräche mit Kreon, der ihr gestattet hat, noch einen Tag zu verweilen, in einer langen Rede, warum sie darum gebeten hat:

. . . . . τρεῖς τῶν ἐμῶν ἐχθρῶν νεκροὺς
θήσω, πατέρα τε καὶ κόρην πόσιν τ' ἐμόν.

Aber noch ist der Höhepunkt der Tragödie nicht gekommen, die Heldin hat noch keinen festen Plan, welchen von den πολλαὶ θανάσιμοι ὁδοί sie wählen soll. Sie entscheidet sich für das Gift, hat aber auch hier noch Bedenken:

V. 386 ff . . . . τίς με δέξεται πόλις;
τίς γῆν ἄσυλον καὶ δόμους ἐχεγγύους
ξένος παρασχὼν ῥύσεται τοὐμὸν δέμας;
οὐκ ἔστι. μείνασ' οὖν ἔτι σμικρὸν χρόνον,
ἢν μέν τις ἡμῖν πύργος ἀσφαλὴς φανῇ,
δόλῳ μέτειμι τόνδε καὶ σιγῇ φόνον.

Nur wenn die Not sie zum Äußersten treibt, will sie zum Schwerte greifen, auch wenn es ihr Tod sein sollte, und jene töten. V. 395 ff. tut sie den Schwur:

οὐ γὰρ μὰ τὴν δέσποιναν, ἣν ἐγὼ σέβω
μάλιστα πάντων καὶ ξυνεργὸν εἱλόμην,
Ἑκάτην, μυχοῖς ναίουσαν ἑστίας ἐμῆς,
χαίρων τις αὐτῶν τοὐμὸν ἀλγυνεῖ κέαρ.

Die dann folgende Auseinandersetzung mit Jason bestärkt sie nur in ihren Racheplänen, ohne daß diese eine bestimmte Richtung nähmen. Sie ruft ihm die hämischen Worte nach (V. 625 f.):

· νύμφευ'· ἴσως γάρ, σὺν θεῷ δ' εἰρήσεται.
γαμεῖς τοιοῦτον ὥστε σ' ἀρνεῖσθαι γάμον.

Als Retter erscheint der König Aigeus, Athens Beherrscher, der Medea bekannt ist, wie die feierliche Anrede als παῖς σοφοῦ Πανδίονος zeigt. (Woher diese Bekanntschaft stammt, ist wohl

---

[1]) Vgl. Zeller ebd. 558.

in einer verschollenen Sage enthalten gewesen.) Er kommt von Delphi, wo er den Gott befragt, und reist nach Trözen zu dem weisen Pittheus, damit dieser ihm das dunkle Orakel deute. Wilamowitz (Griech. Tragödien III. Bd., S. 185) findet es eine starke Zumutung vom Dichter, daß die Landstraße von Delphi nach Trözen an dem Königsschlosse vorüberführe. Aber wie das ναυστολεῖς (V. 682) beweist, ist er zu Schiff vom Hafen Delphis aus nach Korinth gefahren und ich habe immer den Eindruck gehabt, daß die σκηνή das Haus der Medea und nicht den Königspalast vorstelle, der in einiger Entfernung zu denken ist (vgl. N. Wecklein in seiner kommentierten Ausgabe S. 27); übrigens wird doch dem Aigeus schon früher der Aufenthaltsort seiner alten Freundin bekannt gewesen sein und er in Korinth sich sogleich nach ihrer Wohnung erkundigt haben.

Aigeus setzt der Medea auseinander, er habe den Gott befragt, wie ihm Kinder zuteil werden können, denn ἄπαιδές ἐσμεν δαίμονός τινος τύχῃ. Der Gott gibt die dem König unklare Antwort:

ἀσκοῦ με τὸν προὔχοντα μὴ λῦσαι πόδα,
πρὶν ἂν πατρῴαν αὖθις ἑστίαν μόλω,

was sich nur auf die Enthaltung vom Geschlechtsgenusse beziehen kann. Aigeus versteht den Spruch nicht und will eben diesbezüglich den König Pittheus von Trözen befragen. Dem König ist unterdessen das schlechte Aussehen der Medea aufgefallen und auf seine Frage berichtet sie von ihrer elenden Lage und bittet ihn schließlich, seine Kniee umfassend, sich ihrer zu erbarmen und sie in sein Land und sein Haus aufzunehmen; sie läßt durchblicken, daß sie ihm auch von großem Nutzen gerade in Bezug auf seine Nachkommenschaft sein könnte. Aigeus sagt, er sei aus vielen Gründen dazu bereit, besonders (V. 721 ff.): παίδων <ἕκατι> ὧν ἐπαγγέλλῃ γονάς·

ἐς τοῦτο γὰρ δὴ φροῦδός εἰμι πᾶς ἐγώ.

Allerdings dürfe sie nicht mit ihm gehen, das würde den König und Korinth erzürnen, aber wenn sie in seinem Hause erscheine, werde er sie schützen und niemandem ausliefern. Aigeus muß nach einigem Widerstreben auf Medeas dringendes Verlangen hin einen feierlichen Eid darauf leisten. Von den Segenswünschen Medeas, die nach Erreichung ihres Zieles sofort nach Athen kommen will, und denen des Chores begleitet, zieht Aigeus weiter. Jubelnd ruft Medea aus (V. 764 ff.):

ὦ Ζεῦ Δίκη τε Ζηνὸς Ἡλίου τε φῶς,
νῦν καλλίνικοι τῶν ἐμῶν ἐχθρῶν, φίλαι,
γενησόμεσθα κεἰς ὁδὸν βεβήκαμεν·
νῦν ἐλπὶς ἐχθροὺς τοὺς ἐμοὺς τείσειν δίκην.
οὗτος γὰρ ἁνὴρ ᾗ μάλιστ' ἐκάμνομεν
λιμὴν πέφανται τῶν ἐμῶν βουλευμάτων.

Sofort trägt jetzt Medea dem Chor ihre bestimmten Pläne vor, wie sie die junge Frau durch einen vergifteten Schmuck, den ihre Kinder jener überbringen sollen, verderben, dann aber auch ihre eigenen Kinder töten will, — um Jason ganz elend zu machen. Sie schickt eine Dienerin zu Jason, um ihn herzubitten, damit er die Kinder mit dem Geschenke zur Königstochter führe. Die Heldin hat also ihren klaren Beschluß gefaßt und beginnt ihn auszuführen. Hat die Aigeus-Szene die letzte Stufe der Steigerung dargestellt, so ist diese Darlegung der Medea als der Höhepunkt der Handlung zu bezeichnen, „das Herausbrechen der Tat aus der Seele des Helden“ (G. Freytag, Technik des Dramas, S. 112). Der Chor singt dann das herrliche Preislied auf Athen, dessen Bedeutung gerade für das Jahr 431 Wilamowitz (a. a. O. S. 191 ff.) in einzig schöner Weise gewürdigt hat.

Ich glaubte, diese kleine Inhaltsanalyse mit Hervorhebung dessen, was für die folgende Untersuchung von Wichtigkeit ist, vornehmen zu müssen, bevor ich auf den eigentlichen Zweck dieser Zeilen zu sprechen komme. Dieser ist die Widerlegung der fast einstimmigen Behauptung der Kritiker, die Aigeus-Szene verstoße gegen die Ökonomie des Dramas, das Auftreten des Königs sei schlecht motiviert u. ä. Also diese Szene an einer der bedeutsamsten Stellen unseres sonst so hochgepriesenen Dramas, nahe dem Höhepunkt und ihn veranlassend, wo der Dichter allen Glanz der Poesie, alle dramatische Kraft anzuwenden hat, um diesen Mittelpunkt seines Kunstwerkes herauszuheben (G. Freytag) — ein Mißgriff des großen Tragikers!

Aber hören wir nun die Stimmen einiger moderner Beurteiler, die schon auf Vorwürfen älterer Autoren, wie Corneille, A. W. Schlegel, Bernhardy, fußen; ja sie führen (z. B. Wilamowitz a. a. O., S. 185, Arnim in der Einleitung zur erklärenden Ausgabe, S. XXI) als Kronzeugen für ihre Behauptung keinen geringeren an als Aristoteles, der in der Poet. c. 25 p. 1461 b sagt: ὀρθὴ δ' ἐπιτίμησις καὶ ἀλογίᾳ καὶ μοχθηρίᾳ[1]), ὅταν μὴ ἀνάγκης οὔσης μηδὲν χρήσηται τῷ ἀλόγῳ ὥσπερ Εὐριπίδης τῷ Αἰγεῖ. Aber diese Stelle kann sich ebensogut auf die verlorene Tragödie Aigeus beziehen, wie N. Wecklein a. a. O. S. 15 richtig bemerkt, wenn auch zugegeben werden muß, daß Aristoteles auch für die anderen Personen eines Dramas, nicht nur für den Titelhelden, diese kurze Ausdrucksweise anwendet (c. 17 ἐν τῷ Ὀρέστῃ, gemeint ist der Orestes in der Iph. Taur., c. 16 ἐν τῷ Ὀδυσσεῖ, Odysseus in Sophokles' Philoktet). Sei dem wie immer, dieses Urteil enthebt uns nicht eigener Prüfung. Arnim sagt (S. XXI): „Was namentlich den modernen Leser an dieser

---

[1]) Leseart Vahlens.

Szene beleidigt, ist überflüssig auseinanderzusetzen [1]), und daß das Auftreten des Aigeus schlecht motiviert ist, hat schon Aristoteles getadelt.“ Seeliger in Roschers Lexikon der Mythologie (s. v. Aigeus): „Die Aigeus-Szene, störend vom künstlerischen Standpunkt, läßt sich nur dadurch erklären, daß der Medea Aufenthalt in Athen auf einer attischen Sage beruht.“ N. Wecklein (a. a. O. S. 15): „Das Auftreten des Ägeus ist zufällig. In V. 389 wird darauf vorbereitet und die Andeutung einer anderen Möglichkeit ist bestimmt, den Eindruck des Zufalls abzuschwächen. Allein da Medeia nur einen Tag Frist erlangt hat, so finden wir es sehr unwahrscheinlich, daß in der kurzen Zeit die erwartete und doch durch nichts veranlaßte Hilfe erscheint.“ Wilamowitz (S. 185): „Ohne Frage schneit der Retter auf Kommando des Dichters zu plötzlich auf die Bühne.“ Endlich H. Fischl in seiner vorzüglichen Schulausgabe (Wien, Fromme 1913, S. XVI): „. . . . die Einführung des Aigeus, die vom Standpunkte der Ökonomie kaum zu rechtfertigen ist.“

Diesen Ansichten gegenüber sind schon zahlreiche Rechtfertigungsversuche, teilweise allerdings recht schüchtern, gemacht worden. Sie möchte ich jetzt zusammenfassen und ergänzen. Da ist erstens vorzubringen, daß der Dichter in den zitierten Versen 386 ff. auf diese Szene wohl vorbereitet, indem er Medea darlegen läßt, daß sie nicht gesonnen ist, ihr Leben mutwillig in die Schanze zu schlagen und so den Feinden zu einem Triumph zu verhelfen, sondern auf einen πύργος ἀσφαλής wartet, zu dem sie flüchten kann. „Die in ihren Plänen noch unschlüssige Medea,“ sagt Joh. Minckwitz in der Einleitung zu seiner Übersetzung der Medea S. 23, „wartet auf einen derartigen Lichtschimmer, um für alle Fälle gedeckt zu sein: das Publikum kann es nicht mehr auffällig finden, als der Freund in der Not wirklich erscheint.“ In Aigeus hat sie den λιμήν gefunden (V. 769). Das Drama wäre um einen Gutteil seiner Spannung gekommen, wenn Medea von allem Anfang an einen bestimmten Plan gefaßt und durchgeführt hätte; gerade die anfängliche Unschlüssigkeit über die Art der Rache, der plötzliche Wechsel ihres Planes, daß sie nämlich nach der Aigeus-Szene nicht mehr Jason töten will, sondern ihre eigenen Kinder, um so viel furchtbarere Rache an ihrem Gatten zu üben, sind in dieser Beziehung ungemein wirkungsvoll. Und steht nicht auch eben jene Änderung ihres Entschlusses mit dem Auftreten des Aigeus in Verbindung? Warum hat denn der Dichter so stark die Sehnsucht nach dem Besitze von Kindern betont, besonders in dem zitierten Verse 722? Zuerst hat Hartung (angeführt bei

---

[1]) Er meint wohl die skrupellose Art der Medea, „wie sie den alten Herrn ködert“, um einen Ausdruck von Wilamowitz zu gebrauchen, aber gerade das gehört zur Charakteristik dieser komplizierten Frauengestalt.

Minckwitz S. 23 f.) die Bedeutung der Szene in dieser Hinsicht betont: „Es muß uns auf irgend eine Weise nahegelegt werden, wie wichtig der Besitz von Kindern für den Mann ist, wie viel ihm daran gelegen ist, zu diesem Besitz zu gelangen und was er für ihn zu unternehmen und zu opfern fähig ist . . . . Die beiden Personen (Jason und Ägeus) sind einander parallel gegenübergestellt; der eine hat bereits, was der andere mit Eifer sucht, und indem jener ein so teures Gut durch seinen Leichtsinn einbüßt, wird diesem zuteil, was jener verliert. Und wenn schon die Sehnsucht des Ägeus nach dem, was er nie besessen hat, so mächtig ist, so können wir uns im voraus denken, wie groß der Schmerz des Jason sein wird, wenn er das Glück, das er schon besessen hat, durch seine eigene Schuld für immer verloren haben wird." Sehr schön hat Arnim diesen Gedanken Hartungs aufgegriffen, aber mehr das psychologische Moment hervorgehoben: „Unentbehrlich für die Entwicklung ist die Szene hauptsächlich deswegen, weil durch das Gespräch mit dem kinderlosen Manne die Keime zu dem Gedanken des Kindermordes in Medeias Seele gelegt werden. Freilich hat der Dichter diese Motivierung nicht deutlich herausgearbeitet[1]). Aber unfraglich war ein geschickter Schauspieler imstande, bei Aigeus' Worten ἐς τοῦτο γὰρ δὴ φροῦδός εἰμι πᾶς ἐγώ durch sein stummes Spiel auszudrücken, wie Medeia aufhorcht und sich etwas Besonderes dabei denkt. .... Medeias Kopf durchschießen, während sie äußerlich ganz Teilnahme ist, manche schnellen Gedanken. Es wird nun begreiflich, daß Medeia, nachdem Aigeus sich entfernt hat und sie zuerst die äußere Bedeutung des mit ihm geschlossenen Vertrages hervorgehoben hat, imstande ist, mit einem fertigen Programm der Rache hervorzutreten. Warum der Dichter uns nicht das Werden des Planes im einzelnen vorführte, ist eine uns Modernen naheliegende Frage. Daß er es gekonnt hätte, wird doch wohl niemand bezweifeln. Er konnte es in der Aigeus-Szene durch wenige zur Seite gesprochene Worte Medeias tun. Unsere Empfindung gibt uns hierauf die Antwort, daß die Wirkung von Medeias Erklärung, daß sie die Kinder morden werde, gerade durch ihr überraschendes und unvorbereitetes Auftreten eine erschütternde ist. Ein Charakter wie Medeia birgt solche Entschlüsse in der dunklen Tiefe des Herzens, bis sie sich zu unumstößlicher Gewißheit ausgebildet haben. Dann treten sie plötzlich ans Licht, vom Wirbel zur Sohle in Stahl geschnallt, ein Entsetzen der Menschheit."

---

[1]) Wecklein, der sagt: „Es hieße herauslesen, was nicht darin liegt, wenn man mit Hartung den Zweck der Ägeusszene darin suchte, zu zeigen, wie wichtig der Besitz von Kindern für den Mann, wie groß also der Verlust des Jason sei", möge bedenken, daß ein Dramatiker vom Range des Euripides ein Motiv, das von gar keiner Bedeutung für die Dichtung wäre, nie und nimmer so betont hätte.

Die Szene ist also wohl mit dem Vorhergehenden verknüpft, sie hat ihre tiefe Wirkung auf das Folgende; aber ist nicht doch das Auftreten des Königs vollkommen unmotiviert und zufällig? Soviel ich sehe, ist da noch nie auf einen Umstand hingewiesen worden, den der Dichter doch deutlich hervorhebt: **Medea steht in Verbindung mit höheren Mächten.** Helios, ihr Ahn, entführt sie am Schlusse der Tragödie auf einem Drachenwagen; Hekate, die in einem Winkel ihres Hauses wohnt, ist ihre Gehilfin (V. 395ff.); V. 625 f. versichert sie dem Jason, er werde eine unglückliche Hochzeit feiern, und fügt die Worte bei: σὺν θεῷ εἰρήσεται, was Schwur und Wunsch zugleich ist. Ja, sind es da nicht eben die Götter, die den Aigeus zur rechten Zeit gesendet haben? Medea weiß es (V. 764): ὦ Ζεῦ Δίκη τε Ζηνὸς Ἡλίου τε φῶς ruft sie nach dem Fortgange des Königs jubelnd aus. Ihre gerechte Sache steht unter dem Schutze des Zeus und der Dike (die Themis hat sie ja schon V. 160 gegen ihren Gatten angerufen), und ihr Ahn Helios verhilft ihr zu einem vollen Siege über ihre Feinde, indem er sie in einen sicheren Rettungsport geleitet. Ich glaube, so betrachtet, schwinden die letzten Bedenken über die „durch nichts veranlaßte Hilfe" (Wecklein): sie ist veranlaßt, veranlaßt durch die unsterblichen Götter, die Medea und ihrer Sache helfen.

Zwei äußere Gründe haben sicherlich dem Dichter die auf Aigeus fallende Wahl erleichtert. Des Euripides Drama Aigeus war den Athenern wie dem Dichter noch in frischem Gedächtnis (Wilamowitz) und so wollte er das neue Medeadrama mit jener Version in Einklang bringen (Seeliger). Und zweitens wollte er durch die Vorführung des attischen Königs eine Gelegenheit zu einem patriotischen Lobe seiner Vaterstadt Athen gewinnen, das in dem von kriegerischer Begeisterung erfüllten Aufführungsjahr 431 zündend wirken mußte (Wecklein, Wilamowitz, Fischl).

Ich fasse zusammen: Mögen für den Dichter auch diese außen liegenden Umstände für die Einfügung dieser Szene mitbestimmend gewesen sein, so muß man doch anderseits bedenken, daß sie mit dem Vorausgehenden eng verknüpft ist, daß sie zum Höhepunkte des Dramas führt, weil in Medea bei den Worten des kinderlosen Königs der Gedanke an den Kindermord aufkeimt, endlich daß die Götter es sind, die Medea die von ihr gewünschte Rettung bringen. So sehen wir denn in der Aigeus-Szene ein notwendiges, wohleingefügtes Glied in der herrlichen Szenenkette dieser Tragödie.

Graz. Prof. Dr. Gustav Simchen.

Über zwei Motive der „Traumdeutung“ Walthers von der Vogelweide.

(III 94, 11 Lachm.)

Der neue Frühling (der sumer) hat unseren Dichter in sein frischbegrüntes Reich hinausgerufen. Im Lindenschatten an einer Quelle fand er ein einladendes Ruheplätzchen. Er ließ sich nieder. Alle Erdenschwere sank von seinem Herzen, eine unbeschreibliche Leichtigkeit begann ihn zu erquicken; er fiel in Schlaf. Da träumte ihm Wunderbares: er ward zum Herrn aller Reiche, seine Seele genoß aller Wonnen des Himmels und wußte nichts mehr vom Leibe und seinem irdischen Gebaren[1]. So hätte Walther gern ewig weiterschlafen und weiterträumen wollen (gerne slief ich iemer dâ) —

wan ein unsaeligiu krâ
diu begonde schrîen.
daz alle krâ gedîen
als ich in des günne!
si nam mir michel wünne.
von ir schrîenne ich erschrac:
wan daz dâ niht steines lac,
sô waer ez ir suontac.

Ein scheußliches Erlebnis: aus dem schönsten Traum seines Lebens (schoener troum enwart nie mê) durch einen elenden Krähenruf aufgeschreckt zu werden! In komischem Zorn verflucht der Dichter den „unseligen“ Vogel und es hätte der krâ das Leben gekostet (ez waer ir suontac), wenn in der Nähe ein Stein gelegen wäre.

Dieses poetische Motiv eines herrlichen Traumes, der durch einen zur Unzeit lärmenden Vogel gestört wurde, ist in der deutschen Literatur singulär und hat auch weder in der altklassischen Dichtung oder Prosa noch meines Wissens im neueren Schrifttum überhaupt eine Vergleichsstelle. Es dürfte darum manchem Interesse begegnen, wenn ich hier auf eine auffallende Parallele aus dem Chinesischen (das Gedicht Sang-Sli-Pos vom Goldfasan) hinweise, das natürlich ganz ohne Abhängigkeit von unserem Minnesänger entstanden ist[2]) und so gleichzeitig ein Mahnungsexempel für diejenigen bietet, welche literarische Nachwirkungen auch ohneweiters dort annehmen zu dürfen vermeinen, wo diesen nicht schon durch des Autors nachweisbare Lektüre, durch Zitate aus den Werken des Vorbildes oder sonstige schwerwiegende Argumente ein größerer Grad der Glaubwürdigkeit

[1]) Bezüglich dieser Auffassung der Stelle siehe den Schluß der vorliegenden Ausführungen.

[2]) Der chinesische Dichter lebte von 1821—1870. Vgl. Hans Bethge a. O. S. 117.

zukommt. Hans Bethge hat das bezeichnete Gedicht in seiner Sammlung übersetzter chinesischer Lyrik („Die chinesische Flöte". Leipzig, Inselverlag, 8. Auflage 1917, S. 87) folgendermaßen nachgebildet:

> Mit Surren flog der Goldfasan
> Dicht vor mir aus dem Reisfeld auf —
> Ich fuhr erschreckt zusammen.
> Es war zur Zeit der Mittagsglut
> Im Schatten des Aglajabaums
> Streckt' ich mich müde nieder.
> Ich schloß die Augen und ich schlief
> Und träumte von dem Paradies
> Und hatte keine Sorgen.
>
> Oho! Da flog der Goldfasan
> Dicht vor mir aus dem Reisfeld auf —
> Und fort war alles Träumen.
> Es gibt ein Vieh, das hasse ich,
> Der Vogel nennt sich Goldfasan,
> Ist hämisch von Charakter.
> Jetzt lauf' ich wütend in die Stadt,
> Will Bogen mir und Pfeil erstehn
> Und Goldfasanen schießen!

Köstlich ist — wenn wir von der Übereinstimmung im Motive selbst nicht weiter sprechen — der drollige Unwillen, der sich in der Verwünschung des Traumglückräubers und in dem Wunsch, ihm das Lebenslicht auszublasen, zu erkennen gibt; und dies um so mehr, wenn man bedenkt, daß doch die beiden geflügelten Bösewichter weder eine Absicht der Böswilligkeit noch eine Ahnung von ihrem störenden Treiben hatten. Zweifellos liegt beiden Dichtungen ein tatsächliches Erlebnis zugrunde. Während sich jedoch Sang-Sli-Po mit der Abschilderung des unliebsamen Geschehnisses begnügt, läßt sich bei Walther von der Vogelweide eine freie Fügung aus Wirklichkeit und Erfindung vermuten. Sein Spaziergang in die Frühlingsnatur, sein Traum, der Krähenschrei haben wohl realen Hintergrund, an den die Phantasie eine satirische Zelle gebaut hat. In der letzten Strophe unseres Gedichtes erzählt nämlich Walther von einer greisen Traumdeuterin, die ihm angeblich durch ihre — völlig hohlen — Wahrsagekünste sein psychisches Gleichgewicht wiedergab: er schüttet damit über abergläubische Leute, die sich bei alten Weibern Träume auslegen lassen, den ganzen Hohn seiner lustigen Bosheit.

Dieses zweite Motiv — die Verspottung der Wahrsagerei und Traumdeuterei — hingegen ist, wenn auch eine recht seltene, so doch keine so ausnahmsweise Erscheinung in der Literatur. Es begegnet bereits in der antiken Schriftstellerei, nur sind es

da nicht Frauen, deren Prophezeihungen persifliert werden[1]), sondern die μάντεις, die ἀστρόλογοι, die ἀποτελεσματικοί oder wie sie die Römer nannten: die *Chaldaei*, die *mathematici*, *planetarii*, auch *genethliaci*. Aber nicht der keineswegs seltenen ernsten Abweisungen der Kunst, den Schleier des Kommenden zu lüften, wie wir sie bei Cicero, Tacitus, Gellius[2]) u. a. finden, sei hier gedacht, sondern der sehr spärlich gesäten poetischen Verhöhnungen der Wahrsagerei. Interessanterweise sind die wenigen Stellen, die wir hier vorzubringen haben, handgreiflich derbe Verunglimpfungen des Prophetentums, die zu der Art, wie Walther von der Vogelweide das Nichtssagende solcher Deutungen ins Licht stellt, wohlpassende Parallelen darbieten. So verhöhnt ein Epigramm (Anth. Pal. XI 163) die Verkündigung eines Sehers, der weissagte

πάντες, ἔφη, νικᾶτε, μόνον μή τις σὲ παρέλθῃ
καὶ σὲ καταστρέψῃ καὶ σὲ παρατροχάσῃ.

Und an einer anderen Stelle (XI 365) ist von einem Sterndeuter die Rede,

ὅς δὲ λαβὼν ψηφῖδας, ὑπὲρ πίνακός τε πυκάζων
δάκτυλά τε γνάμπτων φθέγξατο Καλλιγένει·
εἴπερ ἐπομβρήθῃ τὸ ἀρούριον, ὅσσον ἀπόχρῃ,
μηδέ τιν' ὑλαίην τέξεται ἀνθοσύνην
μηδὲ πάγος ῥήξῃ τὴν αὔλακα, μηδὲ χαλάζῃ
ἄκρον ἀποδρυφθῇ δράγματος ὀρνυμένου,
μηδὲ νεβροὶ κείρωσι τὰ λήια, μηδέ τιν' ἄλλην
ἠέρος ἢ γαίης ὄψεται ἀμπλακίην,
ἐσθλόν σοι τὸ θέρος μαντεύομαι, εὖ δ' ἀποκόψεις
τοὺς στάχυας· μούνας δείδιθι τὰς ἀκρίδας.

Auch in der römischen Poesie wird mit den zukunftdeutenden Betrügern mancher Scherz getrieben. So spricht Ennius, ein griechisches Muster (vgl. Anth. Pal. VII 172, 7) kopierend,

---

[1]) In früher Zeit, in der natürlich sehr viel und sehr ernstlich gedeutet und prophezeit wird, spielen auch die ungelehrten (aller Astrologie und Mathematik fernen) Deutungen der Frauen eine größere Rolle. Mit welcher Sicherheit, den Glauben der Zuhörer zu finden, weissagt — um nur ein Beispiel anzuführen — Helena im 15. Gesang der Odyssee (v. 169—179), wo ihr Gemahl ein angebliches Vorzeichen nicht sogleich auszulegen vermag!

[2]) *Cic. De divin. II 87 sqq.: Ad Chaldaeorum monstra veniamus . . . Chaldaeis in praedictione et in notatione cuiusque vitae ex natali die minime esse credendum; ibid. 90: O delirationem incredibilem! non enim omnis error stultitia dicenda est. Quibus etiam Diogenes Stoicus concedit aliquid, ut praedicere possint dumtaxat, qualis quisque natura et ad quam quisque maxime rem aptus futurus sit; cetera, quae profiteantur, negat ullo modo posse sciri. — Gell. N. A. XIV 1: Dissertatio Favorini philosophi adversus eos, qui Chaldaei appellantur et ex coetu motibusque siderum et stellarum fata hominum dicturos pollicentur.* Cf. Tac. Hist. I 22; Val. Max. I 3, 3.

spöttisch von den Sternkundigen: *quod est ante pedes noenu spectant, caeli scrutantur plagas* (Trag. fragm. 42)[1]) und Horaz bereitet der mantischen Kunst und damit indirekt der menschlichen Leichtgläubigkeit eine launige Abfuhr, wenn er den Seher Tiresias (in einer Unterredung mit Ulixes Sat. II 5, 59 f.) von sich selbst sagen[2]) läßt:

O Laertiade, quicquid dicam, aut erit aut non:
divinare etenim magnus mihi donat Apollo,

wobei der Dichter durch den schneidenden Gegensatz, in den er die feierliche Apostrophe ‚*O Laertiade*' mit der Erbärmlichkeit des Weissager-Eingeständnisses stellt, die Persiflage der Seherweisheit um so wirksamer vollzieht. Man denke dabei an die zu effektvollem Kontrastzwecke vorbereitete Wichtigkeit, die sich bei Walther von der Vogelweide in den der nichtigen Prophezeiung vorangehenden Worten (V. 42) ausdrückt: daz merken wîse liute.

Abschließend möchte ich noch bemerken, daß der Sinn der Worte (V. 21 ff.) 'wie mîn sêle waere / ze himel âne swaere / und wie der lîp solte / gebâren swie er wolte' von F. Pfeiffer[3]) und anderen wohl nicht richtig verstanden wird, wenn man erklärt: „wie ich, was ich auch auf Erden tun möchte, doch des Himmels sicher wäre." Walther will nichts anderes sagen, als daß ihm die höchsten irgend denkbaren Freuden zuteil wurden: es war ja sein schönster Erdentraum. Wenn es nun heißt, der Leib sollte hier auf Erden tun, was er wollte, so ist damit ausgedrückt, daß ihm die Seele Valet gesagt hatte und im Himmel war: Körper und Seele waren im Traum nicht mehr beisammen[4]). Diese Sonderung von Seele und Leib sowie deren Verhalten und Befinden hat in der Schilderung einer Traumvorstellung nichts Befremdendes, ist vielmehr gerade da von besonderer Originalität und verständlicher, dichterisch kühner Schönheit. Nirgends spricht Walther von einer „Sicherheit" eines Anspruches auf den Himmel; er bedeutet, daß die Seele bereits im Himmel ist. Möglicherweise hat die Anregung zu dieser Scheidung von Leib und Seele die ein naives Gemüt verblüffende und länger beschäftigende Tatsache gegeben, daß dem ungestört Träumenden ein eigentliches Bewußtsein seiner leiblichen Existenz mangelt, während ihm die Funktionen der Seele deutlich bleiben. — Die im voranstehenden angeführte

---

[1]) Vgl. Norden, Jahrb. f. Phil. Suppl. XVIII 267 fg.

[2]) Es geschieht dies in der dem römischen Dichter so geläufigen Form des satirischen Seitenhiebes, der *en passant* fällt; vgl. z. B. *Sat.* I 1, 13 sq., 101 sq., 105, 120 u. a. St.

[3]) In der Ausgabe der „Deutschen Klassiker des Mittelalters", 1. Bd. S. 15.

[4]) Auch die Lesart Pfeiffers *und der lîp hie solte* kann keine andere Bedeutung haben.

Lesung Lachmanns, die sich der besten Überlieferung anschließt[1]), läßt ferner die Erläuterung zu, daß nicht nur die Seele des Träumenden ihr höchstes Glück, die Himmelsseligkeit, gewann, sondern auch der von ihr verlassene, auf Erden zurückbleibende Leib aller ersehnten Freuden teilhaftig wurde. Die Worte „und wie der lîp solte gebâren swie er wolte" haben die Bedeutung: „(Und es däuchte mir sogleich im Traum,) daß der Leib leben durfte, wie er wollte." Er konnte demnach — in der Traumvision Walthers — ein Leben nach freiestem Belieben, also das in der Vorstellung so vieler für ideal geltende Leben, führen. Und der Sinn der dritten Strophe ist nunmehr: Im Traume genossen meine Seele und mein Leib höchste Wonnen. Es war somit ein Traumbild mit einem Vorstellungsinhalte, wie er nach der Theorie des Psychoanalytikers Dr. Philipp Freud der weitaus größten Zahl der Träume eigen ist: ein Traum als Wunscherfüllung.

Wiener-Neustadt. Dr. Mauriz Schuster.

[1]) S. in Lachmanns Ausgabe die kritischen Anmerkungen S. 204. Dazu Hermann Pauls Ausg. (Altd. Textbibl. Nr. 1, 3. Aufl. 1905) S. 84 und 175.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Karl Brugmann und Berthold Delbrück, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Zweite Bearbeitung. II. Band: Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch von Karl Brugmann. 3. Teil, 2. Lieferung (S. 497—1051, mit Wortindex zum 3. Teil des II. Bandes). Straßburg 1916, Trübner. 8°. Preis 20 M.

Mit dieser Schlußlieferung des dritten Teiles, die die zusammengesetzten (periphrastischen) Tempusbildungen, die Modusbildungen, die Personalendungen, den Gebrauch der Formen des Verbum finitum und infinitum, und die Partikeln im einfachen Satz behandelt, begrüßen wir den Abschluß der Wortlehre in der monumentalen zweiten Auflage von Brugmanns Grundriß und damit die Krönung eines Werkes, das schon seit langem sich unter jene Leistungen deutschen Geistes einreiht, die von unserer kulturellen Führerschaft unter den Völkern der Erde Zeugnis ablegen.

Dem Plane der Neuauflage entsprechend, ist im Anschluß an die Betrachtung der Formenbildung auch die Syntax der Verbalformen zur Darstellung gelangt, die in der ersten Auflage den zweiten Teil der dort von Delbrück bearbeiteten Syntax gebildet hatte. Indogermanistik und Einzelphilologien dürfen sich beglückwünschen, daß nun die formale und syntaktische Geschichte der indogermanischen Wortformen mit jener an Brugmann gewohnten Meisterschaft zu Ende geführt vorliegt, die in verwickelten Erscheinungen die großen Linien klarzulegen versteht und, da stets vom Bewußtsein der noch zu lösenden Aufgaben getragen, überall ihre anregende Kraft betätigt. Auch in diesem neuen Teilbande wird selbst der Fernerstehende, der sich aus ihm Rats erholt, wieder mit besonderem Danke die leichte Lesbarkeit und den klaren Fluß der Darstellung empfinden, die nicht zum geringsten Teile gerade auf dem bewährten Geschick des Verf.s beruhen, überall das Wesentliche an den Erscheinungen in den Blickpunkt des Lesers zu rücken und außerdem bei allem für uns noch entwicklungsgeschichtlich Verfolgbaren die

Grundlagen und die daraus geflossenen Entwicklungsstufen scharf auseinanderzuhalten.

Vom formalen Teile der vorliegenden Lieferung darf die Geschichte der indogermanischen Modusbildungen, besonders des Konjunktivs und Optativs, das Hauptinteresse beanspruchen. Da gerade in den beiden klassischen Sprachen die formalen Verhältnisse dieser Modi bunt genug sind, werden Brugmanns Ausführungen hierüber besonders den klassischen Philologen förderlich und willkommen sein. Sehr wichtig ist auch der umfangreiche Abschnitt über die Personalendungen, der den formalen Teil des Bandes beschließt. Dessen folgende größere Hälfte ist dem Gebrauch der Formen des Verbum finitum und infinitum gewidmet. Von ersterem werden der Reihe nach behandelt: 1. die Genera verbi und die Verba reflexiva; 2. der Gebrauch der Tempora. Hier zunächst über Tempus und Aktionsart (Präsens- und Aoriststämme, Perfektstamm), über Tempus und Zeitstufe, dann über den Gebrauch der Indikative der einzelnen Tempusstämme (Praesentis, Imperfecti, Aoristi, Perfecti, Plusquamperfecti, Futuri); 3. der Gebrauch der Modi: Injunktiv und Imperativ, Konjunktiv, Optativ, Übertragung optativischen Sinnes auf präteritale Indikative. Man wird jedem, der an einzelsprachliche Verbalsyntax heranzutreten hat, empfehlen müssen, sich aus diesen Abschnitten, die zwischen übergroßer Knappheit und unübersichtlicher Häufung der Beispiele das glückliche Mittelmaß halten, die richtigen Grundbegriffe und das feste Gerüst für die Beurteilung der Tatsachen anzueignen, um erst mit bereits geklärtem Urteil und fester Grundlegung sich an umfangreichere Werke über einzelsprachliche Syntax zu wenden. Im Bereich des Verbum infinitum gibt der Gebrauch der Infinitive und Supine bereits vielfach Veranlassung zur Erörterung von Fragen, die bei der Gleichwertigkeit gar mancher Infinitivkonstruktionen mit Konjunktionalsätzen schon das Gebiet des zusammengesetzten Satzes streifen. So in den Abschnitten über den Infinitiv zur Ergänzung einer Satzaussage oder eines Verbums und über Substantive, die syntaktisch zum Verbum und zum Infinitiv zugleich gehören. Auch im Abschnitt über den Gebrauch der Partizipien und Verbaladjektive reichen die Ausführungen über den lateinischen Ablativus absolutus oder den griechischen Genitivus absolutus notwendig an das äußere Grenzgebiet des einfachen Satzes heran. Der Syntax des einfachen Satzes ist endlich noch das Schlußkapitel „Partikeln im einfachen Satze" gewidmet.

Wenn wir auf Brugmanns großes Grundrißwerk und die seit dem Erscheinen des ersten Bandes der zweiten Auflage verflossenen beiden Dezennien Rückschau halten, so wird es keinem Kundigen entgehen, daß der Fortschritt unserer Wissenschaft, an dem Brugmann selber wie durch seine Tätigkeit am Grundriß

so auch durch zahlreiche Sonderuntersuchungen einen so hervorragenden Anteil erworben hat, den erfreulichen Grundzug ruhiger und gesicherter Stetigkeit aufweist und daß die Grundlagen unseres sprachwissenschaftlichen Gebäudes sich als fest gefügt und zuverlässig erwiesen haben. Welch mächtiger Aufstieg von Schleichers Kompendium zu unserem heutigen Grundriß! Dort noch die Tatsachen beherrscht und oft übertönt von der Theorie, wie ein nach einer Weltanschauung ringender Jüngling sich bald einer leicht überschaubaren Formel verschreibt, in die sich die Wirklichkeit schlecht oder recht einzufügen hat; hier die Vielheit der Erscheinungen und ihre vorurteilslose Wägung zum beherrschenden Prinzip erhoben, vergleichbar dem von der Schule des Lebens gehämmerten reifen Manne, den die Erfahrungen gelehrt haben, nur der Majestät der Tatsachen die Ehre zu geben. Und diese Erkenntnis, daß in unserer heutigen Sprachwissenschaft die Spekulation aus ihrer einst beherrschenden Stellung in jene bescheidenere Rolle zurückverwiesen ist, in welcher sie in jeder Wissenschaft als Sauerteig für neue Anregungen ihre berechtigte Stellung hat, gibt uns auch die Gewißheit, daß es in der Weiterentwicklung unserer Wissenschaft keinen Bruch mehr, sondern nur organischen Fortschritt geben kann. Daß es Brugmann noch lange vergönnt sein möge, diesem seine Kraft zu widmen, sei es nun im Rahmen des letzten Syntaxbandes oder anderer Untersuchungen, sei unser dankbarer Wunsch.

Innsbruck. Alois Walde.

Dr. Alois Walde, Über älteste sprachliche Beziehungen zwischen Kelten und Italikern. Rektoratsschrift, Innsbruck 1917, Wagnersche Univ.-Buchdruckerei. 77 S. 8°. 2 K.

Bisher war allgemein die Überzeugung verbreitet, daß es einst eine wesentlich einheitliche urkeltische Sprache gegeben habe, die dann zunächst in zwei Gruppen, ein Urgälisch und ein Urbritannisch, auseinandergefallen sei; ebenso habe es einmal ein wesentlich einheitliches Uritalisch gegeben, das sich dann in die beiden Gruppen des Urlatinischen und des Ursabellischen gespalten habe. Die meisten nahmen überdies an, daß Uritalisch und Urkeltisch aus einer Uritalo-keltischen Gemeinsprache hervorgegangen seien.

Mit dieser gleichsam schon selbstverständlich gewordenen Ansicht räumt nun W. in kühner, bahnbrechender Weise auf. Er weist unzweideutig nach, daß es ein Uritalisch und Urkeltisch im bisherigen Sinne überhaupt nicht gegeben hat, daß vielmehr das Urlatinische und Urgälische von Urzeiten her zusammengehört und ein selbständiges Dialektgebiet gebildet haben und daß sich

erst nach der Abwanderung der nachmaligen Latiner nach Süden die im Norden verbliebenen Teile der Gälo-Latiner mit den benachbarten Urbritanniern zu dem Volke der Kelten verbanden. Ebenso bildete sich durch das in Italien erfolgte Zusammentreffen der (Gälo-) Latiner mit den später nachrückenden Sabellern, die im Norden den Britanniern zwar benachbart gewesen, aber mit ihnen in keine besonders enge Beziehung getreten waren, eine Art gemeinitalischer Sprache heraus, die aber ebenso eine sekundäre Entwicklung darstellt, wie das im Nordwesten entstandene gemeinkeltische Sprachgebiet. Als ursprünglich haben wir nur die drei Völker der Gälo-Latiner, Britannier und Sabeller anzusehen.

Den Nachweis des ursprünglichen Zusammenhanges des Irischen und Lateinischen im Gegensatz zu den zwei anderen Gruppen erbringt W. durch die Feststellung, daß nur jene beiden Sprachen volle Deponentialflexion zeigen und die kürzeren Passivformen auf *-r* größtenteils durch Verbindungen dieses *r* mit den sonstigen Dentalendungen ersetzt haben, daß ferner nur sie ein *b*-Futurum gebildet und idg. *n̥, m̥* vor Konsonanten zu *en, em* entwickelt haben. Nur sie haben auch das idg. *qu̯* bewahrt, während es im Britannischen und Sabellischen zu *p* geworden ist.

Die ganze Abhandlung ist ungemein reich an fesselnden sprachgeschichtlichen Einzelheiten. Von allgemeinem Interesse ist namentlich der Nachweis, daß das gälo-latinische *b*-Futurum zweifellos durch Anfügung des Hilfsverbums *bhu̯ō* an den Verbalstamm entstanden ist, die Bemerkung (S. 36 Anm.), daß die Scheidung der lateinischen *jo : i*-Verba nach der Quantität der Wurzelsilbe nichts mit dem Jambenkürzungsgesetz zu tun habe, vor allem aber der zweifellos gelungene, subtile Beweis (S. 71), daß im Keltischen die idg. Mediae aspiratae als Spiranten gesprochen wurden, was in der Tat Schlüsse auf die ältesten idg. Verhältnisse zuzulassen scheint.

Von verschiedenen Kleinigkeiten abgesehen, möchte ich hier nur einen Irrtum W.s hervorheben: sein Versuch (S. 48/49, 69, 71, Z. 16 bis 23), air. *áru* „Niere“ mit praenest. *nefrones* zusammenzubringen, ist vom keltischen Standpunkt aus undenkbar und auch die daran geknüpften lautlichen Erörterungen sind zu streichen.

Der Urgeschichtsforschung auf jeglichem Gebiet eröffnen sich durch die wichtige Entdeckung W.s nunmehr neue, weitblickende Möglichkeiten.

Wien. Julius Pokorny.

Theodor Schwab, Alexander Numeniu Περὶ σχημάτων in seinem Verhältnis zu Kaikilios, Tiberios und seinen späteren Benutzern. Rhethorische Studien, herausgegeben von E. Drerup. 5. Heft. Paderborn 1916, Schöningh. 119 S. 8°. Preis 4 M. 60 Pf.

Der griechische Rhetor Alexander Numeniu lebte unter Hadrian. Die von ihm erhaltene, von den späteren Rhetoren viel benützte Schrift Περὶ τῶν τῆς διανοίας καὶ τῆς λέξεως σχημάτων gibt eine Reihe von textgeschichtlichen und kritischen Fragen auf, deren Lösung zuerst B. Steusloff in seiner Dissertation (Breslau 1861) versucht hat. Er gelangte dabei zu dem bisher allgemein als richtig anerkannten Ergebnis, daß das unter dem Namen des Alexander Numeniu auf uns gekommene Werk ein Auszug von fremder Hand, das echte, vollständige Werk hingegen verloren sei. Dem gegenüber drängte sich E. Drerup in einer im Philologus LXXI (1912), 390 ff. veröffentlichten Untersuchung über den Rhetor die Vermutung auf, daß die seinen Namen tragende Schrift nicht den epitomierten, sondern den zwar verderbt überlieferten, aber echten Alexander darstelle. Zu einer umfassenden und abschließenden Prüfung der Echtheitsfrage regte er seinen Schüler Th. Schwabe an. Dieser Anregung verdanken wir die vorliegende Arbeit, die den überzeugenden Nachweis der Echtheit und Vollständigkeit des überlieferten Alexandertextes erbringt. Derselbe wird in methodisch einwandfreier Weise unter Aufzeigung der unmethodischen Arbeitsweise Steusloffs geführt. Die inhaltsreiche Untersuchung stellt folgendes fest.

Alexander benützte verschiedene Quellen, seine Hauptquelle aber war das Werk des berühmten Rhetors Kaikilios (Caecilius), das nur aus der indirekten Überlieferung wiedergewonnen werden kann. Für die Bestimmung der Abhängigkeit des Alexander von dieser Hauptquelle kommt in erster Linie die Schrift des Tiberios über die rhetorischen Figuren bei Demosthenes (III S. 57 bis 82 Sp.) in Betracht, deren Anlage damit in den Kreis der Untersuchung einbezogen werden muß. Es werden alle Figuren behandelt, bei denen sich mit dem Material des Tiberios, dessen Hauptquelle Apsines ist, feststellen läßt, wie Alexander den Kaikilios verwertet hat, wobei sich zeigt, daß Alexander diesem ebenso selbständig gegenübersteht wie Tiberios unselbständig. Gleichzeitig wird auch das Verhältnis der äußerlich durch Gregorbeispiele erweiterten sogenannten Epitome III aus Alexander, des Par. 2, zu Kaikilios und zu unserem Alexandertext ins Auge gefaßt. Der Par. 2 nimmt eine vermittelnde Stellung zwischen Kaikilios und Alexander ein, indem er gelegentlich jenem etwas näher steht. Besonders wichtig aber ist für die zu entscheidende Echtheitsfrage das Verhältnis des Par. 2 zum überlieferten Alexandertext. Hier werden, und das war gegenüber der auf zu schmaler Grundlage geführten Untersuchung

Steusloffs der richtige Weg, um zu sicheren Ergebnissen zu gelangen, auch die Beziehungen des Par. 2 zu den übrigen Rhetoren, namentlich zu Phoibammon und dem Tryphonkreise aufgehellt; ebenso werden *Aquila Romanus,* der *Auctor ad Herennium, Quintilianus* u. a. herangezogen. Es ergeben sich dabei wertvolle Beobachtungen. Das Verhältnis zu unserem Alexandertext wird geklärt durch Darlegung der Abweichungen von diesem in den Definitionen der Figuren, in der Auffassung derselben, in den Beispielen. Im ersten Falle sind die Unterschiede formelle und stilistische, im zweiten stellen sich durchgreifende Abweichungen in der Gesamtauffassung heraus. Hier wird zugleich der Nachweis versucht, daß die einzelnen Kapitel des uns vorliegenden Alexandertextes nach einem festen, logischen Plan lückenlos entwickelt sind; die Wichtigkeit dieser Feststellung für die Frage der Echtheit und Vollständigkeit desselben leuchtet ein. Sie schließt die planmäßige Epitomierung eines ursprünglich ausführlicheren Textes aus. Im ganzen ist der Nachweis gelungen, bei einigen Figuren kommt indes S. ohne gewaltsame Mittel nicht aus (vgl. S. 62, 67, 91); doch mögen hier die Mängel der Überlieferung hereinspielen, jedenfalls vermögen Bedenken im einzelnen das Gesamtergebnis nicht zu berühren. Wir sehen, daß keine Stelle im Par. 2 aus einem vollständigeren Alexandertexte abgeleitet werden muß, denn für das, was nicht bei Alexander steht, ist überall die Quelle nachweisbar. Auch die von Alexander unabhängigen Beispiele sind, wie der letzte Teil der Vergleichung darlegt, aus anderen Quellen herübergenommen, und zwar fast ausschließlich aus der Tropenlehre. So folgt denn, daß wir tatsächlich den echten, unversehrten Alexandertext besitzen, soweit er nicht durch die Überlieferung gelitten hat (Schäden dieser Art hat Drerup a. a. O. aufgezeigt). Der Par. 2 aber ist nicht schlechthin eine Epitome aus Alexander, sondern eine selbständige, allerdings vornehmlich aus dieser Schrift schöpfende Kompilationsarbeit, die, wie S. entsprechend vermutet, vielleicht zur Ergänzung Alexanders ein großangelegtes, die wichtigsten Lehren über die Figuren und Tropen enthaltendes Sammelwerk herangezogen hat. Weit höher zu stellen als der Par. 2 ist jedoch *Aquila Romanus,* der Alexander mit großer Freiheit und Selbständigkeit verwertet hat. Die Schlußbetrachtung charakterisiert zusammenfassend auch die Arbeitsweise der wichtigsten behandelten Rhetoren. Das Grundsätzliche dabei ist, daß sie das Werk eines maßgebenden Rhetors zu Grunde legen und dessen Lehre durch Herübernahme von Stellen anderer Autoren ergänzen; verschieden ist nur der Grad der Abhängigkeit von den Quellen und die Fähigkeit, die mannigfachen Elemente organisch zu verschmelzen. Auf ein ganz gleichartiges kontaminierendes Verfahren auf dem Gebiete der antiken Grammatik hat kürzlich J. Tolkiehn in seinen Philologischen

Streifzügen (Leipzig 1916) hingewiesen. Man hat wohl darin einen bei der Herstellung von Lehrbehelfen allgemein üblichen Brauch zu sehen, dessen bedauerliche, aber begreifliche Folgeerscheinung in der Regel die Verdrängung der früheren und bedeutenderen Darstellung durch die spätere war. Ein Verzeichnis der in der Untersuchung vorkommenden rhetorischen Fachausdrücke und eines der kritisch behandelten Stellen schließen die treffliche Arbeit ab, durch die das in Frage stehende Problem wohl seine endgültige Lösung erfahren haben dürfte.

Graz. J. Mesk.

Die wissenschaftliche Syntax im lateinischen Unterricht. Von Wilhelm Kroll, Berlin 1917, Weidmannsche Buchhandlung. 75 S.

Das Büchlein ist aus Vorträgen entstanden, die der Verf. im Berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht im März 1917 gehalten hat; es bietet keine systematische Behandlung der lateinischen Syntax, sondern Bemerkungen zu einzelnen Kapiteln, zumeist veranlaßt durch rückständige Auffassungen in Schulgrammatiken, und verfolgt die Absicht, auch solche Lehrer, die keine direkte Fühlung mit der wissenschaftlichen Forschung haben, mit ihren Ergebnissen, hauptsächlich aber mit der modernen psychologischen Methode der Forschung bekannt zu machen, wodurch der grammatische Unterricht zweifellos vor allem wissenschaftlich richtiger, dann aber auch interessanter gestaltet und auf diese Weise belebt werden kann.

Es enthält fünf Kapitel; das erste behandelt einige prinzipielle Fragen („Das Verhältnis von Schulsyntax und Wissenschaft", „Die Bedeutung des Altlateins für die Syntax", „Psychologie und Logik", „Die Grundbedeutungen", „Die historische Betrachtung", „Schultechnische Fragen"); das zweite einzelne Punkte der Kasuslehre, das dritte den einfachen, das vierte den zusammengesetzten Satz, das fünfte die Wortstellung. Natürlich bewegt sich der Autor vor allem auf seinem Gebiete, dem der Wissenschaft, doch berührt er auch gelegentlich Fragen der Schulpraxis; so entschieden er auf dem ersteren spricht, so vorsichtig und wohltuend zurückhaltend klingt sein Urteil auf dem letzteren.

Im allgemeinen ist zu sagen: Die Tendenz des Büchleins finde ich überaus zu loben und die Behandlung sowie der Inhalt sind derartig, daß jeder, der es mit dem Lateinunterricht am Gymnasium ehrlich meint, nur lebhaft wünschen muß, die darin entwickelten Grundsätze in der Schule allenthalben zur Geltung gebracht zu sehen. Es wird so gut Pflicht der Schulgrammatiken sein, den hier geäußerten Forderungen der Wissenschaft Rechnung zu tragen, soweit dies noch nicht geschehen ist, als auch jedes Lateinlehrers, den neuen Geist kennen zu lernen, in sich

aufzunehmen und auf den Unterricht auszuströmen; jedem winkt hier Anregung und Belehrung und ich bin überzeugt, niemand wird das Büchlein ohne nachhaltigen Nutzen aus der Hand legen.

Bei der Bedeutung und Wichtigkeit des Gegenstandes glaube ich es aber nicht bei diesem allgemeinen Urteile bewenden lassen, sondern auch näher ins einzelne eingehen zu sollen und dies um so mehr, als ich bei aller Übereinstimmung im allgemeinen doch auch nicht wenige Bedenken und abweichende Ansichten vorzubringen habe, durch deren offene Darlegung ich eine Klärung des Sachverhaltes, ein Näherkommen an die Wahrheit erhoffen möchte; auch bin ich gewohnt, in der kritischen Nachprüfung des Lesers den schönsten Dank für den Autor selbst zu erblicken.

Und da sind es nun vor allem auch prinzipielle Differenzen, die das Büchlein in mir wachgerufen hat.

Der Verf. erkennt zwar ganz richtig einen gewissen Gegensatz zwischen Wissenschaft und Schule an; er gibt zu, es liege im Wesen der Schule, den Schülern fertige Resultate und einfache Tatsachen zur festen Einprägung zu übermitteln; aber dann meint er doch wieder, „daß, weil das Altlatein für die Schule ganz wegfalle, der Schulsyntax ein Weg zur Erklärung vieler Erscheinungen von vornherein verbaut sei“ (S. 3) und daß „der Unterricht in der Syntax in der Hauptsache erst der mittleren Stufe zufalle, weshalb es möglich sein werde, hier von vornherein etwas wissenschaftlicher zu verfahren“ (S. 18). „Daß die Schulgrammatik auf die Puristen Cicero und Cäsar im wesentlichen eingeschränkt sei, täusche ein falsches Bild der Sprache vor“ (S. 4). Demgegenüber muß der Praktiker hervorheben, daß für den Elementarunterricht in der lateinischen Formenlehre und Syntax eine bestimmte Epoche der lateinischen Sprache festgehalten werden muß — daß das nur der Höhepunkt der Entwicklung der lateinischen Sprache sein kann, unterliegt auch keinem Zweifel; denn die Lektüre der klassischen Autoren ist die Hauptaufgabe des Lateinunterrichtes am Gymnasium. Auch handelt es sich zunächst darum, im Grammatikunterricht ein sicheres Wissen und flinkes Können im Lateinischen zu erzielen, eine feste Grundlage für eine gedeihliche Lektüre herzustellen.

Das ist an und für sich schon eine genug schwere Aufgabe, die nicht immer so gelingt, wie es notwendig wäre, was dann natürlich für die Lektüre verderbliche Folgen hat. Und ein gewisses Können in der Sprache ist doch wohl auch für den Lateinunterricht das Erste und Wichtigste; denn ohne unmittelbares Einleben in die Sprache selbst bleibt auch die wissenschaftliche Grammatik tot. Die Erreichung dieses Zieles darf in keiner Weise erschwert werden, würde es aber, wenn von altlateinischen Formen wie *mavelis*, *mavellem*, *nescibo*, *scibitur*, *audibis*,

moriri, *ecfodiri*, *mentibimur*, *hibus* u. ä. im Elementarunterrichte aus historischen Gründen oder zur Erklärung auch nur die Rede wäre. Ganz dasselbe gilt in der Syntax: daß *potiri*, *uti* sich mit dem Ablativ verbinden, in abhängigen Fragen der Konjunktiv steht, daß bei *quom* „als" der Konjunktiv des Imperfekts und Plusquamperfekts die Regel ist usw., das muß der Knabe zunächst als Tatsache hinnehmen, sich merken und unverbrüchlich danach halten. Der Verf. sieht dies übrigens selbst ein (S. 2). Erst auf einer viel höheren Stufe mag etwa einmal bei konkreter Veranlassung z. B. von der relativen Natur dieses *quom*, von der Bedeutung des Konjunktivs dabei gesprochen und klargestellt werden, wie sich etwa der klassische Sprachgebrauch entwickelt haben mag. Aber auf der mittleren Stufe ist die Festlegung und Einübung des klassischen Sprachgebrauches das Wichtigste. Daran zu rütteln, kann nicht im entferntesten gedacht werden.

Wer eine Sprache zum Zwecke eindringender Lektüre erlernen will, für den muß der Tatbestand einer bestimmten Epoche der Sprache, und zwar der Schriftsprache, festgestellt werden; das gilt von den alten und neuen Sprachen. Wenn etwa ein Ausländer deutsch lernt, so nimmt er das heutige Deutsch vor; das Mittelhochdeutsche oder gar Althochdeutsche kommt dabei nicht in Betracht; ebensowenig aber die Volkssprache, wenn sie noch so interessant wäre, Formen wie Mäuer (Mauern), Brünnen (Brunnen), ohne dir usw. oder die Sprache unserer Volksdichter wie Nestroy, Raimund usw. Die Entwicklung der lateinischen Sprache von den ersten schriftlichen Zeugnissen bis zum ausgehenden Altertum zu verfolgen, ist nicht Aufgabe des Gymnasiums; es muß sich im wesentlichen auf den Sprachgebrauch der klassischen Autoren beschränken, Abweichungen davon können nur erst gelegentlich, d. i. bei der Lektüre selbst kurz zur Sprache kommen und da sollen sie natürlich ins rechte Licht gerückt werden. Was aber wohl möglich und notwendig ist, das ist, daß Schulgrammatik und Unterricht nichts behaupte, was vor der Wissenschaft nicht bestehen kann, und daß auch der elementare Lateinunterricht schon wissenschaftlich gerichtet sei, damit eine künftige wissenschaftliche Betrachtung vorbereitet, nicht aber von vornherein verbaut werde. Das ist der Standpunkt, den ich schon immer und vor nicht langer Zeit in diesen Blättern bezüglich der Skutschschen Einleitung zum Stowasserschen Lexikon, 3. Auflage, vertreten habe (vgl. meine Anzeige dieses Buches in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1911, S. 985).

Ein zweites Bedenken betrifft den Stand der wissenschaftlichen Forschung selbst. Und da muß ich sagen: es ist vor allem durchaus nicht alles so sicher, wie es der Verf. hinstellt, wofür ich im folgenden einige Beispiele anführen will; dann

muß ferner nicht alles, was bei Plautus und Terenz steht, auch wenn die Überlieferung feststeht, ein allgemeiner Gebrauch auch in der Umgangssprache und als solcher für die Entwicklung der Sprache von Bedeutung gewesen sein; es kann eine Abweichung vom gewöhnlichen Sprachgebrauche, sei es eine vom Dichter beabsichtigte, z. B. zum Zwecke der Charakteristik einer Person, oder eine durch das Metrum verursachte oder auch eine sprachliche Neubildung oder endlich auch eine wirkliche Entgleisung sein — auch hiefür lassen sich aus unseren modernen Dichtern Beispiele genug anführen. Die Sprache der Komödie steht der Volkssprache gewiß nahe, ist aber nicht die Volkssprache selbst; das zeigt schon der Vers. Alle diese Momente scheint mir die wissenschaftliche Forschung noch keineswegs hinreichend geklärt zu haben; darum wird der Unterricht gut tun, vorsichtig zu sein und lieber die Klärung noch abzuwarten.

Endlich möchte ich glauben, daß die Aufgabe, die der Verf. dem lateinischen Unterricht zuteilt, „in das Wesen der sprachlichen Erscheinungen einzuführen und dadurch dem Schüler einen Schatz fürs Leben mitzugeben" (S. 19), nicht dem Lateinunterrichte allein und in erster Linie, sondern dem ganzen Sprachunterrichte am Gymnasium zufällt. Der Verf. hat ganz recht, wenn er z. B. gegen Fr. Hoffmann[1]), der einen Versuch mitteilt, Sextanern, also nach unseren Begriffen Primanern, einen vorläufigen Begriff vom Wesen des Satzes zu geben, Bedenken äußert (S. 19); auch ich habe in meiner Anzeige des Hoffmannschen Buches in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1915, S. 270, diese Aufgabe für den Lateinunterricht abgelehnt und stimme dem Verf. bei, daß die Behandlung solcher Fragen im psychologischen Unterricht in der obersten Klasse eher am Platze ist; im Lateinunterricht heißt es mit der Zeit haushalten und sein eigentliches Ziel stets scharf im Auge behalten.

Doch nun zu einigen Einzelheiten! S. 3 heißt es: „Daß *potiri* neben dem Ablativ auch den Genitiv bei sich hat, erwähnt die Schulgrammatik, weil der Genitiv bei Schulautoren vorkommt; aber sie hat keinen Anlaß mitzuteilen, daß es einst ein aktives *potire* gab und Plautus z. B. sagt (Amph. 178) *eum nunc potivit pater servitutis*. Gerade dies ist aber für die Erklärung des Gebrauches von höchster Bedeutung; denn *potire* ist zum Adjektiv *potis*, das in *possum* steckt, gebildet, wie *partire* zu *partis* .... Der Genitiv ist also ursprünglich, der Ablativ .... durch Angleichung zu erklären" und S. 25 steht: „Sicher nicht ursprünglich ist der Abl. bei *potior*, das, wie wir sahen, seiner Herleitung wegen zuerst den Genitiv bei sich hatte." Sieht man sich aber die Stellen näher an: Capt. 92 *nam postquam meus est rex potitus hostium*, ebenso 144, 762

[1]) Der lateinische Unterricht auf sprachwissenschaftlicher Grundlage.

potitust hostium, so zeigt sich, daß hier *potiri* eine ganz andere Bedeutung hat; es ist das reine Passiv zu *potire* und heißt nicht „sich bemächtigen", sondern „in den Besitz der Feinde gesetzt werden, in die Hände der Feinde fallen", während derselbe Plautus Asin. 916 *in partem hac amanti ut liceat ei potirier* in der Bedeutung „sich bemächtigen" regelmäßig konstruiert; es ist offensichtlich, daß hier den verschiedenen Konstruktionen wesentlich verschiedene Beziehungen zu Grunde liegen; das einemal ist der Genitiv subjektiv, das anderemal (sich mächtig machen durch) der Ablativ instrumental. — S. 9f. spricht der Verf. über den Ersatz des Genitivs durch *de*, der schließlich im Romanischen durchdringt; die Belege aber, die er dafür anführt, scheinen mir ganz und gar nicht stichhältig Cat. Agr. (r. r.) 1, 7 *de omnibus agris optimoquo loco iugera agri centum* kann m. E. gar nicht anders gegeben werden; *omnium agrorum optimique loci iugera agri centum* wurde offenbar absichtlich vermieden und *de* ist eine Nuance gegen den Genitiv; ebenso ist eb. 158 *addito de perna frustum* durch *addito* veranlaßt; endlich wenn (Sall. Cat. 35, 2) *Catilina* schreibt: *satisfactionem ex nulla conscientia de culpa proponere decrevi*, so findet die Konstruktion *conscientia de culpa* ihre Erklärung darin, daß auch *conscius* mit *de* verbunden wurde; z. B. Cic. ad Att. 2, 24, 3 *additit ad extremum . . . se audisse a Curione his de rebus conscium esse Pisonem generum meum et M. Laterensem;* auch hier vertritt *de* nicht einfach den Genitiv. — S. 27 behandelt der Verf. die analogische Übertragung der Konstruktion infolge von Bedeutungsausgleich zwischen *refert* und *interest* auf Grund der „schlagenden" Deutung von Skutsch. Ich kann mir nicht helfen, die Annahme, daß der Nominativ *res*, der lautgesetzlich zu *re* geworden ist, schon sehr bald für einen Ablativ gehalten und *meā, tuā* usw. daran angeschlossen worden seien, dünkt mich wenig wahrscheinlich. Ist denn der Ablativ wirklich durchaus sicher? Für *interest meā* haben wir keine einzige Stelle bei Dichtern, aus der die Quantität des *a* deutlich wäre. Wie steht es nun mit *meā refert?* Im ganzen gibt es nach dem Materiale für den Thesaurus, das mir vor Jahren Dr. Lambertz freundlichst zur Verfügung gestellt hat, 20 Dichterstellen, und zwar 18 bei Plautus, 1 bei Terenz und 1 bei Phädrus, die in Betracht kommen.

Von den Plautusstellen entfallen für die Beurteilung der Quantität des *a* wegen der *syllaba anceps* am Versschluß folgende 6:

Cas. 330: *inimici familiares :: quid id refert tua?*
Curc. 395: *apud Sicyonem :: nam quid id refert mea?*
" 458: *quid quod iuratus sum? :: quid id refert tua?*
Persa 519: *fac silentium :: nunc ad illud venies, quod refert tua.*

Rudens 177: *hem, errabit illaec hodie : : quid id refert **tua**?*
„ 966: *nihilo pol pluris **tua** hoc quam quanti illud refert **mea**.*

Nicht minder kommen in Wegfall wegen der *syllaba anceps* vor der (unmittelbar folgenden) Cäsur:
Curc. 530: *periisse credo, quid id **mea** refert? ego argentum habeo*
Rudens 949: *ecquid est quod **mea** referat : : scilicet*
Truc. 723: *nam quid est? num **mea** refert? : : non mussito.* —

In folgenden drei Versen bleibt die Quantität wegen des Hiats unbestimmt:
Amph. 741: *Vae capitit tuo : : **tua** istuc refert — si curaveris;* ebenso in der oben angeführten Stelle Rudens 966 in *tua*; endlich
Trin. 319: *mihi quidem aetas actast ferme : **tua** istuc refert maxime.* —

Endlich bleibt in folgenden fünf Versen die Quantität des *a* wegen der Wirkung des Jambenkürzungsgesetzes unerkennbar:
Persa 497: *tabellas tene has, pellege : : istac quid ad me? : : immo ad te attinent et **tua** refert.*
„ 537: ***mea** quidem istuc nil refert : tua ego hoc facio gratia.*
Rudens 746: *quid **mea** refert, haec Athenis natae an Thebis sient.*
Stichus 319, 20: *unde es? quid fers? quid festinas? : : **tua** quod nil refert, ne cures.*
„ 616: ***tua** pol refert : : enim siquidem **mea** refert, opera utere.*

Es erübrigen sonach nur drei Stellen, und zwar:
Merc. 454: *quid id **mea** refert? : : quia illi suam rem esse aequomst in manu*
„ 906: *quid **tua** refert, qui cum istaec venerit? : : Dum istic siet.*

Für diese beiden Stellen sei auf Jacobsohn (*Quaest. Plaut. metr. et gramm.* Göttingen 1904) verwiesen, der in der zweiten Arsis des trochäischen Septenars *syllaba anceps* statuiert. Wenn dies richtig wäre, entfielen auch diese beiden Stellen für die Beurteilung der Quantität des *a*.

An der letzten Stelle endlich in dem oben angeführten Verse 616 aus Stichus:
***tua** pol refert : : enim, si quidem **mea** refert, opera utere*
schwankt die Überlieferung: die Palatini bieten *si quidem*, der Ambrosianus *enimvero si;* entscheidet man sich mit Goetz-Schoell (ed. maior) für die letztere Leseart, so ist die Quantität des *a* wegen der Wirkung des Jambenkürzungsgesetzes nicht erkennbar.

An der einzigen Stelle im Terenz (Phormio 723:)
*(datum esse dotis : : quid **tua** malum id refert? : : magni, Demipho)*

ist *a anceps* wegen der darauffolgenden Cäsur. Endlich ist Phädrus I 15, 9:

senex negavit. ergo quid refert mea?

wieder *a* am Versschluß *anceps*.

Bleiben somit die Grammatikerzeugnisse, die erst recht keine Entscheidung in der Frage bringen; denn den beiden Priscianstellen gramm. lat. II 595, 7 *„interest et refert" genetivo solent adiungi omnium casualium absque supra dictis pronominibus. pro quorum genitivis ablativos ponimus possessivorum* und III 159, 5 *„duo inveniuntur, quae .. ablativo possessivi pro genetivo primitivi construuntur, ut, interest mea, tua, sua, nostra, vestra, in quibus subauditur in re id est, in utilitate mea, tua, sua, nostra, vestra* — die also für die Länge des *a* sprechen — steht die Stelle bei Donat zu Terenz Phormio 723 entgegen: *„quaere quomodo dicatur ‚quid mea' aut ‚quid tua' : an deest ‚ad' ut ‚sit ad me' ‚ad tua'"*, die offensichtlich für die Kürze des *a* spricht.

Ich muß es natürlich Berufeneren überlassen zu entscheiden, ob danach der Ablativ der Possessiva als durch die Überlieferung sichergestellt zu betrachten sei oder nicht.

Daß der Infinitiv mit dem Nominativ *meă* usw. nichts beweisen würde (z. B. Tacitus Dialog. 39 *cum in plerisque iudiciis crederet p. R. sua interesse, quid iudicaretur* oder Cic. Verr. III 99 *magni sua putabant interesse publice potius quamvis magno emi* u. a. m.), ist einleuchtend; denn so wenig beim Inf. *res* zu *rem* wird, so wenig würde auch der Nom. des Possessivs sich ändern; die Konstruktion ist erstarrt und die lebendige Sprache hat den ursprünglichen Tatbestand nicht mehr gefühlt. Für die Behandlung der Konstruktion im Elementarunterricht verweise ich übrigens auf meine Ausführungen in meiner Methodik des Unterrichtes in der lateinischen Sprache S. 59.

S. 28 f. handelt der Verf. über den Genitiv[1]) bei Adjektiven und beanstandet die Bezeichnung desselben als *gen. obiectivus*; wenn er meint, daß diese Adjektive zum Teil *Nomina* enthalten, bei denen der Genitiv steht, so muß man fragen, ob denn die Konstruktion von der Etymologie und nicht von der Bedeutung in erster Linie abhängen. Zu der Stelle aus Liv. III 70, 13 *ibi .. in munitiones irrumpunt praedaque ingenti compotem exercitum .. reducunt* ist zu bemerken, daß hier der Ablativ sich daraus erklärt, daß *compotem* hier geradezu das Partizip *compotitum* vertritt. Wenn der Verf. mit Recht behauptet (S. 53), „die Laut- und Formenlehre darf das Wort isolieren, die Syntax muß vom Satz und der durch ihn ausgedrückten Gesamtvorstellung ausgehen", so möchte ich diesen Gedanken

[1]) Der Verf. schwankt zwischen Genitiv (z. B. S. 9) und Genetiv (z. B. S. 28).

dahin erweitern, daß auch bei jeder vom regelmäßigen Sprachgebrauch abweichenden Konstruktion die einzelne Stelle selbst sorgfältig untersucht werden muß. — S. 40 tritt der Verf. für die Erklärung des historischen Infinitivs durch Ellipse von *coepi* ein. Er führt unter anderen Fälle an, wo „bei einem *coepi* viele Infinitive stehen"; von angeführten Cäsarstellen trifft diese Behauptung bei den meisten nicht zu: B. Gall. IV 27, 7 stehen nur zwei Infinitive (*convenire et .. commendare*), ebenso V 43, 3 (*agere et .. ascendere*); Bell. civ. II 37, 4 (*comportare .. conferre*); an den übrigen Stellen stehen drei (VII 12, 5 .. *capere,* .. *claudere,* .. *complere*; 55, 9 .. *cogere, disponere,* .. *ostentare;* B. civ. III 12, 1 *comportare .. munire .. exigere*); nur B. G. III 23, 2 (nicht 3) stehen vier: *barbari legatos quoqueversum dimittere, coniurare, obsides inter se dare, copias parare coeperunt*; hier paßt, streng genommen, *coeperunt* nur zum letzten Infinitiv. Übrigens ist *coeperunt* mit Inf. eine Lieblingsphrase Cäsars. Und dieses persönliche Moment in der schriftlichen Darstellung muß doch auch in Rücksicht gezogen werden, nicht bloß die S. 14 hervorgehobenen. Wie stimmt ferner mit diesem Standpunkt, der auch S. 8 („Kann die einseitige Beschäftigung mit der Literatursprache und noch dazu mit einer in langer Tradition erstarrten und rhetorisch stilisierten Literatursprache zu einer richtigen Auffassung sprachlicher Vorgänge führen?") hervortritt, daß der Verf. sich hier auf einmal auf Cäsar stützt?

S. 49 tritt der Verf. unter Berufung auf seine ausführliche Darlegung in Glotta VII 117 ff. dafür ein, „daß man den Begriff Potentialis möglichst beschränkt oder ganz ausschaltet". Auf den Aufsatz in der Glotta hier einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Besprechung; nur das möchte ich hier — aber nur so ganz nebenbei — aussprechen, daß man in ihm eine genauere Übersicht über den Umfang seiner faktischen Verwendung in der Literatur schwer vermißt; der Verf. hat mit seiner Verurteilung der mechanischen Statistik (S. 71) tausendmal recht; aber die faktische Verbreitung einer Konstruktion ist doch eine nicht unwichtige Sache. Auch weiß ich nicht, ob man *dixerit* als Futur. exact. ansprechen kann angesichts der ersten Person, z. B. *dixerim* Liv. XXII 23, 2 u. ä. Daß bisher noch niemand recht zu erklären vermochte, „wie dieser angebliche Konj. Perf. zur präsentischen Bedeutung kommt", kann kein Grund sein, seine Existenz in Abrede zu stellen; es gibt auch in der lateinischen Sprache noch sehr vieles, das niemand erklären kann und dennoch ist. Aber die methodische Seite für die Schulpraxis ist in diesem Punkte zweifellos spruchreif; denn der Potentialis kommt bei Nepos nach Lupus („der Sprachgebrauch des Cornelius Nepos" S. 143) gar nicht vor — drei Fälle von potentialer hypothetischer Periode finden sich einer im Eumenes

8, 3 und zwei im Atticus 25, 10, 6 und 16, 3, die alle für die Schullektüre kaum in Betracht kommen — ebensowenig bei Cäsar (vgl. Heynacher, „Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauch usw.“ S. 97) — auch hier finden sich zwei Fälle des Potentialis im Bedingungssatze V 30, 3 und VI 11, 4, an letzterer Stelle ist *si faciat* unsicher —; so ergibt sich schon daraus, daß der Potentialis im Elementarunterrichte tatsächlich ohneweiters ausgeschaltet werden kann und soll. Etwas häufiger ist er bei Livius; in der Praef. und im I. Buche finden sich etwa ein Dutzend Fälle, im XXI. bis XXIII. Buche nach Fügner („Livius XXI bis XXIII für die Bedürfnisse der Schule grammatisch untersucht“ S. 94) 13 Konj. Präs. und Perf. und vier Konj. Imperf. Auch bei Sallust ist der Umfang seines Gebrauches nicht groß; nach Braun („Beiträge zur Statistik des Sprachgebrauches des Sallust im Catilina und Jugurtha“ S. 24), für Konj. Präs. und Perf. 6, für Konj. Impf. 3 Fälle. Es ist also ohneweiters zulässig, die Behandlung des Potentialis auf die Oberstufe zu verschieben.

S. 36 spricht der Verf. vom *Abl. absolutus*; zweifellos ist er ein zum Satze gehöriger Ablativ, zu dem ein Partizip oder Adjektiv „sekundär“ tritt. Was heißt „sekundär“? Ich denke, als „Prädikat“ ist das Partizip oder Adjektiv beim Abl. abs. aufzufassen.

S. 21 spricht der Verf. von „Städtenamen“; vgl. über diese Mißbildung des Schuljargons meine Ausführungen in der Methodik des Unterrichtes in der lateinischen Sprache S. 46 Anm. 1.

Wien, Februar 1918. August v. Scheindler.

M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Recognovit A. Klotz. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. Fasc. 21 Orationes cum senatui gratias egit. Cum populo gratias egit. De domo sua. De haruspicum responsis. MCMXV. 158 S. 8⁰. Geh. 1 M. 40 Pf., geb. in Leinwand 1 M. 65 Pf. — Fasc. 22 Oratio pro P. Sestio. MCMXV. S. 159—250. Geh. 70 Pf., geb. 95 Pf. — Fasc. 27 Orationes pro M. Marcello. Pro Q. Ligario. Pro rege Deiotaro. MCMXIV. S. 67 bis 119. Geh. 70 Pf., geb. 95 Pf. Den bloßen Text dieser drei Reden enthält die Editio minor unter dem Gesamttitel M. Tulli Ciceronis scholarum in usum scripta selecta. MCMXIV. 36 S. 8⁰. Kartoniert 30 Pf.

Dem Texte der einzelnen Reden gehen *Sigla* und *Notae* voraus zum Verständnis der für die Handschriften gebrauchten Buchstabenbezeichnungen und der in abgekürzter Form zitierten Namen (fehlend *Fasc.* 21, S. 1 Mo., Naug., S. 25 Heu., S. 40 Gru., S. 121 Schue; *Fasc.* 22, S. 159 Hervag.; *Fasc.* 27, S. 67 Ern., Gar.), ferner die vorhandenen *Testimonia* und *Argumenta*

der Scholiasten. Im kritischen Apparat sind außer den handschr. Lesarten auch die Grammatiker- und sonstigen Zeugnisse der Überlieferung angeführt, nicht aufgenommene Vorschläge in angemessener Beschränkung berücksichtigt. So manche naheliegende Vermutung ist als fraglich weiterem Erwägen empfohlen. Wiederholt ist Anlaß, auf den Ciceronianischen Sprachgebrauch einzugehen, auf die Gründe, die für oder die Bedenken, die gegen eine Annahme sprechen, hinzuweisen. Gelegentlich gibt Zielinskis Klauselgesetz den Ausschlag. Von bezeichnenden Formen und Schreibungen, die Aufnahme gefunden haben, erwähne ich: *illius dies*, *quoius*, *quoi*, *quoique*, *quo* (= *cui?*, *siquae* (Sing.), *dixet*, *nolimus* (Indikativ?), *poterint*, *sinite* (*'sola scriptura diversum a sinitis'*), *convorsiones*, *revortor*, *vorsabatur*, *vivont*, *loquontur*, *sequontur*. Ein zu ausgedehnter Gebrauch ist m. E. von dem kritischen Kreuz und den Sternchen zur Kennzeichnung verderbter oder lückenhafter Stellen gemacht. Ich zähle im ganzen 16 + 10 Fälle. Das Kreuz sollte nur im äußersten Notfalle angebracht werden, wenn die Kritik gegenüber einer Stelle wirklich ratlos ist, aber nicht auch dort, wo sich nur der Herausgeber nicht entscheiden kann, wie z. B. *Sest.* 24, wo Pluygers' *totam* (für *tam* nach *armati*) eine ebenso paläographisch einfache wie dem Sinne nach befriedigende Besserung darstellt. Die Note muß ja ohnedies die nähere Aufklärung geben. Und eine Lücke sollte nur dort unausgefüllt bleiben, wo über den fehlenden Gedanken ein Zweifel besteht. Der Herausgeber hat ja selbst wiederholt kein Bedenken getragen, Ergänzungen (mit dem aufklärenden Zusatze *ex. gr.* in der *adn. crit.*) in den Text zu setzen. Er brauchte dieses Verfahren nur allgemein anzuwenden und würde dadurch die Lesbarkeit des Textes in erwünschter Weise gefördert haben. Schon die gewählten Klammern oder der etwa angewendete Kursivdruck hätten ja den Leser über den wahren Sachverhalt nicht im unklaren gelassen. Daß er selbst eine Reihe sich von selbst empfehlender Emendationen, z. T. in geringfügigen Änderungen fremder Vorschläge bestehend, beigesteuert hat, sei hier nur im allgemeinen bemerkt. Ich beschränke mich darauf, einiges von dem mitzuteilen, wozu Text und Noten mich anregten.

In *Cum senatui gratias egit* 14 *cum vero etiam litteras* (so PG^1 statt *litteris*) *studere incipit* gilt es mir doch als völlig ausgeschlossen, daß Cicero eine vulgäre Konstruktion dort sich angeeignet haben sollte, wo er selbst spricht. Es wird sich also auch hier nur um ein handschr. Versehen handeln, wie der umgekehrte Fall z. B. *Fin.* IV 6 vorliegt, wo RNV *spinis* bieten statt des allein möglichen *spinas*. — In der Rede *De domo sua* 71 werden die Worte *administrandam civitatem* nach Karsten ausgeschieden. Was gegen die Ergänzung < *ad* > *adm. civ.* eingewendet wird, kann ich nicht zutreffend finden.

Auch hier geht wie an der zitierten Stelle *Off.* I 88 der Begriff *res publica* kurz vorher, wird also in gleicher Weise das Abgehen vom sonstigen Gebrauche veranlaßt haben. Die Antithese wird dabei keineswegs beeinträchtigt, kommt vielmehr im Chiasmus zu angemessenem Ausdrucke: denn die fraglichen Worte werden nach analogen Fällen auch auf *arcessitus* zu beziehen sein. — *Pro P. Sestio* 48 *ne videret victorem vivus inimicum, eadem sibi manu vitam exhausisse qua mortem saepe hostibus optulisset* wird Otto Müllers Vermutung erwähnt, daß hier eine poetische Entlehnung vorliege, und weiter bemerkt, daß allerdings *vivus* wegen der Alliteration hinzugefügt scheine und daß *vitam exhaurire* wie ein Ausdruck der Tragödie anmute. Was nun die Alliteration betrifft, so begegnet sie in der Rede auch sonst: 67, 88, 90, 118. Bei *exhaurire* aber war das Bewußtsein der prägnanten Bedeutung im damaligen Sprachgebrauche wohl bereits geschwunden. Ganz ähnlich der obigen Wendung ist 80 *plaga una illa extrema defuit, quae si accessisset, relicuum spiritum exhausisset.* Die Wahrung der Alliteration mag auch zum Schutze von *Minturnis* 50 mit in die Wagschale fallen: (*memineram C. Marium*) *ad infimorum ac tenuissimorum hominum Minturnis misericordiam confugisse.* Die von Seyffert angenommene Verbindung des Wortes mit dem Verbum wird nicht ohneweiters abzuweisen sein. Von rhythmischen Gründen (Vermeiden der Häufung von Kürzen) abgesehen, legt die gewählte Stellung auch die Deutung des Ablativs (= in Minturnae, nicht von M.) nahe. — *Pro M. Marcello* 17 *quin multos si posset C. Caesar ab inferis excitaret* wird zu bedenken gegeben, ob *si posset* nicht unpersönlich im Sinne von *si fieri posset* (was β γ bieten) zu verstehen sei. Für die persönliche Auffassung spricht indes außer der Stellung unmittelbar vor *C. Caesar* auch der Gegensatz im folgenden *quoniam ex eadem acie conservat quos potest.* — *Pro Q. Ligario* 8 *vide quaeso Tubero ut qui de meo facto non dubitem, de Ligari audeam dicere.* Mit Recht wird in der Note gegen Schöll, der für *Ligario* mit dem Schol. G eintritt, betont, daß es dann *pro Ligario* heißen müßte. Ich füge hinzu, daß schon die betonende Voranstellung des Possessivs *de meo facto* den gegensätzlichen Genetiv *de Ligari facto* erheischt. — Wenn in derselben Rede 22 wirklich der Eigenname *Africam* (vor *arcem*) den Stein des Anstoßes bildet, dann lag es doch näher, ihn zu tilgen und *prohibere illā*, womit passend auf *in Africam* zurückgewiesen wird, zu belassen. Die Worte *arcem omnium provinciarum natam ad bellum contra hanc urbem gerundum* umschreiben ja den Begriff deutlich genug auch für den, der etwa vergessen haben sollte, was drei Zeilen vorher ausdrücklich zu lesen stand: *itaque in Africam venit iam occupatam.*

Ungehörige oder fehlende Interpunktion: *Fasc.* 21, S. 116, 9 *violatum* [,]. 12 *scelerum* [,]. 131, 2 *perfunctum* [,]. 155, 20 *obruit* ⟨, oder ;⟩. *Fasc.* 22. S. 169, 1 *relinquamus* ⟨:⟩. Druckfehler im Texte der Reden: *Fasc.* 21. S. 76, 14 *qui*[*d*]. 88, 10 *adferunt*, l. *adferant*. 100, 16 *maiore*, l. *maiora*. 101, 22 *illa*⟨*m*⟩. 118, 16 *caer*⟨*i*⟩*moniis* 125. 4 *armatus*, l. *armatum*. 144, 18 *subit*[*o*]. 150, 5 *coniun*[*c*]*xisse*. *Fasc.* 22. S. 189, 20 *ipse*, l. *ipsa*. 216, 10 *accus*[*s*]*as*. 219, 13 *id*[*e*]*oneos*. 235, 4 *univer*⟨*s*⟩*o*. *Fasc.* 27. S. 85, 17 *quo*[*d*]. 105, 11 *aliniegena*, l. *alienigena*. 115. 1 *Sca*⟨*u*⟩*rumque* = *Ed. min.* S. 12, 2. 25, 35. 33, 1. In der adn. crit ist manches zu verbessern. Ich erwähne *Fasc.* 21. S. 115, 4 *neutrius generis*, l. *neutri generis*.

M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Fasc. 43 De finibus bonorum et malorum libri quinque. Recognovit Th. Schiche. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMXV. XV, 215 S. 8⁰. Geh. 1 M. 75 Pf., geb. in Leinwand 2 M.

Über die Grundlage der Kritik und deren Richtlinien gibt die *Praefatio* Auskunft. Der Herausgeber hat die schon von anderen benützten Handschriften A (*Palatinus* 1513), B (*Palatinus* 1525) und E (*Erlangensis*) neu verglichen und drei weitere zum erstenmal zu Rate gezogen: R (*Rottendorfianus*), N (*Neapolitanus* IV G 43) und V (*Vaticanus* 1759). R steht A an Alter und Zuverlässigkeit sehr nahe. Beide schrieben ihre Vorlage rein mechanisch ab. Die Korrekturen in A haben keine Gewähr. Die gemeinsame Vorlage von B und E enthielt viele unrichtige Wortstellungen. Madvig und C. F. W. Müller folgten in diesem Punkte mit Unrecht immer A gegen B E, beim Fehlen dieses Zeugen (von IV 16 an) den letzteren, ohne Berücksichtigung der geringeren Handschriften, die oft mit A gegen B E übereinstimmen. Jetzt beim Vorhandensein weiterer guter Handschriften ist als Regel aufzustellen: Wo vor IV 16 A eine andere Wortstellung aufweist als die übrigen Handschriften, liegt der Fehler bei A. Wo B E hierin von A R N V abweichen, ist die von ihnen gebotene Wortstellung abzulehnen, auch dort, wo diese sich nicht schon an und für sich als unmöglich darstellt. N und V, obwohl von minderem Werte, enthalten manchmal eine richtige Lesart oder wenigstens die Spur einer solchen. Wo sie miteinander gegen A B E R übereinstimmen, weisen sie auf eine gute, jedoch hie und da schon verbesserte Quelle. Weichen A B E R untereinander ab, so haben N und V den Ausschlag zu geben. Die Abfassung der Bücher *De finibus* fällt, wie sich aus den Briefen an Atticus ergibt, in die Monate Mai—Juli des Jahres 45 v. Chr. Wahrscheinlich Mitte Juli 45 schickte sie Cicero dem Brutus. Das Werk gliedert sich nach den Büchern I. II, III. IV und V in drei Gespräche. Die hiefür angenommenen

Örtlichkeiten und Zeiten werden, begleitet von kurzen Angaben über die daran teilnehmenden Personen, festgestellt.

Schiche hat eine Anzahl eigener, paläographisch naheliegender Vermutungen in den Text gesetzt. Ich führe an I 9 *comit*, 72 *quoniam mihi ea*. II 4 *possumusne hic scire*. 82 *quod*, ⟨*quoniam*⟩. 100 *breviter arteque*. 106 *effluit*. IV 35 *si est nihil*. V 40 *sic quod est extremum*. Mehrmals aber scheint mir ohne triftige Gründe an dem überlieferten Wortlaute gerüttelt zu sein. III 37 *quis* ⟨*se*⟩ *contra studia naturae tam vehementer obduravit*. 61 *nam neque virtute retinetur* ⟨*ille*⟩ *in vita*. Der vorhergehende Zwischensatz verhindert nicht die Beziehung auf den zweimal genannten *sapiens*. IV 51 *et beatus esse poterit virtute una praeditus carens ceteris, nec tamen illud tibi concedet*⟨*ur*⟩, *praeter virtutem nihil in bonis esse ducendum*. Aber nur bei Gleichheit des Subjektes kommt der offenbar beabsichtigte Gegensatz recht zum Ausdrucke. 55 *non posse* ⟨*se*⟩ *adduci* bleibt bei dem Schwanken des Sprachgebrauches unsicher. Ich verweise z. B. auf II 50; *de har. resp*. 7. — 75 ⟨*ni*⟩*si nulla earum* ⟨*non*⟩ *ita contenta nervis sit, ut concentum servare possit*. Ich halte die Überlieferung durch das folgende, den Sinn der beiden Sätze kurz zusammenfassende Verbum *discrepant* gesichert. V 51 ⟨*cum*⟩ *praetermissa repetimus, inchoata persequimur*. Die Konjunktion ist entbehrlich, da aus dem vorausgehenden *quam* der entsprechende relative Begriff zu entnehmen ist.

Zum Zwecke der Hervorhebung und leichteren Erfassung des Gedankenfortschrittes hätte sich ein paarmal ein Zwischenraum oder Absatz im Drucke empfohlen: S. 5, 18 bei *qui autem*, entsprechend der I 1 gegebenen Einteilung. 203, 10 bei *atqui*. Umgekehrt wäre aus ähnlichem Grunde eine solche Trennung besser unterblieben S. 106, 17. 107, 31. 108, 5. 126, 22. — S. 42, 8—10 war Parenthese angezeigt, wenn die vorhergehenden Worte des Triarius nicht durch Anführungszeichen gekennzeichnet sind. 111, 5 war Doppelpunkt vor *per se* entsprechender als Komma. Ferner war erforderlich 119, 25 *obscura* ⟨,⟩ 178, 23 *necne sit* ⟨,⟩. 182, 5 *a nobis* ⟨,⟩. — Druckfehler S. 33, 27 *definit*⟨*i*⟩*o*; 87, 8 *bonorem*, l. *bonorum*; 92, 23 *i*⟨*n*⟩*signe*.

Wien. R. Bitschofsky.

W. Schnupp, Die klassische Prosa. Die Kunst und Lebensanschauung der deutschen Klassiker in ihrer Entwicklung. II. Abt. **Goethe.**“ Leipzig 1916, B. G. Teubner. 7 M., geb. 8 M.

Im Anschluß an seine Darstellung der Prosa Lessings, Herders und Schillers behandelt Schnupp nunmehr die Prosa Goethes im Rahmen des großen Sammelwerkes „Aus deutscher Dichtung. Erläuterungen zu Dicht- und Schriftwerken für Schule

und Haus". Wir erhalten im ersten Hauptteil, ohne daß für die schulmäßige Behandlung des Stoffes besondere Anweisungen erfolgen, einen fortlaufenden Kommentar zu Werthers Leiden, der „Novelle" und den biographischen Hauptschriften „Dichtung und Wahrheit", „Italienische Reise" und „Campagne in Frankreich". Welche Gründe für die sparsame Auswahl von Dichtungen maßgeblich waren, ist, von dem einen Satze des Vorwortes abgesehen: „Als Aufgabe des 2. Bandes war bestimmt, ... zwei Dichtungen Goethes zu behandeln", nirgends recht ersichtlich, aber zweifellos gehören die „Lehrjahre" und zumindest einige Erzählungen aus den „Wanderjahren" in einen 637 Seiten starken Band über Goethes Prosa. Die Erläuterungen selbst suchen den künstlerisch-stilistischen und den Ideen-Gehalt herauszuarbeiten, indem sie, Werk für Werk, der Entwicklungslinie des Geschehens folgen und, bald gelegentlich, bald in zusammenfassenden Kapiteln, allgemeine Bemerkungen anknüpfen. Dabei werden, um den Wert einer Stelle für Goethes Gesamtpersönlichkeit klarzumachen, Parallelen aus anderen Werken, den Briefen und Tagebüchern und, in reichstem Ausmaße, die vorhandene Goetheliteratur herangezogen. So bietet uns Schnupp, eigene Forschung und fremdes Gut gewissenhaft verbindend, eine fast unerschöpfliche Fundgrube des Wissenswerten und treffliche Winke zum tieferen Verständnis. Leicht lesbar freilich wird, zumal er schlagwortartige Sätze liebt, seine Darstellung dadurch nicht; auch ein persönliches Verhältnis zwischen dem Erklärer und dem Leser will sich hier, in der schwächeren ersten Hälfte des Buches, weil man das Ziel der Auseinandersetzungen über den vielen Einzelheiten allzuoft aus den Augen verliert, nicht recht herausbilden.

Im nächsten Hauptabschnitt bespricht Schnupp, nach den behandelten Persönlichkeiten geordnet, Goethes Verhältnis zu Winckelmann, Schiller, Shakespeare, Plato und Aristoteles, beziehungsweise die Abhandlungen, die diesen Männern gelten. Eine allgemeine Einleitung erwägt die verschiedenen Auseinandersetzungsmöglichkeiten mit großen Individualitäten, knappe Vorbemerkungen schildern, wo es nötig ist, die persönlichen Beziehungen. Gelegentlich Schillers darf sich Schnupp kurz fassen, da er den Briefwechsel schon im 1. Band der „Prosa" genau gewürdigt hat, im umfänglichsten Abschnitte „Shakespeare" kommt er auch auf die Romantik und Kleist ausführlich zurück. — Sehr aufschlußreich und unter Heranziehung aller kunsthistorischen Forschungsergebnisse werden im 3. Hauptteil Goethes Anschauungen über bildende Kunst, Poesie und Natur entwickelt: wir sollen sehen, „wie auch die sogenannte klassizistische Richtung notwendig gleich einer Blüte hervorwächst, bis dann mit der Klarheit des Alters eine größere Freiheit und Duldsamkeit eintritt". Manches hätte schon anläßlich der „Per-

sönlichkeiten“ gesagt werden können, jedenfalls aber hat Schnupp störende Wiederholungen geschickt vermieden und die Entwicklungslinie überzeugend herausgearbeitet. Von größeren Abhandlungen Goethes sind hier unter anderen „Von deutscher Baukunst“, „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“, „Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke“, die Einleitung in die „Propyläen“, „Der Sammler und die Seinigen“, „Über Laokoon“, „Antik und modern“, „Leonardo da Vincis Abendmahl“ genau besprochen, eine Schlußbetrachtung schildert Goethes Versöhnung mit der altdeutschen Kunst unter dem Einfluß Boisserées. — Bevor Schnupp auf die einzelnen naturwissenschaftlichen Arbeiten näher eingeht, gibt er, um die innere Notwendigkeit der Studien zu erweisen, einen dankenswerten Überblick über den damaligen Stand der Forschung, über die Möglichkeiten der Naturphilosophie und über Goethes Entwicklungsgang als Naturforscher. Das „Fragment über die Natur“ und die Schrift „Über den Granit“ bezeichnet Schnupp als Ergebnisse einer jugendlichen dichterisch-pantheistischen Richtung, dann wendet er sich, von August Steier unterstützt, den strenger wissenschaftlichen Arbeiten über den Zwischenkiefer, die Metamorphose der Pflanzen usw. und der „Farbenlehre“ zu, dem Germanisten sehr zu nutze, da diese uns fernerliegenden Themen aus reicher Fachkenntnis heraus erschöpfend erörtert werden. Was Goethe über die Methoden der wissenschaftlichen Forschung zu sagen hatte, wird im Anschluß an „Der Versuch als Vermittler“ . . ., „Bedeutende Fördernis“ . . ., „Analyse und Synthese“ und „Bildungstrieb“ erörtert, endlich noch Goethes Naturauffassung im Zusammenhang dargelegt. — Der Schlußabschnitt baut, auf den bisherigen Untersuchungen fußend, des Dichters „innere Entwicklung und sein Lebenswerk“ vor uns auf, wie er über den „Individualismus“ seiner lyrisch bewegten Jugend und die „Gesetzlichkeit“ seiner klassizistischen Epoche zur „Synthese“ der reifen Mannes- und Greisenjahre fortschritt, zur Vereinigung der Dichter- und Denkerkraft mit gütigem Menschtum. Warm, klar und phrasenlos zeichnet Schnupp diese Linien eines seelischen Werdeganges nach und krönt so würdig das trotz mancher Umständlichkeit und Schwerfälligkeit anregungsreiche und wertvolle Buch.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Eduard Wechßler, Die Franzosen und Wir. Der Wandel in der Schätzung deutscher Eigenart 1871—1914. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena 1915. 8°. 82 S.

Das schmächtige eben so lehrreiche als interessante Büchlein gibt uns ein anschauliches Bild der Entwicklung des französischen Chauvinismus in den letztverflossenen fünfzig Jahren. Bis 1870 schätzten die hervorragendsten französischen Geister

in richtiger Erkenntnis des mehr auf das Repräsentative, Theatralische und Dekorative eingestellten gallischen Wesens (H. Heine nennt die Franzosen einmal „die Schauspieler des lieben Gottes") deutsche Gründlichkeit und Gemütstiefe richtig ein; ein Renan nannte Frankreich „das Land des Scharfsinns, aber nicht des Tiefsinns" und warnte seine Landsleute vor der mißbräuchlichen Anwendung des Wortes „Pedanterie". Als die Ereignisse des Jahres 1870 eine durchgreifende Revision der bisherigen Vorstellung von den Deutschen als von einem willensschwachen Volke gefühlsseliger Träumer gebieterisch herausforderten, behalf man sich von 1870 bis 1914 damit, daß man zweierlei Deutschland unterschied: das Alte der beschaulichen Dichter und Denker und das Neue der rücksichtslosen Gewaltmenschen des Handels und Krieges. In der Mitte der Neunzigerjahre siegten in einer neuen Jugend die Bestrebungen der Sozialisten, Pazifisten und Antimilitaristen, welche die Franzosen zusammenfassend als „Humanitarismus" bezeichnen und die den kriegerischen Tendenzen der Nationalisten zunächst noch erfolgreich entgegenarbeiteten. So schreibt Rémy de Journont im „Mercure de France" sehr wirksam gegen Déroulède und die Patriotenliga. Es ist gewiß hervorhebenswert, daß er darin sogar darauf verzichten will, Elsaß-Lothringen „die zwei verrosteten Ringe in die Kette unserer Regierungsbezirke wieder einzufügen" und daß er neidlos die Deutschen als die Begründer der romanischen Philologie anerkennt. Roumain Rolland vermißt in seinem berühmten Roman an der überwiegenden Mehrzahl seines Volkes: gesunde Urkraft, schlichte Wahrhaftigkeit und den festen Glauben an das Göttliche. Seine Liebe gilt allerdings nur dem Deutschland vor 1870. Der eigentliche Umschwung der öffentlichen Meinung in Frankreich beginnt aber erst mit dem Streite um Marokko. Damals wich die langjährige Achtung der Franzosen vor den deutschen Waffen und die deutsche Nachgiebigkeit ließ ein französisches Militärblatt schreiben: „*Le bon Guillaume a peur!*" Von 1906 (dem Jahre der Algeciraskonferenz) bis 1911 (dem Jahre des Erscheinens des „Panther" in Agadir) herrschte in Frankreich ein Kriegsfieber und der Friede kann durch das Kongoabkommen kaum noch erhalten werden. Damals reift in Frankreich eine neue Jugend heran, die die französische *blague* und die frivole Redensart: „*je m'en moque*" oder gar „*je m'en fous*" verabscheute. Ihr Vorbild für jede städtische Gemeinschaft ist die Kirche. Wie weggefegt sind der Pazifismus, Antimilitarismus und andere weltbürgerliche Bestrebungen. Der Lothringer Maurice Barrès und der Provenzale Charles Maurras bekämpfen die Aufklärung und die Romantik als Quellen aller Verirrung und Entartung; Maurras will jeden Individualismus in Religion und Politik entschieden unterdrücken und hält trotz aller Gegenargumente Gaston Paris' die Irrlehre von einer angeblichen lateinischen Rasse fest, wie auch Barrès

früher noch schlimmere ethnographische Ungeheuerlichkeiten behauptet hatte. Charles Maurras nnd Pierre Lasserre verkennen beide, daß auch das Denken vom Fühlen und Wollen beeinflußt sei, und übersehen, daß die französische Romantik nicht von der deutschen herrühre. 1911 wird die „*Ligue pour la culture française*“ zur Bekämpfung des nach deutschem Vorbild eingerichteten Lehrbetriebes der höheren Schulen gegründet. Seit 1911 ist auch das von der nationalistischen Zeitschrift der „*Action française*“ hochgehaltene kriegerische Ideal neu erwacht und die französische Jugend „blickt statt in Bücher kraftvoll ins tätige Leben“! Vergeblich warnt der Sozialist Marcel Sembat 1913 in einem Buche die Franzosen mit dem Dilemma: „*Faites un roi! sinon faites la paix!*“, vergeblich veröffentlichen noch im Jahre 1914 71 denkende Franzosen eine Erklärung für den Frieden, vergeblich schreibt der Sozialistenführer Maxime Leroy noch in letzter Stunde ein Buch, das in der Forderung gipfelt: Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern! Die ehernen Kriegswürfel sind gefallen. — Wenn man Wünsche aussprechen darf, hätte W. hervorheben müssen, daß der Chauvinismus, der übrigens keine ausschließlich gallische Erscheinung ist, in der französischen Geschichte sich sehr weit zurückverfolgen läßt, daß z. B. (um nur ein besonders drastisches Beispiel hervorzuheben) unter Ludwig XIV. ein Schriftsteller in die Bastille geworfen wurde, weil er in einem Buche die These aufgestellt hatte, daß die Franzosen von den germanischen Franken abstammen! — Anderseits ist es gewiß bemerkenswert, daß kaum jemand sich in so beredter Weise zum Kosmopolitismus bekannte wie Montesquieu mit den Worten: „*Si j'avois su quelque chose qui m'eût été utile, et qui eût été préjudiciable à ma famille, je l'aurois rejeté de mon esprit. Si j'avois su quelque chose utile à ma famille et qui ne l'eût pas été à ma patrie, j'aurois cherché à l'oublier. Si j'avois su quelque chose utile à ma patrie et qui eût été préjudicable à l'Europe, ou qui eût été utile à l'Europe et préjudiciable au genre humain, je l'aurois regardée comme un crime.*“ — Bei Erörterung der Elsaß-Lothringen-Frage sollte stets daran erinnert werden, daß bis zur Französischen Revolution alle Elsässer Soldaten „*les troupes allemandes de sa Majesté*“ hießen und die Elsässer die „*Sujets allemands du Roi de France*“; daß ferner sogar der durchaus nicht deutsch voreingenommene Weckerlin, da er 1883, also nicht lange nach dem Frankfurter Frieden, die Elsässer Volkslieder herausgab, ganze sieben zusammenbrachte, die französisch waren, während alle anderen deutsch sind.

Wien. Josef Frank.

Englische Textausgaben.

The Secret Garden by Frances Hodgson Burnett. Im Auszuge herausgegeben von Dr. Adolf Wetzlar, kgl. Reallehrer in Neu-Ulm (Bayern). Students' Series Nr. 41. Leipzig 1917, Bernhard Tauchnitz. 100 S. Preis 1 M. — Anmerkungen und Wörterbuch dazu, 28 S. Preis 40 Pf.

How They Got Their Indian Empire shown by extracts from Macaulay's *Essays on Clive and Hastings*. Edited with Notes and Glossary by Professor Dr. Kurt Lincke. Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, 52. Frankfurt am Main 1917. Moritz Diesterweg. VIII + 91 S. Dazu „Notes und Glossary" (41 S.). Preis geb. 2 M.

Von den Kindererzählungen der nunmehr 69jährigen, in Washington lebenden Schriftstellerin Frances Burnett sind bisher in der „Tauchnitz Students' Series" *Little Lord Fountleroy* und *Sara Crewe* veröffentlicht worden. Nun liegt auch die Erzählung *The Secret Garden* im Auszuge vor: Ein kleines Mädchen, das in Indien Vater und Mutter verliert, kommt zu ihrem Onkel nach England und macht dort ihren Vetter, einen verzärtelten, bettlägerigen und an seiner Genesung verzweifelnden Knaben, dadurch gesund, daß sie ihn in den an das Haus angrenzenden, bisher abgesperrten Garten — daher der Name „Secret Garden"! — mitnimmt und ihm durch fleißige Spaziergänge und Sportübungen wieder Freude am Leben einflößt. Die Geschichte ist hübsch erzählt und eignet sich wegen der leichten Sprache schon für das zweite Jahr des englischen Unterrichtes; nur der eine Umstand fällt unangenehm auf, daß hier wie in den anderen Burnettschen Werken die Kinder gar so klug reden und handeln.

Die vier Seiten „Anmerkungen", die mit dem „Wörterbuch" ein Beiheft zu dem Texte bilden, reichen vollständig aus. Die Anmerkung zu S. 18, Z. 1/2, *He's so cross he won't let them*: „He won't = he would not" ist entschieden verfehlt. Das „Wörterbuch" ist ziemlich ausführlich und bringt die Aussprache — leider nicht von allen Wörtern — nach der Bezeichnungsweise der „Association phonétique". Druckfehler sind: caw (ə: statt ɔ:), upright (ʌp'rait statt 'ʌprait). Von dem Zeitworte *show* heißt das Präteritum nicht *shew* (!), sondern *showed*; *shew* ist nur eine veraltete Schreibung für das Präsens.

Aus den bekannten, in unseren Schulen viel gelesenen Essais von Macaulay über Lord Clive und Warren Hastings hat der Herausgeber für die „Neusprachlichen Reformausgaben" diejenigen Abschnitte zusammengestellt, die uns zeigen, wie die Engländer ihre Herrschaft in Indien begründeten und mit welchen Mitteln sie dieselbe befestigten und erweiterten. Diese Mittel waren Aufreizung der einzelnen indischen Stämme gegeneinander, Raub, Betrug, rücksichtslose Ausbeutung der einheimischen Für-

sten, schonungsloses Vorgehen gegen unbequeme Häuptlinge usw. Die Komödie, die das englische Parlament mit jedem der beiden „Helden“ nach seiner Rückkehr nach England spielte, um ihn für seine Missetaten zur Verantwortung zu ziehen, ist mit Recht unberücksichtigt geblieben. Übrigens scheint es auch dem Geschichtschreiber Macaulay mit seiner scharfen Kritik der Handlungen der beiden Männer nicht sehr Ernst zu sein, da er sich ja nur gegen das Tun und Treiben dieser letzteren, aber nicht gegen das ganze System wendet. Tatsächlich haben spätere englische Forscher bewiesen, daß Macaulay über Clive und Hastings ein ungerechtes Urteil gefällt hat und daß die beiden Männer so gehandelt haben, wie jeder andere Engländer hätte handeln müssen. Vgl. meinen Aufsatz „Th. B. Macaulays Essais ‚Lord Clive‘ und ‚Warren Hastings‘, im Lichte der neueren geschichtlichen Forschung betrachtet“ (Zeitschrift für das Realschulwesen, XXXV. Jahrg., IV. Heft, S. 193 bis 211). Während also Clive und Hastings von ihren Zeitgenossen heftig angegriffen und noch Mitte des vorigen Jahrhunderts scharf kritisiert wurden, stehen sie jetzt reingewaschen da! Wo bleiben die salbungsvollen Worte „Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Freiheit“, welche die Engländer vor 200 Jahren genau so im Munde führten wie heute?

Der Herausgeber hat mit diesem Bändchen einen entschieden glücklichen Griff getan. Unsere Schüler der Oberklassen der höheren Lehranstalten werden durch dasselbe einen Einblick in die Methoden der englischen Kolonialpolitik gewinnen, der sie vor allzu großer Bewunderung des Britentums bewahren wird. Das Beiheft „Notes“ enthält englisch geschriebene Anmerkungen, die teils aus sachlichen Erläuterungen, teils aus Worterklärungen, die dem Schüler die häusliche Vorbereitung erleichtern sollen, bestehen. Sie verdienen unseren vollsten Beifall. Ein Verzeichnis der Eigennamen mit Angabe der Aussprache und ein Index zu den Anmerkungen bilden den Schluß des Beiheftes.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Johannes Sundwall, Weströmische Studien. Berlin 1915. Mayer & Müller.

Der vielseitige Forscher, der unserer Wissenschaft erst vor kurzem ein hoffentlich noch reiche Frucht tragendes Werk über die lykischen Eigennamen geschenkt hat, beweist in der vorliegenden Schrift seine eindringenden Fachkenntnisse auf einem weit davon abliegenden Gebiete: in der dunkeln, „im trüben Dämmerlicht einer erlöschenden Überlieferung“ liegenden Geschichte des untergehenden weströmischen Reiches.

Den Hauptbestandteil des Buches bilden die Beamtenlisten des Westreiches von 395 bis 476 und das Verzeichnis der uns bekannten Mitglieder des senatorischen Standes. Sundwall bietet

damit dem Historiker ein wertvolles Hilfsmittel und zugleich eine Vorarbeit für das große Unternehmen der „Prosopographie der christlichen Kaiserzeit", das die Berliner Akademie in Angriff genommen hat. Aus dem von ihm gesammelten Material werden sich wichtige Schlüsse allgemein geschichtlichen Charakters ziehen lassen; einzelne Folgerungen legt er gleich selbst vor. So behandelt er (S. 3—7) die „Oberbefehlshaber des Reichsheeres" und setzt auseinander, daß Mommsens Annahme (Herm. XXXVI 531 ff., jetzt wohl eher nach den Gesammelten Schriften IV 545 ff. zu zitieren), im Westreich seien die beiden militärischen Hofkommandos seit Stilicho in der Hand eines einzigen, des Reichsfeldherrn und tatsächlichen Staatsleiters (mit dem Titel *magister utriusque militiae*), vereinigt gewesen, in dieser Form nicht zutrifft, daß sich vielmehr auch der *magister equitum praesentalis*, wenn auch mit weit geringerer Machtvollkommenheit als sein Kollege, im Westreich nachweisen läßt. Seit der Zeit des Aetius tragen beide Hofgenerale und außer ihnen noch der Oberkommandant von Gallien den Titel *magister utriusque militiae*, doch führt der erste Heermeister, der gewöhnlich durch den Patriziat ausgezeichnet wird, den tatsächlichen Oberbefehl. Über 40 Jahre lang bleibt nach Stilichos Sturz die Führung der Reichsarmee in Römerhand; erst mit Ricimer tritt die Wendung ein: „Der Gründer der Germanenherrschaft in Italien ist Ricimer; ohne seine zerstörende Wirksamkeit wäre Odoakers Herrschaft nicht denkbar gewesen."

In einem zweiten Kapitel behandelt Sundwall „die gallische Präfektur und das Verhältnis Galliens zum Reich". Er kann unter 28 bekannten Präfekten von Gallien 18 als Gallier nachweisen; die partikularistischen Leitmotive des gallorömischen Adels sind selbst in der trümmerhaften Überlieferung noch deutlich erkennbar. Die gallische Nobilität trachtete danach, sich — unter Festhaltung am Römertum — von der ebenso kläglichen als lästigen Herrschaft Italiens zu emanzipieren oder, wenn dies nicht anging oder nicht opportun erschien, wenigstens die Verwaltung des Heimatlandes in der Hand zu behalten oder gar den Schwerpunkt des Reiches nach Gallien zu verlegen: Bestrebungen, die freilich den Fluch der Unfruchtbarkeit in sich trugen, da den tatsächlichen Ausschlag weder Gallien noch Italien, sondern die Germanen gaben. Es war im Rittersinn eines Vercingetorix gehandelt, wenn Syagrius, der Sohn des Vorkämpfers der keltorömischen Herrenklasse, Ägidius, noch zehn Jahre nach dem „Einschlafen des weströmischen Reiches" die Sache des Römertums im nördlichen Gallien verfocht, aber den Gang der geschichtlichen Entwicklung vermochte er ebensowenig aufzuhalten als ein halbes Jahrtausend vorher der Sohn des Arvernerhäuptlings.

In einem lehrreichen Kapitel behandelt der Verf. die Zahl und die Vermögensverhältnisse der Senatsmitglieder. Erstere

läßt sich freilich nicht mit Sicherheit feststellen; denn Sundwalls Schätzung — etwa 3000 Senatoren um 400, noch 2000 um 450 — beruht auf unsicheren Indizien. Beachtenswert ist der Hinweis, daß die maßgebende oberste Klasse der ehrwürdigen Körperschaft, die *inlustres*, seit dem Zerfall des Reiches das Ziel verfolgte, die Nichtitaliker aus den höchsten Ämtern zu verdrängen und eine „italische Peerskammer" zu schaffen. Das ist ihnen auch, bis auf die bereits erwähnte Nebenbuhlerschaft des gallischen Adels, gelungen. So finden wir im 5. Jahrhundert den Senat beherrscht von einer kleinen Anzahl ungemein begüterter Latifundienbesitzer, die fast den ganzen Grund und Boden Italiens ihr Eigen nennen und von Kleinpächtern bewirtschaften lassen, die ferner die hohen und glänzend besoldeten Staatsstellungen fast allein für sich in Anspruch nehmen und dennoch dem von den schwersten Finanznöten bedrängten Staate nur ganz geringfügige Hilfe leisten. Es sei übrigens zu den Ausführungen Sundwalls ergänzend bemerkt, daß diese *inlustres* trotz ihrer fiktiven Ableitung von berühmten Geschlechtern der römischen Nobilität zum guten Teil in letzter Linie doch nicht italischer Abkunft gewesen sind, vielmehr Familien entstammen, die seit den ersten Jahrhunderten n. Chr. aus den Provinzen, namentlich aus dem Orient, Afrika und den Balkanländern, in den Senat gelangt waren und, wie das Gesetz vorschrieb, in Italien Landbesitz erworben hatten. Römischer und altitalischer Abstammung waren nur wenige dieser Adelshäuser, so in erster Linie die *Acilii Glabriones*, deren Stammbaum sich fast lückenlos bis zu dem Sieger über Antiochus III. verfolgen läßt.

Wien. Edmund Groag.

Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Herausgegeben von Adam Müller-Guttenbrunn. Mit 22 Tafeln und 600 Abbildungen. In Leinen geb. 30 M. Stuttgart 1916, Deutsche Verlagsanstalt. 524 S.

Hat man diesen wohlausgestatteten Band zur Hand genommen und sich an manchem der darin enthaltenen Aufsätze erfreut, so bleibt doch schließlich ein Restgefühl des Bedauerns zurück: daß die meisternde Kraft zusammenfassender Redaktion nicht voll zum Ausdruck gekommen ist. Man nennt die Ungleichmäßigkeit mit mehr oder weniger Recht die Erbkrankheit aller Sammelwerke. Aber man sollte darum nicht mit Resignation die redaktionellen Zügel allzu locker lassen. Neben wissenschaftlich gehaltreichen, nach Form und Inhalt gleich ausgezeichneten Studien berufener Gelehrter füllen gedankenvolle, von vaterländischem Sinne durchglühte Aufsätze formgewandter Schriftsteller das Werk. Das ist ganz recht so. Gleichwohl sollte die Freiheit der Autoren sich nicht zu den allzu kühnen Subjektivis-

men erheben dürfen, die uns da und dort in Verwunderung setzen. Hier abzufeilen war Recht und Pflicht der Redaktion. Wäre in solcher Gesellschaftsarbeit nicht auch die Zuteilung allzuvieler Themen an einen und denselben Verfasser zu meiden? Dazu eine äußerliche Frage: Sollte von einem Buche wie dieses, das doch ein Propagandabuch in edlem Sinne sein und den Weg auch in die Hütten finden soll, nicht unter allen Umständen eine Volksausgabe aufgelegt werden? Sicherlich war Jahr und Tag des Erscheinens dieses Werkes wohl gewählt. Eben jetzt, wo in furchtbarem, kaum mehr entwirrbar scheinendem Ringen um die Lose der Völker gewürfelt wird, jedes Volk gleichsam seine Ansprüche vor aller Welt formuliert, ist es für die vielangefeindeten Deutschen Österreichs am Platze, Gerichtstag über sich selbst zu halten und sich zu prüfen, ob die eigene Arbeit vor dem Richterstuhle der Geschichte mit Ehren bestehen kann. Sind wir wirklich, was uns leidenschaftlich bestritten wird, die Staatsgründer, die geistigen Kolonisatoren hierzulande gewesen? Gewiß gibt nun das stattliche, Auge, Sinn und Herz erfreuende Prachtwerk Müller-Guttenbrunns und seiner ausgezeichneten Helfer hierauf Antwort, im Grunde auch erschöpfend Antwort. Was aber fehlt, das ist die leichte Überschaubarkeit der historischen Leitung, das ist die Gliederung des allzu bunt ineinandergeschobenen Stoffes nach irgend welcher Art von Kategorien, sei es in der Zeit, sei es nach den Bereichen von Politik, Zivilisation und Kultur, das ist mit einem Worte die formale Harmonie. Ein Buch wie dieses soll eine Freude für den Leser, aber auch eine Waffe sein. Er soll, auch wenn er die tausendfältigen Bedingtheiten geschichtlicher Entwicklung und die kaum erfaßbare Fülle der Tatsachen nicht zu überblicken vermag, aus einem solchen Werke unschwer das geistige Rüstzeug gewinnen können, um gegen jede seinem Volke in Worten zugedachte Erniedrigung erfolgreich zu streiten. Dieses nun wird er, fürchten wir, nur mit Mühe gewinnen können und ist dem so, dann kann der gewiß wohlgesinnten Redaktion der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie in einem Hauptstücke versagt habe. In diesem Sinne dürfte auch ein sorgfältig ausgearbeitetes Register auf keinen Fall fehlen.

Ich wollte, ich hätte diese Ausführungen nicht mit einer Reihe von Bedenken eröffnen müssen, die allerdings Bedenken vor allem sachlicher Natur sind. Im einzelnen müssen diese ja fast überall dem Lobe und zumeist uneingeschränktem Lobe weichen und es hieße fast alle Einzeltitel hier niederschreiben und fast alle Verfasser hier namentlich aufführen, wollte man kritische Gerechtigkeit üben. Das Österreich der Babenberger und des Nibelungenliedes, der Gotik und der Türkennot, das Deutschtum unserer Lande, das aus Österreich-Ungarn ein Kolonialreich deutschen Geistes gemacht hat, lebt aus diesem Buche

uns entgegen und es wäre ihm gewiß zu wünschen, daß es den Weg nicht nur in die Bibliotheken, sondern auch in die Familien Deutschösterreichs finde. Wenn wir seinem Herausgeber unsere Bedenken nicht vorenthalten konnten, wollen wir doch gern bekennen, daß er das „*In magnis et voluisse sat est*" für sein edelherziges und groß gedachtes Beginnen, das wir nur noch weiter ausgestaltet sehen möchten, in vollem Maße in Anspruch nehmen darf.

Wien. H. Kretschmayr.

M. Förderreuther und F. Würth, Aus der Geschichte der Völker. III. Band. Die Neuzeit (erste Hälfte), VII u. 416 S. J. Kösel, Kempten und München 1915. 6 M.

Von dem vorliegenden Werke ist der erste und zweite Band in diesen Blättern bereits früher angezeigt worden. Das Lob, das den vorangegangenen Bänden gezollt wurde, kann auch dem jetzigen im vollen Umfang zugesprochen werden. Die Auswahl der Stücke berücksichtigt alles Wichtige, soweit es der Raum gestattet, die Wahl der Schriftsteller, denen sie entnommen wurden, ist immer wohl überlegt; Mißgriffe sind überhaupt nicht zu verzeichnen. Auch die Bilder sind im allgemeinen wohl gelungen, nur einige wenige lassen an Deutlichkeit zu wünschen übrig, wie etwa Raffaels Schule von Athen S. 108.

Vom österreichischen Standpunkt bliebe zu wünschen, daß ein oder das andere Stück Aufnahme fände, das die speziell österreichischen Verhältnisse beleuchtete. Gegenwärtig dienen diesem Zwecke IV. 5 (Schlacht am Weißen Berge), 6, 7 (Wallenstein), 9 (Lützen), die aber fast mehr zu der allgemein deutschen Geschichte gerechnet werden, V. 12, 13 (Prinz Eugen), 14, 15 (Schlacht von Höchstädt) und teilweise 16 (Ergebnisse des Spanischen Erbfolgekrieges), von denen dasselbe gilt, so daß eigentlich nur V. 7 (Türkenbelagerung Wiens 1683) in Betracht kommt.

Da das Haus Habsburg damals die Führung Deutschlands und eine so große Stellung in Europa besaß, so könnte doch vielleicht die organisatorische Tätigkeit Ferdinands I. oder die Persönlichkeit Ferdinands II. oder Leopolds I. geschildert werden. — Bei Besprechung der Barocke (IV. 19) sollte vielleicht die Glanzzeit Österreichs um 1700 (Fischer v. Erlach, L. v. Hildebrand usw.) eine Darstellung finden, ebenso wie die Tatsache der Vorherrschaft der italienisch-spanischen Kultur in Österreich und einem guten Teile Süddeutschlands bis weit in das 18. Jahrhundert hinein Hervorhebung verdienen würde gegenüber der falschen verallgemeinernden Vorstellung von der Übermacht der französischen Kultur, die sich doch nur auf West- und Norddeutschland erstreckte. Noch unter Karl VI. durfte niemand in

französischer Kleidung bei Hofe erscheinen. Englisch und französisch galten nicht als zur Bildung notwendig.

Sonst wäre nur vielleicht ein Stück über die Begründung der englischen Kolonien in Amerika erwünscht und ein oder zwei über den Balkan und Osteuropa vor Peter dem Großen. Suleiman der Prächtige, Stephan Báthory, Iwan der Schreckliche gäben z. B. Gelegenheit, in die Geschichte dieser abgelegeneren Gebiete, die doch jetzt immer wichtiger werden, hineinzuleuchten.

Ein wenig Platz könnte etwa durch Auslassung ein oder des anderen Parallelstückes gewonnen werden, wie z. B. des einen über die Schlacht von Höchstädt u. ä. — Das sind jedoch nur ganz subjektive Erwägungen; ich weiß ganz wohl, daß dergleichen leicht zu wünschen ist und jeder Rezensent etwas anderes wünschen kann. Ich möchte daher auch meine Anregungen nicht als Ausstellungen aufgefaßt sehen, denn das Buch ist ganz vortrefflich und sollte in die Schülerbibliotheken allgemein Aufnahme finden. Die Schüler der höheren Klassen werden es sicher gern und mit größtem Nutzen lesen.

Wien. M. v. Landwehr.

Adolf Hasenclever, Geschichte Ägyptens im 19. Jahrhundert 1798—1914. Halle a. S. 1917. Max Niemeyer. 497 S. 8⁰. Mit einer Karte.

Wenn irgend ein Buch zeitgemäß genannt zu werden verdient, so ist es bei dem vorliegenden der Fall, das eine der aktuellsten Fragen und eine solche behandelt, der die Gegenwart nur selten das richtige Verständnis entgegenbringt, und doch sollten schon die bekannten Worte des Fürsten Bismarck von der Bedeutung Ägyptens für England zum Studium der neuesten Entwicklungsphase dieses merkwürdigen Landes auffordern. Diesem Zwecke wird das Buch H.s nach jeder Seite hin entsprechen. Die Grenzen, die es umfaßt, sind gut gewählt: die eine ist die berühmte Expedition Bonapartes im Jahre 1798, durch die das Land wieder in das politische Leben Europas eingeführt wurde, die andere ist der Beginn des Weltkrieges, dessen Ausgang vielleicht auch für Ägypten eine Wendung in seiner neuesten Entwicklung bedeuten dürfte. Wie die Endpunkte, so ist auch die Gliederung des Stoffes eine aus diesem selbst genommene, demnach sachgemäße. In acht Kapiteln, von denen die wichtigeren in eine Anzahl von Paragraphen geteilt sind, schildert der Verf. nach einer knappen Einleitung (über die Stellung der ägyptischen Frage im Rahmen der orientalischen und der Politik der großen Mächte): 1. Ägypten unter osmanischer Herrschaft, 2. Napoleon Bonaparte und Ägypten, 3. Mehemed Ali, 4. Ismael Pascha, 5. Die Besetzung Ägyptens durch England, 6. Das Sudan-Problem, 7. Die Verwaltung Lord Cromers und 8. Die letzten Jahre vor

dem Weltkriege. Die sachlich inhaltsreichsten sind die über Mehemed Ali, der eine treffliche Charakterzeichnung verdient und gefunden hat (S. 138), über Ismael Pascha wegen des Baues des Suezkanals (auch hier finden wir S. 171 eine gerechtere Beurteilung der Persönlichkeit I. P s, als sie im von englischer Seite zu Teil geworden ist) und der argen Finanzwirtschaft des Herrschers, an dessen Sturz, wie mit Recht bemerkt wird, vieles, besonders die Haltung der einzelnen Mächte noch unklar ist, und über die Besetzung Ägyptens durch England. Freilich bietet auch das Sudan-Problem mit dem Aufstand des Mahdi, der Persönlichkeit und dem Untergang Gordon Paschas, dem Faschodafall, ebenso das Kapitel über die Verwaltung Lord Cromers viel des Wichtigen und Belehrenden. Das gilt namentlich auch für die Darstellung des englisch-französischen Abkommens über Ägypten vom 8. April 1904, womit die Marokkofrage aufs engste zusammenhängt. Mit Recht wird sie hier vorsichtig behandelt, „denn ihre Vorgeschichte ist heute noch in tiefes Dunkel gehüllt. Welche Kräfte im einzelnen auf beiden Seiten tätig gewesen sind, wissen wir nicht, soviel aber läßt sich schon jetzt behaupten, daß die hervorragendste Rolle bei dem Zustandekommen dieses Staatsvertrages dem englischen König Eduard VII. zufällt, eine weit größere als dem französischen Minister des Auswärtigen Delcassé, der bei all seiner Deutschfeindlichkeit doch mehr der Geschobene war". „Gab Frankreich alte Rechte am Nil preis für die Aussicht auf recht anfechtbare Besitztitel in Marokko, so stand doch stets die Hoffnung dahinter auf die Revanche für 1871." Es ist sonach ein gutes Stück Zeitgeschichte, das hier in ansprechender Form vorgelegt wird. Es fehlt nicht an zahlreichen belehrenden Noten und dankenswert ist das Verzeichnis der häufiger angeführten Quellennachweise, über die sich das Vorwort ausführlich verbreitet.

Graz. J. Loserth.

Gustav Wolf, Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte. II. Bd. Kirchliche Reformationsgeschichte. Erster Teil. F. A. Perthes, A.-G. Gotha 1916. Gr. 8°. XII und 362 S.

Ein neues und erfreuliches Zeichen deutscher Schaffenskraft ist der vorliegende stattliche Band, der trotz des fast alle Kräfte anspannenden Krieges in mustergültiger Weise einen Beitrag zur würdigen Feier des bevorstehenden Reformationsjubiläums bilden mußte. Wer sich künftig mit der Reformationsgeschichte befassen wird, darf nicht an diesem erschöpfenden Sammelwerke vorübergehen. Das Gebiet erstreckt sich auf Luther, Zwingli und Calvin, obwohl dieser nicht ganz der deutschen Reformation angehört. Eine Unsumme von Arbeit steckt in diesem Bande, da der Verf. die gesamte Literatur mit seltener Akribie verzeichnete. Es ist

selbstverständlich und vielleicht sagt es schon der Titel, daß das Werk nicht der Lektüre, sondern als Wegweiser für jeden dienen soll, der sich in dem fast gigantisch angewachsenen Stoffe zurechtfinden will. Wer selbst mit der Literatur vertraut ist, wird wissen, wie besonders im letzten Jahrzehnt sich die geschichtliche Forschung mit Luther beschäftigte. Abgesehen von den zahlreichen kleineren Luther-Biographien sei hier nur auf Köstlin (Kawerau), Kolde, A. E. Berger, Denifle, Grisar u. a. hingewiesen, während uns Hausrath mehr einen Roman als eine Geschichte lieferte. Eben in den großen Problemen der Welt- und Religionsgeschichte scheinen die Anschauungen um so mannigfacher und widersprechender zu werden, je mehr darin gearbeitet wird. Fast stehen sie sich diametral gegenüber. Bereits vor einem Dezennium konnte Böhmer in „Natur und Geisteswelt“ eine kleinere Schrift über „Luther im Lichte der neuesten Forschungen“ erscheinen lassen. Wir wissen, daß Denifles Buch über Luther und Luthertum fast eine Flut von anderen Publikationen erzeugte. Man braucht nicht herabzusteigen zu A. Müllers „Luthers Theologischen Quellen“, welches eine Verteidigungsschrift gegen Denifle und Grisar sein soll; es genügt, darauf hinzuweisen, daß selbst die „Literatur über einzelne Seiten in Luthers Leben“ so vielerlei bietet, daß man dem Verf. für die Zusammenstellung dankbar sein muß. Es ist eine reiche Fülle, was im vorliegenden Bande über Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin geboten wird. Im folgenden Bande sind die weiteren Reformatoren in Aussicht gestellt. Bei den jetzt bearbeiteten biographischen Abschnitten wurde eine Trennung von Quellen und Literatur gemacht und bei jenen wieder ein besonderes Gewicht auf die urkundlichen Nachweise und die zeitgenössischen Biographien gelegt. Freilich wissen wir, daß diese nicht immer der Wahrheit am nächsten kommen. Handelt es sich um sehr hochstehende Personen, werden unbefangene Urteile mit allen Mitteln der brutalen Gewalt unterdrückt, hingegen jene Äußerungen, die schmeichelhaft klingen, aber immer dem Boden der Selbstsucht entwachsen, zur allgemeinsten Kenntnis gebracht. Die zeitgenössischen Biographien der Reformatoren sind freilich hievon gefeit gewesen; aber dafür wurden sie beeinflußt von dem noch schlimmeren Hasse oder der blindmachenden Verehrung der Gewährsmänner. Doch damit muß sich der Historiker abfinden, daß er nicht alles, was er liest, für bare Münze hält. Einen eigenen Abschnitt widmet der Verf. der „Katechismusliteratur“ (S. 84—122). Es ist bekannt, daß die „Monumenta Germaniae paedagogica“ die Herausgabe vorreformatorischer Katechismen planen, zu welcher Thalhofer in den Mitteil. d. Gesellsch. f. deutsche Erziehungs- und Schulgesch. XV., 188, den Aufsatz über „Katechetische Lehrstücke im Mittelalter“ zur vorläufigen Orientierung veröffentlichte. Als Vorarbeiten können die Werke von

F. Falk, Geffcken, Moufang und Greving gelten. Bei der Unvollkommenheit der pädagogischen Disziplin war es nötig, dem niederen Seelsorgeklerus ein Büchlein in die Hand zu geben, welches den Lehrstoff in knappster Form für den Unterricht bot. Aber Luther forderte schon in seiner „Deutsche Messe", daß die Kinder Stücke wörtlich auswendig lernten; daß sie sich den Stoff auch innerlich aneigneten, schien Nebensache zu sein. Ebenso interessant ist der Einblick, den der Verf. in die Postillenliteratur (S. 130 ff.) gewährt. Eine ausführliche Inhaltsübersicht (S. VII—XII) erleichtert den Gebrauch des stattlichen Bandes.

Wien. G. Juritsch.

E. Oberhummer, Die Türken und das osmanische Reich. Leipzig-Berlin 1917, Teubner. 106 S. mit drei Tafeln und zwei Kartenskizzen im Text.

Die Arbeit ist ein erweiterter Sonderabdruck einer Reihe von Aufsätzen, die der Verf. in den Jahrgängen 1916 und 1917 der Hettnerschen Geographischen Zeitschrift veröffentlichte. Er beabsichtigt, einen „Blick auf das Türkentum in seiner gesamten völkischen und geschichtlichen Bedeutung sowie auf die besondere Entwicklung des osmanischen Staatswesens nach seinen geographischen Grundlagen" zu geben. Zum türkischen Völkerkreis rechnet er alle Völker, die heute ein türkisches Idiom sprechen oder in historischer Zeit sich eines solchen bedient haben. Die äußersten Glieder dieser Sprachfamilie sind im Nordosten die Jakuten, im Südosten die Salaren, im Süden die Türken Irans, im Westen die alten türkischen Siedlungen in Makedonien, im Nordwesten die Tschuwaschen, die Baschkiren und die sibirischen Tataren bei Tobolsk. Von den 30 Millionen, die sie in ihrer Gesamtheit zählen, wohnt etwa die Hälfte im russischen Reiche. Einheitliche Rassenmerkmale sind ihnen nicht eigen. Der Verf. bezeichnet es in diesem Zusammenhange als durchaus irreführend, wenn in geographischen Schulbüchern und Atlanten die finnischen und türkischen Völker wegen ihrer sprachlichen Verwandtschaft ohneweiters der mongolischen Rasse zugezählt werden. Das türkische Urvolk war jedenfalls mongolischer Abkunft. Auch die Hunnen, das erste in Europa vordringende Turkvolk, gehörte dieser Rasse an. Die Osmanen haben dagegen im Laufe der Zeit ihren Rassentypus durch Mischung mit der bodenständigen Bevölkerung des östlichen Mittelmeergebietes eingebüßt. Nur wenige Turkvölker haben sich bis heute mongoloide Rassenmerkmale bewahrt, wie insbesondere die Kirgisen. Mit Vambéry und Tomaschek verlegt der Verf. die Urheimat der Turkvölker in die Gegend vom Baikalsee und dem Stromgebiete der Selenga bis zum schwarzen Irtysch. Die Staatenbildungen, die dort ihren

Ausgang nahmen, erfolgten zunächst auf Grundlage des Nomadentums. Der Name Türken begegnet bereits in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends n. Chr. G. bei einem dieser Völker, das auch deswegen Bedeutung besitzt, weil es zuerst an die schriftliche Festlegung seiner Sprache schritt. Um 745 unterlag dieses älteste „türkische" Reich einem anderen Volke gleicher Abstammung, den Uiguren, die den Höhepunkt der vorislamitischen Kultur bezeichnen. Um das Jahr 1000 dem Islam sich zuwendend, tritt der türkische Völkerkreis fast ausnahmslos in die Sphäre der arabischen Kultur ein, was sich äußerlich auch durch die Annahme der arabischen Schrift kennzeichnet. Hatten schon früher Wanderungen durch das osteuropäische Steppengebiet nach diesem Erdteile hin stattgefunden, die zum Teile von Rückbewegungen abgelöst wurden, wie die der Hunnen und Avaren, zum Teile zu einer Aufsaugung der vorgedrungenen Stämme durch die bodenständige Bevölkerung führten, wie die der Kumanen und Bulgaren, so erhielt der türkische Völkerkreis durch die neuen Beziehungen zur arabischen Kultursphäre einen neuen Antrieb zu Wanderungen, die ihm Iran und Vorderasien erschlossen und ihn damit dem Einflusse der persischen Kultur wenigstens teilweise unterwarfen. Bald folgte auch das Vordringen türkischer Elemente in das Gebiet von Ägypten. Dadurch bahnte sich die türkische Völkerfamilie den Weg zur Beherrschung der islamitischen Welt. Kleinasien fiel der Türkisierung schon durch seldschukische, turkmenische und mongolische Herrscher anheim, bevor es unter die Oberhoheit der Osmanen geriet. Deren Staat setzte sich von Anfang an die Beherrschung der europäisch-asiatischen Landbrücke zum Ziele und wurde dadurch in staatlicher und kultureller Beziehung Erbe des oströmischen Reiches. Gestützt auf eine Seemacht, gelang es den Osmanen, auch die territoriale Ausdehnung dieses Reiches zu erringen und auf die Gestade des indischen Ozeans überzugreifen. Zwischen der Schlacht von Mohacs und der zweiten Belagerung Wiens auf dem Gipfelpunkte seiner Macht stehend, entfaltete der Osmanenstaat damals auch die Blüte seiner Kunst und Literatur. In die Defensive gedrängt, erwuchs ihm als äußerer Feind bald das auf seine Zerstörung bedachte russische Reich, während das lockere Gefüge des Staates im Innern das Streben der Teile nach Selbständigkeit begünstigte, die in geographischer oder nationaler Hinsicht eine Einheit darstellten. Die letzte Phase dieser Rückbildung des osmanischen Staates bezeichnete der Balkankrieg von 1912/13, der gleichzeitig die Verlegung des politischen Schwergewichtes auf Vorderasien mit sich brachte. Das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwachende Nationalgefühl der Türken ist ein Rückhalt für die Entwicklung des Staates im modernen Sinne. Im Anhange, der nebst dem Register die hauptsächlichste Erweiterung der eingangs genannten Aufsätze

darstellt, gibt der Verf. Ergänzungen. Er handelt darin besonders über das Nationalepos des Firdusi, das den Kampf zwischen Türken und Iraniern zum Vorwurfe hat. Aus den miniierten Handschriften des Shahnameh vermochte er einen Rassengegensatz der beiden Völker nicht festzustellen. Weitere Bemerkungen betreffen die türkische Kunst, das erste Auftreten des Halbmondes und die verschiedenen Herrschertitel. Für den Entwicklungsgang des Osmanentums ist bezeichnend, daß Chan, Pascha, Beg und Aga alttürkischen, Padischah persischen, Sultan und Emir arabischen, Effendi griechischen Ursprunges ist.

Innsbruck. J. Müllner.

Nachbarvölker Deutschlands. Band I. Schweden von Rudolf Kjellén. München und Berlin 1917. Verlag R. Oldenbourg. Preis in Pappband 4 M. 50 Pf.

Das vorliegende Buch bildet den ersten Band einer neuen bei Oldenbourg erscheinenden Sammlung, die Friedrich Meinecke herausgibt. Der volle Titel der Sammlung lautet „Nachbarvölker Deutschlands, Monographien ihres politischen und kulturellen Lebens". Damit ist eigentlich schon gesagt, was das neue Unternehmen bezweckt: nicht so sehr eine Landeskunde im geographischen Sinne ist es, worum es sich hier handelt, als eine Darstellung des Staates als lebenden Organismus. Es war nun ein guter Griff, den berühmten schwedischen Historiker und Staatsrechtslehrer Rudolf Kjellén die Reihe eröffnen zu lassen, der erst kürzlich in seinem schönen Werke „Der Staat als Lebensform" eine völlig neue und eigenartig reizvolle Betrachtungsweise des Staates eingeführt hat. In seinem vorliegenden Werke macht er sozusagen die Probe auf das Exempel; was dort theoretisch für den Staat als solchen ganz allgemein gefordert wird, das wendet Kjellén hier praktisch auf sein Vaterland Schweden an. Dieser erste Versuch ist nun so ausgefallen, daß man nur wünschen kann, es möge das hier eingeschlagene Verfahren auch bei den weiteren Bänden der Sammlung festgehalten werden, denn nicht leicht wird sich ein lebensvolleres Bild eines Staates, der eben selbst ein Lebewesen ist, formen lassen. Kjellén gliedert den Stoff in fünf Hauptabschnitte: 1. Reich, 2. Reichshaushalt, 3. Volk, 4. Gesellschaft, 5. Staatsregiment. Jeder dieser Hauptabschnitte zerfällt in Unterabteilungen, das Ganze wird von der Einleitung und vom Schlusse umrahmt. Das Neue dieser Art der Betrachtung liegt darin, daß geographische, geschichtliche, volkswirtschaftliche und staatsrechtliche Gesichtspunkte gleichermaßen berücksichtigt werden und sich so ein harmonisch ausgestaltetes Bild des Landes, wie es geworden ist und wie es ist, formt, das dem Leser eine weit lebendigere Erinnerung hinterläßt, als es die bisher übliche Art

der Landeskunde zu tun vermochte. Daß Kjellén als schwedischer Patriot schreibt und nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen dabei ist, bildet einen Reiz mehr.

Wien. B. Imendörffer.

Methodik des mathematischen Unterrichtes von Dr. W. Lietzmann, Direktor der Oberrealschule in Jena. 440 S. Preis geb. 14 M. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1916.

In dem großen Sammelwerke, das unter dem Titel „Handbuch des naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterrichtes" von dem Geh. Oberregierungsrat Dr. Norrenberg herausgegeben wird, erschien dieses Buch als 2. Teil des VII. Bandes. Die Bearbeitung einer Methodik des mathematischen Unterrichtes war in die besten Hände gelegt worden; ich wüßte niemanden, der dazu berufener gewesen wäre als der so verdienstvolle und unermüdliche Verfasser, der bemüht war, hier nicht sosehr seine persönliche Meinung darzustellen, als vielmehr einen umfassenden und möglichst objektiven Überblick über alle im mathematischen Unterricht auftretenden Fragen zu geben. So wird der Leser von kundiger Hand an alle jene Probleme geführt, die derzeit noch in Verhandlung stehen, es wird ihm die wichtigste einschlägige Literatur genannt und es werden vor allem jene Gebiete eingehend besprochen, auf denen die Arbeit der Reformbestrebungen der letzten Jahre eingesetzt hat, eine Arbeit, an der auch der Verf. seinen schätzenswerten Anteil hat. Gerade dadurch, daß die verschiedenen Wege aufgedeckt werden, die zum gleichen Ziele führen oder doch führen können, sichert der Verf. seinem Werke das Interesse des Lesers und regt ihn zu eigenem Nachdenken an. Das mit außerordentlicher Sachkenntnis auf Grund reicher Unterrichtserfahrung geschriebene inhaltsvolle Buch, das zudem durch die lebhafte Darstellung eine angenehme Lektüre bietet, wird wohl auf lange Jahre auf dem Gebiete der Methodik des mathematischen Unterrichtes eine erste Stelle einnehmen und sollte in keiner Bibliothek einer höheren Schule fehlen.

Die Gliederung des Stoffes ist die folgende: Zuerst wird der elementare Rechenunterricht und der propädeutische Geometrieunterricht behandelt, dann die Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie und die neuere Geometrie besprochen, endlich die Arithmetik, Algebra und Analysis erörtert; in den Text verstreut ist eine große Anzahl von Abbildungen — darunter auch neun ausgezeichnete Tafeln — über mathematische Modelle und Anschauungsmittel, so daß auch diese Frage hier ihre Berücksichtigung erfährt.

Die aus der Fülle der behandelten Fragen im nachstehenden angeführten Einzelheiten haben den Zweck, den Standpunkt, den

das Buch einnimmt, einigermaßen zu charakterisieren. Im elementaren Rechenunterricht wird die Einübung des Rechnens mit Systemzahlen, also das von vielen Seiten angefeindete Rechnen mit Stellenwerten, als wichtige Übung bezeichnet und es wird empfohlen, mit der Darstellung der einfachsten Rechengesetze durch Buchstabengrößen möglichst frühzeitig zu beginnen. Bezüglich der im Unterricht anzustrebenden Strenge sagt der Verf.: „Nur eine begriffene Strenge, niemals eine nur gedächtnismäßig angeeignete und dann nachgeplapperte Strenge ist überhaupt diskutabel.“ — In der Stereometrie wird endlich wieder empfohlen, die Berechnung der Oberfläche und des Inhaltes eines Körpers unmittelbar an seine Beschreibung anzuschließen. Die verschiedenen Richtungen, nach denen hin eine Erweiterung des geometrischen Lehrstoffes erwünscht wäre oder doch in Betracht kommen könnte, werden im Kapitel über neuere Geometrie erörtert; es handelt sich hier um die Sätze von Ceva, Menelaus, Pascal, den Feuerbachschen Kreis, die Eulersche Gerade und die Grundlagen der projektiven Geometrie bis zur Erzeugung der Kegelschnitte. — In der Arithmetik wird einer stärkeren Pflege der Proportionen das Wort geredet und die übertriebene graphische Behandlung (z. B. bei der Auflösung einer linearen Gleichung ersten Grades oder in der Lehre von den Potenzen) überall dort zurückgewiesen, wo eben „die Arithmetik leichter verständlich ist als die Geometrie“. Die Logarithmen will der Verf. trotz aller Gegenvorschläge und theoretischen Schwierigkeiten doch nur als Umkehrungsaufgabe des Potenzierens eingeführt wissen, hält aber eine genauere Betrachtung des Fundamentalsatzes der Algebra (natürlich ohne Beweis) für notwendig, und zwar mit vollem Recht. — Daß die Analysis recht eingehende Behandlung erfährt, ist ganz begreiflich, zumal hier Fragen zu beantworten sind, die noch keine endgültige Lösung gefunden haben, vor allem also die Einführung in die Infinitesimalrechnung; auch hier weist der Verf. jede übertriebene Forderung nach strenger Durchführung zurück und tritt dafür ein, daß man beispielsweise ganz unbesorgt $\lim \frac{1}{a} = \frac{1}{\lim a}$ setzen darf, ohne einen ausführlichen Beweis dem Schüler aufzubürden. Leider ist diesem Thema gegenüber der Lehrstoff der analytischen Geometrie, der doch manche nicht geklärte Probleme bringt (Vorzeichen bei Flächen, bei Abstandsberechnungen u. dgl.) etwas zu sehr in den Hintergrund gedrängt worden. Bei der Besprechung der vielumstrittenen Frage, welche Konstruktionsaufgaben im Unterricht zur Behandlung gelangen sollen, möchte ich gern die Antwort hören: „Alle jene, die auch einer einfachen rechnerischen — sei es trigonometrischen oder analytischen — Lösung zugänglich sind.“ Wenig befreunden aber kann ich mich mit dem Vorschlage (S. 195), bei der Be-

handlung des Eulerschen Polyedersatzes den Schülern „die Projektion eines vierdimensionalen Körpers“ durch Analogieschlüsse plausibel zu machen.

Von Druckfehlern sind mir nur zwei aufgefallen: S. 51, Z. 4, und letzte Zeile auf S. 55.

Wien. Prof. Wolletz.

Über das System der Fixsterne von Dr. K. Schwarzschild. Zweite Auflage. Mit 13 Figuren im Text. Heft 1 der naturwissenschaftlichen Vorträge und Schriften. Herausgegeben von der Berliner Urania. Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916. 43 S. 8⁰.

Von den in dieser kleinen Sammlung enthaltenen populären Vorträgen des berühmten Verf.s, den leider der Krieg frühzeitig der Wissenschaft entriß, dürften besonders die zwei „Über Lamberts kosmologische Briefe“ und „Über das System der Fixsterne“ weit über das populäre auch allgemeines wissenschaftliches Interesse erregen. Der erste kann aufgefaßt werden als eine Einleitung in die Geschichte des Wortes „vollkommen“ in kosmologischem Sinne. Welche Bedeutung hat dieses Wort bei Pythagoras, wenn er die Zahl 10 als die vollkommenste der Zahlen ansieht, oder wenn er, und nach und mit ihm Plato und Aristoteles, die gleichförmige Bewegung im Kreise als die vollkommenste und der himmlischen Körper einzig würdige erklärt. Welche Bedeutung hat das Wort bei Leibniz, wenn er die Welt, in der wir leben, als die vollkommenste betrachtet — und ebenso bei Kant, wenn er von der vollkommensten Anordnung in der Einrichtung des Weltgebäudes spricht. Speziell erörtert Verf. in seinem Vortrage den grandiosen Entwurf I. H. Lamberts über die Anordnung des Fixsternuniversums, wie er in seinen 1761 erschienenen „Kosmologischen Briefen über die Einrichtung des Weltbaues“ auseinandergesetzt ist, und versucht es, aus ihm das herauszuschälen, was sich auch noch den modernen Anschauungen anschmiegt.

Im zweiten Vortrage „Über das System der Fixsterne“ ist Verf. in der Lage, über seine eigenen Arbeiten auf diesem Gebiete zu berichten. Er versucht es, in populärer Form die Hypothese des Geschwindigkeitsellipsoids der Sterne darzustellen, durch welche er die ältere Annahme Kapteyns von den zwei einander durchdringenden Sternschwärmen, die sogenannte Zweischwarmhypothese, ersetzte.

Im dritten Vortrage „Vom Universum“ kommt Verf. auf das Problem vom Raume, speziell auf die Vorstellung vom gekrümmten Raum zu sprechen, der unbegrenzt — aber doch endlich sein kann. Er sieht in dieser Vorstellung die ermutigendste Annahme für den Menschengeist, der auf Beherrschung

des Universums ausgeht, indem sie ihm angibt, daß er nur ein räumlich begrenztes Reich zu erobern braucht, daß er einst die makroskopische Forschung zu Ende führen und dann nur die mikroskopische fortzusetzen haben wird.

Im ganzen möchte Ref. seinen Bericht in die Worte zusammenfassen, ein Büchlein, das von jedem Gebildeten gelesen zu werden verdient.

Wien. S. Oppenheim.

Brehms Tierbilder. Erster Teil. Die Kaltblüter. 60 farbige Tafeln aus „Brehms Tierleben", von Paul Flanderky, Josef Fleischmann, Walter Heubach, Wilhelm Kuhnert, Heinrich Morin und Georg Mützel. Mit Text von Dr. Viktor Franz. Leipzig und Wien 1916, Bibliographisches Institut.

Der dritte Teil, die Säugetiere umfassend, ist bereits vor längerer Zeit erschienen und an dieser Stelle (1915, S. 784) besprochen worden. Nun liegt auch der erste Teil vor, welcher auch Tafeln aus dem noch nicht erschienenen 1. Brehm-Bande enthält. Unter ihnen sind diejenigen, welche die Meeresfauna behandeln, zum größeren Teile äußerst gelungen und die Bilder, welche Aktinien (Taf. 7), Echinodermen (12—13), Ascidien (29) darstellen, dürfen dem Besten, was wir in dieser Beziehung kennen, an die Seite gestellt werden. Aber auch die niederen Süßwassertiere sind meist trotz der Schwierigkeit der Darstellung (Ciliaten, Rotiferen, Bryozoen) mit Geschick behandelt. Weniger gelungen ist z. B. die Tafel 15 (Deutsche Landschnecken), auf der namentlich *Cyclostoma elegans* verzeichnet beziehungsweise recht nachlässig ausgeführt erscheint. Die Tafel 16 (Tintenfisch) gibt durchaus kein Bild von der Färbung des Tieres im Leben. Über die Insekten und Spinnen hat sich Ref. bereits a. a. O. (Biolog. Zentralbl. XXXV, 1915, S. 577) ausführlich ausgelassen. Sie sind leider z. T. nicht so ausgewählt und so ausgefallen, wie dies zu erwarten gewesen wäre. Die unbefriedigende Auswahl bezieht sich aber nicht etwa auf die aus Brehms Tierleben ausgesuchten Tafeln, sondern schon auf die vorliegenden Objekte, von denen man teilweise nicht recht weiß, warum gerade sie abgebildet wurden, beziehungsweise warum sie gerade zu einer Farbentafel herangezogen wurden; und was die Ausführung anbelangt, so ist z. B. sowohl der mit geschlossenen Flügeldecken fliegende Goliathkäfer als auch die aufdringlich grelle Spinnentafel mit dem mehr als drei Viertel tot auf dem Boden liegenden *Platythomisus octomaculatus* als nicht gelungen zu bezeichnen. Auf den Gruppenbildern ist vielfach eine gerade bei den Insekten unangenehm auffällige Flüchtigkeit und Ungenauigkeit der Zeichnung und steife, unnatürliche Haltung der fliegend dargestellten Tiere zu beobachten; ebenso sind manche kleinere Arten nicht

nur mit viel zu plumpen Beinen begabt, als auch in einer im Freileben unwahrscheinlichen Stellung (z. B. Kamelhalsfliege in „Deutsche Netzflügler“) abgebildet. Hübsch sind dagegen z. B. die Bilder „Blüten- und Baumwanzen; Teufelsblume“.

Weniger auszusetzen ist dagegen an den Bildern, die Fische, Amphibien und Reptilien darstellen. Auch sie sind vom Ref. bereits an anderer Stelle eingehender besprochen worden (Biol. Zentralbl. XXXV, 1915, S. 395; Verh. Zool. bot. Ges. Wien, 1914, S. 85), von denen allerdings die erstgenannten durch dieselben Mängel auffallen, die schon bei den Insekten hervorgehoben wurden. Auch hier ist die „flotte“ Darstellung insofern übertrieben, als Tiere, die in Naturgröße abgebildet sind, Einzelheiten vermissen lassen, die man beim lebenden Tiere unbedingt sehen müßte, wenn man sie so nahe vor sich hätte, als es die Abbildung anzeigt. Kopfform beim Wels, Brustflossenstellung bei Knurrhahn und Schleimfisch sind gleichfalls zu bemängeln. Recht hübsch sind die Bilder „Schleierschwänze“, „Zierfische“, „Meeraal und Muräne“, „Stichling“. Die Brehm-Tafel „Korallenfische“, die trotz etwas dürftiger Ausstattung mit Fischen doch überaus dekorativ und lebenswahr wirkt, vermißt Ref. sehr in vorliegender Auswahl, sie wäre der sehr bilderbuchmäßigen Goldmakrele, den als Farbentafel gar nichts bietenden Seepferdchen und Schellfischen weit vorzuziehen gewesen. Die Tafeln, die den Amphibien und Reptilien gewidmet sind, stehen großenteils erheblich über dem Durchschnitt. Sind auch manche von ihnen steif und hölzern in der Darstellung (Molche, Feuerkröten z. T.; Flugdrache), so können namentlich die Bilder, die von der Hand Heubachs stammen, ebenso die Tuateraechse Kuhnerts als in hohem Grade naturgetreu bezeichnet werden. Auch die Schildkröten, die Schmetterlingsagame und die Hornkröten Fleischmanns, die durch äußerst feine Ausführung sich auszeichnen, sollen nicht unerwähnt bleiben.

Alles in allem genommen ist auch diese Tafelserie zum größten Teile als Hilfsmittel des Anschauungsunterrichtes in der Tierkunde von hervorragendem Werte, sowohl durch die lebendige Art der Darstellung als durch die gelungene Ausführung der natürlichen Umgebung der abgebildeten Tierarten. Viele von diesen Bildern dürften unter Glas und Rahmen einen wahren Schmuck der Unterrichtsräume bilden. Der Text von Dr. Franz bringt in kurzer und treffender Weise alles Wissenswerte über die abgebildeten Tiere.

Wien. F. Werner.

Die Philosophie des Anaxagoras. Versuch einer Rekonstruktion. Von Felix Löwy-Cleve. Wien 1917, Konegen. 111 S.

Der Verf. geht aus von dem Widerspruch zwischen der Berichterstattung des Aristoteles über die Anaxagoreischen Elemente und den Äußerungen, die uns als Worte des Philosophen selbst überliefert sind. Während Aristoteles empirische Stoffe „gewöhnlich als Beispiele Fleisch, Knochen und andere Organismusbestandteile" (S. 3) nenne, sehen wir Anaxagoras selbst Sinnesqualitäten wie das Leuchtende, Dunkle, Trockene, Feuchte, Warme, Kalte u. dgl. anführen. Der Verf. glaubt nun diesen Widerspruch zu lösen, indem er dem Anaxagoras einen Begriff vindiziert, den wir heute nur als Molekül bezeichnen können. „μοῖραι wäre die Bezeichnung für die letzten, in Wirklichkeit nie isoliert existierenden Teilchen der ebenfalls voneinander nicht isolierbaren Elemente, χρήματα" (S. 11). Solche χρήματα seien eben das Dünne, Feuchte, Warme und andere Empfindungsqualitäten. Erst die Mischung dieser μοῖραι oder σπέρματα, die wir uns als ein „Verhältnis des Ineinander, der wirklichen gegenseitigen Durchdrungenheit" (S. 16) vorzustellen haben, ergebe nun die korpuskularen „Weltbausteine", die Moleküle (συγκρινόμενα). Unter ὁμοιομέρειαι wären nun „Moleküle gleicher Konstitution" zu verstehen und „ὁμοιομερές wäre jede Masse, die durchwegs aus Homoiomerien einer einzigen Sorte bestünde" (S. 12). Die verschiedenen Stoffe kommen nun durch verschiedene Mischungsverhältnisse aus allen χρήματα zustande. Aus dieser Auffassung heraus, die den Eindruck großer Wahrscheinlichkeit macht, erklärt der Verf. den Widerspruch in den Berichterstattungen dahin, daß Aristoteles mißverständlich die letzten korpuskularen Bildungen auch für die Elemente genommen habe. Im Gegensatz zu dieser „Materie" des Anaxagoras zeigt der νοῦς einen ganz anderen Aufbau; er besteht nicht aus μοῖραι aller χρήματα, sondern er ist ein durchaus homogenes χρῆμα, das nicht in den Durchdringungsprozeß eingeht. Als Grund hiefür nimmt der Verf. (S. 17 ff.) zutreffend die Aufgabe an, die dem νοῦς im Weltbau zugedacht war, nämlich Prinzip der Bewegung zu sein; für ihn also mußten die übrigen Moleküle undurchdringlich sein, er ging nicht in sie ein, sondern umgab sie allseits wie ein Fluidum, in dem sie sich befanden, wie etwa Demokrits Atome im leeren Raum (S. 30). Die Frage, wie Aristoteles zu seinem Mißverständnis der Anaxagoreischen Lehren gekommen ist, hat der Verf. nicht weiter verfolgt; gleichwohl scheint mir die Lösung nicht schwer. Aristoteles betrachtet den Anaxagoras gleichsam unter dem Zwang der Analogie mit den übrigen ionischen Physikern, vor allem Empedokles einerseits, den Atomisten anderseits. Dort fand er als Elemente durchaus Stoffliches (οὐσίαι), mit diesem ließen sich aber nicht die wahren χρήματα des Anaxagoras, sondern nur die ὁμοιομερῆ in Parallele setzen.

Den νοῦς erklärt der Verf., wie übrigens unter andern schon Nietzsche, Gomperz und Windelband, für stofflich oder wenigstens dinghaft-räumlich. Darnach wäre Anaxagoras kein Dualist gewesen, sondern „benennt man nach der Zahl der angenommenen aufeinander nicht zurückführbaren Konstituenten, dann ist Anaxagoras Pluralist. Denkt man aber an die Einheit des Leitfadens und den tieferen Sinn seiner Konstruktion, dann ist Anaxagoras nicht etwa Dualist, auch nicht materialistischer Monist, sondern am ehesten noch spiritualistischer Monist" (S. 26). Zu dieser Auffassung kommt der Verf. durch folgende Erwägung: „Anaxagoras ist auf dem Weg, ein Berkeley, ein Mach zu werden. Denn jetzt gibt es nur Bewußtsein . . . Er inventarisiert zwar die Bestandstücke seines Bewußtseins, er projiziert sie aus sich hinaus . . . er verselbständigt sie, aber er verdinglicht und verräumlicht sie auch. χρήματα sind sie ihm" (S. 25). Ich kann dem Verf. hierin nicht folgen, ich glaube, daß Anaxagoras auf eine einfachere Weise zu seiner Annahme gekommen ist: Die einzelnen empirischen Stoffe unterscheiden sich durch eine verschiedene Komplexion von Eigenschaften. Diese Komplexion ist zwar bis auf die kleinsten Stoffteilchen (σμικρὸν ἐλάχιστον) die gleiche, aber hinsichtlich jedes empirischen Stoffes verschieden. So kam Anaxagoras dazu, die Verschiedenheit der Stoffe, da er eine qualitative Umwandlung nicht annahm, durch verschiedene Mischungsverhältnisse aus allen χρήματα zu erklären. Was er dadurch gegenüber seinen Vorgängern gewann, hat der Verf. richtig gesehen. Der Weg zu Anaxagoras führt über Anaximandros (S. 5): ein gänzlich unbestimmter Urstoff (ἄπειρον), die eigene unendliche Differenzierbarkeit und die unübersehbare Differenziertheit der empirischen Stoffe. Eine Urmaterie, die alle χρήματα in dem „Mischungsverhältnis 1 : 1 für alle *n* Elemente" (S. 27) enthält, ist vor aller Weltbildung ebenso unbestimmt, um das Fehlen jeglicher qualitativer Unterschiede, daher jedes κόσμος begreiflich zu machen, wie sie anderseits so weitgehend differenzierbar ist, um die Entstehung der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der empirischen Stoffe zu erklären.

Woher kommt aber der νοῦς? Der Verf. meint: Wenn das Bewußtsein inventarisiert und seine Bestandstücke verdinglicht werden, so bleibt nach Abzug des „Systems von Empfindungsmodalitäten" eben noch der „Ich-Teil"; „der Intellektualist, der reine Theoretiker Anaxagoras fühlt sich im Innersten nicht als Triebkomplex, nicht als Wille, sondern als νοῦς als mathematisch-physikalische Intelligenz, als erkennendes und konstruierendes Wesen. Das ist ihm der Ich-Teil, die Persönlichkeitsseite" (S. 25). Ich halte auch dies wie die ganze Parallelisierung mit Mach für verfehlt. Vermutlich kommt der νοῦς aus der Richtung des Herakleitischen πόλεμος und λόγος, der Empedokleischen Triebkräfte φιλία und νεῖκος. So hat es schon Aristoteles gesehen und

die Neueren sind ihm hierin mit Recht gefolgt; vgl. Met. 1072 a 4 ff.: ὅτι δ'ἐνέργεια πρότερον μαρτυρεῖ Ἀναξαγόρας (ὁ γὰρ νοῦς ἐνεργείᾳ) καὶ Ἐμπεδοκλῆς φιλίαν καὶ νεῖκος καὶ οἱ ἀεὶ λέγοντες κίνησιν εἶναι, ὥσπερ Λεύκιππος (vgl. auch Met. 1075 b 8, 1091 b 11). Die ionische Philosophie schied im Anfange nicht Stoff und Kraft, Stoff und Form; mit dem Stoff war die Kraft (Belebtheit, Bewegung) und die Möglichkeit der Formung gegeben. Erst im Verlaufe der Entwicklung dieser Problemstellungen kam es zur Scheidung von Stoff und Kraft (Bewegungsursache). Empedokles nennt diese Triebkräfte φιλία und νεῖκος, die Atomisten denken an eine dem Stoff immanente Bewegung, Anaxagoras sieht sie als ordnende Intelligenz. Als Materialist faßt er diese Kraft räumlich, verdinglicht also den νοῦς, wie ja auch Demokrit das Prinzip der Beseelung nicht in einer unstofflichen Kraft, sondern in den stofflichen Feueratomen sieht. Faßt man den νοῦς demnach von der Seite seiner Substanz, so ist Anaxagoras materialistischer Monist, faßt man ihn aber von der Seite seines von der „Materie" verschiedenen Funktionsprinzips, der Bewegungsursache, und seiner Struktur, der Unvermischtheit, so kann man recht wohl auch von Dualismus sprechen [1]).

Den νοῦς teleologisch zu fassen, lehnt der Verf. ab, aber er kommt bisweilen selbst in bedenkliche Nähe einer ästhetischen Teleologie; z. B. S. 36: „Eine öde tote Kugel . . . wäre kaum ein Ziel gewesen, das vermocht hätte, den νοῦς zum Bauen zu reizen"; S. 80 wird von dem νοῦς als „Realpolitiker" gesprochen und S. 111 heißt es: „Exakt und schön verläuft die Welt". Übrigens hat sich schon Nietzsche in der 1873 verfaßten Abhandlung „Die Philosophie der Griechen im tragischen Zeitalter" gegen eine anthropomorph-teleologische Auffassung des Anaxagoras ausgesprochen (Nietzsche, Werke X 84 f.).

In dem umfangreichsten Kapitel der Abhandlung (III Weltbildung und Perichoresis) gibt der Verf. eine aus den Voraussetzungen, wie er sie für das System des Anaxagoras erschlossen hat, folgerichtig entwickelte Rekonstruktion der Weltentstehung, die im Kap. IV durch die Lehre von den Organismen ergänzt wird; ich möchte daraus nur herausgreifen, daß auch auf die vielfach dunkle Lehre von der Sinneswahrnehmung bei Anaxagoras von seiner Auffassung der χρήματα aus neues Licht fallen würde und daß er das schwierige Zitat Simpl. Phys. 164, 22

[1]) Der Dualismus von Geist und Materie ist doch nur eine Spezialform des dualistischen Denkens überhaupt. Ich möchte hier an einen anderen Fall von Doppelsinn des Terminus Dualismus aus der neuesten Philosophie erinnern: Die Lösung, zu der L. Busse in seinem Buch „Geist und Körper, Seele und Leib" kommt, ist der Substanz nach monistisch (spiritualistisch sagt der Verf.), der Funktionsweise nach dualistisch, indem zwischen Dingmonaden und Seelen unterschieden wird.

ἐν παντὶ παντὸς μοῖρα ἔνεστι πλὴν νοῦ. ἔστι οἷσι δὲ καὶ νοῦς ἔνι S. 79 ff. richtig erklärt hat: „in jedem Molekül (παντὶ näml. συγκρινομένῳ) sind alle Elemente (παντὸς χρήματος μοῖρα) mit Ausnahme von νοῦς vertreten (S. 79), es gibt aber auch Dinge, die Organismen, „in denen sich ein vom Weltnus abgetrenntes Stück Nus" befindet (S. 84). Die übrigen Kapitel V—IX bringen dann noch einige Ergänzungen.

Das Hauptverdienst des Buches liegt darin, daß der Verf., ausgehend von einer bisher nicht genug beachteten Unklarheit der überlieferten Berichterstattung, zu einer neuen Hypothese über die Struktur der Anaxagoreischen Materie gekommen ist. Würde sich dieses Ergebnis behaupten, so würde es eine beträchtliche Umwälzung in unserer bisherigen Auffassung des Anaxagoreischen Systems zur Folge haben; jedenfalls wird sich jede künftige Darstellung der Lehre des Anaxagoras mit der Hypothese des Verf.s auseinandersetzen müssen. Vor allem aber wird es notwendig sein, nunmehr auf diese Hypothese des Verf.s hin die ganze Überlieferung durchzuarbeiten, eine Arbeit, der sich der Verf. eigentlich selbst hätte unterziehen müssen, die er aber nur zum Teil geleistet hat. Dies gilt vor allem von den Hauptstellen in der Aristotelischen Metaphysik, die der Verf. zum großen Teil gar nicht verwertet hat. Und doch hat es bei genauerer Prüfung dieser Stellen den Anschein, als ob auch bei Aristoteles die Anschauung, daß die ὁμοιομέρειαι nicht die letzten Elemente seien, doch durchschimmerte. Met. A p. 984 a 11: Ἀναξαγόρας . . . ἀπείρους εἶναί φησι τὰς ἀρχάς· σχεδὸν γὰρ ἅπαντα τὰ ὁμοιομερῆ, καθάπερ ὕδωρ ἢ πῦρ, οὕτω γίγνεσθαι καὶ ἀπόλλυσθαί φησι συγκρίσει καὶ διακρίσει μόνον, ἄλλως δ' οὔτε γίγνεσθαι οὔτ' ἀπόλλυσθαι, ἀλλὰ διαμένειν ἀΐδια. Hier kann ὕδωρ und πῦρ, folglich auch die ὁμοιομερῆ nicht unter den ἀρχαί gemeint sein, vielmehr sagt Aristoteles, daß die verschiedenen Arten der ὁμοιομερῆ z. B. ὕδωρ, πῦρ durch Mischung entstehen, durch Scheidung vergehen, doch wohl durch Mischung und Scheidung jener kurz vorher genannten ἄπειροι ἀρχαί. Noch bemerkenswerter ist Met. 989 b 3: ατόπου γὰρ ὄντος καὶ ἄλλως τοῦ φάσκειν . . . . πρὸς δὲ τούτοις, ὅτι τὰ πάθη καὶ τὰ συμβεβηκότα χωρίζοιτ' ἂν τῶν οὐσιῶν (τῶν γὰρ αὐτῶν μῖξίς ἐστι καὶ χωρισμός). Es wird hier offenbar an Anaxagoras getadelt, daß er Zustände (πάθη) und Eigenschaften (συμβεβηκότα) der Dinge von diesen selbst (den οὐσίαι) getrennt hat, also verdinglicht, würden wir sagen; denn (fügt Aristoteles berichtigend hinzu) Mischung und Scheidung gibt es nur zwischen seiner Essenz nach gleichartigem, also οὐσίαι können nur durch Mischung aus demselben (τῶν γὰρ αὐτῶν . .) d. h. von οὐσίαι entstehen und (können wir ergänzen) nicht durch Mischung von Qualitäten. — Mißlich ist es ferner, daß der Verf. in dem Hauptzeugnis für seine Ansicht mit einer Athetese rechnen muß. Die Stelle Simpl. Phys. 156, 1 ff. heißt nämlich vollständig: ἡ σύμμιξις πάντων

χρημάτων, τοῦ τε διεροῦ καὶ τοῦ ξηροῦ καὶ τοῦ θερμοῦ καὶ τοῦ ψυχροῦ καὶ τοῦ λαμπροῦ καὶ τοῦ ζοφεροῦ καὶ γῆς πολλῆς ἐνεούσης καὶ σπερμάτων ἀπείρων πλῆθος οὐδὲν ἐοικότων ἀλλήλους. Der Verf. läßt nun im Texte auf S. 3 die störenden Worte καὶ γῆς πολλῆς ἐνεούσης weg und rechtfertigt sich in Anm. 3: „Ich kann mich nicht entschließen, die Worte καὶ γῆς πολλῆς ἐνεούσης für echt zu halten. Der kompositionstechnische Grund hiefür wird bei der weiteren Lektüre von selbst klar." Möglich ist diese Annahme immerhin, aber sie macht bedenklich. Die Berufung auf den „kompositionstechnischen Grund" ist keine textkritische Instanz. Vielleicht läßt sich aber doch vermuten, wie die Worte καὶ γῆς πολλῆς ἐνεούσης, wenn sie als Glosse in den Text gekommen wären, dazukamen, überhaupt als Glosse beigefügt zu werden: es könnte das vorhergehende ζοφερὸν, das besonders als Qualität der Erde galt, diese Worte als Randbemerkung veranlaßt haben; so wird die Parmenideische Erde Frg. 8, 59 (Diels) als νύκτ' ἀδαῆ, πυκινὸν δέμας ἐμβριθές τε geschildert und in der mythischen Benennung der Elemente bei Empedokles ist die Erde mit Aidoneus identifiziert; vgl. auch Anaxag. Frg. 15: τὸ μὲν πυκνὸν καὶ διερὸν καὶ ψυχρὸν καὶ τὸ ζοφερὸν ἐνθάδε συνεχώρησεν, ἔνθα νῦν ⟨ἡ γῆ⟩, τὸ δὲ ἀραιὸν καὶ τὸ θερμὸν καὶ τὸ ξηρὸν ἐξεχώρησεν εἰς τὸ πρόσω τοῦ αἰθέρος. Anderseits darf als ein mögliches Gegenargument gegen die übrigens hier vom Ref. nur ganz hypothetisch versuchte Annahme einer Glossierung die ionische Form ἐνεούσης nicht übersehen werden. — S. 67 f. erklärt der Verf. (gegen Diels) die Stelle Simpl. Phys. 156, 13 f. καὶ ὅσα γε ψυχὴν ἔχει καὶ μείζω καὶ ἐλάσσω, πάντων νοῦς κρατεῖ folgendermaßen: „Übersetzt man ψυχή mit ‚Seele', so ist nicht zu verstehen, was mit Größenunterschieden der Seele gemeint sein soll. Am bequemsten ist es freilich, καὶ μείζω καὶ ἐλάσσω nicht auf ψυχὴν zu beziehen, dem Anaxagoras einen Pleonasmus in die Schuhe zu schieben, und, wie Diels es tut, zu übersetzen: ‚Und über alles, was nur eine Seele hat, Großes wie Kleines, hat der Geist die Herrschaft', und überdies zu übersehen, daß es dann eigentlich heißen müßte ‚καὶ μειζόνων καὶ ἐλασσόνων'. Bedeutet aber ὅσα ψυχὴν ἔχει soviel wie ‚alles, was Odem hat, alles was atmet = alle Organismen', dann hat es einen guten Sinn μείζων und ἐλάσσων ψυχή zu unterscheiden." Obschon ich die folgenden Ausführungen über die Ansicht des Anaxagoras vom Atmen aller Organismen für richtig und auch diese Übersetzung des Verf.s für möglich halte, so muß doch gesagt werden, daß sein sprachliches Argument nichts beweist (den καὶ μείζω καὶ ἐλάσσω können sich recht wohl auf ὅσα beziehen) und daß dieser Pleonasmus tatsächlich auch bei Aristoteles in derselben Sache steht u. zw. De anima A p. 404 b 1 ἐν ἅπασι γὰρ ὑπάρχειν αὐτὸν (sc. τὸν νοῦν) τοῖς ζῴοις καὶ μεγάλοις καὶ μικροῖς καὶ τιμίοις καὶ ἀτιμοτέροις. eine Stelle, die der Verf. S. 88 anführt, ohne sich doch an dem

Pleonasmus zu stoßen." — S. 69 wird die Stelle bei Aëtios V 25, 2 εἶναι δὲ καὶ ψυχῆς θάνατον τὸν διαχωρισμόν erklärt: „Der Zerfall entsteht dadurch, daß ψυχή aufhört, d. h. daß der νοῦς aufhört, ψυχή auszuüben", wobei das καὶ vor ψυχῆς von Aëtios mißverständlich hinzugefügt sein soll. Aber der Zusammenhang der ganzen doxographischen Notiz macht diese Erklärung ganz unwahrscheinlich. Vorher geht die Aristotelische Ansicht über den Tod, die mit den Worten schließt: θάνατον δὲ εἶναι μόνον τοῦ σώματος, οὐ ψυχῆς [ταύτης γὰρ οὐχ ὑπάρχει θάνατος], worauf Aëtios fortfährt: Ἀναξαγόρας κατὰ κόπον τῆς σωματικῆς ἐνεργείας γίνεσθαι τὸν ὕπνον· σωματικὸν γὰρ εἶναι τὸ πάθος. οὐ ψυχικόν· εἶναι δὲ καὶ ψυχῆς θάνατον τὸν διαχωρισμόν. Ich glaube, man muß nach θάνατον interpungieren; es gibt auch einen Tod der Seele (im Gegensatz zum Schlaf als bloß körperlichem πάθος), nämlich τὸν διαχωρισμόν.

Wenn also die Hypothese des Verf.s namentlich in den Punkten, die über die Struktur der Materie und die Erkenntnislehre des Anaxagoras handeln, als sehr beachtenswert bezeichnet werden muß, so muß anderseits betont werden, daß eine quellenmäßige Durchforschung der ganzen Überlieferung nun erst recht nötig ist, da sie vom Verf. nicht ausreichend geleistet wurde. Ein Mangel des Buches ist jedenfalls auch das Fehlen eines Verzeichnisses der angeführten und behandelten Stellen.

Wien. Dr. Richard Meister.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Gestaltpsychologie statt Assoziationspsychologie.

Als mir im Sommer 1916 Herr Kollege Hauler den Titel von Prof. Černys Abhandlung „Das Ende der Assoziationspsychologie" mitteilte und von mir eine Äußerung über diesen Gegenstand wünschte, einigten wir uns auf die nun im Doppelhefte 1/2 der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1917/18, S. 38 gedruckte Anmerkung, in der ich versprach, „den Ersatz der Assoziationspsychologie durch eine Gestaltpsychologie anzuregen". Was ich damit meinte, kann ich vielleicht am kürzesten sagen, wenn ich es vergleiche mit dem Fortschritt, daß wir nicht mehr glauben an das bloß zufällige Zusammengeraten und Sichassoziieren der *membra disiecta* des Empedokles, sondern den Begriff des „Organischen" als den eines sehr viel innigeren Zusammenhaltes aller Teile einer „lebendigen Gestalt" (ein Lieblingswort Goethes und Schillers) denken — wenn auch über die Kräfte dieses Zusammenhaltes noch sehr gestritten wird zwischen Mechanisten und Vitalisten.

Seitdem Ehrenfels 1890 in der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" seine kurze, aber epochemachende Abhandlung „Über Gestaltqualitäten" veröffentlicht hatte und dann dieser Gegenstand durch meine Psychologie von 1897 „unter die Leute gebracht" wurde[1]), hat die Anregung von Ehrenfels, die Meinong sogleich weiterbildete zu seinem Begriff der Fundierung, weitesttragende Folgen für die Neugestaltung großer Teile der Psychologie gehabt und hat sie immer noch. In einer Arbeit „Gestalt und Beziehung — Gestalt und Anschauung" (Zeitschr. für Psychologie, herausg. von Schumann, früher von Ebbinghaus, Bd. 60, 1912, S. 161—228) konnte ich die Worte eines Gegners von Ehrenfels (Schülers von Stumpf)

---

[1]) Zu meiner Freude schrieb mir z. B. Erich Becher am 2. Mai 1917 über meine Psychologie von 1897: „Ich verdanke dem Buche seit meiner Studentenzeit viel. Es hat mir Begriffe wie den der Gestaltqualität, des fundierten Bewußtseinsbestandteiles zuerst geschenkt, die inzwischen Eckpfeiler meiner Denk- und Gefühlspsychologie, meiner psychistischen Gedächtnisauffassung geworden sind."

anführen, „daß der Begriff der Gestaltsqualität zu den aktuellsten Problemen der modernen Psychologie gehört". Und dieses Interesse steigert sich dank Weiterarbeitens von Witasek, Benussi, Bühler, Becher u. a. auch jetzt noch von Jahr zu Jahr. Solche 28 Jahre aktuellen Interesses und stetigen Weiterwachsens einer den vorausgegangenen Ansichten straks entgegengesetzten Idee wollen in unserem Zeitalter wissenschaftlicher Moden und Sensationen nicht wenig besagen.

Vorausgegangen war eben „Die Assoziationspsychologie". Und als ich daher ihr „Ende" angekündigt las, durfte ich neugierig sein, wen sich Č. als ihren Nachfolger erwählte — ob vielleicht unsere Gestaltpsychologie oder was sonst.

Ich darf nicht verhehlen, daß mich der Inhalt von Č.s Abhandlung wesentlich anders berührt hat als das nach dem Titel Erwartete. Sie ist nämlich im ganzen eine Art ausführliche Anzeige des Buches von Richard Müller-Freienfels „Das Denken und die Phantasie"[1]. — Natürlich werde ich hier nicht ein Korreferat zu Č.s Referat geben, sondern nur einige Gedanken und Wünsche aussprechen, die zuerst der mir sympathische Titel „Das Ende der Assoziationspsychologie" wieder einmal erweckt hatte; worauf mir aber dann Č.s eigene Stellungnahme zum Gegenstand und zur Aufgabe und Methode so ziemlich der ganzen Psychologie besonders dringend die Frage erscheinen ließ, ob wir den propädeutischen Psychologieunterricht unserer Gymnasien künftig die von Č. gewiesenen Bahnen beschreiten sehen möchten. Wiewohl das ein der Absicht Č.s höchstens sekundärer Gesichtspunkt sein dürfte, folge ich doch am einfachsten der Reihenfolge seiner Darstellungen, teils um zu einigen seiner Sätze dasjenige zu bemerken, was mir an ihnen nicht ganz so sicher scheint, teils aber um wenigstens anzudeuten, wie in positiver Richtung die „Gestalt" einen besseren Leitbegriff für zahlreiche der auch von Č. berührten Erfahrungen an die Hand geben könnte, als es der der bloßen „Vorstellungsassoziation" nur zu lange sich angemaßt hatte. Ich werde dabei gelegentlich auch auf meine „Psychologie" verweisen und verstehe unter den angeführten Paragraphen die der seit zehn Jahren vergriffenen großen Ausgabe (1897) oder ihre nach dem Krieg erscheinende, sehr erweiterte Neubearbeitung, in der aber die Nummern der Paragraphen dieselben sind wie in jener ersten Auflage und in den „Grundlehren der Psychologie".

An der Spitze von Č.s Abhandlung lesen wir (38): „Seit der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie sehen wir alles Geschehen in der Natur, in der organischen ebenso wie in der anorganischen, in einen festen Zusammenhang eingeordnet, jeder Naturvorgang ist in allen seinen Teilen vollkommen bestimmt." Ich habe aber schon in meiner Psych. § 17 gezeigt (1897 — und die Neubearbeitung

---

[1]) Psychologische Untersuchungen nebst Exkursen zur Psychopathologie, Ästhetik und Erkenntnistheorie. Leipzig 1916, J. A. Barth. XII, 341 S.

führt dies noch gegenüber allerlei physikalischen Unklarheiten viel näher aus), daß gerade das Gesetz der Erhaltung der Energie, weil es ein bloßes Integralgesetz ist, sehr wohl eine Latitüde läßt für ein Einwirken des Psychischen in den physischen Verlauf der Gehirnvorgänge. Mögen andere Gesetze der Mechanik, so vor allem das differentielle Gesetz der Massenbeschleunigung $p = m.\ g$, ein solches Einwirken des Psychischen auf das Physische wirklich oder scheinbar verbieten, so ist dagegen gerade das Gesetz der Energieerhaltung ein bloßer Kinderschreck für solche Liebhaber des psychophysischen Problems, die von „Energie" — viel besser war das gut deutsche Wort „Erhaltung der Kraft" (nämlich Arbeitskraft = Fähigkeit zur mechanischen, kalorischen . . Arbeit), das sowohl für Rob. Mayer wie für Helmholtz gut genug gewesen war — nur aus Popularisierungen, wie denen des „Energetikers" Ostwald, nicht aber durch das Studium der ernsten Arbeiten von wirklichen Physiologen und Physikern genaue Sachkenntnisse haben. Man findet in meiner Ps.[1] S. 58/59 Anm. denkwürdige Worte, in denen einst Boltzmann meine Frage, „ob der Satz der Energie als Integralsatz überhaupt eine Latitüde lasse", bejaht hat. Das war 1886 anläßlich einer in das psychophysische Problem besonders tief eindringenden Schrift von Ehrenfels (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie), also noch viel früher, als dann Boltzmann sein vernichtendes „Wort der Mathematik an die Energetik" (d. h. an den Energetiker Ostwald in denselben Akademieschriften) richtete; jetzt zu lesen in Boltzmanns Populären Schriften.

Ich habe bei diesem ersten Satz Č.s über Energie etwas verweilt, weil in allem weiteren Č. von dem Heranziehen naturwissenschaftlicher Begriffe sich nicht nur diejenige Hilfe erwartet, die kein allseitig unterrichteter Psychophysiker entbehren kann[1]), sondern weil Č. überdies eine Oberherrschaft der Physiologie über die Psychologie empfiehlt, die dieser eigentlich alle wissenschaftliche Autonomie absprechen würde. So die jenem ersten Satz unmittelbar folgenden Behauptungen: „Dem Bewußtsein dagegen fehlt die Eindeutigkeit, seinen Änderungen die Stetigkeit und Einsinnigkeit; die Seele ist diskontinuierlich, aus sich selbst nicht zu begreifen. Den Veränderungen in unserer Umgebung, die ja zugleich psychische Vorgänge sind, stehen wir passiv, häufig hilflos gegenüber; die Wirklichkeit enttäuscht immer wieder die Erwartung, die Erinnerung fälscht uns unsere Erlebnisse und auch dem strengsten logischen Denken, in der Mathematik, fehlt die Naturnotwendigkeit. Es gäbe ja keine wissenschaftlichen Probleme, wenn jeder Gedanke den nächsten festlegte, sondern mit den Prinzipien wären auch schon alle Antworten gegeben. Auch die strengste

---

[1]) Wer als „eigentlicher" Psycholog eine wirkliche Belehrung über das Grenzgebiet der Psychologie und Physiologie wünscht, dem sei als knappe und reichhaltige Darstellung (die mir wiederholt auch von Naturforschern als einwandfrei bezeichnet wurde) Erich Bechers „Gehirn und Seele" empfohlen (Bd. V der „Psychologie in Einzeldarstellungen", Heidelberg 1911, 405 S.).

Wissenschaft verdankt ihre Fortschritte der ganz unberechenbaren launischen Phantasie; unsere glücklichsten Einfälle kommen ganz überraschend. Jede Vorstellung kann sich mit jeder anderen oder auch mit jeder Wahrnehmung gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge verbinden, nichts [?] anderes als diese Tatsache meinen wir ja, wenn wir von der Einheit des Bewußtseins reden. Es gibt keine psychischen Gesetze; was man gemeinhin so nennt, sind im besten Falle Regeln, die Ausnahmen vertragen und die umgestoßen werden können, wenn sich die Ausnahmen als zu zahlreich herausstellen."

Wenn nun als das einzige Beispiel zum Beleg dieses ganz allgemeinen radikalen Satzes „Es gibt keine psychischen Gesetze" Č. sogleich anführt: „Nicht mehr als solche Regeln sind im besonderen (wie etwa die ‚Lautgesetze') die Assoziationsgesetze", so stimme ich ihm hier völlig zu; denn z. B. schon in meiner Ps.[1] S. 204 hatte ich (im Anschluß an Meinong) „die Unbestimmtheit der Assoziation" wieder als eine Latitüde zugunsten wirklich produktiver, nicht nur reproduktiver Phantasie angeführt. Verwunderlich dagegen ist der wieder unmittelbar folgende Satz Č.s: „Seit ihrer (der Assoziationsgesetze) Aufstellung durch Hume (1793) haben sie die Grundlage der eigentlichen Psychologie gebildet." Denn schon Aristoteles hatte vier Assoziations-, beziehungsweise Reproduktionsgesetze aufgestellt: 1. das der Ähnlichkeit, 2. des Kontrastes, 3. der Koexistenz, 4. der Sukzession. Richtig aber ist allerdings, daß die Übertreibung der Assoziationsregeln zu einer ganzen „Assoziationspsychologie" auf die Engländer um Humes Zeiten zurückgeht.

Was nun Č. als Ersatz — aber nicht nur für die Assoziationspsychologie, sondern auch für jede andere psychologische Psychologie (wie wir sie im Gegensatz zum unglücklichen Wundtschen Namen „Physiologische Psychologie" nennen müßten) — verkündet, ist die Avenarius-Machsche „Übertragung aus dem Geistigen ins Physiologische" (C. 39). — Č. sieht nämlich die Urkunde des Sieges nicht nur über die Assoziation, sondern über jede nur psychologische Psychologie in den zwei Bänden (1888, 1890) von Avenarius' „Kritik der reinen Erfahrung" — „dem vollendeten System einer biologischen Psychologie, das ganz auf dem Gedanken des psychophysischen Parallelismus aufgebaut ist. An dem Schicksal dieses gewaltigen Werkes zeigte es sich wieder einmal, daß von dem ersten Aufdämmern einer Idee bis zu ihrer allgemeinen Annahme ein weiter Weg führt. Die ‚Kritik der reinen Erfahrung' wurde zuerst überhaupt nicht beachtet, was zum guten Teile die Künstlichkeit und Schwerfälligkeit ihrer neuen Terminologie verschuldet haben mag; dann veröffentlichte Wundt (in den ‚Philosophischen Studien' 1896/97) eine oberflächliche Kritik und seine Schüler begnügten sich, statt selbst in den Gedankenbau von Avenarius einzudringen, meist damit, ihren Meister zu zitieren." — Umsomehr lobt dann Č. Petzoldts zwei Bände zur Einführung in die ganze „Philosophie der reinen Erfahrung" und führt aus ihnen die Bemerkung an: „. . . für die Schule Wundts sei die Psychophysik nichts anderes als

das naturwissenschaftliche Mäntelchen, das man der rückständigsten Metaphysik und Spekulation umhängt." — Ohne weiter Stellung zu nehmen in dem Streit dieser „physiologischen" Psychologie Wundts und der „biologischen" Psychologie der Avenarier möchte ich die Leser unserer Zeitschr. f. d. österr. Gymn. aufmerksam machen auf einen Satz des ausgezeichneten Wiener Internisten Josef Breuer, der in dem Buch „Studien über Hysterie" (1895 — es enthält Abhandlungen von Breuer und Freud) im Abschnitt „Theoretisches" (S. 171) die merkwürdigen Worte spricht:

„In diesen Erörterungen wird wenig vom Gehirn und gar nicht von den Molekülen die Rede sein. Psychische Vorgänge sollen in der Sprache der Psychologie behandelt werden, ja es kann eigentlich gar nicht anders geschehen. Wenn wir statt ‚Vorstellung' ‚Rindenerregung' sagen wollten, so würde der letztere Ausdruck nur dadurch einen Sinn für uns haben, daß wir in der Verkleidung den guten Bekannten erkennen und die ‚Vorstellung' stillschweigend wieder restituieren. Denn während Vorstellungen fortwährend Gegenstände unserer Erfahrung und uns in all ihren Nuancen wohl bekannt sind, ist ‚Rindenerregung' für uns mehr ein Postulat, ein Gegenstand künftiger, erhoffter Erkenntnis. Jener Ersatz der Termini scheint eine zwecklose Maskerade. — So möge der fast ausschließliche Gebrauch psychologischer Terminologie vergeben werden."

Wer diesen Rat bei seinem psychologischen Nachdenken zu befolgen sich gewöhnt hat, und das Ausgehen vom Psychischen als dem πρότερον πρὸς ἡμᾶς zu seiner klarbewußten Methode gemacht hat, mag aus Č.s oben angeführtem Wort „Übertragung aus dem Geistigen ins Physiologische" ein „Spottet seiner selbst und weiß nicht wie" heraushören. Wenn z. B. Č. (S. 40) sagt, daß „die Lehre von den Vitalreihen nur Tatsachen beschreibt", so möge sich jeder Avenarier fragen, ob er von solchen Vitalreihen zuerst aus seinem psychischen Erlebnisse oder aber aus Beobachtungen an seinem eigenen Gehirn (bei Avenarius „System C", d. h. Zentralnervensystem) Kenntnis habe. „Statt sich auf die veralteten Assoziationsregeln, deren Unzulänglichkeit selbst von manchen Psychologen älterer Richtungen erkannt worden war, zu versteifen", wird man freilich allerlei Besseres brauchen. Meinerseits glaube ich, daß eine Psychologie, die nicht auf „die Teile in der Hand", sondern immer aufs „geistige Band", d. h. auf die kleineren und größeren **Ganzheiten** auch im Seelenleben geht, solche relative Ganze auch in denjenigen größeren Erlebnissen sehen kann, die Avenarius, Petzoldt und Č. unter dem Namen der „Vitalreihen" vorschweben. Für die Terminologie der gegenwärtigen Psychologie, in der glücklicherweise das Wort „**Erlebnis**" sich als vollwertiger Ersatz für „psychisches Phänomen" festzusetzen beginnt, ist es freilich etwas irreführend, daß nun Psychologen aus Avenarius' Schule dazu neigen, nicht mehr auch ganz Elementares als „Erlebnis" zu bezeichnen, sondern erst das, was Anfang, Mitte und Ende hat (also z. B. ein „Erlebnis mit dem Eisenbahnschaffner" oder gar erst

das, woraus sich zur Not schon eine Novelle dichten läßt). Doch weiß ein exakter Psychologe, der einerseits nicht davor zurückschreckt, in der Analyse psychischer Phänomene so weit als möglich zu gehen, nämlich so weit, wie eben jede exakte Wissenschaft bis zu wirklichen Elementen vorzudringen sucht — es weiß ja auch ein solcher weitestgehender Analytiker, daß er aus seinen psychischen Elementen schließlich wieder die lebensvollen Ganzheiten aller seelischen Erfahrungen im kleinsten und größten aufzubauen ebenso die Pflicht hat, wie eben in jeder Wissenschaft als solcher der Analyse, als dem Anfang, die Synthese als Krönung am Ende folgen muß. Es heißt nur sich und andere täuschen, wenn man als angeblich biologischer Psychologe nur die „Systeme C" anatomisieren und ihnen gegenüber streng, dagegen den in innerer Wahrnehmung gegebenen psychischen Komplexen gegenüber lax sein zu müssen meint.

Bekanntlich haben wir in Wien ein Jahrzehnt Machsche Philosophie als Fortsetzung der von Avenarius († 1896) beinahe von dem Augenblicke an erlebt, in dem Avenarius (in der von ihm 1876 gegründeten, kürzlich eingegangenen „Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie") durch seine „Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie" in den Jahrgängen 1894/95 sein theoretisches Lebenswerk abgeschlossen hatte durch einen Kampf gegen den Begriff der inneren Wahrnehmung und alles auch nur begrifflich autonome Psychische. Bekanntlich spitzte sich dieser Kampf gegen die innere Wahrnehmung und überhaupt gegen den des „Innern" im psychologischen Sinn letztlich zu auf einen Kampf gegen die „Introjektion". Wir Verteidiger des Innern vermögen in jenem bekämpften Begriff der „Introjektion" nur einen Kampf gegen Windmühlen zu sehen: denn nur wer unseren Begriff der innern Wahrnehmung überhaupt nie verstanden hat, kann uns zumuten, daß wir die Vorstellung von einem Baum, die wir unseren Mitmenschen ebenso gut zutrauen wie uns selber, ohneweiters in sein Gehirn hineinverlegen. Sehr viele Physiologen lassen freilich noch immer „die Vorstellungen in den Zellen sitzen" u. dgl. m. — was im Grunde um nichts besser ist, als wenn die Cartesianer die Seele in der Zirbeldrüse „sitzen" ließen. Wir wirklichen Psychologen dagegen getrauen uns, vom Veralteten der Cartesianischen Physio-Psychologie das Haltbare zu scheiden, und sehen es während der kurzen zwei Jahrzehnte seit Avenarius-Mach auch schon immer allgemeiner begriffen; so daß es heute schon nicht mehr vermessen ist zu glauben, daß einer Psychologie der inneren Wahrnehmung auch alle Zukunft gehören wird und daß erst wenn dem Psychischen sein gegenständliches und methodologisches Recht geworden sein wird, sich zu ihr auch ganz von selbst Physiologie und Biologie in das allein sachgemäße Verhältnis gesetzt haben wird. — Doch zurück zur Geschichte dieser zwei Jahrzehnte namentlich Machscher Philosophie in Österreich.

Bekanntlich hat Mach auf Andrängen von Schülern des Avenarius, namentlich von Dr. Rudolf Wlassak, die Übereinstimmung mit Avenarius

ausdrücklich betont (von der 2. Auflage der Analyse der Empfindungen an, die ja Machs erstes philosophisches Hauptwerk war). Es ist vielleicht heute noch zu früh, einen Überschlag zu machen, was das Machsche Vertauschen einer dreißigjährigen Lehrtätigkeit als Physiker mit Brentanos Lehrkanzel der Philosophie der Wiener philosophischen Forschung und Lehre als solcher an reifen und dauerhaften Früchten getragen hat. Von der Philosophie des Avenarius aber scheint es alles in allem doch schon, wie wenn sich die große Rührigkeit ihrer Vertreter bereits erschöpft hätte. Um nur Äußerliches zu erwähnen: die von Avenarius für nötig gehaltene, bis dahin fast unerhört gekünstelte und gezwungen klingende Terminologie hat nirgends eingeschlagen als eben bei denen, die Avenarius-Schüler und nichts anderes als das waren und sind. Wenn z. B. Č. (43) sagt: „Müller-Freienfels ist gegen seine Vorgänger schon dadurch im Vorteil, daß er seine Analysen auf die beiden großen Entdeckungen von Avenarius gründet: auf die Zweiteilung der psychischen Phänomene in ‚Empfindungen‘ und ‚Gefühle‘[1]) sowie auf die Vitalreihen, die der Beschreibung des Ablaufes unserer Vorstellungen ungleich besser dienen als die dürftigen Assoziationsschemata. Der neue Begriff des Gefühls (wofür Avenarius treffender das Wort ‚Charakter‘ gebraucht) umfaßt nicht nur Lust und Leid, sondern auch die logischen Gefühle und die Willenserscheinungen“ — so drängt sich doch jedem Nicht-Avenarier die Frage auf, ob das Wort „Charakter“ je Aussicht haben werde, aus seiner bisherigen Bedeutung, in der wir von „Charakterbildung“ u. dgl. sprechen, überzugehen auf einen „neuen Begriff des Gefühls“? —

Doch genug der Fragezeichen zu der von Č. empfohlenen neuen Psychologie — eine neue nach Gegenstand und Methode. Viel lieber heben wir hervor, worin wir mit Č. einig sind. Als weitgehende Übereinstimmung wäre da anzuführen Č.s ganz allgemeiner Satz (S. 43), in dem die anfängliche Kriegserklärung gegen eine nichtphysiologische Psychologie eigentlich zurückgenommen erscheint: „. . . auch für die

---

[1]) Bekanntlich ist es sehr oft versucht worden, auf Empfindungen und Gefühle sämtliche uns bekannten psychischen Phänomene „zurückzuführen“, d. h. nur aus ihnen zu konstruieren; so auch namentlich von Wundt in späteren Auflagen seiner Physiologischen Psychologie, nachdem er es in den ersten gar nur mit Empfindungen versucht hatte, insofern er „Empfindungen“ kurzweg durch das Merkmal des „Einfachen“ definieren zu können geglaubt hatte — als ob es gar nichts anderes psychologisch Einfaches, Unreduzierbares, keine anderen psychischen Grundklassen gäbe als Empfindungen. Wenn z. B. die Schulen von Brentano und von Meinong auch die Urteile als eine solche Grundklasse bezeichneten, wurden wir durch Wundt und Jodl kurzweg abgetan als „Scholastiker“. Dies wieder einfach deshalb, weil Brentano diese Nichtzurückführbarkeit des Urteils vertreten hatte (wie vor ihm, wenn auch weniger gründlich, Mill und Hume) und weil Brentano von der Scholastik ausgegangen war. — Und ein solches *bellum contra omnes* müssen wir *pauci* nun seit Jahrzehnten führen! Merkwürdig, daß wir noch immer nicht unterlegen sind gegen eine unnatürliche Entente sogar von Wundtianern und Avenariern!

Erforschung der Nervenprozesse bleibt die Introspektion die allerwichtigste Quelle; auf keinem anderen Wege ist ja Avenarius zu seiner physiologischen Theorie gelangt und es ist ein wunderliches Mißverständnis, wenn man ihm das zum Vorwurf macht." — Doch nichts mehr von solchen Allgemeinheiten, sondern ich halte mich an einige Sätze, die mir sehr willkommen sind in meinem Kampf gegen das mechanistische Assoziieren, für ein „organisches", lebensvolles Produzieren, wie es uns aus innerer Erfahrung bekannt ist, namentlich in der „Spontaneität" freier Phantasieproduktion und in den Willenserscheinungen, — letztere das „*sua sponte*" κατ᾽ ἐξοχήν.

Daher begrüße ich Sätze, wie die, „. . . daß auch die angeblichen Erinnerungsbilder Konstruktionen sind, teleologische Umformungen und Umbildungen, die oft gar keine Ähnlichkeit mit dem Original haben und uns darum nicht völlig in die Irre führen, weil für uns eine getreue Abbildung der Außenwelt verhältnismäßig nur selten von zwingendem Werte ist." Aber etwas zu allgemein gehalten scheint mir der Satz: „Die Assoziationspsychologie scheitert übrigens schon an der Frage: Warum wird denn überhaupt gedacht? worauf sie keine Antwort geben kann." Weiß aber auf diese Frage irgend jemand eine Antwort? Doch am wenigsten die „reine Erfahrung"! Ferner: „Da selbst die treueste Erinnerung das Erlebte irgendwie umbildet und umgekehrt manche Gebilde der bewußten Phantasie treue Abbilder von Wirklichkeitselementen sind — soweit dies überhaupt möglich ist —, lassen sich die Produkte der Phantasie (die sogenannten ‚Phantasievorstellungen') von den Erinnerungen nicht streng scheiden. Die aktive schöpferische Phantasie des Künstlers, die von der passiven, spielerischen des Kindes, des Wilden, des Träumenden, Berauschten, Maniakalischen usw. aufs schärfste getrennt werden muß . . . ." Hier möchte ich in der Tat aller herkömmlichen, nicht nur der Assoziations-Psychologie einen noch weitergehenden Gedanken unterbreiten: ob wir denn überhaupt gut daran getan haben, die produktive Phantasie auf die reproduktive „zurückführen" zu wollen. Das war und ist, wie wenn fast alle Naturforscher es für selbstverständlich halten, daß dem Organischen das Anorganische, der lebenden Gestalt das Leblose, jeder Gestalt im Kosmos das Chaos vorangegangen sei. Fast nur ein Fechner war so kühn, es mit einer umgekehrten Kosmogonie in Gedanken zu versuchen, und unsere gegenwärtige, noch größtenteils mechanistische Naturwissenschaft würde noch sehr weit vorschreiten und hinzu- oder umlernen müssen, um sich endlich auch nur in jene kühnen, vielleicht allzu kühnen Gedanken Fechners hineinzufinden. Findet sie doch nur sehr allmählich Wege oder doch Ausblicke aus dem Mechanismus zum Vitalismus (wiewohl doch „*vita*" und „*bio*logisch" nicht weit auseinanderliegen sollten). Doch gut Ding will Weile — und wir müssen den Erforschern der organischen wie der unorganischen Natur Zeit lassen, bis die Nabelschnur, die sie noch verbindet mit dem Materialismus der Fünfziger- bis Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts, vollends abgebunden und sie in einer neuen, größeren

Welt atmen, der einer wirklichen Lebenslehre, zu der dann auch alles Seelenleben gehören wird, fest zu stehen und aufrecht zu gehen gelernt haben wird. In diesem Sinne glauben auch wir an „Entwicklung" und wünschen sie auch ganzen Wissenschaften, die sich heute miteinander noch nicht einmal „assoziiert" haben, sondern sich recht unbeholfen nebeneinander ausnehmen — wie eben die *membra disiecta* des Empedokles.

Doch genug, schon zuviel solcher Ausblicke. Was heute hier als Anregung einer „Gestaltpsychologie" angedeutet werden soll und kann, ist ja nur der Hinweis auf manches bisher noch vereinzelte, was die Psychologie und die Gegenstandstheorie schon bisher geleistet haben, um wenigstens über bloße äußere Beziehungen (sei es von isoliert gedachten Atomen oder Elektronen oder sonstigen Quanten, sei es von isoliert gedachten Vorstellungen, z. B. Herbartscher und ebenso wieder Machscher „einfacher Empfindungen") nicht ganz zu übersehen, daß wir ja immer und überall schon vor aller Synthese von Elementen umgeben sind von Gestalten und Gestaltungen; und daß auch in unserem eigenen Innern uns eigentlich immer und überall kleinere und größere Ganzheiten von Vorstellungen und Erlebnissen aus anderen Grundklassen das wirklich Gegebene sind. So würde sich in die Sprache einer Gestaltpsychologie auch sehr wohl übersetzen lassen, was Č. (45) so beschreibt: „Wie Avenarius gezeigt hat, verläuft alles geistige Geschehen in Reihen, die sich mehr oder weniger leicht voneinander trennen lassen und drei Abschnitte aufweisen: den Initialabschnitt, d. i. die Problemsetzung, oder wie Müller-Freienfels glücklicher sagt, der Denkanstoß, den Medialabschnitt, der die Konstituierung und Bearbeitung des Problems umfaßt, und den Finalabschnitt, der die Lösung des Problems bringt." Ja wenige Zeilen später treffen wir sogar auf das Wort „Gestaltung": „Die Genialität besteht vor allem in der Stellung und Formulierung von Fragen, in neuartigen Erlebnissen, die zur Gestaltung treiben." Ebenso wiedererkenne ich auch im fremden Kleid Gedanken, deren auch unsere Gestaltpsychologie bedarf, und die ihr zum Teil längst geläufig sind, z. B. Č. (S. 46): „Mit der objektiven Ähnlichkeit, der zeitlichen und räumlichen Berührung kommen wir hier (im mittleren Abschnitt einer Problembearbeitung) ganz und gar nicht aus: nicht einzelne Vorstellungen folgen einander, sondern immer werden ganze Massen von Möglichkeiten aufgewirbelt, die zur Befruchtung herandrängen, und aus denen eine Auswahl erfolgt. . . . . . Im Schlußabschnitt der Reihe tritt die Lösung des Problems ein: plötzlich hat sich aus einem durcheinanderwirbelnden Chaos von Gedanken etwas Festes, Neues gebildet, gleichsam kristallisiert, wobei sich die Gefühle der Evidenz, der Erleichterung, Befreiung und Befriedigung einstellen." Längst[1]) habe ich das Bewußtsein der „Evidenz" (freilich kein „Gefühl") unter dem Bilde des „Einschnappens" (Č. 47) zu schildern versucht.

[1]) In der Abhandlung „Psychische Arbeit", Zeitschr. f. Psychol. Bd. 8, 1894, in Sonderausgabe bei Joh. Ambr. Barth.

Doch auch die Reihe solcher Übereinstimmungen, die **für** die Sache um so mehr beweisen, je unabhängiger voneinander solche Beschreibungen seitens verschiedener Psychologen zustande gekommen sind, muß ich hier abbrechen. Nur noch zum Titel „Das Ende der Assoziationspsychologie" soviel, daß, wenn man die Frage nach einem solchen „Ende" nicht als *quaestio iuris*, sondern als *quaestio facti* versteht, dieses Ende leider noch keineswegs schon wirklich da ist. Bekennt sich doch z. B. Ziehen ausdrücklich zur Assoziationspsychologie (in der dann nach dem Prinzip: „Friß Vogel oder stirb" sogar der Schluß Gaius usw. nichts weiter sein darf, als die Assoziation der drei Wörter Mensch, Gaius, sterblich; vgl. meine Psychologie 1897, S. 176—179: „III. Einige psychische Vorgänge und Beziehungen, die fälschlich oft für Assoziation gehalten werden"). In der ersten Auflage seiner Physiologischen Psychologie erklärt Ziehen ausdrücklich, seine Assoziationspsychologie (sie „schließe sich eng an die der Engländer") der Apperzeptionspsychologie Wundts entgegenstellen zu wollen. Von den zwei gleichbetitelten Büchern hat das dünne von Ziehen eine sehr viel größere Auflagenzahl erreicht als das dicke dreibändige von Wundt. Und in Ziehens „Grundlagen der Psychologie" (in Teubners Sammlung „Wissenschaft und Hypothese"[1]) wird unentwegt eine Psychologie samt Erkenntnistheorie (oder vielleicht noch genauer Erkenntniskritik einer Psychophysiologie) vorgetragen, die dem, was wir uns als eine Wissenschaft von psychischen Phänomenen denken, so fremd als möglich ist.

Nun wird man es begreifen, also vielleicht auch verzeihen, wenn ich bei allem solchen Durcheinanderwirbeln wirklicher oder nur angeblich wissenschaftlicher Psychologien immer wieder denken muß an die mehr als bescheidene Psychologie unseres österreichischen Propädeutikunterrichtes, und mich frage, wie es wohl einem Psychologielehrer in einem weltfernen Schulzimmer zumute werden muß, wenn ab und zu etwas von dem Lärm eines Kampfes der einander entgegengesetzten oder gar aneinander vorbeischießenden Psychologien sich vernehmbar macht, wie z. B. durch unsere Zeitschr. für die österr. Gymnasien Č.s Ankündigung (S. 40): „Nunmehr scheint indes der Assoziationspsychologie doch die letzte Stunde geschlagen zu haben. Ein neues Buch, dessen Hauptthema die Analyse der verwickelteren seelischen Erscheinungen auf Grund scharfer Selbstbeobachtung und kritischer Abwägung gegen fremde Ansichten bildet, läutet ihr Ende ein." Weiß im Wirbelsturm so vieler und so ganz heterogener psychologischer Systeme jeder Gymnasial- (und hoffen wir bald auch Realschul-) Lehrer das Steuer so fest und zielbewußt zu führen, daß er auch nur seine Schüler dem Ziele wirklich psychologischen Kennens und Könnens ein paar Knoten weit entgegenzuführen hoffen darf? Wenn ich auf diese Frage nicht sogleich freudig mit

---

[1]) Ich habe diese „Grundlagen" ausführlich besprochen im Literarischen Zentralblatt 1916 Nr. 1, 2.

einem allgemeinen Ja zu antworten wage, mag mich eine böse Erinnerung aus meiner Prager Zeit (1903—1907) entschuldigen: Ich hatte mich in einer Vorlesung über Pädagogik und Didaktik einmal ereifert gegenüber dem Skandal, daß mancher Propädeutikunterricht verlaufen soll nach dem Schema: „Bis zum nächsten Mal lernen Sie auswendig Lindner S. x bis y.“ Und ich fügte bei: „Mehr als arg ist es, wenn dann der Lehrer nicht einmal selbst dieses Stück Lindner auswendig lernt, sondern das Buch vor sich hinlegt und nach ihm das Memorierte abprüft.“ Als ich nun immer mehr Gesichter lang und länger werden sah, fragte ich erstaunt: „Ja, meine Herren, Sie werden doch nicht selbst solche Erfahrungen gemacht haben?“ Worauf von etwa hundert Hörern (es war in einem großen Hörsaal des Klementinum) wenigstens fünfzig aufstanden und mich versicherten: „Bei uns war es so!“ Noch heut' mag ich's nicht glauben — und wüßte doch auch keinen Grund, warum meine Hörer so Schwarz in Grau gemalt haben sollten. — Doch weiter keine trüben Gedanken. Innerhalb der *facta* und *iura* unserer Schulpsychologie habe ich das fast völlige Verschwinden der einstigen Vorstellungsmechanik Herbarts nach Drbal und dem „alten Lindner“ erlebt; und die Vergleichung der ersten Druckseiten des „neuen“ mit meinen Grundlehren der Psychologie (die bis auf die Titel und Nummern der Paragraphen und der einzelnen Beispiele die überraschendsten Übereinstimmungen aufweisen) belehrten mich, daß auch jüngere Lehrbücher von dem meinigen gelernt haben. Dieses aber war nach einem Jahr Approbationsverfahren reprobiert worden, als Adolf Matthias in der Deutschen Literaturzeitung vom 28. April 1898 schrieb: „Wir haben hier ein Lehrbuch vor uns für das glückliche Österreich, nicht für Preußen!“ — Und bis zu seiner Pensionierung verlangte ein Schulinspektor die Rückkehr von diesem Lehrbuch zum „Lindner“. Oder einen Fortschritt zu einer Psychologie des „Systems Č“ (oder zu einem künftigen System Č)?

Leicht ist es mir nicht gemacht worden, die österreichische Propädeutik aus dem Herbartschen heraus in neue Bahnen zu führen!....

Trotzdem darf ich auch unter dem allerbescheidensten Gesichtspunkte verschiedener Schulpsychologien meinem alten Vertrauen treu bleiben, es werde auch die psychologische Wissenschaft Wege finden vom Starren zum Lebendigen, also auch von der Assoziationspsychologie zur Gestaltpsychologie.

Wien, Frühjahr 1918. A. Höfler.

Ein Schulmann des 19. Jahrhundertes über die formale und materiale Seite des Unterrichtes.

Vor einiger Zeit geriet mir folgendes in der mährischen Landesbibliothek befindliche Büchlein in die Hände: „Bemerkungen über die Erlernung der lateinischen Sprache und über die Verfassung der Gymnasien. Von einem alten Schulmanne. Brünn 1815.“ Beschäftigt mit

einer Entwicklungsgeschichte des österreichischen Gymnasiums im 19. Jahrh. reizte es mich, dieses vor einem Jahrhundert erschienene Schriftchen durchzulesen. Zu meinem nicht geringen Staunen fand ich nun, daß der unbekannte Verf. sehr treffende, auch heute nahezu in ihrer Gänze zu billigende Ansichten über die formale und materiale[1]) Seite des Unterrichtes vorbringt. Es schien mir daher nicht nur vom schulgeschichtlichen, sondern auch vom didaktischen Standpunkte nicht unberechtigt, jene kleine Schrift aus dem Dornröschenschlafe zu erwecken.

Zunächst sei an das Wesen der formalen und materialen Seite des Unterrichtes (vgl. Loos: „Material und formal, die didaktischen Leitbegriffe der Instruktionen“ in den „Stimmen über den österr. Gymnasiallehrplan“ S. 4 ff.) erinnert. Darin, daß der Unterricht verschiedene Tätigkeiten des Denkvermögens weckt, die Denkkraft des Schülers steigert und ihn befähigt, sich selbst weiter zu bilden — darin liegt die formale Seite des Unterrichtes. Insofern aber der Unterricht den Gesichtskreis des Schülers durch neuen Wissensstoff erweitert, birgt er die materiale Seite in sich. Bekanntlich hatte schon der alte Heraklit der πολυνοίη, der Ausbildung des Verstandes nach vielen Richtungen hin, den Vorzug vor der πολυμαθίη, dem Ansammeln vieler Kenntnisse, eingeräumt. Und das in einer Zeit, wo selbst derjenige, der das ganze damalige Wissensgebiet beherrschte, unter der Last seines Wissens sicherlich nicht zusammenbrach.

Formal bildend kann nach der vorausgeschickten Erklärung der formalen Unterrichtsseite natürlich nicht mit dem Ausdrucke „durch Formen bildend“ identifiziert werden. Jede Form, mag sie sprachlicher oder logischer oder mathematischer Natur sein, bietet auch einen Zuwachs unserer Kenntnisse, hat also auch materiale Bedeutung. Wie es auch in der Dichtung — um ein Wort Webers (Die epische Dichtung, S. 251) zu gebrauchen — keinen ungeformten Stoff noch eine stofflose Form gibt.

Wie äußerte sich nun unser unbekannter Berufsgenosse schon vor mehr denn einem Jahrhunderte über den Doppelwert des altsprachlichen Unterrichtes? Er sagt (S. 10 ff.): „Eine Sprache bleibt immer nur ein Vehikel, nur ein Mittel zu mehr oder minder höherer Bildung; die Bildung ist der Zweck. Diese Bildung befördern die Sprachen entweder unmittelbar oder mittelbar. Unmittelbar befördert die Sprachenkunde die Bildung oder die Entwicklung der Geisteskräfte, weil man durch sie die Verschiedenheit der Vorstellungs- und Darstellungsart jener Völker, deren Sprache man studiert, von der unseren samt den mehr oder minderen Nuancen in der Idee kennen lernt.“ (Als Bestätigung dieser Ansicht wird auf den kathol. Theologen und Begründer

---

[1]) Bekanntlich sind diese Begriffe seit Herbart, der die Pädagogik auf Philosophie gründete, aus dem Garten der Philosophie in den der Didaktik verpflanzt worden. In den Instruktionen kehren aber die Ausdrücke „material und formal“ so häufig wieder, daß sie gewissermaßen Leitbegriffe jener didaktischen Bestimmungen sind.

der neueren Bibelwissenschaft Richard Simon [1638—1712] hingewiesen, der in eben dieser geistbildenden Ausbeute die vorzüglichste Belohnung für die unsägliche, dem Studium der morgenländischen Sprachen gewidmete Mühe gefunden habe.)

„Ein anderer Fall ist es mit jenen Sprachen, die dem Lernenden nicht nur eine Verschiedenheit der Vorstellungs- und Darstellungsart darbieten, sondern auch einen unerschöpflichen Stoff der Belehrung in ihren Werken enthalten und von welchen es die Erfahrung aller kultivierten Nationen bereits außer allen Zweifel gesetzt hat, daß sie die Grundlage der nationalen Kultur waren und es immerfort bleiben werden. Diese Sprachen und die in ihnen abgefaßten Schriften sind die lateinische und griechische. Die Erlernung dieser Sprachen hat man in den Gymnasien zur Basis gelegt, nicht als Zweck, sondern als ein unentbehrliches Vehikel, um die in diesen Sprachen aufbewahrten Bildungsmittel benützen, auf sich und seine Verhältnisse anwenden und somit die höhere nationale Kultur fördern zu können." Dem schon in seiner Zeit erhobenen (und auch jetzt oft auftauchenden) Einwand, daß zur Aushebung des in der antiken Literatur liegenden Kulturschatzes auch Übersetzungen genügen müßten, tritt der unbekannte Schulmann folgendermaßen entgegen: „Wenn diese Ansicht Gewicht hätte, so müßten alle Anleitungen zur Erlernung nicht bloß der lateinischen und griechischen, sondern auch der biblischen Sprachen samt ihren Lehrern aus den öffentlichen Anstalten ausgemerzt werden. Es wären dann keine Lehrer nötig, welche das Original verstehen." Weiter fragt er: „Woher haben die Deutschen und andere europäischen Völker nicht nur das Solide, sondern auch das Ästhetische geschöpft und ihrer Muttersprache einzuverleiben gewußt, wenn nicht durch die Bekanntschaft mit den antiken Sprachen? Und läßt sich denn alles in einer anderen Sprache wie der deutschen so genau übersetzen, daß man das Original entbehren könnte?"

Unser Schulmann traf weiter den Nagel auf den Kopf, wenn er empfahl, „bei der Erlernung der klassischen Sprachen solche Muster vorzulegen, die geeignet sind, die Jugend in den gegenwärtigen Zeiten dafür zu gewinnen". Er wollte wohl damit sagen, daß beim Betrieb des altklassischen Sprachunterrichtes nicht in letzter Linie das Streben, Verbindungsfäden zwischen gegenwärtiger und vergangener Kultur zu spinnen, zur Geltung kommen müsse. „Während der Erlernung der lateinischen (und natürlich auch der griechischen) Sprache soll die Jugend zugleich die Geschichte der Menschheit und die Fortschritte der menschlichen Kultur auf angenehmste Art kennen lernen, indem man die dürftigen (?!) Behelfe der alten Völker mit den Vorteilen unserer Zeit in eine Parallele stellen könnte" (S. 31)[1].

[1]) Sehr beachtenswert ist auch des anonymen Verf. Bemerkung über den Anfangsunterricht in den alten Sprachen, der, wie in allen Sprachen, trocken und ermüdend sei. „Auf die Geschicklichkeit des Lehrers kommt es hier an, dem Lehrling die Sprachlehre, wenn schon nicht angenehm, doch wenigstens annehmbar zu machen. Darum sind

Wie hinsichtlich des Doppelwertes des altsprachlichen Unterrichtes, so äußert sich unser Gewährsmann auch über die formale und materiale Seite des geographisch-geschichtlichen Unterrichtes in durchaus treffender Weise. „Geschichte und Geographie sind nicht bloß Gegenstände des Gedächtnisses. Wenigstens kenne ich kein so wirksames Mittel, die Denkkraft des Studierenden zu wecken, dessen natürliche Logik und Urteilskraft durch die Gegenüberstellung der Ursachen und Wirkungen bei den Begebenheiten zu entwickeln, durch die Darstellung der Sitten, der Gebräuche, der Regierungsformen und Religionen in den verschiedensten Ländern und bei den heterogensten Völkern, die Vor- und Nachteile der Gegenwart so würdigen zu lernen als die Geschichte und Geographie.“ Bekanntlich legen auch die derzeit geltenden Instruktionen weniger auf die Häufung geographischer und historischer Tatsachen als auf die Pflege geographischen Anschauens und Denkens einerseits und auf die Erweckung historischen Sinnes anderseits das Schwergewicht. Sie befolgen darin die schon vom alten Polybios gegebene Mahnung, daß es in der Geschichte weniger darauf ankomme zu wissen, was geschehen sei, als warum es geschehen sei. Und an dieser Anschauung hält auch die moderne Geschichtsforschung fest. Denn nur indem wir nach den Gründen des Geschehenen forschen, können wir allmählich zum Begreifen der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens gelangen, was ja Aufgabe jeder Wissenschaft und somit auch der Geschichte ist. Hierin berührt sie sich aufs engste mit der Naturkunde wie auch mit der Dichtung. Für die Begründung der Ereignisse bieten uns die Quellen oft nur wenig oder nichts; auf diesem Gebiete hat die Phantasie den freiesten Spielraum. Berechtigt ist Mommsens Wort, daß die Phantasie wie aller Poesie so auch aller Historie Mutter sei

Brünn. Dr. J. Simon.

Zur Behandlung der Lehre von der Zusammensetzung und der Zerlegung von Kräften auf der Unterstufe der Mittelschulen [2]).

I. Der Unterricht in der Naturlehre hat die Schüler der Unterstufe einer Mittelschule vertraut zu machen mit dem „Parallelogramm

---

die kürzesten Grammatiken immer die besten. .... Die Ausnahmen von der allgemeinen Regel soll der Schüler durch die Weisung des Lehrers bei gegebener Gelegenheit praktisch kennen lernen.“

[2]) Zu obigem Gegenstande schreibt uns Herr Prof. Dr. A. Höfler: „Da seit 1909 an den Untergymnasien und Realschulen (leider seit 1908 nicht auch an den Realgymnasien) die Mechanik der IV. Klasse zeitlich zusammenfällt mit der Planimetrie (als 1. Jahrgang der Mittelstufe des mathematischen Unterrichtes), so ist Prof. Springers Behandlungsweise des Kräfteparallelogramms und der Dreiecksätze als Beitrag zur ‚Konzentration‘ der Lehrfächer didaktisch sehr zu begrüßen.“

Die Schriftleitung.

der Kräfte". In vielen Lehrbüchern werden vor der Einführung des Begriffes „Kräfteparallelogramm" zwei besondere Fälle für sich behandelt, die Fälle nämlich, daß zwei einen materiellen Punkt gleichzeitig angreifende Kräfte erstens gleiche, zweitens entgegengesetzte Richtungen haben. Diese Voranstellung der genannten Fälle liegt nahe und ist gewiß methodisch begründet. Jedenfalls ist es aber angezeigt, nachträglich auf diese besonderen, getrennt behandelten Fälle nochmals zurückzukommen und zu zeigen, daß sie in Bezug auf den Satz vom Parallelogramm der Kräfte nicht Ausnahms-, sondern Grenzfälle sind. Dies könnte etwa in folgender Weise geschehen.

Gegeben sind zwei Kräfte $p = AB$ (Fig. 1) und $q = AC$ der Richtung und Größe nach und es gelte: $p > q$. Der Winkel, den die Kraftrichtungen einschließen, sei α; für ihn gelte: $180^0 > \alpha > 0^0$. Die Resultierende $R = AD$ wird durch Konstruktion der Richtung und Größe nach gefunden. Es liegt die Frage nahe, wie sich R ändert, wenn die Intensitäten p und q unverändert bleiben, α dagegen sich durch Änderung der Richtung von q stetig ändert. Ob nun α zu- oder abnimmt, in jedem Falle beschreiben C und D Kreisbögen und zwar C vom Kreise K_C, D vom Kreise K_D. Beide Kreise haben als Radius die Intensität von q, ihre Mittelpunkte sind A und B. Zeichnet man sich diese Kreise in die Figur ein, so findet man zu jedem Winkel α das zugehörige R durch den zur jeweiligen Richtung von q parallelen Radius von K_D. Die Figur läßt also in übersichtlicher Weise das Abnehmen und Wachsen von R mit zunehmendem und abnehmendem α erkennen. Jedem α entspricht eindeutig ein Wert R, also ist R von α abhängig. Man sagt und schreibt: R ist eine Funktion von α; $R = f(\alpha)$.

Fig. 1.

Wie verhält sich R, wenn α sich den Grenzen seines Spielraumes (Intervalls) nähert und wenn es dieselben wirklich erreicht? Ist α' der Gegenwinkel von α, so kann man sagen: Nähert sich α dem Werte 0^0, so nähert sich α' ebenfalls dieser Grenze und für $\alpha = 0^0$ hat D auf dem Kreise K_D die Verlängerung von AB erreicht. R hat dann die p und q gemeinsame Richtung und die Größe $p + q$. Nähert sich α der Grenze 180^0, so nähert sich α' derselben Grenze, und da α und α' gleichzeitig diese Grenze erreichen, so ist für $\alpha = 180^0$ der Punkt D auf AB. Die Figur lehrt, daß in diesem Falle R die Richtung von p hat und von der Größe $p - q$ ist. In den beiden Fällen $\alpha = 0^0$ und $\alpha = 180^0$ ist das Parallelogramm der Kräfte „entartet" zu einer Strecke, der Schnittpunkt D ist in diesen Fällen an sich unbestimmt, da die sich schneidenden Geraden zusammenfallen. Vollzieht man aber den Grenzübergang, so wird für D diese Unbestimmtheit aufgehoben, es erreicht in beiden Fällen eine eindeutige Grenzlage und somit ist auch in diesen Fällen R durch das, jetzt freilich uneigentliche, Parallelogramm der Richtung und Größe nach bestimmt. R erreicht an

diesen Grenzen extreme Werte und zwar für $\alpha = 0^0$ das Maximum, für $\alpha = 180^0$ das Minimum. —

Der Hauptwert einer solchen Behandlung des Parallelogramms der Kräfte, der die Schüler mit Aufmerksamkeit und in reger eigener Gedankenarbeit folgen, liegt darin, daß so die Zusammensetzung zweier Kräfte einen ungekünstelten[1]) und daher um so willkommeneren Anlaß bietet, das funktionale Denken zu üben, Grenzübergänge durchzuführen, Extreme eines Funktionswertes kennen zu lernen[2]).

II. Eine Kraft, die nach Richtung und Größe gegeben ist, kann auf unendlich viele Arten in zwei Komponenten zerlegt werden. Wenn auch die Lehrbücher auf die Vieldeutigkeit dieser Aufgabe hinweisen, so wird doch gewöhnlich nur eine Gruppe der Möglichkeiten zur Verwirklichung einer solchen Zerlegung dem Schüler vor Augen geführt bei Erklärung der Verhältnisse an einer schiefen Ebene. Gerade hier aber scheint dem Verf. ein näheres Eingehen auf alle Gruppen dieser Möglichkeiten sehr lehrreich und anregend[3]).

Die nähere Durchführung dieser Sache, wie Verf. sich dieselbe zurechtgelegt hat, wird übersichtlich und vereinfacht, wenn folgende Bezeichnungen eingeführt werden: $\overrightarrow{p}$ bedeutet, daß eine Kraft p der Richtung nach bekannt oder daß ihre Richtung zu suchen sei; $\overset{\vdash\!\dashv}{p}$ will sagen, die Intensität von p ist bekannt oder zu suchen; $\overset{\vdash\!\dashv\!\rightarrow}{p}$ gilt im Falle, daß Richtung und Größe von p bekannt oder zu suchen sind. Nach dieser Feststellung kann der Lehrer fragen: Wenn die Zerlegung einer gegebenen Kraft unendlich viele Lösungen zuläßt, wie kann ich denn aus diesen vielen eine bestimmte auswählen? Nun, wohl so, daß ich aus den vielen möglichen Komponentenpaaren mir ein bestimmtes aussuche. Wodurch ist eine solche Komponente bestimmt? Als Kraft ist sie, abgesehen vom Angriffspunkt, bestimmt durch Richtung und Größe. Also will ich den Komponenten hübsch vorschreiben, wie groß sie sein, welche Richtung sie haben sollen. Hat der Lehrer bei diesen Worten eine entsprechende Figur gemacht, so wird im allgemeinen die Zeichnung so geraten sein, daß der eine oder andere Schüler sofort sein Bedenken hat wegen des „Parallelogramms", das bei der anzustellenden „Probe" für die gewählte Zerlegung zum Vorschein kommt. Wo liegt der Fehler? Von den Komponenten wurde „zuviel" verlangt! Also, es heißt bescheidener sein in den Forderungen! Es waren im ganzen vier Bedingungen gestellt: zwei bestimmte Richtungen, zwei bestimmte Intensitäten. Ein Versuch mit drei Forderungen kann ebenso leicht durch eine Zeichnung wie im allgemeinen undurchführbar erwiesen werden. Also mit zwei Bedingungen versuchen! Da gibt es nun vier

---

[1]) Vergl. A. Höfler, Didaktik des mathem. Unterrichtes, S. 26 und 27.

[2]) Vergl. Dr. I. G. Wallentin, Praktische Methodik des physikal. Unterrichtes, S. IV und 46.

[3]) Vergl. Wallentin a. a. O.

Möglichkeiten verschiedener Auswahl. Sieht man von den Zerlegungsfällen, die den in I. behandelten Grenzfällen der Zusammensetzung entsprechen, ab, so lassen sich die vier Möglichkeiten kurz so darstellen:

a. *b.* *c.* *d.*

Fig. 2.

1. Gegeben sind $\vec{p}, \vec{q}$; gesucht werden $\overline{p}, \overline{q}$. Liegt die zu zerlegende Kraft $\overset{\vdash\!\dashv\!\rightarrow}{r}$ im hohlen Winkel von $\vec{p}$ und $\vec{q}$, so sind $\overline{p}$, $\overline{q}$ eindeutig bestimmt, die Forderungen sind erfüllbar. Fig. 2*a*.

2. Gegeben sind $\overline{p}, \overline{q}$; gesucht werden $\vec{p}, \vec{q}$. Die Zerlegung ist möglich und eindeutig unter der Bedingung: $\overline{p} + \overline{q} > \overline{r}$. Fig. 2*b*.

3. Gegeben ist $\overset{\vdash\!\dashv\!\rightarrow}{p}$; gesucht wird $\overset{\vdash\!\dashv\!\rightarrow}{q}$. Die Forderung ist immer eindeutig erfüllbar. Fig. 2*c*.

4. Gegeben sind $\vec{p}$, $\overline{q}$; gesucht werden $\overline{p}$, $\vec{q}$. Wähle ich $\overline{q} < \overline{r}$, sonst aber beliebig groß, so ergibt die Konstruktion wahrscheinlich zwei Lösungen oder gar keine. In beiden Fällen könnte durch Veränderung des $\overline{q}$ (Verkleinerung oder Vergrößerung) eine eindeutige Lösung der Zerlegung erzielt werden. Es ergibt sich aber von vorn-

herein eine einzige bestimmte Lösung, wenn $\overline{q} > \overline{r}$ genommen wird. Fig. 2 *d*.

Eine wesentlich neue Möglichkeit in der Auswahl der zwei Forderungen für die Komponenten gibt es nicht mehr und durch eine einzige Forderung wird die Zerlegung nie eindeutig bestimmt.

Gewiß sind viele Schüler den erörterten Möglichkeiten mit wachsender Aufmerksamkeit gefolgt und manchem wurde es immer klarer: die durchgeführten Konstruktionen sind mir zum Teil schon „irgendwo früher" untergekommen! Sollten die Schüler nicht auch das „wo früher" selbst angeben können, so verweise der Lehrer noch darauf, daß die ganze Aufgabe eindeutig gelöst war in allen vier Fällen, sobald ein bestimmtes Dreieck (ABC) sich ergab. Ja richtig, in vierfacher Weise kann ein Dreieck eindeutig bestimmt werden, es gibt ja vier Kongruenzsätze für das Dreieck! Wenn der Lehrer weiter behauptet, daß bei dieser Untersuchung der Zerlegungsmöglichkeiten einer Kraft eigentlich die ganze Lehre von der Kongruenz der Dreiecke abgehandelt wurde, so mag der noch vorhandene Zweifel eines Durchschnittsschülers, der sich die Abhandlung der Kongruenz ohne „Winkel" nicht vorstellen kann, von einem begabteren und „erfinderischen" Kollegen verscheucht werden durch seine Aufklärung, daß an Stelle von Winkeln auch gegebene Richtungen treten können. An Stelle der Dreieckswinkel selbst wurde so ein brauchbarer „Winkelersatz" gefunden in den Richtungen der Dreiecksseiten.

Die so aufgedeckte Verknüpfung dieses mechanischen Problems mit einem rein geometrischen vermag aber nicht nur an sich im Schüler Verwunderung und Freude auszulösen, das mechanische Problem und seine Lösungen vermögen sogar das geometrische Problem besser zu beleuchten und das Verständnis desselben zu vertiefen. Der Begriff des „Eindeutig-bestimmt-sein" ist ja nach heutiger Auffassung[1]) auf der Unterstufe wertvoller als der Begriff „Kongruent-sein". Und gerade die eindeutige Bestimmung tritt ja bei der behandelten Kraftzerlegung in den Vordergrund. Und dabei mag in einzelnen Schülern noch eine Ahnung geweckt worden sein, was für wichtige Rolle die „Richtung" in der Geometrie überhaupt spielt.

Es erübrigt noch, die vier Fälle der eindeutigen Kraftzerlegung den vier Kongruenz- oder besser Identitätssätzen des Dreieckes zuzuordnen. Da es belanglos ist, wie die Kräfte genannt werden, so ergibt sich folgendes, leichtverständliches Schema:

1.	⊢⊣⇢,	⟶	⟶;	I. Identitätssatz.
2.	⊢⊣⟶,	⊢⊣	⊢⊣ ;	IV. „
3.	⊢⊣⟶,	⊢⊣⟶	;	II. „
4.	⊢⊣⟶,	⊢⊣	⟶;	III. „

„Die im allgemeinen unbestimmte Aufgabe, eine Kraft zu zerlegen in zwei Komponenten, wird nur dann bestimmt, wenn die zur Konstruktion eines Parallelogramms erforderlichen Stücke gegeben

[1]) Vergl. Höfler a. a. O. S. 124 ff.

sind.“ Als der Verf. diesen allgemeinen Hinweis des benützten Lehrbuches[1]) in der beschriebenen Weise im Unterricht auf seinen vollen Inhalt untersuchte, konnte er an manchen Schülern so lebhaftes Interesse wahrnehmen und nach der Stunde geradezu Äußerungen der Freude hören darüber, „daß alles so schön stimme“. Diese Wahrnehmung im Vereine mit seiner Überzeugung von der didaktischen Fruchtbarkeit der in I. und II. behandelten Probleme haben ihn bewogen, diese Zeilen zu veröffentlichen in der Absicht, durch sie den einen oder anderen Lehrer zu ähnlicher Behandlung dieser Lehrgegenstände anzuregen.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß gerade der Unterricht in der Lehre von den Kräften, also auch der Gegenstand dieser Abhandlung, leicht und in lohnender Weise heuristisch gestaltet werden kann.

Seitenstetten, N. Ö. Prof. Dr. Theodor Springer.

Zeitgemäße Randbemerkungen zu den „Schriftlichen Arbeiten in den preußischen höheren Lehranstalten“ von Dr. Karl Reinhardt. Dritte Auflage. Berlin 1916, Weidmann.

Diese offiziösen Erläuterungen zu dem vielbesprochenen Extemporalienerlaß des preußischen Unterrichtsministeriums vom 21. Oktober 1911 sind in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ (LXVI 179 ff.) von J. Dörfler einläßlich besprochen worden. Die zweite Auflage war ein bloßer Neudruck, aber auch die jetzt vorliegende dritte zeigt keine Änderungen im Wesen, die Abweichungen von der ersten beschränken sich auf Auseinandersetzungen mit der Kritik und ein paar Zusätze im historischen Detail. So wird das Extemporale nicht mehr auf Ernesti zurückgeführt, sondern die Sache, wenn auch nicht der Name schon in der kursächsischen Schulordnung von 1580 belegt und eine anschauliche Schilderung des Betriebs der schriftlichen lateinischen Arbeiten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts gegeben („Aus den Lebenserinnerungen eines nassauischen Pfarrers im 18. Jahrhundert“ von Wilhelm Bornemann, 1913). Es wäre also kein Anlaß, neuerdings auf das Buch hinzuweisen, wenn nicht die Schäden im Tagesleben der höheren Schulen, die Reinhardt beklagt und denen der Extemporalienerlaß teilweise abhelfen sollte, durch den Weltkrieg eine immer zunehmende Verschärfung erfahren hätten. Da mag es denn verstattet sein, von diesem klugen Buch ausgehend, die gegenwärtigen Verhältnisse an unseren Mittelschulen zu betrachten. Dabei wird gewiß nur gesagt werden, was alle oder doch sehr viele Amtsgenossen selbst erfahren haben, aber „wenn man verbieten wollte“, sagt Reinhardt „auszusprechen, was bereits gesagt ist und manchenorts im stillen Kämmerlein geübt wird, so müßten alle verstummen“.

Der Beginn des Weltkrieges nahm den höheren Schulen eine Anzahl von Schülern, Leitern, Lehrern und Dienern, er beschränkte sie

---

[1]) I. G. Wallentin, Grundzüge der Naturlehre für die unteren Klassen der Mittelschulen, Ausgabe A. S. 141.

vielfach in den Räumlichkeiten, er lenkte das Interesse von den zeitlosen und historischen Stoffen gewaltsam auf die Tagesereignisse, aber die Maschinerie drehte sich trotz ständig zunehmender Reibung zunächst weiter. Die eingerückten Lehrer wurden zum Teil durch Anfänger, Pensionisten und Flüchtlinge ersetzt, zum Teil trachtete man sich durch Zusammenlegung von Parallelklassen, Mehrbelastung der vorhandenen Lehrer und Einschränkungen in der Stundenzahl so gut als möglich zu helfen. Die zahlreichen Flüchtlinge unter den Schülern wurden teils in den Betrieb der vorhandenen Schulen eingegliedert, teils in eigenen „Beschäftigungskursen" gesammelt. Am Schluß des ersten Kriegsschuljahres 1914/15 stellte sich denn freilich heraus, daß man in vielen Fällen nicht oder nicht ordentlich „fertig" geworden war. Dementsprechend wuchsen auch nach den langen Sommerferien 1915 die Schwierigkeiten. Am wenigsten Bedenken machten zunächst die eingerückten Schüler der obersten Klasse; die hatten ohne viel Schwierigkeiten ihr Reifezeugnis erhalten, kamen sich meist als Kriegsgewinner vor und wenn der eine oder der andere vielleicht auch in friedlichen Zeiten noch ein Jahr lang die Schulbank gedrückt hätte, so verschlug das im ganzen nicht viel. Schlimmer sah es mit den Zurückgebliebenen aus; eine nicht unbeträchtliche Zahl von Wochen mußte der Auffüllung des sehr lückenhaft gewordenen Wissens, der Durchnahme des vom Vorjahre unerledigt Gebliebenen gewidmet werden und so kam man mit dem neuen Lehrstoff weiter in Rückstand. Dazu wuchs die schon im Vorjahre fühlbar gewordene Inanspruchnahme der Schüler durch Jungschützentum, Kriegshilfe, Labedienst usw., neue Musterungen lichteten die Lehrkörper und die Oberklassen immer mehr. Dafür tauchte erst vereinzelt, dann immer zahlreicher die Uniform auf den Schulbänken auf. Für vier Wochen beurlaubt, kamen immer mehr ehemalige Schüler aus den Schützengräben und den Ersatzkompagnien zurück, um geschwind ein Reife- oder ein Jahreszeugnis zu erwerben. Interesse für die Gegenstände der Schule brachten sie gewöhnlich ebensowenig mit wie Bücher; meist betrachteten sie die ihnen gewährten vier Wochen als eine Art Heimats- und Erholungsurlaub — und das war ihnen schließlich auch nicht zu verargen. Aber dem regulären Schulbetrieb und der Arbeitslust der übrigen Schüler erwuchs aus diesen sporenklirrenden jungen Herren, die vielfach ihre Geringschätzung jeglichen Wissens offen zur Schau trugen, ein neues Hemmnis und der Erlaß des Kriegsministeriums, der endlich im dritten Kriegswinter den Schulbesuch in Uniform untersagte, wurde seitens der Lehrkörper als Beseitigung wenigstens einer äußerlichen Erschwerung der Arbeit freudig begrüßt. Dafür hatten freilich im Schuljahr 1916/17 Betriebsstörungen Platz gegriffen, die nicht mit Erlässen zu heilen waren. Die zunehmenden Ernährungs-, Bekleidungs-, Beleuchtungs- und Beheizungsschwierigkeiten (letztere daheim und in den Schulen) bedingten nicht nur vielfachen Ausfall des Unterrichts zuerst für einzelne, dann für ganze Klassen und ganze Anstalten, sie hemmten auch die Arbeitslust, ja, nicht selten sogar die Arbeitsmöglichkeit der Schü-

ler, die vorhandenen Wissenslücken hatten sich summiert, das Wort: „Es ist ja Krieg!", das früher meist nur bequeme Ausrede für allerhand Unzulänglichkeiten gewesen war, begann allgemach berechtigte Erklärung für Dauerschäden zu werden, an denen Schule und Schüler gleich unschuldig sind. Die Mühle geht noch, aber die Mahlprodukte sind nur mehr Kriegsmehl. Das Manometer für die Leistungen der höheren Schule aber sind die Schularbeiten und damit wären wir wieder bei Reinhardts Buch.

Er betrachtet mit dem Korreferenten der Hannoverschen Direktorenkonferenz von 1882 die Extemporalien „als notwendiges Übel, wie der Krieg es ist und die Staatslotterie" und das sind sie denn auch: ein Übel für den Schüler durch die mit ihnen verbundene Aufregung, den Anreiz zu Täuschungsversuchen, die Festlegung einer etwa ungünstigen Disposition durch eine lange fortwirkende Note und die ständig wiederkehrende Unterbrechung des ruhigen Studienganges durch kritische Tage, für die man sich besonders anstrengen muß; ein Übel für den Lehrer nicht nur durch die Sisyphusarbeit der Korrektur und der Korrektur der Korrektur, sondern auch durch das einseitige Bild der *littera scripta*, das doch, weil es rot auf weiß vorliegt, nicht ganz umgangen werden kann; aber ein notwendiges Übel, wie auch Reinhardt (S. 26) betont, vornehmlich der Eltern wegen. „Die mündliche Leistung, das Wort, das im Wechselverkehr des Lehrers mit dem Schüler gesprochen ist, läßt sich nicht so leicht festhalten und zur Rechenschaft ziehen, aus den ... Prädikaten der Arbeiten aber scheint sich das Endresultat mit der Sicherheit und Gerechtigkeit eines Rechenexempels zu ergeben, gegen das keine Einwendung möglich ist." Daß das nur so scheint und daß hier wie anderwärts mechanische Gerechtigkeit oft das größte Unrecht ist, weist Reinhardt überzeugend nach. Aber was hilfts? Solange das Urteil des Lehrers über den Schüler für dessen Eltern materielle Folgen hat, werden sie stets geneigt sein, an der Gerechtigkeit der Schule oder wenigstens des einzelnen Lehrers zu zweifeln, und sind kaum anders als durch ein aktenmäßiges Dokument, wie es die rötlich schimmernde Schularbeit ist, zu überzeugen oder wenigstens zum Schweigen zu bringen. Der behördlichen Inspektion geht es ja trotz besseren Wissens auch kaum anders; sie muß sich bei der Prüfung einer Beschwerde ebenfalls hauptsächlich an die Schularbeiten halten (die Gegenstände ohne schriftliche Arbeiten geben viel seltener Anlaß zu Beschwerden). Wenn also die Eltern über die Qual der Schularbeiten klagen, so müßte ihnen eigentlich geantwortet werden: Die Schularbeiten sind zur Deckung des Lehrers gegen die Eltern notwendig, nicht zur Fällung, wohl aber zur äußeren Begründung seines Urteils. Dazu brauchten sie aber nicht so zahlreich zu sein wie bei uns vor dem Jahre 1909 (in Preußen wird jetzt noch etwas viel geschrieben) und so setzten die neuen Lehrpläne, den Eltern und den Lehrern entgegenkommend, ihre Zahl herab. Aber diese Herabschraubung zog mit zurückgehender Übung doch auch das Niveau der Aufgaben herab; auch

durch regelmäßig gestellte und durchbesprochene Übungsaufgaben ist — trotz Reinhardt, der da sehr gute Ratschläge gibt, — nicht so viel zu erleisten wie durch zensierte Schularbeiten. Niemand kann mehr leugnen, daß beispielsweise die lateinischen Arbeiten unserer Obergymnasiasten seit 1909 zurückgegangen sind. Der Krieg hat nun das Tempo dieses Rückschritts beschleunigt; die Resultate der schriftlichen Arbeiten machen es gerade dem berufseifrigen Lehrer unmöglich, sich da noch länger in einer Täuschung zu wiegen. Die am meisten angefochtene Kernbestimmung des preußischen Extemporalienerlasses, eine Arbeit, bei der mehr als etwa ein Viertel der Schüler versagt hätte, sei zu annullieren, ist bei uns durch die wiederholte Einschärfung ersetzt, einen Schüler nicht vorzugsweise oder gar lediglich nach seinen schriftlichen Leistungen zu beurteilen. Aber das eine wie das andere Auskunftsmittel drückt — das kann ehrlicherweise nicht in Abrede gestellt werden — die Ergebnisse der Schularbeiten herab. Ob die Schüler nun wissen, daß die Arbeit bei zu vielen „Nicht genügend" nicht zählt oder daß sie überhaupt nicht ausschlaggebend ins Gewicht fällt, beides hat auf deren Ausfall kaum einen anderen als einen nachteiligen Einfluß, selbst wenn direkte Sabotage — wie ich mit Reinhardt meine — leicht hintanzuhalten ist. Man hat daraus vielfach, schon bevor der Krieg die bestehenden Verhältnisse noch arg verschlechterte, den Schluß gezogen, das lateinische Skriptum sei überhaupt zu opfern. Reinhardt kehrt sich mit guten Gründen dagegen (S. 47 f.) und wird wohl für das neunjährige preußische Gymnasium, das über eine ganz andere Stundenzahl für das Lateinische und bei höherer Allgemeinbildung auch über ein im ganzen besseres Schülermaterial verfügt als wir, vollständig recht haben. Auch bei uns soll gewiß nicht ohne weiteres denjenigen das Feld geräumt werden, denen keine Schule „leicht" genug sein kann. Aber eine Frontverkürzung — wir haben es in diesem Krieg gelernt — ist keine Niederlage, unter Umständen die Vorbedingung zum Sieg. Die Übertragungen aus den klassischen Sprachen ins Deutsche fallen erfahrungsgemäß besser aus, werden auch von den Schülern lieber gemacht als die Hinüberübersetzungen. Im Lateinischen gibt es nun bei uns deren im Obergymnasium in jedem Semester nur eine gegen vier Hinüberübersetzungen, während im Griechischen die Herüberübersetzungen in der Quinta die Hälfte der Arbeiten ausmachen und von der Sexta an alleinherrschend sind. Mein Vorschlag wäre nun, für jedes Semester jeder Oberklasse im Lateinischen die jetzige Norm für das Griechische in Quinta einzuführen, also je vier Arbeiten, abwechselnd Herüber- und Hinüberübersetzungen. Damit würden die Schüler des Nutzens der Übersetzungen ins Lateinische, den Reinhardt so beredt preist, nicht ganz verlustig und der Lehrer käme doch nicht mehr wie jetzt nicht ganz selten in die Zwangslage, bei lauter oder fast lauter nicht genügenden Schularbeiten „genügend" ins Zeugnis setzen zu müssen. Dürfte man noch gelegentlich eine Hinüberübersetzung, wie Reinhardt gleichfalls empfiehlt, durch eine lateinisch abgefaßte Inhaltsangabe mehrerer Autor-

kapitel ersetzen, um so besser! Aber diese Frontverkürzung sollte von einem Vorstoß an anderer Stelle begleitet sein. Bei der schriftlichen Reifeprüfung wird gegenwärtig die Benützung des Lexikons gewährt und diese (Schein-) Begünstigung vielfach auch auf die aus Herüberübersetzungen bestehenden Schularbeiten ausgedehnt mit der Begründung, man brauche da nicht mehr zu verlangen als bei der Reifeprüfung. Bei dieser wieder beschönigte man den Gebrauch des Wörterbuches mit der Ausrede, auch im Leben könne jeder jederzeit zu einem Lexikon greifen, wenn er eine Übersetzung herzustellen habe. Zunächst ist schon das nicht ganz richtig; bei In- und Aufschriften, die zu übersetzen man am häufigsten in die Lage kommt, hat man kaum je das Wörterbuch in der Tasche. Und dann: Wenn man Kessel zu prüfen hat, setzt man sie doch nicht bloß einer Minimaldampfspannung aus, weil sie sonst in der Praxis versagen müßten; warum sollen die Anforderungen an Menschen bescheidener sein? Dabei ist die Benützung des Lexikons nicht einmal so unbedingt eine Erleichterung. Es geht viel kostbare Zeit mit dem Wälzen des Wörterbuches verloren, mancher Prüfling sucht des langen und breiten eine Verbalform, die er im Kopf haben könnte und müßte — und findet sie dann erst nicht oder wird vor lauter Blättern in der gewährten Spanne Zeit nicht fertig. Die Gestattung des Lexikons ist also nur die Erlaubnis zur Unselbständigkeit und sollte darum wieder verschwinden; Reinhardt schätzt die Übersetzungen aus dem Lateinischen, die in Preußen doppelt sooft wie jetzt bei uns verlangt werden, sehr hoch ein, aber von einer Benützung eines Wörterbuches ist bei ihm nichts zu lesen.

Mit Recht sieht er weiter einen Grund der inneren Unfruchtbarkeit und des äußeren schlechten Erfolges vieler Hinüberübersetzungen in den konventionellen Texten, die vorgelegt zu werden pflegen, bis an den Rand gespickt mit grammatischen Fußangeln und stilistischen Flatterminen, in einem immer dieselben Redensarten wiederkäuenden Jargon gehalten, den Emil Stiepmann in den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik (1911, S. 516) so lustig an den Pranger gestellt hat. Hier empfiehlt Reinhardt, einfach Texte deutscher Autoren übersetzen zu lassen; wo das zu schwer ist, habe ich es als ersprießlich erprobt, beim Verfassen von Übersetzungsvorlagen für Obergymnasiasten jeden Gedanken an bestimmte Kapitel der Grammatik beiseite zu lassen (vgl. Reinhardt S. 58); in Tertia und Quarta ist das freilich nicht ohne weiteres angängig.

Endlich tritt Reinhardt warm dafür ein, die von den Eltern so verabscheute Vorbereitung für die schriftlichen Arbeiten dadurch zu beseitigen, daß man die Termine der Arbeiten nicht vorher ankündigt, und auch bei uns ist ja mit vielen guten Gründen der Ruf erhoben worden: „Los vom Arbeitskalender!“ Aber gerade das von Reinhardt angestrebte Ziel wird auf seinem Wege nicht unbedingt erreicht; ängstliche Naturen unter den Schülern können sich wenn auch nicht den Tag, so doch die Woche der Arbeit ungefähr ausrechnen, bereiten sich also trotz allem vor und sind nun vielleicht eine ganze Woche

in schwebender Pein statt einen Tag lang. Wieder erweist sich hier eine größere Zahl von Herüberübersetzungen als nützlich, weil es für diese eine direkte Vorbereitung nicht gibt. Der vielgehaßte Arbeitskalender ist, wenn er nicht so starr gehandhabt wird, daß Vernunft Unsinn, Wohltat Plage wird, nicht so schlimm, als ihn die machen, denen jeder Terminzwang ein Greuel ist.

Das Hübscheste aber in Reinhardts Buch sind die gelegentlichen Bemerkungen außerhalb des eigentlichen Themas: Wie schwierig es für den Schüler ist, die einmal geschossenen Böcke beim Überlesen auch zu finden, darüber werden wir mit der Erinnerung an die Druckfehler belehrt, über die wir selbst trotz aller Sorgfalt bei der Durchnahme der Buchkorrekturen hinweglesen; über den Vorgang bei der Stegreiflektüre, über erlaubte und unerlaubte Hilfe bei Hausarbeiten (denn erlaubte gibt es!), über die unbillige Forderung sinngemäßen Lesens einer Klassikerstelle vor ihrer Durchnahme (gilt oft auch im Deutschen!) und vieles andere fallen so nebenher, wenn der Meister hobelt, Späne ab, die recht wohl zu nützen sind, so daß jeder aus dem Büchlein lernen kann.

Eines aber ist gewiß: Der Krieg hat die Arbeit des Lehrers um ein beträchtliches erschwert. Sie wird auch zunächst im Frieden nicht leichter werden, im Gegenteil, seine schädlichen Wirkungen tunlichst auszugleichen wird die angestrengte Mühe mancher Jahre kosten. Das Friedenssprüchlein: „*Quieta non movere*" ist in dieser Zeit der Welterschütterung nicht mehr anwendbar. Bestellen wir unser Haus nach Möglichkeit in kleinen, das Erprobte schonenden, das Überlebte vorsichtig tilgenden Handgriffen selbst, ehe man uns von außen wieder einmal mit plumpen Fäusten hineinfährt. *Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes.*

Triest. Alfred Nathansky.

Krieg und Seelenleben. Von Prof. Dr. Robert Sommer, Geh. Med.-Rat in Gießen. Verlag Otto Nemnich, Leipzig 1916. 96 S. Preis 1 M.

Die Schrift, eine erweiterte Rektoratsrede, ist gewissermaßen eine Topik der Kriegspsychologie, d. h. eine Zusammenstellung der wichtigsten Gesichtspunkte, nach denen die mit dem Krieg zusammenhängenden psychischen Phänomene geordnet werden können. In diesem Sinne ist die Schrift für eine erste Beschäftigung mit solchen Fragen ganz tauglich. Wirklich erschöpfende Analysen werden allerdings nicht geboten und viele Abschnitte gehen über eine dürre Disposition nicht hinaus, z. B. VII Die militärische Verwendung der geistigen Arbeiter, X Zur Psychologie der Aussage, XI Spionage, XVIII Religion und Aberglaube.

Von beachtenswerten Beobachtungen seien hervorgehoben die Analyse des Begriffes „Bereitschaft", die Darlegung eines speziellen Falles von „erblicher Kriegstüchtigkeit" S. 22 f.; die Bemerkungen über den geistigen Zustand der Verwundeten und Ermüdeten und die Gruppierung der durch den Krieg bewirkten oder verstärkten psycho-

pathologischen Erscheinungen. Wenig eigentlich psychologisches Material bringt die Sammlung von Feldpostbriefen in Abschn. XII und auch die in Abschn. XVII (Psychologie der Stände) mitgeteilten Feldpostbriefe bringen kaum mehr als die Bestätigung des ganz allgemeinen im Eingang des Kapitels angeführten Satzes, daß der Krieg durch die gemeinsame Pflichterfüllung und Not, durch nähere Berührung bei der Krankenpflege usw. die Stände näher gebracht hat, ohne aber nennenswerte besondere Beobachtungen zu verzeichnen.

Wien. Dr. Richard Meister.

Deutsche Schulerziehung im Krieg und Frieden. Von Georg Kerschensteiner. Mit einer schematischen Darstellung. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1916.

Das Buch enthält fünf Abhandlungen, unter denen ich zwei als liebe Bekannte begrüßen kann; die erste „Über das eine und einzige Ziel der Erziehung in Krieg und Frieden" ist im 11. Hefte des 9. Jahrganges (1915) der „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" (Sp. 1149—1172) unter dem Titel „Krieg und Erziehung" erschienen und von mir in dieser Zeitschrift bereits angezeigt worden (Jahrgang 66, S. 940); die dritte „Der Weg zur Staatsgesinnung" fußt auf einem Vortrag in der Wiener Urania (November 1915), dem ich anwohnen konnte. Die zweite handelt über „den Weg zum Pflichtbewußtsein" aus einem Vortrag im „Deutschen Verein für Knabenhandfertigkeit", die vierte über „Die Schule als Kulturmacht", aus einem Vortrag im Chemnitzer Lehrerverein gelegentlich seiner Dittesfeier, Herbst 1914, die fünfte über „die Probleme der nationalen Einheitsschule", aus einem Vortrag auf der Pfingsttagung 1914 des Deutschen Lehrervereines in Kiel hervorgegangen. Schon aus dieser Aufzählung der Titel der einzelnen Abhandlungen ersieht man, daß die deutsche Schulerziehung ihr gemeinsamer Grundton ist; alle sind sie vortrefflich geschrieben, kräftig und anschaulich, und ihre Lektüre ist ein feiner geistiger Genuß, auch dann, wenn das eigene Denken zum Widerspruch führt. Für uns Österreicher ist besonders die dritte Abhandlung von aktuellem Interesse. Der Weg zur Staatserziehung führt bei Kerschensteiner durch die Arbeitsschule. „Die erste, ja unerläßliche Forderung aller staatsbürgerlichen Erziehung" — die staatsbürgerliche Belehrung in allen Ehren —, „der Kardinalweg für die Entwicklung der Staatsgesinnung ist die Erziehung in einer Arbeitsgemeinschaft, die den Zögling beständig veranlaßt, nicht nur um seinetwillen zu arbeiten, sondern seine Arbeit auch in den Dienst der anderen zu stellen" (S. 87). Unsere Schule aber lehrt nicht, den anderen zu helfen, sondern alles ist bei ihr darauf gerichtet, den Trieb zu wecken, den Mitschüler zu überflügeln. Die Umwandlung der Schule aus einer Stätte individuellen Ehrgeizes in eine Stätte sozialer Hingabe, aus einer Stätte theoretischer intellektueller Einseitigkeit in eine Stätte praktischer humaner Vielseitigkeit, aus einer Stätte

des rechten Erwerbes von Kenntnissen in eine Stätte des rechten Gebrauches, das scheint ihm die notwendige Reform zu sein, um die Erziehung zur Staatsgesinnung ins Werk zu setzen. Es liegt viel Wahres in diesen Ausführungen, aber so einfach liegt m. E. die Sache nicht, daß im Wege der Schule allein das Problem zu lösen wäre.

Wien. A. v. Scheindler.

Lehrbuch der Physiologie für Krankenpflegeschulen von Dr. Robert Stigler, ao. Prof. der Physiologie an der Wiener Universität, Lehrer an den Krankenpflegeschulen. Wien und Leipzig 1917, Alfred Hölder. XIII und 290 S. 8°. Preis geb. 4 K.

Das Buch bildet den 1. Band der vom Sanitätsdepartement des Ministeriums des Innern herausgegebenen „Lehrbücher für Krankenpflegeschulen"; an dieser Stelle soll über Bedeutung des Werkes für jene Schulgattung nicht gesprochen, wohl aber dasselbe den Lehrerbibliotheken der Mittelschulen aus verschiedenen Gründen empfohlen werden: Die methodische Einteilung des Stoffes wird dem Schüler von vornherein den Gegenstand anziehender machen als die allgemein in den Schulbüchern übliche, in welchen zuerst die gesamte rohe Anatomie abgehandelt zu werden pflegt; nach der Ansicht des Ref. sollte der Hauptzweck des bezüglichen Unterrichtes in den Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten Verständnis der physiologischen Vorgänge und der daraus sich ergebenden hygienischen Forderungen sein, wozu es nicht nötig ist, vor allem sämtliche Anteile des anatomischen Lehrstoffes zu erledigen. Ferner findet der Lehrer in Stiglers Buch Anleitung zu Experimenten und Herstellung von Präparaten, hübsche populäre Veranschaulichungen, gute hygienische Winke, illustrative pathologische Beispiele neben den grundlegenden physiologischen Tatsachen. Es ist vom Lehrer nicht zu fordern, daß er eines der umfangreichen Handbücher der Physiologie studiere, er wird aber ohne Mühe das kleine Stiglersche Buch mit Nutzen für den Unterricht durchlesen und verwerten können, um so mehr als an deutschen Büchern kleinen Umfanges über Physiologie kein Überfluß vorhanden ist, während die amerikanische Literatur reichlich Schulbücher dieser Richtung bietet. Das Buch sei daher unseren Lehrerbibliotheken der Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten als guter Behelf nochmals bestens empfohlen.

Wien. L. Burgerstein.

Der bürgerkundliche Unterricht in Österreich. Von Ludwig Fleischner. Gr. 8°. 80 S. Preis geheftet 1 M. 80 Pf. Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916. Schriften der Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung 13.

Diese Vereinigung hat beschlossen, durch Herausgabe einer fortlaufenden Reihe von Schriften die staatsbürgerliche Bildung im deutschen Volke zu fördern. Solche Schriften sind bisher erschienen: über staatsbürgerliche Erziehung in der Schweiz, in Dänemark, in den Nieder-

landen, in Frankreich, in Elsaß-Lothringen, auf den höheren Schulen, in den Volks- und Fortbildungsschulen usw., Schriften, die zum Besten gehören, was an Ratschlägen und Erfahrungen in dieser Richtung veröffentlicht worden ist. Einen weiteren schätzenswerten Beitrag liefert nun vorliegendes Heft.

Zunächst gibt Fleischner einen Überblick über die Entwicklung des bürgerkundlichen Unterrichtes, dem man in Österreich schon vor mehr als einem Jahrhundert gebührende Aufmerksamkeit zu schenken begonnen hat, bis endlich die Wahlreform der Einführung der Bürgerkunde so günstig ward, daß die Regierung ihre Bedenken überwand und diesen Unterricht als Grundlage der Verfassungs-, Rechtskunde und Volkswirtschaftslehre allerdings in bescheidenem Maße einführte.

In folgenden Kapiteln wird die Bürgerkunde in Volks- und Bürger-, Fach- und Fortbildungsschulen, an Mädchenschulen und Lehrerbildungsanstalten, an Mittel- und Hochschulen behandelt und eingehend besprochen, wie dieser Gegenstand auch außerhalb der Schule im Wege der Volks- und Arbeiterbildungsvereine, der Hochschulkurse, der Volksheime und anderer Vereine und Körperschaften sowie der Presse vermittelt wird; endlich erörtert der Verf. die wichtigste Frage, von deren gedeihlicher Lösung der Erfolg dieses Unterrichtes überhaupt abhängt, die Heranbildung von Lehrkräften, wofür bisher nicht viel geschehen sei; ferner die Lehrmittel und das Lehrverfahren. Zu diesem Zwecke fügt er eine stattliche Liste von Lehr- und Hilfsbüchern an und stellt fest, daß man im allgemeinen darüber einig sei, daß in erster Linie den Schülern Kenntnisse über den Staat, seine Verfassung und Verwaltung, über die wichtigsten Rechtsgrundsätze und über die Anfangsgründe der Volkswirtschaft beizubringen seien. Die schulmäßige Frage betreffend, ob Bürgerkunde als eigener Gegenstand oder in Anlehnung an andere Fächer gelehrt werden soll, habe die österreichische Unterrichtsverwaltung eine Art von Mittelweg betreten, indem sie die Bürgerkunde an einzelnen Anstalten als selbständigen Gegenstand, aber an andere Fächer des Lehrplanes (Geschichte, Geographie) angelehnt lehren läßt.

Was nun die Bürgerkunde in der Mittelschule betrifft, so wird auf die neuen Normallehrpläne für Gymnasien und Realschulen von 1908 und 1909, wodurch dieser Gegenstand in Verbindung mit dem Geschichtsunterrichte in der letzten Klasse auch an diesen Anstalten eingeführt wurde, verwiesen; desgleichen auf die Mittelschulberatungen von 1908, wo so viele Stimmen laut geworden sind, die es beklagten, daß der Absolvent der Mittelschule von den für das Staatswohl wichtigsten Dingen so wenig wisse; ferner auf die Tätigkeit des Vereines für Schulreform und auf mancherlei ähnliche Kundgebungen in pädagogischen und sozialpolitischen Kreisen; endlich auf die Protokolle der Sitzungen der Mittelschuldirektoren in Niederösterreich, die wertvolle Anregungen zu dieser Frage bieten und auf den in Deutschland so eifrig vertretenen Gedanken, die klassische Lektüre in den Dienst der staatsbürgerlichen Erziehung zu stellen. Besonders bemerkenswert ist der Hinweis auf die 1911 in Österreich eingesetzte Kommission zur

Förderung der Verwaltungsreform, wo betont wird, daß die staatsbürgerliche Erziehung des Juristen schon auf dem Gymnasium beginnen müsse; daß sich demnach über staatsbürgerliche Kenntnisse alle Lehramtsbewerber sollten ausweisen können und daß der technischfachliche Hochschulunterricht durch staatswissenschaftliche und wirtschaftspolitische Kenntnisse ergänzt werde, da sich nach dem einschlägigen Berichte namentlich die Bildungslücken der Techniker in erster Linie in mangelnder staatsbürgerlicher Bildung äußern.

Zum Schlusse bespricht der Verf. die den Zwecken der staatsbürgerlichen Erziehung dienenden Einrichtungen der Schulgemeinden und des Pfadfinderbundes, die sozial-studentische Bewegung und die damit zusammenhängende Einrichtung der Jugendbewegung überhaupt, ferner die militärischen Übungen der reiferen Schuljugend, wogegen andersdenkende Kreise wohl mit Berechtigung betonen, daß man einen Unterschied zwischen der Kriegszeit und der Zeit nach dem Kriege machen und sich über „das gesunde Verhältnis der militärischen Erziehung zu den Gesamtinteressen der menschlichen Kulturarbeit überhaupt“ klar werden sollte, und die davor warnen, die militärischen Übungen in Spielerei ausarten zu lassen, wogegen sich ernste Freunde des Heeres, auch Offiziere, wie u. a. Graf v. Bothmer, Freiherr v. Welck entschieden aussprechen.

In kluger Beschränkung warnt Fleischner vor einem Übermaß von Lehrstoff, vor Überladung mit Daten und statistischen Angaben, was dem Schüler die Beschäftigung mit diesem Gegenstande verleiden müßte. Die Hauptsache bleibt eben die, daß die Kunst des Lehrers den an sich so nüchtern und trocken erscheinenden Stoff lebensvoll zu behandeln versteht. Mit Recht sieht der Verf. den Leitgedanken für diese Art der Unterweisung darin, daß die Schule bloß die feststehenden Tatsachen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens zu lehren hat, ohne dem Unterrichte eine parteimäßige Färbung zu geben.

Wien. A. Stitz.

Militärische Vorbildung der Jugend durch die Schule. Praktisches Handbüchlein von Fr. Wöhlbier, Rektor. Mars-Verlag, Berlin. 8°. 130 S. 1 M.

Unter „Schule“ versteht der Verf. nur die Volksschule und an ihre Leistungsfähigkeit ist der gegebene Übungsstoff angepaßt. Der Verf. geht von der immer allgemeiner geteilten Überzeugung aus, daß der junge Rekrut bei seinem Eintritt ins Heer nicht nur körperliche Tüchtigkeit, sondern auch einen bestimmten Besitz von militärischen Vorkenntnissen und Eigenschaften mitbringen soll, worauf sofort weiter gebaut werden kann. Was das deutsche Heer in dieser Hinsicht bei seinem Nachwuchs vorzufinden wünscht, haben das deutsche Kultusministerium, Kriegsministerium und Ministerium des Innern bereits in den „Richtlinien“ vom 16. August 1914 festgelegt. Durchmustert man diese 33 Punkte, so stellt sich eine Anzahl von Nummern als

durchaus nicht eigenartig militärisch, vielmehr als Erfordernisse jeder guten Erziehung heraus: Gehorsam, Ordnung, Zuverlässigkeit, Gebrauch der Sinne, Benützung der Karte, Zurechtfinden im Gelände usw. Daneben ist anderes wieder rein militärisch. Für die Volksschule scheidet Wöhlbier diese militärischen Übungen ganz aus und behält nur eine Auswahl der übrigen Punkte der Richtlinien, die er in zwei Gruppen teilt: 1. Reine Erziehungsgegenstände, 2. Unterrichtsaufgaben in Hinsicht auf das Heer.

Die reinen Erziehungs„gegenstände" fallen teilweise dem Elternhaus, teilweise der Schule zu. Hieher gehören: Erziehung zu Gehorsam, Achtung vor Höheren, zu Mut, Kameradschaft, guten Umgangsformen, lautem und richtigem Sprechen, Sauberkeit und Ordnung, ordentlichem Grüßen, Danken, Bitten, Mundhalten usw.

Die Unterrichtsaufgaben erstrecken sich auf Turnen, Turnmarsch, Schulung des Auges, Ohres, Entfernungsschätzen, Geländekenntnis, -benützung, Kartenlesen, Verständigung im Gelände (einschließlich Winkerdienst). Als Anhang gibt der Verf. die amtliche Anleitung für das Stabfechten.

Die einzelnen Zweige hat Wohlbier mit großem Geschick für den vorschwebenden Zweck mundgerecht gemacht. Die Beschreibung ist dem Alter der Schüler angemessen, leicht faßlich und anregend gehalten. Nicht nur der Volksschullehrer, auch der Lehrer der ersten Mittelschulklassen wird an dem Büchlein einen guten und ergiebigen Behelf haben, aus dem man, obwohl es für die Heeresverhältnisse während des Krieges geschrieben war, auch für die zukünftige Wehrkrafterziehung, auf die wir weniger als je verzichten dürfen, vieles übernehmen kann.

Dr. E. Mehl.

Weltanschauung und Bildungsideal. G. F. Lipps. Teubner, Leipzig 1911.

Lipps hat schon in seinen „Untersuchungen über die Grundlagen der Mathematik" (Philosophische Studien von Wundt Bd. 9, 10, 11, 14) gefunden, daß gewisse, von ihm iterierbar genannte Bestimmungen des Denkens der Mathematik zugrundeliegen. In seinem Werke „Mythenbildung und Erkenntnis" 1907 hat er nun ausführlich gezeigt, daß auch beim Erfassen der Wirklichkeit der Vollzug der Bestimmungen des Denkens in Betracht kommt und gefunden, daß die Raumkörper mit gewissen die Art und Weise seiner Veränderung bestimmenden Parametern behaftet seien. Die Parameter der lebenden Körper seien nicht nur von den gegenwärtigen, sondern auch von den vergangenen Zuständen abhängig. Dieses objektive Aufleben bilde die Grundlage des Bewußtseins. Diese Ansichten bilden nun die Position des Verf.s, von welcher aus er „das Bildungsideal als Grundlage der Unterrichtslehre" erörtert.

Zu diesem Behufe zeigt er, daß das Bildungsideal immer als Ausfluß der gesamten die Zeit beherrschenden Welt- und Lebens-

anschauung anzusehen sei. Diese bestimme nicht nur das Ziel, das der Entwicklung des Menschen zu setzen ist, und weiter dann auch die Mittel, dieses Ziel zu erreichen, die Bildungsmittel. Weltanschauung, Bildungsideal und Bildungsmittel unserer Zeit müssen erörtert sein, wenn man an die viel erörterten Fragen der Erziehung und des Unterrichtes herantrete. Da aber die moderne Weltanschauung sich als eine Weiterführung der antiken und der christlichen mittelalterlichen Weltanschauung darstellt, sieht sich der Verf. veranlaßt, das antike, besonders durch Plato vertretene Bildungsideal und das christlich-mittelalterliche Bildungsideal, das besonders in dem Gottesstaat des heiligen Augustin zu Tage tritt, einer historischen Würdigung zu unterziehen, um von dieser Grundlage aus die Bestimmung der modernen Weltanschauung und des Bildungsideals unserer Zeit zu gewinnen.

So weist er zunächst nach, wie bei den „großen Erziehern“ Fichte, Pestalozzi, Rousseau, Schiller, Goethe, Locke, Herbart, Spencer von der verschiedenen Weltanschauung auch das Bildungsideal sich abhängig zeige. Nach Fichte ist der innerste Kern des Menschen ein ursprünglicher Trieb, der von sich nach Entfaltung strebt. Aus ihm reift als Ideal der Bildung klares Erkennen und reines Wollen. Auch Pestalozzi legt die Veredlung des Menschen in die Hand des Menschen selbst, der die Gesetze seiner eigenen Natur erkennen und ihnen folgen kann. Dazu kommt dann Rousseaus Hinweis auf die Erziehung der Natur; er will die natürliche Entwicklung auch für die Erziehung durch den Menschen als Ziel angesehen wissen. Nach Herder besteht das Bildungsideal darin, den Menschen zu humanisieren, d. i. den Unmenschen zum Menschen zu machen; als Lehrer für diese Humanität gelten ihm Griechen und Römer. Schiller findet den Weg zur Entwicklung des Menschen, zur Humanität in der ästhetischen Erziehung. Gelangt so der Mensch zum ästhetischen Verhalten, dann erfüllt ihn die Abhängigkeit von der Welt nicht mit Bangen, sondern mit Ehrfurcht, daher Goethe das Wesen aller Erziehung und Bildung in der Erziehung zur Ehrfurcht sieht.

Die Aufklärungszeit begnügte sich nicht mit der Erkenntnis der Einheit und Ursprünglichkeit des Geistes, sondern suchte die durch äußere Umstände sich vollziehende Entwicklung zu verstehen. Herbart machte gegen Fichte den Aufbau des Geistes aus Elementen, aus ihrer Verschmelzung oder Trennung geltend. Bei Spencer beruht wiederum, indem er sich scheinbar an Fichte, in der Tat an Herbart anschließt, die Entwicklung des Geistes auf eine Andersverteilung von Stoff und Bewegung. Die Annahme psychischer Elemente aber, wie sie bei Herbart und bei Spencer sich geltend macht, fordert die Anerkennung einer eigenen psychischen Kausalität, die wir nach Hume nicht fassen können. An Stelle der psychischen Kausalität ist daher Entwicklung vorauszusetzen. Wie vollzieht sich die Entwicklung des Geistes, das ist die Frage, auf welche die moderne Betrachtungsweise in einer den Zwiespalt zwischen der aufklärerischen und der idealistischen Betrachtungsweise überwindenden Darstellung zu antworten hat. Wie

das geschehen könne, läßt sich nur durch die Darlegung der Grundlagen für das Denken der modernen Zeit gewinnen, welche in dem antiken und dem christlich-mittelalterlichen Bildungsideal ihren Ausdruck findet. Deshalb erörtert der Verf. nun im 2. Abschnitt den Vernunftstaat Platos und im 3. Abschnitt den Gottesstaat des hl. Augustinus.

Nach den Darstellungen Platos über den Staat ist die Vernunft die den Staat begründende und erhaltende Macht. Drei Naturen, die sich im weisen Erkennen des Zieles, im mutvollen Ringen nach dem Ziele, und im besonnenen Festhalten an dem Ziele kundtun, denen die Tugenden der Weisheit, des Mutes und der Besonnenheit entsprechen, sind bei Plato im Staate verteilt auf die Regierenden, die Wächter und die Bürger, also getrennt, während sie doch im Staate wie im einzelnen Menschen zusammen bestehen. Diese Vernunft hat als notwendiges Korrelat die Begierde. Und wie das Wirken der Vernunft der Grundzug für die Ausgestaltung des Staates, so ist es auch der gemeinsame Grundzug für das Weltbild und dem entspricht auch das antike Bildungsideal.

Entsprechend dem gemeinsamen Grundzug des Weltbildes, dem Wirken der objektiv bestehenden Vernunft, ist das antike Bildungsideal in der Heranbildung zu vernunftgemäßem Handeln gelegen. Der Kern des Bildungsprozesses bildet nach der antiken Auffassung das Eingreifen der Verstandestätigkeit in das Getriebe der Gewöhnungen, worauf das bekannte Bild Platos von der unterirdischen Höhle und dem Austritt ans Licht der Sonne zielt. Zur Verwirklichung dieses Bildungsideals aber empfiehlt Plato den mathematisch-dialektischen Unterricht. Aber zur Vollendung kommt dieser Bildungsprozeß, wenn die herkömmliche Erziehungsweise, Gymnastik für den Körper, für die Seele Musik, zu der auch „die Rede" gehört, eine Umgestaltung erfährt, die von Plato näher erörtert wird. Da der Redner kenntnisreich sein muß, so muß er enzyklopädisches Wissen anstreben. Daraus geht dann das Quadrivium des Boethius und des Mittelalters hervor, Geographie, Arithmetik, Astronomie, Musik, und das Trivium Grammatik, Rhetorik, Dialektik. In der absterbenden antiken Philosophie tritt an die Stelle der kraftvoll wirkenden Vernunft die resignierte Einsicht in die Schwäche der eigenen Vernunft und die Annahme einer göttlichen Übervernunft.

An zweiter Stelle spricht der Verf. über den Gottesstaat des Augustinus. An die Stelle der wirkenden Vernunft tritt der Glaube, der kein Erkennen ist, sondern dieses bedingt. In ihm äußert sich ein kraftbegabtes Sein, das nichts anderes ist als der Wille, eine Gabe, die verliehen wird, ohne daß man es weiß. Auf ihn ist das Leben des Menschen und alles Naturgeschehen zurückzuführen.

Dieses Wirken des Willens nach Augustin und das Wirken der Vernunft nach der antiken Auffassung sind die Prämissen für die moderne Welt- und Lebensauffassung und ihr Bildungsideal. Augustin zeigt daher den Urgrund der Welt und die Ursache alles Geschehens

im ewigen unwandelbaren Willen Gottes und im wandelbaren ursprünglich vor dem Sündenfall guten, dann böse gewordenen Willen der Geschöpfe.

Augustin kann zwar nicht in dem Wissen der Vernunft den Antrieb zu den Handlungen suchen, wie die antike Auffassung es tut, aber er faßt den Willen doch so auf, daß das Vernunftwirken angeschlossen ist. So bleibt wohl bei ihm das Vernunftwirken der antiken Philosophie erhalten, aber da Augustin das Vernunftwirken als Ausfluß des Willens erscheinen läßt, geht er über die antike Auffassung hinaus. In der Auffassung der Gottheit tritt allerdings das Vernunftwirken der antiken Philosophie gegenüber der Grundkraft des Willens in den Vordergrund. Zum Bildungsideal und zu den Bildungsmitteln übergehend, findet der Verf. das Ziel der Bildung im Augustinischen Sinne im Glauben, der den Menschen zum Bürger des Gottesstaates macht; die Mittel, dieses Ziel zu erreichen, bietet aber die Offenbarung, aber auch die von der antiken Welt überlieferten Wissensgebiete (Trivium und Quadrivium), insofern sie sich in den Dienst der Offenbarung stellen. Wie Plato die herkömmliche musisch-gymnastische Erziehung reformiert, so beschränkt Augustin den Kreis des enzyklopädischen Wissens durch die Schranke des Glaubens.

Konnte die wirkende Vernunft nach der antiken Auffassung nicht als Grundkraft auf physischem und psychischem Gebiete angesehen werden, aber auch nicht nach dem mittelalterlichen Denken der Wille als Erzeuger und Träger der Vernunft hingenommen werden, so ist es das Ziel der modernen Zeit, bis zur Wurzel vorzudringen, aus der die willensstarke Vernunft und der vernunftbegabte Wille entspringen. Zu dieser neuen Zielsetzung schuf aber weder das Hervortreten des Individualismus noch das mit der Renaissance eintretende Aufleben der Antike noch die Reformation den Übergang. Auch Bacon von Verulam, selbst Kopernikus' Lehre und die Übereinstimmung mit ihr, auch nicht Giordano Bruno bedeuten die Vorbereitung zur modernen Zeit.

Die moderne Zeit mußte über die Schranke des Glaubens hinausgehen und in der unbelebten Natur ein Geschehen erkennen, das nicht aus dem Wirken einer willensstarken Vernunft oder eines vernunftbegabten Willens hervorgeht. Deshalb ist es Kepler, der zuerst zwischen unbelebten Körpern und der diese beseelenden Lebenskräfte unterschied. Mit ihm hebt eine neue Auffassung des Naturgeschehens an.

In der unbelebten Natur ersetzt die Masse, die beharrt und im Stoß und Druck wirksam ist, die Betätigung einer Vernunft oder Willenskraft. Ob nun diese oder ob andere Zustände (elektrische, magnetische) zugrunde gelegt werden, immer sind es Zustände, die nicht aus sich geändert werden. So wird von der modernen Wissenschaft alles Geschehen auf die Bestimmung von Größen zurückgeführt.

Was nun den Gegensatz zu diesem Mechanismus des Naturgeschehens betrifft, so erkennt Descartes zunächst die unteilbare Einheit des Geistes im Gegensatz zur unbegrenzten Teilbarkeit der Raum-

körper an. Gegenüber der Unbegreiflichkeit der Wechselwirkung zwischen den beiden Substanzen Descartes läßt Spinoza die Wirklichkeit ebenso in den Inbegriff der voneinander abhängigen körperlichen Zustände wie im Inbegriff der zugehörigen geistigen Erscheinungen bestehen. Der Vielheit räumlicher Teilzustände des Körpers entsprechen nach ihm elementare Bewußtseinszustände, die durch kausale Beziehungen wie der Körper verknüpft werden. Dieser Bewegungsmechanismus genügt Leibniz nicht zur Begründung eines geistigen Seins. Die Monaden wirken nach einem in ihnen liegenden Prinzip, in ihnen ist Vorstellen mit dem Streben, von einer Vorstellung zur anderen überzugehen, verbunden. Doch mit dieser Natur der Monaden stimmt nicht die Tatsache, daß die Zustandsänderung der Körper nur vom Zusammenbestehen der Körper herrührt und bei Beschränkung auf einen einzelnen Körper ausbleibt.

Und wie bei den Körpern so muß auch der subjektive Zustand des Bewußtseins, mit dem der menschliche Körper behaftet ist, auf dem Zusammenbestehen des Körpers und seiner Zustandsänderungen beruhen, ohne selbst ein teilbares Ganzes zu sein.

Am Beginn der modernen Zeit ist der Glaube an die Masse charakteristisch. Die Masse erfüllt den Raum; das Beharren und die gleichförmige Bewegung wie auch die Änderung des Zustandes tritt an die Stelle der Vernunft und Willenskraft in der unbelebten Natur. Tatsächlich ist aber die Masse eine Bestimmung des Denkens, daher entspricht es der modernen Denkweise, die Zustandsänderungen aus der in unserem Denken sich vollziehenden Verknüpfung der Zustände der Köperwelt abzuleiten. Das Bewußtsein ist untrennbare Einheit, dessen Charakter schon in der Wahrnehmung auftritt, in der nie etwas für sich allein, sondern von ihm unterschieden und doch mit ihm verknüpft erscheint. Sein Zustand ist das Erfassen des einen im anderen. Das aber involviert die Inhärenz des Vergangenen im Gegenwärtigen, welches die Beschaffenheit des ganzen geistigen Lebens bedingt.

Das mechanische Geschehen in der unbelebten Natur wird begreiflich durch Zustandsänderungen, durch Einführung der Massenwerte. Diese führen aber niemals zur Inhärenz des Vergangenen im Gegenwärtigen. Als Grundlage des Lebens kann nur die Inhärenz des Vergangenen im Gegenwärtigen angesehen werden, die über den Mechanismus des Naturgeschehens hinausgeht.

Da das vorhandene Leben aber auf dem Wirksambleiben des Vergangenen im Gegenwärtigen beruht, ist das Ziel aller Bildung die Entwicklung des geistigen Lebens. Es verwebt sich dabei das lebendige Sein mit den vergangenen Erlebnissen. Daher die Stufen der Mythenbildung beim naiven Menschen, welche zum Intellektualismus führt, durch den der Mensch über das naive Verhalten hinaus zu einer kritisch-wissenschaftlichen Weltanschauung gelangt. So dringt der Mensch bis zur Wurzel des bewußten geistigen Lebens im unbewußten Geschehen der Natur, der Wurzel, die in der Inhärenz des Vergangenen im Gegenwärtigen zu erkennen ist.

Da nun Aufgabe des wissenschaftlichen Unterrichtes es nach der Ansicht des Verf.s ist, die Betätigung des geistigen Lebens planmäßig herbeizuführen, diese subjektive Betätigung aber von der objektiv zu Tage tretenden Äußerung zu unterscheiden sei, so sei nicht wie bisher auf der Sprache, die eben das geistige Leben nur in objektiv hervortretender Gestalt erscheinen läßt, sondern auf der Mathematik, der von der objektiv vorliegenden Ausgestaltung unabhängigen Betätigung des geistigen Lebens, deren Form das Erfassen des einen im anderen ist, zu basieren.

Wie nun drei Momente, nämlich die Besonderung des einen und des anderen, Verknüpfung des einen mit dem anderen, das Zusammenbestehen des einen mit dem anderen, nur an Objekten klar hervortreten können, deren Bedeutung eben in diesen Momenten besteht, zeigt er an den Anzahlen und den Rechnungsarten und kommt zu derselben Forderung wie F. Klein in seinem Werke „Über eine zeitgemäße Umgestaltung des mathematischen Unterrichtes an den höheren Schulen, Th. 1. S. 15, „daß nämlich der Funktionsbegriff in den Mittelpunkt des theoretisch-mathematischen Unterrichtes zu rücken sei“. Dieser Funktionsbegriff ermögliche das Verständnis der modernen Naturauffassung. Das Geschehen in der belebten Natur erfordere aber den Begriff der „mathematischen Wahrscheinlichkeit“, weil da die Inhärenz des Vergangenen im Gegenwärtigen in Betracht komme. Jetzt erst werde die Sprache als Betätigung des bewußten geistigen Lebens verständlich.

So geistreich auch diese Erwägungen sind, so scheinen sie Ref. doch allzu einseitig den Standpunkt des Naturforschers vorzukehren und nicht recht klar zu machen, wie diese Grundsätze praktisch verwertet werden können, da ja doch zugegeben werden muß, daß zum Erkennen dieser in der Mathematik zur Darstellung kommenden Betätigungen des Geistes die Sprache notwendig ist, und doch daher ihre Regeln, wenn auch nur gedächtnismäßig erkannt sein müssen.

Wien. Gustav Spengler.

Der Jungschütze. Ein militärisches Handbuch für den Schießunterricht. Von Hauptmann Oskar Jóry. Mit 29 Figuren, 7 Skizzen und 24 Tafeln. 108 S. Kl. 8°. Preis geb. 3 K 80 h, bei 10 Exemplaren 3 K 50 h. Verlag L. W. Seidel & Sohn, Wien 1915.

Ebenso wie die vor kurzem im gleichen Verlage erschienenen vortrefflichen „Geländeübungen“ hat der Verf. auch den vorliegenden Behelf für den „Waffen- und Schießunterricht“ dem „Normalbeschäftigungsplane der Jugendorganisationen“, in dem die militärische Erziehung vorgesehen ist, angepaßt. Die Anordnung des Lehrstoffes ist derart getroffen, daß der Anfänger nach Erlangung der Kenntnisse über Waffen und Munition auf die Übungen mit dem Gewehre übergeht; hierauf folgt der theoretische, dann der praktische Schießunterricht nach dem in der militärischen Schießbelehrung geregelten Vorgange.

So behandelt der Verf. in eingehender Weise: Waffen und Munition, modernes Schießpulver, Behandlung der Waffen und Munition, Anstände beim Schießen infolge von Fehlern und Beschädigungen an der Waffe und der Patrone, Bestimmungen des Exerzierreglements, Übungen mit dem Gewehre, elementaren Schießunterricht, den Schießplatz, den Zieler, das Kapselschießen, wofür er außer mehreren Konstruktionstafeln ein Verzeichnis der Bezugsquellen beigibt, endlich das Schießen gegen Luftfahrzeuge.

In knappster Form einen reichen Stoff zusammenfassend und mit mustergültigem Anschauungsmaterial zur Erläuterung des Textes ausgestattet, ist das Buch ohne Zweifel in hohem Grade geeignet, die Ausbildung zum tüchtigen Jungschützen zu fördern.

Wien. A. Stitz.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Des Anania von Schirak Arithmetische Aufgaben.

Übersetzt von P. Sahak Kokian, Mechitharist.

Anania von Schirak nimmt als Astronom, Arithmetiker und Chronograph eine hervorragende Stelle in der armenischen Literaturgeschichte des 7. Jahrhunderts ein. Er hat den Unterricht des Tychikos, des in seinen Schriften vielgenannten „Lehrers", zu Trapezunt genossen. Vgl. seine Selbstbiographie, übersetzt von F. C. Conybeare: *Ananias of Shirak* (A. D. 600—650 c.), Byz. Z. VII (1897) S. 572—584. Unter seinen Schriften sind die 24 arithmetischen Aufgaben sehr beachtenswert, nicht nur als solche, sondern auch vom Standpunkte der armenischen Geschichte und Geographie des 6.—7. Jahrhunderts, da sie manche Züge enthalten, die sonst nirgends vorkommen.

Diese Schrift fehlt in Patkanians Ausgabe aller Werke von Anania (St. Petersburg, 1877, S. 75), obgleich vor Jahren schon die Aufgaben 1—6 in der Zeitschrift „Bazmavep" (Venedig, 1853, S. 48. 144. 335; 1854, S. 160. 256; 1855, S. 304 [= **V**]), und alle 24 in „Sion" (Jerusalem, 1866, S. 78. 94. 108 f. 157 f. 174 f. [= **S**]) herausgegeben waren. Galust Ter-Mkrttschean hat, leider ohne VS zu kennen, die kritische Ausgabe auf Grund von zwei Handschriften besorgt in der Zeitschrift „Ararat" 1896, 143—156. 199—208. Ich zitiere den Separatabdruck, Vagharschapat, 1896, S. 10—29. Die Aufgaben 1, 8, 20, 21, welche der Geschichte Armeniens entnommen sind, hat auch L. Alischan in „Haiapatum" (= **H**), Venedig, 1901, S. 531—33, aufgenommen.

Von den Philologen, welche das geschichtliche und geographische Material verwertet haben, führe ich an: L. Alischan in „Schirak", Venedig, 1881, S. 2 ff., die Aufgaben 8, 10, 21; in „Airarat", Venedig, 1890, S. 138, Aufgabe 20; Gr. Chalatheanz in seinem Werke „Das armenische Epos", Moskau, 1896, S. 223 ff., die Aufgaben 7, 9, 10, 21; N. Akinian, in der Zeitschrift „Handes Amsorya" Bd. 27 (1913) S. 78, Nr. 18, Aufgabe 8. Wertvoll sind die Bemerkungen Ter-Mkrttscheans zu den einzelnen Aufgaben S. 13—19.

Außer den Handschriften von Edschmiatzin (Nr. 596 [= **A**], 267 [= **B**]) bei Ter-Mkrttschean (S. 11—13), finden sich zwei andere in der Bibliothek der Wiener Mechitharisten (vgl. Dashian, Katalog, Nr. 30 [= **C**]. 130 [= **D**]; bei diesem fehlen die drei ersten Aufgaben mit der Aufschrift).

In ACVS trägt das Werk die Aufschrift: „Über die Vollendung der Arithmetik und über die Arten der Frage"; diese Bezeichnung paßt aber nicht zum jetzigen Inhalt, der wirklich einen theoretischen, verloren

gegangenen Teil voraussetzt. H liest: „Unterhaltende Rätsel". Diesen Titel führen auch sechs andere, „Zur Unterhaltung bei der Tafel" bestimmte und meines Wissens noch nicht herausgegebene Rätsel in C. Es ist wohl mit Ter-Mkrttschean die Aufschrift von B vorzuziehen: „Frage und Auflösung".

AVC lassen auf die Aufschrift eine dem Porphyrios (Venedig, 1833. S. 227) entliehene (Ter-Mkrttschean, S. 11) Einleitung folgen, die den Leser vom vorauszusetzenden theoretischen Teil in den praktischen überleiten soll. Ursprünglicher scheinen SB, die gleich mit der ersten Aufgabe beginnen.

Textkritische Bemerkungen scheinen mir für die deutsche Übersetzung überflüssig.

Die Maß- und Gewichtsbezeichnungen, die größtenteils dem Persischen entlehnt sind, behalte ich bei; zum Verständnis derselben verweise ich auf die Schrift von Anania selbst: „Über die Maße und Gewichte", Ausg. Patkanian, S. 27—31; ausführlich besprochen von Pascal Aucher, Erklärung der Maße und Gewichte der Alten, Venedig 1821, S. 207, und von V. Vazquez Queipo, *Essai sur les systèmes métriques et monétaires des anciens peuples I*, Paris 1859, p. 196—200. Anania erwähnt nicht in seiner Schrift zwei Wörter, die er in der Aufgabe 18 anwendet: Apaghare und Messur. Bei dem ersten handelt es sich jedenfalls um ein großes Wassergefäß, wie es das persische *āp* nahelegt; im zweiten erblicke ich eher das syrische *mīsrīn = scutella ampla* als das arabische *masīr = boyau, intestin*.

Aufgabe 1, 8 beziehen sich auf den Krieg, der 572 mit der Ermordung des Marzban Suren beginnt. Die Auflösungen 19, 22 sind interessant, da wir hier in der armenischen Literatur zum ersten Male auf Bruchzeichen treffen. Ter-Mkrttschean hat dieselben scharfsinnig und selbständig erklärt (S. 17—19). Der griechisch gebildete Anania hat sich aber tatsächlich der griechischen Bezeichnungsweise bedient. Die einfachen Brüche sind durch darübergesetzte Halbkreise ausgedrückt und die komplizierten erscheinen als eine Summe einfacher Brüche. Vgl. V. Gardthausen, Griechische Paläographie[2], II (1913) 373—374. Die Auflösungen von Ter-Mkrttschean habe ich beibehalten, weil Anania armenische Buchstaben gebraucht.

Des Anania Vardapet Schirakuni Frage und Auflösung.

1. Frage. So hörte ich von meinem Vater, daß zur Zeit der Kriege der Armenier mit den Persern gar tapfere Taten von Zawrak Kamsarakan vollbracht wurden: Er habe im Monate dreimal das Heer der Perser angegriffen; zum erstenmal schlug er die Hälfte des Heeres; und verfolgend schlug er zum zweitenmal den vierten Teil des Heeres; und zum drittenmal den elften. Und die übrigen flüchteten sich nach Nachčavan in der Zahl von 280. Nun müssen wir aus den übrig (= am Leben) gebliebenen schließen, wieviel sie vor dem Gemetzel waren.

Auflösung der 1. Frage. Vor dem Gemetzel waren sie 1760 Reiter.

2. Frage. Ein Mann von meinen Verwandten, zum Felddienst in Bahl eingerückt, fand königliche Perlen. Auf seiner Heimfahrt in Gandzak angekommen, verkaufte er die Hälfte der Perlen, das Stück zu 50 Dram. Und in Nachčavan angekommen, verkaufte er den vierten Teil der Perlen, das Stück zu 70 Dram. Und in Duin angelangt, verkaufte er den zwölften Teil der Perlen, das Stück zu 50 Dram. Und bis er zu uns nach Schirak kam, hatte er 24 Stück Perlen übrig. Nun schließe aus den übrigen, wie viel Perlen das Ganze war und wie viel Dram der Preis der Perlen.

Auflösung der 2. Frage. Perlen sind 144 Stück gewesen und der Preis der Perlen 6720 Dram.

3. Frage. So hörte ich von meinem Lehrer, daß Diebe in das Triklinium des Marcianus eindrangen und die Hälfte und das Viertel des Schatzes stahlen; und die Schatzmeister fanden eintretend 421 Kendinar und 3000 und 1000 Dahekan. Nun schließe aus den übriggebliebenen, wie viel das Ganze des Schatzes war.

Auflösung der 3. Frage. Der Schatz ist 1686 Kendinar gewesen.

4. Frage. Von dem Einkommen des Klerus der Hagia Sophia bekommen die Diakonen den fünften Teil, und den zehnten Teil die Presbyter, und 240 Litr bekommen die Bischöfe und 2000 Litr der übrige Klerus. Nun schließe, wie viel Litr im Ganzen das Einkommen ausmacht.

Auflösung der 4. Frage. Das Einkommen des Klerus macht 3200 Litr aus.

5. Frage. Der Sold der Offiziere wird so ausgeteilt: der vierte Teil den *patnavor* (Notabeln), der achte Teil den *aragkh* (Großen) und 150 Kendinar den übrigen Reitern. Nun berechne, wie viel Kendinar im Ganzen.

Auflösung der 5. Frage. Der Sold der Offiziere macht 240 Kendinar aus.

6. Frage. Kopfsalat hatte ich in meinem Garten und ein Grieche ging zum Vergnügen hinein und aß 5 Stück und den 15. Teil des Kopfsalats. Und als ich die Gefräßigkeit des Mannes erkannte, wies ich ihn hinaus und hineingehend zählte ich sie, und fand 110 Köpfe. Nun berechne, wie viel Köpfe Kopfsalat im Ganzen gewesen sind und wie viel Köpfe der Grieche gegessen hat.

Auflösung der 6. Frage. Es waren 150 Köpfe Kopfsalat.

7. Frage. Ich war in Marmet, in der Residenz der Kamsarakank', und ans Ufer des Flusses gehend, den man Achurean nennt, erblickte ich eine Menge Fische und ließ ein Netz auswerfen. Und man zog die Hälfte und den 4. und den 7. Teil der Menge heraus. Und was aus dem Netze glitt, fiel auf die Fangreuse; und hintretend fand ich 45. Nun berechne daraus, wie viel Fische im Ganzen gewesen sind.

Auflösung der 7. Frage. Im Ganzen sind es 320 Fische gewesen.

8. Frage. Zur Zeit des Aufstandes der Armenier gegen die Perser und als Zawrak Kamsarakan den Suren tötete, schickte einer der armenischen *azatkh* (Freiherrn) einen Boten an den König der Perser ab, ihm die betrübende Nachricht zu überbringen, und er ging täglich 50 Meilen. Nach 15 Tagen erfuhr es Zawrak Kamsarakan und schickte Verfolger hinter ihn her, um ihn gefangen zu nehmen, die täglich 80 Meilen gingen. Nun berechne, in wie viel Tagen holten sie ihn ein.

Auflösung der 8. Frage. Sie holten ihn in 25 Tagen ein.

9. Frage. Die Kamsarakank' waren auf der Jagd in Gen, und man hatte viel Wild gefangen; man ließ auch mir einen Eber als Jagdanteil bringen. Da er dem Aussehen nach ungeheuer war, wog ich ihn, und die Eingeweide waren der 4. Teil des ganzen Gewichts, und der Kopf der 10. Teil, die Füße 20, die Zähne 90, der Rumpf 212 Litr. Nun sage, wie viel Litr im Ganzen der Eber hatte.

Auflösung der 9. Frage. Der Eber hatte 360 Litr.

10. Frage. Man fing eine Sepia zu Marmet im Flusse Eraskh, und ich wog sie und der Kopf war der 4. Teil des ganzen Gewichts, und der Schwanz 6, und der Körper 140 Litr. Nun berechne, wie viel Litr sie im Ganzen wog.

Auflösung der 10. Frage. Die Sepia wog 240 Litr.

11. Frage. Ein Kaufmann zog durch drei Städte und man verzollte seine Sachen in der ersten und nahm die Hälfte und das Dritteil davon ab. Und in der zweiten Stadt zählte man, was er hatte, und man nahm die Hälfte und das Dritteil weg; und in der dritten Stadt zählte man wieder, und man nahm wieder die Hälfte und das Dritteil. Und als er nach Hause kam, waren 11 Dahekan übrig. Nun berechne, wie viel Dahekan er im Ganzen hatte.

Auflösung der 11. Frage. Der Kaufmann hatte 2376 Dahekan.

12. Frage. Ein Boot wollte ich bauen und ich hatte drei kleine Dram, und mehr hatte ich nicht, und ich sprach zu meinen Verwandten: „Gebt mir ein jeder etwas, damit ich mein Boot baue". Einer gab den 3. Teil des Gewichtes, ein anderer den 4. und einer den 6. und ein anderer den 7. und einer den 28. Ich nahm sie und baute mein Boot. Nun berechne, wie viel Dram im Ganzen das Boot hatte.

Auflösung der 12. Frage. Das Boot hatte 42 Dram.

13. Frage. Einer von meinen Schülern holte schöne Äpfel aus Char und kam, sie mir anzubieten. Da begegneten ihm drei Gruppen, die vom Spiel zurückkehrten, und nahmen ihm welche ab, die erste Gruppe die Hälfte und den 4. Teil der Äpfel, ebenso die zweite die Hälfte und den 4. Teil, ebenso die dritte. Und die übrigen fünf Äpfel brachte er mir. Nun sage, wie viel sie im Ganzen gewesen sind.

Auflösung der 13. Frage. Es waren 320 Äpfel gewesen.

14. Frage. In einem Fasse war Wein, aus Rosen bereitet; und es waren drei töpferne Krüge. Und ich befahl, den Wein in diese zu gießen; der eine Krug faßte den 3. und der andere den 6. und der dritte den 14. Teil, den Rest brachte man in andere Fässer, und es waren 54 Phas. Nun berechne, wie viel das Ganze gewesen war.

Auflösung der 14. Frage. Der Wein war 126 Phas.

15. Frage. Ich hatte ein edles Pferd, und ich verkaufte es, und mit dem 4. Teil des Preises kaufte ich Kühe und mit dem 7. Teil Ziegen und mit dem 10. Teil Ochsen und ich nahm Schafe um 318 Dahekan. Nun berechne, wie viel Dahekan im Ganzen es sind.

Auflösung der 15. Frage. Das Pferd hat 616 Dahekan gekostet.

16. Frage. Ich baute eine Kirche, ich dingte einen Maurer, der täglich 218 Steine vermauerte, und nach 39 Tagen der Arbeit dingte ich noch einen andern Maurer, und er vermauerte täglich 218 Steine. Und als dieser jenen (in seiner Leistung) einholte, war die Kirche vollendet. Nun wisse, in wie viel Tagen er ihn einholte.

Auflösung der 16. Frage. Der Maurer holte ihn in 70 Tagen ein.

17. Frage. Ein Schiff fuhr voll von Weizen, und als ein Walfisch das Schiff verfolgte, fürchteten sich die Schiffsleute und warfen ihm die Hälfte des Weizens vor. Und am zweiten Tage warfen sie den 5. Teil des Weizens; am dritten den 8. und am vierten den 7. Dann langten sie im Hafen an, und es blieben 7200 Kaith übrig. Nun wisse, wie viel derselbe im Ganzen gewesen war.

Auflösung der 17. Frage. Der Weizen im Schiffe war 24.000 Kaith.

18. Frage. Ich hatte ein Apaghare, ich zerschlug es und verfertigte andere Geräte; den 3. Teil machte ich zu einem Messur und den 4. Teil zu einem andern Messur, und den 5. Teil machte ich zu zwei Bechern, und den 6. zu zwei Schüsseln, und aus 210 Dram machte ich einen Teller. Nun wisse, wie viel im Ganzen das Apaghare gewesen war.

Auflösung der 18. Frage. Das Apaghare war 4200 gewesen.

19. Frage. Ein Mann trat in drei Kirchen und bat Gott das erstemal: Gib mir so viel, wie viel ich habe, und ich gebe dir 25 Dahekan. Ebenso gab er das zweitemal 25; ebenso das drittemal. Und ihm blieb nichts übrig. Nun wisse, wie viel er früher hatte.

Auflösung der 19. Frage. Es waren $21\,{}^{7}/_{8}$ Dahekan.

20. Frage. Nerseh Kamsarakan, Herr von Schirak und Arscharunik', hatte eine Falle am Fuße des Berges, den man Artin nennt, gelegt. Und in einer Nacht gingen viele Wildeselscharen hinein. Und da die Jäger unfähig (= ungenügend an Zahl) waren, liefen sie ins Dorf Thalin und erzählten es ihm. Er selbst kam samt seinen Brüdern und den *azat* (Freiherrn), und hingehend erschlugen sie das Wild. In der Falle wurde die Hälfte des Wildes gefangen, und durch Pfeile wurde der 4. Teil getötet, und das Jungwild wurde lebendig gefangen, es bildete den 12. Teil, und durch Lanzen wurden 360 (Stück vom) Wild getötet. Nun wisse, wie viel sie im Ganzen gewesen waren.

Auflösung der 20. Frage. Es waren im Ganzen 2160 Stück Wild.

21. Frage. Nerseh Kamsarakan, Sohn des Arschavir, gleichnamig diesem Nerseh und sein Großvater, als er durch Krieg die Bahghlidshkh besiegte, machte ungeheuer viele Gefangene. An der königlichen Pforte angekommen, bietet er dem Könige der Perser die Hälfte der Gefangenen an. Und die Hälfte zählend, schenkt er auch dem Sohne des Königs den 7. Teil. Und sich von ihnen verabschiedend, kehrt er in sein Land zurück. Und im Hause des Darikpet angekommen, wird er von ihm sehr geehrt, nicht wie ein Nacharar, sondern wie einer von Königen. Und dieser gibt ihm den 8. Teil der Gefangenen. Und kommend zum Spaiapet, den man Choravaran nennt, und noch mehr von ihm geehrt, gibt er ihm den 14. Teil der Gefangenen. Und noch weiter kommend, erreicht er sein Land, und sein junger Bruder Hrahat kommt ihm entgegen, und er gibt ihm den 13. Teil der Gefangenen. Und noch vorrückend, kommen die *azatkh* (Freiherrn) der Armenier ihm entgegen, und er gibt ihnen den 9. Teil der Gefangenen. Und ankommend in Vagharschapat, gibt er den heiligen Kirchen den 16. Teil der Gefangenen. Und als sein älterer Bruder Sahak kommt, gibt er ihm den 20. Teil der Gefangenen. Und ihm blieben 570 Personen übrig. Nun wisse, wie viel sie im Ganzen gewesen waren.

Auflösung der 21. Frage. Im Ganzen waren die Gefangenen 2240.

22. Frage. Pharao, König der Ägypter, feierte seinen Geburtstag, und er pflegte an jenem Tage den 10 Nacharar je nach den zehnfachen Würden (= nach den zehn Rangklassen) 100 Fässer mit Weihrauch bereiteten Weines zu geben. Nun verteile das auf die zehnfache Würde.

Auflösung der 22. Frage. *a*) $1 + {}^1/_2 + {}^1/_5 + {}^1/_{10} + {}^1/_{55}$ $(= 1\,{}^9/_{11})$; *b*) $3 + {}^1/_2 + {}^1/_{10} + {}^1/_{40} + {}^1/_{88}$ $(= 3\,{}^7/_{11})$; *c*) $5 + {}^1/_3 + {}^1/_{15} + {}^1/_{44} + {}^1/_{60} + {}^1/_{66}$ $(= 5\,{}^5/_{11})$; *d*) $7 + {}^1/_5 + {}^1/_{20} + {}^1/_{44}$ $(= 7\,{}^3/_{11})$; *e*) $9 + {}^1/_{11}$ $(= 9\,{}^1/_{11})$; *f*) $10 + {}^1/_2 + {}^1/_5 + {}^1/_{10} + {}^1/_{22} + {}^1/_{30} + {}^1/_{33}$ $(= 10\,{}^{10}/_{11})$; *g*) $12 + {}^1/_2 + {}^1/_{10} + {}^1/_{22} + {}^1/_{30} + {}^1/_{33} + {}^1/_{55}$ $(= 12\,{}^8/_{11})$; *h*) $14 + {}^1/_3 + {}^1/_{10} + {}^1/_{15} + {}^1/_{22}$ $(= 14\,{}^6/_{11})$; *i*) $16 + {}^1/_5 + {}^1/_{10} + {}^1/_{22} + {}^1/_{55}$ $(= 16\,{}^4/_{11})$; *j*) $18\,{}^1/_{12} + {}^1/_{22} + {}^1/_{33} + {}^1/_{44}$ $(= 18\,{}^2/_{11}) = 100$.

23. Frage. Ich hatte eine Scheuer, in der 200 Kaith Gerste waren. Mäuse schlichen hinein und fraßen alle Gerste auf. Ich fing eine Maus und strafte sie. Sie gestand ein und sagte: Es kamen auf mich 80 Körner. Nun wisse, wie viel Körner im Ganzen in der Scheuer waren und wie viel Mäuse, welche sie auffraßen.

Auflösung der 23. Frage. In der Scheuer waren 82.944.000 Körner, und die die Gerste auffressenden Mäuse sind 1,036.800 gewesen.

24. Frage. In der Stadt Athen waren drei gleichmäßige Brunnen, und drei Wasserleitungen floßen in die Brunnen. Die eine Leitung füllte, da sie reichhaltig war, die Brunnen in einer Stunde; die zweite, minder reichhaltig als diese, füllte sie in zwei Stunden; die dritte, noch weniger reichhaltig, in drei Stunden. Nun sage, wenn die Leitungen sich miteinander verbinden, im wievielten Teil der Stunde sie die Brunnen füllen.

Auflösung der 24. Frage. Die verbundenen Leitungen füllen die Brunnen im 4. + 6. + 16. + 18. Teil einer Stunde.

Aristoteles, Der Staat der Athener. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Hude. Zweite Auflage. Leipzig 1916, B. G. Teubner. 85 S. Preis geh. 1 M. 60 Pf., geb. 2 M.

Ein Vierteljahrhundert ist seit dem Erscheinen der ersten, nur den historischen Teil der Aristotelischen Schrift umfassenden Auflage von Hudes erklärender Ausgabe verstrichen. Was in dieser Zeit bloß für die Textgestaltung der Ἀθην. πολ. geleistet worden ist, lehrt schon ein flüchtiger Vergleich der Kapitel 65—67 in der ersten Ausgabe von Kaibel-Wilamowitz (1891) und in der vorliegenden, deren Text — er bietet nunmehr die Schrift vollständig — im wesentlichen auf der abschließenden Ausgabe von Kenyon (1903) fußt. Es liest sich alles glatt, nur in der zweiten Hälfte von Kap. 67 und zu Anfang von 68 sind noch nicht ergänzte Lücken stehen geblieben. Ein knapper kritischer Anhang verzeichnet bloß die Abweichungen von der Teubnerschen Textausgabe.

Im ersten Teil (K. 1—41) sind in Text und Anmerkungen gegenüber der ersten Auflage geringe Änderungen vorgenommen worden, unter denen die Verdeutschung entbehrlicher Fremdwörter anerkennend hervorgehoben sein mag. In der Einleitung vermißt man den kurzen Abschnitt über die Textgeschichte, während man auf die Erörterungen über den Stil als Kriterium der Echtheit gern verzichten wird. Hudes Ausgabe will ja, wie das Vorwort erklärt, den Lesestoff der oberen Gymnasialklassen bereichern und ihr bleibt das Verdienst, die erste erklärende Schulausgabe der Ἀ. π. gewesen zu sein. Dieser Bestimmung nun — ich denke hauptsächlich an Privatlektüre der Schüler — scheint mir der Herausgeber an mehreren Stellen durch ein Zuwenig an sprachlichen und sachlichen Erklärungen nicht ganz gerecht zu werden; so wäre zu I (ἐξεβλήθησαν) Thuk. I 126, 12 τούς τε ζῶντας ἑλκύσαντες καὶ τῶν τεθνεώτων τὰ ὀστᾶ ἀνελόντες ἐξέβαλον erklärend anzumerken, XXIV 3 hinzuzufügen, daß die Zahl 19750 durch Mitzählung eines Postens zu stande kam, der sich aus der Multiplikation von 20 (Schiffen) × 200 (Mann) ergab, XXXII 1 der Monat Θαργηλιών durch den modernen Monatsnamen zeitlich zu bestimmen, LVI 2 bei Erklärung der Antidosis auch die Einrichtung des Vermögenstausches zu erwähnen, III 1 χρείας καταλαμβανούσης, VIII 5 θέσθαι τὰ ὅπλα, XI 1 δέκα ἐτῶν (binnen), XVII 2 ἐνδέχεται, XXII 7 ἐπὶ τούτοις, XXV 2 ἀγῶνας ἐπιφέρων, XXXIX 4 ἀπογραφήν zu erklären.

Mehrmals wünscht man statt oder außer Übersetzung einzelner Ausdrücke, die der Herausgeber vielfach mit Geschick und Geschmack zu finden weiß, ausführliche Sacherklärung, wie z. B. in den Kap. 63 und 64; zu Kap. 25 wäre ein Hinweis auf Aischylos' Eumeniden angebracht. Auch in den Fehler eines Zuviel verfällt Hude manchmal, z. B. III 3 (νεωστί), XVI 6 (ἀγνοῶν sc. αὐτόν), XVIII 2 (μαλακόν), LV 3 (τῶν δήμων). Schließlich sei eine sachliche Ungenauigkeit berichtigt: XLIX 3 ist die Inschrift der panathenäischen Preisamphoren unrichtig angegeben; sie lautete τῶν Ἀθήνηθεν ἄθλων (s. Mon. d. Inst. X 47 ff.).

Wien. Dr. Franz Hornstein.

Johann Eichholz und Josef Fritsche, Heimat und Muttersprache. Deutsches Sprachbuch für österreichische Volksschulen. A. Ausgabe in fünf Teilen. 3. Heft, 1914; 4. Heft, 1915. B. Ausgabe in drei Teilen für zwei- und vierklassige Volksschulen. 1. Heft. 1915. Wien, Tempsky.

Dieses Sprachbuch weicht angenehm von der herkömmlichen Trockenheit ab, die man ehedem für untrennbar mit dem grammatischen Betrieb verwachsen hielt. In munterer, im Inhalt vom Alltag ausgehender, in der Form auf die heimischen Mundarten Rücksicht nehmender Weise werden die Kinder angeleitet, ihre Umgebung so bunt und farbig als möglich zu sehen, tunlichst fern vom grauen Aktenstil. Dabei wird ihnen unvermerkt und ohne Pedanterie das notwendige Maß von Sprachlehre und Rechtschreibung beigebracht. In der Stoffwahl kommt räumlich die Heimat, zeitlich zunächst die Gegenwart zu vollem Recht; ein Abschnitt über das Auto und einer über den Weltkrieg sind ganz am Platze. Recht nützlich sind die schematischen Aufrisse eines Briefkastens, eines Wohnzimmers, des Schulhauses und seiner Umgebung, die nicht nur zu ähnlichen Zeichnungen, sondern — noch besser — zum Nachbilden aus Holz, Pappe und Sand einladen, sowie die hübschen primitiven Zeichenvorlagen, die nicht nur von den Kindern leicht nachgeahmt werden können, sondern auch zu stilistischen Übungen Stoff bieten. Zu Einwendungen geben die frischen, bei sehr bescheidenem Preis tadellos ausgestatteten Bändchen, in denen man mit angenehmer Verwunderung auch Autoren wie Arno Holz und Ilse Frapan begegnet, wenig Anlaß. „So ein Bad" würde ich nicht lehren; auch weiß ich nicht, was die kleinen Schüler der zweiten Volksschulklasse von der Erkenntnis haben sollen, daß es (im Deutschen) keine einsilbigen Mädchennamen gibt, und was das sonderbare Wörterverzeichnis am Ende des dritten Heftes bezweckt, in dem die Wörter in ihre einzelnen Buchstaben zerlegt werden.

In den Dörfern und Landstädtchen Deutschböhmens, für die die Büchlein vorzugsweise geschrieben sind, ist ihnen weiteste Verbreitung zu wünschen; sie werden dem Lehrer die schwierige Aufgabe, den grammatischen Unterricht vor Langeweile zu bewahren, entschieden erleichtern.

Triest. Alfred Nathansky.

Wilhelm Paszkowski, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Berlin 1915. Weidmann. Sechste Auflage. Geb. 4 M.

Das Buch hat in einem Dutzend von Jahren sechs Auflagen erlebt und das beweist zur Genüge, daß es eine Lücke glücklich ausgefüllt hat. Viele Ausländer — denn für solche ist es bestimmt — haben also aus seinen Blättern Deutschland kennen, schätzen und vielleicht lieben gelernt, viele „Feinde" werden, bis die Flut von Haß und Verleumdung verrauscht ist, hier wieder den Zugang zu den reinen Quellen des Deutschtums suchen. Für diese Zwecke ist das Buch mit außerordentlichem Geschick und Feinsinn zusammengestellt, die Aufsätze über Land und Volk, die Bildungsstätten, Sprache und Literatur, Geschichte und Philosophie, die deutschen Wissenschaften und die deutschen Menschen stammen von den berufensten Schilderern. Wahre Sachkenntnis und die daraus fließende Liebe merkt man auf jeder Seite und das wirkt auf den Landfremden besser als phrasenhafte Lobeserhebungen. Im einzelnen würde man natürlich selbst vielleicht hie und da anders wählen, z. B. kommt Österreich sehr zu kurz, aber

dem Herausgeber muß zugebilligt werden, daß er sich nie von klingenden Namen, sondern immer von der Sache hat leiten lassen. Zu knapp bedacht ist jedenfalls der letzte Abschnitt: Briefe. Maria Theresia, Lessing, die Romantiker mit Bettina und der geistvolle Vermittler zwischen französischer und deutscher Art Villers („Briefe eines Unbekannten“, Insel-Verlag) seien u. a. zur Erwägung empfohlen. Der letzten Auflage sind englische und französische Sacherklärungen in einem besonderen Heft beigegeben, wodurch jedenfalls das Buch an praktischer Brauchbarkeit sehr gewonnen hat.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Das Tal der Geächteten. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der letzten Zeit der Stuarts. Von Gerhard Hennes. Mit vier Bildern von F. Müller-Münster. Köln, Verlag von J. P. Bachem. 142 S. Preis geb. 3 M.

Diese aus der unruhigen Zeit des 17. Jahrhunderts der englischen Geschichte entnommene Erzählung, „zu der ein Sittengemälde des R. D. Blackmore die Anregung gegeben hat“, dürfte bei der Jugend großen Anklang finden. Auf der einen Seite Räuberleben mit seinen Gewalttaten, mit all seiner Romantik und Tragik, auf der andern Seite erquickende Idylle, zärtliche Liebe, sittliche Kraft. Auch Aufbau, Charakterisierung, Sprache zeugen von dem Talente des Verf.s. Die mehrfachen Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten wird die lesende Jugend kaum als solche empfinden.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

La France Moderne. Histoire, Géographie, Littérature avec lectures complémentaires choisies dans les meilleurs écrivains français: Notes, Vocabulaire, Table alphabétique, 43 Illustrations et 2 Cartes par Henri Bornecque et Benno Röttgers. Brunswick et Berlin, George Westermann, Libraire Editeur 1913.

In der Reform des französischen Sprachunterrichtes ist noch lange nicht das letzte Wort gesprochen worden. Immer wieder tauchen neue Vorschläge und Methoden und damit auch neue Lehrbücher auf. So erscheint es uns heute als eine selbstverständliche Forderung, den Französischunterricht durch Kenntnisse von Land und Leuten Frankreichs zu vertiefen. Wo schöpfen wir aber diese Kenntnisse besser als bei den heimischen Schriftstellern, in deren Werken sich französische Eigenart am vollkommensten verdichtet? Diese Werke in sachlicher Hinsicht auf dem Gebiete der Geschichte, der Geographie und Literaturgeschichte zu ergänzen und zugleich als Nachschlagebuch zu dienen, ist der Zweck vorliegenden Buches. So finden wir hier eine zusammenfassende Übersicht über die Geschichte Frankreichs, mit besonderer Berücksichtigung des 19. Jahrh., eine kurzgefaßte Heimatkunde mit Paris als dem Herzen des Landes im Mittelpunkte, durch zahlreiche kunstvoll ausgeführte Bilder illustriert und durch kulturgeschichtliche Skizzen in Prosa und Versen aus der Feder hervorragender Schriftsteller belebt, und schließlich einen literaturgeschichtlichen Abriß mit trefflichen Analysen der Meisterwerke französischen Schrifttums. Abgesehen von dem reichhaltigen *Vocabulaire* und den sorgfältig ausgearbeiteten *Notes* macht besonders die *Table alphabétique* das Buch zweckdienlich und zum Nachschlagen geeignet. Dadurch vermag es ein Schülern wie Lehrern willkommenes Handbuch zu werden.

Linz. Dr. Rudolf Klemt.

Campagne de 1815. Morceaux choisis et annotés par Dr. H. Gassner, k. Konrektor. Preis 1 M. 20 Pf. = 1 K 40 h. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) 89 S. Wien und Leipzig 1914.

Der Herausgeber hat es verstanden, aus den für die Geschichte des Jahres 1815 vorzüglich in Betracht kommenden Schriftstellern: Thiers, V. Hugo, Charrus, Quinet, Houssaye die geeigneten Stellen auszuwählen, so daß die Geschichte des ganzen Zeitabschnittes in fesselnden Bildern vor den Augen des Lesers vorüberzieht. Beginnend mit Henry Houssaye: *La 1re Restauration* und M. A. Thiers: *Retour d'Elbe*, lesen wir mit wachsendem Interesse die prächtigen Abschnitte aus Quinet: *Ouverture de la Campagne*, Wellington und die Schilderung der Schlacht von Ligny. Den Höhepunkt der Sammlung bildet die poetische Schilderung der Schlacht von Waterloo durch Victor Hugo, den Schluß wieder V. Hugo: *L'Expiation II.* (Waterloo) und *L'Expiation III.* (Sainte Hélène).

Der *Commentaire* enthält die notwendigsten Angaben über die Schriftsteller und Erklärungen in Französisch zu schwierigeren Stellen. Ein Wörterbuch, wenn es nicht schon erschienen sein sollte, wäre erwünscht.

Das Büchlein dürfte sich für obersten zwei Klassen vorzüglich eignen.

Wiener-Neustadt. Dr. H. Scheiblberger.

Les Grands Educateurs. Fénelon et l'Education attrayante. Par Gabriel Compayré, membre de l'Institut, inspecteur général de l'instruction publique. Paris. (S. a.) Librairie Paul Delaplane. 48, rue Monsieur-le-Prince. 12⁰. 105 S. Preis 90 Centimes.

Fénelon als Lehrer und Erzieher, sowohl von der theoretischen wie praktischen Seite betrachtet, das ist der Inhalt dieses kleinen, aber interessanten und elegant geschriebenen Werkchens. Von der *Éducation des filles* ausgehend, legt der Verf. Fénelons System der *éducation attrayante* dar, deren Grundsätze *éviter l'ennui, exciter l'intérêt de l'enfant, se faire aimer* in der Praxis bei der Erziehung und dem Unterricht des Duc de Bourgogne angewendet wurden. In durchaus objektiver Weise werden dann die Licht- und Schattenseiten dieses Systems aufgezeigt und auch ein vollständig abgerundetes Gesamtbild der Persönlichkeit und der literarischen Tätigkeit des Schriftstellers entworfen. Die Lektüre dieses Büchleins wird Freunden der französischen Literatur und der Pädagogik einen vollen Genuß verschaffen.

Marburg a. d. Drau. Dr. F. Wawra.

Wiener Beiträge zur englischen Philologie. Band XXXII. **Winthrop Mackworth Praed.** Sein Leben und seine Werke. Von Mathilde Kraupa. Wien und Leipzig 1910. 124 S. Preis 4 K 80 h.

— — Band XXXVII. **Bryan Waller Procter (Barry Cornwall)** von Franz Becker. Ebenda, 1911. 126 S. Preis 5 K 40 h. Mit einem Bilde Procters.

Zwei Dichter werden uns in diesen vortrefflichen Studien vorgeführt, die nichts Großes geleistet haben, denen dichterische Begabung, wie Becker mit Recht von seinem Autor sagt, als ein liebenswürdiges Geschenk der Natur zugefallen war und die auch die liebe-

volle Arbeit, die in den vorliegenden Büchern für sie aufgewendet wurde, nicht der Vergessenheit entreißen wird. Aber wenn sie auch nicht zur *literature of power* zählen, ist uns doch die Darstellung ihres Lebens und Schaffens aus einem anderen Grunde dankenswert: Die allgemeine literarische Entwicklung, das geistige, künstlerische, soziale und politische Leben Englands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird allerorten in den beiden Untersuchungen aufgehellt und, weil die beiden Dichter auch in ihrer Zeit nur dem besten Durchschnitt angehören, wird uns diese Epoche deutlicher als aus den Lebensbeschreibungen Byrons, Scotts oder Tennysons.

Praed, der den *vers de société,* jene glatte, leichte, spielerische Dichtungsart, die, ohne ganz in konventionellen Fesseln zu liegen, doch in England eine ähnliche Stellung innehat wie im Mittelalter die höfische Lyrik, pflegt, gehört zu den ausgezeichnetsten Vertretern dieser Gattung (*Society verses of Praedian make* lautet noch heute — z. B. *Ward, Marriage of William Ashe* — das Urteil über solche Verse). Und wenn auch seine politische Lyrik aus den Jahren 1823—1839 dieselbe elegante, gefällige Form trägt und so Wucht und tiefere Wirkung vermissen läßt, was M. Kraupa ausführlicher bespricht, so ist sie auch heute noch beachtenswert und in England mit Recht neu herausgegeben worden.

Procter hingegen war der „Allerweltsfreund" und stand mit allen englischen Größen seiner Zeit in freundschaftlichem Verkehr; einzelne seiner Gedichte sind zu Volksliedern geworden, andere hat Freiligrath der Übersetzung für würdig gehalten und noch mehr als seine Dichtkunst gewinnt uns seine Persönlichkeit, die eines ruhigen, abgeklärten Menschen, dem die Poesie Erholung in freier Zeit ist, der aber nicht in ein Traumland flüchtet, sondern auch für das soziale Elend seiner Zeit ergreifende Worte zu finden weiß. Durch reichliche Proben von Gedichten, Stellen aus Briefen und Tagebüchern und zeitgenössischen Urteilen werden uns die beiden Dichtergestalten lebendig; in Beckers Arbeit hätte ich hie und da gerne eine etwas geschicktere Einteilung gesehen.

Aus dem Felde 1917. Fritz Karpf.

Dr. Stephan von Smal-Stockyj, Ruthenische Grammatik. Berlin-Leipzig 1913 (Göschen). 139 S. 16°. Geb. 90 Pf.

Derselbe, Ruthenisch-deutsches Gesprächsbuch. Berlin-Leipzig 1914 (Göschen). 170 S. Geb. 90 Pf.

Die Ruthenen, der zweitgrößte Zweig des slawischen Stammes, entbehrten bisnun eine auch den weiteren Schichten der europäischen Gelehrten zugängliche Grammatik ihrer Sprache. Der Grund hievon war nicht etwa der Mangel an ruthenischen wissenschaftlichen Kräften, die einer solchen Arbeit gewachsen wären, sondern die unerquicklichen politischen Zustände, in denen die Ruthenen lange Zeit lebten und die es mit sich brachten, daß das Ruthenenvolk lange geknechtet, des Adels, der höheren Gesellschaftskreise und in Rußland sogar der Freiheit der Sprache beraubt, endlich nach jahrhundertelangem Schlafe zum neuen Leben erwacht, sich in erster Reihe der inneren Stärkung widmen und an der Volksaufklärung und der Schöpfung und Ausgestaltung eigener Literatur arbeiten mußte. Infolgedessen war die ruthenische Sprache und Literatur bis in die neueste Zeit nicht nur den Völkern Westeuropas, sondern sogar den Gelehrten entweder unbekannt oder im besten Falle für eine bloße Mundart des Russischen gehalten und als solche vernachlässigt. Deshalb muß man dem Verf. der oben angeführten Lehrbücher, dem verdienten Professor der ruthenischen Sprache und Literatur an der Universität in Czernowitz, Dank wissen dafür, daß er

sich der Mühe unterzogen hat, einerseits die weiteren Gelehrtenkreise mit den Ergebnissen seiner wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der ruthenischen Sprache vertraut zu machen, indem er im Verein mit Prof. Theodor Gartner eine „Grammatik der ruthenischen (ukrainischen) Sprache“ (Wien 1913) verfaßte, anderseits auch den gebildeten Deutschen die Möglichkeit zu bieten, sich auf leichte Weise die ruthenische Sprache anzueignen. Diesem rein praktischen Zwecke dienen die obzitierten Lehrbücher sehr wirksam. Von großer Bedeutung ist insbesondere das Gesprächsbuch, das die Aufgabe hat, den Fremden diejenigen Wörter, Redensarten und Fügungen einzuprägen, die zum Sprechen und zum Verstehen des Ruthenischen am notwendigsten sind. Den Bedürfnissen des alltäglichen Sprachgebrauches wird die weiteste Rechnung getragen. Auch die Betonung, die bei der Erlernung der ruthenischen Sprache die größten Schwierigkeiten bereitet, ist vorsorglich in allen zwei- und mehrsilbigen Wörtern angegeben.

Die beiden Lehrbücher verdienen große Beachtung seitens der gebildeten Deutschen.

Stanislau. Dr. J. Demiańczuk.

Aus Österreichs Vergangenheit. Quellenbücher zur österreichischen Geschichte. Nr. 4: Die Ansiedlung der Deutschen in den Karpathenländern. Von Univ.-Prof. Dr. Raimund Kaindl, Graz; Nr. 5: Aus den Tagen der Hussitenkämpfe. König Siegmund im Kampf um Prag. Von Prof. Adolf Kutschera. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Prag, Annahof. Preis des Bändchens 1 K 40 h.

Das begrüßenswerte Unternehmen, das in einer Reihe von kleinen Schriften der Mittelschule brauchbares Quellenmaterial für den Unterricht aus der Vaterlandskunde bieten will, erfährt in dem vorliegenden Bändchen eine willkommene Bereicherung. Nr. 4, von dem rühmlichst bekannten Geschichtschreiber des Karpathendeutschtums, Prof. Kaindl, gibt in 36 Quellenstücken eine gute Darstellung bemerkenswerter Tatsachen der Geschichte des Deutschtums in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, Polen, in der Bukowina vom 9. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Sehr erfreulich ist es, daß das letzte Stück die Schüler über Zweck und Bedeutung der vom Verf. ins Leben gerufenen Tagungen der Karpathendeutschen belehrt. Nach der formellen Seite möchte ich bemerken, daß ich es für vorteilhafter gehalten hätte, in den älteren Urkunden (wie es übrigens auch die Belehrung für die Mitarbeiter des Unternehmens fordert) den Text in sinngetreuen und möglichst dem Wortlaute angenäherten Übersetzungen in modernes Deutsch zu geben, da sich aus sprachlichen Schwierigkeiten die Benutzbarkeit dieses Teiles des Büchleins in sehr engen Grenzen halten wird. — Was Nr. 5 anbelangt, scheint mir hier ein allzu enges Gebiet ausgesondert zu sein. Es wäre ersprießlicher gewesen, den ganzen Hussitenkrieg in einzelnen Stücken zu beleuchten, als sich auf eine Episode daraus zu beschränken. Gerade die Darstellung der Taten und des Verhaltens der radikalsten Flügel des Hussitentums vermißt man in einem für deutsche Schüler bestimmten Quellenbuche schmerzlich, denn hier hätte sich besonders lehrreiches Material ergeben. Im übrigen ist die Auswahl sorgfältig und geschickt.

R. F. Kaindl, Polen. Zweite Auflage. Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“, Nr. 547. B. G. Teubner, Leipzig. Preis 1 M. 50 Pf.

Erst kürzlich wurde die erste Auflage dieses schönen Buches an dieser Stelle besprochen. Daß es sobald nötig war, eine neue Auf-

lage zu veranstalten, ist der beste Beleg für die Richtigkeit des dort Gesagten, auf das hier hingewiesen sei. Die Verbesserungen betreffen nur kleine Einzelheiten, erhöhen den Wert des Buches aber immerhin in erfreulicher Weise. Möge auch diese Auflage bald einer weiteren Platz machen. Die lebhafte Teilnahme, die unsere Zeit der Polenfrage entgegenbringt, wird dem Werke sicherlich auch fernerhin zustatten kommen.

R. Schwemer, Die Reaktion und die neue Ära. Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. Preis 1 M. 25 Pf.

Die bekannte Teubnersche Sammlung, die immer mehr nicht nur an Umfang, sondern auch an Bedeutung gewinnt und sich ebenbürtig der etwas älteren Göschenschen Sammlung zur Seite stellt, beschert uns in der vorliegenden zweiten Auflage des oben genannten Werkchens eine willkommene Gabe. Schwemer hat unter Benützung der besten modernen Quellenwerke, deren einige am Ende des Buches erwähnt werden, eine sehr flott und klar geschriebene und mit großer Unparteilichkeit verfaßte Geschichte der treibenden politischen Kräfte der Entwicklung Deutschlands um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegeben. Namentlich die Kunst der Charakterisierung einzelner Hauptpersonen und der Nachweis der inneren Zusammenhänge dürfen sehr hoch gewertet werden und machen das kleine Werk insbesondere auch für den Schulgebrauch tauglich. Einzelne Teile eignen sich bei entsprechend taktvoller Auswahl besonders zum Vorlesen auf der Oberstufe.

Wien. B. Imendörffer.

Dr. H. Fischer, Europas Staatenbild im Wandel der letzten vier Jahrhunderte und die Kriegslage Anfang 1916. In neun Kärtchen. Text von H. Schönebaum. Berlin, Dietrich Reimer. Preis 60 Pf.

Eine Gelegenheitsarbeit, die der breiten Öffentlichkeit bringt, was jeder historische Schulatlas enthält, sofern man die letzten Kärtchen ausnimmt. Zur Darstellung gelangt das Kartenbild Europas in den Jahren 1556, 1648, 1786, 1812, 1815, 1866, 1880, 1914 und die „Kriegslage Anfang 1916". — Auszusetzen ist, daß auf der Karte von 1556 Norwegen mit einer besonderen Farbe gekennzeichnet erscheint. 1648 ist Livland, das bereits 1629 an Schweden gekommen war, noch als polnisches Gebiet bezeichnet. Ein „Kaiserreich Österreich" gab es 1786 nicht. Die Trennung des Herzogtums Savoyen vom Königreiche Sardinien ist in diesem Jahre ungerechtfertigt. Die Bezeichnung „Herzogtum" Lucca im Jahre 1786 eilt der Zeit voraus. Das Königreich Neapel war 1786 nicht von Sizilien getrennt. Auf der Karte von 1812 sind Schweden und Norwegen gleich gefärbt. Daß Europa seit 1795 „die Macht Napoleons gefühlt" hat, entspricht nicht ganz den Tatsachen.

Wien. J. Müllner.

F. A. Westrick, Fünfstellige Logarithmen. Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung, Münster i. W. 1913. 8°. 125 S. Vierte Auflage.

Das Buch beginnt auf sechs Seiten mit Bemerkungen über Einrichtung und Gebrauch der Tafeln; dieser Teil hätte schließlich auch weggelassen werden können.

Es folgt auf 19 Seiten Tafel I mit den Mantissen der Logarithmen der Zahlen von 1—10.000; gezeigt wird dann, wie man Briggssche Logarithmen aus den natürlichen und umgekehrt berechnet. Tafel II enthält auf zwei Seiten die siebenstelligen Logarithmen der Zahlen von 10.000 bis 11.009. Hier drängen sich natürlicherweise Ziffern, besonders in den P. P., dicht zusammen, was für die Augen nicht ganz angenehm ist. Im Anschlusse findet auf einer Seite eine Berechnung von weiteren siebenstelligen Logarithmen statt. Mit Tafel III gewinnt man auf 90 Seiten die Logarithmen der trigonometrischen Funktionen für jedes Hundertstel der Grade von 0 bis 90°. Es schließt sich auf einer Seite eine Hilfstabelle zur Berechnung der Logarithmen der Sinusse und Tangenten kleiner Winkel an, wobei die bekannten Größen S und T ihre Verwendung finden. Auf der nächsten Seite treten die Werte der trigonometrischen Funktionen für die ganzen Grade auf; die weitere Seite zeigt einige häufig vorkommende Zahlen. Mit der Verwandlung der Dezimalteile des Grades in Minuten und Sekunden und umgekehrt schließt das Buch ab.

Für unsere hiesigen Schulen ist das Interesse an diesem Buche derzeit sehr gering, da wir die Grade noch immer in Minuten und Sekunden teilen und nicht in Hundertstel des Grades. Sonst aber wird das Buch von seinen früheren Anhängern wohl weiter verlangt werden.

Prag-Smichov. Johann Arbes.

Riesen und Zwerge im Zahlenreich. Plaudereien für kleine und große Freunde der Rechenkunst. Von Dr. W. Lietzmann, Direktor der Oberrealschule in Jena. 25. Bändchen der von Lietzmann und Witting herausgegebenen mathematischen Bibliothek. 56 S., 18 Fig. Preis geh. 80 Pf. Teubner, 1916.

Das alte Problem, wie man sehr große Zahlen darstellen kann, das bekanntlich den Archimedes zu seiner „Sandrechnung" veranlaßt hat, wird hier in angenehmem Plauderton, in anregender und allgemein verständlicher Weise behandelt und insbesondere wird aller jener Hilfsmittel gedacht, deren man sich bedient, um sehr große und auch sehr kleine Zahlen dem Anschauungsvermögen näher zu bringen. Es gelangen aber noch manche andere interessante Dinge zur Sprache, so z. B. die Hilfsmittel beim Zählen (Zählwerke), einiges über Zahlensysteme, Primzahlen und sog. vollkommene Zahlen; es wird der K. Lasswitzschen „Universalbibliothek" gedacht, es wird ferner von kinematographischen Aufnahmen und von molekularen Größen gesprochen. — Um auch den Ton zu charakterisieren, in dem das Büchlein gehalten ist, möge noch hinzugefügt werden, daß von dem um den Äquator gezogenen Strick die Rede ist, von der Anzahl der Menschen, die gleich viel Haare auf dem Kopfe haben, von dem auf Zinseszins angelegten Pfennig und noch von manchen andern Dingen, die so recht dazu geeignet sind, dem Leser eine angenehme und doch belehrende Unterhaltung zu bieten; es kann daher dieses Büchlein, gleich den meisten seiner Genossen in der hübschen mathematischen Bibliothek, unserer Mittelschuljugend aufs beste empfohlen werden.

Wien. Prof. Wolletz.

Grundzüge der Physiographie. II. Morphologie zum Gebrauche beim Studium und auf Exkursionen. Von W. M. Davis und G. Braun. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1915, B. G. Teubner.

Die aufbauenden und zerstörenden Naturkräfte haben die Erdrinde mit einem unermeßlich reichen Formenschatz geschmückt. In

diesem Buche wird versucht, die Fülle dieser Erscheinungen nach bestimmten Gesichtspunkten zu beschreiben, in ein System einzuordnen und ihre Entstehung zu erläutern. Die moderne Morphologie verwendet eine erdrückende Fülle von Fachausdrücken zum Aufbaue ihrer wissenschaftlichen Terminologie. Ob dieses Streben, alles zu klassifizieren, für alles Namen zu erfinden, auch für das Selbstverständliche, einen wirklichen Fortschritt der Wissenschaft bedeutet, möge dem Urteile Berufenerer überlassen bleiben. Die Sprache ist wenigstens stets klar und gefällig. Wertvoll sind die umfassenden Literaturnachweise. Interessant sind die zahlreichen „Blockdiagramme“, welche das erstrebte Verständnis der morphologischen Typen zu fördern bestimmt sind. Auch diese zweite Auflage des Werkes wird in Fachkreisen Beachtung finden.

Wien. Dr. Franz Noë.

M. Kraß und H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie. Für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen und andere höhere Lehranstalten. Achte Auflage. Vier Farbentafeln. 301 eingedruckte Abbildungen. Verlag Herder, Freiburg i. Br. XVI und 386 S. 8°. Geb. 4 M. 60 Pf.

Die Auswahl des Stoffes ist wohl — mit Ausnahme der Coelenterata — eine reichhaltige, aber mehr Biologie! — Die Abbildungen stehen nicht auf der Höhe der Zeit. Da bieten die Lehrbücher von Smalian, Schmeil und die der österreichischen Autoren viel mehr. Schlecht sind die Bilder: Kröte, Steinbutt, Schnabeltier, Schnurassel, grüne Hydra, Blutegel (was bedeuten die aus dem Tiere rinnenden Bluttropfen?), Anatomie der Muschel, Seeigel und Seestern (man sieht ja keine Saugfüßchen!). Vielen Bildern fehlt das Milieu. — Der Abschnitt: Gestalt und Gewebslehre der Tierwelt enthält auch die des Menschen; leider ist die betreffende Darstellung von dem Kapitel, das den Menschen behandelt, räumlich weit getrennt.

Wien. Fr. Matouschek.

Über das Zustandekommen von Mitempfindungen. Dr. Ferdinand Winkler. (Aus dem philos. Institute der Universität Wien.) Breitenstein, Leipzig-Wien 1915.

Die unter dem Namen der *audition colorée* bekannte interessante Erscheinung, daß beim Hören von Tönen Farbenempfindungen auftreten, ist einer der Fälle von Mitempfindung. Die physiologische Erklärung ihres Zustandekommens gibt der Verf. gleich in den ersten Zeilen seiner Monographie mit den Worten: „Wir sprechen von Mitempfindungen, wenn neben dem Neuron, das in der Peripherie den Reiz erlebt hat, noch ein zweites oder drittes Neuron in Aktion tritt, das keine periphere Reizung erfahren hat.“

Die Frage nach den Ursachen dieser Erscheinung ist der Gegenstand seiner Untersuchung, aus deren Ergebnis sich als Nebenertrag ihm ein Beitrag zur psychologischen Erklärung der Schlaf- und Wachträume herausstellt. Der Verf. unterzieht die schon zu einem nicht unbedeutenden Umfang gediehene diesbezügliche Literatur einer kritischen Musterung und gelangt durch eine Stellungnahme zu Bleulers[1]) kortikaler Empfindungstheorie und Adolf Stöhrs[2]) sensorieller Empfindungs-

---

[1]) Bleuler und Lehmann, Zwangsweise Lichtempfindungen durch Schall und verwandte Erscheinungen, Leipzig 1881.

[2]) Gehirn und Vorstellungsreiz, Vortrag in der philos. Gesellschaft, Wien, Mai 1911.

theorie zu einer an letztere sich anschließenden Erklärung der vorliegenden Erscheinung. Nach Stöhrs Lokalisationstheorie ist einem jeden Rindenneuron eine bestimmte Stelle der Peripherie, von wo der Reiz direkt kommt und wohin er auch direkt rückläufig werden kann, zugeordnet. Weiter erfolgt nach der sensoriellen Theorie die Empfindung an der Peripherie, während durch das zugeordnete Rindenneuron nur ein unempfundener Bewegungsreiz hindurchgeht, indes die kortikale Theorie an der Peripherie Bewegungsreize, im Rindenneuron Empfindungsreize bewirken läßt. So erkläre sich nun z. B. die farbige Mitempfindung in folgender Weise: Infolge von Luftstößen werden in den Gehörszellen Bewegungsreize ausgelöst und gelangen auf den zugehörigen Reizleitungsbahnen in das zugeordnete Hirnrindenneuron. Die Rindenneurone, welche die Reizleitung von den Gehörzellen aufnehmen, geben rückläufig diesen Reiz nach der optischen, aber auch nach der vasomotorischen, der motorischen oder einer anderen sensoriellen Seite ab. Schlaf- und Wachträume sind Mitempfindungen im weiteren Sinne, da sie auch auf der Rückläufigkeit unempfundener Bewegungsreize beruhen. Wir nehmen unempfundene Bewegungsreize im Schlafe durch das Ohr oder die Haut auf und diese setzen sich in Empfindungsreize, besonders in visuelle Reize um. „Wir träumen," wie der Verf. abschließend sagt (S. 25), „mit zwei Sinnesorganen, mit einem, das den Bewegungsreiz zuführt und mit einem anderen, das den Bewegungsreiz in Empfindungsreiz verwandelt. Und so empfinden auch die Personen mit *audition colorée* mit zwei Sinnesorganen, mit dem Ohre, welches den Bewegungsreiz aufnimmt, und mit dem Auge, welches den Bewegungsreiz in Empfindungsreiz umsetzt."

Diese hiemit kurz wiedergegebenen Hauptergebnisse der fleißigen und anregenden Untersuchungen können die Zustimmung nur derjenigen finden, welche von der sensoriellen Empfindungstheorie Stöhrs überzeugt sind. Ob aber die von dieser gegebene Unterscheidung zwischen empfindbaren peripherischen Reizen und unempfindbaren Bewegungsreizen und ihre Zuordnung zu den Empfindungen den Tatbestand richtig trifft, mag die ihr gegenüberstehende Erwägung zu beurteilen helfen, daß doch die physischen Vorgänge an der Peripherie und in den Zentren in gleicher Weise als Teilursachen des aus ihnen resultierenden psychischen Vorganges der Empfindung zu gelten haben.

Wien. Gustav Spengler.

Programmschau.

J. Eschler, Die Syrische Expedition im Jahre 1840 und Österreichs Beteiligung daran. Jahresbericht der n. ö. Landes-Oberrealschule und der mit ihr verbundenen höheren Gewerbeschule in Wiener-Neustadt. 1915. 83 S.

Diese verdienstvolle, auf den Aktenbeständen des k. und k. Haus- Hof- und Staatsarchivs und den der k. und k. Marinesektion in Wien beruhende Studie behandelt ein dankenswertes, aber von unseren Geschichtschreibern stark vernachlässigtes Thema, das selbst in den etwas breiter angelegten Geschichtswerken meist nur nebenher berührt wird. Das Emporkommen Mehemed Alis, dessen Beziehungen zu der Türkei und die Maßnahmen der Großmächte (mit Ausnahme Frankreichs) zu gunsten der Pforte werden quellenmäßig dargelegt und vor allem die hervorragende Tätigkeit Erzherzog Friedrichs und seine Haltung bei der Erstürmung von Saida hervorgehoben. „Der jugendliche Erzherzog, Erbe des Ruhmes seines erhabenen Vaters, hatte sich als der Tapferste der Tapferen hohen Ruhmes würdig gezeigt. Sein Monarch verlieh ihm

am 25. Oktober das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens, das ihm insofern gebührte, als der Entschluß, sich an der Erstürmung Saidas zu beteiligen, eine ganz selbständige Handlung war." Auch was über die Verdienste der übrigen Österreicher im allgemeinen gesagt wird, verdient besonders herausgehoben zu werden. Daß die Erfolge des ganzen Unternehmens den gehegten Erwartungen nicht entsprachen, hat kein geringerer als Moltke in seiner Abhandlung: Militärisch-politische Lage des osmanischen Reiches (Ges. Schriften II, 302) betont.

Graz. J. Loserth.

Professor Dr. Andreas Rebhann, Beiträge zur Heimatkunde Böhmens. (Fortsetzungen.) LX. und LXI. Jahresbericht des k. k. Obergymnasiums in Leitmeritz, 1913/14 und 1914/15.

Auch die vorliegenden Fortsetzungen der Rebhannschen Programmarbeit gleichen Titels aus dem Jahre 1912/13, die an dieser Stelle lobende Besprechung fand, bringt wirklich brauchbares Material zur genaueren Kenntnis eines Teiles Böhmens und bietet viele wertvolle Einzelheiten, an denen künftig der Bearbeiter dieser Gebiete nicht vorübergehen können. Der II. Teil behandelt das „Nordböhmische Flachland" und davon wieder „2. Die Vorstufe des herzynischen Massivs", das in dem letzten Jahresberichte seinen Abschluß findet. Da in beiden Programmen nur sehr wenig Raum zur Verfügung stand, mußte die Teilung, die an sich etwas störend wirkt, aus rein äußeren Gründen vorgenommen werden. Der Fortsetzung und dem Schlusse der schönen Arbeit sehen wir gern entgegen.

Wien. B. Imendörffer.

---

10. Jahresbericht der Schulanstalten der Frau Dr. phil. Eugenie Schwarzwald in Wien (Stadt): Mädchenlyzeum, Mädchen-Gymnasialkurse, Realgymnasium (Öffentlichkeitsrecht), Wissenschaftliche Fortbildungskurse und Koedukationsvorschule für Knaben und Mädchen (Öffentlichkeitsrecht). 128 S. Wien 1912, Selbstverlag, I. Kohlmarkt 6.

Ein recht lesenswerter Jahresbericht, der viel Anregendes enthält. Freilich wird sich nicht alles ohneweiters auf öffentliche Schulen übertragen lassen; eine Privatschule arbeitet eben unter besonderen Voraussetzungen. Die erste Hälfte des Heftes füllen sechs Abhandlungen, Ausschnitte aus dem Schulleben. Die Sammlung „Über Erziehung und Unterricht" enthält Aussprüche von Luther, Molière, Montaigne, Rousseau, Herder, Goethe, Fichte, Richter (J. Paul), Schleiermacher, Jahn, Zachariä, Schopenhauer, Buckle, Ruskin, Dühring; wohl gleichsam Leitsätze für den Schulbetrieb im Sinne der Frau Dr. Schwarzwald.

„Selma Lagerlöf in der Schule" von Dr. Schwarzwald zeigt an der Hand zahlreicher Sätze aus Schularbeiten, wie begierig und verständnisvoll die Schülerinnen vorgelesene Geschichten der nordischen Erzählerin aufgenommen hatten. Daß dabei manche philosophische und pädagogische Fragen von den Schülerinnen berührt werden, mag man sich gefallen lassen, solange die Äußerungen wirklich auf eigener Einsicht der Schülerinnen und nicht etwa auf Vorgesagtem beruhen. Eine Kinderaufführung des Stückes „Das böse Prinzeßchen" von Gabriele Reuter schildert Robert Scheu. In den „Musikalischen Gedanken eines Unmusikalischen" redet Dr. Hans Sperber den „freien Gesangsstunden" der Schule, an denen alle Schülerinnen teilnehmen,

gegenüber dem kunstmäßigen Gesange in den eigentlichen Gesangsstunden das Wort. „Zehn Jahre Schule“ von Dr. Schwarzwald und „Lustiger Grammatikunterricht“ von der Bürgerschullehrerin Kl. Reiß beschließen die Abhandlungen. Im „Lustigen Grammatikunterricht“ berichtet Reiß über ihre Art, mit Kindern die Anfangsgründe der Grammatik durchzunehmen. Was die Grammatik für das Kind schwer und „für gewöhnlich so außerordentlich unbeliebt“ macht, ist der Mangel an Anschaulichkeit, an Leben. Die Grammatik bringt nur „Totes — Abstraktes, Begriffe, Begriffe, immer wieder Begriffe. Für solches Studium sind die Kinder noch nicht reif, wie könnte man da Interesse von ihnen fordern?“ Reiß sucht daher diese Begriffe wieder möglichst ins Leben, und zwar in den Gesichtskreis der Kinder zurückzuversetzen und dies, um dem Kinde noch näher zu kommen, in lustiger Form. Wenn die Kinder „dann und wann, namentlich bei Neueinführung eines Begriffes, recht vom Herzen lachen müssen und das Gefühl haben, sich grenzenlos gut zu unterhalten, so hat das auch viel für sich. Es bringt den Gegenstand ihrem Herzen näher und es dauert gar nicht lange, so ist aus dem äußerlichen ein innerliches, auf wahres Verständnis gegründetes Interesse hervorgegangen.“ Einige Beispiele zeigen dies für die Begriffe „Person“, „Zahl“, „Biegung“ u. a.

Freilich muß hier an die oben erwähnte Einschränkung bezüglich öffentlicher Schulen erinnert werden. Nicht jeder Schulleiter oder Inspektor wird an einem „maßlosen Gelächter“, „stürmischer Heiterkeit“, „bei jedem Beispiel erneute Heiterkeit“ die Freude haben, die offenbar die Vorgesetzte des Frl. Reiß daran hat. Aber der Grundgedanke ist gewiß richtig. Als Ergänzung zu diesem Verfahren erweisen sich geschichtliche und vergleichende Hinweise beim Unterricht als außerordentlich anregend. Durch ein paar Worte über die Entstehung des Dehnungs-h, des ie (wobei die bayrische Mundart gute Dienste leistet), über das indogermanische Kasussystem und den Synkretismus des Kasus in den verschiedenen arischen Sprachen u. ä. gewinnen diese Dinge für den Schüler ganz neues Interesse. Und wer es einmal versucht hat, etwa das Wesen der Satzgliederung in Subjekt und Prädikat durch Vergleich mit solchen Sprachen klar zu machen, die sie nicht haben, wie das Chinesische oder Grönländische, der wird mir zustimmen, wenn ich sage, daß Grammatik für die Schüler zu einem der beliebtesten Gegenstände werden kann, besonders wenn später das Hauptgewicht auf den Wortschatz, die Ableitung aus den Wurzeln und die Wunder des Bedeutungswandels mit seinen zahlreichen kulturgeschichtlichen Ausblicken gelegt und so ein „wahres Verständnis“ unserer Sprache angebahnt wird. Der 2. Teil des Heftes enthält den allgemeinen Bericht (Chronik, Besucherzahlen, Unterstützungswesen, Jugendspiele, Schülerbibliothek) und die Berichte der einzelnen Anstalten.

Klosterneuburg. Dr. Erwin Mehl.

Druckfehler: S. 80, Z. 19 v. o. lies: Hume (1739).

Von der Schriftleitung am 30. Juni 1919 erledigt.

Jos. Feichtingers Erben, Linz F0 1:3122

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Römisch-germanische Kulturzusammenhänge [1]).

Die Grundlagen unserer modernen Kulturentwicklung sind nach allgemeiner Auffassung am Beginne des sogenannten Mittelalters gelegt worden, als nach dem Untergang des römischen Reiches und den Zerstörungen, welche die Sturmflut der sogenannten Völkerwanderungszeit in Mittel- und Westeuropa verursacht hatte, neue germanische Staaten begründet wurden.

Mit der Zertrümmerung der alten Welt ging auch die antike Hochkultur zu Grunde. Die Germanen, eben noch wilde, halbnomadische Barbaren, haben jenseits dieser großen Kulturcäsur von ganz primitiven Verhältnissen aus neue Grundlagen menschlichen Zusammenlebens aufgebaut. Sie übernahmen dabei zwar manches aus der Antike, indem die Kirche römische Kulturelemente ihnen vermittelte, aber der Neubau im ganzen war doch anders gerichtet, wesentlich germanisch, die großen Errungenschaften der antiken Kultur waren auf lange Zeit hinaus verloren.

Diese Auffassung vermochte sich um so mehr in unsere Vorstellungswelt einzunisten, als die seit dem 17. Jahrhunderte übliche Periodisierung des allgemeinen Geschichtsablaufes in drei Weltalter — Altertum, Mittelalter und Neuzeit — mit ihrer künstlichen Cäsur das Altertum von dem sogenannten Mittelalter als zwei grundsätzlich verschiedene Entwicklungsphasen ebenso voneinander trennte und auseinander hielt.

Natürlich! Die wissenschaftliche Forschung war sich stets bewußt, daß der ewig fortquellende Strom menschheitlicher Entwicklung keine solchen Grenzen und Abschnitte kennt. Aber

---

[1]) Die folgenden Ausführungen wurden vom Verf. zur Mommsen-Gedächtnisfeier am 28. November 1918 im „Eranos Vindobonensis“ vorgetragen. Sie sind ein Auszug einiger Hauptergebnisse aus seinem vor kurzem erschienenen Werke: „Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung“, 1. Teil. L. W. Seidel und Sohn, Wien 1918.

auch sie war, freilich aus ganz anderen Gründen, von jener Scheidung betroffen. Denn je größere Fortschritte in der methodischen Behandlung des Stoffes gemacht wurden, je reichere Erkenntnismittel besonders durch den Ausbau der sogenannten historischen Hilfswissenschaften erschlossen wurden, desto mehr trennten sich ja auch naturgemäß die Wege des Althistorikers von jenen des Mediävisten. Hatte jener die alten Sprachen, Archäologie und Epigraphik, dann griechisches und römisches Recht in den Kreis seiner Studien einzubeziehen, so mußte der Erforscher mittelalterlicher Zeiten auf ganz andere Sonderdisziplinen seine Aufmerksamkeit richten. Germanische Sprachen, Mittellatein, Paläographie und Diplomatik sowie das deutsche Recht sind Vorbedingungen seiner wissenschaftlichen Arbeit.

So kam es, daß auch im wissenschaftlichen Betriebe jene Scheidung von Altertum und Mittelalter Platz griff, indem die Vertreter beider Forschungsrichtungen derart durch die große Ausdehnung ihrer Hilfswissenschaften in Anspruch genommen wurden, daß sie nicht auch das andere, weitabführende Wissenschaftsgebiet gleichmäßig zu beherrschen vermochten. Sehr zum Nachteile unserer Erkenntnis selbst! Besonders die Übergangszeit vom Altertum zum Mittelalter hatte darunter zu leiden, da die Zusammenhänge zwischen beiden doch nur der einigermaßen richtig zu beurteilen vermag, der hüben und drüben Bescheid weiß. Am allermeisten aber war die Kulturgeschichte davon betroffen, da das, was für die politische Geschichte anging, eine staatliche Neubildung anzunehmen, ja nicht ohneweiters auch für sie zu gelten hat.

Zu den wenigen großzügigen Geistern, welche beide Forschungsgebiete lebendig verbanden, gehört eben der große deutsche Meister, dessen Andenken wir heute feiern. Theodor Mommsen, der geniale Erforscher der römischen Geschichte, hat mit vielen grundlegenden Untersuchungen die Brücke geschlagen, die ins sogenannte Mittelalter hinüberführt. Ich brauche sie hier nicht im einzelnen aufzuzählen. Vor allem ist der 5. Band seiner Römischen Geschichte die beste Grundlage für jeden, der daran geht, die Kulturentwicklung am Beginne des sogenannten Mittelalters zu erfassen. Ihre Wurzeln liegen ja in der vorausgehenden Zeit, vor der Begründung der neuen politischen Organisation in den germanischen Volksstaaten. Ihre Träger sind die Germanen, welche, als diese im 5. und 6. Jahrhunderte zustande kamen, seit langer, langer Zeit, mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung bereits, mit den Römern in vielfache Berührung getreten waren. Gerade dem Altmeister römischer Geschichte, unserem Theodor Mommsen, ist als auffallendste Erscheinung der Zeit von Cäsar bis Diokletian klar geworden, daß anstatt der Romanisierung der Germanen gewissermaßen eine Germanisierung der Romanen begegne. „Die letzte Phase

des römischen Staates," sagt er, „ist bezeichnet durch dessen Barbarisierung und speziell dessen Germanisierung; und die Anfänge reichen weiter zurück."

Der gewaltige Austauschprozeß zwischen den zu beiden Seiten des Rheins siedelnden großen Völkergruppen, der Gallier und Germanen, begann lange vor Cäsars Zeit. Aus seinen Schilderungen können wir entnehmen, wie stark die Wechselbeziehungen zwischen beiden damals schon gewesen sein müssen. Eine uralte innerdeutsche Kolonisation vom keltischen Westen aus ist dadurch sicher bezeugt.

Nun kam mit der Vorschiebung der römischen Reichsgrenze seit Cäsar auch die zwangsweise Seßhaftmachung germanischer Völker auf dem linken Rheinufer immer häufiger vor. Nicht selten auch aus politischen Rücksichten. Es wurden unter den Kaisern am Limes selbst benachbarte germanische Völkerschaften zum Grenzdienst herangezogen und militärisch organisiert. Unter Mark Aurel ist das Bestreben ersichtlich, durch Zwangsaushebungen aus besiegten Ländern die Widerstandskraft der Bevölkerung zu brechen. Man sieht, das, was Karl der Große in den Sachsenkriegen später geübt hat, entspricht älterer römischer Praxis. Die Wegführung der Brittonen aus England und deren Ansiedlung im Dekumatenlande am Main, im Odenwald und am Neckar seit Mitte des 2. Jahrhunderts war der Ausfluß eines politischen Systems, das schon unter Trajan üblich, dann unter Mark Aurel immer größere Dimensionen annahm. Unterworfene Barbaren wurden zu Zehntausenden in schwach bevölkerte Gegenden des Reiches verpflanzt zu dem Zwecke, dem Lande neue Bebauer zuzuführen und für frischen Nachwuchs der Armee zu sorgen. Insbesondere nach dem Markomannenkrieg wurden auf diese Weise große Scharen germanischer Krieger mit Weib und Kind an römische Großgrundbesitzer verteilt und auf deren ausgedehnten Gütern als Bauern angesiedelt mit der Verpflichtung zu militärischem Dienste: die Inquilini. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts hat der große Umschwung, der in den Grenzverhältnissen eintrat, daß die Römer nun auf die Defensive sich beschränkten und bald auch die gewaltigen Bollwerke römischer Herrschaft, der Limes und Pfahlgraben, dem verstärkten Ansturm der Germanen, vorab Alamannen und Franken, nicht mehr stand hielt, einer Hochflut germanischer Einströmung breite Tore geöffnet. Neuerlich wurden Teile der von den Römern besiegten Germanen im Hinterlande kolonisiert, von Probus bis auf Diokletian. Unter diesem begann bereits auch die Ansiedlung der „Laeti", Kolonisten zur Gewinnung von Soldaten gegen Überlassung von Ländereien zu erblichem Nießbrauch.

Im 3. Jahrhundert gelangten Germanen nicht nur im Heer, sondern auch in der Verwaltung zu den höchsten Stellen, ein

Prozeß, der besonders seit Konstantin immer größere Dimensionen annahm. Die Zeitgenossen aber wurden sich im Römerreich dieser hochbedeutsamen Infusion bereits lebhaft bewußt. Für die Zeit des Constantius, Ende des 3. Jahrhunderts, meldet eine gleichzeitige Quelle: „Auf allen Plätzen gallischer Städte saßen Scharen gefangener Barbaren. Sie wurden unter die Provinzialen verteilt, um die Stätten, welche sie vielleicht einst selbst verwüstet hatten, wieder anzubauen. Mir pflügt nun der Chamawe und der Friese, mir arbeitet im Schmutze seines Berufes jener schweifende Räuber, bringt Vieh und Getreide auf meine Märkte zum Verkauf. Zur Rekrutierung eilt er herbei und wünscht sich Soldat zu werden.“ Diese Kolonisation erfolgte zum Teil in Nordfrankreich, in den Gebieten der Somme und Oise, zum Teil in der Gegend von Troyes, Langres, Dijon und Autun.

Die Vorstellung ist irrig, daß dieses gewaltige Germanisierungswerk von oben herab, etwa erst im Gefolge germanischer Eroberung, durch gewaltsame Unterwerfung römischer Gebiete, oder gar erst mit der Begründung germanischer Volksstaaten auf römischem Boden sich vollzogen habe. Die römisch-germanischen Mischstaaten, welche im 5. Jahrhundert in Italien, Gallien, Spanien und Afrika entstanden, sind nur der Abschluß eines großen Prozesses, der lange vor Cäsar bereits eingesetzt hatte. Er erfolgte auf breitester Grundlage von unten herauf. Er beginnt mit der Bauernschaft in dem Kolonat und dem Eintritt zahlreicher Germanen als niedere Dienerschaften im Hause auch, er geht weiter zur Truppe, wie Kaiser Severus sie gestaltete, erfaßt dann die Offiziere und Beamten und endigt mit der Konsolidierung förmlicher „Barbaren“-Staaten mitten unter der römischen Bevölkerung. Man beachte wohl, wie diese Durchdringung der römischen Provinzen nach den Berichten der römischen Schriftsteller selbst vor sich ging. Die Germanen treten zunächst nicht als die Obsieger auf, sondern in dienender, untergeordneter Stellung. Die Römer fühlten sich lange Zeit durchaus als die Herren. Daher auch die Verachtung, mit welcher sie auf die „*barbari*“ herabblickten. Schon für das 3. Jahrhundert berichtet einer der Kaiserschriftsteller triumphierend, es sei fast keine Gegend zu finden, die nicht einen kriegsgefangenen Goten aufzuweisen gehabt hätte. Und gegen Ende des 4. Jahrhunderts klagt Synesius, Bischof von Cyrene, daß es kaum einen wohlhabenderen Hausstand mehr gebe, in dem nicht Goten oder Skythen als Köche oder Hausdiener, als Kellermeister oder Aufwärter bedienstet seien.

Wir sehen, die Germanen kamen keineswegs nur als Feinde oder Gegner der Römer mit diesen in Berührung, etwa nur an der Grenze, die sie bedrohten, nur als Händler am Limes, um

ihre Produkte an sie zu vertauschen; sie traten nicht bloß als Soldaten in das römische Heer ein, um als Veteranen, mit Land ausgestattet, im Bereiche des Limes ansässig zu werden; sie fanden nicht nur Aufnahme in die römische Staatsverwaltung — zugleich, ja zuvor eröffneten sich ihnen unzählige kleine Kanäle der privaten Haus- und Bodenwirtschaft, in der sie zur Verrichtung der gewöhnlichen Alltagsarbeit Verwendung fanden.

Eine der wichtigsten inneren Lebensfragen des sinkenden Römerstaates in seiner weltumfassenden Ausdehnung war, wie bekannt, der ungeheure Mangel an Arbeitskräften dienender Art. Die Verwendung von Sklaven, so groß auch deren Zahl angewachsen war, vermochte den gesteigerten Neuforderungen der weltwirtschaftlichen Entwicklung Roms nicht zu genügen, besonders seitdem der Großbetrieb (Latifundien) mit Ausnahme Afrikas, immer mehr zurückgegangen war und fiskalisches Interesse wie das privaten Unternehmertums gleichmäßig die Entwicklung kleinbäuerlichen Betriebes im Kolonat beförderte. In dieser wirtschaftlichen und sozialen Krisis boten die dem römischen Staat unterworfenen oder angegliederten Barbarenvölker, vor allem die Germanen, willkommene Hilfe. Sie wurden nicht nur zum militärischen Schutze des von außen bedrohten Römerreiches verwendet, sondern ganz ebenso auch im inneren Wirtschaftsbetrieb zur Deckung der großen Nachfrage nach dienenden Arbeitskräften. In der ländlichen Kultur des Ackerbaues ebensowohl wie in jener der Städte, Gewerbe und Handel. Römer und Germanen kamen nicht nur an der Grenze zusammen zu flüchtigem Austausch ihrer fertigen Kulturerzeugnisse, sie wohnten neben- und durcheinander in ständigem Zusammenwirken zu gemeinsamer wirtschaftlicher Betätigung. Und eben damit gewannen die Germanen auch seit langem und immer wieder die Möglichkeit, römische Kultur und Technik aus der Nähe kennen zu lernen und sich selbst anzueignen. Es kann bei solcher Entwicklung auch nicht mehr überraschen, daß sie alsbald das römische Wesen ihrerseits beeinflußten, ja in der Hauptstadt selbst schon um die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts germanische Eigenart „Mode“ wurde. Kaiser Honorius (397—416) sah sich veranlaßt, in drei Edikten gegen das Überhandnehmen germanischer Mode Stellung zu nehmen. Er verbot, in Rom ärmellose bunte Jacken, weite Hosen und lange Haare nach Art der „Barbaren“ zu tragen.

Auch in der gallo-römischen Skulptur hat sich das Eindringen germanischer Einflüsse deutlich bemerkbar gemacht. Aus dem Volksleben heraus gewinnt das Eigene der rheinischen Kultur kräftig Geltung und tritt besonders auf den Grabsteinen mit sehr naturalistischer Schilderung hervor. Abseits von der offiziellen Kunst, die mit jener der anderen Provinzen gleich ist, begegnen Skulpturen, die, privatem Bedürfnis entsprossen,

in den Vorstellungen ihrer Besteller wurzeln und am Orte selbst diesen Vorstellungen und Bedürfnissen entsprechend entstanden sind. Besonders im Innern der Provinz, wo die geschlossene einheimische Volksmasse die tonangebende war, kommen ihre nationale Eigenart, ihre Anschauungen, ihre Interessen auch in den Kunstdenkmälern zum Ausdruck. Man sieht, wie unter der äußeren Decke römischer Technik hier überall die keltisch-germanische Eigentümlichkeit hervorbricht. Szenen aus dem Alltagsleben führen uns die Bewohner des Moselgebietes bei all ihren Beschäftigungen in realistischer Ausführung getreu vor Augen; „man meint, gegenüber der repräsentativen Kunst Roms in dieser gallo-germanischen Kunst schon etwas von der Eigenart zu verspüren, die hernach die deutsche und niederländische Kunst auszeichnet gegenüber der italischen".

Ein Nebeneinander also von klassisch-römischer und gallo-germanischer Kunstübung wird bemerkbar und ein Übergang zugleich mit allmählicher Umgestaltung. Dazu aber stimmen nun die Ergebnisse der großen und zahlreichen Ausgrabungen, die im Verlaufe der letzten Dezennien in den Grenzgebieten am Limes gemacht worden sind. Sie lassen erkennen, daß die Annahmen der älteren Forschung unzutreffend oder doch mindestens sehr einseitig gewesen sind, als ob diese Barbarenvölker nun alle römische Kultur vernichtet und die hier weit vorgeschobenen Siedlungen gänzlich zerstört hätten, gewissermaßen eine Ausrottung mit Stumpf und Stiel da eingetreten sei.

Wohl zeugen untergrabene Türme und Tore, vom Feuer gerötete Mauern und Massen von Brandschutt, zerstreute Waffen und Gebeine der Erschlagenen von verzweifelter Gegenwehr der Verteidiger, allein wir werden uns doch vor jener Verallgemeinerung dieser Tatsachen hüten müssen, welche der älteren Forschung geläufig war. Wir dürfen heute wohl viel mehr sagen: Je mehr die Ausgrabungen vorschreiten und je mehr die historische Topographie an gesicherten Zeugnissen von beiden Seiten her gewinnt, der älteren römischen und der späteren germanischen Periode, desto mehr erscheint die Kluft, welche vordem beide zu trennen schien, überbrückt, desto deutlicher tritt die Kontinuität der Entwicklung mitten durch die Sturm- und Drangperiode der vielberufenen „wilden Völkerwanderungszeit" auf weite Strecken immer wieder hervor.

Die wohlhabenderen, besitzenden Klassen werden sicherlich Haus und Hof preisgegeben haben und vor den Eroberern geflohen sein. Aber die weniger bemittelten Ansiedler blieben freiwillig oder gezwungen an Ort und Stelle zurück. Darauf weist nicht nur die Eigenart der römischen Brandgräber neben den Kastellen, z. B. Großkrotzenburg (im unteren Maingebiet), sondern auch Münzfunde und Werkzeuge, insbesondere aber die Richtung heutiger Dorfstraßen, Häuserfluchten, Ackergewanne

und Feldwege hin, welche durch die Gassen des römischen Lagerdorfes offensichtlich bestimmt wurden und mit diesen übereinstimmen.

Darüber hinaus ist bei diesen archäologischen Forschungen immer stärker eine wichtige Tatsache festgestellt worden. Gerade das Terrain, welches einst von den römischen Lagerdörfern bedeckt war, erscheint zur Karolingerzeit im Besitze der Krone, aus welchem es dann eventuell durch Schenkung des Königs an die Kirche gedieh. Augenscheinlich wurde dieses Domanialgut bei der Eroberung durch die Franken als königliches Kammergut in Anspruch genommen. Bei einzelnen Ausgrabungen (wie z. B. zu Graben n. von Karlsruhe), sind neben römischen Scherben des 1. bis 3. Jahrhunderts solche aus dem 4. nachgewiesen worden. Sie beweisen, daß diese Ansiedlung die Stürme der Alamannen in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts überdauert haben muß.

Besonders eindrucksvoll sind die Ergebnisse der Grabungen für das rechtsseitige Rheintal von Basel bis Mainz, da dort mehrere Hunderte von Fundorten aufgedeckt worden sind. Die älteren Annahmen von einer völligen Versumpfung des Rheintales erweisen sich als durchaus irrig. Dasselbe war vielmehr schon in prähistorischer Zeit weithin angebaut und besiedelt. Umfängliche Rodung und Urbarmachung des umgebenden Geländes zum Zwecke festen Ackerbaues hatten bereits damals statt, so zwar, daß die nachrückenden Völker sich die Kulturarbeiten ihrer Vorgänger immer wieder zu nutze machten. Die Entdeckung von mehreren hundert Reihengräberfeldern hat außer Zweifel gesetzt, daß auch durch die sogenannte Völkerwanderungszeit keine wesentliche Änderung in der Wahl der Siedlungsstätten dort eingetreten ist. Wohl sind die Alamannen und Franken nach Ausweis der Funde da und dort weiter ins Gebirge eingedrungen und haben auch die Rheinniederungen dichter besiedelt, aber in der Rheinebene selbst haben sie überall die von den Römern und ihren Vorgängern bebauten Felder weiterbestellt und in deren Nähe ihre einfachen Block- und Fachwerkhütten errichtet, wenn sie auch die städtische Siedlungsweise der Römer mieden.

Der Vergleich dieser Orte aus vorrömischer und der Römer-Zeit mit den ältesten frühmittelalterlichen Siedlungen, welche uns durch das urkundliche Material der frühfränkischen Zeit beglaubigt werden, hat eine überraschende Übereinstimmung ergeben, die insbesondere auch bei den altfränkischen Königspfalzen zu Tage tritt. Bei einzelnen von ihnen konnten geradezu drei ineinandergreifende Bauperioden festgestellt werden: eine römische, dann eine merowingische und eine jüngere karolingische: so in Zülpich, Brumath bei Straßburg, Altrip bei Speier, aber auch zu Bodman am Bodensee.

Und das gilt nicht bloß für die rheinischen Gebiete oder Süddeutschland, auch in Nordwestdeutschland sind neuestens

mehrere von den πόλεις, welche Ptolemäus im 2. Jahrhundert n. Chr. erwähnt, eben mit Hilfe von prähistorischen und altsächsischen Funden lokalisiert worden. Vor allem haben sich an der großen Heerstraße der Karolinger, dem westfälischen Hellweg, römische Tonwaren und Münzfunde nachweisen lassen, es hat sich auch da ein auffallender Parallelismus zwischen jenen πόλεις und den altsächsischen Flucht- und Herrenburgen herausgestellt. Die frühgermanische Kulturentwicklung knüpft also auch da an die römische und vorrömische an und ist keineswegs so sehr aus grüner Wurzel entsprossen, wie man bisher angenommen hatte. Die Vorstellung, als ob Innerdeutschland damals ein von Urwald und Sümpfen bedecktes unwegsames Gebiet gewesen sei, ist ja auch von geographischer Seite her, durch die Untersuchungen Rob. Gradmanns, neuerlich berichtigt worden.

Auf Grund der archäologischen Funde lassen sich nun auch die seit langem für die Besiedlungsgeschichte verwerteten Ortsnamen zutreffender einordnen. Es hat sich gezeigt, daß die Ortsnamen auf -weil und -weiler, welche man früher als spezifisch alemannisch ansah, gerade dort auftreten, wo römischer Anbau vorhanden war. Romanische Flurnamen haben sich in deren Nähe noch bis ins späte Mittelalter forterhalten und zwar in rein deutschen Gegenden.

Nun erklärt sich auch, warum diese Ortsnamen auf -weiler gerade bei den Alamannen in so großer Zahl begegnen: Sie waren es eben, welche von den Germanen zuerst den früher römischen Boden weithin in Besitz genommen haben. Sie haben, wie Ammian Marcellinus für das 4. Jahrhundert berichtet, ihre Wohnstätten vielfach nach römischer Art angelegt.

Auch die Bajuvaren sind keineswegs in ein ödes, nach dem Abzug der Römer durch die Germanenfluten der Völkerwanderungszeit gänzlich verwüstetes Land eingezogen. Als älteste Ortsnamen erscheinen hier jene auf -ing, für welche gleichfalls durch die archäologischen Funde ein weitgehender Zusammenhang mit römischer und vorrömischer Siedlung ermittelt werden konnte. Zahlreiche Ortsnamen auf -walch und -walchen zeugen von romanischen Überresten, die zudem in den ältesten Salzburger Traditionsurkunden vom Ausgang des 8. Jahrhunderts bereits beglaubigt sind. Der neuerdings unternommene Versuch, sie anders zu deuten, muß angesichts der von bayrischen Forschern nachgewiesenen Römerfunde entschieden als mißglückt bezeichnet werden. Es wird gewiß auch nicht zufällig sein, daß diese Walchenorte mitten zwischen unzweifelhaft romanischen Ortsnamen und solchen auf -weil und -ing gerade anzutreffen sind: bei Straß (strata), Muntigl (monticulum), Gols (collis), Gnigl (cuniculus), Plain (plagio), Gamp (campus) u. a. m.

Die allergrößte Wandlung hat die Forschung aber auf dem Gebiete der städtischen Besiedlungsgeschichte durchge-

macht. Während man früher der Anschauung war, daß die Römerstädte samt und sonders durch die Germanen während der Völkerwanderungszeit zerstört worden seien und keine Kontinuität der Siedlung daselbst für das Frühmittelalter angenommen werden könne, hat die Einzeluntersuchung in den verschiedenen deutschen Städten vom Rhein bis zur Donau in den letzten Jahren immer mehr das Gegenteil als richtig erwiesen. Und wollte man bis vor kurzem einen Fortbestand der Kultur und menschlicher Siedlung nur für die großen Römerstädte am Rhein zugeben, so hat der gewaltige Aufschwung der Forschung auf archäologischem und epigraphischem Gebiete uns ganz ungeahnte Zusammenhänge erschlossen.

Einmal hat sich ganz allgemein gezeigt, daß die Nachrichten spätrömischer Schriftsteller, wie etwa bei Ammianus Marcellinus, über die Zerstörung und Vernichtung römischer Städte mit der größten Vorsicht aufgenommen werden müssen. Denn dieselben Orte, welche für das Jahr 355 als *excisae* und *deletae* bezeichnet werden, erscheinen bei eben demselben Autor zwei Jahre darauf als *munitissimae urbes*, als sehr feste Plätze, die Kaiser Julian nicht nur militärischen Rückhalt, sondern auch Verpflegung für sein Heer den Winter über gewährten.

Ferner aber konnte durch Ausgrabungen in den einzelnen Städten der Zusammenhang der frühgermanischen Siedlung mit der spätrömischen unzweifelhaft nachgewiesen werden. Ich sehe hier von den großen rheinischen Metropolen völlig ab, obwohl auch da gerade in allerneuester Zeit Funde gemacht worden sind, welche die Verbindung von Altertum und Frühmittelalter besonders eindrucksvoll darstellen. Wie etwa zu Mainz, wo die Reihe der Grabsteine vom 1. Jahrhundert bis ins 8. durchläuft und die auf deren Inschriften bezeugten Namen das Einfluten der germanischen Elemente und die Ersetzung der alten romanischen Christengemeinde durch eine fränkisch-germanische deutlich illustrieren.

Auch kleinere Städte wie Ladenburg am Neckar (ö. Mannheim) bezeugen die Kontinuität der Kulturentwicklung. Prähistorische Ausgrabungen sind dort gemacht worden: Lopodunum hat unter den Römern dann eine gewisse Bedeutung erlangt. Nach der Stadt ward in frühgermanischer Zeit der Lobdengau benannt. Die alte Galluskirche ruht auf einer römischen Basilika, die im 3. Jahrhundert angelegt worden ist. Die mittelalterlichen Baumeister haben diese festen Mauern für die Fundamente ihrer Bauten benützt. Gräberfunde aus alemannischer und frühfränkischer Zeit erhärten, daß die Besiedlung hier durch das 3. und 4. sowie 5. und 6. Jahrhundert fortdauerte. In der Karolingerzeit war dort ein Königshof vorhanden, der sich über der römischen Kastellmauer erhob.

Ganz besonderes Interesse dürfen die neuesten Ausgrabungen in Frankfurt am Main für sich in Anspruch nehmen. Diese Stadt ist als eine Neugründung der fränkischen Zeit betrachtet worden. Nun haben Römerfunde ergeben, daß auf dem Domhügel ein von Kaiser Domitian im Chattenkriege erbautes Kastell sich befunden habe, bei dem ein Lagerdorf vorhanden war, das dem heutigen Markt entlang sich erstreckte. Alemannische und frühfränkische Gräber lehren, daß auch hier kein Abbruch der Besiedlung angenommen werden kann.

Als Kronzeuge der älteren Vernichtungs- und Katastrophentheorie wurde gewöhnlich Salzburg hingestellt, das alte Iuvavum. Denn es liegen mehrere scheinbar unzweideutige Nachrichten dafür vor, daß die Römerstadt völlig zerstört und deren Trümmer am Ausgang des 8. Jahrhunderts, von Gras und Gestrüpp überwuchert, in gänzlicher Verödung angetroffen worden seien.

Die karolingischen Quellen, deren innere Übereinstimmung den Tatbestand selbst aufs beste zu beglaubigen schien, haben durch die neuesten kritischen Untersuchungen nun sehr erheblich an Wert eingebüßt. Denn einmal verlieren die sogenannten Breves Notitiae vollständig jeden selbständigen Quellenwert, da die betreffenden Partien von den Gesta s. Hrodberti abhängig sind. Mehr noch! Auch diese letztere Quelle gehört einer erheblich jüngeren Zeit an, als man früher gemeint hatte. Und sie ist dringend verdächtig, daß bei ihrer Abfassung im 9. Jahrhundert bestimmte kirchenpolitische Tendenzen des Salzburger Erzstiftes eingewirkt haben. Vergleicht man nun jenen Bericht über die alte Römerstadt hier mit den bestimmten Angaben des wirklich ältesten und unzweifelhaft echten Indiculus Arnonis, so liegt die Vermutung nahe, daß den sonst bereits erkannten Fälschungstendenzen der Gesta Hrodberti auch jene archäologische Einstreuung dienen sollte. Die echte Quelle spricht geradezu von einem *oppidum Salzburch* und einem *castrum superius*, sie weiß aber nichts von der Reise Ruperts in die Provinz, nach Lauriacum und seine Missionstätigkeit dort. Es ist erwiesen, daß um 790 tatsächlich nicht nur eine Hochburg da vorhanden war, sondern darunter auch eine Stadt.

Die verfallenen Römermauern, welche im 9. Jahrhundert noch sichtbar waren, beweisen keineswegs den Abbruch städtischer Siedlung auf dem Boden des alten Iuvavum. Vielmehr haben die Ausgrabungen auch da ergeben, daß der Kern desselben dort zu suchen ist, wo noch heute die ältesten Gassen laufen: vom Mozart-, Residenz- und Kapitel- bis zum Kajetanerplatz. Rings um die Stadt haben sich romanische Ortsnamen in größer Zahl erhalten; im Indiculus Arnonis selbst werden mehrfach *Romani tributales* angeführt. Nicht weit davon befinden sich die seit alters viel begehrten Salzlagerstätten von Reichen-

hall! Zudem ist auch ganz unwahrscheinlich, daß man damals Bischofssitze an entvölkerten Ruinenstätten errichtet hätte.

Nein, nein! Die Gesta Hrodberti haben auch darin der Fälschung sich schuldig gemacht, und zwar nach einem damals auch sonst, z. B. in Kempten, ersichtlichen Rezept. Man stellte mit Vorliebe römische *oppida* als *deserta* hin, weil der *eremus* einen Erwerbstitel für kirchliche Ausbreitung gebildet hat.

Auch für Wien ist durch die Untersuchungen Friedr. Kenners über die Dekumantore von Vindobona sowie die örtliche Lage der ältesten Kirchen (zu St. Ruprecht und St. Peter), durch den Verlauf der Hauptstraßen sowie den Anschluß der Judenstadt unmittelbar an die römischen Stadtmauern wahrscheinlich geworden, daß keine völlige Verödung eingetreten sein könne. Das Testimonium ex silentio, daß keine Quellennachrichten aus der Karolingerzeit darüber Nachricht geben, beweist hier um so weniger, als durch die neuesten Ausgrabungen des Österreichischen Archäologischen Institutes auch für Binnennorikum, für die antiken civitates Aguntum (bei Lienz), Teurnia (St. Peter i. Holz), Iuenna (Unterkärnten), für Meclaria im Kanaltal und für Virunum (i. Zollfeld) altchristliche Kirchen nachgewiesen worden sind, die dem 5. bis 6. Jahrhundert angehören. Die Christianisierung muß hier bereits im Verlaufe des 4. Jahrhunderts vollzogen worden sein. Im 5. und 6. Jahrhundert war Binnennoricum kirchlich vollständig organisiert. In den genannten antiken Orten sitzen Bischöfe, die dem Patriarchen von Aquileia untergeordnet sind. Anfangs des 6. Jahrhunderts sind auch sie von der gewaltigen fränkischen Ausdehnungspolitik unter König Theudebert, die bis nach Pannonien herübergriff, erfaßt worden. Ihr erlagen ja auch die Bajuvaren, die unterdessen, Ende des 5. Jahrhunderts, Ufernoricum in Besitz genommen hatten.

So ist auch hier im Osten eine Kontinuität der Kulturentwicklung wahrscheinlich geworden von der römischen bis in die frühfränkische Zeit hinein. Die Einfälle der Avaren werden sie ebensowenig völlig vernichtet haben wie das germanische Völkergestöber am Ausgang des 5. Jahrhunderts vorher. Man darf den Abbruch der kirchlichen Mission und das damit Hand in Hand gehende Versiegen kirchlicher Nachrichten keineswegs mit dem gänzlichen Untergang jeglicher Besiedlung gleichsetzen.

Vor allem gilt es, sich von den einseitigen Darstellungen römischer Schriftsteller zu befreien. Die grau in grau gehaltene Schilderung der Vita Severini darf nicht ohne Kritik aufgenommen werden. Sie ist nach den Ereignissen fern in Italien zustande gekommen, als der Verlust dieser Grenzprovinzen den Gesamteindruck maßgebend beherrschte. Sie ist aus der Rückzugsstimmung geboren und von dem kirchlichen Gegensatz zu den heidnischen und arianischen Obsiegern richtunggebend bestimmt.

Woher stammen denn überhaupt die uns zur Verfügung stehenden Nachrichten über die Germanen? Von Römern, die sie als Fremde und Ausmärker ihrer Kultur, als *barbari*, betrachteten. Sie alle, Apollinaris Sidonius, Salvian v. Marseille, Gregor v. Tours und Prokop waren hochgebildete Männer und Bischöfe zugleich, die auf jene Heiden herabblickten, zumal sie als Großgrundherren tagtäglich Gelegenheit hatten, die Ärmlichkeit germanischer Kolonen als Hintersassen auf ihren reichen Gütern aus der Nähe zu beobachten.

Die neuere Kulturgeschichtschreibung stand durchaus unter dem Banne der Auffassung, die im Zeitalter der Renaissance von den Bewunderern des klassischen Altertums geprägt worden ist. Es war natürlich, daß sie in den germanischen Überwindern der antiken Welt nichts anderes sahen als Zerstörer der Kultur, Feinde dessen, was ihnen als Inbegriff menschlicher Bildung, als Humanitätsideal sich darstellte . . . .

Die Zeitgenossen im 5. Jahrhundert aber entrollen vor uns ein ganz anderes Bild. Man lese Salvian von Marseille, der die Verkommenheit spätrömischer Zustände schildert und demgegenüber geradezu jene bei den Barbaren in hellem Lichte erstrahlen läßt. Die Römer nahmen, sagt er, wohl gar zu den Feinden ihre Zuflucht, um dem Drucke der bei ihnen herrschenden Ungerechtigkeit zu entgehen. Und er gebraucht in feinmalender Antithese dabei geradezu das bezeichnende Wortspiel: „Quaerentes scilicet aput barbaros Romanam humanitatem, quia apud Romanos barbaram inhumanitatem ferre non possunt" . . . .

Unter solchem Gesichtswinkel werden wir nun auch die Landnahme der Germanen und die Begründung der germanischen Volksstaaten auf römischem Boden im 5. und 6. Jahrhundert betrachten müssen. Natürlich haben die Kämpfe, welche die Germanen damals durchfechten mußten, um die politische Herrschaft über das alte Régime zu gewinnen, auch viel Zerstörung und Vernichtung im Gefolge gehabt. Mord und Totschlag, Brandschatzung und Plünderung, Raub und Verknechtung sind da ganz unvermeidlich gewesen.

Aber die Berichterstattung darüber ist sicherlich nicht annähernd objektiv gehalten, sondern stark tendenziös gefärbt. Sie stammt ja eben wieder von der unterlegenen Partei und aus kirchlich-katholischem Kreise, die beide in den arianischen Germanen nur Feinde, Ketzer und Heiden sahen. So die Schilderung der Eroberung Italiens durch die Langobarden, jene Südgalliens und Spaniens durch die Westgoten. In beiden Fällen ergibt sich die Richtigstellung aus der Tatsache, daß die Römer selbst hier und dort vielfach zu den Feinden übergingen, weil sie bei ihnen gerechtere Behandlung und größere Sicherheit für ihr Leben und Eigentum gewährleistet sahen.

Die neuere Forschung ist durchaus von der älteren Auffassung zurückgekommen, als ob diese Eroberung zu völliger Enteignung und Verknechtung der Unterworfenen geführt hätte. Nun erklärt sich auch, daß die Romanisierung in Italien bald nach dem Einzug der Langobarden so rasche Fortschritte machen konnte: Die römische Bevölkerung war den Eroberern nicht nur an Kultur, sondern auch der Zahl nach überlegen. Die einziehenden Obsieger siedelten sich keineswegs in geschlossener Masse an, die Streulage ihres Güterbesitzes zeigt, daß alsbald eine Durchsetzung mit römischen Elementen Platz griff. Und gerade der Umstand, daß diese letzteren vielfach in abhängiger Stellung zu den fremden Eroberern sich befanden, niedere Dienste und Arbeiten in Haus und Hof verrichteten, hat die Germanen mit römischem Brauch und römischen Kulturgütern unmittelbar in Beziehung gesetzt.

Noch ein anderes Moment trat hinzu, diesen Einfluß des Römertums auf die frühgermanische Kulturentwicklung zu verstärken. Nicht wenige von den germanischen Völkern, besonders die Burgunden, kamen gar nicht als Feinde ins Land, sondern zu dessen Schutze, herbeigerufen von der Bevölkerung selbst. Aber auch sonst, wo dies nicht der Fall war, bei den Ostgoten und Westgoten, wurde nunmehr eine Landteilung vorgenommen, und zwar in der Weise, daß nach den Grundsätzen des römischen Einquartierungssystems dem germanischen Ankömmlung ein Drittel vom römischen Grund und Boden übereignet wurde. Mitunter auch mehr.

Man stelle sich vor, was dies für die Durchmischung der alten römischen Bevölkerung mit Germanen an Folgen zeitigen mußte. Eine innige Kulturberührung ergab sich da ganz von selbst; der germanische Hospes aber mußte alsbald alles Interesse haben, die Errungenschaften der römischen Kultur sich praktisch anzueignen, wollte er mitten drinn in den romanischen Dörfern wirtschaftlich und sozial nicht zurückstehen, sondern konkurrenzfähig bleiben. Die Germanen hatten sich ja nach Orosius' direktem Zeugnis alsbald vom rauhen Kriegshandwerk zur Scholle bekehrt und waren fleißige Ackerbauer geworden in friedlichem Wettbewerb materieller Kulturbetätigung. Auch dort, wo über solche planmäßige Landteilungen nichts verlautet, wie bei den Franken, lehrt uns die Vorgeschichte ihrer Reichsgründung, daß sie schon während des 3. und 4. Jahrhunderts als Kolonen (Laeti) auf römischem Boden weithin in großer Menge angesiedelt worden waren. Diese Laeti griffen, wie eine Konstitution Kaiser Honorius' vom Jahre 399 zeigt, alsbald rüstig über das Maß der ihnen eingeräumten Stellen hinaus. Die Durchsetzung auch des nördlichen und mittleren Galliens war also bereits lange im Werke, als im 5. Jahrhundert die Franken auch die politische Herrschaft gewannen. Die blutrünstigen

Schilderungen des fränkischen Bischofs Gregor von Tours, der am Ausgang des 6. Jahrhunderts seine Geschichte der Franken schrieb, hat zusammen mit einigen höchst fragwürdigen Heiligenleben den Blick der älteren Forscher getrübt. Aber Clodowech, der blutige Gewaltherr und Begründer des fränkischen Einkönigtums, betätigte, wie die neuere Forschung unzweifelhaft dargetan, gerade dem Römertum gegenüber weitgehendsten Konservatismus und Rücksichtnahme. Ja, es ist heute sehr wahrscheinlich geworden, daß auch die vielumstrittene Frage nach den Motiven seines Übertrittes zum Katholizismus eben von daher ihre natürliche Lösung findet. Politische Rücksichten auf die in seinem Reiche überwiegende romanische Bevölkerung waren dafür augenscheinlich ausschlaggebend, und zwar nicht so sehr Erwägungen außenpolitischer Natur, daß er die künftige Erweiterung seines Machtbereiches im voraus berechnet hätte, als solche der inneren Politik. Der in Gallien von der spätrömischen Entwicklung her besonders mächtigen Bischöfe in den Städten, die das Rückgrat und die Zentren der ganzen Provinzialverwaltung bildeten, konnte der fränkische König nur auf diesem Wege ganz und voll Herr werden.

Die altfränkische Besiedlungsgeschichte ist durch die neueren Ausgrabungen und die Vertiefung der Ortsnamenforschung auf ganz neue Grundlagen gestellt worden. Es geht heute nicht mehr an, kompakte und ausgedehnte fränkische Siedlungszonen abzuscheiden, in welchen sich eine spezifisch fränkische Agrarverfassung mit Gemeineigentum an Grund und Boden innerhalb der Markgenossenschaften erhalten habe.

Wir erkennen mit Hilfe der neuen Forschungsmittel vielmehr ganz klar, daß die Franken zunächst den alten Kulturboden in Besitz nahmen und auf den Stätten römischer und vorrömischer Besiedlung sich niederließen. Für zahlreiche Stellen Deutschlands ist jetzt erwiesen, daß frühfränkisches Königs- und Domanialland auf römisches Fiskalland zurückgehe. Die altfränkischen Pfalzen haben sich nahezu durchwegs auf einem Boden erhoben, der bereits zur Römerzeit besiedelt war. Die Königspfalzen! Sie waren zwar nicht Mittelpunkte einer zentralistisch geordneten Wirtschaftsführung, wie einst K. W. Nitzsch und Lamprecht gemeint hatten, aber königliche Schlösser, zum Teil befestigter Art, die sehr häufig eine militärische Bedeutung besaßen. Selbst wenn man neueren Annahmen von einer zielbewußten Planmäßigkeit bei der Anlage solcher Königshöfe und Befestigungen entlang der Heerstraßen in bestimmten Etappen mit noch so großer Vorsicht begegnet, so kann die strategische Wichtigkeit ihrer eigenartigen Positionen nicht geleugnet werden. Erinnern wir uns aber, was gerade über das erste Auftreten der Franken im römischen Militär- und Verwaltungsdienst überliefert ist, so liegt eine Fragestellung unmittelbar nahe: Sollen

die Franken, deren große Anpassungsfähigkeit ein oströmischer Schriftsteller im 6. Jahrhundert bereits selbst hervorhebt, sich gerade da als ungelehrige Schüler bewiesen haben? In der Verwaltungsorganisation haben sie direkt an die römische Vorentwicklung angeknüpft. Das beweisen die Gaunamen, welche vielfach nach den Mittelpunkten der römischen *pagi*, Städten und Kastellen auch, gebildet sind. Kein Zweifel, daß sie sich auch nicht entgehen ließen, was die Römer in den Grenzprovinzen in so genialer Weise an militärischen Organisationen geschaffen hatten: die Beherrschung des weiten Gebietes mit Hilfe eines wohldurchdachten Befestigungs- und Kommunikationssystems; es hatte ja auch für die wirtschaftliche Erschließung des Landes eine nicht gering einzuschätzende Bedeutung. Nicht ohne Interesse mag die Erwähnung sein, daß darunter sich auch befestigte Mansionen aus spätrömischer Zeit mit Gräben finden, welche den Bauern der Umgebung — in der Eifel — als Zuflucht bei feindlichen Einfällen dienten. Neuere Ausgrabungen haben gezeigt, daß hier die mittelalterliche Befestigung dem Laufe der römischen folgte. Wir sehen, das spätere fränkische Schutzwehrsystem des 9. Jahrhunderts knüpft hier ebenso an römische Vorentwicklungen an, wie die vielbesprochenen Maßnahmen König Heinrichs des Sachsen und angeblichen Städtegründers im 10. Jahrhundert nur fortsetzen, was in der altsächsischen, vorfränkischen Entwicklung an Fluchtburgen durch die neuen Ausgrabungen Karl Schuchhardts für Westfalen klargestellt worden ist. — —

Im ganzen also tritt die Kontinuität der Kulturentwicklung von der spätrömischen Zeit durch die vielberufenen Stürme der alles vernichtenden Völkerwanderung hindurch in die frühmittelalterliche Zeit hinein immer sinnfälliger zu Tage. Keine völlige Austilgung der alten Siedlungsstätten, sondern eine Anknüpfung und Fortführung über die großen Zerstörungen hinweg, welche die politische Umwälzung mit sich gebracht hatte. In ganz neuem Lichte erscheint uns die ungeheure Bedeutung, welche den Germanen für diese Fortführung und Überleitung des alten Kulturwerkes zukommt. Die alte in sich widerspruchsvolle Theorie, als ob die erbärmliche Unkultur dieser germanischen Barbaren erst nach und nach hätte wiederfinden und mühsam erarbeiten müssen, was lange zuvor doch jenseits des großen Kulturfriedhofes einst schon vorhanden gewesen war, wird entbehrlich. In wirtschaftlicher wie auch in sozialer Beziehung. Schilderte man die Germanen bei der Landnahme im 5. und 6. Jahrhunderte als freie, gleichberechtigte Bauern, die noch keine staatliche Ordnung kannten, und dachte man deren Ansiedlung dementsprechend von Geschlechtern gemeinsam durchgeführt, so mochte auch plausibel erscheinen, daß die ganze Wirtschaftsführung bei Genossenschaften ruhte, denen ein Gesamtrecht am

besiedelten Boden, der noch unaufgeteilten „Mark", zukam, ohne daß noch Sondereigentum am Ackerlande bestand.

Für die Grundherrschaft war im Rahmen dieser Vorstellungen ebensowenig noch Platz wie für eine stärkere soziale Gliederung jener Frühgesellschaft der Germanen. Sie wollte man als Produkt einer jüngeren Entwicklung hinstellen und wohl gar erst in die Karolingerzeit verweisen.

Auf Grund der nunmehr gewonnenen Einsicht in die Zusammenhänge der frühmittelalterlichen und spätantiken Kultur läßt sich jetzt eine viel gradlinigere Synthese ganz ungezwungen gewinnen. Der auch von der neueren Sprachforschung wieder betonte stark ausgeprägte militärische Charakter der älteren germanischen Ordnungen macht verständlich, daß die Führer und Herzoge der siegreichen Stämme die ausgedehnten Güter des römischen Fiskus für sich in Anspruch nahmen. Die Grundherrschaft, schon bei Tacitus übrigens sicher zu erkennen, hat eben in den Zeiten der Eroberung eine natürlich begründete Übernahme und Weiterführung erlebt. Und nun wird eben von da aus, weil wir über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse auf den Grundherrschaften der spätrömischen Zeit durch neugefundene Inschriften und die Papyrusforschung vortrefflich unterrichtet sind, sehr vieles von den frühgermanischen Einrichtungen auch ganz anders aufgeklärt, als dies früher möglich war. Die eigenartige Rechtsstellung der römischen *saltus* mit ihrer Exemtion gegenüber den öffentlich rechtlichen Gewalten hat ihre direkte Fortsetzung in der frühfränkischen Immunität, ganz ebenso wie die damals schon sehr verbreiteten unfreien und freien Bodenleihen, Kolonat und Erbpacht, von den germanischen Kolonisten selbst seit dem 4. Jahrhundert fortentwickelt werden konnten. Wir finden nun an den Schriften der römischen Feldmesser, welche uns über die Ansiedlungsverhältnisse gerade auch der Veterani in den römischen Provinzen Aufschluß geben, den Schlüssel zum Verständnis frühmittelalterlicher Bodenteilung und Bodenwirtschaft. Vorab wird eine weitgehende Übereinstimmung im Charakter und materiellen Inhalt der einzelnen Landlose, welche an diese Militärkolonisten überwiesen wurden, ersichtlich, zwischen den *sortes*, beziehungsweise *acceptae* und den germanischen Hufen. Wie jenen ein Anteil auch an dem noch unbebauten Boden, an Wald und Weide, als Zubehör überwiesen war (*compascua*), so tritt dazu die Berechtigung der Hufner an der germanischen Mark in auffallenden Parallelismus. Er geht aber noch viel weiter. Das fiskalische Interesse an der Sicherung bestimmter Steuersummen hat in spätrömischer Zeit dazu geführt, daß auch das unbebaute Ödland von den einzelnen Bauern teilweise mit übernommen und versteuert werden mußte: die berüchtigte ἐπιβολή oder *iunctio*, der Zuschlag. In den frühfränkischen Formeln,

besonders jenen von Angers, welche einen weitgehenden Einfluß römischen Rechtes auch sonst aufweisen, finden wir nun auch deutliche Spuren dieser *iunctio*, indem von „*iunctis et subiunctis*" in der Pertinenz der Schenkgüter gesprochen wird. Das ist bisher nicht beachtet worden. Es bezeugt, wie sehr auch hier Zusammenhänge angenommen werden dürfen. Die germanische Mark erweist sich als Fortsetzung der spätrömischen *compascua*.

Den Nachbarn (*vicini*) in den römischen Dörfern freier Siedler (Metrokomien) war infolge ihrer Solidarhaftung für die Steuerleistung im Falle erblosen Todes des einzelnen Hufenbesitzers ein Erbrecht eingeräumt. Das berühmte und viel umstrittene Vicinenerbrecht der Merovingerzeit, welches durch ein Edikt König Chilperichs in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts abgeschafft wurde, findet hier seine natürliche Erklärung. Es ist keineswegs, wie man bisher wollte, ein Überrest alten Gesamteigens der Markgenossen an Grund und Boden. Endlich läßt sich nachweisen, daß auch das Einspruchsrecht der Dorfgenossen gegen die Ansiedlung von Fremden im Dorfbezirk, wie es in dem bekannten Titel *de Migrantibus* der Lex Salica enthalten ist, schon in den römischen Kaisergesetzen des 4. Jahrhunderts für die römischen Metrokomien bezeugt ist. Ja die neueren Aufschlüsse epigraphischer Funde haben gelehrt, daß dieses Recht schon in der Lex Manciana aus der Zeit Hadrians vorkommt.

Es besteht keine grundsätzliche Verschiedenheit in der Rechtsstellung der römischen *vicani* und der germanischen Dorf- oder Markgenossen, wie sie noch Ad. Schulten auf Grund der älteren germanistischen Forschung aufgestellt hatte. Sie löst sich mit der Berichtigung letzterer von selbst auf. Zudem sind auch die entsprechenden Hypothesen für die römische Dorfflur, daß sie die Gewanneinteilung nicht gekannt und Gemengelage der einzelnen Hufenstücke nicht anzunehmen sei, unhaltbar, da die Schriften der römischen Feldmesser dafür doch deutliche Belege bieten.

Zum Schlusse noch ein Wort über den Wirtschaftsbetrieb selbst. Ist nicht eben da doch eine weitgehende Verschiedenheit zwischen der Spätantike und dem frühen Mittelalter anzunehmen? Selbstverständlich war eine solche vorhanden, weil ja schon die großenteils geänderten Boden- und klimatischen Verhältnisse hier und dort Unterschiede natürlich bedingten.

Man wird aber auch da nicht zu weit gehen dürfen. Denn es ist heute nicht nur erwiesen, daß die Germanen lange vor unserer Zeitrechnung die wichtigsten Betriebsmittel des Ackerbaues, wie den Räderpflug, bereits gekannt haben, sondern auch in der Technik des landwirtschaftlichen Betriebes so manches von den Römern übernommen haben, was man bisher als Attribute spezifisch germanischer Wirtschaftsweise angesehen hat. So die

Zaunpflicht der Markgenossen, welche als Hauptzeugnis für angeblich vorhandene Feldgemeinschaft angesehen worden ist und in der Einhegung der Dorffelder zum Schutze der Saaten gegen das Weidevieh bestanden hat. Auch die termini technici der spätrömischen Zeit (*prata* oder *campos defendere*) kehren im Frühmittelalter genau so wieder.

Ganz allgemein aber erhellt die Überleitung und Fortführung des Wirtschaftsbetriebes aus einer Reihe von Gedichten, die im Moselland wie im Salzburgischen am Beginne des 9. Jahrhunderts entstanden sind. Kurze Verse über die einzelnen Monate und die landwirtschaftlichen Arbeiten, welche in diesen verrichtet werden sollen. Diese Verse waren für Monatsbilder bestimmt, die jene bäuerlichen Arbeiten illustrierten. Ich meine, daß die ältesten Beispiele für unsere Bauernkalender darin zu erblicken sind. Und da ist nun bezeichnend, daß sowohl die Verse wie auch der Bilderschmuck deutlich an antike, spätrömische Vorbilder sich anlehnen, wie von kunsthistorischer Seite des näheren dargelegt worden ist. Offenbar ist nicht nur Vers und Bild, sondern auch die Sache selbst, von der sie berichten, der Landwirtschaftsbetrieb in seinen einzelnen Verrichtungen, ebenso von dort übernommen worden.

Weite und erfolgverheißende Aussichten eröffnen sich der frühmittelalterlichen Kulturgeschichtsforschung auf diesen Wegen, die freilich zunächst meist nur im engeren Kreise der Lokalhistorie und ohne Anschluß ans Ganze, an die großen Hauptprobleme, beschritten worden sind.

Immer eindringlicher wird die Ersprießlichkeit des Zusammenwirkens auf diesen beiden Nachbargebieten der Forschung ersichtlich. Gerade der geniale Meister, zu dessen Andenken wir uns heute hier zusammengefunden haben, hatte aus der Überzeugung von solch engen Zusammenhängen heraus Quellen des frühen Mittelalters, wie die Lex Visigothorum u. a. zur Aufhellung spätrömischer Verhältnisse herangezogen und mit Glück verwertet. So mag nun auch umgekehrt dem Forscher auf dem Gebiete frühmittelalterlicher Kulturgeschichte die durch Archäologie, Epigraphik und Papyrusforschung immer mehr geklärte Spätantike ihrerseits Führer zum Lichte sein!

Wien. Alfons Dopsch.

Das Rezeptbuch des Marcellus Empiricus in seiner fortwirkenden Bedeutung.

Das Rezeptbuch des Marcellus (Wende des 4. und 5. Jahrhunderts) wird zwar wegen der vulgärgallischen Pflanzennamen hochgeschätzt, genießt aber sonst wegen der Masse abergläubi-

scher Mittel wenig Ansehen. Und doch müssen wir gerade den medizinischen Aberglauben, den Marcellus zum Teil aus dem Volksbuch des sogenannten *Plinius Valerianus* schöpft, mit besonderer Genugtuung begrüßen; ist er doch eine der festesten Brücken geworden, die Antike und Moderne verbinden.

Das Rezeptbuch des Marcellus verdankt dem lebhaften Interesse der Klöster, die bis ins ausgehende Mittelalter die Heilkunde pflegten, seine Erhaltung; so besaß Tegernsee im Jahre 1500 etwa 287 medizinische Werke und die medizinierenden Klosterbrüder und -schwestern werden in den Klosterchroniken besonders hervorgehoben; mit jedem Kloster waren botanische Gärten für Heilkräuter verbunden; die Klosterapotheken besaßen all die Mittel, welche die alte Volksmedizin brauchte: gepulverte Edelsteine, gebrannte Maulwürfe, Wolfsherzen, Krebsaugen, Froschlebern, Schlangenfett, geraspelte Menschenschädel, Blut von Hingerichteten u. dgl.

Das ganze Mittelalter hindurch herrschten in der wissenschaftlichen Medizin fast ausschließlich die Rezeptbücher des sogenannten *Plinius, Theodorus Priscianus, Vindicianus* u. a. Geradezu klassisches Ansehen genoß aber Marcellus, vermutlich deswegen, weil er Christ war (vgl. 23, 29; 25, 13 H.).

Leider ist bisher, trotz einiger dankenswerter Ansätze[1]) den Beziehungen der heutigen Volksmedizin zu Marcellus zu wenig nachgegangen worden, obschon die Parallelen förmlich in die Augen springen. So verordnet Marcellus (15, 52): *contra omnes strumas* (Kröpfe) *utilissimum est, si cor lacertae viridis lupino argenteo clausum in collo suspensum semper habeant;* in den oberitalienischen Bezirken Treviso und Belluno glaubt man heute noch, daß der Kropf verschwindet, wenn man um den Hals ein Säcklein mit einer Eidechse trägt[2]). Oder (15, 107): *si de pisce os faucibus haeserit, spinam mediam eiusdem piscis infringes et aliquam partem ex ea pollice et medicinali digito super verticem eius, cui os vel spina haerebit, adpones.* Hovorka notiert als Volksbrauch in Schwaben (II S. 19): „Hat jemand eine Fischgräte im Halse stecken, so nehme ein anderer eine Fischgräte vom Teller und klebe sie dem Patienten hinter das Ohr.“ Gegen die Lungenschwindsucht rezeptiert Marcellus (16, 61): *cervi pulmones .. in fumo, donec arescant, suspende et ex his aliquid contusum tritumque diligenter .. dato;*

[1]) Hovorka O., Dr. v., Über Beziehungen zwischen den Lehren des Plinius und der dalmatinischen Volksmedizin (13. Congr. intern. d. Méd. Par. 1900).

[2]) Vgl. Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin (Stuttgart 1909) II S. 16.

im „freiwillig aufgesprungenen Granatapfel des christlichen Samariters“ der Eleonora Maria Rosalia (1740) lesen wir als 13. Mittel: „Nimb das Inkreusch, Lungl und Leber, auch das Herz von einer Gämbsen, dörrs im Sommer an der Luft ... gedörrt und zerstoßen ... von diesem Pulver nimb ...“

Indes mögen all die *remedia rationabilia* — so nennt Marcellus die wissenschaftlichen Heilmittel — in langer Tradition sich fortgeerbt haben, am auffälligsten sind die *remedia physica*, die der Natur entspringen, und von diesen wieder die auf Heilzauber beruhenden; denn gerade diese Zauberformen haben seitens der christlichen Kirche die strengsten Verbote hervorgerufen; vgl. den *Indiculus superstitionum et paganiarum* (Mon Germ. h. II p. 223; dazu Saupe Alb., Progr. Realg. Leipzig 1891). *Corp. iur. civ. constit. imp. Leonis LXV: De incantatorum poena;* gegen das Trinken von Menschenblut und -samen kämpfte die Kirche noch im 11. Jahrhundert an; noch 1492 forderte ein Zauberarzt das Blut dreier unschuldiger Knaben, um den Papst Innozenz VIII. zu heilen; trotz des Todes der Kinder starb der Kranke. Weder Karls des Großen Kapitularien noch die moderne Schule konnten den Glauben des Volkes — ohne Unterschied des Bekenntnisses — an übernatürliche Kräfte ausrotten. Und gerade hier bietet uns das Volksbuch des Marcellus Anhaltspunkte, die feinen Fäden zu verfolgen, welche sich aus dem Altertum über das Mittelalter bis in die jüngste Zeit herüberspannen.

Der Glaube an die Wirksamkeit der meisten Volksheilmittel beruht bekanntlich auf der Lehre von der *signatura rerum*, die namentlich in den Tagen des Paracelsus wieder neuen Boden gewann; nach ihr soll jeder Naturkörper in Gestalt, Farbe oder sonstwie Eigenschaften an sich tragen, die dem aufmerksamen Forscher als Zeichen geheimnisvoller Kräfte gegen Krankheiten erscheinen. So verordnet Marcellus gegen Kopfweh das Kraut, das auf dem Kopf einer Statue wachse (1, 43); gegen weiße Haare: *experieris verum remedium, si agnum candidissimi capitis decoxeris atque inde caput eius, quem canum esse nolis, ungi praeceperis* (7, 5); gegen Steinleiden das Einnehmen eines zerriebenen Steins aus der Blase eines Menschen (26, 100); gegen Bettnässen hilft, auf das Lager eines Hundes zu pissen: *dicatque, dum facit, ne in cubili suo urinam ut canis faciat* (26, 129); das Zahnen befördert — wie Plinius N. h. XXVIII 258 sagt — das Anhängen von Pferdezähnen; ebenso hilft gegen Schlangenstich das Essen von gekochter Vipernleber (Plin. N. h. XXIX 71); die Asche eines Hundskopfes oder ein Wurm von einem Hundekadaver, Hundsleber, Hundslab schützen gegen Tollwut (Plin. medicina, p. 84 s.). Gegen Steinleiden empfiehlt Marcellus (26, 30): *hircum*

segregatum vel clausum septem diebus lauro pasces etc.; damit vergleiche man das bayrische Rezept bei Schmeller (Bayr. Wörterbuch): „Für den stain nimm ain pockh .. und gib im 14 tag epaum" (Efeu) usw. So braucht man heute noch Steinbrech gegen Steinleiden, Disteln gegen Seitenstechen, die Lungenflechte gegen Lungenkrankheiten, Schöllkraut wegen des gelben Saftes gegen Gelbsucht; ebenso naiv werden die Heilpatrone gewählt: St. Valentin gegen „fallende Krankheiten (Epilepsie, Hysterie, Veitstanz), die hl. Apollonia gegen Zahnschmerzen, weil sie eine Zange trägt, die hl. Ottilie wird von Augenkranken angerufen, weil sie auf dem Buche mit ihren Augen liegt, die sie um ihren Vater ausgeweint haben soll.

Damit nähern wir uns dem großen Gebiet der sympathetischen Kuren, bei denen es sich um eine Übertragung der Krankheiten von einem Menschenkörper auf einen anderen oder auf Tiere oder leblose Gegenstände handelt, um Anhängen von Amuletten, Handlungen, die häufig mit „Besprechungen" verbunden sind. Nicht selten werden Beschwörungen und Abbetungen für sich vorgenommen.

1. Beschwörung.

Bei jedem Zauber spielen die Zaubersprüche und -formeln eine ausnehmende Rolle (vgl. Plin. N. h. 28, 10—13); nach Plato (Leg. VI 909) ist das Wort das mächtigste Zaubermittel und bezwingt selbst Götter und Schicksal. Galenos (bei Alex. Trall. II 474 P. = „Über die ärztliche Behandlung bei Homer") ist in diesem Punkte aus einem Saulus zu einem Paulus geworden, wenn er bekennt: „Manche glauben, daß die Zaubersprüche den Märchen der alten Weiber gleichen, wie auch ich es lange Zeit tat. Ich bin aber mit der Zeit und durch ihre augenscheinlichen Wirkungen zur Überzeugung gelangt, daß in ihnen Kräfte wohnen. Denn ich habe ihren Nutzen bei Skorpionstichen kennen gelernt und ebenso auch bei Knochen, welche im Schlunde stecken geblieben waren und infolge des Zauberspruches sofort wieder ausgehustet wurden. Viele Mittel sind in jeder Beziehung vortrefflich und die Zauberformeln erfüllen ihren Zweck."

Seitdem die Söhne des Autolykos die Wunde des Odysseus durch Besprechen heilten (Od. 19, 457), ist die Beschwörung bei Griechen und Römern ein medizinisches Mittel. Varro heilt das Podagra durch eine Formel, Cato Luxationen durch den Spruch: *huat hauat huat ista pista sista dannabo, dannaustra;* gegen Triefaugen, erzählt Plinius (N. h. 28, 29), habe M. Servilius Nonianus ein Blatt mit den griechischen Buchstaben Ρ Α am Halse getragen.

Besprechungen finden sich auch im Rezeptbuch des Marcellus ziemlich häufig[1]). Merkwürdig ist die Anwendung eines Homerverses. Wenn einem etwas im Schlund stecken bleibt, soll man dem Leidenden folgende Verse (Od. 11, 634) entweder in die Ohren sagen oder, auf ein Blatt geschrieben, um den Hals hängen (15, 108):

Μή μοι Γοργείην κεφαλὴν δεινοῖο πελώρου
ἐξ Ἅιδος πέμψειεν ἐπαινὴ Περσεφόνεια.

Offenbar bezieht sich diese Anwendung auf das Gorgoneion, wie es im Übergang zur hellenistischen Periode dargestellt wurde: von höchstem Schmerz erfüllte Züge mit starrem, verzweifelndem Blick, so wie man dies bei einem Erstickenden wahrnimmt[2]).

Nur zweimal begegnet uns die Berufung auf Christus. Gegen Hüftbeinentzündung wird ein Tränklein aus dem sogenannten Brittenkraut empfohlen mit der Weisung (25, 13): *hanc herbam ter, dum tenes, antequam colligas, praecantare debes sic: terram teneo, herbam lego, in nomine Christi, prosit ad quod te colligo. Medicinalibus digitis eam sine ferro praecides aut evelles.* Und gegen Milzstechen wird empfohlen (23, 29): *herba salutaris, i. e. spina alba, qua Christus coronatus est, quae velut uvam habet, lienem leniter in eodem loco perfricata sanabit.* Diese Berufungen auf Christus machten natürlich Marcellus besonders empfehlenswert und, wie jede Sammlung der Volksmedizin zeigt, spielen bei Beschwörungen die Namen Christi, der Dreifaltigkeit, Mariens und der Heiligen eine Hauptrolle. Die Krankheitsbeschwörungen blieben um so mehr bis in die neueste Zeit herein beim Volke beliebt, als in der katholischen Kirche der Exorzismus im Ritual offiziell anerkannt ist[3]) und schon die ersten Christen Bibelverse als Phylakterien trugen[4]). Die einzelnen Formeln des Exorzismus sind verschiedenartig. Die natürlichste ist die Form der Bannung. Bei Angina heißt die Anordnung (15, 11): *praecantabis .. digitis tribus, i. e. pollice, medio et medicinali, residuis duobus elevatis dices: exi hodie nata, si ante nata, si hodie creata, si ante creata, hanc pestem, hanc pestilentiam, hunc dolorem, hunc tumorem, hunc ruborem, has toles, has tosillas, hunc panum, has paniculas, hanc strumam, hanc strumellam, hanc religionem,*

---

[1]) Vgl. Heim in: *Schedae philol. H. Usenero oblatae* (Bonn 1891) p. 119—137.

[2]) Auch die Zauberpapyri gebrauchen Homerverse; vgl. Pap. Paris. 813f. und 2145ff.; vgl. auch G. Roeper, Homerischer Talisman (Philolog. V 162ff.); bei Alex. Trallianus (II 581) wird gegen Podagra der Vers Il. 2,95 empfohlen.

[3]) Vgl. *F. Gelasii di Cilia locupletissimus thesaurus benedictionum, coniurationum, exorcismorum* . . (Aug. Vind. 1744[6]).

[4]) Krobatscheck G. *De amuletorum apud antiquos usu* (Diss. Greifsw. 1907). S. 29 ff.

evoco, educo, excanto de istis membris, medullis! Man vergleiche damit einen der vielen „Gichtzettel“, die im Landvolk schriftlich herumlaufen: „Gicht und Gichtern! Ich gebiete Euch bei der Kraft Gottes und bei dem höchsten Banne! Du laufende Gicht, du stete Gicht, du raffende Gicht, du habende Gicht, du kalte Gicht usw. schwindet, geht!“ Noch deutlicher lautet die Bannformel beim Podagra (36, 70): „*fuge, fuge, podagra et omnis nervorum dolor de pedibus meis et omnibus membris meis!*“ Vergleiche einen Gichtzettel aus Mittelfranken (Hov.-Kr. 273):

„O böses Gicht, o böses Gicht,
Fahre aus meinem Leib!“

Oder beim „Gerstenkorn“ rufe (8, 193): φεῦγε, φεῦγε, κριθή σε διώκει; so heißt auch bei Alex. Trallianus ein Zauberspruch (II, 376): „Fliehe, fliehe, o Galle, die Lerche hat dich gesucht!“ J. Grimm sagt[1]) (Deutsche Mythol. II. 1195): „Gerne pflegen Eingänge der Segen etwas Erzählendes voranzustellen, eine Handlung, aus welcher sich dann die Kraft der Hilfe ableitet.“ Solche Formeln finden sich auch bei Marcellus. So heißt es bei Magenschmerzen (20, 78): *Cum te in lecto posueris, ventrem tuum perfricans dices ter: Lupus ibat per viam, per semitam, cruda vorabat, liquida bibebat.* Oder bei Blutungen (10, 35): *stupidus in monte ibat, stupidus stupuit; adiuro te matrix, ne hoc iracunda suscipias.* Vergleiche, abgesehen von den Merseburger Zauberversen, den Spruch, den man in Schwaben gegen Mundfäule heute noch anwendet (Hov.-Kr. 266):

„Der hl. Hiob ging über Land,
Er nahm den Stab in die Hand“ etc.

Oder gegen Würmer (ebd. 97):

„Petrus und Jesus fuhren aus gegen Acker,
Ackerten fleißig drei Furchen,
Ackerten auf drei Würmer usw.“

Manchmal wird von dem ausgegangen, was nie und nirgends geschah, und daraus der entsprechende Schluß gezogen. Ein merkwürdiges Beispiel ist der Spruch gegen Herzbeschwerden (21, 3): *pastores te invenerunt, sine manibus collegerunt, sine foco coxerunt, sine dentibus comederunt. Tres virgines in medio mari mensam marmoream positam habebant, duae torquebant et una retorquebat; quomodo hoc nunquam factum est, sic nunquam sciat illa Gaia Seia corci dolorem.* Erinnert die Form an die bekannten Rätselaufgaben, so spielen die drei Jungfrauen (Parzen) mit herein, die auch in unseren deutschen Märchen und Volksglauben („saligen

---

[1]) Vgl. auch Grimm J. und Pictet, Über die Marzellischen Formeln (Berlin 1855).

Fräulein", „Heilrätinnen") fortleben. Die Beschwörungsformel selbst in ihrer negativen Fassung findet sich ebenfalls noch heute. So lautet sie im Ennstal (Hov.-Kr. II, 370): „Haut, Fleisch, Zahn und Bein, geschwill so wenig als der Stein."

Häufig ist der Spruch reimartig gebaut. So soll man bei Zahnweh siebenmal rufen (12, 24): *argidam margidam, sturgidam*, ähnlich wie man in Preußen bei Nasenbluten spricht: *Abek, Wabek, Fabek!* (Hov.-Kr. II, 7) oder wie man in Aschaffenburg heute noch auf je einen Mandelkern schreibt: *habere dabere. sachere* (ebd. 325).

Damit nähern wir uns bereits den sinnlosen Wortbildungen, wie sie den Beschwörungen eigen sind, wie wir sie in den Zauberpapyri massenhaft vorfinden, allen Deutungsversuchen trotzend[1]). So wird gegen Fremdkörper in den Augen verordnet (8, 170), das Auge zu drücken mit dem dreimaligen Spruch: *tetunc resonco bregan gresso*; bei Nasenbluten zu sprechen (10, 55): *socnon, socnon*; bei Fremdkörpern im Schlund zu sagen (15, 105): *xi exucrione xu criglionalsus scrisu miorelor exugri conexu grilau.* Das sind jene Buchstabenkombinationen, wie sie auch Serenicus Sammonicus (Lib. medicinalis v. 935) in seinem Fieberspruch: *Abracadabra* anwendet, die noch eine Handschrift des 17. Jahrhunderts aus Gefres (Oberfranken) rezeptiert: „Rezept für das Feber. *Abra. Fara. Sacra . . .*" Oder wie in Oberfranken heute noch „Wundzettel" herumgehen mit der geheimnisvollen Inschrift: *Satora robote Netabe ratota. S.* † und bei Verletzungen der „Wundsegen" gesprochen wird: „*Asteris violis dismor.* Im Namen Gottes usw." (Hov.-Kr. II, 362).

2. Amulette.

Der Gebrauch von Amuletten ist uralt, bei den Chaldäern und Ägyptern ebenso bezeugt wie bei den Griechen und Römern. Bekanntlich ließ sich Perikles ein Amulett umhängen, als er an der Pest erkrankte (Plutarch. v. Per. 38), der Allerweltsspötter Bion nahm ebenfalls zu Amuletten und Besprechungen seine Zuflucht (Diog. L. IV 7, 54 ff.), gegen Triefäugigkeit trug M. Servius Nonianus ein Amulett mit den griechischen Buchstaben Ρ Α am Hals (Plin. N. h. 28, 29), der dreimalige Konsul Mucianus eine lebende Mücke in einem Leinwandsäckchen (ebd.). Man hing sogar Haustieren Amulette an; so war man von ihrer Wirksamkeit überzeugt. Von den Ärzten schrieb Archigenes Amulette vor (Galen. XII 874. XIII 256 K.) und auch Alexander von Tralles spricht sich wiederholt für deren Anwendung aus (II 319. 375. 579). Wenn auch die christ-

[1]) Vgl. Wessely, *Ephesia grammata* (Wien 1886), Wuensch, Seth. Verfluchungstafeln (78 ff.); Dieterich, Rh. Mus. 56 (1901), 77—105; Kroll, *De oraculis Chaldaicis* (1894) p. 58.

liche Kirche in verschiedenen Vertretern (Eusebius, Dion Chrysostomos, Augustinus, Bonifatius) und auf Konzilien gegen die Phylakterien eiferte, so erhielt sich doch der Brauch bis zum heutigen Tage ungeschwächt. Das Konzil von Laodicea (4. Jahrhundert) mußte sogar dagegen einschreiten, daß die Geistlichen sich dieses Aberglaubens bedienten und 721 wurde das Amulett-tragen allgemein verpönt oder durch geweihte Stücke (Benediktus-Münzen, Agnus-Dei, Marienmedaillen, Skapuliere u. dgl.) ersetzt.

Auch bei Marcellus sind die Phylakterien ziemlich zahlreich vertreten. Hiebei stoßen wir wieder auf einen Homervers: bei Augenleiden schreibe man (8, 58) auf ein reines Blatt: *ἠέλιος ὃς πάντ᾽ ἐφορᾷ καὶ πάντ᾽ ἐπακούει* (Od. 11, 109) und hänge es an einem Faden an den Hals. Oder es werden sinnlose Sätze, auf ein Blatt Papier geschrieben, umgehängt, wie zum Beispiel gegen den „fallenden Zapfen“ (14, 67): *formica sanguinem non habet nec fel, fuge uva, ne cancer te comedat.* Gegen Herzbeschwerden hänge man folgenden auf ein Zinnplättchen geschriebenen Spruch an den Hals (21, 3): *ante cane coreu nec megito cantorem ut os ut os ut os* oder gegen Triefaugen ein Blatt Papier mit den Inschriften: *ου βαια* oder *φυρφαραν* (8, 56. 57). Damit vergleiche man unsere sogenannten Zahnwehzettel, deren einer mit den Worten: *onosum sinioba Zenni tantus leet* in Bayern weitverbreitet ist; er muß mittels eines Fadens auf den Rücken gehängt werden. Manchmal werden nur einzelne Buchstaben verwendet; so heißt das Mittel gegen Blutfluß (10, 70): *scribes in charta virgine et collo suspendes lino rudi ligatum tribus nodis: ψα ψε ψη ψε ψη ψα ψε.* So trug man früher als Schutz gegen die Pest einen Zettel mit den Buchstaben:

Z. + D. J. A. + B. J. Z.
+ S. A. B. + Z. H. G. F.
+ B. F. R. S;

dieses Mittel soll vom hl. Zacharias, Bischof von Jerusalem, hinterlassen worden sein (Hov.-Kr. II 315).

Neben diesen Zettelamuletten werden in ausgedehnterem Maße Amulette aus Pflanzen-, Tier- und Mineralbestandteilen gebraucht. Dabei ist wieder zu unterscheiden zwischen Anhängseln, welche zum Schutz vor Krankheiten oder zu ihrer Heilung dienen sollen. Als ein Schutzmittel gegen Augenleiden wird empfohlen, sobald die Kirschen zu reifen beginnen, drei Kerne zu durchbohren und, an einen Faden gereiht, als Phylakterium zu tragen, *voto prius facto contra solem orientem, quod eo anno cerasia non sis manducaturus* (8, 27). Oder als Prohibitiv gegen den Kropf dient *caput viperae linteolo conligatum colloque suspensum toles . . prohibet innasci* (15, 67). Man vergleiche dazu die sogenannten „Fraisbeterl“ (Natternbeinlein oder

Maulwurfszähne), an eine Schnur aufgereiht und um den Hals des Kindes gehängt, zum Schutze gegen Eklampsie.

Viel häufiger jedoch sind die Amulette zur Krankheitsheilung. So hilft gegen Blödsichtigkeit, wenn man den *lychnites lapis, quem nos carbunculum dicimus* bei sich trägt; *quem ut verum esse scias, sic experire, si festucas* (Halme) *leves admotas ad se rapit, sicut lapis magnes ferrum rapere consuerit* (8, 188). Aus der Begründung erhellt, daß dem Stein die Kraft zugeschrieben ist, den Krankheitsstoff anzuziehen; ingleichen wird der Magnetstein, *qui sanguinem emittit et ferrum ad se trahit*, als Amulett gegen Kopfweh gebraucht (1, 63). Man vergleiche damit den Aberglauben unserer Zeit, der dem Saphir (Rubin, Smaragd) die Vertreibung verschiedener Krankheiten zuschreibt. — Die meisten Amulette werden dem Tierreich entnommen. So wird gegen Podagra empfohlen, einen Hasenfuß anzubinden (36, 26), gegen Triefaugen ein Krebsauge an einem roten Faden um den Hals zu hängen (das Mittel hilft aber nur einem keuschen Menschen!), gegen Augenleiden und Quartanfieber die sogenannten Schwalbensteine. Ähnliches verordnet die Volksmedizin späterer Zeiten. So sind die Schwalbensteine heute noch in Oberbayern ein souveränes Mittel gegen Epilepsie; eine Tiroler Volksmedizin heißt: „Wenn man ein Rabenherz in ein Tüchlein bindet und um den Hals hängt, so verliert sich jede Schlafsucht."

3. Sympathiemittel (im engeren Sinne).

Es kann hier natürlich nicht von den sympathetischen Mitteln die Rede sein, welche auch beim Liebeszauber, Diebssegen, bei Verlusten u. dgl. in Betracht kommen, sondern nur von solchen, die sich auf Abwehr oder Schutz gegenüber Krankheiten beziehen. Es handelt sich bei all diesen Kuren um eine Übertragung der Krankheitsstoffe auf andere Menschen, auf Tiere, Pflanzen, Steine oder andere Naturgegenstände; die Übertragung erfolgt durch gewisse symbolische Handlungen, die unter Beobachtung bestimmter astrologischer Zeiten (Neumond, abnehmender Mond, Sonnenuntergang, Mitternacht, Freitag u. ä.), religiöser Vorschriften (nüchtern, Reinheit u. ä.), ritueller Bestimmungen (rücklings, stillschweigend, ungesehen, nackt u. ä.) vollzogen werden müssen.

Daß eine Übertragung des Krankheitsstoffes beabsichtigt ist, wird bei Marcellus wiederholt erklärt. So heißt es bei Seitenstechen (21, 1): *praecordiorum dolorem catuli lactantes admoti visceribus humanis transferre in se asseruntur.* Man erinnere sich, daß man seit alters die eines heilenden Reinigungsmittels Bedürftigen mit den der Hekate geopferten Hundsleichen abrieb, um das Schädliche, Krankhafte,

Unreine auf die Kadaver zu übertragen[1]. So soll man bei Leibgrimmen einen lebendigen Frosch anlegen, *in eam vitium confestim transire dicitur* (27, 123). Wie sehr man an diese Übertragung glaubte, zeigt ein Experiment, das ausführlich beschrieben wird (27, 132): *ut explorari possit, ex latentibus morbis, qui sit ille, qui vexat infirmum, comprehendique qualitas vitii et pars viscerum possit, catulus fetae canis lacteus die ac nocte cum eo qui laborat accumbat; is postea sectus inspicitur translatusque in eo morbus haud difficile notatur ita tamen, ut aeger ei lac de suo ore frequenter infundat; eum tamen catulum, cum fuerit exsectus, obrui oportet nec ab re est, si triduo idem catulus vivens cum aegro maneat; vitium enim aegri transire in eum usque adeo certum est, ut moriatur catulus hominemque morbis latentibus relevet;* so legte man bei Leibschmerzen den Bauch einer lebenden Ente auf, *adfirmantes, transire morbum ad anatem eamque mori* (27, 33). Ja die Wirkung ist so stark, daß sogar Teile des Tieres genügen, den Krankheitsdämon zu übertragen und das betreffende Tier zu töten. So wird bei Asthma empfohlen, Schaum aus dem Maul eines Maulesels zu trinken: *homo statim sanabitur, sed mula morietur* (17, 18) oder bei sonst hoffnungsloser Phthisis hilft es, den Speichel oder Schaum eines Pferdes in kaltem Wasser drei Tage zu trinken: *aegrum sine cunctatione sanabis, sed equum mors subita consequitur* (16, 88). Im ganzen Mittelalter wurde an das Dogma von der Transplantation geglaubt, zumal sogar der große Hippokrates sie ausübte, wenn er das Überlegen von lebendig-warmem Lammfleisch als Pharmakos gegen Schlangenbißwunden empfiehlt (V 27, 3).

Noch deutlicher wird diese Krankheitsübertragung in dem Brauch, der uns vom israelitischen Asasel (Sündenbock) her geläufig ist, oder von der neutestamentlichen Geschichte der Teufel, die in die Säue fahren. Marcellus gibt uns zur Heilung der Kolik eine breite Anweisung (29, 35), die darauf hinausläuft, einem lebenden Hasen die Bauchhaare abzureißen (die man dann dem Kranken auflegt) und das Tier wieder laufen zu lassen mit den Worten: *fuge, fuge, lepuscule, et tecum aufer coli dolorem.* Damit ist der Zweck des Ganzen klar ausgedrückt. Oder *solea piscis* (Schollenfisch) *spleni imponitur vel torpedo vel rombus, sed impositus rursum vivus in mare mittatur, mire prodest* (23, 44); der Dichter Marcellus Sidetes (2. Jahrh. n. Chr.) gibt das gleiche Rezept nebst Erläuterung:

Solea insignis petulanti admota lieni
vinctaque fasciolis, morbi pondus grave tollit.

---

[1] Rohde, Psyche[3] II p. 407.

Oder bei Leberleiden fange man eine Eidechse, nehme ihr die Leber aus, hänge diese an einem roten Faden an die rechte Seite oder den rechten Arm des Kranken, lasse aber die lebende Eidechse fort mit den Worten: *ecce dimitto te vivam; vide, ut ego, quemcumque hinc tetigero, epar non doleat* (22, 41). Ebenso fange man bei Kolik eine Eidechse, ziehe durch ihre Augen mit einer kupfernen Nadel einen Faden und bespreche diesen mit den Worten: *trebio potnia telapaho;* der Faden, oberhalb des Nabels angebunden, vertreibt die Schmerzen (29, 45); gegen weiße Flecken im Auge wird das gleiche Verfahren mit einer Fuchszunge (8, 129) angewandt.

Auf die Übertragung des Leidens auf ein anderes lebendes Wesen (Mensch oder Tier) ist es abgesehen, wenn man die krankhaften Produkte oder die mit ihnen in Berührung gekommenen Gegenstände von sich wirft; abergläubische Handlungen, die auch Vergil (Eklogen) und Tibull (ad Sulp. c. 4) als offenbar volkstümlich erwähnen. Marcellus gibt bei der Warzenbehandlung das ausführliche Verfahren an (34, 102): *Lupillum quemlibet involutum hederae folio ad verrucam admoveto, ita, ut eam tangat lapillus, atque ita celebri loco abicito, ut ab aliquo inventus colligatur; miro modo ad illum, qui collegerit, verrucae transferuntur et ideo quot fuerint verrucae, tot lapillis tangi debent.* Die Übertragung der Krankheit auf den Finder des betreffenden Gegenstandes ist in all diesen Fällen vorausgesetzt, wenn auch die Absicht nicht eigens angegeben ist. So wird beim Schnupfen empfohlen (10, 78), *si in charta se emungat eamque alligatam epistolae modo in publicum abiciat;* wer natürlich neugierig dieses Brieflein aufhebt, hebt damit den fremden Schnupfen auf. Oft genügt schon der bloße Wunsch der Übertragung. *Cum intrabis urbem quamlibet, ante portam lapillos, qui in via iacebunt, quot volueris collige dicens tecum ipse ad capitis dolorem te remedium tollere, et ex his unum capiti alligato, ceteros post tergum iacta nec retro respice* (1, 54). Nach deutscher Volksmedizin vertreibt man das Überbein, wenn man einen flachen Stein nimmt, diesen kreuzweise auf das Überbein drückt und dreimal spricht: „Stein, Stein, vertreib mir mein Überbein!“ Dann wirft man den Stein hinter sich, daß man ihn nicht mehr zu sehen bekommt, und betet ein Vaterunser (Hov.-Kr. II 397); oder man verliert die „Zahnwehzettel“ unbewußt.

Zur Transplantation zählt auch das Vernageln, Vergraben, Abpflanzen. Vom Einpflöcken des Fiebers spricht schon Livius (VII 3, 3: *dicitur pestilentiam quondam clavo ab dictatore fixo sedatam);* nach antikem Volksglauben (Plin. N. h. 28, 46) wird die Kraft des Nagels noch verstärkt, wenn er vom Kreuz eines Hingerichteten stammt; solche Nägel wurden zu Ringen und Amuletten verarbeitet, wie man heute noch Sarg-

nägel als Amulette verwendet. Ähnlich verordnet die antike Volksmedizin bei Mannesschwäche (Marc. 33, 65): *ubicunque minxerit, supra lotium* (Harn) *eius obicem. i. e. axedonem, ex usu figes*, gleich wie Ps.-Plinius gegen Epilepsie empfiehlt (nach Plin. N. h. 28, 63), an die Stelle, wohin bei einem Anfall der Epileptiker mit seinem Kopf zu liegen kam, einen eisernen Nagel einzuschlagen. Gegen Milzstechen wird geraten (23, 47), eine Hundsmilz dem Leidenden aufzulegen und diese dann ins Wandschränkchen des Schlafzimmers, 27mal versiegelt, zu versperren. So empfiehlt auch Alexander v. Tralles den Nagel von einem Kreuz (I 566) — (Plin. N. h. 28, 46) gegen Fieber — oder eines gescheiterten Schiffes (vgl. Pap. Lond. 121, 474) (I 570) gegen Epilepsie.

Das Vergraben, heute noch eine weitverbreitete Sitte, hat ebenfalls in der antiken Volksmedizin eine Stätte. So wird bei Ischias, wie Marcellus rät (25, 45), ein Wurm aus dem Boden gegraben, *in ligneo cauco ponitur, si fieri potest fisso et ferro alligato, tunc aqua perfunditur rursusque eodem loco, unde prolatus est, defoditur;* das betreffende Wasser soll dann vom Patienten getrunken werden. Man vergleiche damit ein Zahnwehmittel in Preußen: „Nimm den Mund voll Salz, gehe . . nach dem Friedhof, mache auf dem letzten Grab ein kleines Loch, lege zwei Strohhalme kreuzweise über dasselbe und spucke des Salz darauf!“ (Hov.-Kr. II 844.)

Damit verwandt ist das Verpflanzen. Wer häufig an Triefaugen leidet, reiße eine Schafgarbe samt den Wurzeln aus, bilde damit einen Ring, schaue hindurch mit dem dreimaligen Spruch: *excicum acrisos*, spucke dann dazwischen und pflanze die Schafgarbe wieder ein; wächst sie wieder weiter, wird der Kranke nie mehr von dem Leiden gequält werden (8, 64). Auch dieser Brauch lebt in unserer Volksmedizin fort.

Auf dem Glauben, daß man seine Krankheit abstreifen könne, beruht der Brauch des Durchziehens, Schiebens, Kriechens. Das älteste Beispiel des Durchziehens gibt Marcellus (33, 26). *Si puero tenero ramex* (Bruch) *descenderit, cerasum novellam radicibus suis stantem mediam findito, ita ut per plagam puer traici possit ac rursus arbusculam coniunge et fimo bubulo aliisque fomentis obline, quo facilius in se quae scissa sunt coeant. Quanto autem celerius arbuscula coaluerit et cicatricem duxerit, tanto citius ramex pueri sanabitur.* Im Egerland heilt man heute noch den Leibschaden in der Weise, daß man den Patienten drei Tage nach dem Neumond nackt durch eine gespaltene Eiche zieht, die man dann zusammenbindet; so wie die junge Eiche verwächst, so verwächst auch der Leibschaden (Hov.-Kr. II 481); diese „Schmiegungskuren“ sind in ganz Mitteleuropa verbreitet.

Das Binden, Knüpfen und Lösen von Knoten gehört zu den ältesten Mitteln der sympathetischen Kuren. Wie man durch den sogenannten Zauberknoten Empfängnis und Geburt verhindern wollte, eine Person an sich zu fesseln glaubte, so vermeinte man auch den Krankheitsdämon zu verstricken. So lautet ein Rezept bei Marcellus (32, 21): *inguinibus potenter medebere, si de licio septem nodos facias et ad singulos viduas nomines et supra talum eius pedis alliges, in cuius parte erunt inguina.* Oder es werden verschiedene Glieder verknüpft; zum Beispiel vergeht der Schnupfen, wenn man die Mittelfinger der rechten Hand mit einem Leinenfaden verbindet (10, 71), oder das Augenleiden, wenn man so viele Knoten in einem ungebleichten Leinenfaden knüpft, als der Leidende Buchstaben in seinem Namen hat, und ihm das Knotenband um den Hals bindet (8, 62), oder das Nasenbluten einer Frau, wenn man ihre Brüste mit einem Riemen aus Ziegenfell zusammenbindet (10, 47), oder Weichenschmerzen, wenn man die große Zehe des Fußes, auf welcher Seite die Schmerzen sind, mit der nächsten Zehe verknüpft (32, 24). Bei Warzen, Fieber und Kopfschmerzen ist das „Abbinden“ in ganz Mitteleuropa so allgemeiner Brauch der Volksmedizin, daß sich einzelne Belege erübrigen (vgl. Wuttke 488).

Heilungen mit Handauflegen gehören ebenfalls zum ältesten Inventar der sympathetischen Kuren[1]). Marcellus gibt auch einige Beispiele. Gegen Bauchgrimmen empfiehlt er (28, 16): *palmam tuam pones contra dolentis ventrem et haec ter novies dices* (folgt ein Zauberspruch) (vgl. 28, 73: *manus planas super renes pones).*

Eine intensivere Berührung mit der Hand bildet das Bestreichen. Gegen Bauchgrimmen wird verordnet (28, 74): *pollice sinistro et duobus minimis digitis* — die beiden Enden der Hand! — *ventrem confricans dices: stabat arbor in medio mare et ibi pendebat situla plena intestinorum humanorum, tres virgines (!) circumibant, duae alligabant, una revolvebat.* Die Beziehung auf die drei Parzen ist hier offensichtlich, wie in der deutschböhmischen Besprechungsformel (Wuttke 242): „3 Töchter: die erste spann, die zweite wickelte auf, die dritte weifte“ (Über das „Bestreichen“ im deutschen Volksaberglauben siehe Wuttke, 496 f.).

Eine Verbindung des Übertragens und Fortschickens einer Krankheit sehen wir in folgendem Mittel (8, 30): Sobald man eine Schwalbe hört oder sieht, soll man schweigend zu einem Quell oder Brunnen laufen, dort seine Augen abwaschen und Gott bitten, in diesem Jahre von Triefaugen verschont zu

[1]) Vgl. die Zusammenstellungen von Wuensch, Arch. f. Rlgw. 1904 S. 103 f.

bleiben; *doloremque omnem oculorum tuorum hirundines auferant* (vgl. Wuttke 499).

Ähnlich ist der Brauch des Abwischens. Sieht man nachts eine Sternschnuppe fallen, so wische man im selben Augenblick die Stelle, wo man Warzen hat, mit irgend etwas ab und sofort werden alle verschwinden (34, 100). Im Grunde ist es das Gleiche, wenn man in deutschen Landen dieselbe Prozedur bei zu- oder abnehmendem Mond vornimmt (Wuttke 523).

Etwas gewalttätiger erscheint das Wegbeißen. Wenn jemand einem, der am „fallenden Zäpfchen" leidet, unerwartet ganz oben in den Kopf beißt, wird er heil und gesund (14, 11).

Das Anspucken ist eines der häufigsten Hilfsmittel des Heilzaubers, zumal dem Speichel eine besonders reinigende oder prophylaktische Bedeutung zugeschrieben wurde [1]); nach Plinius (N. h. 18, 7) war es Brauch, bei Verabreichung jeder Arznei dreimal auszuspucken und so deren Wirkung zu unterstützen. Bei Marcellus spielt infolgedessen das Bespucken bei den Heilmitteln aller Art eine große Rolle. Deutlich wird der Zweck dieser Übung ersichtlich aus folgendem Rezept gegen Zahnweh. Mit Schuhen an den Füßen stelle man sich unter freiem Himmel auf den grünen Erdboden, nehme den Kopf eines Frosches, spucke diesem ins Maul und bitte ihn, *ut dentium dolores secum ferat, et tum vivam dimittes et hoc die bono et hora bona facies* (12, 24) (vgl. Wuttke 251). Dieselbe Absicht verfolgt das Ablecken. *Cuius nares fetebunt, remediabitur, si nares muli osculetur; similiter proderit mulieri, si nares mulae basiaverit* (10, 60). So nützt auch in der Wetterau gegen Zahnweh, wenn man einem Esel einen Kuß gibt (Wuttke 527).

Das „Anblasen" eines wehen Fingers bei Kindern, beim Fingerwurm, ist bei uns noch allgemein üblich; die Zeremonie des „Anblaselns" am St. Blasius-Tage als Schutz gegen Halsweh ist in katholischen Gegenden weitverbreitet und findet sich im Rituale der katholischen Kirche. Auch Marcellus kennt diese Sympathie, *si cui saliva resiliens tussem moverit, aliquis ei in frontem sufflet, statim desinit* (16, 46); Plinius (N. h. I 28) erwähnt besonders den Brauch, Krankheiten wegzuhauchen, und Origines eifert (c. Cels. I 68) gegen das νόσους ἀποφυσᾶν.

Eigentümlich ist auch die Übertragung mittels eines Zwischengliedes. So heißt es bei Marcellus gegen Nietnägel (18, 30): *parietem continges et rursum digitum ducens dices ter: pu pu pu* (offenbar das Symbol für das Anblasen), *numquam ego te videam per parietem repere.* Bei Augenlidentzündung fasse man mit drei Fingern der linken Hand unter freiem Himmel, nach Osten blickend, das entzündete Lid

[1]) Vgl. Gruppe, Gr. Mythologie 890[4].

und sage einen Zauberspruch. *Cum haec dixeris, isdem tribus digitis terram tanges et despues idque ter facias* (8, 191). Oder bei Bauchgrimmen drücke man den Daumen der linken Hand auf den Bauch und sage: *adam bedam alam betur alam botum. Hoc cum novies dixeris, terram eodem pollice tanges et spues* und zwar 27mal hintereinander (28, 72).

Oft wird die Krankheit damit vertrieben, daß man den Gegenstand, den man mit dem kranken Teil in Verbindung gebracht hat, vertrocknen läßt oder verbrennt. *Strumae optime medetur radix verbenae, si eam transversam reseces extremamque eius partem laborantis collo subnectas, priorem autem partem in fumo suspendas. Arescente enim ea strumae quoque siccabuntur et omnis earum umor arescet* (15, 82) (vgl. Ps. Apul. 4, 1). Ein ähnliches Verfahren wird bei Milz- und Leberleiden angewandt; man nimmt ein Stück Rinde eines wilden Feigenbaumes, legt es frisch an die wunden Stellen eine Zeitlang, hänge es dann im Rauch auf: *quod cum facies, rogabis, ut sicut cortex ille paulatim siccatus arescit, sic splen vel iecur laborantis arescat* (23, 68).

Daß man Leichenteilen oder Gegenständen, die mit ihnen in Berührung kommen, eine übernatürliche Bedeutung zumißt, ist aus dem deutschen Volksaberglauben hinlänglich bekannt. Bei Marcellus findet sich ebenfalls ein Beleg hiefür. Bei Schulterschmerzen, sagt er (18, 19), berühre man einen Schwamm leicht mit der Dolchspitze, womit ein Mensch gemordet wurde, und lege ihn warm den Schultern auf; die Heilung ist sicher.

Aus dem Umstand, daß man eine Krankheit seit alters als Mehrzahl behandelt — 77 oder 99 Fieber, Gichten, Seuchen und ähnliches (Wuttke 476) —, erklärt es sich, daß man von der angenommenen Zahl der Krankheitsstoffe bis zu Null herabzählt, ein Verfahren, das man schon in den indischen Veden beobachtet hat. So verordnet auch Marcellus gegen das „Gerstenkorn" im Auge (8, 192): Nimm neun Gerstenkörner und stich in jedes einmal und sag dazu: *κορια κορια κασσαρια σουρωρβι*; dann wirf diese neun Körner weg und mach es bei diesen ebenso, dann fünf, drei und schließlich eines. Oder bei Mandelentzündung beobachte folgendes (15, 102): *glandulas mane carminabis, si dies minuetur, si nox, ad vesperam et digito medicinali ac pollice continens eas dices: IX glandulae sorores, VIII glandulae sorores, VII gl. s., VI gl. s., V gl. s., IV gl. s., III gl. s., II gl. s., I glandula soror, IX fiunt glandulae, VIII f. gl., VII f. gl., VI f. gl., V f. gl., IV f. gl., III f. gl., II f. gl., una fit glandula, nulla fit gl.* Damit vergleiche man den Gichtspruch in Pillkallen (Hov.-Kr. II 271): „Ich grüße dich, Birk und Ficht, Auf 77erlei Gicht. Hast du sie nicht 77mal, so hast sie doch 65mal, hast du sie nicht 65mal, so hast du sie doch 54mal" und so herunter über 43,

32, 21, 10 auf eins und keins; auch eine angelsächsische Formel (*for churnel*) wird bei Hovorka-Kr. zitiert (II 693).

Schließlich wird der Krankheitsdämon gebannt mittels eines Kreises, den man um ihn beschreibt. Marcellus empfiehlt bei Ohrgeschwüren (15, 47), eine tote Spitzmaus mit Mergel oder Leinwand oder rotem Faden zu umwickeln und damit das Ohrgeschwür dreimal kreisförmig zu umschreiben; *mira celeritate sanabis.* Oder: *si locum, quem impetigo adludit, auro circumscribas, postea eum omnino non adpetet* (19, 16); so legt man auch in Franken ein Geldstück auf die Flechte, macht damit einen Kreis herum und dann kreuzweise Eindrücke (Wuttke 512).

Der Altmeister der Geschichte der Medizin, Kurt Sprengel, entrüstet sich (II 179) mächtig über die Empiriker von dem Schlage eines Marcellus. „Der Aberglauben, die Unwissenheit und unverschämte Dreistigkeit des Verfassers, oder des Stopplers unter Marcellus' Namen sind fast unglaublich." Nach Aufzählung einiger Proben verläßt er aufatmend „diese Galerie von Karikaturen" (181). Noch immer spukt da und dort in Handbüchern und Literaturgeschichten diese Überheblichkeit des wissenschaftlichen Denkers. Und doch! Erst die Zauberliteratur der Papyri gewährte uns einen tieferen Einblick in die unteren Schichten des antiken Volksgeistes ebenso wie die mystisch-magische Medizinliteratur uns mit dem Sinnen und Denken der Volksmassen vertraut machen kann. Leider ist trotz sehr dankenswerter Ansätze eine Zusammenfassung antiker Volksmedizin, wie wir sie für moderne Länder und Landstriche schon in glänzenden Werken besitzen, noch in weitem Felde. Und doch zeigt neben einzelnen Autoren, wie Homer, Vergil, Ovid, Horaz, Terenz und Plautus, kein Gebiet wie Astrologie und Volksmedizin eindringlicher die ununterbrochene Traditionskette zwischen Antike und Moderne, da hier nicht einmal das Christentum den mächtigen Unterströmungen der Volksseele einen Damm entgegenwerfen konnte.

München. Prof. Dr. Eduard Stemplinger.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Die altklassische Welt. Neubearbeitung von Martin Wohlrabs Altklassischen Realien im Gymasium. 10. Aufl. (1. Aufl. der Neubearbeitung). Von Hans Lamer. Leipzig und Berlin 1918, Teubner. IV, 154 S. Preis geb. 2 M. 20 Pf. + 25% Zuschlag.

Die Neubearbeitung des bewährten Wohlrabschen Buches, das eine hohe Auflagsziffer erreicht hat, erscheint unter einem neuen Titel, der das weiter gesteckte Ziel, eine Darstellung der gesamten Kultur des Altertums, wenn auch im engsten Rahmen, zu geben, zum Ausdruck bringen soll. Wohlrab hatte sich hauptsächlich auf die Literatur beschränkt und die sogenannten Realien nur anhangsweise behandelt; Lamer zieht diese im vollen Umfange heran und stellt sie als gleichberechtigt neben den literarhistorischen Teil. Zugleich verfolgt die Neubearbeitung den Zweck, und das gibt dem Buche ein durchaus verändertes Gesicht und bildet nunmehr seinen charakteristischesten Zug, die Grundlagen unserer heutigen Kultur in der Antike aufzuzeigen, das Altertum mit der Gegenwart zu verbinden und damit die altklassischen Studien auch im Gymnasium mit neuem, modernem Leben zu befruchten. Mit Recht, denn die Bemühungen der Wissenschaft, das „Erbe der Alten" ins Licht zu stellen, sollen und können für den humanistischen Unterricht an der Mittelschule nutzbar gemacht werden, eine Forderung, die bekanntlich im Kampfe um das Gymnasium von den Verfechtern desselben wiederholt und nachdrücklich vertreten worden ist. Der Bearbeiter hat sich seiner Aufgabe geschickt entledigt. Die Zusammenhänge zwischen Altertum und Gegenwart werden auf allen Gebieten der Geisteswissenschaften und der technischen Kultur unter Verwertung der besten und neuesten Behelfe klar und lehrreich vor Augen geführt. Dem Nachweis der kulturellen Entwicklung dient auch die innerhalb jedes Abschnittes gleichmäßig eingehaltene Anordnung des Stoffes, die Behandlung der Römer im unmittelbaren Anschluß an die der Griechen, wodurch die im allgemeinen von Hellas

nach Rom und von hier zur Gegenwart führende Linie deutlicher sichtbar wird, als dies bei der sonst üblichen voneinander getrennten Darstellung der beiden Teile der antiken Welt der Fall gewesen wäre.

Die Neubearbeitung erstreckt sich übrigens nicht bloß auf Umfang, Anlage und Aufstellung neuer Gesichtspunkte, sondern es war auch die Prüfung des Textes auf seine sachliche Richtigkeit vorzunehmen, was vielfach Änderungen, ja die Umarbeitung ganzer Abschnitte notwendig machte. Auch diese Seite der Aufgabe ist von dem kenntnisreichen Bearbeiter trefflich gelöst worden. Eine dankenswerte Beigabe sind die vielen Abschnitten vorangestellten Literaturangaben, die dem Schüler, der sich weiter zu bilden strebt, den Weg dazu weisen.

Die Um- und Ausgestaltung des Buches ist somit eine durchgreifende. Darum möge eine kurze Übersicht des Inhaltes folgen, der sich von Fall zu Fall einige Bemerkungen, wie sie sich dem Referenten beim Durchlesen aufdrängten, anschließen sollen.

Die Neuorientierung der Darstellung zeigt sich gut gleich in der Einleitung über Ursprung, Abschnitte und Weiterleben der antiken Kultur, insbesondere im letztgenannten Teile. Der erste Hauptabschnitt über die Entwicklung der griechischen und römischen Literatur (der Verf. schreibt stets „Litteratur") steht durchaus auf der Höhe der Forschung; die Benützung der neuesten Ergebnisse derselben und die Berücksichtigung wichtiger Funde (Bakchylides S. 24, Sophokles' Spürhunde S. 31, Menander S. 36) ist ebenso anzuerkennen wie die bei aller Knappheit der Darbietung klare Herausarbeitung der Zusammenhänge und Richtlinien. Zweifelhaftes wird im allgemeinen als solches bezeichnet oder es wird doch eine bestimmte Stellungnahme vermieden (Theaterproblem S. 35, Tätigkeit des Plautus beim Theater S. 37, Veröffentlichung der *Historiae* des Tacitus u. a.); manchmal ist allerdings Ungewisses als Tatsache hingestellt, so der „Hungertod" des Isokrates (S. 50). Im einzelnen sei bemerkt: S. 26 konnte auf den Unterschied der Satiren des Horaz und des Lucilius hingedeutet werden; S. 34 wäre die Anmerkung nicht unangebracht, daß der Kothurn ursprünglich ein hoher Schuh aus weichem Leder mit niedriger Sohle war (M. Bieber, Das Dresdner Schauspielerrelief, Bonn 1907, S. 42 ff. K. Smith, Class. Phil. XVI 123 ff. A. Koerte, Festschr. z. 49. Phil. Vers. Basel 1907, S. 198 ff.); S. 36 ist die Wendung: „So bildete Plautus Stücke Philemons nach" etwa durch den Zusatz von „auch" deutlicher zu machen. Daß von der sogenannten mittleren Komödie überhaupt nicht gesprochen wird, ist kaum zu bemängeln.

Vorsichtige Zurückhaltung wird auch in dem Religion und Mythos gewidmeten Kapitel geübt. Den Hauptraum bean-

spruchte hier natürlich die homerische Religion. Wenn es S. 58 heißt, die Götter seien als die Herrschenden ἄνακτες genannt worden, so mag immerhin auf die beachtenswerten Ausführungen P. Kretschmers (Einl. in die Altertumsw. her. v. Gercke-Norden I² S. 503) hingewiesen werden, wonach ἄναξ bei Homer und auch sonst in alter Zeit „Schützer" bedeutete.

Besondere Gelegenheit, die Nachwirkung des Altertums auf die Gegenwart darzutun, bot die Besprechung von Wissenschaft und Technik. Vortrefflich wird hier einleitend über Wesen und Bedeutung der griechischen Wissenschaft gehandelt, dann über Philosophie, Medizin, Philologie, Mathematik, Geographie und Astronomie, Rechtswissenschaft, endlich Technik. Das Interesse des Schülers wird hier sicherlich stark angeregt werden.

Im Abschnitte über die Kunst, zunächst die bildende Kunst, konnte auf so engem Raum (S. 88—93) so vieles nur deshalb erledigt werden, weil entlastend die Verweise auf Luckenbach, Kunst und Geschichte, große Ausgabe, Band I, Lamer, Griechische Kultur im Bilde und Römische Kultur im Bilde hinzutreten und der Besitz dieser Bilderwerke beim Schüler vorausgesetzt wird. Über Musik wird ganz kurz gehandelt.

Auch der wohlgegliederte Abschnitt über den Staat bietet wiederholt Anlaß, lehrreiche und das Verständnis fördernde Parallelen zur Gegenwart zu ziehen. Ich mache hier besonders auf das die Papyrusfunde verwertende Kapitel über Verwaltung und Gerichtswesen in der römischen Kaiserzeit aufmerksam. Das griechische Kriegswesen wird in geteilter Darstellung, das homerische S. 17 ff., das in Xenophons Zeit S. 114 ff., vorgeführt.

Den Schlußteil bildet der Abschnitt „Tägliches Leben" mit den Unterteilungen: 1. Stadt und Wohnung (Athen, Olympia, Delphoi; Rom, Pompeii; das Privathaus), 2. Häusliches Leben. Auch hier war die Darbietung eines umfänglichen Stoffes in kürzester Form nur durch die ständigen Verweise auf die erwähnten Bilderwerke möglich.

Ein genau gearbeitetes Register und drei Pläne (Athen und Rom) sind beigegeben.

Die Drucklegung ist sehr sorgfältig; nur ein Druckfehler (S. 104 unten „Voilk" statt „Volk") ist mir aufgefallen.

Der alte Wohlrab hat in seiner neuen Gestalt außerordentlich gewonnen. Geschick in der Darbietung des übersichtlich disponierten Stoffes und wissenschaftliche Tüchtigkeit haben sich vereint, einen trefflichen Behelf für den altklassischen Unterricht am Gymnasium zu schaffen, der ebenso geeignet erscheint, dem Schüler eine Fülle von Kenntnissen zu vermitteln wie sein Interesse zu fesseln. Das Buch darf auf das wärmste empfohlen werden.

Graz. J. Mesk.

Des Claudius Ptolemäus Handbuch der Astronomie. Aus dem Griechischen übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Karl Manitius. (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.) Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig 1913. 1. Band. XXVIII. 458 S. 2. Band VI. 446 S. 16°.

Habent sua fata libelli. Wenn von irgend einem Buche, so kann dies von der großen Syntax der Astronomie des Claudius Ptolemäus, noch mehr bekannt unter dem Namen Almagest, gesagt werden. Es ist ein Buch, das, um das Jahr 160 n. Chr. G. verfaßt, den Schlußstein der griechischen Astronomie bildete, teils als das klassische Lehrbuch der Astronomie galt, in allen Schulen gelesen und immer wieder neu kommentiert und herausgegeben wurde, teils als das große Zauberbuch Verehrung genoß, dem jüdische Kabbalisten sowie arabische und wohl auch indische Zauberer ihre astrologischen Prophezeiungen entnahmen. Für alle, die sich für Geschichte der Astronomie und Mathematik interessieren, wird diese Neuausgabe mit ihrer vortrefflichen deutschen Übersetzung und in der neuen Darstellung der sonst langatmigen griechischen mathematischen Entwicklungen in moderner Schreibweise eine hochwillkommene Gabe sein.

Der Übersetzung liegt der Text zugrunde, den Prof. Heiberg in Kopenhagen in den Jahren 1898 bis 1903 besorgte und der auf einer gründlichen Durchforschung des ganzen handschriftlichen Materials beruht. Mit ihren vielen Anmerkungen, den vielen aufs ausführlichste und numerisch durchgeführten Rechnungsbeispielen nach den im Buche vorgetragenen Vorschriften und Tafeln, den zahlreichen Fußnoten, den vielen beigegebenen neuen Figuren, die zur Erläuterung schwieriger Stellen dienen, wo eine Figur besser wirkt als Worte, ferner mit ihrer doppelten Paginierung einerseits nach der alten Pariser Ausgabe von Halma aus dem Jahre 1813 und anderseits der neuen von Heiberg legt sie Zeugnis davon ab, daß der Herausgeber und Übersetzer nicht nur in philologischer Richtung, sondern auch in sachlicher Hinsicht als Mathematiker und Astronom seiner Aufgabe gewachsen war.

Der erste Band enthält zunächst in der Einleitung einen ausführlichen Bericht über die interessante Geschichte des Buches. Ihr ist zu entnehmen, daß das Buch unter dem Märchenkalifen Harun al Raschid nach Bagdad kam, dort ins Arabische übersetzt wurde und sodann das grundlegende Werk für alle astronomischen Arbeiten dieses neuen Kulturvolkes bildete, das sich mit einer merkwürdigen Leichtigkeit in diese ihm bis dahin fremde Wissenschaft hineinlebte; daß es dann auf dem Umwege über das arabische Spanien auch nach Deutschland kam, wo Gerhard von Cremona auf Befehl des Kaisers Friedrich Barbarossa die erste lateinische Übersetzung aus dem Arabischen besorgte, daß nach der Eroberung Konstantinopels durch die

Türken auch griechische Originaltexte nach Italien kamen und daß endlich den bedeutendsten Astronomen des Mittelalters, den bekanntlich an der Universität in Wien tätigen Georg v. Pürbach und Johannes Müller aus Königsberg, die Kenntnis des Almagest durch den Kardinal Bessarion vermittelt wurde, der selbst drei Manuskripte des Buches besaß. Wie ein eigentümliches Geschick es wollte, wurde die erste Drucklegung in Basel ausgeführt im Jahre 1538, so daß es fast gleichzeitig mit dem großen Hauptwerke des Koppernikus *De revolutionibus orbium caelestium* erschien, durch das es in den Schatten gestellt und seines Ansehens beraubt werden sollte.

Gegenüber der Frage, ob Ptolemäus ein selbständiger Forscher oder nur ein Kompilator war, der einzig die Ergebnisse seiner bedeutenden Vorgänger, namentlich Hipparchs, zu verarbeiten verstand, ob er selbst beobachtete oder nur seine Beobachtungen aus der Theorie künstlich errechnete, um nicht zu sagen fälschte, ein Vorwurf, den besonders Delambre in seiner Geschichte der Astronomie gegen ihn erhebt, spricht Verf. die Hoffnung aus, daß ein eingehendes sorgfältiges Studium seiner neuen deutschen Ausgabe des Almagest dieses ungünstige und ungerechtfertigte Urteil wohl bald widerlegen werde.

Von den 13 Büchern, in die das Gesamtwerk des Ptolemäus zerfällt, enthält der erste Band die ersten sechs, der zweite die folgenden sieben, woran sich noch anschließt ein Verzeichnis der Abweichungen vom Text Heibergs, und endlich ein Namensverzeichnis, das die Benützung des Buches wesentlich erleichtert. Auf den speziellen Inhalt der einzelnen Teile einzugehen, scheint Ref. nicht notwendig zu sein. Er dürfte jenen Astronomen, die sich für die Geschichte der Astronomie interessieren, bekannt sein und jene, die ihn nicht kennen, mögen sich mit ihm bekannt machen. Die klare, selbst für ein modernes wissenschaftliches Handbuch mustergültige Darstellungsart des Ptolemäus wird ihnen nur Freude bereiten.

Wien. S. Oppenheim.

F. Sommer, Sprachgeschichtliche Erläuterungen für den griechischen Unterricht. Laut- und Formenlehre. Verlag und Druck von B. G. Teubner. Leipzig. Berlin 1917. 2 M. 50 Pf.

Seit Brugmann seine bekannte Schrift „Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen und die Sprachwissenschaft“ (Straßburg 1910) veröffentlichte, in der er die Forderung nach Vertiefung der sprachlichen Seite des Philologiestudiums stellte, ist in der deutschen und österreichischen Gelehrten- und Schulwelt das Thema immer wieder bald zustimmend, bald ablehnend oder doch zurückhaltend behandelt wor-

den[1]). Erfreulicherweise gewinnen die Vertreter der sprachlichen Richtung immer mehr an Boden, etwas langsamer im Deutschen Reich als hierzulande, wo ja ihren Forderungen in dem Normallehrplan für das Griechische auf der Oberstufe, der die gelegentliche Heranziehung sprachwissenschaftlicher Betrachtungen verlangt, und in der neuen Prüfungsordnung für das Lehramt an Mittelschulen in den klassischen Sprachen, nach der der Kandidat jetzt auch sprachwissenschaftliche Kenntnisse nachzuweisen hat, Rechnung getragen wurde. Dieses größere Entgegenkommen ist offenbar dem Umstande zuzuschreiben, daß die „neue Richtung" in Österreich an ältere, noch lebenskräftige Traditionen anknüpfen konnte. Denn die Lehrergeneration, die in dem letzten Jahrzehnt die führende Stellung einnahm, war ja doch zum großen Teil aus der Schule Karl Schenkls hervorgegangen, der schon 1864, von Curtius' neuen Forschungen beeinflußt, den Wert der Sprachvergleichung für die klassische Philologie betonte und ihre Förderung im akademischen Unterricht zu seiner Aufgabe machte (Thumb, Die griechische Sprache, Grundriß der indogermanischen Sprachwissenschaft II I, S. 31). Die meist benützte griechische Grammatik ist denn auch die von Curtius in den Bearbeitungen von Hartel und Weigel, neben die jetzt die im gleichen Sinn abgefaßte von Hintner in ihrer Neubearbeitung durch Klement getreten ist. Das schönste Zeugnis aber für den Geist, in dem die griechische Sprache an den österreichischen Gymnasien vielfach schon getrieben wird, legt Scheindlers „Methodik des Unterrichtes in der griechischen Sprache" in allen ihren Teilen ab. So dürfte wohl ein deutsch-österreichischer Obergymnasiast Vergleichungen, wie *καρδία*. *cor*, Herz, oder *ἱδρώς*. *sudor*, Schweiß, selten mit so wenig Voraussetzungen gegenübertreten, wie es Lamer a. a. O. mißbilligend bemerkt. Aber auch so oder eben deshalb dürfte gerade bei uns ein Buch, das eine schnelle Orientierung über die wichtigsten Fragen der griechischen Grammatik gestattet, Studenten wie Gymnasiallehrern willkommen sein, besonders wenn es aus der Werkstatt eines so bekannten Sprachforschers hervorgegangen ist wie F. Sommers. Die „Sprachgeschichtlichen Erläuterungen" sind zunächst als Hilfsbuch zur Griechischen Schulgrammatik von Lotz (Griechisches Unterrichtswerk mit Benützung von Weseners Griechischem Elementarbuch: I Griechische Schulgrammatik. Laut- und Formenlehre. Unter Mitwirkung von Professor Dr. Sommer-Jena bearbeitet von Dr. Lotz-Roßleben. Teubner) gedacht, aber so angelegt, daß sie unabhängig von dieser gebraucht werden können. Diese Scheidung der wissen-

[1]) Eine gute Zusammenstellung jetzt bei H. Meltzer, Indogerm. Jahrbuch IV 1916 „Die Sprachwissenschaft im griechischen und lateinischen Sprachunterricht" und bei H. Lamer, „Sprach- und Kulturkunde im griechischen Anfangsunterricht", Neue Jahrb. XL 1917, S. 19 ff.

schaftlichen Behandlung des Stoffes von der zu Lehrzwecken bestimmten Grammatik hat entschieden große Vorzüge gegenüber dem Verfahren, in umfangreichen Anmerkungen wissenschaftliche Erklärungen beizubringen, die dann doch vielfach in der Luft schweben müssen. So ist, um ein Beispiel anzuführen, die Anmerkung zu dem Interrogativpronomen bei Curtius-Weigel [27] 93, 3 S. 70 über die Stämme *quo — que — qui*, griech. πο, τε, τι kaum fruchtbringend, da eine vollständige Lautlehre, in der die Labiovelaren behandelt würden, fehlt, so daß der sprachlich weniger geschulte Lehrer, vom Schüler ganz zu schweigen, schlechterdings nichts mit ihr anzufangen weiß. Bei einem Vorgange, wie ihn Sommer einschlägt, ist hingegen eine gewisse Vollständigkeit möglich, da die Rücksicht auf die Fassungsgabe der Schüler wegfällt und es dem Takte des Lehrers überlassen bleibt, wie viel er von dem ihm Dargebotenen im Unterricht verwerten kann und will.

In dem ersten Teil bringt S. eine Gliederung der indogermanischen Sprachen, dann einen Überblick über die griechischen Dialekte. Hierauf folgt die Geschichte des griechischen Alphabets. Bei dieser könnte man vielleicht eine kurze Erwähnung der vorgriechischen Schriftsysteme, insbesondere auf Kreta, und der kyprischen Silbenschrift vermissen, deren Kenntnis für den klassischen Philologen schon in Anbetracht der Streitfrage über das γράφειν bei Homer (Z 168, vgl. Cauer, Grundfragen, 259[2]) von Interesse wäre. Auch für Schulzwecke heranzuziehen wird der Hinweis auf die verschiedene Schreibung des Doppelbuchstabens *ks* (Ξ und X, daher lat. *X*) in den ost- und westgriechischen Alphabeten sein, ebenso wie die Erklärung der Namen ε und υ ψιλόν. Diese stammen nach S. erst aus der byzantinischen Grammatik und wurden zur Unterscheidung von den in der Aussprache monophthongisierten Doppellauten αι und οι eingeführt; so heißt es: καινός διὰ τῆς αι διφθόγγου: κενός διὰ τοῦ ε ψιλοῦ. Hiebei wird sich für den Lehrer auch eine günstige Gelegenheit ergeben, einiges über die heutige Aussprache des Griechischen einfließen zu lassen. In der Behandlung der Lautlehre beginnt S. mit einer Übersicht über die regelmäßige Vertretung der indogermanischen Laute im Griechischen. Die von ihm herangezogenen Parallelen aus dem Lateinischen, Germanischen, Altindischen und gelegentlich auch aus dem Litauischen sind so geschickt ausgewählt, daß sie auch dem mit den letztgenannten Sprachen nicht Vertrauten unmittelbar verständlich sind. Angemessen könnte man hie und da ein slawisches Beispiel einfügen, da die slawischen Wortstämme wenigstens aus Eigen- und Ortsnamen vielfach bekannt sind: so etwa bei den Palatalen die Reihe κλέος, *cluco*, Chlodwig, Ludwig, slava, Wladislav; Χαμαί *humus*, Novaja semlja. Besonders hervorgehoben seien die ebenso klaren wie knappen Auseinander-

setzungen über den Ablaut, die Lautverschiebung, die Vertretung der Gutturalen, die Aussprache der Vokale und Diphthonge; mit Recht wendet sich S. hier gegen die im Deutschen Reiche übliche gleiche Aussprache von ει und αι, wie von ευ und deutsch eu.

Bei der Darstellung der Formenlehre erörtert S. auch häufig in Anmerkungen die entsprechenden lateinischen Verhältnisse, was die Brauchbarkeit des Buches noch erhöht. Eine kluge Zurückhaltung wird bei der ebenso schwierigen wie oft noch problematischen Behandlung der Pronomina geübt. Den Abschluß des Ganzen bildet eine Betrachtung über Lautgesetz und Analogie in der griechischen Sprachentwicklung; hier wird an der Hand einfacher griechischer, lateinischer und deutscher Beispiele die grundlegende Bedeutung dieser sprachwissenschaftlichen Begriffe eindringlich dargelegt, so daß das Büchlein, das Schulmännern wie Studierenden nicht warm genug empfohlen werden kann, mit einem allgemein gehaltenen Ausblick in die wissenschaftliche Grammatik schließt.

Mauer b. Wien. P. Wahrmann.

W. Kopp, Geschichte der griechischen Literatur. Fortgeführt von F. G. Hubert, G. H. Müller, O. Kohl. Neunte Auflage, besorgt von Dr. Kurt Hubert. Berlin 1917, Verlag von J. Springer. X und 348 S. 8°. Preis 4 M. 80 Pf.

Man kann der neuen Auflage von Kopps Literaturgeschichte nachrühmen, daß sie den Hauptaufgaben einer Neubearbeitung gerecht wird: Unwesentliches oder als unrichtig Erkanntes auszuscheiden und Neues aufzunehmen, soweit es der Umfang des Werkes erfordert. H. betätigt dabei im ganzen eine glückliche Hand. Viele Kapitel, besonders die Einleitungen, haben oft durchgreifende Umformung erfahren: die Vorbemerkungen über Metrik und Musik sind unter Verzicht auf überflüssige Nomenklatur und Notenumschrift auf eine kurze Charakterisierung der wichtigsten Prinzipien beschränkt, die historische Übersicht der ersten Literaturperiode mit neuen Zusätzen versehen, die einen besseren Überblick über die vorliterarischen Kulturstufen mit besonderer Berücksichtigung der mykenischen gewähren, das Kapitel über die homerische Frage unter Einbeziehung der modernen Arbeiten ziemlich umgestaltet, in § 10 (Liederdichtung) die Unterscheidung zwischen Kitharodik und Aulodik einerseits, Kitharistik und Auletik anderseits sowie der entsprechenden Nomen streng durchgeführt, der jüngere Dithyrambos eingehender charakterisiert, im Abschnitt über das Drama manches Neue hinzugefügt (geschichtliche Entwicklung der Tragödie und Komödie [archäologisches Material]), Unrichtiges (Bezeichnung des „König Ödipus“ als Schicksalstragödie, der Parabase als

Neuerung) und Problematisches mit Recht weggelassen, die Anfänge der Prosa und das Kapitel über die Fachwissenschaften ziemlich erweitert. Im zweiten Hauptabschnitt ist die Charakteristik der hellenistischen Poesie, die Bukolik samt Theokrit und die peripatetische Biographie gut umgearbeitet, beziehungsweise stark erweitert, die gegensätzlichen Prinzipien des Analogismus und Anomalismus schärfer hervorgehoben, der Attizismus wiederholt stärker betont, die §§ 112—115 (Philosophie) gut umgeordnet und überarbeitet (Plutarch nunmehr einheitlich bei den Philosophen behandelt), ebenso die Einleitung zur Patristik stark geändert und erweitert. Daß die zeitlichen Ansätze nach den modernen Forschungsergebnissen berichtigt und die neuen Papyrusfunde überall berücksichtigt sind, versteht sich wohl von selbst. Im übrigen ist die Sprache meist mit Geschmack durchkorrigiert worden; um so unangenehmer berührt in einem Werke, das infolge seiner ganzen Anlage sich eines präzisen, nüchtern-sachlichen Ausdruckes bedient, ein Satz wie der folgende (S. 2): „Wohl wölbt sich meist ein reiner, tiefblauer Himmel über der die Brust elastisch (!) hebenden Seeluft"; er könnte dem Aufsatzheft einer höheren Tochter entnommen sein. Nicht einverstanden ist Ref. auch mit der systematischen Ausmerzung der e in der Paenultima vor Ableitungs- und Flexionssilben, wie z. B. in Wandrung, Überliefrung, Bewundrer, gefangne, spätre. Verschönert wird die Sprache dadurch gewiß nicht.

Sachlich wäre darauf hinzuweisen, daß § 29 die Bezeichnung „Didaskalien" zu nennen ist, die dann § 65 a. E. als bekannt vorausgesetzt wird; S. 105 wäre bei Besprechung der euripideischen „Troerinnen" der unverständliche Zusatz „auf die athenische Politik berechnet" zu erklären: die Schilderung der Kriegsgreuel soll (vielleicht) einen Angriffskrieg perhorreszieren. § 52 ist als „erquickend und anziehend" nur das Militärische und Wirtschaftliche (?) bei Xenophon genannt; und das Symposion, sein anmutigstes Werk? Der Arzt in Platons Symposion heißt richtig Eryximachos (§ 63), die Klage wegen gesetzwidrigen Antrags γραφὴ παρανόμων (§ 71). Die Staatsform der Aristotelischen „Politie" muß kurz erklärt werden (§ 65). Schließlich wäre im § 156 die ungebräuchliche und unberechtigte hussitische Form „Kostnitz" zu ändern; wir sprechen gewöhnlich von einem Konzil zu Konstanz.

Als äußerliche Neuerung führt H. auch die Verweisung der griechisch geschriebenen Schriftstellernamen in den Index durch, der nun auch — das ist ein wesentlicher Vorzug gegenüber der 8. Auflage — gewisse Einzelwerke und literarische Gattungen enthält. Dafür gibt H. im Text die griechischen Namensformen in lateinischen Lettern, ohne jedoch ganz konsequent zu bleiben. Auch Formen wie Trözen, Ägineten, Potidäa,

Alexandria, Euklid, Lucian etc. müssen verschwinden. Druckfehler: S. 34, Z. 5 v. u. iambisceh f. iambische, S. 209, Z. 3 v. u. in Hexameter f. Hexametern, S. 276, Z. 5 u. 6 v. o. Sulian — Jophist f. Julian — Sophist.

H. betrachtet es als Hauptzweck seiner Literaturgeschichte, als „billiges, kurzes Repertorium für rasche Orientierung" zu dienen. Darum hat er, m. E. mit Recht, „das Organische kaum angetastet". Gelehrte Arbeit hat ausführlichere, durchaus wissenschaftlich gehaltene Werke zur Hand, und wer zum Zwecke allgemeiner Bildung nur nach oberflächlicher Belehrung strebt, findet bereits stofflich kürzer gefaßte und anschaulicher geschriebene Literaturgeschichten vor. Viel wird das vorliegende Buch wohl von Kandidaten des Staatsexamens benützt, leider oft über Gebühr, nicht bloß als Repetitorium, das ihnen in gedrängter Form einen zusammenfassenden Überblick über die gesamte hellenische Literatur bietet. Als solches mag man es allenfalls gelten lassen und in dieser Verwendung neben der erstgenannten wird der „Kopp-Kohl", von nun an mit größerem Recht „Kopp-Hubert" genannt, auch im neuen Gewande — es ist leider nicht mehr der solide Ganzleineneinband der 8. Auflage — „ein nützliches Buch" bleiben, „das nicht wenigen zu Dank gearbeitet ist".

Wien. Dr. Franz Hornstein.

Ausgewählte Komödien des T. Maccius Plautus. Für den Schulgebrauch erklärt von Brix-Niemeyer. Viertes Bändchen: *Miles gloriosus*. 4. Aufl., bearbeitet von Dr. Oskar Köhler. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig 1916. Geh. 2 M., geb. 2 M. 90.

Noch mitten im Toben des Weltkrieges, der uns Soldatentugend und wahre Heldengröße fast täglich kennen und bewundern lehrte, ist das heitere Spiel vom antiken Widerpart des echten Kriegers in neuem Gewande auf dem Büchermarkt erschienen, um in Friedenszeiten wieder Freunde zu werben. Der Bearbeiter der vierten Auflage hat sein Amt ernst genommen, viel geändert und viel Neues hinzugefügt. Wenn der Umfang des Bändchens trotzdem von 172 auf 166 Seiten zurückgegangen ist, so ist dies auf den fortlaufenden Satz der Anmerkungen — die fett gedruckten Verszahlen ermöglichen gleichwohl rasche Orientierung —, vor allem aber auf die starke Kürzung des kritischen Anhangs zurückzuführen, der immerhin den Zwecken der Ausgabe noch genügt. Starke Änderungen mußte sich in erster Linie die Einleitung gefallen lassen. Von Umformungen des sprachlichen Ausdrucks abgesehen, arbeitet die Inhaltsangabe nunmehr deutlicher den dramatischen Aufbau der Komödie heraus, während das Kapitel über das Verhältnis des Plautinischen Stückes zum griechischen Vorbild völlig ge-

änderte Ansichten zur Voraussetzung hat. Im Anschluß an Kakridis, Lindsay und Franke sucht K. durch sein Urteil über die „Aristie" des Periplectomenus (III 1) und die Erklärung der Lucrioszene (III 2), die Plautuskomödie im Gegensatz zu Leo als „eine *fabula contaminata* ganz im Sinne des Terenz" zu erweisen, in der die Änderungen gegenüber dem Vorbild „kaum über die Einführung der Lucrioszene hinausgehen", und man muß ihm zugestehen, seine Ansicht bezüglich der schwierigen Kontaminationsfrage, bei der subjektive Momente immer eine gewisse Rolle spielen, hat viel für sich. Ist doch Schwering, der früh verblichene Kriegsfreiwillige, zur gleichen Zeit (N. Jb. 1916, S. 167 ff.) so weit gegangen, die These für Plautus zu verallgemeinern und in allen übersetzten Komödien „die lose Komposition schon dem griechischen Original zuzuschreiben"!

Des Herausgebers Verfahren bei der Textgestaltung ist als ein entschieden konservatives zu bezeichnen und als solches zu billigen. Oft kehrt er zu den überlieferten Worten und deren Stellung im Verse zurück, mehrfach deswegen, weil er sich im „Riesenkampf um den Hiatus" (Niem.) zu freieren Anschauungen bekennt. Freilich bleibt dabei *ita* in V. 205 unerklärt; V. 228 steht doch wohl unpassend am überlieferten Platze, 584 vermißt man die Erklärung des betonten *uni* und 811 wird die Bedeutung des *etiam* aus der Anmerkung durchaus nicht klar. Anderseits wäre V. 552 an *aeque* (A[1]) festzuhalten gewesen. Sonst verwertet K. manche glückliche Konjektur neuerer Kritiker, vor allem Lindsays, dem wir treffliche Verbesserungen verdanken; er hätte ihm auch V. 1070 folgen und *me ei* für *mihi* schreiben sollen. Im einzelnen seien zur Textkritik noch folgende Bemerkungen gemacht: V. 217 ist Niemeyers unglückliche Konjektur *amavisti* mit Recht der alten Verbesserung von Götz-Schöll *adbibisti* gewichen, der Leos *maduisti* gleichwertig zur Seite steht. — Über V. 404 ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. — V. 1021 läßt man *sic* mit Guyet besser weg; die Rechtfertigung des vereinzelten akatalektischen Tetrameters klingt zu gezwungen.

In den Anmerkungen dienen die meisten der neuen Zusätze dem Zwecke, den Aufbau des Stückes, die Entwicklung einzelner Szenen und damit die künstlerischen Absichten des Dichters klar zu machen, wie dies bereits die Inhaltsangabe vorbereitend versucht hat. Aber auch an sprachlicher und sachlicher Erklärung wird Neues gebracht. V. 382 harrt *amabo* („bitte") noch der Erklärung, zumindest ist auf Men. 425 zu verweisen, wo das Wort besprochen ist; ebenso *dum* V. 431, *ipsa* („Herrin") V. 1003 und 1049. Bei *os sublinitur* V. 467 ist nicht auf Trin. 558 zu verweisen, sondern auf 110 des vorliegenden Stückes, wo die Redensart erklärt wird; überflüssig ist die neue Bemerkung zu V. 549, da sie schon bei 458

gemacht wurde, und V. 1151 die zu *rusum* (s. z. 592); *nunc demum* V. 561 braucht überhaupt nicht erklärt zu werden, V. 1119 hingegen wäre zu interpretieren: ergänze *te* als Objektsakkusativ. V. 600—604 endlich, wo die Umstellung mit Recht aufgegeben ist, steht m. E. das zweite *nam* nicht parallel zum ersten, sondern begründet den Satz *si id inimicis usuist* V. 600 f.

Im Text machen sich einige Druckfehler störend bemerkbar. V. 173 ist der Punkt am Versende zu tilgen; 552 fehlt gar *atque* nach *est* — wie werden Anfänger sich hier zurechtfinden? V. 963 ist zu verbessern *ingenuis* f. *ingenius*, 1293 *aeque* f. *aque*, 1295 *Hoc* f. *Hoe;* von mehreren Versehen des Setzers in den Anmerkungen sei abgesehen.

Sonst ist über die neue Auflage nur Gutes zu sagen, nicht zuletzt der Ausmerzung zahlreicher Fremdwörter lobend zu gedenken. Die bekannten Vorzüge der vielbenützten Ausgabe, die den Namen eines „Tirociniums für Sprache und Versmaß des Plautus" (Niem.) wohl verdient und als solches auch hier nur wärmstens empfohlen werden kann, sind die gleichen geblieben. Sie an dieser Stelle neuerdings zu rühmen, darauf kann billigerweise verzichtet werden.

Wien. Dr. Franz Hornstein.

P. Vergili Maronis Carmina selecta. Für den Schulgebrauch herausgegeben von J. Golling. Fünfte, vermehrte Auflage, besorgt von Dr. J. Fritsch. Wien 1917, Alfred Hölder. XIX und 341 S. Preis gebunden 3 K 20 h.

Der neue Bearbeiter, Prof. Dr. J. Fritsch, hat mit geschickter Hand eine Reihe von Änderungen vorgenommen. Während die Auswahl aus den Bukolika und Georgika unverändert geblieben ist, wurde die aus der Äneis um mehr als dreihundert Verse bereichert. So sind jetzt aus dem ersten Buche auch die Verse 466—493 aufgenommen, die Schilderung der Bilder im Tempel zu Karthago; diese für Vergils epische Technik sehr interessante Partie wird man hier um so lieber lesen, weil im sechsten Buche die Verse 20—30, wo die gleiche Technik zu beobachten wäre, wie schon früher so auch jetzt (hier aber mit größerer Berechtigung; vgl. Norden zur Stelle) unterdrückt sind. Zu billigen ist auch die Aufnahme von V. 643—698, durch die das spätere Verhalten Didos, V. 709 ff., trefflich erklärt wird. Am meisten gewonnen hat die Auswahl des vierten Buches durch Einfügung von V. 6—67 und 630—705; was sie bisher bot, fälschte geradezu des Dichters Komposition, da sie Dido oben auf dem Turm der Burg nach dem großen Monolog V. 590—629 Selbstmord begehen ließ. Nicht verhehlen will ich, daß mir der schöne

Gesang auch jetzt noch viel zu sehr beschnitten erscheint; die Ängstlichkeit z. B., mit der den Versen 90—170 aus dem Wege gegangen wird, vermag ich wenigstens nicht als berechtigt anzuerkennen. Nicht gerade notwendig war die Aufnahme von XI 139—181; 532—596, sie wird aber gewiß von vielen gern gesehen werden, da diese lesenswerten Abschnitte des Epos die getroffene Auswahl gut ergänzen. Außerdem hat der Bearbeiter in zweckmäßiger Weise, der besseren Gedankenverbindung zuliebe, einzelne Verse wieder eingefügt, z. B. I 619—626; IV 522—527; 529—532; VI 19—20; 826—835; VIII 166—168; XI 5—11; XII 387—390. Der Text ist der gleiche wie früher; doch sind mehrere störende Druckfehler beseitigt worden, z. B. VI 664; VIII 427; XI 429; leider steht das Unding von Hexameter: *suasit equos, unum quod rebus restabat egenis* (X 367) auch noch in der neuesten Auflage.

Der zweite Teil der Einleitung („Zur Wortstellung bei Vergil") wurde weggelassen; so interessant das hier besprochene Problem auch ist, so scheint mir seine Behandlung in der Einleitung einer Schulausgabe doch entbehrlich. Das bisher getrennt herausgegebene Eigennamenverzeichnis ist jetzt, durchgesehen und ergänzt, dem lateinischen Texte beigefügt. An Brauchbarkeit hat also das Buch jedenfalls gewonnen.

Wien. Karl Prinz.

Griechische und römische Schriftsteller: Ovid, Tibull, Properz, Catull in Auswahl. Für den Schulgebrauch zusammengestellt von Dr. Siegmund Preusz. Text. Bamberg. C. C. Buchners Verlag, 1916. Geb. 2 M. Ovid, Tibull, Properz, Catull in Auswahl. Für den Schulgebrauch zusammengestellt von Dr. Siegmund Preusz. Erklärungen. Bamberg. C. C. Buchners Verlag, 1916. Geh. 1 M. 80 Pf.

Die vorliegende Ausgabe gibt zunächst eine Auswahl aus Ovids Metamorphosen, Fasten, Tristien, Ep. ex Ponto und Amores in dem für Schulausgaben gewöhnlichen Umfange, der sich ein Anhang aus Tibull, Properz, Catull anschließt. Wir finden den altgewohnten Kanon wieder.

Den einzelnen Dichtern ist eine äußerst knappe Darstellung ihres Lebens und ihrer Werke vorausgeschickt, die manchmal denn doch etwas gar zu lakonisch ist. Wenn die Metamorphosen „eine Zusammenstellung der Mythen, die Verwandlungen enthalten," genannt werden, so ist damit entschieden zu wenig gesagt. Von den Tristien fehlt Angabe der Entstehungszeit und des Entstehungsortes, von den *Epistulae ex Ponto* heißt es, sie seien „ähnlichen Inhaltes wie die Tristien". Die *Remedia amoris* werden mit den Worten abgetan: „gleichfalls ein Lehrgedicht" (im vorausgehenden ist nämlich die *Ars amatoria* erwähnt). Auch Ungenauigkeiten finden sich: Von Tibull heißt es: „schon die Alten erkannten ihm den Preis unter

den römischen Elegikern zu", dann wird aber Properz wieder „der größte römische Elegiker" genannt.

Warum der Verfasser gerade nur bei den Metamorphosen sich nicht an die Verszählung der vollständigen Ausgabe anschließt, während sonst derartige Angaben wenigstens am Schlusse der einzelnen Stücke nicht fehlen, ist nicht einzusehen. Ebenso unverständlich sind manche Textkürzungen, zum Beispiel fehlen bei Phaethon die Verse — ich zitiere nach der vollständigen Ausgabe — II 57—62, 70—83, 90—94, 235—303; es handelt sich hier durchaus nicht um gleichgültige, wertlose oder poetisch minderwertige Stellen. Ebenso erscheint in Orpheus und Eurydice X 25—29 unnötig weggelassen.

Was die Textesgestaltung betrifft, so findet sich darüber keine Angabe. Ref. möchte nur auf einige Kleinigkeiten verweisen: In III 33 (I 121) *subiere domus* ist *domos* mit den anderen Handschriften gegen *domus* (M) entschieden vorzuziehen. Ebenso ist ebd. 44 (132) statt *dabant*, das allerdings auch Ehwald in der neuen Ausgabe von Haupts Kommentar aufgenommen hat, für den Schüler *dabat* (M. u. N.) leichter zu verstehen; es ist doch kaum zweifelhaft, daß *navita* das Subjekt ist. VII 175 (II 201) lesen wir *summo tetigere iacentia tergo* und in den Erklärungen *tetigere* mit „verspürten" übersetzt, einer Bedeutung, für die sich kaum eine Parallele auffinden lassen dürfte. Jede Schwierigkeit schwindet, wenn mit N *summum tergum* geschrieben wird. XI 56 (VI 201) hat der Herausgeber von den zahlreichen Vorschlägen *ite satisque superque sacri est* aufgenommen, obwohl sich als wahrscheinlichste und verständlichste Lösung *ite satis propere sacris* darbietet, eine Lesart, die wahrscheinlich die Vorlage von B M N bot[1]). — Fasti II 83 (I 547) ist zwar für das seit Heinsius übliche *Tirynthius actor* das handschriftliche *Tirynthius heros* wieder eingesetzt, dagegen kann sich Ref. mit dem V. 86 (550) statt *ferox* (A U) gesetzten *feros* nicht einverstanden erklären, schon das folgende *Cacus, Aventinae timor atque infamia silvae* scheint eher für *ferox* zu sprechen. — Trist. I 1, 112 wäre *sic quoque*[2]) *(sc. latitantes)* für den Schüler gewiß leichter zu verstehen als das *hi quoque* des Herausgebers.

Unter den Gedichten Catulls vermißt man c. 45, eine Perle elegischer Dichtung.

Bezüglich der Rechtschreibung wäre in den deutschen Überschriften und Biographien mehr Folgerichtigkeit zu wünschen; so findet sich z. B.: Zeres (!), Kakus, Kornelia, Kornelius Nepos, Klaudius, dann wieder Baucis, Mäcenas (aber Caesar!), Corvinus

[1]) Vgl. Ehwald im Anh. zu Haupt. 9. Aufl.
[2]) Vgl. Jacoby, Anthol. aus den Eleg. d. Römer. 3. Aufl.

u. a. Lateinische Eigennamen sollten doch die lateinische Form wahren.

In den Erklärungen berührt es angenehm, daß der Verf. auf die moderne Literatur wiederholt Bezug nimmt, auch das Märchen nicht außer acht läßt. Fragen an den Schüler, wie z. B.: „aus deutschen Märchen ähnliche Wunschangebote bekannt?" oder „aus deutschen Märchen ähnliche Bedingungen bekannt?" hätten allerdings vom Verf. lieber selbst beantwortet werden sollen. Bei Philemon und Baucis fehlt der Hinweis auf die Einkehrsagen. Für die Macht des Gesanges, die uns die Orpheussage zeigt, finden sich auch in deutschen Sagen Parallelen. Für manche Gebräuche, die in den Dichtungen Ovids berührt werden, ließe sich aus moderner Zeit noch manches beibringen.

Sonst wären nur noch einige Kleinigkeiten zu bemerken: XI 115 (VI 260) *et longe terebrata prosilit aurā* dürfte das Fehlen des Längezeichens bei *terebrata* dem Schüler die größten Schwierigkeiten machen. — Ebd. 132 (VI 277) *ordine nullo* „ohne sich an das Alter der Söhne zu halten" ist gewiß nicht richtig. Zu XVII 13 (XII 13) *Danai* bemerkt der Verf., daß „z. Z. des trojanischen Krieges" (sic! Verf. meint wohl im hom. Epos"!) die Griechen Danaer, Achäer usw. heißen und verweist auf die Verhältnisse in „Germanien" (sic!) vor der Verbreitung des Namens „deutsch"; noch näher läge wohl der Hinweis darauf, daß z. B. heute noch die Deutschen in Ungarn Schwaben, in Amerika Dutchmen, in Frankreich Prussiens usw. heißen. — Fasti II 97 (I 561) *revocamen (accipio);* mit „Rückruf" allein ist da wohl für den Schüler zu wenig gesagt; vgl. *omen accipio* (Jakoby) ebd. 107 (II 57) *male fortis* „kleinmütig", wohl nach Jacoby; eher „feig".

Trist. I 1, 46 *(scriptaque cum venia qualiacumque leget)* und ebd. 50 *(nec tibi sit lecto displicuisse pudor)* dürften ohne Erklärung dem Schüler wohl Schwierigkeiten bereiten. Ebd. 75 wird *stridore pennae* „Schwirren, Zischen" übersetzt; abgesehen davon, daß das Lexikon über *stridor* die gewünschte Auskunft gibt, passen die gewählten Ausdrücke nicht. Ebd. V. 119—120 dürfte die Erklärung „mein Geschick zeigt jetzt ein ganz anderes Gesicht" dem Schüler kaum über die schwierige Konstruktion hinweghelfen. — Tib. VI 3 (II 2, 3) *pia* (weil im Kultus verwendet) *tura* „liebevolle Weihrauchspenden"; *pius* bedeutet doch „pflichtgemäß handelnd", hier gegen die Götter, daher wäre „fromm" vollständig am Platze.

Ebd. V. 18 *flavas* „gelb war die Festfarbe der Hochzeit"; hier wäre hinzuweisen auf Met. X 1 *(croceo velatus amictu)*, wo der Verf. auf die Erklärung von *croceus* verzichtet hat

Im allgemeinen entspricht die Ausgabe ihrem Zwecke.

Wien. J. Kucsko.

C. Bardt, Zur Technik des Übersetzens lateinischer Prosa. Zweite, durchgesehene Auflage, bearbeitet von Dr. Kurt Hubert. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 1918. 65 S. Preis 1 M. 20 Pf.

Nach den jetzt geltenden Normallehrplänen des Gymnasiums und des Realgymnasiums haben sich die stilistischen Übungen im Lateinunterrichte der beiden letzten Klassen gelegentlich auch auf die Technik des schriftlichen Übersetzens aus dem Lateinischen zu erstrecken. Wer es nun nicht vorzieht, sich zu diesem Zwecke seine lateinische Stilistik, wie sie in kurzer Form als Anhang auch fast allen eingeführten Übungsbüchern beigegeben ist, selbst in entsprechender Weise zurechtzulegen, der findet in dem vorliegenden Schriftchen ein sehr empfehlenswertes Hilfsmittel. Es behandelt unter geschmackvollem, tiefem Eingehen auf das Werden und Wesen der Sprache zuerst die Unterschiede des deutschen und des lateinischen Satzbaues und die daraus als nötig sich ergebenden Umformungen beim Übersetzen lateinischer Nebensätze und Infinitivkonstruktionen, dann das verschiedene Verhalten der beiden Sprachen im Bilderschmucke und die Mittel, in dieser Hinsicht bei der Übersetzung zu echtem und schönem Deutsch zu gelangen, ferner die häufige Nötigung, lateinische Passiva durch deutsche Aktiva, Substantiva durch Pronomina, Adjektiva, Partizipia, Relativsätze und Verba, Abstrakta durch Konkreta zu ersetzen, sowie alles andere, was in eine lateinische Stilistik gehört, ob sie nun vom Standpunkte des Übersetzens in die alte oder in die moderne Sprache abgefaßt ist.

Die besprochene Schrift war ursprünglich als Hilfsheft zu dem von dem gleichen Verfasser herausgegebenen Kommentar der „Ausgewählten Briefe aus Ciceronischer Zeit" gedacht; deshalb sind auch die Beispiele fast ohne Ausnahme der genannten Literaturgattung entnommen. Mag in einzelnen Fällen diese Beschränkung nicht gerade als erwünscht erscheinen, so ist es für den Gebrauch des Buches zu dem oben erwähnten Zwecke immerhin günstig, daß nach den Lehrplänen die Lektüre der Briefe Ciceros mit der angeführten Art des Betriebes stilistischer Übungen in die nämliche Gymnasialklasse zusammenfällt.

Die zweite Auflage des Buches weist außer einigen kleinen Berichtigungen keine Änderungen auf.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Georg Baesecke, Einführung in das Althochdeutsche. Laut- und Flexionslehre. München 1918. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. (Handbuch des deutschen Unterrichts, begründet von Dr. Adolf Matthias. Zweiter Band. Erster Teil. 2. Abt.) 4°. XI und 285 S. Preis 13 M. 50 Pf.

Vor sechzehn Jahren schrieb M. H. Jellinek: „Braunes Grammatik ist so vortrefflich, daß es nicht leicht ist, ihr eine

selbständige Arbeit von einigem Wert an die Seite zu setzen" (Anz. f. deutsch. Altert. 28, 25). Ohne mit Braune wetteifern zu wollen, hat sich Baesecke der allerdings nicht leichten Aufgabe, für das Handbuch des deutschen Unterrichtes eine ahd. Grammatik zu schreiben, mit großer und voller Sachkenntnis und bewunderungswürdigem hochschulpädagogischem Talent entledigt. Durch den temperamentvollen Schwung und die packende Plastik weiß der Verf. das Interesse des Lesers für den behandelten Stoff zu erwecken und zu steigern, so daß sich das Studium des ziemlich spröden Stoffes zu einer angenehmen Wanderung durch den Orbis der ahd. Sprache gestaltet. An dem Ziele dieser Wanderung angelangt, ist der Leser imstande, mit geschärftem und sicherem Blick den zurückgelegten Weg zu überschauen, und wird dem ausgezeichneten Führer Dank schulden müssen. In klarer, durchsichtiger Gliederung und mit allen die Anschaulichkeit fördernden graphischen, beziehungsweise typographischen Mitteln werden die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der ahd. Sprache zur Darstellung gebracht.

Wenn auch in erster Linie für den Anfänger bestimmt, bietet das Buch auch dem Kundigen viel Interessantes dar; den Anfänger führt es ein, den Kundigen regt es an — reizt manchmal freilich auch zum Widerspruch, was auch kein geringes Verdienst ist. Das Buch hat eben Charakter. Dieser kommt hauptsächlich bei der Erklärung und Beleuchtung der Erscheinungen zur Geltung. Der Verf. glaubte, es seinen Fachgenossen bequem zu machen, indem er auf gewisse Punkte seiner Darstellung, auf S. VII Anm. ihre Aufmerksamkeit lenkte, auf so manches mit gutem Recht. Doch den „Vokalfiguren", sei es Dreieck (§ 5) oder Halbkreis, verhalte ich mich ziemlich skeptisch gegenüber, sie sind ja doch das Werk der „scharfsichtigen Konstrukteure" (VI), gegen die sich augenscheinlich der Unwille des Verf.s richtet. Doch auch sonst lädt der Verf. den Verdacht auf sich, im Banne gewisser „Konstruktionen" zu stehen. Eine solche scheint mir nämlich seine Vokalkreislauftheorie zu sein. Mit Hilfe einer ähnlichen Kreislaufhypothese hat man bekanntlich auch die Vorgänge der Lautverschiebung zu erklären versucht (vgl. R. v. Raumer, Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften, S. 88). Nun sucht Baesecke diese Anschauung auf den Vokalismus anzuwenden. Handelt es sich da aber tatsächlich um einen Kreislauf? Soll man nicht vielmehr mit einer Latitude des Lautes (vgl. K. Z. 42, 35) rechnen? Anders ausgedrückt: handelt es sich da um Sukzessiv- oder um Parallelformen? Die Sukzession ist freilich nicht abzuleugnen, aber man stellt sich doch immer noch die Entwicklung des ahd. Vokalismus ein wenig zu rapid vor und rechnet immer noch zu wenig gerade bei den vokalischen Problemen des Ahd. mit dem Schillern orthographischer Varianten.

„Schon im Jahre 1835 hat Bopp in einer Rezension von Graffs „Sprachschatz“ in den Berliner Jahrbüchern auf die unsteten ahd. Vokale hingewiesen, die mit dem Grammatiker ihr Spiel treiben, „wenn er ihnen nicht ihre Gesetze und ihren Wert abzugewinnen weiß“. Und auch Weinhold (Al. Gr. S. 9) hat hervorgehoben, daß nach zwei oder drei Formeln sich dieses Leben der ahd. Vokale nicht bannen läßt, „in den Mundarten aber kommen kecke Mischungen und mutwillige Übergänge vor, die den üppigen Quellen des Wassers an den Bergabhängen gleichen, die in unzähligen sich kreisenden Adern endlich doch den festen Flüssen im Tale zulaufen“.

Die Kreislauftheorie wird aber von einer anderen Hypothese gestützt, und zwar von der unheilvollen Kompensationstheorie. Zwar drückt sich Baesecke (§ 7, 2) ziemlich vorsichtig aus, aber das Gesetz der Energieerhaltung schimmert doch deutlich durch. Verhielt es sich hier nicht eher umgekehrt, ist nicht vielmehr der Verlust der Folgesilbe eine Folge des Akzents? Das würde doch übrigens auch besser mit der Auffassung des Verf.s (§ 153, 1) von dem Akzent als dem eigentlichen *spiritus movens* der ahd. Sprachbewegung übereinstimmen. Ich kann hier freilich nicht auf diese wichtigen prinzipiellen Fragen näher eingehen, hinweisen möchte ich aber auf Bohnenberger (Ztschr. f. d. Phil. 28, 522), Frings (D. D. G. V, § 323) und Meillet (M. S. L. 11, 165).

Mit der Kreislauftheorie hängt ferner — wie bereits hervorgehoben — das orthographische Moment aufs engste zusammen, das vielleicht in dem Buche von Baesecke stärker hätte betont werden sollen. Die deutsche Grammatik, die seit J. Grimms Zeiten immer entschiedener vom Buchstaben zum Laut vorgedrungen ist, muß jetzt wieder den umgekehrten Weg einschlagen und mit Hilfe des Lautes den Sinn des Buchstabens zu entziffern suchen. Auf diese Wege hat die Forschung des Ahd. bereits Fr. Kauffmann in den zwei wichtigen — von Baesecke nicht erwähnten — Aufsätzen hingewiesen und auch Burdach (Berl. S.-B. 1908, 433) verlangt von der ahd. Grammatik, daß sie „in engerer Fühlung vornehmlich mit Ergebnissen und Methoden der mittelalterlichen lateinischen Paläographie und Diplomatik und in gesteigerter Beachtung der urkundlichen Niederschrift unserer Sprachtexte die Bestimmung des graphischen oder lautlichen Wertes der mannigfach sich wandelnden Schreibungen einer Revision unterziehen“ soll. Nicht nur aber die lateinische mittelalterliche Paläographie, sondern auch die lateinische Schulgrammatik müßte berücksichtigt werden; die grammatischen Traktate des Mittelalters, z. B. *Alcuins De orthographia* oder *De grammatica* (bei Migne 101, 2, 854, 901) bieten viele interessante Einzelheiten, die zur Klärung ahd. orthographischer Probleme beitragen können.

Aber Baeseckes Buch ist vor allem ein akademisches Lehrbuch und muß in erster Linie als solches beurteilt werden. Das Buch ist doch nichts anderes als — wie der Untertitel besagt — eine Laut- und Flexionslehre. Was man tatsächlich benötigt, eine „Einführung“ in das Ahd. ist es leider nicht. Für eine solche wäre in dem ausgezeichneten Buche von C. Voretzsch „Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache“ (jetzt in vierter Auflage, Halle 1911) ein treffendes Muster zu finden. Voretzsch interpretiert einen kleinen afrz. Text, klärt den Anfänger an der Hand des Interpretierten über die wichtigsten grammatischen Erscheinungen auf, um dann systematisch einen kurzen Überblick über die behandelten Lautgesetze zu geben.

Mit großem Nutzen ließe sich diese fruchtbare Methode auch zur Einführung in das Ahd. anwenden; zunächst die Glossen — eine kurze Einführung in die Glossendiagnostik. Das würde eine große Entlastung für den akademischen Lehrer bedeuten. Dann etliche zwanzig Verse aus dem Hildebrandsliede; was kann man da alles an der Hand eines solchen Textes dem Anfänger zeigen, ihn über sämtliche Probleme des Ahd. belehren! Allerdings könnte man, über den Plan von Voretzsch hinausgehend, auch das Paläographische, Metrische, Sagengeschichtliche in Betracht ziehen, kurzum alles, was zur Interpretation eines ahd. Denkmals gehört. Und dann ein biblischer Text, dieselbe Evangelienstelle bei Ottfried, Tatian — Heliand könnte auch mitberücksichtigt werden —, was auch Gelegenheit bieten würde, auf syntaktische und stilistische Mittel des Ausdrucks kurz hinzuweisen. Überhaupt dürfte der Ton der akademischen Handbücher und insbesondere der grammatischen nicht so dogmatisch sein, wie es doch noch immer gang und gäbe ist. Man sollte dem Studierenden die verschiedenen Versuche der Lösung verwickelter Probleme zeigen — wie es Wilmanns gelegentlich tat — und ihn auf solche Weise in das grammatische Denken einführen.

Zum Schluß nur noch einige Anmerkungen über die bibliographischen Angaben des Buches. Der Verf. hat hier einen Weg eingeschlagen, der zum mindesten verwunderlich ist. Das Buch ist doch schließlich in erster Linie für den Anfänger bestimmt, der sich in das Ahd. einführen läßt. Was nützt es ihm, wenn er vor ein alphabetisches Bücherverzeichnis gestellt wird, was besagt ihm dieses Verzeichnis der vom Verf. benützten oder seit 1911 (warum gerade dieses Datum?) erschienenen Bücher? Es wäre ratsamer, in einem einleitenden Paragraphen einen kurzen Überblick über die Forschung auf dem Gebiete des Ahd. zu geben und die Aufmerksamkeit des Anfängers auf die wichtigsten Hilfsmittel des Studiums sowie auf die bahnbrechenden Arbeiten von Th. Jacobi, Müllenhoff, Scherer, Henning, Steinmeyer und Braune zu lenken.

Lemberg. Sigmund Lempicki.

Psychologie der Volksdichtung. Von Dr. Otto Böckel. Zweite, verbesserte Auflage. Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1913. VI und 420 S. 8°. 7 M. (geb. 8 M.).

Die erste Auflage von Böckels „Psychologie der Volksdichtung“ erschien 1906 und fand damals in wissenschaftlichen Kreisen viel Anerkennung, in Einzelheiten allerdings auch Widerspruch[1]). Jedenfalls ist es freudig zu begrüßen, daß nach sieben Jahren, noch kurz vor Ausbruch des Krieges, eine zweite Auflage notwendig wurde, für welche der Verf. den ganzen Inhalt des Buches neuerdings sorgfältig überprüft, vieles verbessert und ergänzt hat. An der Grundlage des Werkes hat er nichts geändert und daran gewiß recht getan. Die Anfänge seiner Volksliedforschungen reichen weit zurück. Böckel hat schon im Jahre 1885 durch die Herausgabe deutscher Volkslieder aus Oberhessen einen wertvollen Beitrag zu diesen Studien geliefert und neben der großen vorliegenden Publikation die Zeit zu mancher anderen kleineren gefunden[2]). Seine „Psychologie der Volksdichtung“ ist die Frucht emsiger, mühevoller, durch ein Vierteljahrhundert fortgesetzter Sammelarbeit und verrät eine ausgebreitete Belesenheit und weitgehende Sachkenntnis. Da sich der Verf. nicht auf eine spezielle Art des Volksgesanges, noch auf ein bestimmtes Volk oder eine Epoche beschränkt, sondern die Volksliederdichtung in ihrer Gesamtheit, bei allen Völkern und zu allen Zeiten behandelt, mußte er in vielen Literaturen heimisch werden und deutsche, französische, englische, italienische, spanische Überlieferung ebenso durchforschen wie russische, serbische, bulgarische, türkische und skandinavische, die der alten Griechen und Römer ebenso wie jene der Indianer und der Naturvölker Afrikas. Er hat sich in den Liederschatz aller Völker mit gleicher Hingabe vertieft, um so ein treues, möglichst vollständiges Gesamtbild des Wesens und der Entwicklung des Volksliedes zu geben. Wie bei den populären Erzählungen und Märchenstoffen, dem sogenannten „Folklore“, so zeigt sich auch hier eine große Einheitlichkeit und ein steter Parallelismus, dessen Ursachen und Zusammenhängen der Verf. aber leider nicht nachgegangen ist. Im Gegensatz zu der von Bédier in seinem Buche über die Fabliaux angewendeten Methode beschränkt er sich darauf, synoptisch zu zeigen, wie überall und zu allen Zeiten dieselben Elemente des Volksgesanges in die Erscheinung treten. Sein Werk nimmt sich aus wie ein großes Mosaik, das aus unzähligen kleinen Steinchen zusammengesetzt ist. Die Provenienz der letzteren geben die jeweils beigefügten Anmerkungen, deren

[1]) Vgl. die Besprechung in der vorliegenden Zeitschrift 59. Jahrgang (1908), S. 764.

[2]) Kürzlich erschien seine Schrift über die deutsche Volkssage (s. die Besprechung in dieser Zeitschrift 68. Bd., 1–2. Heft).

sich auf einer Druckseite bisweilen mehr als ein Dutzend finden. Da sich die gleichartigen Zeugnisse zu Massen häufen, ist die Lektüre nicht selten etwas ermüdend und man hätte daher eine mehr organische Verarbeitung des Materials gewünscht. Der Verf. war bestrebt, diesen Übelstand, der sich schon in der ersten Auflage fühlbar machte, in der zweiten Auflage zu mildern, ohne daß ihm dies jedoch völlig gelungen wäre. Sein Buch wird für weitere Kreise immer schwer lesbar bleiben. Um so mehr Anregung wird der wissenschaftlich gebildete Leser daraus schöpfen. Der gewaltige Stoff ist in 22 Kapitel gegliedert, deren Inhalt wir im folgenden kurz skizzieren, indem wir gleichzeitig auch jene Fragen und Einwendungen berühren, zu welchen sie Anlaß geben können.

Der Verf. erörtert zunächst (I) den Ursprung des Volksgesanges, seine Entstehung aus Rufen, unartikulierten Lauten der seelischen Erregung, wie solche bei freudigen und traurigen Anlässen ausgestoßen werden. Hochzeits- und Erntelieder, Wiegen- und Tanzlieder, Spottlieder und Totenklagen verraten diese Herkunft noch lange Zeit später. Das so entstandene Volkslied ist nach Böckel „der dem Gefühlsleben unmittelbar entsprungene Gesang der Naturvölker“ (II, S. 15). Die Volkslieder sind nur zum Gesange bestimmt und im Gesange entstanden. Wort und Weise entstehen stets gleichzeitig. „Sie gehören untrennbar zusammen, wie sie gemeinsam entstanden sind .... Die Entstehung im Gesange und die Fortpflanzung im Gesange sind die beiden untrüglichsten Merkmale des Volksliedes“ (S. 17). Böckel sieht darin auch den Hauptunterschied zwischen Volks- und Kunstdichtung. Heines „Lorelei“ („Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“), die so oft komponiert wurde, ist in diesem Sinne kein Volkslied, sondern nur ein volkstümliches Lied. Der lyrische oder epische Charakter eines Gedichtes spielt bei der Unterscheidung der beiden Kategorien keine Rolle. Anderseits hält Böckel jedoch an den von ihm aufgestellten Kriterien nicht fest und er bezieht die mittelalterliche Heldendichtung, auf welche die Merkmale der Volksdichtung, namentlich in den Anfängen, zutreffen — man denke an die *Chansons de geste* —, in seine Darstellung nicht ein. So ist die Scheidung der Gattungen keine vollkommen klare und sie wird den in der älteren Literatur bewanderten Leser nicht befriedigen. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß man bei vielen der hier besprochenen Volkslieder nicht weiß, ob Worte und Melodie tatsächlich zu gleicher Zeit entstanden sind. Der Verf. erwähnt selbst wiederholt Fälle, wo zu einer älteren, schon vorhandenen Melodie ein neuer Text gedichtet wurde. Bei näherer Untersuchung hätte sich wohl gezeigt, daß manches Lied, welches der Verf. als „Volkslied“ bezeichnet und behandelt, keines ist, während anderseits manches Produkt der „Kunstdichtung“ volks-

tümlichen Ursprungs ist. Darum hat schon Hoffmann v. Fallersleben (Unsere volkstümlichen Lieder, 3. Aufl. 1869) auf die Trennung der beiden Gattungen verzichtet. Der S. 265 angeführte Vierzeiler aus Kärnten:

„I hab allweil gmant
I datragats gar nia,
Und hiaz hab is datragn,
Abr fragts mi nit wia“

verrät sich auf den ersten Blick als eine Variation der Verse Heines:

„Anfangs wollt' ich fast verzagen
Und ich glaubt', ich trüg' es nie;
Und ich hab' es doch getragen,
Aber fragt mich nur nicht: wie?“

Dem Verf. ist dieser Umstand allerdings völlig entgangen. Tatsache ist, daß die Dichter der meisten Volkslieder unbekannt sind. „Das Lied ist alles, sein Schöpfer nichts“ (S. 33). Die Dichterpersönlichkeit tritt nicht hervor, den Volkssängern fehlt das eigene Schaffensbewußtsein, sie sind Fortsetzer der Tradition. Die Lieder erhalten sich gedächtnismäßig und werden nicht aufgeschrieben (schon deshalb, weil die betreffenden Leute meist nicht schreiben können). Dies pflegt erst später zu geschehen, meist wenn die Blütezeit schon vorüber ist, und nur aus wissenschaftlichen Gründen. Der Verf. tritt auch der noch immer verbreiteten Ansicht entgegen, daß das Volkslied das Lied der unteren Schichten sei und legt großen Wert darauf festzustellen, daß die Einheitlichkeit des Volkes eine Voraussetzung der Entwicklung des Volksgesanges sei — eine Behauptung, die zu vielen Bedenken Anlaß gibt. Denn es ist nicht zu leugnen, daß die echte Volksdichtung auch zu Zeiten geblüht hat, wo der Kastengeist sehr ausgeprägt war und die Standesunterschiede schroff hervortraten (Landsknechtslieder). Im übrigen hat es eine wirkliche „Einheitlichkeit“ niemals und bei keinem Volke gegeben. Sicher ist dagegen die Kultur die schlimmste Feindin des Volksliedes (III). Die größte Sangesfreudigkeit herrscht bei den Naturvölkern. Das Volkslied zeigt den Menschen noch in inniger Fühlung mit der Natur. Die landschaftliche Umgebung (IV) — Meer, Wald, Gebirge — drückt ihm ihren Stempel auf und wirkt mitbestimmend auf den Gesamtcharakter der Volksdichtung der verschiedenen Nationen. Auch geschichtliche und soziale Verhältnisse sind von Einfluß. Während sich der Verf. mit dem letzteren, doch sehr bedeutsamen Moment leider gar nicht beschäftigt, zeigt er anderseits, wie viele Volkslieder Gelegenheitsgedichte sind und Erlebnisse, Gehörtes, Gesagtes wiedergeben.

Das Volkslied ist, wo es eine Schriftsprache gibt, meist in dieser verfaßt (V). Jedenfalls besteht, besonders bei der

ernsteren Gattung, das Bestreben nach einer möglichst gewählten sprachlichen Form. Das Volkslied lebt ursprünglich im Munde der Volksgenossen, erst in einem späteren Zeitpunkte bildet sich eine besondere Klasse von Sängern (VI). Neben das schöpferische Volkssängertum der Aöden tritt das der Rhapsoden, die nicht selbst schaffen, sondern den Volksgesang nur verbreiten. Sehr interessant sind bei dieser Gelegenheit die mit Zeugnissen aus allen Teilen der Welt belegten Ausführungen des Verf.s über die blinden Volkssänger. Durch ihr gutes Gedächtnis eigneten sich die Blinden besonders für diesen Beruf. Neben den professionsmäßigen Sängern sind auch später noch alle Klassen des Volkes an der Verbreitung des Volksliedes beteiligt (Bauern, Hirten, Soldaten, die fahrenden Spielleute des Mittelalters). Ein großer Anteil an der Entstehung und Erhaltung des Volksgesanges gebührt bei allen Nationen den Frauen (VII). Er tritt besonders deutlich auf dem Gebiete der Totenklagen hervor (VIII), die über die ganze Erde verbreitet sind und ursprünglich nur Sache der Frauen waren. An den Totenklagen läßt sich nicht nur die Entstehung des Volksliedes aus den Klagerufen und die enge Verbindung des Liedes mit Gesang und Tanz, sondern auch das Aufkommen des berufsmäßigen Elementes (Klageweiber), das Verblassen und Verschwinden einer weitverbreiteten poetischen Gattung besonders deutlich verfolgen. Kein anderes Kapitel bietet so viele und interessante Parallelen bei allen Völkern.

Unter den Stätten des Volksgesanges (IX) verdienen die Spinnstuben die größte Beachtung. Der Verf. bespricht ausführlich ihre Bedeutung für die Pflege des Volksliedes und zeigt, welche Anfeindungen sie seit dem Ende des Mittelalters von Seite der [illegible] und der Kirche erfahren. Er [illegible] die Spinnstuben unter Anführung vieler Zeugnisse gegen alle Angriffe und [illegible] die mutwillige Zerstörung alter deutscher Volkssitten durch verblendete, engherzige [illegible] [illegible]

lodie der Volkslieder erweist sich häufig als so stark, daß sie nach dem Aufgeben des ursprünglichen Textes noch mit einem anderen verbunden wird. Diese Erscheinung führt zu den „Wanderungen der Volkslieder“ (XI), die sich nicht nur innerhalb des Sprachgebietes vollziehen, sondern oft auch auf Nachbarvölker übergreifen. Auch der Austausch von Liedern zwischen verschiedenen Völkern ist häufig und bisweilen ist das ursprüngliche Entstehungsgebiet gar nicht zu bestimmen. Das XII. Kapitel beschäftigt sich mit den Wettgesängen, einer überall verbreiteten Volkssitte. Bei diesen zeigt sich das Improvisierte der Volksdichtung besonders deutlich, dagegen fehlt ihnen meist die poetische Weise und nichts verrät hier die Ansicht von dem göttlichen Ursprung der Poesie oder eine besondere Achtung vor dem Stande der Sänger, welche Momente sich sonst häufig finden (XIII).

Der psychologische Grundzug der Volksdichtung ist der Optimismus (XIV). Als Ausdruck urwüchsiger Lebenskraft ist sie — ungeachtet der schwermütigen Töne, welche bisweilen angeschlagen werden — durchaus lebensbejahend. Für das Volkslied gibt es kein Nichts, kein Niemals, keinen Tod. Auf die Trennung muß ein Wiedersehen folgen, von geliebten Toten heißt es, daß sie weiterleben (den S. 202 angeführten Herrschern ist auch Rudolf von Habsburg beizufügen). Speziell hat der Tod keine Macht über die Liebe. Der unerschütterliche Glaube an eine himmlische Gerechtigkeit, an Sühne und Vergeltung ist gleichfalls ein Ausdruck dieses Optimismus.

Der innige Zusammenhang des Menschen mit der Natur bleibt im Volkslied stets sichtbar (XV). Der Wechsel der Jahreszeiten spielt darin eine bedeutsame Rolle. Sonne, Mond und Sterne, Wasser, Wolken und Wind erscheinen als beseelte Wesen. Das Tier steht dem Menschen nahe, das Roß (welches manche Naturvölker höher schätzen als die Gattin, S. 237), der Hund, die Vögel sind seine Vertrauten. (In dem S. 218 zitierten gaskognischen Volkslied liegt allerdings nur ein Wortspiel zwischen *coucou* [Kuckuck] und *cocu* [Hahnrei] vor.) Die Symbolik der Baum- und Pflanzenwelt macht sich häufig geltend. Die Gefühle bringt das Volkslied stets rein und ungetrübt zum Ausdruck (XVI). Konventionelle und kulturelle Hemmungen fehlen. Dagegen nehmen Humor und Spott, die gleichfalls ein Ausfluß der optimistischen Auffassung sind, einen breiten Raum ein (XVII). Diese Note tritt namentlich in den Soldaten- und Zecherliedern sowie in den Liedern der Älpler hervor. Neben politischen Spottliedern finden sich solche auf verschiedene Stände und Gewerbe, auf menschliche Schwächen und Gebrechen. Der Umstand, daß das Volkslied seine Wurzeln im Gefühlsleben hat, erklärt auch den auffallenden Mangel an historischem Sinn (XVIII). Die alles beherrschende Stimmung läßt keine ruhige

Erwägung der Tatsachen oder gar Kritik zu und verursacht so manchen Irrtum und manche falsche Auffassung. Es kommt vor, daß ältere Volkslieder fast ohne Änderungen auf spätere Gelegenheiten und andere Personen übertragen werden. Speziell fehlt jedes historische Größenmaß. Der Verbrecher, der Bandit wird zum Helden. „Es geht eben den Großen der Geschichte wie den monumentalen Bauwerken; sie erscheinen erst aus der Ferne in ihrer ganzen Größe“ (S. 343). Diese Ausführungen des Verf.s sind in der ersten Auflage des Buches nicht unwidersprochen geblieben, im wesentlichen muß man ihm wohl recht geben. Ebenso wie mit der Geschichte verhält es sich mit der Geographie der Volkslieder. Die folgenden Kapitel (XIX und XX) beschäftigen sich mit den Kriegs- und Hochzeitsliedern, ihrer Entstehung aus den Rufen und ihrer weiteren Ausbildung (Schlachtgesänge des Altertums und Mittelalters, Lieder der Landsknechte, Reiter und Avanturiers, Soldatenlieder — Abschiedslieder der Braut und der Gespielen, Pflichtenlieder).

Für die bedauerliche Erscheinung des Aussterbens der Volksdichtung macht der Verf. die Kultur verantwortlich (XXI). Er hält neben der Scheidung des Volkes in Klassen das Aufkommen der Kunstdichtung und den Buchdruck für die Hauptursachen. Bezüglich des ersteren Umstandes verweisen wir auf das oben Gesagte. Die Kunstdichtung hat diesbezüglich gewiß einen Einfluß geübt, aber im Mittelalter und auch noch später bestanden Volks- und Kunstpoesie nebeneinander. Der Buchdruckerei kommt in dieser Hinsicht eine größere Bedeutung zu. „Die Buchdruckerei,“ sagt der Verf. (S. 393), „gab dem Volkslied den Todesstoß ....“ „Das Lesen ist ein Feind des Singens“ (S. 394). Andere Momente sind die Schwächung des Gehörs und des Gedächtnisses, der Lärm des neuzeitlichen Lebens, das Eingehen der Spinnstuben, das Aufhören der volkstümlichen Tänze und die Einführung der modernen „Drehtänze“. So bietet sich in dem poetischen „Ausklang“ des Buches (XXII) ein recht trauriges Bild. Der Verf. schließt mit der Mahnung an das Volk, zur Art der Väter zurückzukehren und empfiehlt dies um so nachdrücklicher, als man ja nicht mit Sicherheit sagen könne, ob die moderne Kultur von Bestand sein werde. „Wer garantiert denn für die Beständigkeit der modernen Kultur?“ heißt es S. 404. „Schon jetzt, nach kurzer Herrschaft, zeigt sie Risse und Schattenseiten. Die Behauptung, daß sie schnell abwirtschaften wird, hat ein hohes Maß innerer Wahrscheinlichkeit für sich. Ihre Gebrechen treten immer mehr zu Tage, und deren gibt es in Hülle und Fülle. Die Geschichte beweist, daß überreife Kulturvölker vergehen und durch Naturvölker ersetzt werden, ja daß die Fortdauer der Menschheit nur auf der urwüchsigen Kraft der Naturvölker beruht.“ Die von dem Verf. in diesem Zusammenhang ange-

regten Fragen sind besonders im gegenwärtigen Augenblick zu schwer zu beantworten, als daß wir auf sie näher eingehen möchten. Jedenfalls ist die erhöhte Beachtung, welche das Volkslied in jüngster Zeit fand, ein erfreuliches Symptom. Der Verf. gedenkt der in obrigkeitlichem Auftrag durchgeführten Sammlung und Herausgabe von Volksliedern im Deutschen Reiche, in Österreich und der Schweiz und schließt mit dem Rufe: „Laßt uns wieder gesund werden an Körper und Seele!"

Aus dem Angeführten ergibt sich — und der Stoff bringt es bis zu einem gewissen Grade mit sich —, daß der Verf. der „modernen Kultur" gegenüber einen etwas ablehnenden Standpunkt einnimmt. Seumes „Wir Wilden sind doch bess're Menschen" könnte manchem Kapitel des Buches als Motto vorangesetzt werden. Insoweit als es sich um die Geschichte des Volksliedes handelt, ist ihm gewiß beizupflichten. In anderen Fällen geht er aber entschieden zu weit. Nicht jede Äußerung natürlicher Urwüchsigkeit verdient Anerkennung, nicht jede Bauernprügelei stimmt zur Poesie, und wenn solche Exzesse irgendwo häufig sind, so ist dies noch keine Ursache, um das Land, „das so urwüchsige Volkskraft besitzt", glücklich zu preisen (S. 301). Am Ende hat uns der „moderne Kulturtrubel" (S. 410) doch manche Segnungen gebracht, unter die wir auch das vorliegende Buch rechnen wollen, das ohne die Errungenschaften desselben nicht hätte entstehen können. Es geht nicht an, für die altväterische Methode der Beleuchtung mit Kienspänen einzutreten, weil diese wirtschaftlich vorteilhafter sei als „das neuzeitliche Erdöl". („Die Bauern schnitzten sich selbst ihre Kienspäne und die Millionen, die heute in die Taschen weniger amerikanischer Petroleummonopolisten fließen, blieben im Lande." S. 135). (Auch den Ansichten des Verf.s über den modernen Tanz wird nicht jedermann beipflichten. „Ein moderner Tanzsaal bietet ein höchst unerquickliches Bild" heißt es S. 401. „Eine Menge sich in qualvoller Enge durcheinanderschiebender und stoßender Paare; vom Einerlei des Tanzes fast schwindlig, drehen sie sich in gleichmäßiger, kunstloser Weise umeinander. Kein harmonisches Gesamtbild, keine Anmut im ganzen und im einzelnen, nichts als eintöniger Wirbel." Der Verf., der die Vorrede der ersten Ausgabe aus dem „märkischen Waldwinkel", die zweite aus Michendorf (Mark) datiert, hat wohl nie einen Walzer von Strauß oder Lanner spielen gehört, noch tanzen gesehen. Es sei ihm auch verziehen, daß er (S. 145) das Wort „Queckbrunn" hübsch findet und sein Abkommen beklagt. Auch der Ausdruck „Nägelein" (S. 178) und der Genetiv Sing. „Prahlhansen" (S. 307) sind in weiteren Kreisen nicht mehr üblich.

Dem Wert des Ganzen tun solche Einzelheiten jedoch keinen Eintrag. Mögen sie in einer dritten Auflage verbessert werden.

Hoffentlich gelingt es dann auch, das lehrreiche Buch für weitere Kreise besser lesbar zu machen. Abgesehen von dem näheren Eingehen auf das Wesen der Volkspoesie und ihre Abgrenzung von der Kunstdichtung, möchten wir wünschen, daß ein eigenes Kapitel über die Geschichte der Volksliedforschung beigefügt werde — sei es zu Anfang als eine Art historischer Einleitung, oder am Schlusse des Buches in Verbindung mit Literaturangaben, die nach den Ländern zu ordnen wären. Jedenfalls sollte der Leser erfahren, wann die Volkslieder der verschiedenen Völker zuerst aufgezeichnet wurden, wie die Wissenschaft die einzelnen Gebiete nach und nach erforschte, welche noch nicht oder noch nicht genügend erforscht sind und wie es heute auf dem ganzen Erdball um die Erkenntnis des einschlägigen Materials bestellt ist. Diese historischen Darlegungen würden ihrerseits auch wieder dazu beitragen, den Zusammenhang zwischen Volks- und Kunstdichtung aufzuhellen. Dichtern wie Herder und Bürger, welche die Grundsätze der Volkspoesie zu ihren eigenen machten und die hier nur vorübergehend genannt werden, wird dabei eine besondere Beachtung geschenkt werden müssen.

Wien. Wolfgang Wurzbach.

Karl Glossys Kleinere Schriften. Zu seinem siebzigsten Geburtstage (7. März 1918) herausgegeben von seinen Freunden. Wien und Leipzig, 1918. Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Carl Fromme.

Mit diesem stattlichen Buche (XIX und 502 S.) beschenkten den Jubilar seine Freunde, sie gaben ihrer Verehrung dadurch Ausdruck, daß sie ihm wie in einem Spiegel ein zusammenfassendes Bild seines Schaffens darboten. Ein sinnigeres Geschenk war kaum auszudenken, man kam damit sicherlich einem Herzenswunsche Glossys entgegen. Mit einem Male wird klar, daß die Summe seiner in Tagesblättern, Journalen, Almanachen verstreuten Arbeiten, so verschiedenen Inhaltes sie auch sind, sich in einem Brennpunkte vereinigen und der heißt Wien; es ist das vor- und nachmärzliche Wien.

Unmöglich konnten in einen Band alle kleinen Schriften aufgenommen werden. Aus der Zahl der in der „Österreichischen Rundschau" allein niedergelegten Forschungen wurde beispielsweise nur ein Viertel ausgewählt. Aber auch die Auswahl bietet ein Bild seiner gesamten literarischen Tätigkeit.

Hofrat Professor Sauer, Glossys Freund und Genosse bei mancher Arbeit, der berufenste Beurteiler des Literarhistorikers Glossy, gibt das Geleite und entwickelt in knappster Zusammenfassung ein Lebensbild, daraus wir wohl entnehmen können, daß ein gutes Geschick den Jubilar an jene Stellen brachte, wo seine Fähigkeiten das fruchtbarste Arbeitsfeld fanden, und die

sehr dankenswerte, von Dr. Max Pirker zusammengestellte Bibliographie bringt den Nachweis, wie Glossy sein ihm verliehenes Pfund — um mich des Ausdruckes Hofrat Sauers zu bedienen — verwaltete. Aus dem Bibliothekar und Archivar erwuchs der Literarhistoriker, aus dem Museumsleiter der Kulturhistoriker. Die Aufsätze sind nach ihrem Inhalt in drei Hauptgruppen eingeteilt: Aufsätze zur Literaturgeschichte, zur Wiener Theatergeschichte und zur Zeitgeschichte.

Neben zwei Aufsätzen über Beziehungen Wiens zu Jena und zu Schiller vereinigt die erste Abteilung die vielen Einzelcharakteristiken, in deren Mittelpunkt die Hauptträger stehen, denen die Forschungen Glossys zugute kommen, Grillparzer und Raimund. Die Schriften aus dem Nachlasse Grillparzers und Raimunds gehören bekanntlich zu den kostbarsten Schätzen des Archivs der Stadt Wien. Wieviel neues Licht daraus zum Verständnis der Persönlichkeit und der Werke dieser Großen Glossy zu Tage förderte, das bekunden vor allem die Jahrbücher der Grillparzer-Gesellschaft und die erste kritische Ausgabe der Werke Raimunds. Raimund scheint er ganz besonders in sein Herz geschlossen zu haben. Wie aus der Bibliographie der Schriften Glossys zu ersehen ist, befaßte sich schon seine zweite literarische Studie mit Raimund und Raimund war auch das Thema der als letzten angeführten Veröffentlichung im Jahre 1918.

Daß nicht alles von diesen Studien in die vorliegende Sammlung aufgenommen werden konnte, wurde schon gesagt. Der Einleitungen zu den denkwürdigen Ausstellungen (Grillparzer-, Schubert-, Theater-), ferner der Einleitungen verschiedener Tagebuchausgaben glaubte man entbehren zu können, um Raum zu gewinnen für die Charakteristiken der Freunde, Kritiker und Biographen der beiden Dichter: Schreyvogel, Baron Rizy, Hormayr und Karoline Pichler, Bauernfeld, Nestroy, Anastasius Grün, Halirsch, Saphir, Pollhammer, Constant von Wurzbach, die wir hier in der ersten Abteilung des Buches zu einem schönen Gesamtbilde vereinigt finden. Auf S. 85, Z. 14 v. u. fand ich den sinnstörenden Druckfehler „Bewunderungssystem“ statt: Bevormundungssystem.

Die zweite Abteilung bringt ein Dutzend Aufsätze zur Wiener Theatergeschichte, beginnend mit Alt-Wiener Krippenspielen, und in ihrem Mittelpunkt stehen „Schiller und die Theaterzensur“, Kaiser Josef als Gründer und Ferd. Raimund als Glanzpunkt des Leopoldstädter Theaters.

Die dritte Abteilung bringt als Hauptteil die geschichtlichen Studien über Wien im Franzosenzeitalter und daran schließen sich die Charakteristiken Kurandas und Felders, den Schluß bildet „Wien und Kaiser Franz Josef I.“. Sehr dankenswert ist die Aufnahme der Aufsätze aus dem Wiener Neujahrs-Almanach (1896—1900), weil diese zierlichen Büchlein ver-

griffen sind und einige Aufsätze darin Glossys Autornamen verschweigen. Höchst interessant und fesselnd ist der Aufsatz aus der „Österr. Rundschau“, 1909, „Aus den Geheimnissen von Alt-Wien“. Es handelt sich hier um nichts Geringeres als um ein Kopfabschneiden zu nachtschlafender Zeit, Leichenschändungen, verübt an den Kadavern der Schauspielerin Roose und Vater Haydns zu phrenologischen Untersuchungen. Fürst Esterhazy, der uns die Gebeine Haydns nach Eisenstadt entführen wollte, mußte sich mit dem Körper ohne Kopf begnügen, zu dem er dann schließlich den Schädel eines anscheinend siebzig Jahre alten Mannes erhielt, der für Haydns Schädel unterschoben ward. So blieb diese Reliquie Wien erhalten, wo sie vom Museum der Gesellschaft der Musikfreunde bewahrt wird.

So wird durch das Buch klar, was aus der Summe der Einzelforschungen geworden ist. Das Buch rühmt aber nicht nur den Fleiß und den auf ein bestimmtes Ziel fest gerichteten Blick des Forschers, es läßt auch auf eine glückliche Hand im Ausspüren verborgener Schätze schließen. Dem pietätvollen Sohne der Heimat verwandelte sich eben jeder Fund in blinkendes Gold, indes vielen anderen ein Blumenstrauß nur dürres Laub wird. Die Herausgabe so wichtiger Aufsätze zu dem schönen Gesamtbilde verdient auch den Dank aller Freunde der Literatur und Wiens, das Buch ist für jeden Forscher dieser Zeit unentbehrlich und so wird die Lebensarbeit Glossys fortwirken auf nachfolgende Geschlechter.

Wien, 1918. Anton Mayr.

David Wolfinger, Französische Grammatik für Gymnasien. 2. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herdersche Buchhandlung, 1917.

Es ist eine interessante didaktische Aufgabe, dem des Lateins schon einigermaßen kundigen, das Französische erlernenden Gymnasiasten von den Beziehungen zwischen den beiden Sprachen gerade das zu sagen, was der Einprägung des Französischen dienlich ist und dabei das Gedächtnis des Schülers nicht belastet. Der Verf. des vorliegenden Lehrbuches hat diese Aufgabe im ganzen gut gelöst. Mit der Mitteilung von Beziehungen zwischen Latein und Französisch ist er im allgemeinen sehr zurückhaltend gewesen, wie ich glaube, mit Recht. Der Mittelschüler zeigt im allgemeinen nur geringes Verständnis für sprachgeschichtliche Beziehungen, was sich bei der Lektüre mittelhochdeutscher Texte und der gelegentlichen Besprechung von Beziehungen zwischen Mittel- und Neuhochdeutsch jedem Lehrer bieten kann. So kann man es nur billigen, daß der Verf. nur das am nächsten Liegende von den Beziehungen zwischen Latein und Französisch gebracht hat; immerhin hätte

bei der Behandlung der Zeitenfolge und des Gebrauches des Konjunktivs auf verwandte Erscheinungen des Lateins hingewiesen werden können. An Einzelheiten sei folgendes angemerkt, aus dem der Verf. für eine allfällige dritte Auflage einiges wird benützen können. Seite 11 wird gesagt, daß der *accent circonflexe* über *a* einen offenen Laut bezeichne, als Beispiel *portât* angeführt, im Anschluß daran aber gesagt, daß in dieser Endung *-ât â* geschlossen gesprochen werde. Das Beispiel bietet also das Gegenteil dessen, was es zeigen soll. Es wäre statt *portât* etwa *bâtard* zu setzen; der Hinweis auf deutsches **Bastard** könnte dem Schüler zeigen, daß auch hier der *accent circonflexe* auf ausgefallenes *s* hinweist, wie im Buch zuvor angegeben ist. Überhaupt könnte die Bemerkung, daß der *accent circonflexe* offenen Laut anzeige, mit Rücksicht auf die Endungen *-ât*, *-âmes*, *-âtes*, und weil viele Wörter, auch solche mit *â*, zwischen den beiden *a*-Lauten schwanken (Beyer, Französische Phonetik [4], 38), völlig weggelassen werden. — Auf S. 13 Mitte wird gesagt, daß sich die Endungen der beiden Konjugationen außer im Infinitiv, Sing. Präs. Ind., Imp. und Part. Perf. noch im historischen Perfekt und im Impf. Konj. unterscheiden. Hier ist „Impf. Konj." ganz zu streichen, da die Endungen *-sse, -sses, ˆt, ˆmes, ˆtes, -rent* bei beiden Konjugationen dieselben sind und auch der Verf. den Vokal *a (e)*, *i*, *u* davor nicht zur Endung rechnen kann, da er sonst eine Verschiedenheit der Endungen innerhalb seiner zweiten Konjugation annehmen müßte. Statt „historisches Perf." ist „Sing. des hist. Perf." zu schreiben, ja wenn der Verf. die von ihm auf S. 15 unten mit Anführung von *il donna* als Beispiel gegebene Regel, daß die Endung *t* nach *a* falle, heranziehen will, sogar nur „1. Person Sing. des hist. Perf.". So stellt sich die Übereinstimmung der Endungen der beiden Konjugationen als noch größer und die Sache als noch einfacher dar, was der Einprägung durch den Schüler nur förderlich ist. Auf S. 51, Z. 4 von oben, wären die Worte *du parfait défini* durch *de la 1. personne du singulier du parfait défini* zu ersetzen. — Auf S. 22 oben wird gesagt, daß das *Part. passé*, wenn mit *être* konjugiert, mit dem Subjekt und dann bei den reflexiven und allen mit *avoir* konjugierten persönlichen Verben mit dem vorausgehenden Akkusativobjekt übereingestimmt werde. Diese Anordnung ist ungeschickt und historisch unrichtig; ungeschickt, da die Übereinstimmung des Part. bei den reflexiven Verben nur ein besonderer Fall der Übereinstimmung des mit *être* konjugierten Part. ist, und unrichtig, da in *elle s'est vantée vantée* nicht mit *se*, sondern mit *elle* übereingestimmt ist; daß das Part. in solchen Fällen im Nom., nicht im Akk. steht, zeigen altfranzösische Fälle wie *esloigniez* (nicht *esloignié) s'est* (Tobler, Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik [2],

II, 65). Auch in Schulbüchern darf man historisch Unrichtiges nur dann sagen, wenn eine bedeutende Vereinfachung eintritt. Hier ist dies aber nicht der Fall; vielmehr ist die historisch richtige Darstellung einfacher als die im vorliegenden Buche gegebene. Im weiteren, wo von den unveränderlichen Part. Perf. die Rede ist, hätte der Fall der reflexiven Verba, die das Reflexiv im Dativ bei sich haben, angeführt und das auf S. 36 bei der Formenbildung von *rire* an unpassender Stelle erwähnte *ils se sont ri* verzeichnet werden sollen. — Auf S. 38 unten hätte zur Stütze der angenommenen Einwirkung von *bénir* auf *maudire* deren etymologische Verwandtschaft unter Hinweis auf lat. *benedicere, maledicere* benedeien, maledeien angemerkt werden können. — Der auf S. 45 besprochene Wechsel von *y* und *i* in *nous fuyons, croyons; ils fuient, croient* hätte mit dem gleichartigen in *nous appuyons, employons; ils appuient, emploient* auf S. 31 verbunden werden können. — Die auf S. 52 Mitte gemachte Angabe, daß *l* vor Kons. in der Zeit vom 11. zum 15. Jahrhundert zu *u* wurde, ist unrichtig. Der Vorgang trat schon im 7. bis 8. Jahrhundert ein (Meyer-Lübke, Hist. franz. Grammatik 138). — Die auf S. 75 Mitte gegebene Regel, daß das pronominale Akkusativobjekt dem Verb näher steht als das Dativobjekt und daß nur *le, la, les* immer vor *lui, leur* stehen, wäre durch eine andere Fassung zu ersetzen, die erstens der historischen Entwicklung Rechnung trägt und zweitens die Stellung der Objektspronomina in partielle Übereinstimmung mit der der substantivischen Objekte zueinander bringt. Während der Verf. des vorliegenden Buches sagt, daß das Akkusativobjekt dem Verb näher als der Dativ steht, daß also der Akk. an zweiter Stelle kommt, hätte ich gesagt, daß im allgemeinen das pronominale Akkusativobjekt an erster, das pronominale Dativobjekt an zweiter kommt, ganz wie das substantivische Akkusativobjekt vor dem substantivischen Dativobjekt steht, daß aber die Pronomina der ersten und zweiten Person nebst *se* auch im Dativ zuerst kommen. — Auf S. 86, untere Hälfte, wird die Wendung *j'ai une lettre à écrire* mit *sans mot dire, chemin faisant* zusammengestellt und als Rest der Setzung des Objekts vor dem Verb angesehen. Dies ist unrichtig. Die logisierende Auffassung: ich habe zu schreiben, und zwar einen Brief, ist gewiß nicht die grammatische; diese ist vielmehr: ich habe einen Brief vor mir, und zwar als einen zu schreibenden (*epistulam scribendam*). — Die auf S. 90 f. gegebene Liste einiger Verba, die ein Objekt mit *de* bei sich haben, mit dem bequemen Zusatz „u. ä.“ hat wenig Sinn. Wenn man keine allgemeine Regel angeben kann, wann ein Verb ein Objekt mit *de* zu sich nimmt, überlasse man die Sache dem Wörterbuch, auf dessen Anordnungsprinzip die Aufzählung ja ohnedies hinausläuft, beziehungsweise der Ein-

prägung von Fall zu Fall bei der laufenden Lektüre. Dies gilt auch für das auf S. 93 f. über die Gebrauchsweisen von *à* Gesagte. S. 98 Mitte wird der Infinitiv nach den Verben der Bewegung (z. B. *je vais chercher)* als Objekt bezeichnet. Er ist vielmehr ein Adverbiale des Zweckes. — S. 99 Mitte hätte die einfache Regel, daß der Infinitiv mit *de* nach allen Verben stehe, die weder reinen, noch den mit *à* nach sich haben, völlig genügt. Die weitere Angabe: namentlich steht *de* nach den Verben des Bittens, Befehlens, Billigens, Erlaubens, Versprechens, Versuchens, Beeilens, Abhaltens, Aufhörens, der Gemütsäußerung war überflüssig (s. oben). — Statt der komplizierten Regeln über den Gebrauch des Infinitivs mit *à* hätte ich einfach gesagt, er stehe nach allen Verben, bei denen er Hinneigung, Eignung, Zweck oder begleitenden Umstand bezeichne.

Wien. Josef Brüch.

Helene Richter, Geschichte der englischen Romantik. II. Bd., 1. Teil, VIII und 710 S.

Im Kriege ist auch das Weitererscheinen des so umfassenden Werkes der hochverehrten österreichischen Literarhistorikerin verzögert worden. Der vorliegende Torso ist nur die erste Hälfte der „Blüte der Romantik“, wobei dieser Ausdruck nicht im gewöhnlichen Sinne als „Höhepunkt“ od. dgl. zu verstehen ist, sondern als „Vorbereitungszeit“, der die „Klassiker der englischen Romantik“ erst folgen sollen. Er gliedert sich in drei inhaltsreiche und umfängliche Kapitel („Bücher“ würde man sie vielleicht passender betitelt haben): I. Der literarische Essay, II. Die satirisch-humoristische Gesellschaftsdichtung, III. Das beschreibende Gedicht und die Verserzählung von Pope bis Southey. Wie im früheren Bande ist der Begriff Romantik außergewöhnlich weit gefaßt und um einzelner romantischer Ideen, ja auch nur Vorahnungen willen, um einer romantisch gepflegten Gattung willen sind Schriftsteller als Gesamtpersönlichkeiten in den Kreis der großzügigen Darstellung einbezogen worden, die vielleicht doch kaum unter die Knospen oder Blütenkelche des Märchengartens zu zählen sind, so Th. Gr. Wainewright, Chr. North, G. Crabbe, S. Rogers, Th. Campbell als ganze und die Hauptzüge so vieler künstlerischer Eigenschaften von W. Hazlitt, Th. L. Peacock, Th. Hood, W. Cowper, B. W. Procter (Barry Cornwall). Im Kap. I setzt sich H. R. zunächst mit der aus politischen Meinungsverschiedenheiten entsprungenen Bezeichnung Cockneyschule in sehr lehrreicher und ablehnender Weise auseinander. Dennoch faßt sie Leigh Hunt, Lamb und Hazlitt nicht zum mindestens um ihres — übrigens unleugbaren und sehr glücklich umrissenen — Cockneytums willen zu-

sammen. In diesen Cockney-Journalisten entfaltet sich das Zeitungsmäßige zum Essay und sie entwickeln das von Addison, Steele und Swift erworbene Erbe individuell weiter. Von den einzelnen Essayisten entwirft die stilgewandte Verfasserin eine Reihe von monographischen Skizzen, die in sich abgerundete Vorstellungen erwecken, in ihrer allseitigen Erfassung des menschlich und künstlerisch Persönlichen aber vielleicht das Werk etwas belasten: oft gewinnt man hier den Eindruck, daß hier mehr eine Geschichte der „Romantiker" (im weiten Sinne Helene Richters noch dazu) als der künstlerisch-philosophisch-politischen Strömung der „Romantik" vor uns aufgeschlagen werde. Mit Vermeidung alles Schematischen in der Anlage gliedert H. R. diese Porträts je nach der Wesensart ihrer Originale, läßt überall die heimisch-englische biographische Literatur und die Autoren selber (in flüssigen Übersetzungen) freigebigst zu Worte kommen und gibt auch von kleineren Denkmälern ihres Wirkens kritische Analysen. Bei Hunt geht es nicht, das „Leben" von „Politik", „Poesie" und „Prosa" zu trennen, daher ist ersterem kein eigener Abschnitt gewidmet. Ähnlich mischt sich das äußerliche Erleben immer wieder in die starken Wandlungen des künstlerischen Schaffens, die Hazlitt durchmacht, so werden auch hier „Malerei", „Die Essays", „*Liber Amoris*", „*The Life of Napoleon*" damit zusammen behandelt. Das ruhig-resignierte Dasein Ch. Lambs hingegen macht einen eigenen schön stilisierten „Lebensabriß" nötig, dem dann eine fein ausgefeilte Erörterung von „Lambs Dichtungen", „Charles' und Marys gemeinsamen Werken", „Literatur und Kritik", „*The Essays of Elia*" folgt. Dem pathologisch interessanten Giftmörder Wainewright widmet H. Richter trotz ihres Zitates aus O. Wildes „*Pen, Pencil and Poison*": „Von seinen Taten im Bereiche des Giftes abgesehen, rechtfertigt das, was er hinterlassen, kaum seinen Ruf" 30 Seiten, welche zwar die durchaus dekadente Individualität glänzend beleuchten, aber selbst in diesem dicken Bande als ein Zuviel empfunden werden dürften, zumal des sicheren Gutes Wainewrights doch recht wenig vorhanden und dieses Wenige eigentlich literarisch für die „Romantik" nicht typisch, ja unfruchtbar zu nennen ist. Als letzter Essayist wird uns John Wilson vorgeführt, dessen „Lebensabriß" uns ganz aus dem Londoner Milieu in die schottische und in die Seenlandschaft versetzt. „Der Dichter" ist hier füglich kurz gehalten: „Der Dichter Wilson würde die eingehende Betrachtung nicht lohnen, stünde nicht hinter ihm der Essayist Christopher North." Dieser „Essayist" ist liebevoll und eingehend in prächtig gewählten Proben und nachempfundenen Analysen herausgearbeitet, ohne daß di. Schwächen, der englische und noch mehr der schottische beschränkte, ganz intensive und exklusive Patriotismus

u. dgl. m. übersehen wären. „Er verleugnet zu keiner Zeit den Verfasser der Moralphilosophie." Seine Überschwenglichkeit ist ihm trotz Begeisterungsfähigkeit, Großherzigkeit und Edelsinn auch in seiner Kritik schädlich gewesen, wie der Schlußabschnitt „Der Kritiker" dartut, obwohl er „das Bewußtsein der Würde seines Amtes" stets hochhielt und von sich in dieser Funktion hohe Fähigkeiten und Makellosigkeit verlangte. Interessant ist Wilsons stellenweise selbständig scharfe Kritik an Shakespeare.

Das II. Kapitel läßt in zwei Dutzend Seiten das Brüderpaar James und Horace Smith in seiner leicht schrullenhaften Art vor uns erstehen — wieder sind es aber doch nur die „*Rejected Addresses*", die hier leben, nicht Dramen oder episch-lyrische Gedichte, nicht einmal die Kulturgeschichtsromane mit ihrer sozial oder erziehlich tendenziösen Milieukunst. — Als Cockney-Dichter präsentiert uns H. R. trotz seiner Geburt in Dorsetshire Th. L. Peacock, den Themse-Lokalpoeten, der so viel von Shelley anzog, aber als Romanschreiber gewiß zu den Romantikern zu zählen ist und in seiner Extravaganz Jean Paulsche Züge trägt. — In einem Kabinettstück literaturgeschichtlichen Erfassens wird uns dann Thomas Hood in seinem „Lebenslauf", als „der Romantiker" (in seinen phantasievollen ernsten Versdichtungen), mit seinem ihm aufgezwungenen und doch so allgemein wirksamen „Witz und Humor" und endlich seine so bedeutsame „Soziale Tendenzdichtung" leibhaftig vor Augen gebracht. Aber gehört dieser Dichter wirklich in „die satirisch-humoristische Gesellschaftsdichtung", wie sich das Kapitel II doch überschreibt? Führen wir heute noch Grillparzer als „Schicksalsdramatiker"? — In nicht ganz 20 Seiten ist schließlich W. M. Praed, der vielleicht feinste der *society-verse*-Poeten, behandelt, dessen Kunst H. R. nach allen Punkten und mit sicherer Benützung vorhandener Vorarbeiten gerecht wird.

Dem Kap. III geht eine Einleitung „Los von Pope" voran, in welcher eine Fülle sehr feiner Beobachtungen steckt, die aber doch vielleicht nicht scharf genug das Allmähliche der Loslösung dieser „Romantiker" (nach H. R.s Benennung) vom Großmeister der rationalistischen Klassizistik unterstreicht, auf welche ja S. 493 ff. oft so greifbar Bezug zu nehmen scheinen. „Über Pope hinaus" wäre ein besserer Titel für diesen Abschnitt gewesen, in welchem u. a. (S. 501) ganz richtig zu lesen ist: „Die Loslösung von den klassischen Regeln geschieht mit großer Vorsicht." — Gleich die erste der hier geschilderten Dichterindividualitäten trägt wahrlich ihr metrisches Zöpfchen noch stark à la Pope geflochten: G. Crabbe. Ein „Lebensabriß" gibt hier auch ein allgemeines Bild der Dichtung dieses sozialen Dichters: „Die poetische Erzählung" führt dies näher

aus und als „den Dichter der Armen“ schildert ihn dann H. R., etwas weit ausgreifend, aber mit gerechter Verteilung von Licht und Schatten, in seiner Nächstenliebe, seiner maßvollen, unpessimistischen Art, seinem lyrischen und rhythmischen Mangel. — Nicht minder liebevoll vertieft sich H. R. in die unglückliche menschliche und dichterische Erscheinung W. Cowpers, dessen „Fünfzig Lebensjahre“ sie abschließend erledigt und hiebei die familiären Seiten dieses pathologischen Daseins prächtig herausstellt. „Das Dezennium der literarischen Produktion“ kommt dem gegenüber auf 26 Seiten nicht zu kurz: künstlerisches Gepräge, religiöse Gemütsrichtung und patriotische Gesinnung werden ansprechend veranschaulicht, nur „*John Gilpin*“ scheint uns etwas zu kühl beurteilt, das „*Tirocinium*“ zu rasch übergangen. „Der Niedergang“ verbindet mit der Schilderung des traurigen Lebensabends auch die der nicht unbedeutenden Übersetzertätigkeit Cowpers — eine nicht ganz titelgerechte Verquickung. — Von Will. Lisle Bowles, dem doch nur als Sonettisten fortlebenden grillenhaften Pfarrer, entwirft H. R. ein reizvoll abgetöntes Seelengemälde; auch sein Auftauchen in dieser Gesellschaft nimmt einigermaßen Wunder: sind es doch so oft klassizistische Farben und Töne, mit denen er arbeitet, und urteilt S. 618 f. sogar ausdrücklich so über ihn: „Unter Romantik versteht Bowles noch den mittelalterlichen finstern Geist gotischer Barbarei und freut sich, daß er mit der Verfeinerung moderner Kultur aus diesen Tälern gewichen sei.“ — Scharf umrissen wird der mäzenatenhafte Bankier und weltmännische Dichter Samuel Rogers mit seinen noch ganz in Pope wurzelnden „*Pleasures of Memory*“, seinen Epyllien und seinem „*Human Life*“ sowie dem Reise- und Lebensgedichte in Blankversen „*Italy*“: der Mann von „vortrefflicher Durchschnittstemperatur“, welcher der „Pflege der Harmonie als einem Kultus ergeben“ war. — Der bewegten knappen Skizze des „Lebens“ Thomas Campbells folgt ein rühmenswert kompakter Abschnitt über dessen „Dichtung“, wobei indessen „*The Pleasures of Hope*“ und „*Gertrude of Wyoming*“ nicht ganz proportioniert durch die Analyse der übrigen Epika und der Balladen gedrückt erscheinen; die „Prosa“ wird mit Fug auf sechs Seiten abgetan. — Den Reigen schließt Bryan Waller Procter (Barry Cornwall), der als Dramatiker und Verserzähler wie als Humorist richtig in mittlere Höhe gerückt wird, während wir ihn während seiner kurzen Schicht als Prosaerzähler und Essayisten mit H. R. mehr schätzen dürfen.

Ein bequemes Register erhöht die Benützbarkeit des Buches, das allen Freunden gewandter und geistvoller literaturgeschichtlicher Darstellung nur aufs wärmste empfohlen sein kann; auch bequeme bibliographische Angaben der bedeutendsten Ausgaben und literarischen Kritik (bei Cowper nicht ganz

einwandfrei) bilden eine willkommene Beigabe — freilich eine Art Danaergeschenk für die Kriegszeit —, denn wer kann sich das, was ihm von englischen Werken da etwa fehlt, jetzt überhaupt oder leicht verschaffen? Für eine eingehendere Kritik der großen Leistung H. Richters muß ich fachmännisch interessierte Leser auf meine Besprechung in Anglia, Beiblatt, 29. Bd., S. 261—279 verweisen.

Graz. Albert Eichler.

Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache. Von Ferd. Holthausen, Professor der englischen Philologie an der Universität Kiel. Leipzig 1917, Bernhard Tauchnitz. VI und 192 S.

Endlich ein etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache von einem deutschen Anglisten, das Handlichkeit mit wissenschaftlicher Verläßlichkeit verbindet! Das Buch enthält trotz seines geringen Umfanges im wesentlichen den Wortschatz der heutigen Literatursprache, soweit dessen Herkunft aufgehellt ist. Ausgelassen sind alle etymologisch noch dunklen Wörter, ferner alle seltenen und veralteten, Amerikanismen, mundartliche und Slang-Ausdrücke, sowie die rein technischen der verschiedenen Künste und Wissenschaften. Wo es wünschenswert schien, sind Tonstelle und Aussprache der betonten Vokale angegeben worden, von den verschiedenen Bedeutungen der Wörter immer nur die wichtigsten und ursprünglichsten. Für die Etymologie kam bei einheimischen Wörtern das Mittel- oder Altenglische in Betracht, bei Fremdwörtern wurde der Gang der Entlehnungen möglichst bis zum Ursprung zurückverfolgt. Ein paar Beispiele werden am besten die Einrichtung des Wörterbuches zeigen: „*cópper* Kupfer (ae. *copor* <l. *cuprum* <gr. *kýprion* zyprisch); *faint* schwach (fr. *feint* <vl. *finctus* = l. *fictus*); *lády* (*ei*) Dame, Gemahlin (me. *lāvedi* <ae. *hlæf-dīge* Brotkneterin); *mange* (*ei*) Räude (afz. *manjue*, zu fr. *manger* essen); *quaint* zierlich, wunderlich (afz. *queinte* <l. *cognitus* bekannt); *shagréen* Schagrinleder (fr. *chagrin* <ven. *sagrin* <tür. *saghrī* Haut)“.

Viele Etymologien, die noch nicht als ganz sicher erwiesen sind, werden vorsichtigerweise mit einem Fragezeichen versehen; z. B. „*cry* schreien, weinen (fr. *crier* <l. *quirītāre* oder germ. *krītan?*); *gingerly* (*dž*—) zierlich (<afz. *genzor*, Komp. von *gent* <l. *genitus?*); *lad* Bursche (me. *ladde* <ae. *Ladda* oder norw. *ladd* oder ae. *lædda* der Geleitete?); *lass* (*ā*, *æ*) Mädchen (ais. *losk* frei oder ae. *lǣsse?*); *lazy* (*ei*) träge (zu go. *lasiws* schwach?); *sweep* fegen, kehren (ae. *swipian* schlagen?)“.

Das schöne Buch, für das Prof. Holthausen der wärmste Dank der Anglisten gebührt, sei hiemit allen Lehrern und Stu-

dierenden des Englischen auf das angelegentlichste und nachdrücklichste empfohlen. Jedenfalls sollte es in keiner Lehrerbücherei der höheren Lehranstalten fehlen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Felix Stähelin, Die Philister. Vortrag, gehalten in der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Basel 1918. 40 S. 8⁰.

Dieser schöne Vortrag des Baseler Althistorikers bietet weit mehr, als sein Titel verspricht. Denn da die neuere Forschung ergeben hat, daß die Philister vor ihrer Niederlassung in dem nachmals nach ihnen benannten Lande (Palästina = Philisterland) in Kreta und noch viel früher an der Westküste Kleinasiens oder sonst wo in der Ägëis seßhaft waren, so will der Vortragende erst den gesamten Kulturkreis klarlegen, in dessen Mittelpunkt er eben dieses Volk stellt. So führt uns die Darstellung in den Bereich der minoischen Kulturwelt ein, die seit dem 14. Jahrhundert ihrem Verfall entgegenging. Das bewirkten Einfälle der Seevölker des Nordens, die in ihren weithin über das Mittelmeer reichenden Zügen auch Ägypten nicht verschonten und die wir daher aus ägyptischen Quellen kennen. Während aber auf den ägyptischen Denkmälern Ramses' III. (bald nach 1200), in dessen Haupttempel zu Medînet Habu, gegenüber von Theben, die Persta oder Peleste (das sind eben die Philister) schon als Bewohner des an Ägypten nordostwärts angrenzenden Landes vorkommen, besitzen wir ein um 400 bis 500 Jahre älteres bildliches Zeugnis über sie auf dem Diskos von Phaistos, auf dem ein Philisterkopf in der charakteristischen Tracht dargestellt ist, die wir aus den Reliefs von Medînet Habu kennen. So ist ihre Herkunft aus Kreta schon dadurch bezeugt.

Erst mit dem Aufenthalt in ihren späteren Wohnsitzen treten sie in den Gesichtskreis der Israeliten und sind so durch die Geschichtserzählung des Alten Bundes bekannt geworden. Aber manches in dieser Erzählung vermag erst die vorgeschrittene Forschung unserer Tage richtig zu deuten, so vor allem verstehen wir nunmehr, wieso die Philister als Auswanderer aus der Insel Kaphtor bezeichnet werden. Denn Kaphtor ist Kreta, so wie die Kreter in den ägyptischen Inschriften als Kefti bezeichnet werden.

Die Schilderung der Kulturzustände bei den Philistern gibt dem Vortragenden Gelegenheit, den unindogermanischen und unsemitischen Ursprung des Volkes zu zeigen (so wie dies für die meisten kleinasiatischen Völker gilt). Ihre höher entwickelte Kultur ist besonders durch die neueren Ausgrabungen im Philisterlande selbst zu Tage getreten. Daß dieses Volk aber nachmals dem semitischen Kultureinfluß unterlegen ist, konnte bei

den nahen Berührungen mit den Semiten nicht ausbleiben. Aber auch dann haben sie gewisse Merkmale ihrer Eigenart bewahrt und sich doch der hellenischen Weltkultur gegenüber viel aufnahmsfähiger gezeigt als die anderen Völker von Vorderasien.

Überall hat der Verf. die neuesten gesicherten Resultate der Wissenschaft, namentlich der Ägyptologie, der Archäologie und der Theologie, sorgsam zu einem abgerundeten, klaren und gehaltvollen Bilde zusammengefügt, für das er sich den Dank nicht nur seiner unmittelbaren Zuhörer verdient hat.

Prag. Arthur Stein.

Dr. Peter Thomsen, Die römischen Meilensteine der Provinzen Syria, Arabia und Palästina. Sonderabdruck aus der Zeitschrift des deutschen Palästinavereines. XL. Leipzig 1917. 102 S. 1 Karte.

Gerade jetzt, da ein scheinbar erschöpfendes Werk über die römischen Straßen erschienen ist, darf eine Materialsammlung wie die vorliegende besonderes Interesse gewärtigen und sie zeigt, zusammengehalten mit jenen Itineraria Romana Millers, wie notwendig derartige Vorarbeiten sind, sollen richtige Ergebnisse erzielt werden. Th. stellt sämtliche auf die Straßen Syriens, Arabiens (Arabia Petr.) und Palästinas bezüglichen Inschriften und Meilensteine, soweit sie bisher bekannt geworden sind, aus der zerstreuten Literatur zusammen, nach Routen geordnet, deren Verlauf, Bauzeit u. a. er in kurzen Einleitungen festzustellen versucht, ohne der Detailforschung an Ort und Stelle vorgreifen zu wollen. So schafft er ein bequemes und erwünschtes Nachschlagebuch namentlich für den Forschungsreisenden.

Der Inschriftensammlung sind Erörterungen über die einschlägige Literatur beziehungsweise die Kartenwerke, über Form, Maße, Material der Steine, über Schrift, Sprache und Wortlaut ihrer Inschriften und über den Straßenbau in den angegebenen Provinzen vorangestellt. Einige Bemerkungen seien hiezu gestattet. Gar manches ist hier gesagt, was ganz allgemein die Inschriften, nicht etwa bloß die berücksichtigten, betrifft; auffällig ist die Bemerkung, „daß hie und da einzelne Worte, etwa der Name des Kaisers (Commodus) ausgekratzt worden sind". Es handelt sich natürlich nur um die Namenstilgung infolge der *damnatio memoriae*, die gewöhnlich für das ganze Reich galt. Die Inschriften sind des öfteren ohne Berechtigung datiert, was zu Fehlschlüssen führen kann, z. B. 10a2. 45a1. 52. CIL III 6049 (= 6727) ist in Nr. 39 mit einem Druckfehler wiedergegeben, es heißt Dio] cletiano, wodurch die Frage über die Datierung, die Thomsen aufwirft, überflüssig erscheint. Druckfehler sind wohl (*milia passuum*) I in Nr. 16, die Auflösung *pr(o)pr(aetorem)* Nr. 12, 77a und der Wechsel *G(aio)* 64 und *C(aium)*

71a. Ein kleiner Nachtrag mit Verbesserungen, der sich leicht in der Z. D. P.-V. unterbringen läßt, wird die sehr nützliche Sammlung, deren Brauchbarkeit noch sorgfältig gearbeitete Register und eine Karte erhöhen, gewiß einwandfrei machen.

Elbogen. Dr. J. Weiss.

Heinrich Boehmer, Luther im Lichte der neueren Forschung. Vierte, vermehrte und umgearbeitete Auflage. Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1917.

Die ersten drei Auflagen dieses Buches hat die große Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", in der auch das treffliche Büchlein desselben Verf.s „Die Jesuiten" erschienen ist, gebracht. Wenn ein Werk wie das vorliegende in kurzer Zeit vier Auflagen erlebt, bedarf es wohl keiner besonderen Empfehlung und man könnte mit der bloßen Feststellung dieser Tatsache sich zufriedenstellen. Aber in der vorliegenden Gestalt enthält es so viel des neuen, daß die Kritik nicht achtlos darüber hinwegsehen darf. Ein wichtiges Kapitel: Luthers Beziehungen zur Mystik ist ganz neu hinzugekommen, zwei andere wesentlich umgearbeitet worden. Ein jeder der drei Hauptteile: Das alte Lutherbild und die Entwicklung der Lutherforschung, Das Werden des Reformators und Das Werden der Reformation enthält eine treffliche Einführung in die Geschichte der Reformation überhaupt und des Entwicklungsganges Luthers insbesondere. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man das Buch als eine der wichtigsten Erscheinungen der Lutherjubiläumsliteratur bezeichnen müssen. Fragen, wie die über das wahre Lutherbild als solches, über die literarischen Lutherportraits vom 16. bis ins 20. Jahrhundert werden wie die Entwicklung der Lutherforschung überhaupt in streng sachlicher Art ohne irgend welches überflüssige Beiwerk behandelt und die hervorragenderen Erscheinungen der Lutherliteratur auf ihren sachlichen Wert frei geprüft. Was „das Werden des Reformators" betrifft, wird zunächst auf die Überlieferung und die Hauptprobleme der Forschung eingegangen und seine Bekehrung und sein Werdegang nach seiner Bekehrung, mit einem Wort Luthers Entwicklung vom polemischen Theologen zum Reformator geschildert. Gleich ansprechend ist der Inhalt der einzelnen (6) Abschnitte des dritten Teiles, die den Ablaßstreit und seine Folgen, die Wittenberger Reformation von 1521/22, Luther als Gelehrten und Künstler, als Denker und Prophet, seine Wirkung auf die Kultur der Zeit behandeln. Den Lügen und Erdichtungen, alten und neuen Fälschungen wird scharf zu Leibe gegangen, was aber das Wesentliche ist: nirgends wird übersehen, was Luther von anderer Seite in sich aufgenommen hat. Dabei ist die Kritik des Verf.s z. B. an dem Werke Denifles u. a. eine maß-

volle. Man müßte viele Druckseiten mit Zitaten anfüllen, um nur das Wesentlichste aus dem Buche herauszuheben. Wir dürfen uns begnügen, auf die Erörterungen über die Bilder des Reformators („Wir müssen zugeben, daß wir nicht mehr genau wissen, wie Luther ausgesehen hat“, S. 4) und den Wechsel in der Beurteilung von Luthers Leben und Werk in der Aufeinanderfolge der späteren Zeiten und der geistigen Strömungen (der Luther der Orthodoxie, des Pietismus, der Aufklärung usw.) hinzuweisen. Mit Recht betont der Verf., daß die Methode der katholischen Lutherbiographie von heute noch die gleiche ist wie im 16. und 17. Jahrhundert. Es wird mit denselben Mitteln gearbeitet wie damals und der Ertrag ist der gleiche. Alles in allem wird das Buch mit seinem reichen Inhalt und seiner ansprechenden Darstellung nicht bloß dem Laien die besten Dienste leisten, auch dem Kenner wird es durch die genauen Angaben der Fortschritte in der Lutherforschung und die gute Zusammenfassung ihrer Ergebnisse sehr willkommen sein.

Graz. J. Loserth.

Sven Hedin, „Jerusalem“. Große Ausgabe. 400 S. mit 222 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. Geb. 20 M.

In ungeahnter Weise ist während des Weltkrieges Jerusalem, die heilige Stadt, wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Das Ziel des englischen Imperialismus, von Ägypten her über das türkische Syrien eine Brücke nach dem vorderindischen Reiche zu gewinnen, hat dazu geführt, daß Palästina der Schauplatz heftigster und für die Zukunft höchst bedeutungsvoller Kämpfe wurde. Leider hat nach anfänglichen schönen Erfolgen der von Deutschen und Österreichern unterstützten Türken sich das Blatt gewendet und das ungeheure Geschehen der Gegenwart wirft seine Schatten auch auf Hedins Reisebericht. Dieser ist noch ganz unter dem Eindrucke der erwähnten türkischen Anfangserfolge geschrieben und erhofft in der Einleitung die Niederwerfung der englischen Weltmacht durch das deutsche Schwert. Es ist bekanntlich leider anders gekommen. Indessen behält das Buch dennoch seinen bleibenden Wert in dem, was an sich mit den politischen Ereignissen nichts zu tun hat, und dies ist bei weitem der größere Teil seines Inhalts. Mit offenen Augen, halb Forscher, halb Künstler, durchwandert der Verf. die Stätten des heiligen Landes und weiß uns in lebendigen Schilderungen des Volkslebens, in anschaulichen Beschreibungen der Landschaft und der unzähligen Kunstdenkmäler ein farbenprächtiges Bild des Jordanlandes zu geben. Den Mittelpunkt der Darstellung bildet, wie der Titel des Buches sagt, Jerusalem; aber auch die übrigen, uns allen

schon aus der biblischen Geschichte bekannten Orte und viele andere, die aber geschichtliche, geographische, politische oder landschaftliche Bedeutung besitzen, ziehen, immer begleitet von trefflichen Abbildungen, an dem Auge des Lesers vorüber. Die Abbildungen sind teils Lichtbilder, teils Handzeichnungen des Verf.s, der sich seit jeher als geschickter Zeichner bewährt hat. Die Lektüre des ziemlich umfangreichen Buches gestaltet sich dank der persönlichen Note, die Hedin seinen Schilderungen zu geben weiß, ohne seine Person in anspruchsvoller Weise in den Vordergrund zu stellen, ungemein genußreich: man lernt, indem man genießt, und freut sich, einen so beredten und sachkundigen Führer gefunden zu haben. Die beiden beigegebenen Kärtchen (Reiseroute und Plan von Jerusalem) erleichtern es, den zurückgelegten Weg im Geiste zu verfolgen. Die Ausstattung ist trotz der großen Schwierigkeiten, die sich aus den Kriegsverhältnissen ergeben, dieselbe wie bei den früheren ähnlichen Werken, die der Verlag uns während des Krieges beschert hat. Möge das schöne Buch ebenso günstige Aufnahme finden wie seine Vorgänger.

Derselbe, „Jerusalem". Feldpostausgabe. 160 Seiten mit 25 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus. Geh. 1 M. 50 Pf.

Das vorliegende Bändchen, das vor allem dem Zwecke dienen sollte, an unsere Feldgrauen in den Schützengraben versendet zu werden, bildet, wie bei den anderen während des Krieges im gleichen Verlage erschienenen Büchern Sven Hedins, den Vorläufer der späteren „großen", im vorstehenden besprochenen Ausgabe.

Derselbe, Bagdad-Babylon-Ninive. Große Ausgabe, 420 Seiten, 240 Abbildungen und 1 Karte. Preis: Geh. 10 M., geb. 12 M. Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig.

Auch bei dem vorliegenden Werke hatte der Verlag zuerst eine wohlfeile „Feldpostausgabe" erscheinen lassen. Was der bescheidene Vorläufer nur ahnen ließ, das wird hier Erfüllung. Der berühmte schwedische Forschungsreisende, der schon in den beiden Kriegsbüchern „Ein Volk in Waffen" und „Nach Osten" in dankenswertester Weise für die beiden Mittelmächte eingetreten ist, will diesmal kein eigentliches Kriegsbuch geben, indessen bildet doch der Weltkrieg auch hier den Hintergrund der Darstellung, die die Ergebnisse von Hedins jüngster Reise nach Mesopotamien zum Gegenstande hat. So enthält denn auch das erste Kapitel des Buches eine scharfe Kritik der sonderbaren Art, in der die Ententemächte ihre angebliche Aufgabe, die kleinen Völker zu beschützen, auffassen. Im sechsten Kapitel wieder werden die namentlich von englischer

Seite immer wieder in so heuchlerischer Weise ausgeschlachteten „Armeniergreuel“ in das entsprechende Licht gesetzt und es wäre nur zu wünschen, daß die hier verkündete Wahrheit allgemeinste Verbreitung fände. Den deutschen Leistungen in der asiatischen Türkei läßt der Verf. die vollste Gerechtigkeit widerfahren, namentlich dem Andenken des eben damals verstorbenen Feldmarschalls von der Goltz widmet Sven Hedin ehrende Worte.

Aber all diese mehr oder weniger mit dem Weltkriege zusammenhängenden Dinge bilden nicht den Kern des Buches, sie waren nur nicht zu umgehen. Das Gewicht der Darstellung aber ruht auf den prächtigen Naturschilderungen, in denen Land und Leute greifbar vor uns erstehen, und dann vor allem in der Würdigung der Forschungsarbeit, die selbst während des Krieges noch von deutschen Gelehrten auf dem uralten Boden Assyriens und Babyloniens geleistet wurde. Kapitel wie „Die Ruinen von Bagdad“, „Eine deutsche Studierstube am Euphrat“, „Die Königsstadt Assur“, „Ninive“ und endlich „Die Keilschrift und die älteste Bibliothek der Welt“ dürfen mit Recht bleibenden wissenschaftlichen Wert beanspruchen. Ein reiches Bildermaterial, das zumeist den Aufnahmen und Handzeichnungen des Verf.s selbst seine Entstehung verdankt, belebt den Text in wirksamster Weise; die Ausstattung steht ganz auf der Höhe des bekannten Leipziger Verlages. Die Anschaffung des Buches dürfte sich namentlich auch für Schüler- und Lehrerbüchereien empfehlen. In der Hand der heranreifenden Jugend können Werke wie dieses nur segensreich wirken, aber auch dem Lehrer der Erdkunde und der Geschichte wird eine Fülle von Anregung zuteil.

Wien. B. Imendörffer.

Dr. A. Wurm, Vom innerlichen Christentum. (I. Band: Kunst und Seele, herausgegeben von Dr. A. Wurm.) München 1913, Kunstanstalten J. Müller. 4°. 67 S., 60 Bilder (Phototypien).

Der bereits rühmlichst bekannte Verf. trug sich schon lange mit dem Gedanken, eine Geschichte der christlichen Kunst zu schreiben; aber die Ungunst der Verhältnisse auch vor dem Kriege ließ es nicht dazu kommen. Als Ersatz stellte er 60 Bilder zusammen, um an ihnen das Christenleben religiös zu vertiefen und zu verinnerlichen. Vor allem lag ihm daran, diejenigen christlichen Grundgedanken und Gefühle mit allem Ernst im Leser zu neuem Leben zu erwecken, die vom Geist der heutigen Zeit am meisten abweichen, daher vielfach, ihrer erschütternden Kraft beraubt, verblaßt und verflacht erscheinen. Er will den gewaltigen Ernst des innerlichen Christentums, die tiefe, rückhaltlose Unterworfenheit unter Gottes Willen, die im Kampef

mit der Welt zu behauptende innere Freiheit, die erschütternde Wirkung der Sünde und das Geheimnis der Erlösung und Gnade mit besonderem Nachdruck zum Bewußtsein bringen.

Der vom gediegensten religiösen Ernst getragene Text ist für die gebildeten Stände geschrieben und gliedert sich in zehn Kapitel. Jedes ist für sich ein Ganzes, alle aber streben nach dem Ziele, der modern gewordenen Vergöttlichung des Menschengeschlechtes entgegenzutreten und dem Leser die Ohnmacht und daher die Unterwürfigkeit vor dem höchsten Wesen vor Augen zu führen. Das setzt einen Glauben von solcher Stärke und Tiefe voraus, daß der davon Ergriffene eher an seiner eigenen Existenz als an dem Dasein Gottes zweifelte. Der erbarmungswürdige Zustand der Sünde wird ebenso fein und packend geschildert wie die innere Seligkeit des Christen, der sich ganz und voll seinem Herrn und dessen Geboten geweiht hat. — Der Verf. führt eine Feder, die ihresgleichen sucht. Keine Spur ist zu finden von einem aufdringlichen Predigertone, der sich etwa in der Anhäufung biblischer Zitate gefällt oder mit innerem Behagen auf die Schattenseiten des modernen Lebens loshämmert, aber ebensowenig von sentimentalen Gefühlsemotionen, und trotzdem ist die Sprache des Buches weihevoll wie Orgelton im Dome. Man merkt, daß der Verf. aus seiner innersten Seele holt, daß er Friede und Glück durch innere Erlebnisse gefunden. Als Meisterstück kann der Abschnitt „Christus und die Seele" gelten. „Daß Christus der Menschheit Erlöser ist, bildet die Voraussetzung, daß die Seele zu ihm in ein näheres religiöses Verhältnis treten kann." In diesen wenigen Worten, die für jeden einzelnen Menschen ewig bedeutungsvoll werden müssen und die Trennung in zwei Gruppen schaffen — entweder für oder gegen den Heiland —, ist der Weg gekennzeichnet, der zum Leben führt. Immer wieder taucht daneben der Gedanke auf, daß die Anreize der „Welt" trügerisch und vergänglich sind. Und dennoch ist der Verf. weit davon entfernt, ein völliges Entsagen von jedem als Pflicht zu verlangen. „Die Forderung, seine Seele von allen Dingen der Welt loszureißen, wirkt, in ihrer ganzen Tragweite überblickt, wie etwas Unerhörtes, Unglaubliches. Aber es gibt bei den tieferen Seelen einen Moment, in dem die Forderung des inneren Verzichtes auf die Welt zu einer endgültigen Lebensentscheidung sich zusammenballt." „Weiß er das große Opfer zu bringen, so wird er fühlen, wie seine innere Freiheit sich gekräftigt und erhöht hat, wie er nun eigentlich erst endgültig von sich und der Welt frei geworden und sein eigenes Ich in seiner abgründigen Bedeutungslosigkeit vor Gottes unendlich freier und heiliger Macht erkannt hat."

Man wird merken: hier haben wir es nicht mit der weitverbreiteten, verblaßten und stark verwässerten Auffassung des

Christentums zu tun, die bei den Alltagsmenschen gefunden wird und sie bloß zufällig bei vereinzelten Gelegenheiten so nebenbei in eine religiöse Stimmung taucht. Der Verf. vertritt vielmehr eine volle, ganze und immerwährende Hingabe an das Höchste; es ist eine Philosophie, die ihn ganz durchdringt. So ist sein Geist geartet, während sein Auge die beigegebene Bilderreihe der großen Meister betrachtet und jene Wechselwirkung entdeckt, die zwischen „Kunst und Seele" sich geltend macht. Die vorzüglich gelungenen Reproduktionen von Fra Angelico da Fiesole, Botticelli, Donatello, Rembrandt, Holbein, Dürer, Steinle u. a., die auch sonst schon bekannt waren, bilden die Unterlagen für christliche Betrachtungen. Nicht etwa daß diese Kunstwerke auf Maler keine Wirkung geübt hätten. Wir wissen vielmehr, daß die Galerien für alle die große Schule bleiben werden, die selbst Künstlerisches leisten wollen. Während sie aber Konturen, die Abtönung der Farben, das Hervortreten von Licht neben tiefem Schatten, Faltenwurf und landschaftlichen Hintergrund analysieren, sucht der Verf. in die Seele der großen Meister einzudringen und erklärt, wie das innerliche Ergriffensein vom christlichen Geiste durch das Bild seinen Ausdruck fand. Erst so ist es zu verstehen, wie Künstler, deren Seelen sich nicht unter dem erwärmenden Hauche der christlichen Weltauffassung zur vollen Blüte entfalten, auch nicht imstande sind, das innerliche Ergriffensein zum Ausdrucke zu bringen. Es ist wohl derselbe Gedanke, den der Verf. (S. 66) in die Worte kleidet: „So erscheint in Wahrheit nicht selten die Natur. Aber nicht jedem offenbart sie sich so. Es gehören Seelen dazu, die selbst den Frieden in sich tragen. Der Herr muß in ihnen wohnen und zuerst ihre Gefilde gesegnet haben; dann sieht der Mensch auch, wie der Herr durch die Natur geht, dann strömt ihre Gottesruhe in ihn selbst ein und vermehrt sein inneres Glück. Wo der weltliche Mensch kaum mehr als eine ästhetische Befriedigung empfindet im Anschauen einer schönen Natur, da leuchtet dem innerlichen Menschen daraus der Schimmer des Gottes entgegen, der in seiner eigenen Seele wohnt."

Die Verlagshandlung scheute keine Kosten, um die äußere Ausstattung mustergültig zu machen.

Wien. G. Juritsch.

Prof. Dr. H. Hartenstein, Fünfstellige logarithmische und trigonometrische Tafeln. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1917, 8⁰, 136 S., 2., erw. und verb. Auflage.

Diese vom Standpunkt der Hygiene wie der österreichischen Lehrpläne durchaus empfehlenswerten Tafeln enthalten auf Tafel I (32 S.) die vollständigen „Briggsschen" Logarithmen der Zah-

len von 1—1000 (bis 100 genügte es wohl auch), die 5 st. Mantissen der Briggsschen Log. der Zahlen von 1000—10.009 und die 6 st. Mantissen der Zahlen von 10.000—10.809; endlich 7 st. Logarithmen von 15 Aufzinsungsfaktoren 1. Potenz und den 5 st. Logarithmus von π. T. II (3 S.): Potenzen von Aufzinsungsfaktoren für $p = 1^1/_2$, 2, $2^1/_2$, 3, $3^1/_3$, $3^1/_2$, $3^3/_4$, 4, $4^1/_4$, $4^1/_2$, $4^3/_4$, 5, $5^1/_2$, 6. Dabei bedeutet n fortlaufend die Zahlen 1—32, weiter (als weniger wertvoll) 35, 40, 50, 60, 70, 80, 90, 100. T. III (1 S.): Die natürlichen Logarithmen der Zahlen von 1—100 mit nicht selbstverständlichen erklärenden Zugaben, T. IV (4 S.): Reziproke Werte, Quadrate, Kuben, Quadratwurzeln und Kubikwurzeln der Zahlen von 1—100, ferner Verwandlungen von $\frac{1}{n}$ in einen Dezimalbruch mit Angabe der Stellenzahl der ev. Periode. T. V und VI (nebeneinander 90 S.): Die natürlichen Winkelfunktionen im Intervalle von 10′ und die Logarithmen der Winkelfunktionen im Intervalle von 1′. T. VII a: Längen von Kreisbogen, dabei wird π, arc 1°, arc 1′, arc 1″ auf 11 Dezimalen, log arc 1″ auf 7 Dezimalen angegeben; es wird noch bemerkt, daß arc 57° 17′ 44·8″ den Wert 1 hat. T. VII b: Verwandlungen von Grad und Minuten des 1. und 2. Grades in Sekunden. Mit den Tafeln VII c, d ist eine gute Erklärung der Berechnung von log sin x, log tg y, log cos $(90-x)$, log cot $(90-x)$ für Winkel x verbunden, die kleiner sind als 2°. Bei dieser Gelegenheit werden wiederum die Maskelyneschen Größen S und T eingeführt. (Andere, bezw. ähnliche Berechnungen der Funktionen kleiner Winkel sind enthalten auf S. 20 des Artikels „Über Erfindung, Gestaltung und Wertschätzung der Logarithmen“ von Prof. Johann Arbes im Programme d. St. G. Smichow, 1906/7.)

Prag-Smichow. Johann Arbes.

Anfangsgründe der Chemie und Mineralogie mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse des praktischen Lebens. Neunte, erweiterte Auflage unter Mitwirkung von W. Haber, neu bearbeitet von M. Mittag. 1916, Hildesheim und Leipzig, Verlagsbuchhandlung August Lax.

Wohl ist die Zahl der mehr oder minder gelungenen Einleitungen oder Anfangsgründe der Chemie und Mineralogie schon Legion, aber das schmale, vorliegende Büchlein hat auf den Ref. dennoch einen recht vorteilhaften Eindruck gemacht. Vor allem ist die didaktisch vortreffliche Einteilung und Behandlung des oft so komplizierten Stoffes rühmend hervorzuheben. Die unglückselige Marotte so vieler unserer Lehrbücherverfertiger, den chemischen Unterricht mit der für die Sinne des Schülers unfaßbaren atmosphärischen Luft zu beginnen, ist hier einer richtigeren Erkenntnis gewichen. Es wird mit den Schwermetallen

begonnen und dann erst die Einwirkung der Luft auf diese und sodann das Wasser behandelt. Ebenso glücklich gewählt ist die weitere Ableitung der chemischen Grundbegriffe wie Säuren, Basen, Salze usw. Den theoretischen Grundgesetzen ist ein eigenes, knapp gehaltenes Kapitel gewidmet. Stets wird von einfachsten, meist von den Schülern selbst ausführbaren Versuchen ausgegangen unter Vermeidung jedes die Aufmerksamkeit nur ablenkenden komplizierten Apparates. Die sogenannten Probierglasversuche überwiegen. Auch die den organischen Verbindungen gewidmeten Abschnitte befriedigen durch ihre didaktisch zutreffende Einteilung und Einfachheit. Überall ist auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens, auf Technologie und Verwendung der Körper ausreichend Rücksicht genommen. Überall zeigt sich das Streben, weniger gelehrt als verständlich zu sein. Daß der mineralogische Teil etwas zu knapp ausgefallen ist, kann nicht überraschen. In unmittelbarer Verbindung mit dem chemischen Unterricht wird das immer so sein. Die Chemie ist eben eine viel zu anspruchsvolle Wissenschaft; neben ihr sinkt die Mineralogie zum Range eines Hilfsmittels herab. Trotzdem muß der Referent dieses bescheidene Heft unseren österreichischen Fachgenossen als in vieler Hinsicht beispielgebend bestens anempfehlen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Leitfaden der Mineralogie und Chemie für die vierte Klasse der Gymnasien und Realgymnasien. Von Dr. Gustav Ficker. Wien 1917, Franz Deuticke.

Für die Verwendbarkeit des Buches spricht der Umstand, daß es schon in 5. Auflage erscheint. Da der Verf. Naturhistoriker ist, kam der mineralogische Teil nicht zu kurz und befriedigt. Ob das gleiche auch von dem chemischen Teile gesagt werden kann, muß dem Urteil der chemischen Fachgenossen vorbehalten werden. Der Ref. möchte seiner Meinung nur dahin Ausdruck geben, daß die Ableitung der so wichtigen Grundbegriffe: chemische Synthese und Analyse unter Zuhilfenahme der Wirkungen des elektrischen Stromes auf dieser Stufe des Unterrichtes didaktisch wohl nicht einwandfrei ist. Die Ausstattung des Buches ist erstklassig.

Wien. Dr. Franz Noë.

Geschichte der Philosophie vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart von Prof. Dr A. Messer. 2. Aufl. „Wissenschaft und Bildung" Bd. 109. Quelle & Meyer, 1917. 1 M. 25 Pf.

Prof. Dr. A. Messer, der sich schon durch die im Jahre 1912 erschienene „Geschichte der Philosophie im Altertum und Mittelalter" anerkannte Verdienste um die populäre Einführung

eines großen Leserkreises in die Philosophie erworben hat, fördert diese Intention durch das vorliegende Bändchen, das die Lehren Fichtes, Schellings, Schleiermachers, Hegels, der Gegner des spekulativen Idealismus Fries, Herbart, Beneke, Schopenhauer, Feuerbach, der Vertreter des Positivismus, Comte, Stuart Mill, Buckle, Carlyle, der evolutionistischen Philosophie H. Spencer, des deutschen Positivismus wie E. Laas, des Neukantianismus, der induktiven Metaphysik Fechner und E. v. Hartmann und zum Schlusse die Lehre Nietzsches behandelt. Das 138. Bändchen dieser Sammlung führt dann die „Philosophie der Gegenwart" bis zu den führenden Philosophen unserer Zeit Eucken, Wundt, Husserl u. a. fort. Die Anlage der Darstellung ist eine solche, daß der Verf. gewöhnlich zuerst Werke und Persönlichkeit des einzelnen Philosophen behandelt, dann eine die sonstige Dunkelheit philosophischer Bücher vermeidende Darstellung der Hauptgedanken folgen läßt, während eine abschließende, objektiv gehaltene Würdigung der betreffenden philosophischen Ansichten den Leser zu eigenem Nachdenken anregt. Daneben unterläßt es aber der Verf. nicht, den Zusammenhang mit der gesamten Philosophie und der allgemeinen Kulturlage durch verbindende Kapitel wie „Das Erstarken des religiös-kirchlichen und des nationalen Gefühls", „Nachwirkungen Hegels", „Geistige Zustände um die Mitte des 19. Jahrhunderts" herzustellen. Auch dieses Bändchen kann demnach als durch seine ebenso objektive als fesselnde Darstellungsweise sehr geeignet bezeichnet werden, die Leser in der Stellungnahme zu uralten Menschheitsfragen, wie sie besonders die deutsche Philosophie beschäftigen, zu fördern.

Wien. Gustav Spengler.

„Aus Natur- und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1918.

Nr. 438: **Alfred Einstein, Geschichte der Musik.** 8°. 126 Seiten, geb. 1 M. 50 Pf.

Nr. 439: **Derselbe, Beispielsammlung zur älteren Musikgeschichte.** 8°. 88 S. geb. 1 M 50 Pf.

Die Nötigung, ein so unerschöpflich reiches Gebiet wie das der Musikgeschichte in dem engen Rahmen des Umfanges der in vorstehend angeführter Sammlung erscheinenden Bändchen wenigstens in den Hauptumrissen darzustellen und ein klares Bild davon zu geben, bedeutet wohl eine der schwersten Anforderungen an Wissen, Können, Darstellungskraft und Stoffbeherrschungsvermögen des Autors; unter solchen Umständen auch nur die allercharakteristischesten Hauptzüge hervorzuheben, die markantesten Profillinien scharf und plastisch herauszuarbeiten, aus der erdrückenden Fülle des Details nur das Allerwich-

tigste — sozusagen für je 1000 Erscheinungen einen einzigen Generalrepräsentanten — und das Allercharakteristischeste mit sicherem Griffe in den Vordergrund zu rücken und das minder Wichtige zurücktreten zu lassen, das Typische aus dem Meere des Individuellen mit scharfem, klarem Blicke herauszuerkennen, — das alles sind Klippen und Schwierigkeiten, deren Größe und Bedeutung nur derjenige nach Gebühr zu würdigen weiß, der als Fachmann aus eigener Erfahrung sich darüber klar geworden ist, welch schwieriges Problem oft schon die bloße Auswahl des Stoffes allein für den Autor darstellt. Um so mehr ist es daher anzuerkennen, wenn alle diese Klippen so glücklich umschifft, diese Schwierigkeiten so erfreulich überwunden werden, wie dies im vorliegenden Werkchen der Fall ist. Mit richtigem, sicherem Takte hat es der Autor vermieden — wozu die Gefahr sehr nahe lag —, einen Wust von Details, von Namen- und Tatsachenmaterial zu bringen und zu versuchen, in den engen äußerlichen Rahmen eine möglichst große Fülle von Stoff zusammenzupressen; er hat vielmehr von vornherein sich darauf beschränkt, nur die Hauptkonturen nachzuziehen, nur die allgemeinsten Umrisse, sozusagen nur die Tendenz und symptomatischen Erscheinungen der Entwicklungsgeschichte der europäischen Musik nachzuzeichnen und so gleichsam nur die Leitmotive, die Grundtöne anzugeben, die für den Gang der Musikgeschichte bestimmend und richtunggebend auftreten. Im Sinne dieser Auffassung seiner Aufgabe hat er denn die gesamte außereuropäische Musik — die der Naturvölker, der orientalischen Halbkultur- und Kulturvölker — gänzlich übergangen, die altgriechische Musik nur mit einigen kurzen Sätzen hinsichtlich ihrer wesentlichsten Eigenschaften charakterisiert und analog auch die Besprechung des gregorianischen Chorals wie überhaupt der frühen und mittelalterlichen Musikgeschichte so knapp und allgemein als möglich gehalten, um erst bei der Erörterung der Musik der neueren und neuesten Zeit mehr auf Einzelerscheinungen (Künstlerindividualitäten und Werke) einzugehen, soweit dies durch deren Bedeutung für unser Kulturleben gerechtfertigt ist. Wer also von dem vorliegenden Büchlein erwartet, daß es ihm eine eingehende oder auch nur notdürftige Kenntnis der einzelnen Details: Namen, Daten u. dgl. der Musikgeschichte vermittle, mache sich von vornherein auf eine Enttäuschung gefaßt; solche Details muß er schon in umfangreicheren Kompendien der Musikgeschichte suchen. Was ihm aber das vorliegende Büchlein bietet — und dies in trefflichster, durchaus gediegener Weise —, das ist eine sehr klare, deutliche Übersicht über den Gang der europäischen Musikgeschichte, ein Blick sozusagen aus der Vogelperspektive auf jenes weite Feld, auf dem sich die Kämpfe einer anderthalb Jahrtausende umfassenden Kunstenwicklung abgespielt haben; wie aus den in

der Musik früherer Jahrhunderte liegenden Keimen die Formen und Prinzipien unseres heutigen Musikschaffens hervorgegangen sind, wie solche Ansätze älterer Epochen schrittweise zur Entfaltung und Ausgestaltung in späteren Perioden drängten, wie gewisse Forderungen und Wünsche vergangener Kunstepochen ihre endgültige Erfüllung in der Musik der neueren und neuesten Zeit gefunden haben, dies alles wird dem Leser klar und übersichtlich vor Augen geführt. Sehr lebendige und anschauliche Illustrationen dazu — sozusagen ein musikalisches Bilderbuch der gesamten europäischen Musikgeschichte seit dem 13. Jahrhundert — bietet das zweite der oben angeführten Büchlein desselben Autors, die „Beispielsammlung" usw. Wenn man etwas dagegen einzuwenden hätte, so wäre dies — aber freilich ist dies nur die individuelle Ansicht des Ref. und als solche natürlich ebenso allen Zufälligkeiten der Subjektivität unterworfen wie jede Geschmacks- und Meinungsfrage — vielleicht nur der bedauerliche Umstand, daß der Autor den Kreis der als Beispiele gebrachten Kunstdenkmäler räumlich wie zeitlich doch gar zu eng gezogen hat, daß er bei seiner Auswahl zu sehr zurückhaltend, zu bescheiden gewesen ist. So wäre es unter anderem z. B. doch sehr wünschenswert gewesen, wenn er eine ganze Reihe von Kunstepochen und Stilen, die er bei der Auswahl der illustrierenden Beispiele gänzlich übergangen hat, doch auch der Berücksichtigung gewürdigt hätte, so z. B. den gregorianischen Choral, die Sequenz, das mittelalterliche Kirchenlied, die Kunst der Troubadours, Trouvères, Minne- und Meistersinger, die Ars nova des 14. Jahrhunderts, die Anfänge der Oper (z. B. Proben aus dem florentinischen und venezianischen Musikdrama: wie etwa Bruchstücke aus den Werken Caccinis, Peris, Monteverdis, Cavallis, Cestis), weiters der älteren deutschen und französischen Suite des 17. Jahrhunderts (nicht erst der Suite des 18. Jahrhunderts — wie das im Büchlein gebrachte Beispiel der Suite von Fischer —) u. dgl. Natürlich wären dann aus dem *einen* Bändchen *zwei* geworden, aber die Reihenfolge der musikalischen Illustrationen wäre doch dann eine geschlossenere, weniger lücken- und sprunghafte gewesen, als dies gegenwärtig der Fall ist. Doch soll mit dieser kleinen Bemängelung natürlich nichts gegen den Wert und die Brauchbarkeit der beiden vorstehenden trefflichen Büchlein gesagt sein; Zweck der vorstehenden Sätze des Bedauerns war nur der, einem rein subjektiven Dafürhalten des Ref. Ausdruck zu verleihen, einem frommen Wunsch, den event. einer gelegentlichen freundlichen Erwägung würdigen zu wollen er Verleger wie Autor ans Herz legen möchte.

Wien. Dr. Robert Lach.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik

Das Gymnasium und die Neuzeit.

„Ich kam ganz jung nach Septima des Kneiphöfischen Gymnasiums zu Königsberg und blieb in diesem Institut, bis ich Maler wurde. Als Schüler war ich wohl der schlechteste, den man sich denken konnte; demnach kam ich mit meinen Lehrern in kein Freundschaftsverhältnis und meine Erinnerungen an sie waren gehemmt, solange ich Junggeselle blieb. Aber als mein Sohn in die Schule gehen mußte, wählte ich doch wieder das Gymnasium. Mit ihm zusammenarbeitend, wurde mir das wenige Latein und Griechisch wieder geläufig. Der lapidare Stil der toten Sprachen wird für uns ewig vorbildlich bleiben. Die antiken Gelehrten und Dichter sind uns in Fleisch und Blut übergegangen. Die ‚Iphigenie' oder ‚Die Braut von Messina' bleibt für den früheren Gymnasiasten verständlicher. Die Lehrer mögen noch solche Ignoranten sein oder bar jedes Kunstgefühls — führt doch der Geist der Schule den jungen Menschen, welcher in sich den ‚Künstler' fühlt, ganz von selbst in die richtigen Bahnen. Wie wird der einzige Homer kultiviert und der kleinste Vorschüler auf die Zukunft hin vertröstet, wo er ihn lesen wird. Den Sinn der Geschichte vom Trojanischen Kriege, auch die lateinischen Gesetze der römischen Konsuln und Volkstribunen, behaupte ich, kann nur der Schüler eines Gymnasiums vollkommen begreifen. *Videant consules, ne quid* usw., scheint mir für heute sehr aktuell zu sein. Kurz und gut: Ich achte das Gymnasium für eine ausgezeichnete Erziehungsanstalt für einen großen Teil unserer deutschen Jugend und wünsche, daß die guten Lehren des Schulsystems auf fruchtbaren Boden fallen und hundertfältige Frucht tragen mögen zu gunsten des deutschen Staates, dem wir alle leben müssen."

Einem neuen Buche[1]) zur Frage des humanistischen Gymnasiums entnehme ich das voranstehende Bekenntnis, nicht weil es mir durch

---

[1]) Das Gymnasium und die neue Zeit. Fürsprachen und Forderungen für seine Erhaltung und seine Zukunft. Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. 220 S.

besondere Prägung der Gedanken, durch Neuheit oder Tiefe aufgefallen wäre, sondern weil es von einem Manne stammt, dem Theoretisieren in Unterrichts- und Erziehungsfragen vollkommen fern liegt, dem Maler Lovis Corinth. Er hat selbst auf dem Gymnasium nicht eben glorreich abgeschnitten, hat aber seinen Sohn trotzdem auf diese Schule geschickt. Er tat es nicht der Lehrer willen — wie es wenigstens scheint —, sondern um des Geistes willen, der im Gymnasium lebendig ist, des Geistes der Antike. Die Frage der Lehrer und der Schule an sich wird nicht immer so scharf geschieden. Wer in der Literatur der gegen das Gymnasium erhobenen Klagen bewandert ist, weiß, wie viel Zorn nicht von dem Stoff herstammt, sondern von denen, die berufen waren, ihn zu vermitteln. Darunter leidet ja in der Vorstellung der Uneingeweihten vielfach auch die klassische Philologie als Wissenschaft, weil man sie verantwortlich macht für so manchen Adepten, der nach glücklich überstandenem Examen auf die Jugend losgelassen wurde. Aber schlechte Lehrer verstehen die Kunst, einen jeden Stoff zu verleiden; sollte es wirklich einmal kein Gymnasium mehr geben, so werden sie dafür sorgen, daß der Entrüstungssturm, getragen von bösen Erinnerungen an die Schulzeit, dereinst Realschule und Realgymnasium oder, was sonst es dann geben mag, bedroht. Hoffen wir indessen, daß schlechte Lehrer nicht mehr zu finden sind noch zu finden sein werden. Der Plan einer neuen sozialen Schule, die zugleich Auslese und Wertbestimmung ihrer Zöglinge ganz auf sich nehmen soll, legt auf die Schultern der Lehrer eine gewaltige Verantwortung, der nur die Allerbesten gewachsen sind. Sie werden aus Bildnern der Jugend recht eigentlich zu Bildnern der Gesellschaft. Platon hätte diese Aufgabe nur dem vollkommenen Weisen anvertraut, dem er den Titel Philosoph verlieh.

Das Buch, das ich hier einem Leserkreise näher bringen will, enthält eine reiche Fülle von Bemerkungen und Betrachtungen zur Gymnasialfrage. Der erste Eindruck ist doch der, daß man sieht, wie tief das Gymnasium im Denken der Norddeutschen verankert ist. Vertreter sehr verschiedener Berufe, vor allem auch der Technik, der Medizin und Naturwissenschaften, Männer des praktischen Lebens haben das Wort ergriffen. Neben den Philosophen (wie Eucken, Rickert, Riehl, Tröltsch) stehen die Theologen (wie v. Harnack), Juristen und Nationalökonomen (wie Max Weber), Germanisten (z. B. Edward Schröder) und Neusprachler (z. B. Schroer), neben dem Vertreter der Kunstwissenschaft (v. Bode) der Künstler. Es sind viele klangvolle Namen darunter, Namen von Männern, denen man Freiheit und Weite des Blicks und Kenntnis des Lebens nicht absprechen wird. Wie es recht und billig ist, wo es sich um eine Kulturfrage des gesamten deutschen Volkes handelt, sind auch einige Deutschösterreicher und ein Schweizer zu Worte gekommen. Alle erheben ihre Stimmen für die Erhaltung des Gymnasiums, sie tun es von den verschiedensten Gesichtspunkten aus und sparen auch nicht an Worten der Kritik. Ein Monopol des Gymnasiums wird, soweit ich sehe, von niemand gefordert. Dagegen klingt öfter die Meinung an, daß die Schulreform, indem sie Zugeständ-

nisse an Strömungen machte, die dem Gymnasium nicht freundlich waren, den Charakter der Schule verdorben und ihren erziehlichen Wert heruntergesetzt habe. Daraus ergibt sich die Forderung: zurück zum alten Gymnasium, wobei nicht bestritten wird, daß die Anschauungen, von denen sich einst W. v. Humboldt leiten ließ, Entwicklung und Anpassung an moderne Verhältnisse durchaus vertragen. Eine Verschiebung der alten Basis ist insofern eingetreten, als die Altertumswissenschaft den Standpunkt absoluter Wertschätzung der Antike aufgegeben und eine historische Betrachtungsweise angebahnt hat. Aber für die Mittelschule wird der Historismus abgelehnt und das mit Recht, weil sie feste Werte braucht; in der Tat hat sich aber auch für Homer, Sophokles, Platon das Urteil nicht eigentlich verändert, wie man auch ihren Rang vom Standpunkt geschichtlicher Entwicklung aus bestimmen mag. Soll nun das humanistische Gymnasium seinen Zweck erfüllen, so darf der Betrieb der alten Sprachen nicht zu sehr überwuchert werden durch ein Übermaß von Gegenständlichem aus anderen Fächern; diese Erwägung führt zu einer zweiten, die prinzipielle Bedeutung hat, nämlich was eigentlich Bildung ist und welche Bildungselemente durch die Schule vermittelt werden können und sollen. Wir hören die Klage, daß heute der Wert des Wissens überschätzt, daß in der Schule zwar nicht zu viel, aber doch zu vielerlei gelehrt und gelernt wird.

Versuchen wir, die Sache von ihren verschiedenen Seiten aus noch etwas genauer zu erfassen. Einmal: daß unsere moderne Schule zu viel Arbeit auferlegt, ist heute kein so festes Dogma mehr wie noch vor zehn Jahren. Wir neigen heute wieder mehr zu der Meinung, daß man, um im Leben zu bestehen, vor allem das Arbeiten lernen muß; wer es in der Jugend nicht lernt, dem bleibt die Buße nicht aus. Dennoch hatten die Überbürdungsklagen eine Berechtigung und zwar, wie mir scheint, deshalb, weil immer neue Fächer gekommen waren und Beachtung gefordert und gefunden hatten. Zum Vielen kam das Vielerlei und das Vielerlei ist von einem gewissen Punkte an schädlich; jedenfalls ist die Schule nicht dazu da, um ihre Schüler durch die Fülle mannigfaltigen Stoffes konfus zu machen. Im allgemeinen haben die Vertreter aller Wissenschaften die (an sich begreifliche) Neigung, ihr Fach für sehr wichtig und darum Gegenstände des Faches für einen, sagen wir wünschenswerten Bestandteil der Bildung zu halten. Heutzutage gibt es aber der Wissenschaften bereits so viele und die Summe dessen, was die gesamte Menschheit positiv weiß, ist so riesengroß, daß die Schule sich in einer Notlage befindet. Andauernd hat man Konzessionen gemacht, besonders gegenüber unserer so imponierenden Naturwissenschaft, aber wohin soll das zuletzt führen? Wir müssen zu einer Übereinkunft gelangen, daß es auch dem Gebildeten erlaubt sein soll, vieles nicht zu wissen, und dieser Grundsatz muß namentlich auf die Schule angewendet werden. Welche Art Schule man auch wählen mag, man lasse sie eine Bildung vermitteln, die ein wohlumgrenztes und in sich geschlossenes Gebiet umfaßt. Die Realschule als solche ist sicher eine gute Schule und das Gymnasium

könnte es desgleichen sein; die schädlichste Schule aber ist die, in der man von allem etwas lernt.

Zweitens: Bildung heißt mehr als Vermittlung von Kenntnissen. Den ganzen Menschen soll sie umfassen; der Mensch ist aber mehr als eine Intelligenzmaschine, er besitzt auch Phantasie und Gemüt, und sämtliche geistigen Anlagen haben ein Recht auf Pflege. Es ist wahrscheinlich, daß jemand, dessen Verstand nicht genügend ausgebildet und dessen Wissen gering ist, Schwierigkeiten für sein Fortkommen im Leben finden wird, aber es ist wohl nicht minder wahr, daß Menschen mit verkümmertem Gemüt der Gesellschaft schädlicher zu werden vermögen als solche mit schlecht entwickelter Intelligenz. Goethe, der in unserem Buch an erster Stelle zu Worte kommt, hat die Erziehung überhaupt nur als eine moralische Angelegenheit gefaßt und er sagt im Hinblick auf eine Bemerkung Eckermanns, der eingewendet hatte, wenn das Studium der Schriften des Altertums Einfluß auf den persönlichen Charakter übe, so müßten ja alle Philologen und Theologen die vortrefflichsten Menschen sein, was aber keineswegs der Fall sei: „Dagegen ist nichts zu erinnern; aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß das Studium der Schriften des Altertums für die Bildung eines Charakters überall ohne Wirkung wäre. Ein Lump bleibt freilich ein Lump und eine kleinliche Natur wird durch einen selbst täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Gesinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Mensch, in dessen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geisteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntschaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechischer und römischer Vorzeit sich auf das herrlichste entwickeln und mit jedem Tag zusehends zu ähnlicher Größe heranwachsen.“ Das moderne Gymnasium wird die idealen Erziehungswerte der Antike neben den rein formalen stärker betonen müssen; daß es beide Möglichkeiten und in ihnen eine Quelle universaler Geistesbildung besitzt, ist mit Recht und oft gesagt worden.

Drittens: Daß frühzeitige Schärfung des Intellekts und die sogenannten positiven Kenntnisse sehr wichtig sind für jedermann, der einen Platz im Leben erringen will, bestreitet niemand; damit hängt aber zusammen, daß der Wert aller Schulbildung heute von vielen und ernsthaften Leuten nach der Möglichkeit bemessen wird, eine schnelle und zweckmäßige Vorbereitung für den zukünftigen Beruf zu erlangen. Lassen wir den Grundsatz des reinen Nutzens einmal gelten: ist dann das Gymnasium zu verachten? Ich sage hier zuerst ein paar Worte über die Aufgaben der Universität, weil ich in diesem Falle mit besserer Erfahrung sprechen kann, wenigstens soweit die philosophische Fakultät in Betracht kommt. Jede Wissenschaft fordert in ihrem Betrieb eine gewisse Summe von Kenntnissen und die Schulung in bestimmten Handgriffen; das ist auch der zunächst sichtbare Erfolg und er läßt sich einigermaßen abschätzen in dem Examen, das den Abschluß der Studienzeit bildet und den Weg ins Leben öffnet. Aber weil gar manche Studenten die Universitätszeit hauptsächlich

unter dem Gesichtswinkel des Examens betrachten, weil im Examen vor allem ein Wissen gefordert wird und weil die Öffentlichkeit später nur mit dem examinierten und approbierten Manne und nicht mit dem Studenten zu tun hat, so ist die Meinung zu finden, daß auch die Universität eine Schule zur Erwerbung nützlicher Berufskenntnisse und weiter nichts sei. Wie verträgt sich damit ihre andere, zweifellos bestehende Aufgabe, in die Praxis wissenschaftlicher Arbeit einzuführen? Wir denken, das Beste, das ein Dozent in seinen Vorlesungen gibt, ist nicht der Stoff, sondern seine wissenschaftliche Behandlung, und das Beste, das der Student mitnimmt, ist nicht Wissen, sondern Können. Wir dürften unsere Studenten nicht Kommilitonen nennen, wenn wir sie nicht als gleichgestellt betrachteten in dem, was der Universitätslehrer als das höchste empfindet, Arbeit im Dienste und zur Förderung der Wissenschaft. Zu dieser Arbeit gehört mehr als Wissen; ja die Gelehrsamkeit ist dabei nichts als eine dienende Magd. Sie ist unter Umständen Beschwerung, die den Aufschwung des Geistes verhindert. Wer von der Universität einen unbefangenen klaren Blick, der auf den Kern der Dinge geht, ein selbständiges Urteil, den Drang zur Wahrheit und geistige Schwungkraft ins Leben mitbringt, dem hat sie auch für den zukünftigen Beruf ihr Bestes gegeben.

Die Mittelschule hat nicht die gleichen Aufgaben wie die Universität, doch hat sie in ihrem Kreis nicht minder Wichtiges zu leisten. Auch sie nützt am meisten, wenn sie nicht dressiert, sondern das Innere des Menschen erfassend gestaltet. Daß sie ihren Zögling zum Bewußtsein seiner geistigen Kräfte bringe, indem sie ihn fähig macht, diese Kräfte auf alles einzustellen, was ihm vom Reichtum des Lebens zufallen könnte, scheint mir das vornehmste Ziel; wer so beschaffen ist, wird sich auch den besonderen Forderungen einer bestimmten Berufsbildung schnell anpassen. Außerdem wird er, weil er nicht von früh auf in eine enge Bahn gedrängt war, die Fähigkeit behalten, alles, was menschlich ist, mit offenen Augen zu betrachten. Welch ein Unglück, von Anfang an nur Spezialisten ausbilden zu wollen! Der Spezialist ist einseitig, während das Leben Vielseitigkeit fordert. Ich zitiere wieder aus unserem Buch, diesmal ein Wort von Walther Rathenau, der wohl Anspruch hat, in der behandelten Frage gehört zu werden: „Daß wir den Begriff der Bildung rein faßten, gab uns auch berufliche Überlegenheit. Ein wenig oberflächliche Kenntnis der Experimentalphysik läßt sich nachholen; Enge des Geistes und Gemütes bleibt und verengert nicht nur das Dasein, sondern auch die berufliche Fassungskraft, Erfindungskraft und Schaffensfreiheit“.

Ich breche hier ab, weil es nicht meine Absicht ist, die Geduld eines Lesers allzulange in Anspruch zu nehmen, und weil ich es auch für richtiger halten würde, wollte er das Buch selbst zur Hand nehmen, dem ich die Anregung verdanke, ein paar Gedanken zur Schulfrage auszuspinnen. An sich ist diese Frage eine der brennendsten; wir brauchen Menschen von bester Qualität, und die soll uns die Schule

geben. Ich will den Wert keiner anders gearteten Schulform bestreiten, meine aber, daß die Erhaltung des Gymnasiums gerade in unserer Zeit ein dringendes Bedürfnis ist.

Wien. L. Radermacher.

Zu den Prüfungsvorschriften[1]).

In den folgenden Zeilen möchte ich Bedenken, zu denen meiner Anschauung nach einige der älteren und jüngeren, auf die Prüfungen der Mittelschüler bezüglichen, heute noch in Kraft stehenden Verordnungen Anlaß geben, zum Ausdruck bringen und damit ein paar Bausteine zum künftigen Reformwerk liefern.

Bekanntlich ist eine Wiederholung der Aufnahmsprüfung für dasselbe Schuljahr, sei es an derselben oder an einer anderen Lehranstalt, unzulässig (vgl. Halma-Schilling „Die Mittelschulen Österreichs" S. 161). Nun wurde aber „mit dem an den Landesschulrat für Niederösterreich gerichteten Erlasse des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 15. Juni 1909, Z. 22813, aus Anlaß eines speziellen Falles entschieden, daß gegen die Zulassung zur Aufnahmsprüfung für die II. Klasse eines bei der Aufnahmsprüfung für die I. Klasse vor einem Jahre zurückgewiesenen Schülers kein Anstand besteht. Ein Vergleich beider Ministerialerlässe ergibt somit, daß nach der ersteren Bestimmung eine mißlungene Aufnahmsprüfung den Verlust eines Jahres für denjenigen Schüler, der in die Prima eintreten wollte, nach sich zieht, der zweiten Verfügung nach aber nicht; d. h. wenn es einem bei der Aufnahmsprüfung für die I. Klasse zurückgewiesenen Schüler die Mittel gestatten, Privatunterricht zu genießen, so kann er trotz nicht bestandener Aufnahmsprüfung auf Grund einer über den Lehrstoff der I. Klasse erfolgreich abgelegten Privatistenprüfung in die II. Klasse aufsteigen. Der vermögende Schüler also, der bei der Aufnahmsprüfung in die Prima durchfiel, braucht das Jahr nicht zu verlieren, der unbemittelte muß es einbüßen. Vor allem aber wird durch jenen an den niederösterreichischen Landesschulrat gerichteten Ministerialerlaß der Wert und die Notwendigkeit der Aufnahmsprüfung geradezu ausgeschaltet, weil ja dem bei der Aufnahmsprüfung zurückgewiesenen Schüler gestattet wird, wenn auch auf privatem Wege, aber jedenfalls ohne Verlust eines Jahres, die I. Klasse zu absolvieren und dann in die II. aufzusteigen.

Ist aber durch jene Ministerialverordnung die geringe Wertung oder vielmehr die Entbehrlichkeit der Aufnahmsprüfung zum Ausdruck gebracht, dann sollte auch daraus die Folge gezogen und dem wiederholt von den Mittelschullehrern der gesamten früheren Monarchie geäußerten Wunsche nach Abschaffung der Aufnahmsprüfung Rechnung getragen werden. Auf Grund einer einzigen schriftlichen Arbeit im Deutschen und Rechnen und auf Grund einer ganz kurzen, meist wenige Minuten

---

[1]) Wir stellen die folgenden Ausführungen zur Erörterung seitens der Herren Fachprofessoren. Die Schriftleitung.

dauernden mündlichen Prüfung wird über einen zehnjährigen Knaben, den der prüfende Professor zum erstenmal sieht, ein endgültiges Urteil gefällt! Und wenn noch stets ältere, erfahrene Lehrer, wie dies Scheindler in seiner Praktischen Methodik mit Recht fordert, mit der Abhaltung jener Aufnahmsprüfung betraut wären, bei der die Kinder von ihnen ganz unbekannten Professoren geprüft werden! Nimmt denn der junge Lehrer — und meistens wird den jungen Supplenten die mit Unannehmlichkeiten verbundene Aufnahmsprüfung übertragen — auf die begreifliche Befangenheit der zehnjährigen Prüflinge Rücksicht, versteht denn ein so junger Lehrer, den betreffenden Knaben in einer Form zu prüfen, die der an der Volksschule üblichen ähnlich ist? „Das Kind“ — das betonte treffend Tumlirz in der letzten Mittelschulenquete (vgl. die diesbezüglichen Verhandlungen 1908, S. 393) — „hat ein Anrecht darauf, daß es die Frage des Lehrers v e r s t e h t, und infolgedessen kann das Kind nur von einem Lehrer geprüft werden, der es auch in der bisherigen Weise zu f r a g e n versteht.“ Daher wünschte Tumlirz, daß die Aufnahmsprüfung vom Volksschullehrer unter dem Beisitze eines Mittelschulprofessors abgehalten werden solle. Auch dieser Vorschlag hat nicht viel für sich, weil ja die Anwesenheit des fremden Professors bei manchem Prüfling wieder einen beklemmenden Eindruck auslösen wird. Vor allem aber sieht man nicht ein, warum der mit einem legalen Zeugnis über die beendigten Volksschulstudien ausgestattete Knabe noch eine Prüfung über dieses erworbene Wissen ablegen muß. Entweder wir schenken der Volksschule Vertrauen oder nicht, entweder steht die Volksschule im Dienste der gesamten organischen Unterrichtsverwaltung und muß daher nach vierjährigem erfolgreichem Studium auch ohne Prüfung zur Mittelschule hinüberleiten oder die Volksschule steht mit ihrer Organisation ganz abseits von der später zu besuchenden Schule; dann hat sie allerdings einen sehr fraglichen Wert. Um den Zusammenhang zwischen Volks- und Mittelschule inniger zu gestalten, wurde an mehrere Mittelschulen eine sogenannte Vorbereitungsklasse angegliedert. Aus dieser mit Erfolg durchgemachten Vorbereitungsklasse steht der Aufstieg ins Gymnasium in der Regel ohne Aufnahmsprüfung offen. Allerdings wurde mit dem an den Landesschulrat für Görz gerichteten Erlaß vom 28. Mai 1876 (vgl. Halma-Schilling S. 178) gestattet, daß die Schüler der dort bestehenden Vorbereitungsklassen vorläufig p r o v i s o r i s c h aufgenommen werden. Bei der ersten Zensur — nach Monatsfrist — solle die Klassenkonferenz über die Zulänglichkeit der Vorbildung der Schüler beraten. Was in Görz statthaft war — noch dazu, trotzdem das in die Prima aufsteigende Schülermaterial den Lehrern schon bekannt war — könnte doch auch an den deutschösterreichischen Mittelschulen eingeführt werden. Es sollte — und diesen oft ausgesprochenen Gedanken vertrat auch Dr. Riedl in der letzten Mittelschulenquete (vgl. a. a. O. S. 443) — die Aufnahmsprüfung durch eine Art Probezeit ersetzt werden, welche den Lehrern „einen viel besseren Einblick in die Eigenart (und — fügen wir hinzu — in die Auffassungsgabe) der jungen Leute geben würde

als das Lotteriespiel einer Aufnahmsprüfung". Auch Tumlirz hält zwar in der Theorie eine der Erprobung der Schüler dienende Übergangszeit für sehr vorteilhaft. (Tatsächlich war sie schon einmal — in den Siebzigerjahren — an den Mittelschulen Böhmens eingeführt.) Aber in der Praxis würde sich nach Tumlirz' Ansicht dadurch eine Schwierigkeit ergeben, daß sich entweder eine Parallelklasse an der betreffenden Mittelschule oder eine Schaffung einer Parallelklasse an der Volksschule, in die der zurückgewiesene Schüler aufgenommen werden müßte, während des ersten Semesters als nötig erweisen und somit administrative Schwierigkeiten entstehen würden. Selbst wenn der sicherlich seltene Fall sich ergäbe, daß infolge Rückweisung mehrerer aufgenommener Primaner eine Parallelabteilung aufgelöst werden müßte, so erscheint mir dies noch immer als ein kleineres Übel als der Fortbestand von Parallelklassen, die schon von der Prima an Ballast mitschleppen sollen. In Sachsen scheinen durch die seit Jahren vorgeschriebene Einführung der provisorischen Aufnahme der Schüler in die I. Klasse gar keine Schwierigkeiten erwachsen zu sein. Wir sollten also vielleicht auch mit der bisher üblichen Aufnahmsprüfung brechen und Schüler, die entweder an einer Volksschule oder an einer Vorbereitungsschule ein günstiges Frequentationszeugnis erlangten, ohneweiters in die Prima aufnehmen, während die geringe Zahl der privat studierenden Volksschüler sich einer Aufnahmsprüfung zu unterziehen hätten. Bei der ersten Zensurkonferenz wären jene Knaben, die in der Mehrzahl der obligaten Gegenstände — mit Ausschluß von Zeichnen und Turnen — die Note „nicht genügend" erhielten, in die Volks- oder Vorbereitungsschule zurückzuschicken.

Bei Halma-Schilling ist ferner S. 164, Anmerkung 2, Folgendes zu lesen: „Aus Anlaß eines speziellen Falles wurde auf Grund des Votums, daß nur die Aufnahmsprüfung für die I. Klasse nicht wiederholt werden darf, die Wiederholung der mißlungenen Aufnahmsprüfung in eine höhere Klasse an einer anderen Anstalt genehmigt (Ministerialerlaß vom 5. November 1906, Z. 41830, an den mährischen Landesschulrat). Während also derjenigen Prüfungskommission, welche die Aufnahmsprüfung in die I. Klasse vorzunehmen hat, ein für alle Kronländer bindendes Vertrauen entgegengebracht wird, kann das Urteil über eine mißlungene Aufnahmsprüfung in eine höhere Klasse übergangen und somit diese Prüfung an einer anderen Anstalt wiederholt werden. Ob eine solche Verfügung das Vertrauen zur Beurteilung des Professorenstandes zu heben vermag, kann bezweifelt werden. Wenn einmal ein Schüler bei der Aufnahmsprüfung in eine höhere Klasse für unreif erklärt wurde, dann sollte er nicht auf Grund einer anderwärts abgelegten Prüfung aufsteigen können. Ebenso begreift man schwer, warum bei einem Schüler, der ein legales Abgangszeugnis von einer Staatsmittelschule erhielt, es dennoch dem Lehrkörper jener Anstalt, in die er eintreten will, „unbenommen sein soll, durch eine Aufnahmsprüfung die Kenntnisse des Aufzunehmenden zu erforschen und nach Befund derselben ihn auch in eine niedrigere (!)

Klasse einzureihen" (vgl. Halma-Schilling S. 165). Durch eine solche Verordnung ist gleichfalls eine Art Mißtrauen gegen die richtige Urteilskraft des Mittelschullehrers ausgesprochen und man fragt sich, worin der Wert eines legal ausgestellten, den Schüler zum Aufsteigen in die nächsthöhere Klasse geeignet erklärenden Zeugnisses besteht. Dem Schüler, der an derselben Anstalt bleibt, ermöglicht das legale Zeugnis ein unbedingtes Aufsteigen, für den fremden nur ein fakultatives. Dazu kommt, daß dem um die Aufnahme bittenden Schüler nicht etwa schon vor den Ferien gesagt wird, daß er sich vielleicht einer Aufnahmsprüfung wird unterziehen müssen. Ahnungslos kommt der fremde Schüler mit seinem legalen Zeugnes, kann — erfreulicherweise geschieht es selten — über den Stoff des zweiten Semesters geprüft werden und wird leicht versagen, wie es wohl bei vielen Schülern derselben Anstalt nach den Ferien tatsächlich der Fall ist. Und doch werden letztere nicht in eine niedere Klasse zurückgeschickt. Es wäre also ein billiges Verlangen, jene Verordnung aufzuheben und dem legalen günstigen Zeugnis jeder Staatsmittelschule, sobald es mit der Abgangsklausel versehen ist, die Berechtigung unbedingter Aufnahme in die höhere Klasse einer gleichartigen Mittelschule mit derselben Unterrichtssprache zuzuweisen. Das ist doch wohl auch der Sinn der bekannten Abgangsklausel.

Auch die auf die außerordentlichen Prüfungen bezügliche Verordnung muß Bedenken erregen. Sie besagt (vgl. Halma-Schilling S. 171), daß bei derartigen Prüfungen „rücksichtlich des Wissens und Könnens der Prüflinge dieselben Anforderungen gestellt werden müssen wie bei den Prüfungen der Externen behufs Eintrittes als öffentliche Schüler". Solche *rite* erworbene Zeugnisse über außerordentliche Prüfungen müssen also nachweisen, daß der Bildungsgrad des betreffenden Prüflings den eines öffentlichen Schülers der entsprechenden Klasse einer Mittelschule vollständig erreicht hat. Trotzdem also diese Zeugnisse „in materieller Hinsicht denselben Wert wie ein Zeugnis über die Absolvierung der betreffenden Klasse einer Mittelschule haben, berechtigen sie nicht zum unmittelbaren Übertritt in die nächst höhere Klasse eines Gymnasiums oder einer Realschule" (a. a. O. S. 171). Was für eines Mittels bedarf es somit noch in solchem Falle? Offenbar noch einer Aufnahmsprüfung. Diese erscheint jedoch ebenso überflüssig und unberechtigt wie bei einem öffentlichen Schüler, wenn er einmal *rite* in den Besitz eines Zeugnisses gelangt ist.

Endlich heißt es in der auf die Reifeprüfung bezüglichen Verordnung, daß bei den schriftlichen Übersetzungen aus dem altklassischen Autor ins Deutsche die Benützung eines Wörterbuches erlaubt ist. In den früheren Klassen des Obergymnasiums, somit während der Zeit, in der die Schüler in den betreffenden Schriftsteller noch nicht besonders eingelesen sind, wird ihnen die Benützung des Wörterbuches verwehrt. Wenn sie sich hingegen bereits eine Reihe von Jahren durch die Lektüre die Kenntnis eines umfangreichen Wortschatzes und durch

mehrere schriftliche Arbeiten „eine Vorbereitung für die schriftliche Reifeprüfung“ erworben haben, dann wird ihnen die Benützung des Wörterbuches nicht entzogen. Ich will wohl nicht die einmal durch die Ministerialverordnung gewährleistete Erleichterung aufgehoben sehen, möchte es aber für sehr empfehlenswert halten, daß auch bei den in den früheren Klassen des Obergymnasiums vorgeschriebenen Übersetzungen aus dem Autor in die Muttersprache das Nachschlagen des Lexikons den Schülern gestattet werde. Die richtige Benützung des Wörterbuches setzt nämlich eine recht große Vertrautheit mit diesem Hilfsmittel voraus. Und wenn die Benützung desselben für die Schularbeiten obligat gemacht wird, werden die Schüler immerhin eine gewisse Nötigung empfinden, auch bei der häuslichen Vorbereitung statt eines „Freundes“ öfter ihr Wörterbuch zu Rate zu ziehen.

Brünn. Dr. Simon.

Spracherlernung und Sprachwissenschaft. Von Richard Wähmer. Teubner 1914. 98 S.

Den Ausgangspunkt für sein Buch bietet dem Verf. die Auseinandersetzung mit der sogenannten „direkten, imitativen oder natürlichen Methode“ der Spracherlernung, zu der er sich als Lehrer des Französischen genötigt sah und die er dann als Forscher psychologisch durchzudenken und didaktisch zu werten unternommen hat; demgemäß könnte das Thema seines Buches nicht unzutreffend mit „Wert und Grenzen der imitativen Methode“ umschrieben werden. Allerdings erweitert sich die Arbeit des Verf.s unter der Hand zur Betrachtung über das Bildungsziel jedes sprachlichen Unterrichtes überhaupt. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht der Begriff des „Sprachgefühls“: „Es gibt in jeder Sprache gewisse Imponderabilien des Gebrauches, die sich nicht verstandesmäßig ergreifen, sich nur allmählich durch feinfühliges Hineinleben in den Sprachgeist, durch intimen, vom Nachahmungstrieb geleiteten Umgang mit dem lebendigen Vorbild in Fleisch und Blut überführen lassen“ (S. 25). Mit glücklicher Einführung eines Goetheschen Wortes bestimmt der Verf. diese Nachahmung als die Fähigkeit, „leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Akzent, den Ton und was sonst von äußeren Eigentümlichkeiten zu fassen“ (S. 26). Die psychischen Dispositionen, auf denen aber diese Imitation ruht, sind, wie auch die Reformer zugeben, Nachahmungstrieb und Gedächtnis. Die Anwendbarkeit der imitativen Methode reicht demnach, so argumentiert der Verf. überzeugend, ebensoweit, wie diese Kräfte reichen; sie reicht also aus „insofern sie zum Gegenstande hat, was Goethe „Schall, Klang, Bewegung, Akzent, Ton und was sonst von äußeren Eigentümlichkeiten“ nennt (S. 53). Sie muß aber versagen, wo es sich um das notwendige Mitwirken der Reflexion handelt, so beim Konjugieren (S. 27), in der Synonymik, wo es ein sehr umständlicher und unsicherer Weg dahin wäre, bis die Kenntnis der Synonyma „durch allmählich fortschreitende Lektüre und das sich stetig entwickelnde Sprachgefühl“

soweit gefördert wäre, daß z. B. selbst „der Langsamste ohne verstandesmäßige Auseinandersetzung und aus nichts als der Anschauung soundsovieler Fälle den Widerstreit seiner deutschen Sprachgewohnheit mit der französischen gelöst und sich in die Treffsicherheit für *entendre* und *écouter* hineingetastet hätte" (S. 28). Ebenso ist es, wie der Verf. richtig zeigt, mit der Syntax (S. 38). So kommt der Verf. dazu, an die Stelle des Nachsprechens, der „äußerlichen Nachahmung" das Nachdenken, die „Nachahmung von innen heraus" zu setzen, als deren vorzüglichstes Mittel er „sinngetreues etymologisches Übersetzen" bezeichnet (S. 44). Im Verlaufe dieser Erörterungen fallen eine Reihe treffender Bemerkungen über den wesentlichen Unterschied zwischen der Erlernung der Muttersprache und einer fremden Sprache (S. 39), über die Vermittlerrolle, die die Muttersprache und das an ihr erwachsene Denken unweigerlich auch bei der direktesten Methode spielen (S. 36), über die Gefährlichkeit der Entwicklung von zwei Sprachgefühlen in der jugendlichen Psyche (S. 29 f.) über die Notwendigkeit „klarer Fassungen der grammatischen Definitionen" (S. 50), über den Wert des Übersetzens (S. 31). Die Art, wie der Verf. die Anwendung des von ihm geübten etymologisch sinngetreuen Übersetzens erläutert (S. 44 ff.), ist ein didaktisches Meisterstück. Auch die Methodik des altsprachlichen Unterrichtes könnte manches daraus gewinnen, z. B. für die Erlernung des Gebrauches der griechischen Präpositionen, der Bedeutungen der Komposita von τιθέναι, ἱέναι, ἱστάναι, die als Vokabel und Phrasen meist mühsam behalten werden, aber sofort klar würden, wenn durch etymologisch sinngetreues Übersetzen auf die Anschauungsgrundlage zurückgegangen würde. Von seinem zentralen Begriff der „Nachahmung von innen heraus" gelangt der Verf. in feinsinniger psychologischer Analyse der Sprache und des Sprachlebens zur Bestimmung des formalen Bildungszieles des Sprachunterrichtes als „Entwicklung des Sprachbewußtseins", das als Einsicht in die in der Sprache zum Ausdruck kommende Tätigkeit und Gesetzmäßigkeit des Bewußtseins einen wesentlichen Anteil an der philosophischen „Vertiefung des gesamten wissenschaftlichen Unterrichtes" nimmt, bei der es sich darum handelt, „den geistigen Arbeiter mit der geheimen Beschaffenheit seines Werkzeuges vertraut zu machen" (S. 92). — Es sei mir gestattet, in diesem Zusammenhang auf eine m. E. unrichtige Seitenbemerkung des Verf.s zurückzukommen: Auf S. 56 f. glaubt er die Behauptung von dem spezifischen Werte der logisch-formalen Bildung des Lateinischen zurückweisen zu können, indem er hierin nur die Schulung zur Deduktion sieht. Aber auf S. 39 hatte er selbst ganz richtig gesagt, daß der lateinische Unterricht den Vorteil biete, „daß man die Geister stetig und ausschließlich auf die Denkarbeit am Satze sammeln kann" und daß „an Lateinschulen das Lateinische wegen der stetigen ruhigen Sammlung auf den einen Zweck zur Einführung ins sprachliche Denken den Vorzug verdient". Und darin, in der „Denkarbeit am Satze", besteht auch der Wert der formallogischen Schulung des Lateinischen: die strenge Anleitung zur Analyse eines gedanklichen

Ganzen, zur Auffassung der Begriffsdeterminationen und der Beziehungen zwischen den Gliedern dieses gedanklichen Ganzen, wozu eben das Lateinische durch seine an den Flexionsformen sinnfällig zutage tretende Gesetzmäßigkeit der Kongruenz eine kaum zu übertreffende Schulung bildet. Dadurch wird natürlich in keiner Weise die Richtigkeit der Einsicht berührt, daß „die Sprache keine exakt logische, sondern eine psychologische Funktion sei“ (S. 57).

Der Verf. begnügt sich nicht mit den formalbildenden Zielen des Sprachunterrichtes, er untersucht auch den Bildungsinhalt der zu lesenden französischen Autoren, er sucht „ein französisches Gegenstück zur Platolektüre“ (S. 90). Hiebei verfällt er mit gutem Griff auf Rousseau. Auch insofern man es als einen leitenden Gesichtspunkt jedes Kanon ansieht, inwieweit der Einfluß fremder Kulturen eine führende Komponente in der deutschen Geistesentwicklung geworden ist, wie etwa das Griechische durch den Neuhumanismus, so wird man für das Französische in erster Linie auf Rousseau geführt werden. Ein Mangel wird hier nur immer die hedonistische und oft nüchtern utilitaristische Fassung seines ethischen Eudämonismus bleiben. Nicht recht kann ich dem Verf. geben, wenn er sich gegen den Philosophieunterricht als eigenes Fach ausspricht, die von ihm angeführten abschreckenden Beispiele auf S. 88 (trocken formulistische Behandlung der Schlußfiguren) und S. 91 (Lesestück über Deduktion und Induktion) können doch nicht als Durchschnittsmaßstab des Propädeutikunterrichtes gelten. Gerade dann, wenn im Sinne des Verf.s so tüchtig in allen Fächern, um einen Ausdruck Höflers zu gebrauchen, „Philosophie im Unterricht“ getrieben wird, wird es von Wert sein, nunmehr in einem eigenen „Unterricht in der Philosophie“ das einzeln Erarbeitete zusammenzufassen und zur letzten Klarheit zu bringen, es nochmals zu erwerben, um es zu besitzen.

Wien. Dr. Rich. Meister.

Vom alten Gymnasium. Englisch oder Französisch? Laiengedanken zum Religionsunterricht. Drei Aufsätze zur Schulreform von Josef Hofmiller. 1917. Verlegt bei Hugo Bruckmann in München.

Der erste der drei Aufsätze des Büchleins von Hofmiller handelt vom alten Gymnasium; er ist prächtig geschrieben und setzt sich mit großer Schärfe für diese Gattung der höheren Schule ein. „Unser Vaterland mag sich entwickeln, wie es will, es wird immer Stände brauchen, die den Zusammenhang mit der Vergangenheit als etwas Lebendiges wissen und empfinden, verkünden und erhalten. Wir mögen nach dem Krieg unser Schulwesen so deutsch machen wie möglich, niemals werden wir, so wenig wie unsere feindlichen Nachbarn, auf eine Schule verzichten können, die bei aller völkischen Eigenart zugleich europäisch ist. Eine Schule, die ausdrücklich für die gelehrten Stände vorbildet“ (S. 7). Und wenn möglich noch eindrucksvoller lauten die Schlußworte dieses Aufsatzes: „Eine Einrichtung, die ihre Schüler an-

leitet, mit Jakob Burkhardt in den Alten ‚ein lebenslang anhaltendes Mittel der Bildung und des Genusses' zu verehren, kann und darf nicht eine Anstalt für die Masse sein. Aber daß solche Anstalten existieren, rein, scharf ausgeprägt und kompromißlos, werden auch diejenigen zugestehen, welche dem Zeitgeist jedes Zugeständnis zu machen erbötig sind. Es muß Bildungsstätten geben, die das Gefühl lebendig erhalten und von Geschlecht zu Geschlecht weiter vermitteln, daß es auch im Geistigen ein biogenetisches Grundgesetz gibt, welches heißt: Alles, was je im Leben der Menschheit von innen heraus groß und lebendig war, ist groß und lebendig auch heute noch und muß durchgemacht, durcherlebt und nacherlebt werden auch heute noch. Altertum, Christentum, Humanismus, Renaissance — sie alle sind nicht historisch geworden, sondern lebendig in uns: wir müssen uns, ein jeder für sich und auf seine Weise, mit ihnen auseinandersetzen, sie in uns, uns durch sie umbilden. Die Anstalt für die Träger dieses Bewußtseins und dieser Mission ist und bleibt das alte Gymnasium" (S. 57 f.). Ich denke, jeder Freund des Gymnasiums wird diese schöne und nachdrückliche Bekenntnis zum Gymnasium freudig aufnehmen und sich an dieser Überzeugungstreue stärken. Dem gegenüber will es wenig besagen, wenn der Verf. vielleicht in mancher Hinsicht ein wenig über die Schnur haut; wenn er z. B. für den Sprachunterricht eine Ausdehnung verlangt, die sich auf Anakreon, Theokrit, Hesiod, Pausanias, Terenz, Plautus, Seneca u. s. w., auf die blühende lateinische Lyrik des deutschen Mittelalters, Schöpfungen wie das *Dies irae* und *Stabat mater*, auf das *Corpus juris*, auf die machtvollen Totenklagen um Karl den Großen, Heinrich den Zweiten, Otto den Dritten erstreckt (S. 24), so wird der Kundige das alles recht schön und gut finden, aber dem doch gewisse Bedenken entgegenbringen. Ganz einseitige sprachliche Bildung ohne die notwendige Ergänzung der Harmonie durch die Naturwissenschaften und Mathematik halte ich für zu viel und zu wenig; denn Timerding sagt in seinem vortrefflichen Aufsatz „Das Problem des humanistischen Gymnasiums vom realistischen Standpunkte" (Sokrates 1917 S. 513 ff.) mit vollstem Recht: „Die Naturwissenschaften mit Einschluß der Mathematik haben in unserem Kulturleben eine solche Bedeutung erlangt, daß eine gewisse Anteilnahme für jeden Gebildeten ein unbedingtes Erfordernis ist"; ferner hebt er mit Recht hervor, daß die geistige Schulung des realistischen Unterrichtes, die Ausbildung der Beobachtungsgabe, des Anschauungsvermögens und des Verständnisses für die Bedeutung von Maß und Zahl in der Auffassung der Umwelt nicht entbehrt werden kann. Man darf die rechte Mischung von Geistes- und naturwissenschaftlichen Unterricht nicht als „Polyhistorie" abtun und auch nicht mit der Behauptung: „Es gibt keine allgemeine Bildung!" (S. 21). Gegen die Einseitigkeit sucht sich sogar die Universität zu wehren, auf der es in erster Linie doch auf Ausbildung des Studenten in einer bestimmten Wissenschaft ankommt, und der Verf. selbst gibt im zweiten Aufsatze einen hübschen Rat dagegen: „Warum veranstaltet man nicht an unseren Hochschulen

Abendkurse, in denen mit Studierenden aller Fakultäten, nicht nur künftigen Philologen, Homer und Sophokles, Catull und Lukrez, Dante und Boccaccio, Shakespeare und Carlyle, Molière und die großen Moralisten gelesen würden: ein Lesen um des Lesens willen, ohne lange Einleitung, ohne viel Kommentar, ohne philologisches Zerpflücken?" (S. 72).

Sehr einverstanden bin ich, wenn der Verf. namentlich an den Unterklassen einen strengen Maßstab verlangt (S. 18 f.), wenn er ferner gegen das Notenschreiben wettert (S. 17) u. dergl. m.; doch kann ich seine Ansicht über lateinische Lesebücher (S. 25), über das Zurückdrängen der Hinübersetzungen (S. 28) u. ä. nicht teilen. Über die Wichtigkeit der Präparation der Schüler mit Hilfe des Lexikons darf ich wohl auf meine Praktische Methodik des Unterrichtes in der lateinischen Sprache, S. 109 f., verweisen.

Der zweite Aufsatz erörtert sehr eingehend die Frage, ob an der Mittelschule Englisch oder Französisch in erster Linie in Betracht komme; aus sehr gewichtigen Gründen nicht bloß der gemeinen Nützlichkeit, sondern vor allem der pädagogisch-didaktischen Einsicht entscheidet sich der Verf. für das Englische.

Der dritte Aufsatz bespricht mit großem Freimut den katholischen Religionsunterricht am Gymnasium; ich empfehle ihn unseren Religionslehrern nachdrücklichst zur Beachtung. Bei der großen Wichtigkeit des Gegenstandes darf ich mir doch wohl ein kurzes Wort darüber erlauben. Es handelt sich um die Vertiefung und Belebung dieses Unterrichtes durch Quellenlektüre, ein Thema, das mir schon lange sehr am Herzen gelegen war und auch von Krebs in der „Praktischen Methodik" an verschiedenen Stellen berührt wurde. Konrad Burdach hat in den „Betrachtungen über unsere künftige Bildung" unter dem Titel „Deutsche Renaissance" (Berlin 1916, E. S. Mittler und Sohn) darauf hingewiesen, wie sehr mit Unrecht die Lektüre und Erklärung der katholischen Messe und ausgewählter anderer Stücke der Liturgie, einzelner Hymnen, der Vulgata an unseren Gymnasien ausgeschlossen wird; wohlgemerkt, er findet es bedauerlich, daß Deutschlands protestantischer Jugend dieser unermeßliche Schatz schöpferischer Sprachkraft und Poesie verloren gehe. Der Verf. erhebt diese Forderung um so mehr für die katholischen Gymnasiasten. Schon im ersten Aufsatze klagt er (S. 38), daß heute noch katholische Gymnasiasten an die Hochschule übertreten, ohne jemals die Evangelien, die Messe, die großartige Charwochenliturgie gelesen zu haben. Hier nun zeigt er an der Hand des Buches von Friedrich Zange „Zeugnisse der Kirchengeschichte" (Gütersloh, Bertelsmann, 1912) die Größe dieser Aufgabe im einzelnen. „Wie wenig kennen die Schüler die herrlichsten Hymnen: diese würdigen Achtstropher des Ambrosius, Klassiker wie Prudentius und Fortunatus, die drei größten Hymnendichter Adam von St. Viktor, Thomas von Celano und Jacopone, die leuchtenden anonymen Stücke wie *Urbs beata Hierusalem, Aquilone pulso veni, Pone luctum Magdalena, Plaudite coeli!* Wenn sie dem Gymnasiasten zum lebendigen

Besitz würden, ginge ihm die Bedeutung der Kirche für die abendländische Kultur ganz anders auf und er sähe über Schulbuch und Schulstube hinaus in eine zweitausendjährige Vergangenheit, die in Liturgie und Ritus lebendige Gegenwart in allen fünf Erdteilen ist" (S. 91). Ich möchte glauben, daß diesen Worten niemand eine tiefe Berechtigung absprechen wird. Auch das Bekenntnis des katholischen Schriftstellers und Theologieprofessors Alban Stolz über das Katechismuslernen, das S. 92f. abgedruckt ist, verdient Beherzigung. Was der Verf. besonders über den zweifelhaften Nutzen der Mittelschulapologetik anführt (S. 93 f.), möchte, wie ich glaube, eingehender Erwägung wert sein. Es geschieht gewiß in der lautersten Absicht, wenn in der Schule über Monismus, Darwinismus, Materialismus, über Nietzsche, Schopenhauer, Häckel und andere moderne glaubensfeindliche Philosophen zum Zwecke ihrer Widerlegung gesprochen wird; aber besteht nicht die Gefahr, daß dadurch gerade die lautersten Gemüter verfrüht auf solche Erscheinungen aufmerksam gemacht werden, daß ohne feste Grundlage, d. i. ohne genaue Kenntnis darüber herumgeredet wird, endlich daß gerade die Schüler, die solche Schriften wirklich schon gelesen haben, tun, als ob sie ihrer Widerlegung zustimmten, im Innern aber die entgegengesetzte Gesinnung hegen? Der Verf., der S. 99 bekennt, „der Religionsunterricht ist für das Gymnasium ebenso unentbehrlich wie das Gymnasium für den Religionsunterricht", hat völlig Recht, wenn er meint, der Religionsunterricht wird sehr gut und den Schülern ein sehr liebes Fach werden müssen, wie er meint, wenn er nicht abgeschafft werden, wie ich meine, wenn er seine hohe und wichtige Aufgabe erfüllen soll. *Videant consules!*

Wien. August v. Scheindler.

Dr. O. Kirn, Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. „Aus Natur und Geisteswelt", Bd. 177. 3. Aufl. Von Dr. Horst Stephan 1917. 112 S.

Das kleine Werk über die sittlichen Lebensanschauungen der Gegenwart, seit Jahren in die treffliche Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" eingereiht und vielfach benützt, erscheint nunmehr nach dem Tode des Verf.s in dritter Auflage durch seinen Schüler Horst Stephan herausgegeben. Von einigen Zusätzen abgesehen, die der Herausgeber in pietätvoller Weise als Anmerkungen gibt, ist es nur wenig verändert. Zwei umfangreichere seien hier erwähnt: Der eine Zusatz füllt eine bereits in der früheren Fassung empfundene Lücke aus, er bringt eine knappe Charakteristik des wissenschaftlichen Evolutionismus Ostwalds, der zweite setzt sich mit jener Lebensanschauung auseinander, die alles unter den Gedanken von Rasse oder Volkstum stellt. Dieser Geistesbewegung, die besonders durch den Weltkrieg mit seinen neuen Perspektiven an Verbreitung gewonnen hat, wird Stephan allerdings nicht ganz gerecht. An sie allein mit dem Maßstab dessen heranzutreten, was sie auf dem Gebiete der ethischen Ideen zu

leisten imstande ist, ist entschieden verfrüht, denn diese Lebensanschauung ist erst im Entstehen begriffen und hat den Höhepunkt ihrer Entwicklung noch lange nicht erreicht. Davon hätte den Verf. allein schon die von ihm richtig beobachtete Tatsache abhalten sollen, daß im Rahmen des nationalen Gedankens alle Arten der sittlichen Lebensanschauungen der Gegenwart vom Utilitarismus bis zum Idealismus möglich sind. Die Gedanken, die eine Lebensanschauung unter den Begriff der Nation stellen, umfassen ein viel weiteres Gebiet als das der rein ethischen Probleme. Es wäre nicht nötig gewesen, auf diesen Zusatz näher einzugehen, wenn nicht von hier aus ein Zwiespalt deutlicher würde, der das ganze Büchlein durchzieht. Auch der verstorbene Verf. des Werkes hat über den Rahmen seines Themas, der sittlichen Lebensanschauungen, hinausgegriffen, indem er nach einer klaren, allgemein verständlichen Auseinanderlegung des Naturalismus, Utilitarismus, Evolutionismus und Idealismus in der Ethik als krönenden Abschluß die christliche Lebensanschauung entwickelt. Diese aber greift ebenso, wie die oben angedeutete nationale, über das Gebiet der rein ethischen Probleme hinaus; auch in ihrem Rahmen lassen sich bei den bedeutendsten Theologen aller Zeiten bald naturalistische, bald utilitaristische, bald evolutionistische, bald idealistische Züge deutlich nachweisen. Hier war der Punkt gegeben, an dem sich zwei Wege für die Darstellung des Verf.s teilten, die gleich möglich und gleich gut waren, aber nicht zugleich beschritten werden konnten. War es dem Verf. daran gelegen, seine subjektive sittliche Lebensanschauung zu geben, wie sie für ihn aus dem Boden der christlichen Religion erwuchs, dann hätte er den historischen Überblick über die anderen Lösungsversuche der ethischen Probleme um ein beträchtliches kürzen können, sie bilden ja dann nur eine Exemplifikation, eine Folie für seine eigenen Ansichten. War es ihm aber um den historischen Überblick und um die Charakteristik der verschiedenen ethischen Grundanschauungen der Gegenwart zu tun, dann hätte an Stelle der oft apologetischen Beurteilung des Wertes der sittlichen Anschauungen eine objektive Kritik ihres Wesens treten müssen, in der vor allem Weite und Grenzen der verschiedenen ethischen Richtungen klar geworden wären. Alle Ethik wurzelt letzten Endes im Gefühl, ist daher subjektiv; und gerade dadurch ist jede sittliche Lebensanschauung ebensosehr durch die Persönlichkeit des Denkers selbst wie durch das Persönliche bestimmt, das in der Nation schlummert, der er entstammt. Der historische Beurteiler muß diese Grundtatsache in erster Linie berücksichtigen. Gerade bei der übersichtlichen Darstellung der einzelnen Richtungen, wie sie Kirn gibt, hätte ihm unschwer auffallen können, wie im ethischen Naturalismus und Idealismus der deutsche, im Utilitarismus der englische Geist dominiert, während sie sich im Evolutionismus begegnen, und wie die Romanen, Franzose wie Italiener, gänzlich abseits stehen; von hier aus wäre der tiefe Einblick in das Wesen der sittlichen Lebensanschauungen der Gegenwart gegeben gewesen. So wie das Werk jetzt vorliegt, schwankt es fortwährend

zwischen zwei Standpunkten, zwischen Einsicht und Wissen einerseits, und Meinen und Glauben anderseits, zwischen dem Bestreben zu belehren und dem Wunsche zu überzeugen. In diesem Sinne fügt es sich nicht ganz in die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", die vor allem gemeinverständlich sein, ein größeres, gebildetes Publikum über ein bestimmtes Wissensgebiet orientieren will.

Wien. Dr. Heinrich Gassner.

Dichter und Schriftsteller in der Schule. Stuttgarter Ferienkursus für Schriftstellererklärung. 1914. Von Th. A. Meyer, H. Binder, J. Miller, O. Ostertag, W. Nestle, Th. Eisele, P. Sakmann, G. Dierlamm. 218 S. Großoktav. Preis geh. 3 M. 60 Pf., geb. 4 M. 40 Pf. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. 1916.

Ein von der württembergischen Unterrichtsverwaltung zu Ostern 1914 veranstalteter Kurs sollte zeigen, wie die Richtlinien des neuen Lehrplanes beim Unterrichte in den sprachlichen Fächern hauptsächlich an Oberklassen befolgt werden können. Wie Meyer berichtet, soll nach diesem neuen Lehrplane von 1912 das vornehmste Bestreben sein, die Schüler mit den Literaturwerken selbst bekannt zu machen. Bezüglich der weit verbreiteten Ansicht, man solle die Poesie durch sich selbst wirken lassen, alles Gerede über die Poesie sei der Tod jeder Stimmung, daß also für diese Richtung das Entscheidende das Lesen sei, gibt M. zu, daß allerdings das Gemütergreifende der Dichtung, vornehmlich in der Lyrik, aber auch im Drama, erst durch den wirkungsvollen Vortrag voll zutage trete; daß aber jedenfalls Vortrag und auch Einstimmung in der Regel nicht genügen und daß, wenn schon Gefühl und Stimmung das Element aller Poesie sind, sie doch nicht ihren einzigen Inhalt bilden. Die Poesie wende sich nämlich als Lebensdarstellung an den ganzen Menschen, nicht bloß an den fühlenden, sondern auch an den sittlichen und geistigen Menschen. Aller wahre Genuß brauche auch Verständnis; daher müsse man dem Schüler ein vertieftes Verständnis verschaffen, damit er zu vertieftem Genusse komme. Hiebei warnt er mit Recht vor einem die Dichtung erdrückenden Übermaß des Erklärens und empfiehlt möglichste Abwechslung in der Methode. Wie sich diese Grundsätze verwirklichen lassen, wird nun an Proben aus der lyrischen und dramatischen Poesie (Wanderers Nachtlied von Goethe, Erlkönigballaden von Goethe und Herder, Der römische Brunnen von K. F. Meyer, Grillparzers Sappho und verwandte Dramen) dargetan.

Für eine der meistumstrittenen Neuerungen des erwähnten Lehrplanes, nämlich für die Forderung, moderne Prosa in allen Klassen zu behandeln, tritt Binder ein, indem er darauf hinweist, daß man auch bei der Prosa Inhalt und Form nicht als zwei getrennte, für sich bestehende Wesenseinheiten auffassen dürfe. Wenn man von dem Schüler verlange, gute deutsche Prosa schreiben und lesen zu lernen, müsse man ihm auch Muster dazu vorlegen und diese findet B.

in der Prosadichtung des 19. Jahrhunderts, wie sie ein früherer Zeitraum der deutschen Literatur schlechterdings nicht aufzuweisen habe. So befürwortet er denn vorzugsweise das Lesen von Novellen, aber freilich ohne Beeinträchtigung der Behandlung der Klassiker und ohne Überschätzung des Wertes der Prosadichtung. Daß die großen Meisterdramen immer die Höhepunkte des deutschen Unterrichtes an Oberklassen bilden werden, steht für ihn fest, ebenso daß von moderner Prosa nur literarisch Wertvolles gelesen werden darf, wobei man, was Auswahl und Methode betrifft, der persönlichen Neigung eines gebildeten und anregenden Lehrers freien Spielraum lassen müsse. Nun führt Binder seine in eigener Erfahrung erprobten methodischen Grundsätze an zwei Beispielen (K. F. Meyers „Amulet" und Th. Storms „Von Jenseits des Meeres" in Ober- II., Unter- und Ober- I.) durch.

Bei den lateinischen und griechischen Dichtern und Schriftstellern spricht Miller über Voraussetzungen auf Seiten des Lehrers sowie über Auswahl und Behandlung der Schriftsteller. Er gibt zwar selbst zu, kaum Neues bieten zu können. In Anlehnung an die reiche neuere Literatur glaubt er aber, die Anweisungen des neuen Lehrplanes erläutern und ergänzen zu sollen, und zeigt dies an Tac. Ann. I. 9, 10, Hor. Ep. I. 11 in Vergleich zu Ode I. 7 und Ov. Trist. III. 12 (von O. Ostertag). — Über Griechisch für Prima berichtet Nestle, der gleichfalls im Sinne des neuen Lehrplanes den Hauptnachdruck auf die Erklärung des Inhaltes legt. Den Ursprung des Humanismus führt er auf das Athen des 5. Jahrhunderts, auf die Zeit der Sophisten und des Sokrates zurück. Daraus nimmt er als Beispiele Platons Gorgias und Euripides' Phoinissai. Dazu kommt von Eisele Hom. Od. XX. 1—121 und Herod. VI. 14—21.

Es folgen dann aus Voltaire, Rousseau, der Romantik und dem Realismus französische Lehrproben von Sakmann, die der Einfachheit halber in deutscher Sprache gegeben sind. Den Schluß bilden englische Lehrproben aus Scott, Rossetti und Carlyle von Dierlamm. Sie sind englisch abgefaßt, was der Verf. wohl für einen gewagten, aber doch in Anbetracht des Lehrplanes und der modernen Methode für einen gerechtfertigten Schritt hält.

Bei all dem liegt der Schwerpunkt auf den erwähnten Lehrproben, deren eingehende Zergliederung und Würdigung der literarischen Werke und deren Vergleiche zwischen einzelnen Verfassern und verschiedenen literarischen Strömungen sich vorzüglich eignen, den Schüler zum tieferen Verständnis des Kunstwerkes, zur Eigenart des Schriftstellers und zu den geistigen Strömungen seiner Zeit zu führen, ihn Einblick in die Werkstätte des dichterischen Schaffens nehmen zu lassen und namentlich durch Hebung der reichen Schätze des deutschen und altklassischen Schrifttums Begeisterung für das nationale und das antike Geistesleben zu wecken. Die Methode betreffend, dürfte bei der Behandlung der deutschen Dichterlektüre wohl manches für die Fassungskraft des Schülers zu hoch gegriffen sein; anderseits ist hervorzuheben, daß bei Behandlung französischer Literaturproben des 18. und 19. Jahr-

hunderts im Wege des heuristischen Verfahrens durch ganz besonders lebensvolles Frage- und Antwortspiel die Erkenntnisse aus dem Schüler selbst gewonnen und dadurch zu seinem geistigen Eigentum gemacht werden. Es bereitet Genuß, dieses Buch zu lesen, das dem angehenden Lehrer zeigt, wie er sein Verfahren möglichst fruchtbar gestalten kann. Es verdient aber auch von den Fachgenossen im allgemeinen sehr beachtet zu werden.

Zum Schlusse soll nicht unerwähnt bleiben, daß auch der Lehrplan der österreichischen Gymnasien vom Jahre 1909 die „schönste Aufgabe des (deutschen) Literaturbetriebes in der Anbahnung eines echten, warmen persönlichen Verhältnisses des Schülers zu den Werken der Dichtkunst" sieht; daß auch dieser Lehrplan „Proben aus moderner Prosa" gelesen wissen will; daß er bei den klassischen Sprachen auf der Oberstufe besonderes Gewicht auf Einführung in das Verständnis des antiken Kulturlebens durch gründliche Lektüre, deren üblicher Kanon nach Tunlichkeit zu erweitern ist, legt; daß endlich die Lehrpläne für Realgymnasien (1908) und Realschulen (1909) im Hinblick auf das Französische u. a. auch „Einführung in das Kultur- und Geistesleben des französischen Volkes" verlangen.

Wien. A. Stitz.

Das Wandervogelbuch. Im Auftrage der Bundesleitung des „Wandervogel, E. V., Bund für deutsches Jugendwandern", herausgegeben von H. E. Schomburg und G. Koetschau. Jena 1917. 120 S. 4°. Im Selbstverlag des „Wandervogel", zu beziehen von der Bundesgeschäftsstelle, Oranienburg, Mühlenstraße 28—30. 5 M.

Da der „Wandervogel" es vermeidet, an die Öffentlichkeit durch Vorführungen oder Werbearbeit zu treten, ist er in Kreisen, die nicht unmittelbar mit ihm zu tun haben, wenig bekannt. Es ist daher vielleicht nicht unerwünscht, wenn der Besprechung des Buches einige Bemerkungen über den „Wandervogel" selbst vorausgehen. Er ist, wie sein Nebentitel andeutet, ein Bund junger Leute, hauptsächlich von Mittelschülern, zur Pflege deutschen Jugendwanderns. Er will die Jugend in die Natur hinausführen, ihre Freude und Anteilnahme an dem Heimatland, seiner Natur und den Bewohnern wecken. Gegründet wurde er vor etwa 20 Jahren von dem damaligen Juristen Karl Fischer in Steglitz (heute als Tsingtaukämpfer in japanischer Gefangenschaft). Allmählich hat sich der „Wandervogel" über ganz Deutschland und Österreich verbreitet und zählt jetzt gegen 30.000 Anhänger. In seinem Betriebe wurden allmählich feste Formen durchgeführt. Die einzelnen „Ortsgruppen" sammeln sich im „Nest", d. i. einem entsprechend eingerichteten Stübchen, das ein Gönner zur Verfügung stellt. Gasthäuser werden grundsätzlich auch für diesen Zweck gemieden, da Alkohol und Nikotin verpönt sind. Im Nest werden zur Einübung der Lieder Singstunden abgehalten. Wie die deutschen Studenten und Turner neben ihren Standesliedern den Vaterlands- und Freiheitssang pflegen, so hat sich der Wandervogel das deutsche Volkslied auserkoren.

Die Zupfgeige (ohne bunte Bänder!) besorgt die Begleitung. Auf den Fahrten tragen sie keine Gleichtracht, sondern gewöhnlichen Wanderanzug: kurze Hosen, zurückgeschlagenen weichen Kragen (der vom Wandervogel auch in die Mode eingedrungen ist), keine Kopfbedeckung. Dafür hat jeder Wandervogel einen Ausweis und im Knopfloch das Wandervogelabzeichen, einen silbernen Greif auf blauem Grunde. Diese Kenntlichmachung will verhindern, daß etwaiger Unfug von Nicht-Wandervögeln den wirklichen in die Schuhe geschoben werden. Das Essen kocht sich die „Horde" selbst ab, sie übernachtet im Landheim, in der Herberge, beim Bauern oder im Zelt. Die Führung und Leitung hat ein kundiger Wandervogel, dem sich unbedingt unterordnen muß, wer sich einmal einer Fahrt angeschlossen hat. Im Reiche draußen bilden den eigentlichen Verein die Eltern und Freunde der Jungen; diese sind rechtlich nur Teilnehmer, veranstalten aber ihre Fahrten allein. Es gibt auch schon Mädchenortsgruppen, die ähnlich eingerichtet sind. Gemeinsames Wandern von Jungen und Mädchen wird aber gewöhnlich vermieden. Mehrere Zeitschriften sorgen für den Gedankenaustausch[1]). Was das Buch will, spricht der Verf. selbst mit folgenden Worten aus: „Wer nähere Fühlung zu dem Wandervogel gewonnen hat, der weiß, daß er die heiße Liebe von vielen Tausenden junger Menschen geworden ist, — eine heiße Liebe, um derentwillen sie sich haben schelten lassen und um die sie bitter gekämpft haben. Heiße Liebe aber verschwendet unsere Jugend nicht an irgend eine äußere Form, sondern an Ideale. Es wäre schlimm, wenn's anders wäre. Der Wandervogel ist ein Jugendideal, aus Gegensätzen geboren, in harten Kämpfen erprobt. Dieses Buch will nichts anderes, als Werden und Wesen des Wandervogels darstellen in Wort und Bild, damit jene oberflächlichen Auffassungen (von denen der Verf. vorher gesprochen hat) in der Beurteilung verschwinden. Die Worte sind aus der Erfahrung des Wandervogellebens geholt und sämtliche Bilder sind von Wandervögeln erschaut und gebildet. Ich wünsche nur das eine: daß jeder, der mit dem Worte, das am Anfang der Einleitung steht („Ach so! der Wandervogel!"), den Wandervogel „erledigt" hat, dieses Buch aus der Hand legt mit dem Gedanken: „Ach so, d a s ist der Wandervogel: eine Jugendbewegung, so wunderbar und bedeutsam, wie sie unsere Jugend nie gesehen hat!" Wenn man das Buch gelesen hat, so wird man zugeben, daß es seinen vorgesteckten Zweck erreicht; die Überschwenglichkeit des angeführten Schlußsatzes wird man unter Berufung auf Goethe, daß ohne einige Überschwenglichkeit überhaupt nichts Außerordentliches zustande komme, gern mitnehmen. Dem erläuternden Wort haben die Herausgeber 46 Seiten zugewiesen: sie unterrichten anmutig

[1]) In Österreich sind es drei: das „Österreichische Bundesblatt" herausg. vom österr. Wandervogel, Bund für deutsches Jugendwandern. Schriftleitung Linz, Lessinggasse 6, das „Fahrtenblatt der Donau-alpenländischen Wandervögel", Salzburg, Mirabellschloß, und das „Soldatenblatt", Iglau, Brünnergasse 16—18 (jetzt „Der Weg" bei E. Morvay, Zwittau). — Bundesgeschäftsstelle Leitmeritz, Zwinger 2.

und fesselnd von der Entstehung der Bewegung, ihrem Wachstum, dem Betrieb auf Fahrten, Festen, im Heim und im Nest; sie beschwichtigen das „Murren der Bedenklichen", nämlich der Eltern, der Schule, der Kirche ...., verwahren sich gegen die falschen Auch-Wandervögel und erörtern die Aussichten nach dem Krieg.

Aber mitten ins Leben treten wir bei den Bildern: gegen 200 wunderbar gelungene, zum Teil künstlerische Aufnahmen auf etwa 70 Kreidepapiertafeln, in einer Ausstattung, die an die besten Friedenszeiten erinnert. Szenen von der Fahrt und der Rast, Winter- und Sommerfreuden, Wasser- und Bergfahrten, Bundestage, Landheime, Nester, Spiel und Arbeit, Naturstudien usw. ziehen an uns vorbei. Sie wirken auf den Beschauer ähnlich rührend, wie dies Schopenhauer von den niederländischen Stilleben schildert, nicht etwa weil die dargestellten Objekte danach wären, als vielmehr deshalb, weil sie dem Beschauer den ruhigen, stillen, willensfreien Gemütszustand des Künstlers vergegenwärtigen, der nötig war, um so unbedeutende Dinge so objektiv anzuschauen, so aufmerksam zu betrachten und diese Anschauung so besonnen zu wiederholen[1]). Stilleben im engeren Sinne sind sie freilich nur zum Teil, in den meisten pulsiert jugendfrisches Leben und Lebensfreude. Ich stimme den warmen Worten bei, die der um die körperliche Jugenderziehung und das Turnen verdiente Professor Dr. Kohlrausch aus Hannover dem Buche in der Zeitschrift des deutschen Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele „Körper und Geist" 1917, Nr. 17/18, gewidmet hat: „Es ist eine wahre, erhebende Freude, dies Buch zu lesen. Ihr Eltern und Verwandte von jugendlichen Wanderern und Wandervögeln, wollt ihr ihnen eine besondere Freude machen, so legt ihnen dieses prächtige ‚Wandervogelbuch' auf den Weihnachtstisch. Aber vorher lest es selbst und gewinnt aus ihm das rechte Verständnis für das Wesen des Wandervogels und das, was er euren Schutzbefohlenen fürs Leben sein und geben kann."

Dr. Mehl.

---

[1]) Die Welt als Wille und Vorstellung. 3. Buch. § 38.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Die Richtlinien der Politik Athens im 5. Jahrhundert v. Chr.*)

Von Dr. Karl Kunst.

In einer Zeit wie der heutigen, da der erbitterte Streit zwischen Kriegs- und Friedensgegnern fast die ganze Welt durchtobt, dürfte es von allgemeinem Interesse sein, entsprechende Vorgänge im alten Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr. kurz zu betrachten und sich damit im Geiste in jene so glanzvolle Epoche griechischen Lebens zurückzuversetzen, in der das jonisch-attische Hellenentum seine schönsten Blüten trieb, in jene Zeit, da binnen weniger Jahrzehnte in einer einzigen Stadt Mittelgriechenlands an künstlerischen und literarischen Ewigkeitswerten mehr geschaffen wurde als je vor- oder nachher in Jahrhunderten.

Bringt doch das 5. Jahrhundert v. Chr. in raschem Wechsel der Ereignisse das jugendfrohe Entstehen, die prachtvolle Entfaltung und — freilich auch den furchtbaren Zusammenbruch von des attischen Reiches Macht und Herrlichkeit. Für den Aufschwung Athens nun war seine seit der Wende des 6. aufs 5. Jahrhundert durch nahezu 50 Jahre unentwegt festgehaltene Orientpolitik von ausschlaggebender Bedeutung.

Aristagoras, Tyrann der jonischen Küstenstadt Milet, wendet sich, entschlossen, das auf Jonien schwerlastende persische Joch abzuschütteln, an die erste Militärmacht des Mutterlandes, an Sparta und seinen König Kleomenes mit der Bitte um Hilfe. Daselbst schnöde abgewiesen, kommt er nach Athen und der nationale Gedanke, für den sich in Lazedämon der eine König nicht erwärmen konnte, begeistert hier im Fluge die ganze Volksversammlung. 20 Schiffe werden ausgerüstet, den bedrängten Stammesbrüdern im Osten Hilfe zu bringen — es sind die einzigen des Festlandes.

Doch allzu rasch findet der verheißungsvoll begonnene jonische Aufstand ein unglückseliges Ende; denn längst hat das in seiner Hyperkultur entnervte Griechenvolk Kleinasiens und der Inseln seine Wehrhaftigkeit eingebüßt. Schon nach kurzem beugt sich die Mehrheit der aufrührerischen Städte kleinmütig aufs neue der persischen Knute und der Fall Milets ist die notwendige Folge der erbärmlichen Fahnenflucht bei Lade.

Damit ist die persische Macht auf griechischem Kolonialboden frisch befestigt und begehrlich richtet nun Dareios seine Blicke nach

---

[1]) Promotionsvortrag, gehalten am 10. Juli 1918 im großen Festsaal der Wiener Universität.

dem europäischen Mutterlande. „Gedenke, Herr, der Athener!“ ruft ihm sein Sklave täglich beim Mahle zu: Athen, das den jonischen Rebellen Unterstützung gewährte, soll seinen Groll zuerst zu fühlen bekommen. Dort ist nach vorübergehendem Einfluß der der eigenen Volksehre vergessenen perserfreundlichen Peisistratidenpartei des Miltiades stark nationale Politik ans Ruder gelangt.

Und als nach dem ersten zur See und zu Land mißglückten Unternehmen das Jahres 492 bloß zwei Jahre später von neuem die persische Woge Mittelgriechenland zu überfluten droht, da ist er es, dessen von glühendem echten Patriotismus getragene Beredsamkeit den Polemarchen Kallimachos und damit im Feldherrenrat die Majorität gewinnt; es wird beschlossen, dem Feind in offener Feldschlacht entgegenzutreten, und der rasende Sturmangriff attischer Infanterie auf dem „Fenchelfeld“ schlägt den an Zahl vielfach überlegenen Gegner entscheidend. Auf lange Jahre hinaus ist die persische Gefahr damit gebannt und Athen hat sich zum Bollwerk Griechenlands aufgeschwungen. Aber noch ist Spartas Vorherrschaft zu Land unbestritten und die aufstrebende Rivalin sieht sich darum an die See gewiesen. Dort scheitert jedoch nicht nur des Marathonsiegers Unternehmen gegen Paros, sondern auch der Streit mit Ägina führt zu unglücklichem Ende. Indes gerade dieses Mißgeschick bestärkt Themistokles, den fähigsten attischen Politiker von damals, im hartnäckigen Festhalten an seinem Flottenprogramm und seine unentwegte Förderung der attischen Marine wird durch die Ruhmespalme von Salamis aufs herrlichste belohnt. Athen stellt dazumal mehr als ein Drittel des gesamten griechischen Schiffskontingents und drei Jahre darauf ist durch die Begründung des ersten Seebundes der Grundstein zum attischen Reiche gelegt.

In Sparta ist man mittlerweile, seitdem die drohendste Gefahr aus dem Osten abgewandt erscheint, zur engherzigen Politik des Königs Kleomenes zurückgekehrt, nimmt an überseeischen Offensivaktionen gegen Persien der hohen Kosten wegen nicht weiter teil, betrachtet jedoch griesgrämig, wie unter Athens Hegemonie in diesem Kampf weitere Lorbeeren errungen werden. Durch ein ähnlich passives Verhalten tragen auch die Bündler zur Stärkung des sie beherrschenden Stadtstaates bei, indem sie aus Bequemlichkeit Geld statt Schiffen beisteuern und so das Verhältnis zwischen ihrer eigenen maritimen Militärmacht und der Athens bedeutend verschlechtern.

Aber noch einmal steht in der veilchenumkränzten Stadt am Ilissos nach dem Sturz des spartafeindlichen Intriganten Themistokles die vom hochfeudalen Miltiadessohn Kimon gelenkte Außenpolitik im Zeichen der altehrwürdigen panhellenischen Tradition, bis Ende der Sechzigerjahre eine ganz unglaubliche Taktlosigkeit Lazedämons anläßlich des Helotenaufstandes den latenten Gegensatz der alten und der neuen Vormacht Griechenlands wesentlich verschärft. In engem Zusammenhang damit steht der attische Regimewechsel, der die radikale Demokratie unter Ephialtes und Perikles ans Ruder bringt, jene Partei, deren rücksichtsloser Politik es bestimmt ist, Athen zu höchstem Glanz emporzuführen und hernach ebenso rasch ins tiefste Verderben hinabzustürzen. Ihre kennzeichnendste Aktion nach außen ist das Bündnis mit Spartas Todfeind Argos, im Innern setzen weitgehende demokratische Reformen ein. Auch die Orientpolitik erfährt durch Kimons Sturz insofern eine Änderung, als man es fortan dabei bloß mehr aus kommerziellen Gründen auf die unbedingte Befestigung der attischen Seeherrschaft im östlichen Mittelmeerbecken abgesehen hat. Von diesem Gesichtspunkt aus verdient die phantastische Expedition nach dem fernen Ägypten gewürdigt zu werden, deren Mißerfolg ein einsichtiger gelenktes Athen von dem um 40 Jahre späteren, nicht minder aben-

teuerlichen sizilischen Wagnis hätte abschrecken müssen, vom gleichen Standpunkt aus auch die Demütigung der alten Seemächte Korinth und Ägina.

Vor den Mauern Äginas reift die Saat der demokratisch-imperialistischen Politik Athens: es kommt zum offenen Bruch mit Sparta, das sich zur bewaffneten Intervention in Mittelgriechenland entschließt. Und wie ein drohender Fingerzeig weist die Schlappe von Tanagra auf den seinerzeitigen Ausgang des jahrzehntelangen gigantischen Ringens um die Hegemonie. Indes wetzen die Athener diese Scharte gar bald bei Oinophyta wieder aus und damit, daß zwecks größerer Sicherheit vor dem Perser die Kasse des Seebundes von Delos nach Athen gebracht wird, bricht die Blütezeit des attischen Reiches an. Auch bessern sich anläßlich Kimons Rückkehr aus der Verbannung vorübergehend die Beziehungen zu Sparta und zum letzten Mal kommen in Athens Verhältnis zum Osten die altbewährten Grundsätze von Marathon und Salamis zur Geltung: die Doppelschlacht bei Salamis auf Zypern ist ein unvergänglicher Ruhmeskranz auf dem Grabe des kurz zuvor von einer Lagerepidemie dahingerafften Miltiadessohnes.

In Kimon hat die aristokratische Partei ihren letzten großen Führer eingebüßt, über seinen persönlich ganz unbedeutenden politischen Erben Thukydides gewinnt Perikles mühelos die Oberhand. Unerschüttert steht von nun an das demokratische Regime und sein außer- und innerpolitisches Programm. Aber Athen ist durch den jahrelangen Krieg empfindlich geschwächt und braucht dringend Zeit zur Erholung. So wird nicht nur mit dem Perser möglichst rasch paktiert, sondern nach der Niederlage von Koroneia selbst unter recht harten Bedingungen auch mit Sparta auf 30 Jahre Frieden geschlossen. Während der Folgezeit steht Athen im Zeichen eifrigster Rüstung für den unaufhaltbar nahenden Entscheidungskampf im Mutterland, und wie zumeist solche Epochen, bringt auch sie einen ungeahnten Aufschwung auf weit abseits vom Kriege liegenden Gebieten, besonders auf dem der schönen Künste. Gleichzeitig vollzieht sich in Attika unvermittelt schnell der Übergang vom Agrar- zum Industriestaat. Der freie Bauernstand geht rapid zurück und scharenweise drängt das Volk zur Stadt und vermehrt daselbst den umsturzsüchtigen Pöbel. Unentwegt verfolgen die städtischen Arbeiterklassen und die schwerindustriellen Großkapitalisten im Bunde mit ihnen eine derart selbstsüchtige Finanz- und Handelspolitik, daß der Konflikt mit den eigenen Bundesgenossen samt all seinen schwerwiegenden Folgen für das Verhältnis mit Sparta über kurz oder lang unvermeidlich erscheint. So kommt es denn schließlich zum Abfall Potidäas und der alte Hader mit der maritimen Rivalin Korinth sowie die Boykottierung Megaras bringen das politische Ungewitter zur Entladung.

Nun hatte zwar Perikles den gewollten Krieg von langer Hand aufs sorgfältigste und intensivste vorbereitet, doch den wirklichen Ausbruch des Ringens mußte er als verfrüht erkennen. Sein für den Anfang scheinbar äußerst bescheidener Kriegsplan ist demnach in Attika selbst Preisgabe des offenen Landes und Verteidigung hinter den Mauern Athens. Der Verlauf der Ereignisse zwingt auch alle seine Nachfolger, an dieser Strategie festzuhalten. Eben durch sie wird die schon in den letzten Vorkriegsjahrzehnten entstandene soziale Kluft noch heilloser vertieft: auf der einen Seite erzielen die in der Kriegsindustrie tätigen Städter ungeahnte Gewinne und setzen daher all ihren Einfluß ein für die Fortdauer des für sie so vorteilhaften Krieges, auf der anderen Seite sinkt die Landbevölkerung, deren Besitz durch die feindlichen Einfälle schonungslos verwüstet wird, immer mehr in Schuld und Not und Elend hinab und wird, verarmt und von Grund und Boden verjagt, zum Anschluß ans städtische Proletariat getrieben.

Solange nun Perikles selbst noch das Volk fest im Zügel hält, werden die schädlichen Folgeerscheinungen seiner Politik nicht allzu fühlbar; als aber durch seinen vorzeitigen Hingang auch die demokratische Partei ihren letzten tüchtigen Führer verliert und unter den gewissenlosen Nachfolgern des begeisterten Eiferers für ein größeres Athen sein eigenes volksfreundliches Gehaben in feige, zu jedem Schelmendienst bereite Kriecherei vor dem Pöbel ausartet, da jagt die große Masse, durch die meist aus egoistischen Gründen zum Kampf bis aufs Messer hetzenden Demagogen verblendet, den attischen Staat unaufhaltsam ins Verderben. Einer der Großindustriellen und Kriegsfanatiker treibt es toller wie der andere: Kleon, der Lederhändler, und Hyperbolos, der Lampenfabrikant, sind für alle Zeit leuchtende Namen. Vergebens vereinigen sich alte Feinde, der Kleinbauer und der adelige Grundbesitzer, um ihrem Rat zu besonnener Mäßigung und friedfertiger Gesinnung Gehör zu verschaffen. Wirkungslos verhallt die Stimme ihres genialsten und beredtesten Fürsprechers, des großen Lustspieldichters Aristophanes, im wütenden Kriegstaumel.

Aber daß eben der Pöbel und seine Lenker so schrankenlos toben dürfen, zeigt, daß es nicht bloß der Volkspartei an wirklichen Führern mangelt, sondern daß auch der Aristokratie ein kraftvolles Oberhaupt fehlt. Darum kann ja auch ihr nach zehnjähriger Kriegsdauer im Nikiasfrieden realisierter Gedanke einer Versöhnung mit Sparta nicht auf lange hinaus Platz greifen, und als ihn nach einem weiteren Kriegsjahrzehnt und der Katastrophe vor Syrakus das vorübergehende oligarchische Regime Athens gewaltsam verwirklichen will, ist dieser Plan schon Hochverrat geworden.

So weit ist es also mit der panhellenischen Tradition eines Miltiades und Kimon im Laufe der Zeiten gekommen. Der Abgrund, der sich zwischen den griechischen Staaten aufgetan, die seinerzeit, in ihrer Einheit stark, dem durch seine numerische Übermacht furchtbaren Gegner des Ostens heldenmütig und erfolgreich die Stirne boten, ist unüberbrückbar geworden und eine der beiden führenden Hellasmächte muß der Rivalin weichen: daß das Athen ist, dankt es der Entartung seiner einstigen Wohltäterin, der Demokratie.

Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen. **Voß, Homers Odyssee.** Von B. Stehle. Dritte, durchgesehene Auflage. Wien, Tempsky. Preis 1 K 20 h.

Mit Auslassung der Gesänge 2—4, 15 und 20, von denen nur der Inhalt angegeben ist, und mit Hilfe von starken Kürzungen ist eine Odyssee von 4000 Versen hergestellt; darunter der Freiermord mit sage und schreibe 89 Versen erledigt! Da ist es wohl besser, wenn die Schüler an Anstalten ohne Griechischunterricht überhaupt keine Odyssee lesen als eine solche. Was an Einleitung und Anmerkungen dasteht, ist auch danach. Gewiß ist es schwer, auf vier Seiten so kleinen Formates über die homerische Frage zu schreiben; aber unternimmt man es, so darf es nicht so ausfallen wie im vorliegenden Falle. Die nötige Belehrung hätte der Verf. in Finslers Homer I (Teubner) gefunden. Die zwitterhaften Namensformen wie Eumäos sind schauderhaft. Die Wertung der homerischen Gedichte ist mit Ausnahme einiger Worte über Homer als die Quelle des Schönen, Wahren und Guten auf die Betrachtung des sittigenden Wertes eingestellt! Von den Anmerkungen geben eine oder zwei Winke für den ästhetischen Genuß, die meisten sachliche Erläuterungen; von den Irrtümern darin will ich wenigstens einige, wie sie mir beim Durchblättern aufstießen, verbessern; die Zahlen bezeichnen Seite und

und Anmerkung. 15, 2: überflüssig; die Benennung der Musen stammt ja erst aus alexandrinischer Zeit, Homer kannte keine Kalliope. 16, 5: der wahre Grund, warum Athene γλαυκῶπις heißt, ist nicht, daß das Nachtauge der Eule das optisch vollendetste und das schönste ist, sondern die ursprüngliche Tiergestaltigkeit der Götter. 28, 1: Scheria wird bei Homer nirgends eine Insel genannt. 58, 1: Die Insel der Kirke heißt nicht Aiaia, sondern Aia. Zu Ges. 14 V. 122 ist bemerkt: Nach Jordan die einzige Stelle in der Odyssee, von der man mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten dürfte, daß sie die Seekrankheit erwähne. Eine kuriose Anmerkung!

Die Frage, ob man die Voßsche Übersetzung überhaupt noch ohne weitere Änderungen verwenden solle, ist ja ein Problem für sich; aber auch abgesehen davon erscheint mir das vorliegende Unternehmen trotz der dritten Auflage, die es erlebt hat, verfehlt.

Leoben. Dr. V. Bulhart.

M. Wellmann, Die Schrift des Dioskurides Περὶ ἁπλῶν φαρμάκων. Ein Beitrag zur Geschichte der Medizin. Berlin (Weidmann) 1914. 78 S. Großoktav. 3 M.

Diese Abhandlung, die der Verf. als πάρεργον seiner Aufgabe erscheinen läßt, trägt zum erstenmal den echten Titel der Schrift des großen Pharmakologen, deren falsche (der Kompilation des Aëtios entlehnte) Überschrift Εὐπόριστα sich entgegen der handschriftlichen Überlieferung seit der Erstausgabe des Conrad Gesner (1565) hartnäckig gehalten hat (so noch in der neuen Auflage von Lübkers Reallexikon S. 300). Im ersten der vier Abschnitte werden die Ausgaben besprochen, im zweiten die Handschriften (alle jung, die älteste, aber keineswegs wertvollste, aus dem 14. Jahrhundert): wie bei so vielen Autoren auch hier zweistämmige Überlieferung, für deren beide Zweige, wie der Verf. einwandfrei erweist, eigentlich nur je eine Handschrift in Betracht kommt. Am interessantesten sind die beiden letzten Abschnitte, in denen der Verf. durch sachliche und sprachliche Kriterien die von manchen angefochtene Echtheit der Schrift unwiderleglich sicherstellt. Vor allem werden die zahlreichen Interpolationen (deren Entstehung bei einem der ärztlichen Praxis durch anderthalb Jahrtausende dienenden Werke ganz natürlich ist) meist auf Grund der besten Handschrift mit Leichtigkeit beseitigt, damit aber auch die Anstöße, durch die die Zweifel an der Echtheit hervorgerufen worden waren. In sprachlicher Hinsicht ergeben sich so viele Beziehungen zu dem großen Werke (Περὶ ὕλης) des Dioskurides, daß nun jeder Zweifel an seiner Autorschaft verstummen muß. Dieser Abschnitt ist von besonderer Bedeutung für den Sprachforscher. Bei dieser Gelegenheit will ich auf eine Tatsache aufmerksam machen, die bisher in den sprachlichen Untersuchungen zur Κοινή u. dgl. fast gar nicht beachtet worden ist, nämlich, daß ein ebenso umfangreiches als wertvolles sprachliches Material in den Werken der Ärzte, besonders in den Pflanzennamen, vorliegt, ein reicher Schatz, der allerdings erst nach Herstellung kritischer Ausgaben derselben gehoben werden kann. Auch die vorliegende Schrift liefert einige Ausbeute. So ist es wichtig, daß der Name der Malve (attisch μαλάχη) hier in dorischer Form (aber mit jonisch-attischer Endung) erscheint, μολόχη, als Κοινή-Form durch die noch jetzt übliche Bezeichnung μολόχα erwiesen (es fragt sich daher, welche Endung der Κοινή angehört); ῥοῦς weist attische Geschlechtsdifferenzierung des Strauches und der Frucht auf (ἡ ῥ. ersterer, ὁ ῥ. letztere, dagegen bei den Joniern umgekehrt), aber mit hellenistischer Deklination (Genetiv ῥοός, wie νοός): siehe S. 60 ff.; die Gartenmelde heißt bei Dioskurides attisch ἀνδράφαξυς,

bei anderen aus dem Osten stammenden Autoren, so beim Syrer Archigenes (s. S. 60) ἀτράφαξυς (oder gar — ξις): ein wichtiger Beleg für die Unsicherheit des Nasales und der Tenuis in den Lautverbindungen ν — Muta, ein Schwanken, das für das kleinasiatische Sprachgebiet charakteristisch ist, s. P. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache S. 293 ff., und A. Thumb, Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus S. 136 f. Besondere Aufmerksamkeit verdient endlich der Name einer Fischsauce (γάρος), an dem Wellmann ziemlich achtlos vorübergeht: I 57 in den Ἀπλᾶ wird nämlich ein γάρος ὁ Σπανος (W. fälschlich S. 17 Σπάνος) erwähnt ὃς σοκιώρου λέγεται (= *sociorum*, wie aus Galen XII 637 hervorgeht: γάρου ... Ῥωμαϊστὶ λεγομένου σοκιώρου); dieser offenbar aus spätrepublikanischer Zeit stammende Ausdruck ist nicht nur ein hübscher Beleg für den Abfall des Schluß-m im Volkslatein, sondern zeigt auch m. E., daß *socii* κατ' ἐξοχήν vom gemeinen Mann in Italien damals die Spanier genannt wurden. Endlich sei auf die reichhaltige Statistik über ἕως, ἄχρι(ς) und μέχρι(ς) S. 72—74 verwiesen. Versehen sind mir keine aufgefallen. Nur sollte S. 10 das Kompendium $\overset{\varepsilon}{\pi}\overset{\varepsilon}{\pi}$ erläutert werden; es bedeutet πέπερι (Pfeffer). Ein Sachregister schließt die ertragreiche Arbeit.

Wien. Dr. Karl Mras.

Karl Jacoby, Anthologie aus den Elegikern der Römer. Für den Schulgebrauch erklärt. Erstes Heft: Catull. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1917. 80 S. Preis geheftet 1 M. 20 Pf.

Die erste Auflage dieser Schulausgabe mit erklärenden Anmerkungen ist im Jahre 1881 erschienen. Auch diesmal hat der Verf., wie schon in der zweiten Auflage, die neuere Literatur über Catull, die in den letzten zwei Dezennien ziemlich angewachsen ist, eingesehen und, soweit es die Anlage seiner Ausgabe gestattete, verwertet. Die Anmerkungen sind reichlich, dem Wissensstande der Schüler angemessen und bringen, was ich als besonderen Vorzug betrachte, manche hübsche Parallele aus deutschen Dichtern. Wertvoll für den Lehrer ist der beigegebene Anhang, der reiche Literaturangaben enthält. Nur eines hat mich an dieser für die Schule bestimmten Auswahl, deren Verf. doch sonst gutes Verständnis für deren Bedürfnisse verrät, wundergenommen: die Aufnahme des schwierigen 68. Gedichtes, das bekanntlich die widersprechendsten Auslegungen erfahren hat. Dazu kommt, daß man bei der Erklärung dieses Gedichtes (bes. V. 5/6, 28/29, 68/69, 145/146) Dinge besprechen muß, deren Erörterung in der Schule viele, ohne gerade prüde zu sein, gleich mir anstößig finden werden.

Wien. Karl Prinz.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für Schulen mit Anmerkungen nach Joh. Siebelis und Fr. Polle in neunzehnter Auflage besorgt von Otto Stange. Erstes Heft, Buch I—IX enthaltend. Mit einer Karte. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1916. Preis geheftet 1 M. 60 Pf., gebunden 2 M. 20 Pf.

Die Einrichtung des bewährten Schulbuches ist im großen und ganzen die gleiche geblieben; nur sind die Anmerkungen durch Kürzung auf ein richtigeres Maß gebracht und passender stilisiert worden. Auch die wesentliche Kürzung der Einleitung und die Setzung von Längezeichen im Text an Stellen, die sonst Schwierigkeiten bieten, kann ich nur als Besserung bezeichnen.

Die stärksten Änderungen weist der Text auf; denn St. hielt es für nötig, den neuen Text der großen kritischen Ausgabe der Metamorphosen von Hugo Magnus zugrunde zu legen. Abgewichen wird nur an wenigen Stellen, „zumeist, um den jugendlichen Lesern das Verständnis nicht unnötig zu erschweren“, wie St. im Vorworte sagt. Dort liest man auch die Worte: „Im allgemeinen ist es aber gewiß richtig, selbst unter Verzicht auf manche eingebürgerte Lesart den Schülern schon auf dem Gymnasium den Text vorzulegen, der nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft als der zuverlässigste anzusehen ist.“ Ich stimme dieser Ansicht grundsätzlich bei, meine aber, daß die Herausgeber von Ovids Metamorphosen den von Magnus gegebenen Text nicht als abschließende Leistung betrachten sollten. Denn wie ich in der Anzeige jener großen Ausgabe in dieser Zeitschrift (LXVII 1916, S. 291 ff.) ausgesprochen habe, ist er in seinem Streben, die ältesten Texteszeugen in ihre Rechte einzusetzen, vielfach zu weit gegangen. Auch Ehwalds Text in seiner neuen kritischen Ausgabe ist konservativ; aber er hat sich doch wenigstens von den ärgsten Auswüchsen der von Magnus vertretenen Richtung freigehalten. Es ist erfreulich, daß sich Stange die Freiheit seines Urteils doch an einigen Stellen gewahrt hat, so, wenn er beispielsweise I 56 *fulgura,* V 353 *eiectat,* VI 203 *Latonae turbam* liest, überall mit Recht, wie ich glaube. Hoffentlich werden er und andere Herausgeber Ovids in Zukunft von dieser hier berechtigten Freiheit noch viel öfter Gebrauch machen. Jetzt kann ich nur bedauern, daß auch schon unsere Schüler im Gymnasium die Wirkung jener kritischen Ausgabe an Stellen wie I 92 *verba minantia fixo aere ligabantur* oder II 201 *quae postquam summo tetigere iacentia tergo* oder V 363 *depositoque metu* oder VI 223 *auro gravidis moderantur habenis* u. ä. zu spüren bekommen. Die wenigen Abweichungen von Magnus' Text hat St. auf S. 180 zusammengestellt, doch nicht alle; so liest er z. B. II 356, abweichend von diesem, *trahat,* VIII 278 *praeteritae.* Von eigenen Vermutungen gibt er hier an: IV 61 *vetari,* VII 223 *aetheriis,* VII 509 *subit esse;* die letzte ist recht unglücklich, der Text vielmehr durch Ausfall eines Verses geschädigt.

Wien. Karl Prinz.

Dr. Theodor Birt, Zur Kulturgeschichte Roms. Gesammelte Skizzen. Dritte, verbesserte Auflage („Wissenschaft und Bildung“ Nr. 53); Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 159 S., Preis 1 M. 25 Pf.

Dem verdienstlichen Zweck, den die ganze Sammlung verfolgt, in anregender Darstellung die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in weite Kreise zu tragen, wird das vorliegende Bändchen vollkommen gerecht. Seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1909 hat es auch so freundliche Aufnahme gefunden, daß es nunmehr — mit Vermehrung des Inhaltes — zum drittenmal aufgelegt werden konnte. In blendender, oft geradezu spannender Diktion schildert der auch sonst rühmlichst bekannte Verf. das Kulturleben der römischen Kaiserzeit bis 200 n. Chr. Nach einem vorbereitenden Kapitel, das den Leser in großzügiger Darstellung von den Uranfängen der Kultur Roms zu dieser Zeitperiode hinüberleitet, entrollt sich seinen Blicken die gesamte Lebensführung mit all ihren Vorzügen und Schwächen, mit all ihren Problemen in farbenreichen, bunt wechselnden, bis ins kleinste Detail ausgemalten Bildern und niemals unterläßt es der Verf., wo es angeht, auf moderne Verhältnisse Bezug zu nehmen. Es ist gewiß auch ein Vorzug des Buches, daß es sich ohne den Ballast lästiger Anmerkungen verständlich zu machen weiß. Die wenigen Fußnoten, die zumeist Nachweise aus der antiken Literatur bringen, sind darum auch doppelt wertvoll. Für manche, auch dem Fachmann nicht leicht

aufzufindende Einzelheit hätten übrigens die literarischen Nachweise noch zugefügt werden können, ebenso wie für den Nichtfachmann, der, durch die Lektüre des Buches angeregt, weiter in den Gegenstand eindringen will, eine Zusammenstellung der wichtigsten einschlägigen Werke angezeigt gewesen wäre.

Im einzelnen ist kaum etwas zu bemerken. S. 61 ist von den Pompejanischen Wahlaufrufen die Rede. Da heißt es: „Dabei findet sich denn auch allerlei Spaßhaftes: alle Schlafmützen wünschen den Vatia zum Aedilen; und nochmals: alle Diebshände wünschen den Vatia ... Offenbar sollten die Wahlaussichten dieses Vatia geschädigt werden.“ Hiebei sind die Inschriften CIL IV 575 *Vatiam aed(ilem) rogant ... dormientes universi ...* und 576 *Vatiam aed(ilem) furunculi rog(ant)* gemeint und ihre Erklärung wird nach Mau (ebd. zu 575 und Pompeji in Leben und Kunst S. 476 [1] = S. 506 [2]) gegeben. Daß es sich aber dabei nicht um Wahlkämpfe handelt, wobei der Kandidat der Gegenpartei verunglimpft werden soll, sondern um Tischgesellschaften, die **ihren** Bewerber empfehlen, ist jetzt von Bormann, Eranos 1909, S. 310 ff. m. E. überzeugend nachgewiesen. — S. 53 hätte erwähnt werden können, daß wir die Grabschrift der von Plinius (ep. IV 16) so rührend gerühmten frühverstorbenen Tochter des *Fundanus* im Original besitzen; sie steht CIL VI 16631 = Dessau, *Inscr. Lat. sel.* 1030. — S. 89 war *Maria degli Angeli* statt *M. dei A.* zu schreiben.

Der Lehrer, der ein umfassendes plastisches Bild antiker Kultur gewinnen will, darf an dem trefflichen Büchlein nicht vorbeigehen und es ist eigentlich schade, daß es wegen jener Abschnitte, die gewisse moralische Gebrechen der antiken Welt schonungslos aufdecken, nicht auch zur Jugendlektüre sich eignet und daß damit dem Buche gerade aus einem seiner Vorzüge, dem der Vollständigkeit nämlich, materieller Nachteil erwächst.

Wien. Dr. A. Gaheis.

Latein und Leben. Ein Wiederholungs- und Übungsbuch für Quinta, Quarta, Untertertia, von Dr. Theo Herrle. Leipzig-Reudnitz, August Hoffmann. 1917. XIII und 76 S. Preis 2 M. 25 Pf.

Die Freude am Übersetzen ins Lateinische wird bei den Schülern jederzeit größer sein, wenn sie nicht den gleichen Stoff, der sie in der Lektürestunde beschäftigte, zum Übertragen vorgelegt erhalten, sondern die stilistische Stunde wenigstens im Sachlichen etwas Neues bringt. Auch die Freude am Erlernen der alten Sprache überhaupt kann nur gefördert werden durch die Erkenntnis, daß ihre Ausdrucksmittel auch zur Wiedergabe von Übersetzungsaufgaben ausreichen, deren Inhalt dem Leben, der neueren und selbst der allerneuesten Geschichte entnommen ist. Darum sind Versuche, für das Übersetzen aus der Muttersprache entsprechende Vorlagen in der deutschen Literatur zu finden oder solche aus dem Leben des Schülers und der Zeitgeschichte zusammenzustellen, durchaus dankenswert. Zu dem S. 84 des Jahrg. LXV der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien angezeigten Buche von Sörgel, Bilder und Betrachtungen aus allerlei Zeiten, und dem dritten Teil des Lateinischen Übungsbuches für Reformschulen und Studienanstalten von Müller-Graupa, das eine Menge von Beispielen dem damals noch forttobenden Weltkriege entnimmt, u. a. kommt jetzt noch das vorliegende Buch von Herrle, dem man zwar nicht in dem Grundgedanken, wohl aber in der Art der Durchführung Originalität nicht absprechen kann. Das Buch weist Stoffe aus dem Altertum grundsätzlich zurück und entspricht dem Gedankenkreise und dem Fühlen der Schüler in dem Grade, daß sich kaum ein Zweifel erheben läßt an der Richtigkeit der Angabe, Untertertianer des Kö-

nigin-Carola-Gymnasiums Loschke-Mahn seien als Mitarbeiter zu betrachten; man sehe sich z. B. nur das Stück über den Klassenspaziergang und das sich daran anschließende Kriegsspiel an. Wenn sich da mit Behagen dargestellt findet, wie Köpfe blutig geschlagen und Zähne gelockert werden, wie der Lehrer zum Gefangenen gemacht wird und sich seine Freiheit nur durch das Versprechen, keine Extemporalien mehr geben zu wollen, erkaufen kann, oder wenn anderswo „ein ganz großer Windhund" in der Klasse sich äußert: „Jeder, der zu viel arbeitet, ist dümmer als der, der zu wenig arbeitet", oder wenn des Lateinischen Übungsbuches von Busch-Fries nur mit einem schweren Seufzer gedacht wird, so kann das allerdings bei den meisten Untergymnasiasten auf entgegenkommendes Verständnis rechnen. Nur wird bei der Lehrerschaft die berechtigte Frage nicht ausbleiben, ob man wirklich, wenn man schon ins Leben hineingreifen soll, so weit hineingreifen muß. Auf jeden Fall blättert und liest auch der Lehrer selbst mit Interesse in den frisch, vielfach sogar keck hingeworfenen Aufsätzen über das Schulleben und den Weltkrieg, ergötzt sich an dem humorvollen Charakterbilde des Engländers oder an der Ratlosigkeit der zwei Köchinnen, was sich denn heute wieder mit den zu Gebote stehenden Mitteln kochen lasse, und kann sich dann wieder an Proben unterhalten, was für Latein sich aus der Übertragung der Geschichten von Dr. Faust und des Märchens vom Frieder und dem Katerlieschen ergibt. Schade, daß mit Rücksicht auf die Möglichkeit der Wiedergabe durch den jüngeren Lateiner die deutsche Ausdrucksweise, wenigstens in der ersten Hälfte des Buches, vielfach recht mangelhaft ist. Das Latein, das die Übersetzung liefert, ist meist lesbarer, wenn man es auch nicht Ciceronianisch nennen kann. Wie allerdings der im deutschen Text erstrebte volkstümliche, manchmal sogar burschikose Ton der Umgangssprache im Latein zum Ausdruck kommen soll, das aus dem in Aussicht gestellten lateinischen Schlüssel zu erfahren, kann man neugierig sein.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Aufruf an das deutsche Volk zur Aufhebung der unnützen Zweischriftigkeit. Deutscher Altschriftbund. Bonn 1917, 12, 22, 8 S. u. 3 Beilagen. 4°.

Den Mittelpunkt dieser gegen den Schriftbund deutscher Hochschullehrer gerichteten Streitschrift bildet ein im Jahrgang 1915/16 der „Deutschen optischen Wochenschrift" S. 261—282 veröffentlichter Aufsatz: Über Schriftlesbarkeit von Friedrich Soennecken, der sich selbst, um die Unterstellungen der Gegner niedriger zu hängen, „Stahlfederfabrikant" nennt. Es scheint mir einleuchtend, daß Einschriftigkeit von Vorteil wäre und daß hiefür (von Geschmacksurteilen ganz abgesehen) mit Rücksicht auf Ausland (vgl. S. 282b über den Einfluß der Presse) und Erlernung fremder Sprachen nur die Altschrift in Betracht kommt; die Andeutungen über die S-Frage S. 265 befriedigen mich allerdings nicht. Versuche zeigen, daß Antiqua auf größere Entfernung deutlicher ist als Fraktur und daß Anfänger jene Formen besser nachzeichnen als diese. Aber das beweist nichts für die Frage der Augenermüdung (S. 275a wird erwähnt, daß es nach Stabsarzt Schwiening in Amerika 10, in England 14, in Holland und Ungarn 30, in Dänemark 38, in Deutschland aber 71% kurzsichtige Studenten gab). Bei den einschlägigen Untersuchungen (S. 262a Nystagmograph: etwa Augenrückzähler) ist Voraussetzungslosigkeit und Eindeutigkeit schwer zu erreichen; überdies unterscheidet S. 267 französische und richtige Altschrift (Schräglegung und Verdickung der oberen, Verdickung und faß-

artige Erbreiterung der unteren Enden; vgl. das Normalalphabet S. 270). Die Unterscheidung von Buchstabenlesen und Erfassen von Wortbildern wird von S. nicht folgerichtig durchgeführt. Der Einfluß der Gewohnheit wird wiederholt mit Recht betont. Ich möchte daher dem Versuche das Wort reden, einzelne Volksschulklassen einige Jahre (S. meint sechs Jahre) nur (oder doch vorwiegend) in der Altschrift zu unterweisen und damit gründliche Augenuntersuchungen zu verbinden.

Brünn. Wilh. Weinberger.

Dr. Wilhelm Reuter, Perlen aus dem Schatze deutscher Dichtung. Proben zur Literaturkunde. Vierte, verbesserte Auflage, bearbeitet von Lorenz Lütteken. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau 1917. XV und 318 S. Preis 3 M.

Im Vorworte zur neuen (4.) Auflage der beliebten Sammlung wird hervorgehoben, daß sie durch eine Auswahl neuerer deutscher Dichtungen vermehrt wurde. Unter anderem wird auf Mörike, Storm, G. Keller, K. F. Meyer, Hebbel, Fontane verwiesen. Den Schluß bilden einige Weltkriegslieder. Bei der Beurteilung muß man sich gegenwärtig halten, daß es sich um kein neues Buch handelt, ferner daß ihm eine Doppelnatur anhaftet: einerseits als Beispielsammlung zur Literaturkunde (21. Auflage!), anderseits als selbständige Gedichtsammlung, die auch ohne literaturgeschichtlichen Hintergrund wirken will. Daß sich beide Aufgaben nicht immer vereinen lassen, liegt auf der Hand. Daß endlich die Auswahl vielfach nur subjektiv ausfallen kann und die meisten neueren Dichter nur ganz unvollkommen vertreten sind (viele nur mit einer Probe), soll nicht als Tadel ausgesprochen sein, erklärt sich eben aus dem überreichen Stoffe, der selbst dann noch überreich bliebe, wenn sich der Herausgeber zu Streichungen aus der Zeit der schlesischen Dichterschulen oder einiger Fabeldichter des 18. Jahrhunderts entschlösse.

Baden bei Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Der Erbförster. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Otto Ludwig. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Robert Lohan. Mit einem Titelbild. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen.) Preis geb. 75 Pf. = 90 h. 1915. Wien, F. Tempsky Verlag. Leipzig, G. Freytag, G. m. b. H. 8° (123 S.).

Die Einleitung, ruhig und sachlich, weit entfernt, Autor und Werk zu verhimmeln. Die Anmerkungen, nicht zahlreich, aber gut. Sonderbarerweise fehlt die Erklärung des Ausdrucks „durchforsten", der doch für das Drama so wichtig ist. Soll denn jeder Leser, in unserem Falle jeder Schüler, diesen forstwirtschaftlichen Terminus kennen?

Wien. Dr. Albert Zipper.

„Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit". Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen u. dgl., gesammelt von Georg Hermann. („Schönbücherei" 4. Bd.) Berlin, Bong & Cie. 2 M.

Der Name schon sagt uns, nach welcher Seite sich das Gesicht dieser unterhaltsamen Auswahl wendet: nicht das politische Weltgeschehen des Vormärzes, sondern die geruhige Stimmung jener Jahre soll in ihr vor allem wieder lebendig werden und anderes konnte man von dem Verf. des „Jettchen Gebert" auch nicht erwarten. Ebenso

versteht es sich von selbst, daß sein Interesse um Alt-Berlin kreist und daß das Biedermeier im übrigen Deutschland nicht ganz zu seinem Rechte kommt, Wien z. B. erscheint fast nur in dem um 1830 schon etwas verblaßten Glanz des Phäakentums. Wenn Hermann kaum irgend welche neue „Entdeckungen" bringt, so entspricht das durchaus dem volkstümlichen Zweck seiner Sammlung, die dafür von Leben nur so sprüht und funkelt. „Biedermeier in seinen vier Pfählen", bei seinen Festen und in seinem Gehaben, mit seiner Kunst und seinen Lieblingen, aber auch seiner politischen Misere, den Burschenschafter-, Demagogenverfolgungen und der Zensur, steht wieder auf und weckt in uns eine aus Sehnsucht und Genugtuung, daß all das doch vorbei sei, seltsam gemengte Wehmut. Lyrik also ist der Grundzug des wirklich schön und gediegen ausgestatteten Buches und die klingt in Hermanns hübschem Vorwort schon echt und kraftvoll an. Diesem Grundzug nach möchte ich „das Biedermeier" zu Wustmanns köstlichem Liederband „Als der Großvater die Großmutter nahm" (jetzt im Inselverlag, Leipzig) stellen; wer hingegen die Zeit in ihren sachlichen Voraussetzungen kennen lernen will, sei auf meine beiden knappen, allerdings auf Österreich beschränkten Quellenbücher „Denken und Fühlen im Vormärz" und „Die Zensur im Vormärz" (A. Haase, Prag) verwiesen.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Dr. Karl Völker, Die Entwicklung des Protestantismus in Österreich. (Aus Österreichs Vergangenheit. Quellenbücher zur österreichischen Geschichte Nr. 12). Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase 1917. Leipzig, Prag und Wien. 115 S.

Nach einer knappen Einleitung (S. 9—20) bringt der Herausgeber in acht Abschnitten 52 Nummern mit Aktenstücken über die Entwicklung des Protestantismus in Österreich bis auf unsere Tage. Weder die Einleitung noch die Auswahl der Aktenstücke kann uns befriedigen. Jene bietet dem Leser zu wenig, diese gibt ihm nicht die entscheidenden Stücke in die Hände. Da mir nicht so viel Raum zur Verfügung steht, um mich nach allen Seiten hin über die Sache zu äußern, so will ich nur ein Kapitel aus der einschlägigen Geschichte Innerösterreichs berühren. Hier bilden die Jahre 1542 und 1549 wichtige Einschnitte. Wird in jenem von Ständen aller Erblande Religionsfreiheit begehrt, so verlangen in diesem die Stände des sogenannten niederösterreichischen Verwaltungskreises, indem sie ihre Zugehörigkeit zur A. K. bezeugen, die Freiheit ihrer kirchlichen Entwicklung. Im Mittelpunkt dieser Periode steht Ungnad; weder dieser Mann noch die unter seiner Leitung erfolgten Aktionen kirchenpolitischen Inhalts werden hier erwähnt. Noch fataler ist die Sache, wenn man die Gegenreformation ins Auge faßt. Wann entsteht sie? Wo sind ihre Grundsätze festgestellt und wie sind diese durchgeführt worden? Über all das findet sich die genaueste Auskunft in meinen einschlägigen Aktensammlungen (Bd. 50, 58 und 60 der *Fontes rerum Austricarum*), die hier mit keinem Buchstaben genannt werden. Wenn nicht die entscheidenden Aktenstücke *in extenso* abgedruckt werden können, so müßte man die Hauptnummern wenigstens in Regestenform beistellen. Aus Bd. 50 waren mindestens vier Nummern auszuheben; zunächst jene, welche die prinzipielle Feststellung der Grundsätze zur Durchführung der Gegenreformation enthalten und die entsprechenden Mittel dazu angeben, dann die Einschränkung der Pazifikation von 1578 auf den Herren- und Ritterstand und die Aufhebung der Einschränkung. Das Wesentlichste aus den Jahren der Verfolgung unter Karl II. (1580—90) muß angedeutet werden, dann erst wird man den Huldigungsstreit von 1591 mit all seinen Folgen

verstehen. Und der muß ausführlicher behandelt werden; denn die Ereignisse dieses Jahres in Graz sind vorbildlich gewesen für die künftigen nächsten Huldigungen im Jahre 1596, dann bei den Horner Ständen und selbst später noch in Böhmen. Man weiß heute aus diesen Akten, daß das Wesentliche über die innerösterreichische Gegenreformation schon von Karl II. angeordnet, zum Teil auch durchgeführt wurde. Das muß ersichtlich gemacht werden. Die wichtigsten Dekrete Ferdinands II. fehlen: so die über die Aufhebung des evangelischen Kirchen- und Schulministeriums in Graz, Klagenfurt und Laibach, die Dekrete über die Ausweisung der evangelischen Lehrer und Prediger, endlich das Wichtigste von allen: das berühmte Generalmandat Ferdinands II. vom 1. August 1628, das die Ausweisung des protestantischen Herren- und Ritterstandes aus ganz Innerösterreich verfügt, das schon deswegen nicht übersehen werden darf, weil darin erstens dem protestantischen Adel ein verdientes Zeugnis seiner beständigen Loyalität erteilt wird (die die Jesuiten ihm abgesprochen haben) und weil zweitens erst mit der Ausweisung des protestantischen Adels die Gegenreformation sich vollständig durchzusetzen vermag. Was der Herausgeber an Akten hier beibringt (S. 43, Nr. 17), ist nicht das Entscheidende. Es gewinnt den Anschein, als wäre ihm außer meiner Ausgabe der Pazifikation keine einzige meiner Sammlungen zu Gesichte gekommen; und doch hätte schon der Jubiläumsband des Jahrbuchs für Geschichte des Protestantismus in Österreich darauf hinführen müssen. Besser als diese Partien sind die über die Entwicklung des Protestantismus in den böhmischen Ländern weggekommen. Für alle Fälle ist bei einer Neubearbeitung auf eine richtigere Einschätzung der kirchlich-protestantischen Bewegung in Innerösterreich zu achten.

Graz. J. Loserth.

E. Drerup, Die Griechen von heute. Herausgegeben vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit. M. Gladbach, Volksvereinsverlag. 1917. 47 S. 1 M.

Das Büchlein — dem „IV. Armeekorps der tapfern griechischen Armee" gewidmet — gibt in gedrängter Form einen Überblick über Geschichte, Ethnographie und kulturelle Entwicklung des modernen Griechenland. Dem Kenner bietet es wenig Neues, dem Nichtkenner gewiß manche Anregung. Der letzte Abschnitt behandelt Griechenlands Verhalten im Weltkrieg, ohne daß indes der Verf. in die so verschiedenartigen politischen Bestrebungen genügend eindringt. Auch eine objektivere Darstellung würde der tragischen Größe König Konstantins keinen Abbruch tun.

Wien. Dr. Wilhelm Bauer.

Carl Graf Scapinelli, Von der Adria bis zum Ortler. Kriegsberichte von der österreichisch-italienischen Front. Mit acht Bildern. München 1916. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Unsere Schülerbibliotheken sind nicht reich an guten Büchern, aus denen die Jugend in ansprechender Form Belehrung darüber, was wahrer und falscher Patriotismus ist und wo beide zu finden sind, erhalten kann als in diesen reizend geschriebenen Bildern von der Front am Isonzo, in Kärnten und Tirol. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß die große Tat, die Österreich-Ungarn hier gegen eine ganze Nation vollbrachte, für immer der Erinnerung erhalten bleiben muß. Diese vom Ortler zur Adria laufende Front ist der ureigenste österreichisch-ungarische Krieg, der vor allem gezeigt hat, welche Stärke, Ausdauer und

16*

Zähigkeit in den österreichisch-ungarischen Nationen stecken[1]). Von der Schreibweise nur eine Probe: „Mit tausend Mühen," lesen wir S. 110 in dem Kapitel über Südtirol, „mit Millionen Arbeitsstunden haben wir Österreicher hier unser Vaterland uns neu erobert, indem wir es sicherten, und heißer als früher ist in allen der Wunsch, dieses Stück Süden mit seiner Sonnenpracht, mit den hohen Bergen, den üppigen Weingärten und Kastanienwäldern zu halten. Wie der Mensch Sonne braucht, braucht die Monarchie ihr Stückchen Süden und brauchen die Südtiroler ihr Österreich." Oder S. 133: „Neben den regulären Truppen kämpfen hier Männer der nächsten Umgebung, die unten ihre Hütten und Äcker, ihre Weiber und Kinder haben. Wenn Rasttag ist, sieht man manchen von ihnen vor seinem Haus in der Nähe. Fast jeder Mann der ganzen Gegend trägt heute Uniform, aus jedem Hause tritt einer in Feldgrau, mit dem Adler am Kragen. Alles hat in diesem Weltkrieg Opfer gebracht, aber niemand mehr wie hier die Leute, die freiwillig Haus und Hof verlassen. Doppelt wird man nach dem Krieg dieses Juwel im glitzernden ewigen Eis, im dunklen Felsgestein lieben." Beherzigenswert sind die guten Worte in dem Kapitel über Rovereto. Aber nicht bloß unsere Jugend, auch alle Alpenwanderer, welche die Südtiroler Gebirge und Täler aus eigener Anschauung kennen, werden mit Interesse die lebhaften Schilderungen lesen, die hier von den gewaltigen Kämpfen in jenen Gegenden gemacht werden. Dem Büchlein sind reizende Bilder beigegeben, die einerseits eine Ansicht von der landschaftlichen Schönheit der Gegend, anderseits einen Begriff vom Leben der Feldgrauen in Fels und Eis geben.

Graz. J. Loserth.

Grundzüge der mathematischen Geographie nebst einem Abriß der Trigonometrie des rechtwinkligen sphärischen Dreiecks zum Gebrauche an Gymnasien und Realgymnasien von Theodor Steininger, Professor für Mathematik und Physik. Kempten und München, Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, 1916.

Wie der Verf. im Vorworte sagt, geht er von dem Grundsatze aus, „der Schüler soll selber beobachten". Um dies zu ermöglichen, wird der Schüler zunächst in die Grundbegriffe der sphärischen Trigonometrie eingeführt, was an der Hand geschickt gewählter, teilweise färbiger Abbildungen geschieht. Dann schreitet das Buch zur Betrachtung des Koordinatensystems der Himmelskugel fort, geht zur Darstellung des Auf- und Unterganges der Gestirne über, der eine Darlegung der Zeitbestimmung folgt, um endlich mit der Erläuterung des Planetensystems zu enden. Jedem Abschnitte sind reichlich Aufgaben beigegeben, deren Lösung die Schüler in die praktische Verwertung des Gelernten einführen soll. Die beobachtete Methode ist sicherlich ersprießlich, die beigegebenen Abbildungen sind sauber und anschaulich, die Aufgaben lehrreich und anregend. Für österreichische Mittelschulen kommt das Buch nicht in Betracht, da es sich kaum in unseren Lehrplan einfügen läßt. Als Hilfsbuch aber, namentlich für Schüler, die besonderes Interesse an dem Gegenstande haben, wäre es auch bei uns an der Oberstufe empfehlenswert. Ausstattung und Druck sind gut.

Wien. B. Imendörffer.

[1]) Geschrieben 1916.

Hans Besser, Natur- und Jagdstudien in Deutsch-Ostafrika. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckhsche Verlagshandlung. Stuttgart 1917. 8°. 79 S. Preis geh. 1 M., geb. 1 M. 80 Pf.

Im Vorwort, das auch das Bildnis des inzwischen als freiwilliger Jäger im Felde gefallenen Verf.s und Helden bringt, wird mit wenigen, aber treffenden Strichen sein Charakter und seine 14 jährige Tätigkeit in Deutsch-Ostafrika geschildert. Die hiedurch geweckten Erwartungen erfüllen sich vollauf beim Lesen des 79 Seiten nebst 25 Lichtbildern und Skizzen umfassenden Bändchens und nicht anders als mit schmerzlichem Bedauern, daß solche Männer dem deutschen Volke entrissen wurden, legt man es aus der Hand. Lebenstrische Natur- und Jagdschilderungen, die in ihrer Schlichtheit das Zeichen der Wahrheit an sich tragen, fesseln den Leser bis zum Schlusse. Besonders spannend sind die Erlebnisse mit dem Zebra, das Einfangen und Zähmen dieses prächtigen Tieres geschildert. Daß die so mannigfaltigen Arten der Antilopen, ihre Lebensgewohnheiten sowie die Jagd einen besonders breiten Raum einnehmen, ist selbstverständlich. Daneben werden die anderen charakteristischen Tiere Afrikas: Warzenschwein, Klippspringer, Büffel, Affen, Krokodile, Schlangen u. a. nicht vernachlässigt und man erfährt manches Neue von einem — wie aus allem hervorgeht — hervorragend praktischen und nüchternen Beobachter. Überraschend sind beispielsweise die Berichte über seine Erlebnisse mit der berüchtigten Puffotter. Den Biß derselben schildert er aus eigenen Erfahrungen als durchaus nicht so gefährlich, wie er gewöhnlich angenommen wird, obwohl ihre Giftzähne oft bis 5 *cm* lang sind und obwohl sie in dem einen Falle, wo er gebissen wurde, abgebrochen in den Bißlöchern staken.

Krems a. D. Franz Müller.

Programmschau.

Dr. Leo König, Pius VII. in der Verteidigung des Kirchenstaates 1808. Gymnasium der Gesellschaft Jesu in Kalksburg 1915. 64 S.

In der *Bibliotheca Rossiana* in Wien XIII. fanden sich Abschriften der Originalurkunden, die uns hier in Übersetzung und mit kurzen verbindenden Begleitworten geboten werden. Sie umfassen die Zeit vom 29. Jänner 1808 (Marschbefehl für die kaiserlichen Truppen anläßlich ihres Durchzuges nach Neapel) bis zum 30. August desselben Jahres (Breve des Papstes an die Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe). Der Hauptsache nach betreffen sie die Besetzung Roms am 2. Februar, die Anlaß zu vielen Kränkungen des seine Souveränität streng betonenden Papstes boten, und zwar sind es zunächst Stücke aus dem Briefwechsel zwischen dem kaiserlichen Gesandten Alquier und dem Kardinal-Staatssekretär Casoni; die Schreiben sind in der Muttersprache des Absenders verfaßt, höflich gehalten und drehen sich um scheinbare Kleinigkeiten, wie die Aufstellung von Geschützen vor dem Quirinal, die Proklamation des Papstes mit dem übel aufgefaßten Ausdruck „französische Regierung“, den sonst nur der Londoner Hof anwende, Begründung der Besetzung Roms mit der Notwendigkeit, die neapolitanischen Banden auch vom Kirchenstaat aus zu bekämpfen usf. Beide Männer machten dann andern Platz, an Alquiers Stelle trat Le Febvre, Casoni wurde durch Kardinal Doria abgelöst, der dem heftigen Unmut über die Verschickung von vier Kardinälen nach Neapel sowie die Verhöhnung des Papstes durch übermütige Soldaten, die mit Musik durch den Palast zogen, Ausdruck verlieh. In diesem Falle wurde

sogar Genugtuung geleistet und Pius selbst verwendete sich für den schuldtragenden Offizier, der eingesperrt werden sollte. Weiter enthält der Aufsatz die Instruktion des Papstes für das Kardinalkollegium, enthaltend Weisungen im Falle eines Wechsels in der politischen Regierung des Kirchenstaates, weiter neun Rundschreiben an Bischöfe im Kirchenstaate in der Zeit vom 22. Mai bis 30. Juli — warum das *de dato* 10. Juli nach dem vom 12. Juli gesetzt wird, ist unklar — endlich das oberwähnte durch eine Bitte der Bischöfe um Milderung ihrer Instruktionen veranlaßte ausführliche Handschreiben des Papstes. K. ist entsprechend seiner Stellung — der Aufsatz trägt ja auch die fürsterzbischöfliche Druckerlaubnis — ein unbedingter Verfechter jener Anschauungen, wie sie in eben diesem Breve Pius' VII., in Worten Pius' IX., endlich noch am 29. November 1903 von Seite Pius' X. zum Ausdrucke kommen: „Durch einen ganz besonderen Ratschluß der göttlichen Vorsehung besitzt der Papst, welchem Christus der Herr die Regierung und Sorge für die ganze Kirche anvertraut hat, eine weltliche Herrschaft, damit er zur Regierung der Kirche selbst und zur Erhaltung ihrer Einheit der vollen Freiheit sich erfreue" (*Allocutio* »*Quibus quantisque*« Pius' IX. vom 20. April 1849). Pius' VII. gewiß unleugbare Festigkeit dem mächtigsten Gewaltherrn aller Zeiten gegenüber wurzelte in der Überzeugung, daß der Papst „nur dann das Recht der vollkommenen persönlichen Immunität von jeder staatlichen Jurisdiktion, das ihm durch göttliche Verleihung inhäriert, hinreichend gebrauchen kann, wenn er die weltliche Herrschaft im Kirchenstaate besitzt". Mit den Worten: „. . . klarer als je beweist das große Jahr 1915 die Richtigkeit dieser Überzeugung und rechtfertigt kräftig genug sein *Non possumus* . ." schließt K. seine fleißige Arbeit, die in ihrem aktenmäßigen Teil sicherlich von Historikern jeder Richtung geschätzt werden kann, während die darin betonte Auffassung von vornherein sich jeder wissenschaftlichen Kritik entzieht, da sie deutlich durch persönlich gewiß unantastbaren Glauben diktiert wird.

Graz. Dr. M. Hoffer.

Zur Philosophie der Naturwissenschaften und der Mathematik. (I. Teil). Franz Ternetz. Jahresbericht der k. k. Staatsrealschule in Iglau 1913/14.

Was der Verf. in diesem Aufsatze zu bieten verspricht, ist „ein Ausbau der Lehre Schopenhauers in Bezug auf die ‚exakten Wissenschaften' und eine Vertiefung und Korrektur seines Ausblickes über die Mathematik". Der zweite Teil dieser Aufgabe ist dem Jahresberichte des nächsten Jahres vorbehalten. Die Formulierung des Gegenstandes dieser Programmarbeit zeigt schon, daß der Verf. ganz auf dem Standpunkte des Schopenhauerschen alogistischen Voluntarismus steht. In diesem ersten Teile der Ausführungen versucht er diesen Ausbau durch eine Verflechtung der Lehren der Energetiker (bes. Ostwalds), wenn er auch deren Namen nicht nennt, mit der Lehre Schopenhauers. Sinnliche Wahrnehmungen sind danach nichts als Affizierungen des Primären unseres Wesens, des Willens, nicht aber des Sekundären seines Produktes in Gestalt unseres Intellektes. Da wir also bei den Sinneswahrnehmungen Willensaffizierungen erleben, die sinnliche Wahrnehmung aber durch eine Energietransformation vermittelt wird, so sind, wie der Leib den Willen in der Objektivität darstellt, diese Energieformen Objektivität von „Dingen an sich" metaphysisch durch und durch Wille und physikalisch Energiekomplexe. Die physikalischen Theorien dieser Energieformen (Wärme, Licht, Schall, Elektrizität, Magnetismus, Druck und Zug, chemische Affinität bei Geruch und Geschmack) bieten nur anschauliche Bilder, aus dem Raum gegriffene Allegorien total un-

anschaulicher, nur von den Sinnen aufnehmbarer Willensaffektionen, bloß zur Befriedigung des Intellekts geschaffen, indem allein die Willensaffizierung im Wege der „Empfindung“ „das Ding an sich“ offenbart. Eine Beschreibung des prickelnden Gefühles, z. B. beim „Elektrisiertwerden“, kann, weil kein anschauliches hiedurch bezeichnet wird, nicht gegeben werden. Von der Wirklichkeit der Existenz eines Körpers lasse sich nur sprechen, wenn er in uns eine Energietransformation hervorruft, nicht mehr von einer solchen, von Erscheinungen, wo keine solche Transformation vor sich geht. Ihre wahre Wesenheit ist freilich nicht die Erscheinung, als die sich die Körper bloß unter Anwendung der Erkenntnisformen *a priori*, von Raum, Zeit, Kausalität, unserem Intellekt repräsentieren, sie sind eben nur die für den Intellekt bestimmte Objektivität eines Willens. Nachdem der Verf. auf Grund dieser Unterscheidung von Ding an sich und Erscheinung zwei verschiedene Begriffsgruppen ausdrückende Wortgruppen unserer Sprache, die dem Unterschiede zwischen Erleben und Beschreiben entsprechen, unterscheidet, die erste für unanschauliche „ihren Inhalt aus dem für den Intellekt dunklen Teile unseres Willens holende“ Begriffe, wie z. B. wollen, empfinden, Freude, Schmerz u. a., die zweite aber für solche Wörter, deren Sinn nur unter der Erkenntnisform des Raumes verständlich ist und zur Bezeichnung anschaulicher Begriffe (?) dient, so grenzt er die Philosophie als jene Erkenntnis, die unter dem Bilde der Allegorie noch Konjekturen über das dem Reiche des Anschaulichen Fremde, den Willen, zu machen vermag, von der Wissenschaft ab, die nur mit Begriffen arbeite, die ein anschauliches Element in sich enthalten. Die Wissenschaft hat die zeitliche und räumliche Aufeinanderfolge von Erscheinungen zu beschreiben und macht dabei so viel für die Gesamtmenschheit verbindlich Geltendes aus, als an Mathematischem, d. i. räumlich und zeitlich genau Umschreibbarem, darin ist. Fällt bei einem Vorgange alles Räumliche weg, so ist er nicht mehr Sache der Wissenschaft, sondern der Metaphysik und kann nicht mehr *sensu proprio*, wie in der Mathematik, sondern *sensu allegorico* durch die Sprache mitgeteilt werden. Auf Grund einer Erörterung über den Kausalnexus und über den Begriff des Naturgesetzes, insbesondere des mathematischen, gibt der Verf. in folgenden Worten ein Resumée über das, was man von den Wissenschaften erwarten darf und was sie nicht zu leisten vermögen (S. 28): „Wenn man unter Wissenschaft die völlige Aufdeckung der Kausalreihe irgend welcher Erscheinungen oder Vorstellungen versteht, so ist die Mathematik die einzig mögliche; denn sie allein hat es nicht mit schwer verfolgbaren Energiearten, sondern bloß mit den Erkenntnisformen unseres Intellekts zu tun, die lückenlos sind. Jede andere Wissenschaft muß sich mit einem stark durchbrochenen Kausalnexus begnügen.“ Dies letztere zeigt der Verf. an dem Beispiele der Physik, welche im Kausalnexus allerdings fast noch alle Zwischenglieder kennt und sich einwandfreie Hypothesen macht, verglichen mit der Chemie, der schon zahllose markante Zwischenetappen im Kausalnexus fehlen, weshalb schon bedeutend kühnere Hypothesen notwendig sind und räumliche Beschreibung, also das Mathematische, wie sie noch in der Physik gegeben werden kann, nicht mehr geleistet werden kann. — Ref. will sich mit diesem Einblick in den Gedankengang des Verf.s begnügen, dem die Provenienz aus einer Vertrautheit mit Schopenhauerscher Philosophie, verbunden mit eigenen selbständigen Gedanken, nicht abgesprochen werden kann. Überzeugung von den durch den Verf. gemachten Feststellungen wird allerdings nur der haben können, dem, mit Schopenhauer, wenn er von der Welt als Vorstellung spricht, diese Vorstellung so viel als Trug und Irrtum, die Maja, der Schleier des Truges ist, und welcher das Wesen der Welt in jenem Willen sieht, den der Philosoph im bloßen Instinkt oder Trieb, im Drang der Begierde, im Affekte der Leidenschaft zu erkennen glaubt, also gerade in dem, von dessen Wirksamkeit wir

uns nach einem Ausspruche Riehls durch das Wollen im Sinne der Sprache des Lebens und der Psychologie befreien wollen.

Wien. Gustav Spengler.

Eugen Bormann †[1]).

Durch Eugen Bormanns Dahinscheiden ist die Welt um ein Original ärmer geworden; mit ihm ist einer der letzten Vertreter des aussterbenden Typus des echten deutschen Professors mit all seinen Eigentümlichkeiten, seinen guten Eigenschaften und seinen Fehlern, ein Mann von tiefgründiger Gelehrsamkeit und hervorragender Lehrgabe, aber auch von jener Weltfremdheit, die den Koryphäen der älteren Gelehrtengeneration so sehr anhaftete, dahingegangen. Auf dieser Mischung der Eigenschaften beruht seine Eigenart, „daß er nicht so war wie die andern“, der Reiz seiner Persönlichkeit.

Für Bormanns Entwicklungsgang sind zwei Tatsachen seiner Bildungsgeschichte von besonderem Einfluß gewesen, sein Aufenthalt auf der Fürstenschule von Schulpforta und sein Universitätsstudium in Berlin unter Mommsens Leitung, woran dann die dauernde Verbindung mit diesem größten unter den geisteswissenschaftlichen Forschern des 19. Jahrhunderts sich anschließt. Das Gymnasium zu Schulpforta ist immer das gewesen, was das Gymnasium sein soll, eine wirkliche Gelehrtenschule, an der der Unterricht nicht die Ziele einer praktischen Fachschule verfolgt, sondern die Heranbildung einer tüchtigen Jungmannschaft für die gelehrten Berufe als seine Aufgabe betrachtet und die mit dem Unterricht betrauten Personen nicht einzig und allein in der Überlieferung des an der Hochschule erworbenen Wissens, sondern auch in der Mitarbeit an der wissenschaftlichen Forschung die volle Erfüllung des Lehrberufes erblicken. Von hier hat Bormann die Lust und Liebe zu wissenschaftlicher Betätigung und den nie ermüdenden Forschungsdrang auf die Hochschule mitgebracht, aber auch eine gewisse Abkehr vom praktischen Leben, die in Anstalten mit so starkem klösterlichen Einschlag in der Erziehung, wie er in Schulpforta einmal herrschte, häufig als der beste Weg zur wissenschaftlichen Vollkommenheit gelehrt zu werden pflegt. Für Bormanns weitere Entwicklung sind dann seine Berliner Studienjahre richtunggebend geworden. Es war die Zeit, in welcher Mommsen, der die früher innegehabte Lehrkanzel des römischen Rechtes mit dem Lehrstuhl der römischen Geschichte vertauscht hatte, daran ging, sein weit ausgreifendes Programm eines Neuaufbaues der Erkenntnis vom römischen Altertum mit neuen Mitteln seiner Vollendung entgegenzuführen. Hiebei spielte die von Mommsen auf neue Grundlagen gestellte Epigraphik eine bedeutende Rolle und das von ihm begründete Corpuswerk steht in jenen Jahren im Mittelpunkt seiner Tätigkeit. Die Aufgaben, die hier zu lösen waren, haben manchen später zu hohem wissenschaftlichen Ansehen gelangten Studiosus angezogen; Bormann ist durch sie auf die Dauer festgehalten worden und, indem er seine ganze wissenschaftliche Arbeitskraft dem großen Werke des Meisters widmete, ist er der Epigraphiker κατ' ἐξοχήν geworden.

---

[1]) Anmerkung der Schriftleitung: Die ungünstigen Verhältnisse, mit denen die Zeitschrift in den zwei letztverflossenen Jahren zu kämpfen hatte, haben es verschuldet, daß dieser Beitrag mehr als einmal, schon zur Einrückung bestimmt, zurückgelegt werden mußte. Ihn lieber verspätet als gar nicht zu bringen, schien eine Pflicht gegen das Andenken des hervorragenden Forschers und Lehrers.

Von den späteren Ereignissen in Bormanns Entwicklungsjahren hat dann keines auf ihn so eingewirkt wie sein Militärdienst, besonders seine Teilnahme am Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71, die ihm zeitlebens die wertvollste Erinnerung geblieben ist. Das Eiserne Kreuz, das dem in jenem Kriege schwer verwundeten Vizefeldwebel zur Belohnung für besondere Tapferkeit verliehen worden war, trug er stets mit berechtigtem Stolze. Aus der Militärzeit erhielt sich bei ihm auch ein lebhaftes Interesse für militärische Dinge und ermöglichte einen seinen Studien sehr förderlichen Verkehr mit wissenschaftlich interessierten Militärs. Als er nach vierjähriger Tätigkeit an der Marburger Universität und vorausgegangenem längeren Aufenthalt in Italien nach Wien berufen wurde, fand er in Carnuntum, der ältesten römischen Soldatenstadt mit ihren zahlreichen militärischen Überresten, ein ihm ganz besonders zusagendes Feld der Betätigung.

Bormann ist seiner wissenschaftlichen Richtung nach römischer Epigraphiker gewesen, und zwar mit einer Ausschließlichkeit, wie sie wohl bei keinem zweiten akademischen Vertreter dieser Disziplin vorkommen dürfte. Abgesehen von seiner Doktordissertation, die allerdings auch wieder, angeregt durch das Studium der Inschriften und namentlich die Durchsicht von Borghesis literarischem Nachlaß, ein verwaltungsgeschichtliches (landeskundliches) Thema behandelt, hat er nur zweimal das Gebiet der römischen Epigraphik verlassen. In einer vortrefflichen Abhandlung „über die älteste Gliederung Roms" hat er die noch von Mommsen festgehaltene Varronische Lehre einer Nachprüfung unterworfen und gezeigt, wie gering der Wahrheitsgehalt dieser Überlieferung ist; ein zweitesmal hat er ein athenisches Denkmal des 5. Jahrhunderts v. Chr. mit eindringlicher Kritik früherer Rekonstruktionsversuche behandelt und seinen eigenen von ihm später vervollkommneten Ergänzungsvorschlag vorgetragen.

Im Zentrum der wissenschaftlichen Arbeit Bormanns steht die Mitarbeit an dem großen Monumentalwerk des *Corpus inscriptionum Latinarum*. Viel fruchtbare Arbeit hat er schon bei der Publikation der ersten Teilbände des 6. Bandes (der stadtrömischen Inschriften), wo er neben Henzen als Mitherausgeber genannt ist, geleistet. Seine epigraphische Editionskunst bewährte sich dann in hervorragender Weise an der ihm übertragenen Bearbeitung der Inschriften aus Etrurien und Umbrien für den XI. Corpusband. Bormann hat das Werk, das in zwei starken Teilbänden erschienen ist, in nie erlahmender Arbeitslust fast bis zu Ende gefördert und für die noch erübrigenden Schlußarbeiten die erforderlichen Grundlagen geschaffen. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß gerade dieser Band einen hohen Grad von Vollkommenheit, wie er bei anderen Teilen des Corpus nicht immer anzutreffen ist, aufweist. Die grundlegende Methode der Edition ist ja Bormann wie allen anderen Mitarbeitern von Mommsen vorgeschrieben gewesen und er hat in richtiger Würdigung der hier geforderten Unterordnung der Subjektivität unter die einmal aufgestellten Grundsätze die allgemeine Richtungslinie niemals verlassen; aber die Hauptsache bildet doch auch hier die richtige Durchführung der Grundsätze und der Meister, der seine fähigsten Jünger für diese Arbeit herangezogen hat, ist sich dessen wohl bewußt gewesen, wieviel gerade hier auf die Einzelausführung ankommt, welche bedeutenden Anforderungen in geistiger und moralischer Hinsicht sie an jeden Mitarbeiter stellt.

Ein großer Teil der Inschriften, die in diesem XI. Band herausgegeben sind, ist nur handschriftlich oder durch ältere Drucke erhalten. Bormann war ein ausgezeichneter Kenner der handschriftlichen epigraphischen Literatur, die er in einem Umfang wie nur wenige beherrschte und in den Einleitungen zu den Inschriften eines jeden Ortes in meisterhafter Weise behandelte. Die noch heute erhaltenen epi-

graphischen Denkmäler hat er alle an Ort und Stelle besichtigt und sich niemals mit Nachrichten von dritter Seite begnügt; kein Inschriftenbruchstück war ihm zu gering, um ihn nicht zu gründlicher Autopsie, die immer wieder zu Reisen nach Italien zu Ostern oder im Herbste führte, zu veranlassen. Die große kritische Arbeit, die Bormann da geleistet hat, ist, wie dies der Einrichtung des Werkes entspricht, nur dem Eingeweihten bekannt, nur er weiß zu würdigen, wieviel Arbeit in jenen kurzen Bemerkungen steckt, die das Ergebnis langwieriger kritischer Untersuchungen dem Leser oft nur in wenigen Zeilen vorführen, nur er weiß, daß Bormanns Arbeit auf diesem Gebiete meist tatsächlich abschließend ist, daß die Akribie und Gewissenhaftigkeit, mit der er bei der Edition vorgegangen ist, es gestattet, sich vollkommen auf die von ihm mitgeteilten Ergebnisse seiner Nachforschung zu verlassen. Bormann hat hier die ganze Ernte eingeheimst und nur wenige Stoppelfelder für die Nacharbeit den Epigonen zurückgelassen. Einzelnen der in den XI. Band aufgenommenen Inschriften, die eine eingehendere Erörterung verlangen oder zu zusammenfassender Behandlung von Problemen der Altertumskunde Anlaß geben, hat er dann eine ausführliche Erläuterung in den von ihm und Benndorf herausgegebenen archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich gewidmet. Daraus sind seine Abhandlungen „Etrurisches aus römischer Zeit“, die „*Tribus Pollia*“, „Inschriften aus Umbrien“ entstanden.

Ein zweites großes Arbeitsgebiet bildete für Bormann die alte römische Militärstadt an der Reichsgrenze: Carnuntum. Als Bormann nach Wien berufen wurde, hatte die planmäßige Erforschung Carnuntums bereits ihren Anfang genommen, ihre volle Blüte erreichte sie in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit. Damals wurden die Entdeckungen gemacht, die ein Ruhmesblatt in der Geschichte österreichischer Forschertätigkeit bilden, und die systematische Grabungsarbeit unter entscheidender Mitwirkung fachkundiger Mitarbeiter in großem Stil fortgesetzt; sie führte zur Aufdeckung einer Reihe größerer Bauwerke und förderte neues und bedeutendes inschriftliches Material zu Tage. Die wissenschaftliche Bearbeitung der architektonischen Überreste und der sonstigen archäologischen Funde blieb, wie recht und billig, andern überlassen, die Veröffentlichung der Inschriften fiel Bormann zu, der die durch sie gewonnene Erkenntnis für die Deutung und Entstehungsgeschichte der zu Tage geförderten Bauwerke und Anlagen in scharfsinniger Weise zu verwerten wußte. Daraus ist eine lange Reihe von Aufsätzen hervorgegangen, die zuerst in den archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich und später, als die Zeitschrift mit dem 20. Band ihr Ende fand, in den Limesheften der kais. Akademie der Wissenschaften veröffentlicht worden sind; von diesen verdienen eine besondere Erwähnung die Feststellung der ältesten Gräberstraße, die Ausführungen über die Mithräen von Carnuntum und über die Anlage auf dem Pfaffenberg.

Unter den sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten Bormanns ragen die Beiträge zum schriftlichen Nachlaß des Kaisers Augustus im Marburger Rektoratsprogramm für das Jahr 1884 hervor. Bormann hat hier eine ganze Reihe von zutreffenden exegetischen und kritischen Bemerkungen zum ersten Teil der „Königin der Inschriften“ geboten und auch seine von Mommsens Lehre abweichende Auffassung über das Wesen des Denkmals, in dem er die Grabschrift des Kaisers Augustus erblickte, zu begründen versucht. Seine Hypothese hat später manche Gegnerschaft erfahren und Bormann hat sich veranlaßt gesehen, auf dem Kölner Philologentag (1897), wo er zum Vorsitzenden der Sektion für alte Geschichte erwählt wurde, seine Anschauung, die sich in ihm auf Grund neuer Studien im Laufe der Jahre nur noch mehr befestigt hatte, näher zu begründen; er hat in dem veröffentlichten Verhand-

lungsbericht auch weitere Beiträge zur Erklärung der Inschrift geliefert. Die gegen seine Darlegungen gerichtete angriffsfreudige Arbeit eines jüngeren Gelehrten hat auf ihn, der sich bewußt war, das ganze Material nach festen kritischen Prinzipien verarbeitet zu haben, keinen Eindruck gemacht.

Aus Bormanns Wiener Zeit ist dann noch hervorzuheben die scharfsinnige Studie über die Grabschrift des Dichters *Pacuvius* und des *Lucius Maecius Philotimus*, seine Abhandlungen über neue Militärdiplome, die teils in den archäologisch-epigraphischen Mitteilungen, teils in den Jahresheften des archäologischen Instituts erschienen, und eine vortreffliche Abhandlung über die Inschriften aus den Katakomben von Monteverde (Gomperzheft der Wiener Studien 1912), eine Arbeit, die in das Gebiet der römisch-jüdischen Religionsgeschichte führt. Inschriftlich erhaltene römische Rechtsurkunden behandelte Bormann in einem Aufsatz in der Festschrift für Otto Hirschfeld und in seiner Publikation des Stadtrechtes von Laureacum, der ersten wissenschaftlichen Behandlung dieses rechtsgeschichtlich bedeutsamen heimatlichen Denkmales.

Nicht streng Wissenschaftliches hat Bormann grundsätzlich nicht veröffentlicht und eine Ausnahme nur bei zwei Gedenkreden, die er auf von ihm hochverehrte Gelehrte hielt, gemacht, dem Nachruf auf Theodor Mommsen, in welchem er als Sprecher der Universität (bei der Trauerfeier für den Dahingeschiedenen 1903) den Werdegang Mommsens bis zu seiner Berliner Zeit schilderte, und einer Gedenkrede von 1907 über Otto Benndorfs Lehr- und Werdejahre.

Ebenso bedeutsam wie seine Forschertätigkeit war Bormanns Lehrtätigkeit auf dem Lehrstuhl der alten Geschichte und Epigraphik zuerst in Marburg und dann in Wien. Aus seinem Entwicklungsgang als Lehrer — Bormann war zuerst Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin und ist, ohne Privatdozent gewesen zu sein, direkt Ordinarius geworden — erklären sich die Vorzüge, aber auch die gewiß nicht wegzuleugnenden Schwächen seiner Lehrweise. Von den beiden Arten des akademischen Unterrichtes, der akroamatischen Vorlesung und dem Seminarunterricht, war es letzterer, der seiner Eigenart am meisten zusagte und womit er auch die größten Erfolge erzielte. Hier schaltete Bormann als Meister der Unterrichtskunst und bewährte sich in vollem Maße die von ihm noch aus seiner Tätigkeit am Gymnasium festgehaltene Sokratische Methode; sein Grundsatz war, dem Studenten nichts zu sagen, was er nicht selbst finden konnte. In den Seminarübungen, die allwöchentlich unter seiner Leitung stattfanden, hielt er streng darauf, daß jeder seiner Hörer sich an dem zur Diskussion gestellten Thema aktiv beteilige und niemand war dagegen gesichert, wenn Bormann an ihm ein Nachlassen der Aufmerksamkeit bemerkte, sofort durch eine Frage zur Mitarbeit herangezogen und eventuell auch mit Ernst zur lebhafteren Teilnahme gemahnt zu werden. In diesem Seminarunterricht lernte der Hörer den Gebrauch aller Hilfsmittel, der wissenschaftlichen und auch der mechanischen, genau kennen, wurde mit den Quellen und der Literatur, die Bormann stets in größter Vollständigkeit seinen Hörern zu bieten sich bemühte, vertraut gemacht und ihm eine gründliche Unterweisung in der Anwendung philologisch-epigraphischer Methode zuteil; dabei wurde auch die Verwertung epigraphischer Denkmäler für die Mehrung unserer Kenntnis auf einzelnen Gebieten der klassischen Altertumswissenschaft nicht übersehen. In diesen Übungen machte Bormann nicht nur durch die Sicherheit, mit der er selbst die Methode zu handhaben wußte, großen Eindruck, sondern auch durch sein rasch verfügbares Wissen, das nicht nur die epigraphischen Denkmäler und die dazugehörige Literatur, sondern auch den weiten Kreis antiker Dichter und Schriftsteller umfaßte. Der un-

bedeutendste Gemeinderat, der in irgend einer Inschrift einer afrikanischen Landstadt vorkommt, war ihm ebenso gegenwärtig wie die Gedichte des Horaz, die er jederzeit aus dem Gedächtnis zu zitieren in der Lage war. Der Seminarunterricht beschränkte sich aber nicht auf die im Vorlesungsverzeichnis angegebene Stunde. Bormann stand seinen Hörern alltäglich von früh bis abends, auch an Sonn- und Feiertagen und selbst in den großen Ferien, sofern er nicht zu wissenschaftlichen Zwecken auswärts weilte — und andere als wissenschaftliche Reisen hat Bormann wohl nur äußerst selten, nie ohne sich bei seinen Seminaristen zu entschuldigen, unternommen —, zur Verfügung; er liebte es, jede neu gefundene Inschrift, jede Neuerscheinung der Literatur sofort im Kreise der im Seminarlokal anwesenden Studenten bekanntzumachen und in den Unterredungen mit ihnen die Möglichkeiten der Erklärung, beziehungsweise die Richtigkeit der von anderen aufgestellten Ansichten zu prüfen.

Ausgehend von der pädagogischen Regel, daß nur jenes Wissen dauernd ist, dem klare Vorstellungen zugrundeliegen, hat Bormann stets darauf gehalten, daß der Teilnehmer in seinem Seminarunterrichte auch eine möglichst klare Anschauung von den Realien erhalte, und so hat er nicht nur die zur Verfügung stehenden Anschauungsmittel in reichem Maße herangezogen, ihre Verwendung gelehrt, sondern auch großes Gewicht darauf gelegt, daß der Student die alten Ausgrabungsstätten an Ort und Stelle besichtige und eine möglichst weitgehende, auf Augenschein gegründete Kenntnis der Denkmäler erwerbe. Hiezu eignete sich ja wieder ganz besonders die Stadt, die Bormanns hauptsächlichstes Wiener Forschungsgebiet bildete, Carnuntum. Mehrmals im Jahr veranstaltete er Exkursionen, die den Seminarunterricht ergänzen und erweitern sollten; jede Minute dieser wissenschaftlichen Ausflüge war der Belehrung gewidmet und auch während der Fahrt auf dem Schiffe oder in der Eisenbahn versammelte Bormann seine Hörer um sich, um sie in einleitenden Auseinandersetzungen auf das vorzubereiten, was sie an Ort und Stelle näher kennen lernen sollten oder die anläßlich der Besichtigung neuerer Funde entstandenen Probleme und die Aussichten, welche sich für ihre Lösung eröffneten, zu besprechen. Der großen Anstrengung des Führers entsprach der bedeutende Gewinn, welchen diese Exkursionen für die Teilnehmer hatten, die so auf praktische Weise antikes Leben an der Quelle kennen lernten. Die Fortgeschritteneren seiner Hörer aber hat Bormann zum Besuche der ferner gelegenen klassischen Stätten angeeifert, sich ihre Ausstattung mit den erforderlichen Mitteln besonders angelegen sein lassen und auch wiederholt Studenten, die sich ihm durch Eifer und Tüchtigkeit besonders empfahlen, zu seinen Reisebegleitern nach Etrurien und Umbrien erwählt.

Anfangs der Neunzigerjahre behandelte Bormann auch Papyrusurkunden, deren die Resultate epigraphischer Forschung noch überragende Bedeutung ihm von vornherein klar geworden war, in seinen Übungen. In den nach Wien gebrachten Papyri aus El-Fayum der Sammlung Erherzog Rainer glaubte er ein neues Forschungs- und Lehrgebiet zu finden. Bormann hat damals mit mehreren Teilnehmern seines Seminars die Lesung zahlreicher Urkunden fertiggestellt; die Publikation der mühevollen Arbeit, die einen großen Band umfassen sollte, wurde dann von der Leitung der Sammlung untersagt. Ein von ihm dagegen erhobener Einspruch hatte keinen Erfolg.

Bormann war ein Mann, dem die absolute Wahrhaftigkeit mehr als ein theoretisch anerkanntes Forschungsprinzip bedeutete, und aus diesem sein ganzes Leben erfüllenden Streben nach Wahrheit ergab sich für ihn als notwendige Folge, nichts zu lehren, was er nicht bis ins kleinste selbst überprüft hatte; er betrachtete es als die erste Pflicht

des akademischen Lehrers, niemals fertige Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung vorzutragen, ohne den Weg zu zeigen, auf welchem sie gewonnen waren. Aus dieser seiner Anschauung ergab sich die, wie hier nicht näher ausgeführt werden soll, nicht ganz berechtigte Ablehnung gegenüber dem üblichen Vorlesungsbetrieb unserer Universitäten, in welchem große Gebiete der Wissenschaft in zusammenfassender Darstellung und, ohne auf die Begründung aller Einzelheiten einzugehen, behandelt werden. Mehr auf dem inneren Widerstreben, etwas sagen zu können, was strengster kritischer Prüfung nicht ganz standhalten könnte als der mitunter auch bei sehr gelehrten Spezialisten begegnenden Unfähigkeit, die Fülle der Einzelheiten zu einem eigenen selbst entworfenen Gesamtbild zu vereinigen, beruht sein Verzicht auf jeden Vortrag von eigenen Systemen und künstlerisch befriedigenden Darstellungen. Bormann wäre nach seinem Lehrauftrag und seiner ungewöhnlich großen Kenntnis des römischen Altertums berufen gewesen, eine zusammenhängende Darstellung der römischen Geschichte seinen Hörern zu bieten; er hat es nicht getan und sich damit begnügt, sie mit besonderer Gründlichkeit in die Quellenkunde der alten Geschichte einzuführen. Ein von ihm angekündigtes fünfstündiges Kolleg über dieses Thema hat er in Fortsetzungen durch acht Semester gelesen und ist schließlich damit doch nicht fertig geworden; denn in dieser „Einführung in die alte Geschichte“ wurde bei jedem Autor und jeder sonstigen historischen Quelle alles, was für die Kritik und historische Bewertung in Betracht kommt, mit aller Ausführlichkeit dargelegt, die ganze neuere Literatur besprochen, und so löste sich das ganze Kolleg in eine Reihe von Spezialkollegien auf. In der Vorlesung, in welcher Bormann Organisation und Verwaltung des römischen Staates zum Gegenstand der Erörterung machte, hat er einen glücklicherweise längst obsolet gewordenen Gebrauch früherer Zeiten neu zu beleben gesucht, indem er seine Ausführungen an den von ihm den Hörern gebotenen Text des Mommsenschen Abrisses des römischen Staatsrechts knüpfte und das Kolleg in der Hauptsache zu einer Untersuchung über die historische Richtigkeit der einzelnen Tatsachen, auf welchen Mommsens Lehrgebäude aufgebaut ist, gestaltete. Bei dieser Art der Behandlung verwandelte sich die Vorlesung in ein Disputatorium mit etwas mittelschulmäßigen Einschlag, der naturgemäß überall dort hervortreten wird, wo der Dozent sich nicht damit begnügt, die geistige Verarbeitung des Vorlesungsstoffes dem Studenten zu überlassen, sondern, wie bei Bormann es der Fall war — und da zeigt sich wohl die Einwirkung seiner früheren Tätigkeit als Gymnasiallehrer — auf unmittelbare Aneignung im Kolleg selbst gedrungen wird. Die Erkenntnis der großen Ideen, welche die Geschichte und die staatliche Organisation des römischen Reiches beherrschen, ist damit gewiß nicht immer den Hörern zu vollem Bewußtsein gebracht worden, aber der kritische Sinn wurde auch durch diese Kollegien in hohem Maße geweckt und viel Anregung zu später selbständiger wissenschaftlicher Betätigung geboten. Die Arbeit, die Bormann bei einer solchen Art des Vorlesungsbetriebes zu leisten hatte, erforderte eine Selbstverleugnung und Aufopferung, in welcher ihm wohl niemand gleichgekommen ist; aber seine Schüler haben dies dankbar anerkannt und Bormann ist bis an das Ende seiner akademischen Wirksamkeit einer der beliebtesten akademischen Lehrer gewesen.

Bormann war zeitlebens Lehrer und Forscher. Forschung und Lehre, die er beide gleich hoch schätzte und liebte, wuchsen bei ihm seiner Natur nach in eins zusammen und wurden von ihm auch dort, wo er als Examinator zu fungieren hatte, nicht minder bei anderen sich darbietenden Gelegenheiten nicht immer zur Beruhigung der Kan-

didaten und Zuhörer geübt. Für ihn war die Vereinigung von wissenschaftlicher Forschung und Unterrichtstätigkeit nicht ein Merkmal, das den akademischen Lehrer auszeichnet, er betrachtete diese Verbindung als etwas, was den Lehrer der höheren Schule dem der Universität gleichstellen soll. Ihm, der selbst früher als Gymnasiallehrer gewirkt hatte, war eine hohe Auffassung vom Lehrberuf eigen und er ist nicht müde geworden, ihr immer wieder Ausdruck zu geben, zu betonen, daß der deutsche Gymnasiallehrerstand ein gelehrter Stand sei und daß das Ansehen des Gymnasiallehrers auf seiner Stellung in der Gelehrtenwelt beruhe. Darum hatte er die Fürstenschule von Schulpforta in so dankbarer Erinnerung behalten, weil die Lehrer, die dort wirkten, zugleich Männer der wissenschaftlichen Forschung gewesen waren, darum freute er sich über jede Berufung, die einen im praktischen Schuldienst stehenden Gelehrten zur akademischen Lehrkanzel führte.

Aus Bormanns Streben, eine möglichst innige Verbindung von Schule und Universität herzustellen, ging die von ihm angeregte Gründung des *Eranos Vindobonensis* hervor. Hier vereinigten sich akademische und Mittelschul-Lehrer in vollkommener Parität, um Resultate eigener wissenschaftlicher Forschungen zur Diskussion zu stellen oder über fremde wissenschaftliche Arbeiten zu berichten. Zahl und Bedeutung der Publikationen, die, gefördert durch die an den Vortrag sich anschließende Kritik der Teilnehmer, aus den Referaten im Eranos hervorgegangen sind, ist gewiß sehr bedeutend und nur der großen Formlosigkeit, in welcher die Verhandlungen geführt werden, die nicht einmal ein Protokoll zurücklassen, ist es zuzuschreiben, wenn der Nachwelt so wenig über die sehr bedeutende Tätigkeit dieser wissenschaftlichen Korporation erhalten bleiben wird. Wie Bormann der Gründer, so war er auch die Seele des Eranos, der ständige Berater und Inspirator der jährlich wechselnden Vorstände; er war das fleißigste Mitglied und bis in die letzten Jahre, in welchen die Gebrechen des Alters auch an ihn herantraten, hat er nie in einer Sitzung gefehlt. Seine vertrauten Freunde wissen, wie sehr er auf Präsenz und aktive Beteiligung der Mitglieder Gewicht legte, wie er eigene Listen darüber führte und mit offenem Tadel bei häufig ausbleibenden Mitgliedern nicht zurückhielt.

Nach Mommsens Tode schuf er in dankbarer Erinnerung an den dahingeschiedenen Meister die Einrichtung der Mommsenabende und damit, wie Wilhelm v. Hartel es einmal treffend genannt hat, einen schönen, des großen Mannes würdigen Heroenkult. Diese Gedenkfeiern, bei welchen regelmäßig hervorragende Männer der Wissenschaft ein Thema von allgemeiner Bedeutung behandelten, brachten den Eranos mit weiteren Kreisen der wissenschaftlichen Welt und den Freunden der klassischen Bildung der Residenz in Verbindung und zeigten, daß es auch auf dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft einen Fortschritt gibt.

Durch eine bewunderungswürdige Elastizität des Geistes und mit starker Willenskraft ausgestattet, ist Bormann bis an das Ende seiner normalen akademischen Wirksamkeit wissenschaftlich und lehramtlich unermüdlich tätig gewesen und hat sich niemals Ruhe gegönnt. An akademischen Veranstaltungen, welche die Einheit der Universität nach außen hin in Erscheinung treten ließen, teilzunehmen, auch solche selbst anzuregen, war ihm eine gern geübte Pflicht, und so hat er auch mit großer Freude der ersten großen Universitätsreise, in der er als sachkundiger Kenner des österreichischen Südens zur Belehrung der Mitreisenden etwas beitragen konnte, seine Förderung angedeihen lassen; nicht minder betrachtete er es auch als seine Aufgabe, eine über den Hörsaal hinausgehende Verbindung mit der akademischen Jugend auf-

recht zu erhalten und an ihren Freuden teilzunehmen. Bormann hat noch nach Vollendung seines 60. Lebensjahres an studentischen Tanzkränzchen sich aktiv und mit jener Gründlichkeit, die seine wissenschaftlichen Arbeiten auszeichnet, betätigt.

Abgesehen von der Universität und dem Eranos, ist Bormann nur auf Philologenversammlungen, zu deren regelmäßigen Besuchern er gehörte, und vereinzelt auch in der Wiener historischen Gesellschaft als Vortragender aufgetreten. Als wissenschaftlicher Sekretär des Vereines Carnuntum betrachtete er es als seine Pflicht, die Kenntnis der dort gemachten Funde und Entdeckungen auch weiteren Kreisen zu vermitteln. Gern übernahm er die Führung von Vereinen und Gesellschaften, welche die alte Römerstätte aufsuchten, und es bereitete ihm eine besondere Freude, bei den von einzelnen Wiener und Provinz-Gymnasien veranstalteten wissenschaftlichen Exkursionen unmittelbar etwas zur Förderung des Gymnasialunterrichtes beitragen zu können. So ist er in seiner Weise bei der Popularisierung der Wissenschaft mittätig gewesen, zuletzt noch durch seine sehr fördernde Teilnahme an der kurz vor dem Kriege vom Wiener Volksbildungsverein unternommenen Reise nach Italien, bei der er mit anderen landeskundigen Fachmännern sich in die wissenschaftliche Führung teilte.

Groß war die Verehrung, die Bormann als Forscher und Lehrer genoß; sie wurde gesteigert durch die ethische Größe, die sich in allen seinen Äußerungen und Handlungen manifestierte. Er war ein Mann von rückhaltloser Offenheit und Wahrhaftigkeit, abhold jedem äußerlichen Schein und von offenkundiger Verachtung für alles Unwahre und Falsche. Für seine Person vollkommen anspruchslos, ein Mann von spartanischer Einfachheit der Lebensführung, war es ihm stets ein Bedürfnis, anderen eine Freude zu bereiten; verdienstvolle Leistungen anderer hat er immer neidlos anerkannt, in Erfolgen anderer niemals eine Zurücksetzung erblickt, sondern sie, sofern sie wirklichem Verdienst entsprachen, immer freudig begrüßt. In übergroßer Bescheidenheit hat er die ihm in reichem Maße zuteilgewordene Anerkennung des Staates und der Kommunalverwaltung der Reichshauptstadt, der Universität und der angesehensten wissenschaftlichen Korporationen Österreichs, Preußens und Italiens als nichtverdient hingestellt. Ein Idealist, wie es nur wenige außer ihm gibt, hat er auch bei anderen stets nur die edelsten Motive als Triebfeder ihrer Handlungen vorausgesetzt und diese *praesumptio boni viri* erst dann aufgegeben, wenn die unwiderleglichsten Beweise für die gegenteilige Gesinnung vorlagen.

Trotz der bei einem Gelehrten seiner Art und Erziehung naturgemäß sich ergebenden Abkehr von den Vorgängen des Alltags, war Bormann doch ein Mann von ausgeprägten politischen Überzeugungen, für die einzutreten ihm ethische Pflicht war. Seiner Gesinnung nach deutschnational und freisinnig, war er doch frei von jedem Chauvinismus und politischen Dogmatismus, ein Mann, der auch jede andere der seinigen widersprechende politische Anschauung, sofern sie wirklicher Überzeugung entsprach und nicht auf einer durch Rücksichtnahme auf die Zeitverhältnisse veranlaßten Simulation beruhte, ehrte. Darum erfreute er sich so großer Sympathien auch bei Gelehrten und Förderern wissenschaftlicher Bestrebungen anderer Nationen, nicht nur bei den Italienern, sondern auch bei solchen slawischer Zunge und ist auch seine stets offen betätigte politische Anschauung kein Hindernis für intime freundschaftliche Beziehungen zu Männern anderer Denkweise gewesen. Den Beweis hiefür liefert die im Jahre 1902 zu Bormanns 60jährigem Geburtsfest von der Redaktion der Wiener Studien herausgegebene Festschrift, in welcher neben den hervorragendsten Vertretern deutscher Altertumswissenschaft auch französische, italie-

nische und russische Forscher Beiträge lieferten, und im selben Jahre hat ihm Michael Rostowzew für die Förderung, die er im Wiener epigraphischen Seminar gefunden hatte, durch Widmung seiner ersten größeren Publikation gedankt. Für die Wertschätzung, die er auch bei politisch Andersgesinnten genoß, ist nichts bezeichnender, als daß de Rossi gelegentlich der zu Ehren des berühmten Erforschers der *Roma sotterranea* abgehaltenen Feierlichkeit in den römischen Katakomben ihm inmitten einer Versammlung der höchsten vatikanischen Würdenträger seine besondere Sympathie in auszeichnender Weise zum Ausdruck brachte.

Der Beginn des Krieges bedeutet den Abschluß in Bormanns normaler akademischer Wirksamkeit und wie jetzt mit tiefem Bedauern festgestellt werden muß, die Einleitung zur Katastrophe, die der Tätigkeit des ausgezeichneten Mannes für immer ein Ende setzte. Mit Stolz sah er den einzigen Sohn, dessen bedeutende künstlerischen und literarischen Fähigkeiten Hoffnung gaben, daß der Jünger sich dereinst zum Meister erheben würde, in den Krieg ziehen, aber bald kam die traurige Kunde, welche keinen Zweifel darüber ließ, daß er als einer der ersten im Kampfe für Österreichs Ehre gefallen sei. Den Schmerz, den ihm der Tod seines Sohnes auf fremder Erde bereitete, hat er nicht mehr überwunden; er suchte sich aufrecht zu erhalten, hielt auch weiters in der Eigenschaft eines Honorarprofessors, wenn auch in reduziertem Umfange, vor einem durch den Krieg stark gelichteten Auditorium Vorlesungen und Übungen, aber mit Betrübnis merkten seine Arbeitsgenossen, daß die Peripetie in seinem Leben eingetreten sei. Bis in die letzten Tage seines Lebens noch als Forscher und Lehrer tätig, ist er am 4. März 1917 dahingeschieden.

Bormann hat niemals den Anspruch erhoben, den Größen, welche der Wissenschaft neue Bahnen gewiesen haben, beigezählt zu werden. Er gehörte auch nicht zu jenen großartigen Rednern unter den akademischen Lehrern, welche wie ein Treitschke und Wilamowitz über den Kreis der engeren Fachinteressenten hinaus ein großes Publikum zu fesseln wissen, er war aber ein Mann, der, ausgestattet mit einer ungewöhnlichen Gelehrsamkeit und mit Scharfsinn, die Arbeit geleistet hat, die bei seinem Eintritt in die wissenschaftliche Laufbahn der Forschung zunächst gestellt war, und deswegen wird, wenn die Geschichte der Epigraphik des 19. Jahrhunderts geschrieben werden wird, ein Blatt dankbarer Erinnerung auch Eugen Bormann gewidmet sein. Was er als Lehrer geleistet hat, wird in der Arbeit seiner Schüler fortwirken und auch für die kommende Generation reiche Früchte tragen.

Wien im September 1917. Stephan Brassloff.

Von der Schriftleitung am 15. August 1919 erledigt.

Am 3. Dezember 1919 ist unser verehrter Kollege in der Schriftleitung unserer Zeitschrift

Universitätsprofessor

Dr. Heinrich Schenkl,

korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien,

in seinem 61. Lebensjahre trotz längerer Kränklichkeit unerwartet rasch dahingeschieden. Er hat seit seiner Berufung aus Graz an die Wiener Universität (1917) die Geschäftsführung unserer Zeitschrift übernommen und seine gewohnte Geschicklichkeit und Umsicht auch noch bei diesem Doppelhefte betätigt.

Wir betrauern in dem entschlafenen Kollegen einen nimmer müden wissenschaftlichen Mitarbeiter, der ein gewissenhafter Textkritiker und glücklicher Forscher auf den Gebieten der griechischen Rhetorik und Philosophie sowie der lateinischen Kirchenväter und didaktischen Dichter war. Mit der Sorgfalt in der Buchung kostbarer Bibliotheksschätze, so der Englands für unser *Corpus*, verband er die väterlicherseits ererbte Vorliebe für die griechische Lexikographie und die Betreuung unserer Zeitschrift. Zu seinem großen Fachwissen und seiner besonderen Lehrbegabung gesellte sich eine angeborene seltene Freundlichkeit. Sein Wohlwollen und seine Güte wird seinen zahlreichen Schülern und Jüngern unvergeßlich bleiben. Weit über die Grenzen der klassischen Philologie hinaus erstreckte sich sein Interesse; so hat er an der Lösung sozialer Fragen eifrig und erfolgreich mitgearbeitet und in seinen Mußestunden war er der Töne Meister. Durch sein ganzes Wesen hat er sich die Zuneigung und Wertschätzung aller, die ihn gekannt, mit ihm verkehrt und zusammen gewirkt haben, erworben. So wird er in unserer Erinnerung fortleben als ein guter, geselliger Mensch, ein treuer Freund und ein tüchtiger Fachgenosse.

Wien. **E. Hauler u. L. Radermacher.**

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Der Gentleman in der englischen Literatur[1].

I.

Mit besonderer Bitterkeit sprechen wir heute vom Engländer im allgemeinen, und wer sich aus Neigung oder gar aus Beruf näher mit England, seinem Staatswesen, seinem Volk und seiner Literatur beschäftigt hat, gedenkt mit noch größerer Bitterkeit der vor dem Weltkriege von deutscher Seite immer wieder ehrlich und rückhaltlos unternommenen Versuche, eine politische „deutsch-englische Verständigung" herbeizuführen, ein Unternehmen, das von unten herauf, aus den gebildeten Volksschichten, dauernde Friedensbereitschaft der beiden im geistigen und technischen Leben Europas ohne Zweifel hervorragendsten Völker zu erzielen bestrebt war und an das bedeutende deutsche Männer, auch Vertreter des Englischen an unseren Hochschulen, viel Zeit und Mühe, viel persönliche und literarische Arbeitsfreudigkeit, manche sogar ihr Herzblut gesetzt haben. Leider ohne jeden Erfolg, wie es die nüchterner beobachtenden und urteilenden Kenner Englands vorausgesagt hatten![2])

So ist es denn gekommen, daß wir die Klasse von Menschen, aus denen sich die maßgebenden Kreise Englands zusammensetzen und ergänzen, heute ganz anders betrachten, als dies vor etwa einem Jahrhundert auch ein Goethe, ein Hauff und viele andere führende Geister taten, die sich in der Bewunderung des „Gentleman" nicht genug tun konnten, in einer Bewunderung, die sich in oft lächerlichen und kindischen Über-

---

[1]) Drei volkstümliche Universitätsvorträge (gehalten im Sommer 1917 und nunmehr um Beispiele und Literaturangaben vermehrt).

[2]) Vgl. u. a. „Nord und Süd", 36. Jahrg., Heft 453, Juni 1912, „Englisch-Deutsche Verständigungsnummer"; H. Spies, „Deutschlands Feind", S. 53 ff. (1915).

treibungen durch die deutsche Literatur bis ins Jahr 1914 verfolgen ließe, obschon es namentlich in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten auch nicht an abschätzigen und warnenden Stimmen gefehlt hat.

Nicht die Geschichte der deutschen Vertrauensseligkeit und Nachahmungssucht zu beleuchten, ist jedoch meine Absicht, sondern zu versuchen, als Philologe einiges von dem zu sammeln und kritisch zu betrachten, was die Engländer selber als die höchste Ausbildung ihres eigenen Wesens angesehen, was sie unter einem „Gentleman" verstanden haben. Aus einem solchen Überblick werden wir vielleicht zu erkennen vermögen, ob wir nicht auf Grund rein geschichtlicher Betrachtungsweise des vergangenen und des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes in England ein besseres Verständnis für unsere eigene, sonst nur auf notwendigerweise lückenhafte persönliche oder politische Erfahrung gegründete Beurteilung oder Verurteilung einer so zahlreichen, höchst eigenartigen und einflußreichen Klasse der Engländer gewinnen können. Vermag ich bei dem knappen zur Verfügung stehenden Zeitraum auch kein vollständiges Bild der wechselvollen, aber stets reichen und oft tiefen Vorstellungen vom „Gentleman" zu geben, so sind im folgenden doch keine wesentlichen Verhältnisse, Zusammenhänge und Einzelzüge vernachlässigt worden. Als Philologe und Literarhistoriker werde ich mich hiebei als Quellen für meine Ausführungen mehr der schönen Literatur als der zahlreich vorhandenen kulturgeschichtlich bedeutsamen Anweisungen, wie man ein „Gentleman" werden kann oder wie man sich als solcher benehmen soll, also der Bücher des guten Tones u. dgl., bedienen, wenn diese letztere Literatur auch nicht unbeachtet bleiben darf. Nun ist ja die schöne Literatur als kulturgeschichtliche Quelle gewiß immer mit Vorsicht zu benützen und gerade der in erster Linie in Betracht kommende englische Roman weist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, als diese Gattung eine führende Rolle im Geistesleben des englischen Volkes übernahm, ein Vorwiegen der Tendenz auf: von der rein künstlerischen Formgebung und Wirkung des Romans unabhängig, ja diese sogar oft schädlich überwuchernd, werden der Handlungsführung und Charakterzeichnung moralische, soziale, parteipolitische oder religiöse Absichten unterlegt und bei sehr starker oder gar ausschließlicher Rücksichtnahme des Schriftstellers oder noch mehr der Schriftstellerin auf diese Tendenz erhalten wir dann je nach Tonart des Werkes Ideale oder Karikaturen bestimmter Charaktere, also auch des „Gentleman", nicht aber annähernd getreue Abbilder dieses Typus. Mit diesem Nachteil ist jedoch gerade wieder ein erheblicher Vorteil verknüpft: aus solchen Idealen im guten oder schlechten Sinn — denn auch die Karikatur ist ein Ideal! — werden uns die Strömungen im Geistesleben eines Volkes

oft klarer als aus den bloß anscheinend ganz vorurteilslosen und sachlichen realistischen Charakterzeichnungen anderer Schriftsteller, die doch auch nur von einem einzelnen, also notwendigerweise subjektiv geschaut sind. Und der „Gentleman" ist und bleibt ja ein Ideal, dessen Verwirklichung selten oder nie erreicht wird, das sich auch in verschiedenen Köpfen äußerst verschieden malt. Immerhin aber liegen bei der Heranziehung der schönen Literatur Fehlerquellen verborgen, und um diese aufzudecken und zu umgehen, werden wir öfters auf eine dritte literarische Gattung, die des im Englischen so besonders schön und reich entwickelten kulturgeschichtlichen Essais, also die des historisch-politisch gefärbten, fein stilisierten Aufsatzes, greifen müssen sowie gelegentlich aus biographischen oder tagebuchmäßigen Aufzeichnungen historischer Persönlichkeiten Belehrung schöpfen.

Das trotz redlichen Bemühens nicht eindeutig ins Deutsche zu übersetzende Wort „Gentleman" verrät sprachgeschichtlich Kundigen sofort, daß wir es bei dem ihm zugrunde liegenden Begriffe mit einer Art Kulturübertragung zu tun haben, welche mit der so folgenschweren Vermischung des alten niederdeutschen Stammes der Angelsachsen und der unter dem Namen „Normannen" im 11. Jahrhundert bekannten und gefürchteten romanisierten Seeräuber nordischer Abkunft zusammenhängt. Diese im Jahre 1066 unter der Führung des ebenso kühnen wie verschlagenen Herzogs Wilhelm von der Normandie in England fußfassenden Eroberer drängten den auf der britischen Insel so erstaunlich rasch (in nicht ganz sechs Jahrhunderten) erschlafften Angelsachsen, deren Adel in der Schlacht bei Hastings (1066) größtenteils gefallen war, eine neue, ritterlich-französisches Gepräge tragende Außenkultur auf, deren Spuren im heutigen englischen Wortschatz für jeden Kenner sehr deutlich zu verfolgen sind. Während die ursprünglicheren, einfacheren, anheimelnden Alltagsverrichtungen und -begriffe ihre germanischen Namen beibehielten, wurden die feineren Tätigkeiten, Eigenschaften, Vorstellungen und Dinge mit französischen Lehnwörtern bezeichnet. Diese Sprachvergewaltigung seitens der Herrenklasse tritt auf politischem Gebiete (*king, queen* — aber *crown, state, government, to reign, realm, country, sovereign, power, minister, council, parliament, nation, people* u. s. f.) zu Tage, nicht minder aber auch in den Adelsstufenbezeichnungen, in der Heraldik, im Kriegswesen, im Rechtswesen, in der Kirchenverfassung, am augenfälligsten wohl jedoch in der Kochkunst. Nach einem älteren Grammatiker[3]) hat Walter Scott (1771—1832) in seinem zur Zeit des Königs Richard I. Löwenherz (1189—1199), der sich noch des Norman-

[3]) John Wallis, "Grammatica Linguae Anglicanae", 1653.

nischen als Umgangs- wie als Hofsprache bediente, spielenden Roman „Ivanhoe“ (1820) die bekannte Tatsache in einer anschaulichen Dialogszene festgehalten, daß Englands Tiere, solange sie lebendig herumlaufen, mit germanischen Namen versehen werden (ox, cow, calf, sheep, swine, boar, deer), sowie ihr Fleisch jedoch in der Küche kunstgerecht für den Gaumen zunächst der hohen Herren zubereitet wurde, französisch benamst erscheinen (beef, veal, mutton, pork, brawn, venison); aber auch sonst verraten die Zubereitungen, die Handgriffe und Behelfe des geschulten ursprünglich herrschaftlichen Koches schon in der Bezeichnungsweise die Überlegenheit der neuen Kultur über die alte (vgl. auch breakfast — aber dinner, supper!).

Das Wort „Gentleman“, das erst Ende des 13. Jahrhunderts auch in diesem Kreis neuer Vorstellungen auftaucht, ist nun aber keine reine Kulturübertragung, sondern eine Zwitterbildung, indem man das vor den Zeiten der Verschmelzung englischen und französischen Wesens, die überhaupt erst wieder der englischen Sprache öffentliche und literarische Bedeutung verlieh, in Hof- und Ritterkreisen übliche und verständliche altfranzösische *gentilz homme* nur in seinem ersten Bestandteil übernahm, den zweiten jedoch ins Germanisch-Englische übersetzte. Die Bedeutung des französischen Ausdruckes war „Edelmann“, es liegt also ein Begriff des ritterlichen Standeswesens vor, das mit den Normannen seinen Einzug in England hielt. Als solche Standesbezeichnung lebt nun das englische Wort „Gentleman“ zunächst fort und ist sogar heute nicht ganz aus dieser Sphäre geschwunden: als rechtsgeschichtlich entwickelter Ausdruck bedeutet es jetzt noch einen Mann, der ein Wappen zu führen berechtigt ist, der also dem niederen Landadel der alten Zeit, heute der „Gentry“ angehört. Noch bei Shakespeare (1564—1616), dessen Vater ja 1596 und 1599 um die Verleihung des Wappenrechtes einkam und dieses in letzterem Jahre auch erhielt, worauf auch der Dichter sich in den zahlreichen Urkunden, die wir über seine rechtlichen Verhältnisse besitzen, stets als „Gentleman“ anführen läßt, überwiegt in den Dramen diese reine Standesbezeichnung weitaus jede andere Bedeutung unseres Wortes. Dabei ist aber in jener Zeit wohl zu unterscheiden zwischen engerer und weiterer Begriffsumgrenzung. Die letztere faßt alle wappenführenden Adeligen, entsprechend der französischen Grundbedeutung, zusammen und stellt sie in Gegensatz zum Bürgertum, zur Bauern- und zur Arbeiterschaft: so werden von Shakespeares Dramenfiguren auch Könige, Fürsten, Prinzen, Herzöge, Marquise, Grafen, Markgrafen, Barone und Ritter als Gentlemen bezeichnet, ja sogar noch als solche angeredet; letzteres wäre heute ganz undenkbar. Daneben hat sich aber der Ausdruck eingeengt, und wie alte Historiker des 16. Jahrhunderts den „Lords und Groß-

adeligen", die als „Gentlemen höheren Ranges (gentlemen of the greater sort)" gelten, Ritter, Squires und einfache Gentlemen als „Gentlemen zweiten Grades" gegenüberstellen, so macht auch Shakespeares und der anderen früh-neuenglischen Dramatiker Sprachgebrauch, gemäß dem ihrer Chronikenquellen, diesen Unterschied zwischen „noblemen" und „gentlemen" oder „knights" und „gentlemen" oder „knights, esquires and gallant gentlemen" (K. Heinrich V., 4. Akt, 8. Sz., V. 89) lediglich als den zweier verschiedener Gruppen der Wappenfähigen.

Aus dieser eingeengten Bedeutung „Edelmann" entspringt dann aber auch die eines ritterbürtigen Vasallen am Hofe des Königs oder eines Untervasallen am Hofe eines Hochadeligen, ferner die eines dem niedersten Wappenadel angehörenden Hofbeamten, Kammerherrn, Hausoffizianten u. dgl. In der Zeit der Königin Elisabeth wurde, wie wir aus der historischen wie aus der schönen Literatur ersehen, das Dienstverhältnis eines solchen gentleman von seinem Dienstgeber außerordentlich stark hervorgekehrt und die Behandlung, die er von seinem Herrn oder seiner Herrin erfuhr, war oft nichts weniger als standesgemäß. Auch für diese Bedeutung lassen sich zahlreiche Belege aus Shakespeares Dramen beibringen:

„Schlug mein Vater meinen Gentleman, weil er seinen Narren schalt?" fragt Goneril in „K. Lear" und unter diesem Titel erwähnt auch ihre Schwester Regan diesen Haushofmeister Oswald[4]). Als treuer Diener seines Herrn wird auch der betreffende Beamte gleicher Art vom menschenverachtenden Timon „Gentleman" genannt[5]) u. dgl. mehr. Nur unscharfe Auffassung, die freilich zum Teil unsern verwischenden Übersetzungen zur Last fällt, übersieht schließlich, daß auch Malvolio in „Was Ihr wollt" ein solcher „Gentleman" ist, freilich ein in jeder Hinsicht „armer Gentleman", nicht aber ein niedrig denkender und auch sonst tiefstehender Kerl, als den ihn die Schauspieler gern possenreißerisch darstellen[6]). Auch an jugendlichen „Gentlemen" dieser Art herrscht bei Shakespeare kein Mangel; wie im damaligen wirklichen Leben wollen sie meist feine Zucht an Höfen lernen; zu ihnen muß u. a. auch Viola in „Was Ihr wollt" in ihrer Verkleidung gezählt werden[7]).

Früh erweitert sich der Sinn unseres Wortes auch schon nach der moralischen Seite hin: dem Angehörigen des niederen Adels werden die theoretisch von ihm verlangten ritter-

[4]) 1. Akt, 1. Szene, V. 1 und 2. Akt, 2. Sz., V. 156.

[5]) 1. Akt, 1. Sz., V. 142.

[6]) Vgl. besonders 4. Akt, 2. Sz., V. 88 und 5. Akt, 1. Sz., V. 284 und 287.

[7]) Vgl. 3. Akt, 4. Sz., V. 203, 5. Akt, 1. Sz., V. 183 und 186. u. a. m.

lichen Charaktereigenschaften zur Pflicht gemacht: „edel“ heißt ja auch im Deutschen zunächst nichts anderes als „adelig“ und ist doch im Neuhochdeutschen ein Beiwort höchsten Lobes für die ganze Denk- und Handlungsweise eines Menschen ohne Ansehung seines Standes geworden. Diese „gentilesse“ = „Ritterlichkeit“ preist schon der größte mittelenglische Erzähler Geoffrey Chaucer (1340?—1400)[8]; in ihrer Beschränkung auf die Ritterpflichten leuchtet sie aber auch noch im 15. Jahrhundert als Ideal bei Sir Thomas Malory in seinem von bürgerlicher Moralität erfüllten Prosaroman „Le Morte D'Arthur“ (1469), im 16. Jahrhundert bei Edmund Spenser (1552?—1599) in seinem allegorischen Epos „Die Feenkönigin (*The Faerie Queene*)“[9]), ja selbst gelegentlich bei Shakespeare noch durch. So gewiß im „Mittsommernachtstraum“ (1. Akt, 2. Sz., V. 132), wenn Helena Lysander vorwirft:

Ich glaubt' Euch Herr von mehr wahrhaftiger Ritterschaft!
(*I thought you lord of more true gentleness!*) —

Anderseits erweitert sich der Begriff der Standesbezeichnung auch nach unten hin. Wie wir heute „Herr, Frau, Fräulein“ in der Anrede aus Höflichkeit gebrauchen, ohne damit einer klar umschriebenen Rangsordnung Ausdruck zu geben, während diese drei Wörter im Mittelalter, das dritte sogar noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein nur Ritterbürtigen zukam, jetzt hingegen fast schon von jedem Dienstmädchen beansprucht wird, so ist auch in England mit dem daselbst während des 16. Jahrhunderts mächtigen Aufschwung des Bürgertums „Gentleman“ als reine Höflichkeitsbezeichnung für Leute besseren, aber nicht wappenfähigen Standes üblich geworden. Die Berufe des Offiziers, des Gelehrten, des Geistlichen dürften die ersten gewesen sein, deren Angehörigen man diese Anrede unbeschadet ihrer vielleicht bloß bürgerlichen Abkunft zubilligte, während sie den städtischen Würdenträgern, den Kaufleuten, den Gewerbetreibenden nur widerwillig gegeben oder noch versagt wurde, wie satirische Anspielungen, aber auch die Dramenliteratur lehren.

Aus der früher genannten moralisch betonten Bedeutung von „Gentleman“ löste sich zudem gleichfalls das alte standesherrliche Element ab und es verblieb nur der Begriff des Edlen im ganzen Auftreten und in der Eindruckswirkung, verknüpft mit dem einer gewissen Wohlhabenheit, Anständigkeit und Unabhängigkeit: diese seit den Tagen der Königin Elisabeth unaufhaltsam vordringende Bedeutung ist denn auch die häufigste

---

[8]) Vgl. Boece, Buch 3, Prosaabschnitt 6, Z. 38—57; Canterbury Tales, Erzählung des Weibes von Bath, Z. 1109—24, Z. 1146—64, Z. 1170—76; ferner die Ballade "On Gentilesse" u. v. a. m.

[9]) 6. Buch, 3. Ges., V. 1 ff.; 6. Buch, 7. Ges., V. 1; 6. Buch, 9. Ges., V. 45 ff. u. sonst; auch "Mother Hubberds Tale", V. 710—763.

in der modernen Zeit geworden. Sie muß also auch den Hauptgegenstand unserer Betrachtung bilden, während wir die noch vorhandene rein-juristische „eines nur von seinen Mitteln lebenden, keinen Beruf zu Erwerbszwecken ausübenden, durchaus nicht notwendigerweise adeligen Mannes“ (also eines „Privatiers“, wie man im früheren österreichischen Deutsch gern sagte) füglich vernachlässigen dürfen.

Man kann die Behauptung wagen, daß der Begriff „Gentleman“, je weniger ihm vom Sinn der Standesbezeichnung im 16. bis 20. Jahrhundert noch verbleibt, desto stärker mit Eigenschaften der gesellschaftlichen Stellung und Einflußkraft, des gesellschaftlichen Anstandes oder gar der Moral belastet wird; schließlich gibt es dann für einen Menschen, der eine soziale Rolle spielen will, keine ärgere Beschämung, Herabsetzung und Schädigung, als wenn ihn der englische Sprachgebrauch als einen, der kein Gentleman ist, hinstellt, ein Vorwurf, der sich z. B. bei Shakespeare nur ein einziges Mal belegen läßt. In den kecken Wortspielen der bewegten Werbung Petrucchios um Katharina („Der Widerspenstigen Zähmung“, 2. Akt, 1. Sz., V. 223) droht ersterer, auch sie zu schlagen, wenn sie ihn schlägt, und sofort weiß sie sich dagegen zu schützen mit den Worten:

„Wenn Ihr mich schlagt, seid Ihr kein Gentleman!“

Hier ist es auch wieder das Ritterliche im Manne, auf das sich die übermütige Katharina beruft, und diese Kategorie von Eigenschaften liegt fast ausnahmslos zugrunde, wenn im ausgehenden Mittelalter ein Mann als „Gentleman“ charakterisiert werden soll.

Bei Shakespeare, den wir als einen der berufensten Vertreter der Anschauungen seiner Zeit gerade in diesem Punkte betrachten dürfen, zumal er ja selber dem Stande der Gentlemen angehörte und diesen hochschätzte und bewußt mit Werten zu erfüllen trachtete, finden wir keine Definition des „Gentlemen“ im modernen Wortsinne, deren die vielen unter italienischem Einfluß stehenden Anstandsbücher seiner Zeit schon eine Fülle bieten[10]). Aber auch ein nur flüchtiger Überblick über die Personen seiner Stücke, die er — ganz unbeschadet ihrer Standesverhältnisse — als Charaktere durch diesen Ehrentitel ausstattet und hebt, läßt doch einen gewissen Schluß darauf zu, was für Eigenschaften der Lebensstellung und -führung und des Gemütes er bei einem voll zu nehmenden Standesherrn als für andere vorbildlich erachtete.

Wenig Raum für solche Idealtypen findet sich in den Königsdramen mit ihrer Entfesselung der elementaren und abgrundtiefen bösen Leidenschaften blaublütiger Kraftmenschen. Dennoch

[10]) Vgl. L. Einstein, The Italian Renaissance in England (1902), S. 64 ff.

fehlen auch hier nicht einzelne Lichtgestalten, die selbst ihrer im erbittertsten Kampfe verbrecherischer Absichten begriffenen verderbten Umgebung jene anerkennende Bezeichnung — und zwar sicherlich im Sinne des Dichters selber, nicht bloß in dem des einzelnen Rollenträgers — abringen. Da ist der wackere alte Haudegen und knorrige Feldherr Talbot in „K. Heinrich VI., 1. Teil“[11]), der selbstlose glühende Patriot Herzog Humphrey von Gloucester, dessen Gleichmut inmitten einer Welt von Bosheit und Gemeinheit im 2. Teil desselben großen Dramas auf die härteste Probe gestellt wird[12]), da ist im 3. Teil dieser entsetzlichen Tragödie der mutige, gerade und ehrliche Kämpfer, der Marquis von Montague, des verschlagenen und rücksichtslosen Warwick edlerer Bruder[13]), — sie alle gehen mannhaft für die von ihnen vertretenen Grundsätze in den Tod und alle lobende Nachrede auf sie wird im Worte „Gentleman“ zusammengefaßt. In dem heute nur mit größten Einschränkungen als Arbeit Shakespeares geltenden blutigen Rachedrama „Titus Andronicus“ kann dem vom Kriege gegen die Goten (will so viel heißen als Skythen) siegreich heimkehrenden, alles, selbst eines Sohnes Leben für den römischen Staat opfernden Titelhelden ebenfalls kein höherer Ehrentitel als dieser zuteil werden[14]). Jugendkraft, Tapferkeit, Klugheit, königlichen Sinn rühmt selbst der tückische Gloster, der spätere K. Richard III., im gleichnamigen Stück, dem von ihm im Gefecht erschlagenen Prinzen von Wales als einem „süßen und lieblichen Gentleman“ nach[15]), ähnlich der alte York in „K. Richard II.“ dem jung verstorbenen Vater des haltlosen Herrschers „lammsfromme Milde, Jugendschönheit und fürstliches Wesen“[16]). Und sind wir nach den sonstigen Äußerungen einiger Charaktere in den historischen Stücken gegen deren Eigenlob auch mit gutem Fug mißtrauisch, so zeigen gerade die Stellen, wo schlaue und schlechte Menschen ihren höchsten Trumpf zur Überlistung der Mitwelt ausspielen wollen, daß sie die Lauterkeit ihres Vorgehens durch die Berufung auf ihren Charakter als Gentleman vortäuschen wollen, so in „K. Richard II.“ Mowbray, der Herzog von Norfolk, der sich „ein treuer, gerechter, aufricht'ger Gentleman“ zu sein rühmt[17]), und der Herzog von Northumberland, der als des Thronräubers Bolingbrokes Parteimann dessen heuchlerische Friedensbereitschaft mit dem großsprecherischen Ausrufe seinem König gegenüber zu beschönigen sucht: „Und so wahr ich ein Gentleman bin, vertrau

[11]) 4. Akt, 3. Sz., V. 26 und 4. Sz., V. 24.
[12]) 1. Akt, 1. Sz., V. 184.
[13]) 2. Akt, 3. Sz., V. 22.
[14]) 1. Akt, 1. Sz., V. 415.
[15]) 1. Akt, 2. Sz., V. 243.
[16]) 2. Akt, 1. Sz., V. 175.
[17]) 1. Akt, 3. Sz., V. 87 (vgl. auch 1. Akt, 1. Sz., V. 148).

ich ihm!"[18]). Nicht so bitter ironisch, sondern für den vom Dichter eingeweihten Zuhörer erheiternd, wirken natürlich des dicken Schlemmers und Windbeutels Sir John Falstaff Schwüre in „K. Heinrich IV., 2. Teil" und in den „Lustigen Weibern von Windsor", wenn er sich bei irgend welchen unsaubern Praktiken brüstet: „So wahr ich ein Gentleman bin!"[19]).

Auch in den Lustspielen, besonders in jenen, die unserer Geschmacksrichtung nach eher als Schauspiele gelten würden, erscheinen dann tiefangelegte wahre Gentlemen. So rühmt Salarino dem stoisch duldenden, unpraktischen Kaufherrn Antonio im „Kaufmann von Venedig" nach: „Ein freundlicherer Gentleman wandelte nie auf der Erde!"[20]) und Lorenzo weiß dessen flotten Freund Bassanio vor der Braut Portia nicht besser zu loben als durch den Ausspruch: „ein echter Gentleman!"[21]). — So gipfelt auch des biederen Eskalus in „Maß für Maß" über den abwesend geglaubten Herzog Vincentio gefälltes Urteil, als er um dessen Freuden befragt wird, in den Worten: „Er freute sich eher, andere froh zu sehen, als daß er über etwas froh war, das ihn selbst erfreuen sollte: ein Gentleman ganz voll Mäßigkeit!"[22]). — Der wackere, ehrliche Freund Valentin in den „Zwei Edelleuten von Verona" empfiehlt nach Aufzählung vieler guter Eigenschaften seinen Freund Proteus schließlich dem Herzog wärmstens so: „Er ist vollkommen an Äußerem und an Geist. Mit aller guten Zier, die einen Gentleman ziert." Und als ebendiesem auf Abwege geratenen Proteus das Gewissen schlägt, da er den von ihm um seine Liebe betrogenen Freund nun auch noch verleumden soll, da ruft er unmutig aus: „ein übles Amt für einen Gentleman!" Im selben Lustspiel preist Silvia den ihr treu ergebenen wackern, klugen, mitleidsvollen, hochgebildeten Sir Eglamour um seiner Art willen als Gentleman[23]). — Wenn anderseits der feige und hämische Prahlhans Parolles in „Ende gut, alles gut" eine so gänzlich niederträchtige Auffassung von der Liebe eines Gentleman zu seiner Geliebten verrät, wie diese: „Er liebte sie und liebte sie nicht!", so charakterisiert er eben damit weit weniger Bertram als vielmehr sich selber genügend[24]). — Eine im 16. Jahrhundert noch nicht gerade häufige, ganz besonders gereifte und erhabene Vorstellung vom Gentleman bekundet da-

---

[18]) 3. Akt, 3. Sz., V. 120.

[19]) „K. H. IV, 2. Teil", 2. Akt, 1. Sz., V. 148 u. 150; „L. Weiber", 2. Akt, 2. Sz., V. 264.

[20]) 2. Akt, 8. Sz., V. 35.

[21]) 3. Akt, 4. Sz., V. 6.

[22]) 3. Akt, 2. Sz., V. 251.

[23]) 2. Akt, 4. Sz., V. 74; 3. Akt, 2. Sz., V. 40; 4. Akt, 3. Sz., V. 11; vgl. auch 5. Akt, 4. Sz., V. 146.

[24]) 5. Akt, 3. Sz., V. 245.

gegen im „Wintermärchen“[25]) der ungerecht vom Gastfreund verdächtigte Polixenes in der Wertschätzung seines Helfers, des philosophischen Höflings Camillo, dessen wahren Adel er mit Alterserfahrung und gelehrten Studien gepaart und dadurch erst ganz des Namens eines Gentleman würdig findet, eine Vorstellung, die auch schon im klassischen Handbuch feiner Lebenskunst, in J. Lyly's „Euphues“ (1579) auftaucht.

Von den tiefen Tragödien geben bloß zwei ausdrückliche Charakteristiken von Gentlemen: in „Hamlet“ wird dem Titelhelden dieser Titel vom Höfling Rosencrantz gezollt, eine Anerkennung, die wir ihres Sprechers wegen nicht sehr hoch einschätzen werden und die sich auch lediglich auf die äußeren Umgangsformen bezieht[26]); und auch Hamlets ritterlicher Gegner Laertes, der vom schurkischen Claudio zu unedler Rache mit Anwendung auch der äußersten bedenklichen Mittel ausgenützt wird, darf sich des ihm von Claudio in leicht durchschaubarer Schmeichelabsicht verliehenen Ehrennamens eines der Kindespflicht genügenden Gentlemans[27]) ebensowenig freuen wie der ganz auf Äußerlichkeiten gehenden Anwendung dieses Wortes auf ihn seitens des hohlen Hofmannes Osrick[28]), eher der an seine Anständigkeit gerichteten freimütigen Entschuldigung Hamlets, der vom Gentleman in ihm Offenheit und Großherzigkeit erwartet — aber diese Freude vergällt ihm und uns eben der tückische Mordplan, den Laertes auf Claudios Betreiben ja schon während dieser aufrichtigen Begrüßung hegt[29]).

Auch in der Tragödie des Menschenhasses, im „Timon von Athen“, wiegt es nicht schwer, wenn der Prasser Lucullus den fürstlich freigebigen Timon mit dem Namen eines „ehrenwerten, vollkommenen, großmütigen Gentleman“ bedenkt, weil er diesen Ausdruck sofort etwas dreht und wendet, sobald er merkt, daß der „freigebige Gentleman“ nun auch einmal diese Eigenschaft

---

[25]) 1. Akt, 2. Sz., V. 391. “*As you are certainly a gentleman, thereto / Clerklike experienced, which no less adorns / Our gentry than our parents' noble names, / In whose success we are gentle .....*”. — Euphues (ed. Landmann, p. 114): “*If thou clayme gentry by petegree, practise gentlenesse by thine honestie, that as thou challengest to be noble in blood, thou maist also proue noble by knowledge, ...*”. — Vgl. auch die freilich wie Lyly als Akademiker befangener und vielleicht eingebildeter als Shakespeare urteilenden R. Ascham: “*Some yong Jentlemen of ours count it their shame to be counted learned ....*” (“The Scholemaster”, 1570, ed. Arber, p. 60) und Chr. Marlowe: “*My name is Baldock, and my gentry I fetch from Oxford, not from heraldry.*” („K. Edward II.“, 1598, ed. Dyce, p. 198.)

[26]) 3. Akt, 1. Sz., V. 1.

[27]) 4. Akt, 5. Sz., V. 148.

[28]) 5. Akt, 2. Sz., V. 111.

[29]) 5. Akt, 2. Sz., V. 238.

bei seinen Freunden, darunter eben bei Lucullus selber, erhofft und beanspruchen will[30]).

Aus allen diesen mittelbaren und unmittelbaren Äußerungen über den Charakter eines Gentleman in den Dramen ergibt sich, daß Shakespeare — und mit ihm viele seiner Zeitgenossen — nicht bloß die aktiv hervortretenden Tugenden des Mutes, der Tapferkeit, des Freimutes, der Treue, der Kindesliebe, der Ritterlichkeit im engeren Sinne, vornehmlich im Betragen gegen Frauen, der furchtlosen Todesbereitschaft von einem echten Gentleman erwartete, sondern auch ein stilleres, schlichteres Heldentum, aus dem aber öfter noch eine größere sittliche Kraft spricht, also die Vorzüge des Edelmutes, der Selbstbeherrschung, der Rücksichtnahme auf andere, ferner die einer gewissen Gelassenheit und Besonnenheit im Alltagsleben, eines stoischen Gleichmutes in den Widerwärtigkeiten des Lebens, kurz einer Würde, die zum Teil dem Standesbewußtsein, zum Teil einer planmäßigen Selbstzucht entspringt. Diese letztere Würde und stolze Bescheidenheit des gleichmäßig ruhigen, kühl anmutenden Auftretens, das dabei von den besten Absichten für Freund oder Nebenmenschen geleitet ist, erscheint als ein ganz auffallender Zug sympathischer Gestalten Shakespeares, mögen sie nun Helden im dramatischen Sinne des Wortes sein oder nicht, möge ihnen im Texte des betreffenden Stückes das Beiwort Gentleman zuerkannt werden oder nicht: um nur einige wenige Figuren aufzuzählen, nenne ich außer den schon früher angeführten noch verschiedene Spielarten dieses Typus: Gratiano im „Kaufmann von Venedig", Benedick in „Viel Lärm um nichts", Orlando in „Wie es Euch gefällt", den Herzog Orsino in „Was Ihr wollt", aber auch den wackeren und hilfsbereiten Kapitän Antonio desselben Stückes; neben anderen Personen der Römerdramen insbesondere den innerem Zwiespalt erliegenden, wirklich nur aus ehrenwerten Motiven handelnden Brutus; in den großen Tragödien anderer Stoffgebiete den werktätigen und doch so milden Pater Lorenzo in „Romeo und Julia", den unauffälligen und doch so bewährten Freund Horatio im „Hamlet", den treuen Banquo im „Macbeth"; endlich in der versöhnlich ausklingenden Schlußperiode Shakespeares vor allem im romantischen Zauberstück „Der Sturm" den durch übernatürliche Kräfte strafenden und dann verzeihenden, sich und andere läuternden Prospero. Denkt man bei diesem unter tiefem Undank abgeklärt duldenden Meister seines eigenen Innenlebens nach verschiedenen Andeutungen so gern an den Dichter selber, der auf der Zauberinsel der Bühne herrscht und dann seinen Zauberstab demütig-stolz ablegt, um Mensch unter Menschen zu sein, so drängt sich einem

[30]) 3. Akt, 1. Sz., V. 10, 23 und 42.

auch eben bei der Betrachtung jener Fülle von wahren Gentleman-Typen in Shakespeares Dramen der Vergleich mit dem Dichter überhaupt auf, den nicht wenige seiner Freunde gerade als *gentle Shakespeare* verherrlichen, als den „edel-liebenswürdigen Shakespeare"[31]). Und dieser vielleicht vom Dichter selber auf nicht wenige seiner Gestalten übertragene, wenn auch der sonstigen Zeitkultur nicht fremde Zug des stoischen Menschenfreundes ist wohl die wesentlichste Bereicherung des Gentleman-Ideals bei Shakespeare geworden, gegen die viele andere, zumeist Adelsrechte und bloße Äußerlichkeiten betreffende Dramenstellen kulturgeschichtlich sonst bedeutsamer Dichter wie etwa eines Ben Jonson (1573—1637) nur untergeordneten Wert besitzen. Noch sind auch fast alle erwähnten Gentlemen bei Shakespeare wirklich Adelige, ihr Charakter soll also nur ihre Standesangehörigkeit bekräftigen, rechtfertigen; aber schon wagt sich der Begriff der Bildung im deutschen Sinne des Wortes wie beim alten Camillo im „Wintermärchen" als ein gleichberechtigter Anspruch auf den Ehrentitel hervor. Als ins Leben getretenes Ideal eines wahren Gentleman der älteren Auffassung wird im Elisabethanischen Zeitalter am häufigsten der hervorragende Politiker, Gelehrte, Dichter und Soldat Sir Philip Sidney (1554—1586) hochgepriesen, der sich auch der Gunst seiner launischen Königin erfreute und, infolge seiner Tollkühnheit schwer verwundet, den Heldentod starb. „Der Zauber, der die Menschen bei seinen Lebzeiten an ihn fesselte, der Ruhm, den er hinterließ, läßt sich nicht einfach aus seinen Vorzügen als Höfling, Dichter, Literaturliebhaber und tapferer Krieger erklären; über diese alle hinaus besaß er etwas, was man bei den starken oder glänzenden Männern seines Kreises nicht finden konnte, ein Vereinigen, ein Zusammenstimmen aller hohen Eigenschaften, das sich von jeder einzelnen derselben unterschied und seiner Begeisterung in literarischen Fragen ein eigenartiges Feuer, seinem höfischen Wesen eine eigenartige Liebenswürdigkeit verlieh. Des allegorischen und lyrischen Dichters J. Spenser Verehrung dieses strahlenden, aber kurzen Lebenslaufes war stark und andauernd. Sidney war für ihn eine Verwirklichung alles dessen, was er anstrebte und sich phantasievoll erdachte; ein Pfand dafür, daß er nicht bloß träumte, wenn er die Seelengröße des fürstlichen Arthur, das fromme Rittertum des Rotenkreuzritters der Heiligkeit, die mannhafte Reinheit und Selbstbeherrschung eines Sir Guyon malte . . . . Wenn er das Bild des königlichen Kriegers entwarf, in dem in großartiger Einheit die mannigfaltigen Zierden anderer Menschen ge-

[31]) Z. B. Vorrede der Herausgeber der 1. Folioausgabe der Werke Shakespeares, J. Heminge und H. Condell: "*who, as he was a happie imitator of Nature, was a most gentle expresser of it*"; B. Jonsons Widmungsgedicht ebenda, V. 56: "*My gentle Shakespeare*" u. a. m.

sammelt erscheinen sollten und der sich stets bereit halten sollte, seinen Mitmenschen in den Stunden der Not und in ihrem Kampfe mit dem Bösen beizustehen und zu helfen, schwebten ihm gewiß im Geiste die wohlvertrauten Züge von Sidneys hochsinniger großangelegter Natur vor. Und er widmete sogar noch ein besonderes Buch, das letzte, das er überhaupt vollendete, der Verherrlichung des Hauptvorzuges Sidneys, der „höfischen Art. . . . .“[32]).

Der Reiz, der von dieser Persönlichkeit Sidneys ausging, in der mit Recht das Harmonische, Geschlossene der seelischen Kräfte und ihrer Äußerungen betont wird, muß in der Tat ganz außerordentlich gewesen sein, und daran ändert auch nichts der Umstand, daß der Vater dieses so bedeutend veranlagten Sohnes diesem bereits in dessen elftem Lebensjahr briefliche Lehren für seine Lebensführung erteilte, die er in so frühem Alter kaum ganz erfaßt haben kann, die aber bei weitem höher stehen als die ihnen einigermaßen ähnlichen Ratschläge, welche der besorgte kurzsichtige Vater Polonius im „Hamlet“ seinem Sohne Laertes nach mittelalterlichen Mustern mit auf den Weg gibt[33]). Da auch Vater Sidneys Unterweisungen den Geist der italienischen Renaissancekultur atmen, der in der Elisabethanischen Zeit so hohe Werte in der englischen Literatur geschaffen hat, mögen sie uns noch einen Augenblick beschäftigen. Sie lauten: „Sei höflich in Deinem Betragen und leutselig gegen jedermann, aber mit einer Abstufung Deiner Ehrenbezeugung, die dem Stande der Person gemäß ist; es gibt nichts, was so viel Gewinn bei so geringen Kosten einbringt . . . . . Sei in jeder Gesellschaft bescheiden: und setze Dich lieber dem Tadel leichtsinniger Menschen aus, jungferlich verschämt zu sein, als dem Deiner ernst zu nehmenden Freunde, vordringlich keck zu sein . . . . . Vor allem andern sprich keine Unwahrheit; keine, auch nicht in Kleinigkeiten: dieser Brauch taugt nichts! Und laß Dich nicht davon befriedigen, daß Deine Zuhörer die Unwahrheit einige Zeit lang für wahr halten; denn hernach wird sie als das bekannt werden, was sie ist — zu Deiner Schande: denn es kann keinen ärgeren Vorwurf für einen Gentleman geben als den, als Lügner zu gelten . . . . . Gedenke, mein Sohn, des edlen Blutes, von dem Du abstammst; und stelle Dir vor, daß Du nur durch ein tugendhaftes Leben und durch gute Taten eine Zierde dieses erlauchten Geschlechtes werden kannst; daß Du ansonsten bei Lasterhaftigkeit und Untätigkeit als *labes generis*, als ein Schandfleck Deines Stammes, betrachtet werden wirst, eine der größten Verwünschungen, die einen Mann treffen können“[34]).

---

[32]) Dean Church, Edmund Spenser [English Men of Letters], 1880, p. 159.

[33]) "Hamlet", 1. Akt, 3. Sz., V. 59—80.

[34]) "The Saturday Review", 1892, Vol. 74, p. 545.

Sir Philip Sidney hat die Erwartungen seines Vaters weit übertroffen; aber in seiner Lyrik[35]), die wir doch als den unmittelbarsten literarischen Ausdruck seiner Persönlichkeit werten dürfen, mehr als seinen höfischen Schäferroman gewaltigen Umfangs, die „*Arcadia*", gibt er sich uns nur als ein von wehmütiger Ergebung erfülltes, fast pessimistisch veranlagtes Gemüt zu erkennen. Doch in dieser Stimmungsweichheit, ja -schwächlichkeit war er auch schon nur noch eine Art „letzter Ritter", dessen romantisch-beschauliche Phantasien in der maßlos vorwärtsstürmenden Entwicklung Englands im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts nicht im entferntesten mehr verwirklicht werden konnten, denen ja auch sein eigener mutiger Tatsachensinn, sein wagemutiges Eintreten für große Ziele auf dem Schlachtfeld im Grunde widersprachen. Aber der melancholische Gentleman kann doch wieder geradezu als ein Typus jener Zeit gefaßt werden, der in den pastoralen Romanen und Dramen (so bei John Lyly, Thomas Lodge u. a.) zunächst als ernstes Ideal erscheint, als Liebesmelancholiker, um aber bald darauf als Modemelancholiker wie im Leben so in der Literatur dem Spotte gesund fühlender Naturen zu verfallen: „Eine feierliche und selbst melancholische Miene wurde von den Stutzern der Elisabethinischen Zeit als ein raffiniertes Merkmal von Vornehmheit zur Schau getragen. Diese wie andere falsche Verfeinerungen stammten aus Frankreich"[36]). Der in diesem Lande vielgelesene und gern befolgte „Cortegiano" („Der Höfling", 1528) des Italieners Castiglione, der dann auch später (1561) in englischer Übersetzung großen Anklang fand, „machte schon dem Hofmanne Zurückhaltung von den Belustigungen des Volkes, überhaupt ein ernstes, gemessenes Betragen zur Pflicht. Vor allem soll er sich vor unstetem, lärmendem Wesen hüten; durch ein bescheidenes Schweigen und milde Freundlichkeit werde er stets einen angenehmen Eindruck bei den anderen hervorrufen. Sein Wirkungskreis sei ein kleiner Zirkel von gleichgestellten Freunden. Schwarze oder doch dunkle Gewänder werden dem Hofmanne im Frieden empfohlen[37])."

Der Durchschnittshöfling, besonders Frankreichs, verfiel aber, nicht fähig, die inneren Werte solcher Weisungen zu erkennen oder aufzubringen, zumeist in ein geziertes Posieren, in affektiert-weltfremde Originalitätsgebärde. Vor dieser Modekrankheit warnte der Hugenotte Languet ausdrücklich seinen jungen Freund Sir Philip Sidney und dieser mußte in der Tat zugeben, daß er „oft ernster sei, als es seinem Alter und seinen

[35]) "Astrophel and Stella", 1591.

[36]) Nares, Glossary, New Edition by Halliwell and Wright, p. 563.

[37]) G. A. Bieber, Der Melancholikertypus Shakespeares und sein Ursprung (Angl. Arbeiten, 3), 1913, S. 27; Germ.-roman. Monatsschrift, 4. Jahrg., S. 333 ff.

Geschäften zukomme"[38]). Wer sich dieser verschrobenen Sucht, auf solche Art den Gentleman zu spielen, hingab, entging nicht der Satire, die besonders Ben Jonsons (1573—1637) Sittenkomödien erbarmungslos handhabten. „Ich will stolzer und melancholischer und vornehmer tun als je vorher, das versichere ich Euch", ist da das Schlagwort eines seiner albernen Gecken, der „in allem zu Diensten steht, was eines Gentlemans Sache ist"[39]), und der Dichter wird nicht müde, diese hohlen Wichtigtuer und albernen Nachäffer bissig zu karikieren[40]). Auch Shakespeare konnte die Lächerlichkeiten der Auswüchse dieses Typus, die sich noch bis ins 20. Jahrhundert als „spleeniger" Gentleman nachweisen lassen, nicht übersehen, aber seine kurzen Anspielungen darauf (im „König Johann"[41]), im „Wintermärchen"[42]), in „Ende gut, alles gut")[43]) sind, wie stets, wenn er mit Äußerlichkeiten ins Gericht geht, milde und humorvoll. Dagegen hat er dieses Temperament des melancholischen Gentleman als ernsten Liebhaber oft und oft gewählt: sein Romeo, sein Troilus, sein Orsino gehören hieher, als eigentlicher Pessimist dann der blasierte Melancholiker Jacques in „Wie es Euch gefällt", der als feinsinniger, grübelnder, unharmonischer Mensch einer Verfallskultur fast tragisch abgetönt ist. Melancholiker sind dann auch drei Dramenhelden, von denen der erste hart am tragischen Schicksal vorbeigeht, der schon erwähnte königliche Kaufmann von Venedig Antonio, dann K. Richard II., der sich im Unglück zum Gentleman emporhebt, und endlich Hamlet, der nicht bloß durch seinen gleich beim ersten Auftreten inmitten des goldstrotzenden Höflingsschwarmes auffallenden „tintenfarbigen Mantel", sondern auch in hunderterlei Einzelheiten seines Gebarens in echter oder verstellter Stimmung diesen Typus vertritt, freilich auch als künstlerisch vertiefte, ja als neue dramatisch wie menschlich ergreifende Gestalt auf uns wirkt.

Auch der Spötter Ben Jonson, Shakespeares Freund und bedeutendster Nebenbuhler als Dramatiker, war übrigens fähig, einen ernstgemeinten Melancholiker der Liebe als Ideal eines Gentleman zu zeichnen: in seinem Lovel in der Komödie „Das neue Wirtshaus" (1629) schuf er, „einen vollkommenen Gentleman, Soldaten und Gelehrten, der eine ehrenvolle höfische und kriegerische Laufbahn hinter sich hat", wie das Personenverzeichnis angibt[44]); lediglich aus Pflichtgefühl kann sich dieser

---

[38]) Bieber a. a. O., S. 33.

[39]) The Works of Ben Jonson (ed. Gifford-Cunningham) Vol. I, p. 10 und p. 25.

[40]) Vol. I, p. 73; p. 110; p. 160; u. s. f.

[41]) 4. Akt, 1. Sz., V. 14 ff.

[42]) 4. Akt, 4. Sz., V. 775.

[43]) 3. Akt, 2. Sz., V. 3 ff.

[44]) "The New Inn", a. a. O., Vol. II., p. 339.

Mann nicht dazu entschließen, der Geliebten seine Neigung zu gestehen, und seine Auffassung der Liebe, die er etwas stark lehrhaft vorträgt, ist durchwegs ideal: eine Flamme des Gemütes, eine geistige Vermählung, ein kostbares, innere Freiheit verleihendes Band ist sie ihm. Schüchternheit und Bescheidenheit, Scheu vor Unziemlichem in der Liebe, Unschuld und Beständigkeit der Liebenden stellt er über alles[45]). — In seinen „Epigrammen" tritt B. Jonson auch für die Tüchtigkeit als einzigen Adelsbrief ein: die berühmten Vorfahren seien zwar eine Stütze für das Wachstum eines Gentleman, aber nur ein schwaches Rohr für den, der sein eigenes Wirken nicht nacheifernd dem der Ahnen gleich entfalte[46]). „Wappen und Geld können," sagt er noch in einem späteren Stück, „Platz und Rang verleihen, nicht aber Tüchtigkeit"[47]). Auch sonst sieht Ben Jonson den wirklichen Gentleman ungefähr schon in derselben Beleuchtung wie Shakespeare, obzwar er keine so lange Reihe als Gentlemen dieser Art anzusprechender sympathischer Gestalten in seinen Dramen aufweist wie jener.

Einen ausschließlich duldenden Gentleman verkörpert dann der liebenswürdige Dramatiker Thomas Dekker (1570?—1632?) in dem komisch-rührenden, allzu langmütigen Ehemann Candido, der jedoch gegen Ende des Dramas zu wahrhafter Würde emporwächst und seine Haupttugend mit den auf Christus hinweisenden Worten charakterisiert — und diese entschieden religiöse Färbung verdient in den Zeiten des von den fanatischen Frömmlern so gehaßten früh-neuenglischen Theaters besonders hervorgehoben zu werden —:

„Geduld, mein Fürst, die Seele ist's des Friedens,
Von allen Tugenden dem Himmel nächst verwandt,
Ein göttlich Aussehn gibt den Menschen sie.
Der beste aller Menschen, der an sich
Je Irdisches getragen, war ein Dulder,
Ein sanfter, milder, tragender, demüt'ger, ruhiger Geist,
Der erste wahre Gentleman, der je geatmet"[48]).

Das stoisch-höfische Ideal ist hier mit Hervorkehrung einer besonders ausgeprägten Anwendung der Selbstbeherrschung und unter Verzicht auf jene in Sidneys Wesen so auffallende Harmonie verschiedener Seelenkräfte ganz ins Christliche gewendet.

Wir haben schon erwähnt, daß das 16. Jahrhundert eine Zeit ist, wo der Anwert edler Geburt an sich oft zu sinken

[45]) Ebenda, p. 349 f. und 365 f.
[46]) Ebenda, Vol. III., p. 360.
[47]) "The Staple of News (Der Stapelplatz für Neuigkeiten)", 1625. a. a. O., II., p. 324.
[48]) The Dramatic Works of Th. Dekker (1873): "The Honest Whore (Die ehrenhafte Buhldirne)", 1604, Vol. II., p. 90.

beginnt, wo eben innerer Adel höher geschätzt zu werden anfängt als das bloße Wappenschild, vornehmlich dann — und da bekundet sich der Tatsachensinn des Engländers sehr ausgesprochen —, wenn kein ausreichender Besitz dahinter steht. Diese demokratischere Anschauung findet sich nicht bloß in den zahllosen auf italienische Vorbilder zurückgehenden englischen Anleitungen zur feinen Lebensart vertreten, sondern immer wieder seit Sir Thomas Mores (1478—1535) „Utopia" (1515/16 lat., 1551 englisch)[49]) in der Roman- und Novellenliteratur, der dann die Dramen alsbald nachfolgen. Unmutig ruft der Lobredner höfischer Zucht, J. Lyly, im zweiten Teile seines „Euphues" aus: „Der Reichtum wäre besser in der Börse eines Gentleman als in den Händen der Kaufherrn"[50]), bittere Klagen führen Chronisten, Geschichtschreiber und Literaten über die Landflucht, das Aussaugungssystem und die trotzdem überhandnehmende Verarmung der Gentlemen[51]), während z. B. die im Volksbücherstil geschriebenen realistischen Geschichten des Thomas Deloney (1543—1600), eines Seidenwebers, mit Stolz das Emporkommen braver und fleißiger Handwerker im Gegensatz zu den oft am Zwiespalt von Stellung und Vermögen zugrundegehenden Gentlemen schildern[52]). Er geht so weit, einen dieser biedern reichgewordenen Meister geradezu den Ritterschlag zurückweisen zu lassen, weil er seines Wohlstandes ohne die Belastung mit Standespflichten froh sein will[53]). Anderseits berichtet er z. B. wohlgefällig, daß die jüngeren Söhne von Rittern und Gentlemen, denen ihre Väter keinen Landbesitz hinterlassen konnten, mit Vorliebe dem Gewerbe der Tuchmacherei als Lehrlinge zugeführt wurden[54]), daß die Königin Elisabeth einen Tuchmacher einst mit einem Gentleman auf eine Stufe gestellt habe[55]), daß es sich Gentlemen hohen Ansehens zur Ehre anrechneten, Töchter dieser Kreise heimzuführen[56]) u. dgl. m. — Volksmäßige Grabschriften spotten in gleicher Weise über den

---

[49]) p. 110 (ed. Arber; p. 87 f. ed. Collins): *"and though their ancetours left them not one foote of lande, or els they themselues haue pyssed it agaynste the walles, yet they thinke themselues not the lesse noble therefore of one heare."*

[50]) "Euphues and his England" (ed. Bond, Vol. II.) p. 192.

[51]) W. Staffords "Compendious or briefe Examination of certayne ordinary Complaints", 1581 (ed. Furnivall), p. 18 ff., p. 63 f.; Ph. Stubbses' "The Anatomie of Abuses", 1583 (ed. Furnivall), Pt. II., p. 29, auch Pt. I., p. 42 f.; Churchyard' "Chalenge Wolfe", 1593 (ed. Furnivall), p. 167, V. 1 ff., V. 108 ff.; J. Norden, "Surveyor's Dialogue", 1608 (ed. Furnivall), p. 189 f. u. s. f.; Ben Jonson, a. a. O., Vol. I., p. 72, u. a. m.

[52]) The Works of Thomas Deloney (ed. Mann): "Jack of Newberrie", 1596/97, allenthalben.

[53]) Ebenda, p. 38.

[54]) Ebenda: "Thomas of Reading", 1597—1600, p. 213.

[55]) Ebenda: "Jack of Newberrie", p. 24.

[56]) Ebenda: "Thomas of Reading", p. 260.

wappenstolzen Emporkömmling wie über den sporenklirrenden armen Teufel:

„Ein feiner Herr, ein Gentleman — sein Licht ist hier erloschen: Solang er lebte, konnte er Euch wechseln nie 'nen Groschen“ (16. Jahrh.)[57]).

So wundern wir uns also nicht, wenn die Stücke Shakespeares, Ben Jonsons und vieler anderer Komödiendichter von armen Gentlemen wimmeln, die bei Verwandten, bei mächtigen und reichen Gönnern Unterschlupf gesucht haben, wobei sie eben in jene demütigende Stellung eines Hausbeamten oder günstigsten Falles eines unnützen Essers einrückten. Ein solcher verkommener Gentleman ist der Junker Tobias Rülps in „Was Ihr wollt“, dem sein Gegenspieler und Opfer Malvolio an Rang kaum nachsteht; ein solcher verarmter Sproß eines besseren Hauses, vielleicht ein „jüngerer Bruder“, der ja beim Fideikommiß, das des englischen Adels Grundfeste bildet, mehr oder weniger leer ausging, ist schließlich wohl auch Sir John Falstaff, der dicke Ritter, der sich nun recht und schlecht durchs Leben hindurchfrißt und -säuft und am Ende doch vom jungen König, dem ehemaligen Genossen seiner tollen Gelage, auf den er alle seine Hoffnung gesetzt haben mag, zurückgestoßen und der moralischen wie materiellen Unsicherheit seines bisherigen Wandels neuerdings preisgegeben wird. Solche gewiß nach dem Leben gezeichnete arme Schlucker mit Wappen konnten dem Namen „Gentleman“ beim wohlhabenden Bürger, aber auch bei der großen Masse des niederen Volkes nicht gerade Achtung verschaffen. „Was bedeutet *gentry* (niedrer Adel)“, ruft der besserer Familie entstammende, aber auch verlotterte Dramatiker Robert Greene (1560?—1592) in einer seiner Reueschriften bitter aus, „wenn kein Reichtum dazu vorhanden ist, was bedeutet er als gemeines, sklavisches Bettlertum?“[58])

So arbeitet sich die Vorstellung von der Tüchtigkeit als Adelsanspruch immer mehr durch, bis man sogar die adelige Abstammung als solche nicht mehr als die unumgängliche, durch jene erst zu erhärtende Vorbedingung eines Edelmannstitels und seiner Rechte betrachtet: Der Reichtum oder die sonstige Leistungsfähigkeit allein fordert schon den Namen, den Stand des Gentlemen für sich! Im satirischen Drama „Die Puritanerin“ (1607) verlangt ein wegen kleiner Schulden verhafteter Gelehrter z. B., der Gerichtsdiener möge ihn als Gentleman behandeln. Freilich erwidert dieser spöttisch darauf: „Ihr ein Gentleman? Das ist wirklich ein guter Witz; kann ein Gelehrter ein Gentleman sein, wenn ein Gentleman kein Gelehrter sein will?

[57]) W. Camden, "Remains concerning Britain", 1604, 7. Aufl. 1674 (Neudr. 1870), p. 431.

[58]) "A Groatsworth of Witte bought with a Million of Repentance", 1592.

Schaut Euch die reichen Bürgerssöhne an, ob die Gelehrte sind oder nicht, die doch infolge des Handels ihrer Väter Gentlemen sind. Ein Gelehrter — ein Gentleman! [Daß ich nicht lache!]"[59]) Damit geißelt der uns unbekannte Dichter doch vor allem die auf wahre Bildung wenig Wert legenden Emporkömmlinge der jüngeren Kaufherrengeschlechter, aber auch die beschränkte Beamtenweisheit, die nur nach dem durch Besitz ermöglichten äußeren Auftreten, nicht nach geistigen Gütern oder Leistungen urteilen kann. Der Widerstand dagegen, den erwerbenden Klassen die Gentleman-Stellung einzuräumen, war jedoch weit verbreitet und tief eingewurzelt und des Schulmeisters Richard Mulcaster (1533—1611) Bemerkung: „Von allen Arten, ein Gentleman zu werden, ist die gemeinste die, es um Geld zu werden"[60]), war wohl hoch und niedrig aus der Seele gesprochen; denn Ende des 16. Jahrhunderts überwiegt, wie wir aus massenhaften Belegen erweisen können, in der Literatur beim Gebrauche des Wortes Gentleman doch die Vorstellung vom alten standesgemäßen Verantwortlichkeitsgefühl noch sehr stark, nach welcher der Edelmann auch Pflichten hat, die er und alle, die es ihm äußerlich gleichtun wollen, zu erfüllen bemüßigt sind. Überraschend spärlich wird dagegen eine dem feudalen Ritter unerläßliche Eigenschaft um diese Zeit ausdrücklich im Charakterbilde des Gentleman erwähnt, die Frömmigkeit: aber sie galt eben noch als selbstverständlich und Dekkers früher zitierte Ausmalung des Gentleman nach Christus selber ist noch vereinzelt.

Das sollte im Verlaufe des 17. Jahrhunderts erheblich anders werden, gerade das Religiöse, das Christliche, nicht selten sogar das Konfessionelle sollte nun dem Begriff Gentleman eine neue bestimmende Färbung geben.

II.

Unter der Herrschaft der ersten beiden englischen Könige aus dem Hause Stuart griff nämlich in den Hof- und in den meisten Adelskreisen eine überaus leichtfertige, ja schamlose, dem verschwenderischesten Vergnügen, der äußerlichsten und gedankenloseesten Art des Genießens huldigende Lebensanschauung Platz. Damit verloren die obersten Schichten — von einigen rühmenswerten Ausnahmen abgesehen — jeden Sinn für die hohen Aufgaben, die ihnen ihr Stand im Rahmen einer nach außen wie nach innen nationalen Politik zugewiesen hatte. Das zum größten Teil puritanisch gesinnte Bürgertum mit seiner strengen und eng-

---

[59]) "The Puritaine, or the Widdow of Watling-streete" (ed. Tucker Brooke in "The Shakespeare Apocrypha", 1908), 3. Akt, 3. Sz., V. 62 bis 72; vgl. auch 3. Akt, 4. Sz., V. 52 ff.

[60]) "Positions", 1581 (ed. 1887), p. 193 f.

herzigen, wiewohl sehr soliden Lebensauffassung stand diesem zuchtlosen Treiben anfänglich bloß argwöhnisch beobachtend gegenüber; dann aber, als der Bogen eines unvernünftigen, weil gänzlich unfruchtbaren Absolutismus allzustraff gespannt worden war, als die religiösen Gefühle der erwerbenden Bevölkerung zwecklos aufs tiefste beleidigt worden waren, erweiterte sich der Riß zwischen Volk und Herrscherhaus zusehends, ein Bürgerkrieg brach aus, in welchem die Parlamentspartei über die königlichen Truppen siegte: die Republik, in der jedoch zahlreiche hohe und niedere Adelige, die dem Hause Stuart aus persönlichen oder politischen oder religiösen Gründen feindlich gesinnt waren, führende Stellungen bekleideten, wurde 1649 ausgerufen, König Karl I. vor den Fenstern des Saales, in welchem er unerhört prächtige und kostspielige Hoffeste veranstaltet hatte, enthauptet. Doch schon nach Verlauf von nicht ganz zwölf Jahren erkannte der maßgebende Teil des englischen Volkes diese neue Staatsform, die nur mit der machtvollen Persönlichkeit Oliver Cromwells (1599—1658), des ersten englischen Imperialisten, und durch diese möglich und haltbar geworden war, als unzulänglich und man berief 1660 die mit ihrem Gefolge königstreuer Adeliger in Frankreich in Verbannung weilenden Stuarts wieder zurück. In Versailles hatten diese leichtsinnigen und eitlen Schotten und ihr Anhang jedoch keine bessernde Schule durchgemacht, eher noch neue Unsitten gelernt: es begann in der Restaurationsepoche, in der Zeit der Wiederherstellung des Königtums, eine Reihe von Jahren eines noch sinnloseren und ärgeren Lasterlebens der Machthaber, bis die wieder durch konfessionelle Ursachen mitbestimmte „unblutige" Revolution des Jahres 1688 die unfähige und charakterlose Dynastie endgültig hinwegfegte. — Für den Stand der Edelleute hatten diese Bürgerkriege und Verfassungskämpfe zweierlei Folgen: Einerseits wurden diejenigen unter ihnen, welche mit starkem Standesbewußtsein ausgestattet waren, je nach ihrer Gesinnung und ihrem Temperament entweder zur tollsten und rücksichtslosesten Ausbeutung ihrer Machtvorrechte getrieben, was sich sehr gut mit äußerster kriecherischer Verehrung des beispielgebenden pflichtvergessenen Königtums vertrug, oder sie zogen sich, ob der schändlichen Aufführung ihrer wappengeschmückten Genossen tief beschämt, in eine dem Hofe möglichst fern gelegene ländliche Einsamkeit zurück. Anderseits verwischten sich die Unterschiede zwischen Adeligen und Bürgerlichen nicht bloß im Parlamentsheere, solange dieses gegen den König focht, und auch nachher noch, sondern auch in den Städten und in deren Gesellschaft. So finden wir also neben den würdelosen Raufbolden, Becher- und Weiberfreunden unter den Kavalieren, wie sich die Edelleute jetzt lieber im Gegensatz zu den kurzgeschorenen Puritanern, den Rundköpfen, nannten, zunächst einen eigenartig nach der Seite

einer stillen Lebensbetrachtung, einer reicheren Bildung und Erfahrung, kurz nach Persönlichkeitskultur hin ausgebauten Typus, den des "retired gentleman" (des zurückgezogenen Gentleman).

Die erstere unerfreuliche Klasse der zügellosen Lebemänner unter den Gentlemen ist in solchen Mengen in der moralisch bereits stark angekränkelten Dramatik des zweiten bis dritten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts vertreten, daß ausführlichere Zitate ihrer wenig schönen Beispiele hier ermüdend wären; schon Beaumont (1585—1616) und Fletcher (1579—1625), die Kompaniedramatiker, unter deren Namen eine große Reihe von Stücken auch anderer Mitarbeiter gehen, verherrlichten zum Unterschied von Shakespeare fast ausschließlich das stutzermäßige, modische, innerlich hohle oder gar angefaulte Gentlemantum der Stuartzeit mit seinem frivolen Liebes- und Ehrbegriff, seinem Hang zum Abenteuerlichen, zu Prunk und Spektakel, zur eleganten, formvollendeten, wenn auch marklosen Konversation, zum verfallsmäßigen Lebensstil überhaupt. In noch unerquicklicherer Vergröberung erscheinen dann nach der zwei Jahrzehnte währenden puritanischen Knebelung des Schauspiels in den Komödien der Restaurationsdramatiker diese fein gekleideten Verführer, Schurken, Verleumder, Klopffechter, vielfach abgestuft wieder als Gentlemen auf der Bühne, die längst aufgehört hatte, ein Volksbildungsmittel, ja auch nur eine Volksunterhaltungsstätte zu sein, und lediglich die sinnlichen Genüsse, das männliche und weibliche Geckentum eines verkommenen Hofes in schlüpfrigster Sprache und Aktion vor einem ganz in diese Sphäre getauchten Publikum idealisierte. Die Anwendung der Bezeichnung Gentleman für diese Figuren im Leben wie in der Literatur muß als Mißbrauch und Verirrung gebrandmarkt werden, auch wenn sie sich, wie Cibbers „höfischester Gentleman" und Horace Walpoles „feinster Gentleman am wollüstigen Hofe Karls II.", auf einen erst in der zweiten Hälfte seines Lebens, das bis dahin das eines wilden Wüstlings gewesen war, zum Kunst- und Literaturgönner bekehrten Mann wie Lord Buckhursts (1667—1706) bezieht[61]).

Sir George Etheredge (1635?—1691), dessen Lebenswandel sich ganz nach den Richtlinien des Stuarthofes, dem er seine diplomatischen Dienste widmete, vollzog und der als Gesandtschaftssekretär in Regensburg die bittere Klage führt: „Die deutschen Frauen sind so unausstehlich reserviert und tugendhaft, mit Tränen in meinen Augen muß ich dies erzählen, daß es geradezu unmöglich ist, mit ihnen eine Intrige auszuführen"[62]),

[61]) Vgl. T. B. Macaulay, Geschichte von England (deutsch, 1852), 3. Bd., S. 352 f.

[62]) V. Meindl, Sir George Etheredge (Wiener Beitr. zur engl. Philol., 14. Bd.), 1901, S. 83.

dieser durch Lebendigkeit, Frische und Naturtreue seiner Darstellung doppelt gefährliche Lustspieldichter hat — und das möge das einzige Beispiel für diese klägliche Auffassung des Gentleman bleiben — in der Komödie "The Man of Mode" („Der Modeherr") einen Sir Fopling Flutter als Typus des Gecken seiner Zeit karikiert; aber aus dieser Karikatur lassen sich die Durchschnittsvorstellungen von der gänzlich veräußerlichten Lebensführung auch der harmloseren Lebemänner der Zeit noch unschwer herausschälen. Dieser trübselige Held kommt geradewegs aus Frankreich an; seine erste Sorge ist sein Anzug, seine zweite sein teurer Körper. Er bewegt sich nur in den elegantesten Kreisen und versteht es darum, als „wahrer Gentleman" aufzutreten. Doch ist sein Benehmen in Wirklichkeit geziert und gemacht. Er läßt sich gern bewundern und fängt selbst über seine Kleidung zu reden an, wenn dies niemand anderer tut. Seine Sprache ist mit französischen Brocken gespickt und er ist ein Feind der englischen Sprache und Sitten, auch der Trottel von englischen Dienern, wie er sie betitelt. Ein Spiegel ist sein unentbehrlichstes Gerät. Dafür ist sein Geist recht mangelhaft ausgebildet. Mit der Wissenschaft befaßt er sich überhaupt nicht. Schriftstellerei ist ihm ein unnützes Ding: „ein Gentleman sollte nie mehr als ein Lied oder ein Liebesbriefchen schreiben!" sagt er. Doch hält er sich nicht für einen Dummkopf, wie es so viele andere gibt, über die er ungescheut aburteilt. Neben seinen Kleidern bilden die Frauen seinen Hauptzeitvertreib, doch hat er bei ihnen wenig Glück, dient ihnen höchstens zur Unterhaltung oder als Lückenbüßer bei Intrigen. — Aber dieser schließlich allseitig genasführte und abblitzende Tor ist nicht der schlimmste Charakter in diesem Stück, in dem z. B. ein lüsterner, unaufrichtiger, gemeiner, feiger und oberflächlicher Lebemann, Dorimant, der dem berüchtigten Roué, dem Grafen Rochester, nachgebildet sein dürfte, im Vordergrunde agiert[63]).

Doch verlassen wir diese Sumpfblüte englischer Literatur und sehen wir uns nach der zweiten Klasse von Gentlemen des Stuartzeitalters um, nach den kulturfördernden, feinsinnigen und daher fern von der richtigen Kavaliersgesellschaft lebenden Edelleuten des Geistes und Gemütes. Da tritt uns als vielleicht bezeichnendstes Muster in der ersten Epoche Sir Henry Wotton (1568—1639) entgegen, der fast zeitlebens Reisen in Italien und Deutschland unternahm, dabei bedeutende diplomatische Geschäfte besorgte — also auch das Ideal der Pflicht des Gentleman gegen sein Land hochhielt — und dann die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens in behaglicher und beschaulicher Ruhe als Vorsteher des altehrwürdigen Stiftsgymnasiums von Eton, der

[63]) Ebenda, S. 200 ff.; vgl. Steele in "The Spectator", Nr. 75, 1711.

Pflanzstätte der englischen Aristokratie, verbrachte, sich der Raritäten und Kunstschätze erfreute, die er auf seinen Fahrten durch Europa gesammelt hatte, und die zeitgenössische Literatur mit reger Anteilnahme, tiefem Verständnis und feinem Geschmack verfolgte[64]). Wottons Freund, Biograph und trauter Genosse bei seinem Lieblingssporte, dem Angeln auf der Themse, Izaak Walton (1593—1683) hat in dem klassischen Buche „Der vollkommene Angelfischer oder des beschaulichen Mannes Erholung" (1653) sich selber und dem ganz verinnerlichten Typus des "retired gentleman" ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Darin charakterisiert er diesen nicht bloß durch gehaltvolle Zwiegespräche der drei auftretenden Gentlemen, von denen je einer der Jagd, der Falkenjagd und dem Angeln in überlegen-ruhiger Sportliebe huldigt, sondern auch durch die einem der Sprecher als des Verfassers Meinung in den Mund gelegte maßgebende Erklärung: „Ich möchte mich lieber dadurch als Gentleman erweisen, daß ich gelehrt und bescheiden, tapfer und rücksichtsvoll, tugendhaft und mitteilsam bin als durch eine törichte Schaustellung von Reichtum; oder, falls mir diese Tugenden selber mangelten, daß ich mich damit brüstete, sie seien meinen Vorfahren zu eigen gewesen. Und doch muß ich gestehen, daß dort, wo edle und alte Abstammung und solche Vorzüge bei irgend einem Menschen zusammenfallen, dies eine doppelte Würde für den Betreffenden mit sich bringt"[65]). Anknüpfend an gewisse Seiten des Gentleman-Ideals der Shakespeare-Zeit, legt Walton also hier weniger auf aktive, äußere Eigenschaften Gewicht, dagegen sehr viel auf innerliche, bloß scheinbar passive: Bildungsbestrebungen nehmen bei solchen dem stürmischen Parteileben ihrer Tage entrückten Männern einen ehrenvollen Raum ein, zugleich aber fällt uns auf, wie ängstlich sie sich dem prunkhaften Auftreten, mag dieses auf Grund altererbten Grundbesitzes oder neuer durch Vermögenserwerb errungener angesehener Stellung erfolgen, zu entziehen trachten. So wundern wir uns auch nicht, wenn das Gepräge der diesem Typus angehörenden Dichter ein abgeklärtes, stilles Wesen zeigt, wie etwa das des auch im Privatleben und in seinem geistlichen Berufe als eine Art Heiliger der Selbstaufopferung geptiesenen George Herbert (1593—1633), der sich in seiner Sammlung frommer Dichtungen „Der Tempel" (1633) als ein zwar mit der Gefahr der Überstiegenheit der Bildersprache ringender, aber durchaus tiefer und ehrlicher Kämpfer im Gemüte offenbart. Diesem Mann widmet Walton den bezeichnenden Nachruf: „Seine

[64]) Vgl. J. Walton, The Life of Sir Henry Wotton, 1670 und A. W. Ward, Sir Henry Wotton, 1898.

[65]) "The Compleat Angler, or the Contemplative Man's Recreation"; ed. Sir Harris Nicolas, 1903, p. 38.

Erscheinung war heiter und sowohl seine Rede als auch seine Gebärden bekundeten ihn als einen Gentleman, denn sie waren beide so sanft und verbindlich, daß sie allen, die ihn kannten, Liebe und Achtung abgewannen“[66]). Diesem Mann schwebt das Ideal einer von der Kunst wie von der frommen Betrachtung gleicherweise bestimmten Harmonie der Lebensführung ebenso wie Wotton vor; hatte dieser ein solches Leben für uns deutlicher und stärker gelebt, so fehlt auch bei ihm nicht der künstlerische Niederschlag in den fein schwingenden Versen „Das Wesen eines glückseligen Lebens“, wo er seelische Freuden, Unabhängigkeit von irdischem Streben preist und ihm „der Herr seiner selbst, nicht über Ländereien“ als höchster Persönlichkeitswert erscheint[67]). So weiß auch Herbert — der weitaus größere Dichter von den beiden — nichts Höheres als eine „holde und tugendsame Seele“ (im Gedichte „Tugend“)[68]) oder „charakterfeste Ehrenhaftigkeit“ (im Gedichte „Beständigkeit“) für seinen Gentleman, „der, wenn große Prüfungen herantreten, sie weder aufsucht noch meidet, sondern in Ruhe weilt, das Wesen und den Fall zu erwägen, und wenn er alle Posten zusammengezählt hat, die Summe, nach der die Lage oder die Person verlangt, auszahlt“, „der unbehindert seinen von der Überzeugung angegebenen Gang geht, sich zu keiner Täuschung anderer herbeiläßt, der hilfreich, liebreich sich zu allen Notleidenden herabbeugt, doch nicht um weltliche Gunst den Rücken krümmt“: „Das ist der Mustermann, sicher und fest, der stets recht handelt und um diese Gnade auch für die Zukunft betet“[69]).

In der Gruppe königstreuer Lyriker — denn ihr gehören Wotton und Herbert trotz ihrer Absage an die Ausschweifungen der Stuarts an — ist also bei der Vorstellung des Gentleman das Element der Frömmigkeit nicht unbekannt, nur gliedert es sich schön und förderlich dem ganzen feinkultivierten Wesen ein und verzichtet auf vordringliche Betonung alles Konfessionellen. Dieses letztere nimmt aber zur selben Zeit rücksichtslos und dauernd Besitz von jener Auffassung des Gentleman, die der bürgerlichen Schichte entstammt, das ist das puritanische Ideal eines gottgefälligen frommen Lebens im alttestamen-

66) J. Walton, The Life of Mr. George Herbert, 1670, ed. 1858, p. 308.

67) “The Character of a Happy Life”: *“Lord of himself, though not of lands.”*

68) “Virtue”: *“Only a sweet and virtuous soul.”*

69) “Constancy”: *“whose honesty is not / So loose or easy, that a ruffling wind / Can blow away, or glitt'ring look it blind”* — *“Who, when great trials come, / Nor seeks nor shuns them, but doth calmly stay, / Till he the thing and the example weigh: / All being brought into a sum, / what place or person calls forth he doth pay.”* — *“This is the Mark-man, safe and sure, / Who still is right, and prays to be so still.”*

tarischen Geiste eines Cromwell, der ja in den Engländern das auserwählte Volk der Neuzeit erblickte, das unter allen Umständen, wenn es nur vor sich selber Billigung finde, zur Erfüllung der höchsten Aufgaben berufen sei, deren Erreichung den minder gesegneten „barbarischen" Völkern gegenüber jedes Mittel rechtfertige. Mit diesem Begriffe des englischen Gottesgnadentums, der Englands Größe und Gefahr bildet, ist aber auch dem heute mit Recht so verschrieenen Krämergeist des Puritanismus Tür und Tor geöffnet, der in unerschütterlicher, weil vollständig überzeugungsmäßiger Selbstgerechtigkeit dem lieben Gott seine Mission der Bekehrung der ganzen Welt zum britisch-imperialistischen Bibelglauben und seine Frömmigkeit vorrechnet und dabei die besten Geschäfte macht, der trotz allem Geflunker von persönlicher Freiheit — die auch in Friedenszeiten lange nicht so umfassend und demokratisch aussah, als britische Thronreden sie machten — in furchtsamster Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung weit weniger auf wirkliche Ethik seiner Handlungsweise, als vielmehr auf die am Orte und im Verkehrskreise des einzelnen üblichen äußerlichen und geschäftsmäßigen Anstandsbegriffe bedacht ist. Diese Veräußerlichung des Gentleman-Ideales bei einer sehr beliebten Herausstreichung der ausgesprochen christlichen, besser gesagt dem Worte, nicht immer dem Geiste nach biblischen Tugenden treffen wir dann bei den allermeisten Lobrednern des englischen Gentleman eben seit dem 17. Jahrhundert. Und dabei haben wir uns oft genug vor Augen zu halten, daß meist nicht die Andacht, sondern der Kirchenbesuch, nicht aufrichtiges Mitgefühl mit dem grenzenlosen Elend der Armenfamilien englischer Groß- und Kleinstädte, sondern die Subskription auf der Wohltätigkeitsliste den Maßstab für die Beurteilung eines Menschen als Gentleman, namentlich seitens der weniger vom Himmel gesegneten Nicht-Gentlemen bildet.

Solche schroffe Form des neuen Gentleman-Ideals finden wir natürlich weder im 17. noch im 19. oder 20. Jahrhundert häufig rein und voll ausgebildet; noch immer treffen wir auch in den Tagen John Miltons (1608—1674), der kaum als die Verkörperung eines der neuen Typen seiner Zeit gelten kann, z. B. die alten, das Athletisch-Körperliche nicht vernachlässigenden, mehr feudal gehaltenen Anforderungen an einen Gentleman, so wenn um 1650 mit deutlicher Hervorhebung der Vorbildlichkeit für andere die Erziehung des jungen Lord Ossory folgendermaßen beschrieben wird: „Er reitet sehr gut auf dem Schlachtroß, ist ein guter Tennisspieler, Fechter und Tänzer. Er versteht etwas von Musik und spielt die Gitarre und die Laute, spricht das Französische elegant, liest das Italienische fließend, ist in der Geschichte gut beschlagen und in Romanen so vortrefflich belesen, daß er, wenn eine Galerie voller Bilder oder Gobelins

hängt, von allem, was diese darstellen, Geschichten erzählen kann“[70]). — Ist in der Bildung eines solchen Gentleman auch der galante, französische Geschmack der Stuartzeit unverkennbar, so steht er doch auch dem “retired gentleman” näher als die Hunderte von leichtfertigen, verkommenen Gentlemen der Restaurationsdramatik. Wie gering übrigens die Kavaliere Karls II. — denn um deren Abklatsch handelt es sich bei den Modehelden der Komödiendichter — sich selber einschätzten, können wir einem Anstandsbuch „Der Beruf des Höflings“ (1675) entnehmen. Hier wird als der zunächst für einen Gentleman geeignete Beruf der Offiziersstand bezeichnet, dann aber heißt es weiter: „Das Nächstempfehlenswerte ist dann, einem Lord aufzuwarten; der Herr wird diese ihm dienenden Gentlemen ja oft niedrig behandeln, er wird oft mit anderen sprechen, während sie mit entblößtem Haupt hinter ihm stehen müssen. Man kann sie in dieser Stellung kaum von Kammerdienern unterscheiden und sie werden oft auch wie gewöhnliche Kerle zusammengeschimpft. Es ist sehr hart für einen armen Gentleman, alle diese betrüblichen Widerwärtigkeiten durchzumachen“[71]). So hatte sich also in der Lage derjenigen Edelleute, deren Wappen seinen Goldglanz eingebüßt hatte, seit den Tagen der jungfräulichen Königin, die mit derben Zurechtweisungen ihres Hofstaates nicht zu kargen pflegte, nur wenig geändert, und da es nun einmal mehr besitzlose als besitzende „gebürtige Gentlemen“ gab, mußte sich bei solchem Mißverhältnis zwischen Rang und Geltung dem schlichten Bürger neuerdings die Frage nach dem inneren Wert eines Titels und seiner Vertreter als wichtig aufdrängen.

Dieses unaufhaltsam vordringende arbeitsame und prinzipienfeste Bürgertum Englands hat sich denn auch zu Anfang des 18. Jahrhunderts seinen Platz an der Sonne erstritten und der literarische Ausdruck dafür fehlt nicht. In der für alle Familienkreise berechneten moralischen Wochenschrift „Der Plauderer“ setzt sich Sir Richard Steele (1672—1729) für die möglichst allseitige Ausbildung des moralischen Charakters des Gentleman ein: „Der Höfling, der Gewerbetreibende, der Gelehrte sollten sämtlich ein gleiches Anrecht auf die Bezeichnung Gentleman haben. Der Gewerbetreibende, welcher mit mir in einem Artikel, von dem ich nichts verstehe, mit Aufrichtigkeit handelt, hat viel mehr Anspruch auf diesen Titel als der Höfling, der falsche Hoffnungen in mir erweckt, oder der Gelehrte, der meine Unwissenheit verlacht. Der Name Gentleman sollte niemals an die äußeren Lebensumstände eines Menschen geknüpft werden, sondern an sein Betragen in ihnen . . . . . Es gibt gar keine Eigenschaften, auf Grund deren wir die Achtung anderer beanspruchen

---

[70]) Sir R. Southwell; zitiert bei Sidney Lee in “Lord Herbert's Autobiography”, p. 69, Anm.

[71]) “The Courtier's Calling”, p. 120.

dürfen, als solche, die uns ihnen dienlich erweisen, denn für freie Menschen gibt es keine ‚Höheren' außer ihren Wohltätern"[72]).

Hier wird also die Ehrenhaftigkeit, die Gemeinnützigkeit als der hervorstechende Zug des Gentleman empfunden, vor dem das rein Standes- oder Bildungsmäßige zurücktritt; es wird ein etwas spießbürgerlicher Maßstab angelegt, bei welchem wir auch die streng-puritanische Auffassung der Gewissenhaftigkeit, der Anständigkeit, der Befolgung des beliebten englischen Sprichwortes „Ehrlichkeit ist die beste Politik"[73]) nicht verkennen dürfen. Immerhin unterscheidet sich dieser neugebackene Kaufmann-Gentleman des 18. Jahrhunderts recht vorteilhaft vom alten Durchschnitts-Krautjunker, der aber auch damals noch keineswegs ausgestorben war. Steeles Mitherausgeber an der Zeitschrift „Der Zuschauer", J. Addison (1672—1719), beschreibt diesen Typus des „country-gentleman" (Landedelmannes) etwa so: „Ein alter Gutsbesitzer (country-squire) ist ein Wesen, das vor drei Regierungen noch ein Gentleman war, jetzt aber ein bloßer Friedensrichter ist. Er huldigt der Ansicht, daß nur talentvolle Leute aufgehängt werden sollen; aber er möchte doch auch in seiner eigenen Grafschaft gern für klug gelten, in welcher er die Jagdgesetze auslegen und eine kitzlige Rechtsfrage nach reiflicher Erwägung mit der Meinungsäußerung entscheiden kann, ‚daß es vieles gibt, was man zugunsten beider Seiten der Frage sagen könnte'. . . . . Dem Jagdsport ist er sehr ergeben, liebt aber seines Nachbarn Wild mehr als das seinige; er pflegt drei Meilen weit zu gehen, nur um seine eigenen Rebhühner zu schonen . . . . . In der Kirche ist er der Hausherr der ganzen Gemeinde und duldet nicht, daß irgend wer außer ihm daselbst ein Schläfchen hält. In der Stadt erzählt er stets, wie er zu Weihnachten acht fette Schweine abstechen ließ und jeder armen Familie in seiner Pfarre einen Kranz von Schweinswürsten mit einem Pack Spielkarten sandte. Wenn er stirbt, hinterläßt er jedem Mann seines Kirchspiels einen großen Wollrock als Trauerkleid und jedem Weib einen schwarzen Mantel, weil es gerade ein kalter Tag war, als er sein Testament machte"[74]). — Ein sonderbares Gemisch von Schlauheit, Dummheit, Gutmütigkeit, Stolz und Gemeinheit, das sich nur unerheblich von einer etwa hundert Jahre älteren Charakteristik eines Landedelmanntypus unterscheidet[75]). Der Spott auf diese schon damals als ganz veraltet betrachtete Auffassung der Rechte und

[72]) "The Tatler", Nr. 207 (1710).

[73]) *"Honesty is the best policy."*

[74]) "The Spectator", 1711 ff.; die Zusammenstellung der einzelnen Züge des Sir Roger de Coverley ist die von W. Ralleigh in "The English Novel", 5th Ed., 1907, p. 122 f.

[75]) Sir Thomas Overbury, "Characters", 1614: "A Country Gentleman", satirisiert bes. dessen Einseitigkeit, Bildungsfeindlichkeit und Gemeinheit; vgl. W. Raleigh, "The English Novel", 5th Ed., 1907, p. 122.

Pflichten eines Gutsbesitzers liegt auf der Hand und im Grunde ist Addisons Ideal eines Gentleman jedenfalls dasselbe gewesen wie das seines Freundes Steele[76]): auch er wünschte eine höhere geistige und sittliche Bildung der damals noch das Rückgrat des englischen Volkes ausmachenden landbesitzenden Klasse, denn die gesamte Tendenz der moralischen Wochenschriften war die der Verbreitung allgemeiner Volksbildung, somit konnte gerade dieser so gesunde und wichtige Stand nicht davon ausgenommen werden. Aber hier mußte noch oft der Hebel angesetzt werden! Anderseits konnte sich Addison auch der Wichtigkeit und Unumgänglichkeit einer festen materiellen Grundlage oder persönlicher Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit für die Klasse der Gentlemen nicht verschließen: „Es gibt gar manchen jüngeren Bruder einer angesehenen Familie, der seine Kinder eher als Gentlemen verhungern als in einem Gewerbe oder Beruf, die unter seinem Stande scheinen, vorwärtskommen sehen ließe. Diese Grille erfüllt manche Teile Europas mit Bettelstolz." So klagt er, ein altes Lied anstimmend, schon 1711 gleichfalls im „Zuschauer"[77]). Und die große Gefahr der Veräußerlichung der von diesem Apostel der Humanität im Sinne des 18. Jahrhunderts gepredigten Herzensgüte zu bloßer guter Manier ist auch ihm nicht entgangen: „Es gibt keine Gesellschaft", läßt er sich im gleichen Jahre im „Zuschauer" wieder vernehmen, „oder Unterhaltung, die sich aufrecht erhalten ließe ohne Herzensgüte oder etwas, das deren Schein wahrt oder deren Platz vertritt. Aus diesem Grunde sind die Menschen gezwungen gewesen, eine Art künstlicher Menschlichkeit zu ersinnen, das, was wir mit dem Worte gute Umgangsformen (good breeding) bezeichnen. Denn wenn wir den Begriff dessen, was wir so nennen, gründlich untersuchen, finden wir, daß es nichts als eine Nachahmung und Vortäuschung der Herzensgüte ist oder — in anderen Worten — zur Kunst herabgesunkene Leutseligkeit, Liebenswürdigkeit und ruhige Anmut der Stimmung. — Derartige äußerlich erkennbare Schaustellungen und Anzeichen von Menschlichkeit machen einen Menschen erstaunlich beliebt und geschätzt, wenn sie auf echte Herzensgüte zurückgehen; ohne diese jedoch gleichen sie der Heuchelei in religiösen Dingen oder einer bloßen Form heiligen Lebens, welche einen Menschen, wenn man sie entdeckt, verabscheuenswürdiger machen als eingestandener Mangel an Frömmigkeit"[78]). —

---

[76]) Vgl. "The Spectator", Nr. 75, 1711, über die Humanität und Urbanität feiner Bildung: "*In a word to be a Fine Gentleman, is to be a Generous and a Brave Man*" und Nr. 109, 1711, das Porträt des Sir Humphrey de Coverley.

[77]) "The Spectator", Nr. 108.

[78]) Ebenda, Nr. 169; vgl. aber auch ebenda, Nr. 119: "*Good breeding shows itself most, where to an ordinary Eye it appears the least.*"

Neben solchen Schlaglichtern auf das Wesen des Gentleman in den Essais der verschiedenen moralischen Wochenschriften — auch die Essais Swifts[79]) könnten da herangezogen werden — ist dann für den Geist des beginnenden 18. Jahrhunderts recht bezeichnend die systematische, eingehende und gediegene Behandlung unseres Problems in der Schrift „Der vollkommene englische Gentleman", welche der hervorragende Romanschriftsteller und Volkswirtschaftslehrer Daniel Defoe (1661?—1731), der Schöpfer des „Robinson Crusoe" und zahlloser schöngeistiger wie praktischer Werke, um 1730 verfaßt hat[80]). Das reichbewegte Leben Defoes, das ihn vom Pranger in die Gesellschaft von Ministern führte und an dessen Ende wir die Entstehung dieses handschriftlich erhaltenen, reife Erfahrung kündenden Werkes setzen müssen, befähigte ihn in hohem Grade zur Aussprache über dieses sozialpolitische Bildungs- und Erziehungsideal seiner Zeit. Nur den Hauptlinien seiner Begriffe davon können wir rasch nachgehen.

Defoe, der in seiner Zeit wohl nicht selber als Gentleman gegolten haben dürfte, da er weder wappenfähig noch akademisch-gelehrt, weder wohlhabend noch seßhaft war, macht den bedeutsamen Unterschied zwischen *gentlemen born* (gebürtigen Gentlemen) und *gentlemen bred* (gewordenen Gentlemen). Über die Umrisse des ersteren uralten Begriffes kann nach dem schon früher Gesagten kein Zweifel bestehen; bei dem letzteren, der nach Defoes drastischen Schilderungen von Unsitten der Geburtsgentlemen auch die gesamte Klasse der "gentlemen born" noch umfassen sollte, will er in einer sehr weitgehenden Schonung traditioneller Vorurteile den reichgewordenen Kaufmann noch nicht als Gentleman angesehen werden wissen, wohl aber dessen „politisch", d. h. fein erzogenen Sohn. Was also vor 100 Jahren noch offen verspottet wurde, die Großmannssucht der Kaufherrensöhne, hat sich nun ganz ernsthafte Anerkennung erzwungen. Auch Emporkömmlinge aus dem Stande der Handwerker besserer Stellung sowie solche aus anderen Ständen scheinen Defoe für den Titel eines Gentleman noch nicht selber gut genug, neben dem Grundbesitzer nur noch Offiziere und Geistliche, also wieder ganz traditionell zugelassene Personen. Auch den eigentlichen Fachgelehrten läßt Defoe nicht in die geschützte Kaste ein — zu Shakespeares Zeit wurde der Titel höflichkeitshalber selbst gebildeten Musikern zuteil! — sondern belegt ihn sogar mit reichlichen Spottnamen; wohl aber

---

[79]) Bes. "Essay on Education" (Works, 1841, Vol. II.).

[80]) "The Compleat English Gentleman" by Daniel Defoe, edited for the first time by Karl D. Bülbring, London, 1889, mit einer vorzüglichen, eine Menge von Anstandsbüchern verwertenden Einleitung über 'The history of the meanings of the word "gentleman"' bis ins 18. Jahrhundert.

ist der „Mann von feiner Bildung und Gelehrsamkeit", der schöngeistig angehauchte Dilettant, der dem *retired gentleman* des 17. Jahrhunderts so nahe steht, auch für ihn unfraglich ein *gentleman bred*. Spricht hier persönliche Kränkung Defoes über ihm widerfahrene wenig ehrenvolle Behandlung seitens der Universitäten aus seinem beschränkten und wenig schmeichelhaften Urteil, so ist doch dieses vom Philosophen John Locke zuerst 1693 begründete Betonen des Umstandes, daß Buchwissen und Intellekt allein nicht den richtigen Gentleman ausmachen können[81]), eine ebenso richtige wie häufig in ihrer Einseitigkeit für die endgültige Formulierung des Gentleman-Ideals verhängnisvolle Anschauung, die dann im 19. Jahrhundert in krassester Form, mit gefährlichem neuen Bedeutungsinhalt erfüllt, wieder auftaucht. Schon die Wahl zweier gelegentlicher Dialogfiguren, zweier Brüder aus wappenführendem Hause, und deren knappe Einführung, kennzeichnen Defoes Standpunkt: „Der jüngere Bruder hatte seine Erziehung auf der Universität empfangen und ein gut Stück Kenntnisse erworben, die er glücklicherweise auf einen natürlichen Stamm von gesundem Menschenverstand aufpfropfen konnte. Er besaß ein Ingenium, das über den Durchschnitt hinausragte, und da dieses durch philosophische Ausbildung gefördert worden war, verschaffte es ihm die außerordentliche Wertschätzung der besten Leute und befähigte ihn namentlich infolge eleganter Ausdrucksform zum Verkehr in der besten Gesellschaft. Der ältere Bruder war ein Gentleman, d. h. er war der Erbe einer Besitzung mit einem Ertrage von etwa 3000 £ jährlich und erhoffte sich, ins Parlament gewählt zu werden"[82]). Als Bildungsgegenstände für den richtigen Gentleman verlangt Defoe übrigens in der bei ihm so häufig aufblitzenden Vorahnung ganz moderner Bewegungen das Studium der Geschichte, der Geographie, der Astronomie, der Philosophie, der Naturwissenschaften, was alles ja damals einen noch leicht und rasch zu bewältigenden Lernstoff ausmachte, sieht aber von der Erlernung des Lateinischen und Griechischen mit der Begründung ab, daß alle wichtigen klassischen Werke ohnedies in guten englischen Übersetzungen vorlägen. „Man kann," ruft er aus, „ein Philosoph ohne Griechisch sein!" und er hält es für ganz besonders schädlich, daß die höheren Schulen Englands damals ihren Schülern die Naturwissenschaften noch in lateinischer Unterrichtssprache beizubringen versuchten![83]) Mit richtiger Lebenserfahrung überschätzt Defoe den Wert der Schule für die Erziehung überhaupt und gerade für die seines Gentleman keineswegs: von dem Schlagwort, das

[81]) "Thoughts concerning Education", § 147.
[82]) "Compl. E. G.", p. 43 ff.
[83]) Ebenda, 214 ff.; vgl. Locke, a. a. O., § 195.

dann im 19. Jahrhundert in England gerade zum Schutze einer verzopften ausschließlichen Lernschule mißbraucht worden ist, von dem der Charaktererziehung, von der pädagogischen Zubereitung von Gentlemen, weiß er noch nichts. Er war offenbar der Meinung, daß hier das Leben selber das Seinige tun müsse, einen festen, zielbewußten Mann zu entwickeln. Im übrigen enthüllt Defoes Buch schonungslos den kläglichen Zustand von Unwissenheit und Bildungsfeindlichkeit, in dem die *gentry* seiner Zeit dahinlebte: Die ältesten Söhne, die gesetzlich zur Erbschaft des Gutes bestimmt erschienen, pflegten geradezu mit Verachtung auf ihre jüngeren Brüder herabzublicken, die sich einem geistigen Berufe, dem Pfarramt, der Anwaltschaft, der Gelehrsamkeit, als Brotstudium zuwenden mußten, und pflegten sich ihrer standesgemäßen Unwissenheit noch zu rühmen[84]). Den künftigen Gutsherren wurde der Unterricht meist daheim von wenig fähigen, billigen und ganz bedientenhaft behandelten Hauslehrern, „*tutors*", in zielloser und disziplinloser Weise erteilt und diese Hauslehrer bilden noch nach der Mitte des 18. Jahrhunderts eine ständige niedrig-komische Spottfigur in den Romanen Fieldings (1707—1754)[85]) und Smolletts (1721—1771)[86]). Auch John Locke berichtet, daß die jungen Herrchen in der Tat mehr in der Gesellschaft, im Gedankenkreise und in der Ausdrucksweise von Stallburschen und Wildhütern als unter dem Einflusse ihrer akademisch gebildeten, aber dem geistigen Proletariat angehörenden Pädagogen aufwuchsen[87]). An die Universität steckte man diese Gutserben oft schon mit 15, ja mit 12 Jahren und die Posse eines sehr kostspieligen, aber ebenso wertlosen, mit Sportbetrieb reichlich durchsetzten Lehrganges wurde wieder unter der unzulänglichen Aufsicht eines *tutor* auf der Hochschule nur fortgesetzt[88]); war der seichte und rohe Bursche inzwischen 18 bis 20 Jahre alt geworden, so schickte man ihn zuweilen noch, zumeist wieder mit einem jeder Autorität baren *tutor* als Reisebegleiter, auf die große Tour nach Frankreich, allenfalls noch nach Italien[89]) — damit war der Bildungsgang eines zur Bewirtschaftung eines großen Gutes, zur Ausübung der Gerichtsbarkeit und vieler verantwortlicher Vorrechte bestimmten jungen Mannes abgeschlossen. Defoe ist weit entfernt davon, das Reisen als Bildungsmittel gering zu achten, aber ihm schwebte vor, daß man sich darauf äußerlich und innerlich besser vorbereiten und diese vor-

[84]) Vgl. Anm. 82.

[85]) Z. B. "Joseph Andrews", 3. Buch, 7. Kapitel; vgl. „C. E. G.", p. 87.

[86]) Z. B. "Peregrine Pickle", 1. Bd., 28. Kapitel.

[87]) A. a. O., § 16.

[88]) Vgl. "Peregrine Pickle", 1. Bd., 21., 22., 24. Kap.

[89]) Ebenda, 1. Bd., 35. u. ff. Kap.

zügliche und einzigartige Gelegenheit, den Blick eines sich entwickelnden jungen Menschen zu erweitern, vernünftiger ausnützen müsse, als es unter denjenigen, die sich eine solche weite Reise leisten konnten, damals gang und gäbe war. Wiederholt klagen die pädagogischen Schriftsteller des 16. bis 18. Jahrhunderts über die Mißerfolge der von wohlfeilen und ungebildeten oder doch ihrem selbstherrlichen Schützling machtlos gegenüberstehenden Reisebegleitern geleiteten Reisen und darüber, daß die jungen Herren „bloß mit einem Haufen französischer Kleider, Phrasen und Bedienter und mit einer herzlichen Verachtung alles heimischen Wesens, besonders der biederen Art der Altvorderen, zurückkehrten“[90]).

Die für den Gentleman des 19. und 20. Jahrhunderts als unerläßlich betrachtete tadellose Beherrschung der Form des gesellschaftlichen Auftretens scheint im 17. und 18. Jahrhundert den meisten der sich als Gentlemen fühlenden Männer noch recht schwer gefallen zu sein. Die Anweisungen darüber wenigstens berühren immer wieder die merkwürdigsten, heute selbstverständlichsten Dinge. Ich gebe nur einige Beispiele über die Tischsitten. Da wird gieriges Zuschnappen bei der Mahlzeit, das Einführen beider mit Speisen beladenen Hände in den Mund verboten, ebenso das Ablecken des Messers oder der Finger, das Auswischen des Tellers mit dem Finger, das Austrinken des Restes der Bratentunke. Auf Reisen solle man sich nicht in der Wirtshausküche kämmen, weil dort die Haare in die Schüsseln und Kochtöpfe fliegen können[91]). Aber auch geradezu lasterhafte Gewohnheiten werden unermüdlich von den Zeremonienmeistern des Gentlemantums warnend betont, müssen also doch weit verbreitet gewesen sein: übermäßiges Trinken, lästerliches Fluchen, Verkehr mit Dirnen, Karten- und Würfelspiel um hohen Einsatz waren, wenn wir diesen Anstandsbüchern und den Abenteuerromanen des 18. Jahrhunderts glauben dürfen, unter den Landjunkern und ihren Erstgeborenen ganz üblich. Sogar das Lügen, wohl als eine Steigerung des unter Sportliebhabern gewöhnlichen großsprecherischen Aufschneidens, wird diesen Stützen der Gesellschaft selbst von ernsthaften Leuten wie John Locke als ein gern befriedigter Hang nachgesagt[92]). Nach alledem mag sich denn die Kultur eines solchen *country gentleman* — denn auf diese Klasse beziehen sich weitaus die meisten dieser Äußerungen — tatsächlich, wie Macaulay in

[90]) "Joseph Andrews", 3. Buch, 7. Kapitel; vgl. ähnlich über die Schädlichkeit der Italienreisen im 16. Jahrh. Roger Ascham, "The Scholemaster", 1570 (Arbers Reprint, p. 83 ff.), und R. Mulcaster, "Positions", 1581, 40. Kap. u. a. m.

[91]) Nach "The Rules of Civility &c", 1703, zit. in Bülbrings Einleitung zu „C. E. G.“, p. LXXIX f.

[92]) Nach Bülbring, a. a. O., p. LXXXI f.

seiner Geschichte Englands meint, wenig von der eines bäuerlichen Müllers oder Bierwirtes aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unterschieden haben[93]). Da wundern wir uns auch nicht, wenn Defoe die eindringliche Mahnung ausspricht: „Ich muß den Gentlemen, die sich vornehmlich nach dem Vorteile alter Abstammung einzuschätzen haben, nahelegen, sich soweit herabzulassen, daß sie zugeben, daß Tüchtigkeit, Wissen, philosophische Studien und ein gewisses Maß natürlicher und erworbener Erkenntnis nötig sind, den gebürtigen Gentleman vollkommen zu machen, und daß ohne sie der Erbe mit all seinen Vorrechten nur der Schatten eines Gentleman sein wird. . . . . . Nur wenn wir Geblüt und Verdienst zusammenbringen, werden wir das beste und rühmenswerteste Wesen in Gottes Schöpfung, einen vollkommenen Gentleman, herstellen"[94]). Würdigkeit, Ehrenhaftigkeit, Tüchtigkeit, Unbestechlichkeit des Charakters, Ehrlichkeit, Frömmigkeit sind für Defoe auch sonst unerläßliche Merkmale des „gebürtigen Gentleman". Dieser letztere ist ihm aber noch stets der Grundstock dieses für Englands Größe unentbehrlichen Standes, nur will er ihn eben rein und pflichtgetreu bewahrt wissen und nur wahrem Verdienst ursprünglich nicht Wappenfähiger den Eintritt in den Stand eröffnen. Wie er solchen Eindringlingen, freilich nur, wenn sie auch eine äußere Anpassungsfähigkeit bekunden, den Namen Gentleman nicht verweigert, so erblickt er auch keine Schande im Ergreifen eines Broterwerbes seitens jüngerer Söhne der Gentry, wohl aber in der Verachtung von Wissen, Bildung, Tüchtigkeit und guter Erziehung, wodurch sich jeder geborene Gentleman selbst aus den Reihen seiner Standesgenossen stoße[95]). Mit einem ironischen Zitat über die landjunkerlich kurzsichtige, von Defoe als höchst schädlich bezeichnete Beschränktheit in der Vorstellung eines Gentleman wollen wir von diesem wohlmeinenden Autor Abschied nehmen: „Glauben denn die englischen Gentlemen nicht, daß es die höchste Bildung bedeute, wenn einer ein guter Sportsmann ist, und daß den Hunde- und Pferdejargon gut zu beherrschen, weit mehr Wert habe als Griechisch oder Latein?"[96])

Die realistischen Schilderungen und Charakterskizzen der Sittenromane Fieldings, Smolletts und Goldsmiths fügen dem bisher gewonnenen Bilde kaum wesentlich neue Züge hinzu; nur die Erkenntnis drängt sich uns noch stärker auf, wie wenig würdig des Namens und Standes eines Gentleman seine Hauptvertreter in der Tat dahinlebten. Die ganz unmöglichen Engelsideale eines Samuel Richardson dagegen, der die Welt des Gentleman nur ganz von außen kannte, haben infolge ihrer

[93]) Macaulay, History of England, 1. Bd., 3. Kap.
[94]) „C. E. G.", p. 5.
[95]) Ebenda, p. 18 u. 31.
[96]) Ebenda, p. 38; vgl. auch p. 273.

Weltfremdheit und sentimentalen Spießbürgerlichkeit auf die Dauer kaum eine andere als eine komische Wirkung ausüben können. In den politisch ruhigeren Zeiten der ersten beiden George aus dem Hause Hannover hatte sich inzwischen die Persönlichkeitskultur des Gentleman allmählich mehr ausgebreitet, freilich mit einem großen Nachteile: die individuellen Seiten wurden zu sehr vernachlässigt und man stellte einen Mittelmaßtypus auf, der, vom Stand und Beruf des einzelnen unabhängig, lediglich alles Anstößige in Benehmen und Gesprächsführung vermeiden und eine passive Rücksichtnahme gegen andere üben sollte. Einen solchen Mann verherrlicht z. B. der Prediger Appleton 1743 in seiner Definition: „Der Gentleman wird jeden Mann mit gebührender Achtung behandeln, freundlich, nachgiebig, herablassend, verbindlich und bereit zu Gefälligkeiten sein"[97]). — So blaß und schal ein solches Ideal, das ganz im Geiste der seichten Aufklärung empfunden ist, auch scheinen mag, so ist es doch ein unzweifelhafter Gewinn der Zeit gewesen, daß ihm nach und nach eine nicht unbeträchtliche Zahl der gebürtigen so wie der durch eigene Zivilisationsarbeit gewordenen Gentlemen nachstrebten. Auch von der Seite der Gelehrsamkeit her sollte der Übergang zur Verfeinerung des Gentleman-Ideals versucht werden, so wenn Oliver Goldsmith (1728—1774), an Locke und Defoe anknüpfend, 1759 vor allzu viel theoretischem Wissen warnt und dem „Mann von Geschmack" die Rolle eines Vermittlers zwischen dem trockenen Fachgelehrten und dem Weltmann zuweist[98]). — Hier klingen die neuhumanistischen und humanitären Ideen nach, die ausgesprochen deistisch-rationalistische Schriftsteller schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts verbreitet hatten. An erster Stelle wäre da auf den Grafen von Shaftesbury (1671—1713) hinzuweisen, der eine wahre Seelenästhetik aus der Ethik macht, der als feinsinniger und edler Weltmann den „Geschmack" in Genuß und Lebensführung predigte, der die Tugend zwar als einzige Glückseligkeit ansah, aber sie auch als reife Frucht des Strebens nach Schönheit pflücken zu können vermeinte[99]). Das Freidenkertum Shafteburys baute nach der diplomatischen Seite hin der ebenso ränkevolle und selbstsüchtige wie persönlich bezaubernd liebenswürdige Lord Bolingbroke (1678—1751) aus, der jedoch als ein ausgesprochen parteipolitischer Schriftsteller trotz seines glänzenden Stiles dem Gentleman-Ideal über die stark französisch bestimmte Eleganz des Höflingtums hinaus

[97]) Appleton. "Sermons", p. 153.

[98]) "Inquiry into the Present State of Polite Learning", 8. Kapitel.

[99]) Vgl. "Characteristicks of Men, Manners, Opinions and Times', 1711, 3 Bde.; dazu Hettner, Lit. Gesch. des 18. Jahrh., I., 5. Aufl., 1894, S. 172—187.

keine neuen Züge aufdrückte[100]). Ähnliches gilt von dem weltmännischen Dilettanten Ph. Dormer Stanhope, Grafen von Chesterfield (1694—1773), der, als ein wahrer Virtuos der Lebenskunst, allen mit ihm in Verkehr tretenden Menschen zu gefallen, eine glatte, vor äußerster Verstellung nicht zurückscheuende Form zum Ideal erhob und dieses seinem Sohne und seinem Patenkinde in vertraulichen Briefen mit anerkennenswertem Eingeständnis seiner ganz eudämonistischen Selbstsucht auseinandersetzte[101]). Immerhin findet man Chesterfields Grundsätze auch heute noch gelegentlich in englischen Handbüchern des guten Tones oder der Lebensweisheit als nachahmenswert bezeichnet. — Einer der bekanntesten Literaten und Geschmacksmenschen des 18. Jahrhunderts Horace Walpole (Graf von Oxford; 1717 bis 1797) darf als ein sentimental angehauchter, verweichlichter Ausläufer des retired gentleman des 17. Jahrhunderts mit entschieden französischem Bildungseinschlag betrachtet werden, als der er sich in seinen über 2000 erhaltenen Briefen offenbart[102]); aber auch er wie die andern eben Genannten, die in ihrer Lebensführung vielen als Muster von "gentlemen of fashion" erschienen, hat dem nationalen Ideal keine neuen Werte hinzugefügt, keine ausschlaggebende Richtung gegeben. Nach wie vor lebten doch auch im 18. Jahrhundert neben innerlich verfeinerten Gentlemen die alten Ellbogenmenschen, welche, auf ihren Stand pochend, selbst die einfachsten Anstandspflichten gröblich verletzten. Auf sie müssen wir das boshafte Witzwort des freilich durchaus demokratischen knorrigen Gelehrten und Schriftstellers Dr. Samuel Johnson (1709—1784) beziehen: „Ein Gentleman ist derjenige, der seine Schneiderrechnung bezahlt“, eine, wie man meinen sollte, geringfügige und nicht ausdrücklich erst zu erhebende Forderung an die „Besten“ des Landes.

Jenes an sich blasse Ideal des nirgends Anstoß erregenden Gentleman erfuhr, als die deutlich höfisch bestimmte Färbung der Standesvorurteile wieder im Sinne Chesterfields oder Walpoles häufiger durchdrang, eine ganz verhängnisvolle Verflachung: zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts beschränken sich nicht wenige Gentlemen auf die ausschließliche ganz äußerliche Pflege ihres gesellschaftlichen Betragens und ihrer Tracht: was im 16. und 17. Jahrhundert als „Mode“ gerechtfertigt wurde, wird jetzt mit dem Schlagworte „Geschmack“ gedeckt, aber die Wirkung ist ziemlich die gleiche. Und von der Geckenhaftigkeit als äußerster Folge dieser Vorstellungsverwirrung bis zum heute noch geltenden Grund-

[100]) Vgl. seine "Letters on the Study of History" und "A Letter on the True Use of Retirement".

[101]) Vgl. "Letters to his Son" (1774), 2 Bde., 1901 (ed. Strachey) und "Letters to his Godson and Successor", 1890 (ed. Earl of Carnarvon).

[102]) "Letters" ed. Mrs. P. Toynbee, Oxford, 16 Bde., 1903—05.

satz, daß die Kleidung eines Gentleman so gewählt sein müsse, daß man sie als eine selbstverständliche Anstandsform in Ergänzung seiner persönlichen Unauffälligkeit in moralischer, religiöser, politischer, geistiger Hinsicht in der Gesellschaft empfinde, hat man diese eine Seite des Ideals, die eine unendliche Einförmigkeit ohne Eigenart begünstigt und dabei gar keine geringe Denkkraft für Kleinigkeiten in Anspruch nimmt, weiter gehegt. So begegnen wir denn neuerdings in der Literatur wie in der Sittengeschichte Personen, die mit der Marke „Gentlemen" versehen werden, jedoch z. B. ihr Stutzertum allein als Rechtstitel darauf geltend machen können, während die Abwesenheit aller gesunden ethischen Werte sie geradezu aus dieser Klasse ausschließen müßte.

Dies gilt vor allem von dem als König, Gatten und Vater in gleichem Maße verächtlichen Georg IV. (1820—1830), der bereits als Prinzregent (seit 1811) Mode und Ton angab — die Straße der feinsten Modegeschäfte in London heißt ja nach ihm Regent Street! — und deshalb als „der erste Gentleman Europas" ausgerufen wurde. Hören wir über ihn W. M. Thackeray (1811—1863), z. B. in der Beleuchtung der Eheverhältnisse dieses dem Trunk, dem Hasardspiele und andern Lastern ergebenen Fürsten: „Malmesbury gibt uns den Beginn der ganzen Ehe: — wie der Prinz zur Vermählung in die Kapelle taumelte; wie er sein Ehegelübde herausrülpste — man weiß, wie schlecht er es dann hielt —, wie er die Frau, die er geheiratet hatte, verfolgte, in welchen Zustand er sie brachte, mit was für Schlägen er sie heimsuchte, mit welcher Bosheit er sie hetzte, wie die Behandlung war, die er seiner Tochter angedeihen ließ, und wie sein eigener Lebenswandel aussah! Er der erste Gentleman Europas! Es gibt keine ärgere Satire auf die stolze englische Gesellschaft jener Tage als die, daß man einen Mann wie Georg bewunderte!" Oder weiter: „Was war dieser Georg eigentlich, was war er? Ich durchdenke sein ganzes Leben und sehe nichts von ihm als eine affektierte Kopfneigung, ein geziertes Lächeln. Ich will es versuchen und ihn in einzelne Stücke zerlegen; da finde ich seidene Strümpfe, wattierte Polster, eine Schnürbrust, einen Rock mit Borten, einen Pelzkragen, einen Ordensstern und ein blaues Knieband, ein herrlich duftendes Taschentuch, eine nußbraune mit Öl gesalbte Perücke, eine Reihe Zähne, einen großen schwarzen Rock, Westen, Unterwesten, noch mehr Westen — und weiter nichts"[103]). — Seinen Eintritt in die große Welt bezeichnete dieses Muster eines feinen Mannes durch die herrliche Erfindung einer neuen Schuhschnalle von 1 Zoll Länge und 5 Zoll Breite, die fast den ganzen Schuh bedeckte und auf jeder

[103]) "The Four Georges" (1855): "George the Fourth."

Seite bis auf die Erde reichte[104]). Und dieser Mann hatte die Kühnheit, seinen verdienstlichen Minister Peele als *"no gentleman"* zu bezeichnen, weil er beim Niedersitzen die Rockschöße auseinandernehme![105]) —

In der Gestalt seines würdigen Freundes George Brummell (1778—1834?), der, als er seine Schulden nicht mehr bezahlen konnte, von seinem hohen Gönner jämmerlich im Stich gelassen wurde, erreichte diese Pflege des Körper- und Kleiderkultus, für die nur noch das Wort Dandytum paßt, ihren höchsten Triumph. „Das Geheimnis seines ‚unvergeßlichen Kostüms' lag in der erstaunlichen Sorgfalt, die er auf das geringste Detail desselben verwendete .... Jeden Morgen verbrachte er nicht weniger als drei Stunden bei der Toilette. Er hatte drei Friseure, je für den Vorderteil, Rückteil und die Seitenteile des Kopfes. Den Gipfel seiner Kleidung bildeten die Krawatten. Die Muster zu diesen ließ er sich von einem Maler entwerfen. Wenn die erste Schleife nicht gut gebunden war, wurde die Krawatte einfach weggeworfen und eine neue genommen. Er trug täglich drei Krawatten, die letzte wurde nach dem Verlassen der Oper oder des Theaters umgebunden, bevor er zum Abendessen oder zum Kartenspiele ging. Außerdem wechselte er dreimal täglich das Hemd! ..... Brummell führte den Grundsatz in das Dandytum ein, daß das Vornehmste zugleich das Einfachste sei. Er vermied in seiner Toilette alles Auffällige, Bunte, Schreiende. Dabei wußte er aber doch durch sein Äußeres die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken infolge einer seltsamen Mischung von höchster Intelligenz, Ironie, Impertinenz, Gleichgültigkeit und Anmut. — Und dieser Mann wurde von Dichtern wie Thomas Moore und Lord Byron bewundert und von den Frauen der tonangebenden Gesellschaft vergöttert! Von 1799 bis 1814 gab es kein Fest, keine gesellschaftliche Veranstaltung, bei welcher Brummells Abwesenheit nicht als eine Blamage betrachtet worden wäre." Dabei scheute Brummell vor keiner Lüge zurück, eine kleine von ihm begangene Ungeschicklichkeit z. B. auf andere abzuwälzen, um nur seinen Ruf als Meister der Form nicht zu gefährden[106]).

Daß es solche Narren der Äußerlichkeit, aber Narren mit Methode damals massenhaft gab, wäre der Erwähnung weiter nicht wert, hätte nicht dieser Dandy-Typus einen gewissen literarischen Einfluß gehabt, nämlich auf die Figur des Don Juan, wie sie Byron (1788—1824) in seinem großen satirischen Epos geschaffen hat und wie sie, noch recht wenig

---

[104]) Ebenda.

[105]) "The Spectator", 5. Februar 1901, p. 170.

[106]) Nach Georgiana Hill, "Women in English Life", 1896, II., p. 115—117 und Jesse, „Life of Beau Brummell", 1886, 1. Bd., p. 343.

verändert, z. B. in Bulwers Roman „Pelham" (1828), ja sogar noch bei Ch. Dickens ab und zu nachlebt. Noch bis ins 20. Jahrhundert hinein spielt ja die anscheinend obenhin behandelte, in der Tat aber peinlichst ausstudierte Tracht des Gentleman eine große Rolle in England: König Eduard VII., dem wir die letzten wirksamen Einkreisungsvorbereitungen zum jetzigen Weltkriege zu verdanken haben, hat sich während seiner langen politischen Wartezeit als Prinz von Wales mit Vorliebe als ein solcher, dem Zeitgeschmack gemäß etwas weniger lächerlicher Dandy betätigt: die Bügelfalte an unseren Hosen ist das bisher unvergängliche Denkmal dieser stark betonten Seite seines Wesens geworden. Und noch immer finden wir literarische Niederschläge dieses Typus: auch ein gesellschaftlich nicht sehr hochstehender und nach englischer Vorstellung nur mäßig wohlhabender junger Mann z. B., der im Romane G. H. Wells' „Die Seejungfrau" (1902) die Rolle eines gutmütigen, freundlichen Beraters zu spielen hat, geht in seinem Londoner Junggesellenheim nachsinnend auf und ab, wie es heißt, „versunken in leeres Anstarren seiner sämtlich nett in ihren passenden Hosenstreckern gefalteten 27 Paar Hosen, die für seine Vorstellung von einem verständigen und glücklichen Menschen nötig sind. Für jede Gelegenheit hat er in natürlich-leichtem Fortschritt in dieser Wissenschaft gelernt, das just passende Paar Hosen, den möglichen Rock und die geziemende Gebärde und Phrase bereit zu haben. Er war ein Mann, der seine Welt beherrschte"[107]). Und weder in dieser Erzählung von Wells noch in hundert ähnlichen Fällen hat man das Gefühl, daß mit derartigen Schilderungen stark übertrieben werde.

Wo aber nun eine solche Veräußerlichung nicht lediglicher Wesensinhalt eines Gentleman wurde, lief dieser dennoch Gefahr, sie als Maske zu gebrauchen, um seine Ziele in einer durch sicheres, ruhiges Auftreten leicht zu gewinnenden oberflächlichen Gesellschaft unbedingt zu erreichen. Diese innerlich kalte, äußerlich unantastbar korrekte Gentleman-Natur schwebte Lord Byron vor, wenn er den griechischen Seeräuber Lambro in seinem „Don Juan" satirisch beschreibt — wir müssen hier wörtlich in Prosa übersetzen —: „Er war der sanftest gesittete Mensch, den man sich denken konnte, der je ein Schiff anbohrte oder eine Gurgel abschnitt, von solcher wahrhafter Gentleman-Art, daß man seine wirklichen Gedanken nie erraten konnte; kein Höfling und schwerlich auch ein Weib kann mehr Falschheit in einem Rock verbergen; 's ist nur schade, daß er die Abwechslungen eines Abenteuerlebens so sehr liebte: er war ein so großer Verlust für die gute Gesellschaft"[108]).

[107]) "The Sea Lady", 1892, 6. Kap., 4. Abschnitt.
[108]) "Don Juan" (1818—1822), 3. Ges., Strophe 41.

Hat Byron bei der Skizzierung dieser Gestalt auch zweifellos in erster Linie an den berüchtigten Ali Pascha (1741—1822) gedacht, den er in Albanien persönlich kennen gelernt hatte und dessen Bild mit ähnlichen Farben in seinem poetischen Tagebuch „Childe Harolds Pilgerfahrt" zu finden ist[109]), so hat er, wie Briefstellen beweisen, auch in England diesen Typus oft genug angetroffen. Diese diplomatische Spielart des Gentleman schreibt er ja auch seinem skrupellosen Don Juan zu, als dieser sein Glück am Hofe der russischen Katharina II. macht: „.... er gab seine Antworten mit einer höchst anmutigen Verbeugung, als wäre er für das Geschäft eines Ministers geboren. Obwohl er bescheiden war, hatte die Natur auf seine unbefangene Stirn ‚Gentleman' geschrieben. Er sprach nur wenig, dieses aber zur Sache; und seine Manieren warfen schwebende Grazie wie ein Banner über ihn"[110]).

In dieser „guten" Gesellschaft der Höfe und Salons, in denen Don Juan verkehrt, finden wir freilich nicht die Verwirklichung des Ideals eines feinen, starken, aufopferungsvollen Charakters, wie er sich doch in einzelnen Persönlichkeiten auch jener Zeit offenbart, allerdings sind dies seltener "gentlemen born" als vielmehr "gentlemen bred". Da preist Thackeray z. B. im schroffsten Gegensatze zu Georg IV., dessen Umgangsformen ein Lord Byron in einem Brief an Sir Walter Scott „als denen jedes lebenden Gentleman überlegen" rühmt[111]), als eine solche Idealgestalt den fruchtbaren, wenn auch mittelmäßigen Dichter Robert Southey (1774—1843), „einen würdigen Engländer, der fünfzig edle Jahre lang seine Arbeitspflicht erfüllte, der Tag für Tag Wissen aufstapelte, Tag für Tag um kargen Lohn arbeitete, im Verhältnis zu seinen schmalen Mitteln sehr wohltätig war, tapfer und treu in seinem einmal erwählten Beruf und es verschmähte, um Volksruhm oder um Fürstengunst von seinem Pfade abzugehen ..... ein Leben, erhaben durch seine Schlichtheit, Kraft, Ehrenhaftigkeit und Liebe"[112]). — Bescheidenstolz nennt sich Southey, der für seine Familie und seine Freunde große Opfer brachte, einmal selber einen „armen literarischen Gentleman". — Als einen zweiten wirklichen Gentleman führt Thackeray den echt romantischen Sir Walter Scott (1771—1832) an, den getreuen Schildknappen seines dieser Ehre wenig würdiger Königs Georgs IV.: „Was für ein guter Gentleman! Was für ein Freundesherz, was für eine großmütige Hand, was für

---

[109]) "Childe Harold's Pilgrimage" (1812), 2. Ges., Str. 62; vgl. Brief vom 7. Februar 1821: „*I never judge from manners, for I once had my pocket picked by the civillest gentleman I ever met with; and one of the mildest persons I ever saw was Ali Pascha.*"

[110]) "Don Juan", 9. Ges., Str. 83.

[111]) "Letters of Lord Byron", 6. Juli 1812.

[112]) "The Four Georges": "George the Fourth."

ein liebenswürdiges Leben war das des edlen Sir Walter!“ ruft der Schilderer begeistert aus[113]). Scott hatte am Ende seines an Erfolgen so reichen Lebens als Dichter und Schriftsteller das Unglück, nicht nur nahezu sein ganzes sauer erworbenes Vermögen einzubüßen, sondern auch eine schier ungeheuerliche Schuldenlast ehrenhalber auf sich nehmen zu müssen, deren Abtragung durch literarische Arbeit seine Gesundheit untergrub und ihn ins Grab brachte. In ihm, dem mannhaften, selbständigen Charakter, war aber auch in eigenartiger Verbindung von Romantik und Realismus jener Gentleman-Begriff von der Bodenständigkeit und Grundherrschaft noch schön und voll vorhanden, wie er sich ähnlich in Shakespeares Leben findet, der als wappenführender wohlhabender Haus- und Landbesitzer im Landstädtchen Stratford starb. Scott hat den Ritterschlag erst dann erhalten, als er sich eine ganz reizend gelegene und romantisch-feudal ausgestattete Besitzung gekauft und eingerichtet hatte: in dieser Erwerbung, in dieser Einwurzelung in die geliebte Heimatscholle, nicht in der bloßen Adelsverleihung mag er die Krönung seines auf gesundem Boden stehenden literarischen Ansehens erblickt haben, eines Ansehens, das er aber nach dem einmütigen Urteile der Nachwelt mindestens ebensosehr durch seine wissenschaftliche Geistesrichtung, seinen nationalen Sinn und seine Gemütstiefe verdient hat — während sein Geschlecht, auf dessen Gründung er so viel Wert gelegt hatte, längst zugrunde gegangen ist[114]).

Mit dem Beginne des maschinellen Großbetriebes hat die Stunde des grundbesitzenden Gentleman in England geschlagen. Schon im 18. Jahrhundert bereitete sich der Übergang dieses Reiches vom Ackerbaustaat zum nahezu reinen Industriestaat vor und die um die Wende des Jahrhunderts eingeführten mechanischen Kraftquellen, die Ausnützung von Wasser und Dampf, später die Verkehrsneuerung der Eisenbahn riefen eine völlige und sehr rasche Verschiebung der Wirtschafts- und Arbeitsbedingungen auf der großbritannischen Insel hervor. Eine allgemeine Landflucht trat ein, Haus- und Handarbeit verkümmerte, Bauernlegungen wurden erleichtert und — mit Ausnahme der Großgrundbesitzer, die jedoch auch lieber ihre Ländereien als Wildgehege abzäunen — trieben bis 1914 nur noch wenige Menschen in England Ackerbau auf eigene Rechnung. Mit dieser Entfremdung der breiten Volksmassen von Grund und Boden, mit der ungesunden Anschoppung der Städte durch den neuen, zunächst noch wenig durchgebildeten Industriearbeiterstand hört die soziale Bedeutung des niederen Landadels fast auf.

113) Ebenda.
114) Vgl. K. Elze, “Sir Walter Scott”, 1864, bes. Kap. 9 “Abbotsford”.

Er verliert nicht bloß die Beherrschung der bäuerlichen Bevölkerung mit allen daraus erwachsenen Pflichten, sondern will sich auch nicht mehr als Landwirt fühlen: er geht — meist ganz gern — in die neue Klasse der Fabriksherren, der Aktionäre, der Spekulanten über. Damit übernimmt er jedoch keine neuen Verantwortlichkeiten, denn der ausgesprochene Utilitarismus und die „klassische" Nationalökonomie der Zeit, nach welcher der größtmögliche Wohlstand eines Volkes zunächst durch egoistisches Verfolgen der Sonderwünsche eines jeden einzelnen erreicht wird, das berüchtigte Manchestertum, gegen das Dickens so heftig ankämpfte[115]), erzeugen eine Unbekümmertheit um das Wohlergehen der Mitmenschen, eine harte soziale Gleichgültigkeit, deren böse Folgen zum Teil durch Aufstände, zum Teil durch Organisierung der gelernten Industriearbeiter, zum Teil durch theoretische Überlegungen und Verordnungen halb und halb gemildert oder beschönigt werden. Der alte, oft klotzige und starrköpfige, aber patriarchalisch-ehrliche Landedelmann ist also dahin; sein Sohn führt ein unruhiges Leben, das ihn zwischen London und seinem alten Landhaus hin- und herwirft: in der Großstadt hat er sein Bankdepot, das Erbgut ist ihm höchstens eine Erholungsstätte für die Sommerzeit. Und auch der großgewordene Industrielle oder sonstige Emporkömmling strebt nach einem der vielen durch den agrarischen Niedergang frei werdenden Landsitze mit schattigem, vielleicht wildreichem Park, wo er behagliche oder protzige Gastfreundschaft üben kann: einen inneren Zusammenhang mit der um diesen Sitz wohnenden Bevölkerung hat er längst nicht mehr und der würde auch von keinem der beiden Teile mehr gesucht, geschweige denn gefunden werden.

So ist der Gentleman im ursprünglichsten Wortsinn entwurzelt: kein Stand hat mehr ein erstes Anrecht auf diesen Namen; nur Reichtum oder große Wohlhabenheit, also materielle Unabhängigkeit, verbunden mit einer gewissen äußerlichen Bildung und Wohlanständigkeit sind von nun an die Vorbedingungen für diesen Ehrentitel. Dennoch wird von den Angehörigen der meisten höheren Berufe auch weiterhin verlangt, daß sie Gen-

[115]) Vgl. Adam Smith (1723—1790): "The Wealth of Nations", 1776, dann namentlich Jeremy Bentham (1748—1832) in seinen zahlreichen utilitaristischen Werken und Sir Robert Malthus (1766—1834), "Essay on the Principles of Population" (1798), dessen Gedanken u. a. John Stuart Mill (1806—1873) in "Principles of Political Economy" (1848) und "Utilitarianism" (1863) sowie Miss H. Martineau (1802—1876) in ihren populären "Illustrations of Political Economy" (1832—1834) und zahlreichen ihrer Tendenzerzählungen folgten. Mit dichterischem Instinkt deckte Dickens als begeisterter Schüler Th. Carlyles (bes. des "Sartor Resartus" [1831], "Chartism" [1839], "Past and Present" [1839] u. a. m.) die Schwächen der utilitaristischen Theorien, namentlich des Malthusianismus auf; vgl. B. Fehr, Germ.-rom. Monatschrift, II., S. 542ff.

tlemen seien, und Stiftsschulen und Universitäten trachten nach wie vor in oft ganz verzopfter Weise, namentlich durch Sport- und Manierenpflege, auf diese heute in der Luft hängende und nur noch künstlich am Leben erhaltene Klasse — Stand kann man kaum mehr sagen — vorzubereiten.

Graz. Dr. Albert Eichler.

(Fortsetzung folgt.)

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Eva Sachs, Die fünf platonischen Körper. Zur Geschichte der Mathematik und der Elementenlehre Platons und der Pythagoreer. Philolog. Untersuchungen, herausgegeben von A. Kießling und U. v. Wilamowitz-Moellendorff. 24. Heft. Weidmann, 1917. Preis 8 M.

Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit will die Verfasserin zwei Wissensgebieten: der Mathematik und der Philosophie nutzbar gemacht wissen. Der Kernpunkt der Untersuchung liegt in letzter Linie in der Frage, ob alles, was dem alten Religionsstifter Pythagoras im Laufe der Zeiten zugeschrieben worden ist, auch wirklich von ihm stammt, in unserem besonderen Falle, ob die fünf regulären Körper: Tetraeder, Oktaeder, Würfel, Dodekaeder und Ikosaeder den Pythagoreern bereits bekannt waren. Zugrunde liegen und fortgeführt sind hauptsächlich die Untersuchungen von G. Junge: Wann haben die Griechen das Irrationale entdeckt? Halle 1907 und von H. Vogt: Entdeckungsgeschichte des Irrationalen nach Platon 1910. Nachdem die antiken Zeugnisse über die „Fünfelementenlehre“ der Pythagoreer und Platons zusammengetragen sind, nimmt die Untersuchung ihren Ausgang von der Prüfung der Stelle im Geometerverzeichnis des Proklos (in Euclid. p. 65, 19) und führt zu dem Resultat, daß das Geometerverzeichnis, das bis nun eine ganz unberechtigte Rolle in der Geschichte der Mathematik gespielt hat, entweder ein Werk des Proklos ist oder doch wesentliche Zusätze von ihm enthält und nicht auf Eudem zurückgeht, sondern für die Angabe über die Entdeckung des Irrationalen und die Konstruktion der regulären Körper mit großer Wahrscheinlichkeit auf den ganz unzuverlässigen und unwahren Iamblichos sich stützt. Ja es stellt sich sogar heraus, daß es eine allgemeine pythagoreische Elementenlehre gar nicht gab, sondern das, was man dafür ausgibt, ist ein Produkt aristotelischer, platonischer und philolaischer Gedanken, die, in der Akademie entstanden, — denn auch das Philolaosfragment (Diels, Vorsokr. 32 B, 12) enthält schon nach Diels' Interpretation keine Beziehung auf die fünf regulären Körper — auf Platons Timaios 55 C zurückgehen, der allerdings für ein Zeugnis der pythagoreischen Schule galt. An

diese mehr negative Beweisführung, die den Zweck verfolgt, den mystischen Nebel über dem Pythagoreismus zu zerstreuen, reiht sich nun die positive Arbeit des Suchens nach dem Entdecken der regulären Körper. Mit Hilfe der Notiz des Suidas s. v. Θεαίτητος: πρῶτος δὲ τὰ πέντε καλούμενα στερεὰ ἔγραψε, wo das letzte Wort „zeichnen, konstruieren" bedeutet, und eines Scholions, das die Einleitung zum 13. Buch der Elemente des Euklid bildet und über Pappos auf den zuverlässigsten Gewährsmann der antiken Mathematikgeschichte, Eudem, zurückgeht, und auf das deshalb besonderes Gewicht gelegt wird, weil es etwas scheinbar mathematisch Unmögliches gibt und gerade deshalb schon vor dem Verdacht der Erfindung geschützt ist, wird dargetan, daß empirisch die Pythagoreer das Dodekaeder kennen konnten, ohne von Oktaeder und Ikosaeder eine Ahnung zu haben. Theaetet hat dann diese beiden Körper „erfunden", d. h. die Figuren zum erstenmal hergestellt, daneben alle fünf Körper, einschließlich die drei den Pythagoreern schon bekannten, als erster mathematisch konstruiert. Da nun Theaetet im Frühjahr 369 bei Korinth tödlich verwundet wurde, muß diese Entdeckung vor das Jahr 369 und ihre Verbreitung vor Platons Timaios fallen, der hier mit den fünf regulären Körpern operiert. Bei der weiteren Betrachtung des 13. Buches der Elemente des Euklid ergibt sich, daß dieser nur Theaetet, nicht auch Aristaios, wie Heath will, benutzt hat. Diese Arbeiten des Theaetet laufen parallel mit den Forschungen des um sieben bis zehn Jahre jüngeren Eudoxos; man kann sich da eine fördernde Wechselwirkung im platonischen Kreise gut vorstellen, worüber der Altmeister seine helle Freude gehabt haben mag: die Proportionslehre des Eudoxos, die von Theaetet geschaffene Lehre vom Irrationalen und die Stereometrie als gemeinsames Werk beider.

Auf Grund dieser Ergebnisse wird nun an die Erklärung für die Entstellung der Tradition über die pythagoreisch-platonische Mathematik gegangen. Der hauptsächlichste Grund ist das Fehlen einer schriftlichen Tradition, das die Pythagoreer und mit ihnen die ziemlich unkritischen Altakademiker Speusippos, Herakleides Pontikos, Xenokrates veranlaßte, ihre eigenen wissenschaftlichen Tendenzen dem Stifter der Schule zuzuschreiben und die in diesem Sinne das einzige philosophische Buch der Schule, das des Philolaos, sowie auch Platons Timaios in diesem Sinne ausdeuteten und die platonische Mathematik auf Pythagoras zurückführten.

Im Anschluß daran korrigiert und bespricht die Verfasserin eine Stelle aus der Schrift des Xenokrates „über die Atomlinien" bei Aristot. 968 b, 17, um daran vorerst ein Kapitel: „Platon und die Anfänge der Stereometrie" anzufügen, und interpretiert daran Plat. Staat 528 b ff., wo die Unzufriedenheit Platons mit dem Stande der Stereometrie unter Widerlegung der Beziehung

auf das delische Problem — denn ἡ τῶν κύβων αὔξη heißt nicht „die Verdoppelung", sondern „die Dimension der Würfel" — auf die noch immer fehlende elementare Darstellung der Stereometrie gedeutet wird, zu der zwar die Vorbedingungen gegeben, aber noch eine große Reihe von Entdeckungen zu machen waren, bis daraus eine Wissenschaft werden konnte. Im Timaios merkt man aber bereits deutlich die Freude Platons, daß sein Freund Theaetet das Buch darüber veröffentlicht hat. Diese Stelle des Staates wird durch die Gesetze 818 a—820 b, im Anschluß an die die Verfasserin „Platon und die Lehre vom Irrationalen" behandelt, trefflich ergänzt. Die Stelle zeigt dieselbe Haltung des greisen Verfassers der Mathematik gegenüber wie der Staat und der Timaios.

Das III. Kapitel, das über „die regulären Körper und die Elementenlehre in Platons Timaios" handelt, basiert auf der Arbeit von Ingeborg Hammer-Jensen „Demokrit und Platon", die erweist, daß Platons Elementenlehre auf Demokrits Atomistik beruht. Aber Platon kritisiert diese Atomlehre und zeigt ihre Unzulänglichkeit: er faßt die Elemente nicht als Stoffe, sondern als Erscheinungsformen der zugrundeliegenden Materie, als Aggregatzustände eines einzigen, unwandelbaren und qualitätslosen Grundstoffes; Materie ist von der Form klar gesondert. Die Änderung der Aggregatzustände entsteht für ihn wie für Demokrit durch Umlagerung der Atome, wenn diese in einer mathematisch bestimmten Form im Raume gelagert sind. Aber über den Begriff des Atoms hinaus gelangte er zum Molekül, wodurch er in die verwirrende Mannigfaltigkeit Demokrits Einheit und Ordnung brachte.

Das sind einige Ergebnisse des genußvollen und klar durchdachten Buches, an dem man abgesehen von der Erklärung mehrerer schwieriger Stellen Platons insbesondere das Ergebnis begrüßen wird, daß die stets verschwommene Gestalt des Pythagoras wieder von einigen überwuchernden symbolistischen und mystischen Ranken befreit wurde. Das Buch verdient es, von allen, die sich mit antiker Philosophie und Geschichte der Mathematik befassen, beachtet zu werden. Den Vorwurf der Langstiligkeit, den die Verfasserin in der Einleitung selbst befürchtet, kann man ihr meines Erachtens nicht ganz ersparen: so finden sich z. B. die Ergebnisse des öfteren wiederholt.

Wien. Dr. Jos. Pavlu.

Eduard Tièche, Der Dithyrambos in der Aristotelischen Kunstlehre. Separatabdruck aus dem Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft in Bern auf das Jahr 1917 (Gedenkschrift zu Ehren Georg Finslers). Bern 1916, K. J. Wyß. 18 S.

Aristoteles erwähnt den Dithyrambos, von dessen „Vorsängern" er an vielbesprochener Stelle (Poet. 4. 1449 a 11) die

Tragödie ableitet, beiläufig in seiner Poetik und Rhetorik und ganz vereinzelt in seinen übrigen Schriften. Tièche unternimmt in dieser beachtenswerten Studie den Versuch, die Einzelzüge zu einem Ganzen zu verbinden, um daraus die Theorie des Stagiriten über diese Dichtung zu ermitteln.

Nach einer kurzen Einleitung über die Entwicklung des Dithyrambos, der ursprünglich lyrisch gewesen sein muß, dann epische Stoffe in sich aufnahm und schließlich im 4. Jahrhundert zu einem halbdramatischen Gebilde, einer Art Singspiel, wurde, ordnet er das Material nach vier Gesichtspunkten: 1. Form und Stil des Dithyrambos; 2. seine enthusiastische Natur; 3. sein mimetischer Charakter; 4. sein Verhältnis zur Nomenpoesie.

Aus Rhet. III 14. 1415 a 11, wo ein unvollständiger, aber vom Scholiasten ergänzter Vers unbekannter Herkunft als Beispiel eines Dithyrambenproömiums angeführt wird, schließt T., daß Aristoteles unter dem dithyrambischen Proömium die uralte rituelle Anrufung des Dionysos verstehe. Ob daraus wirklich die typische Natur des Dithyrambenproömiums gefolgert werden darf, mag dahingestellt bleiben. Sicher wird hingegen der antistrophische Bau des alten Dithyrambos bezeugt, ebenso sein seltsamer Stil, die rauschenden Tiraden und klangvollen Doppelwörter. Hier steht übrigens das Kunsturteil des Aristoteles im Banne der Überlieferung.

Das gilt auch für seine Bemerkungen über die leidenschaftliche, enthusiastische dithyrambische Musik. In diesem Zusammenhange bezieht T. die berühmte Stelle der Rhetorik III 7. 1408 b 19, wo die Dichtung als Produkt der Begeisterung bezeichnet wird, unter Vergleichung von Platons Phaidr. 15. 238 D sehr ansprechend auf den Dithyrambos.

Der typische Bau des Proömiums, der sonderbare Stil und der enthusiastische Grundton der Musik würden somit nach Aristoteles die unterscheidenden Merkmale des Dithyrambos bilden und ihn als selbständige Dichtungsart neben die anderen stellen. Das gemeinsame Band, das Epos, Tragödie, Komödie und Dithyrambos umschlingt, ist die Mimesis (Poet. 1. 1447 a 13). Der Gedanke stammt von Platon, wie Finsler dargelegt hat (Platon und die aristot. Poetik, S. 11 ff.). Doch hat Aristoteles die Platonische Einteilung der Dichtungsarten aufgegeben. Platon unterscheidet im Staat (III 7. 394 C) drei Dichtungsarten, eine rein nachahmende (Tragödie und Komödie), eine, wo der Dichter selbst sich äußert (dies ist hauptsächlich im Dithyrambos der Fall), eine dritte, welche die Eigenschaften der ersten zwei in sich vereinigt (ihr Hauptvertreter ist das Epos). Für Aristoteles ist auch der Dithyrambos mimetische Poesie und zwar in doppeltem Sinn: er gibt ein dichterisches Abbild des Lebens und er ist der dramatischen Dichtung nahe verwandt (Finsler a. a. O. S. 39); d. h. Aristoteles hat den singspielartigen Dithyrambos des 4. Jahrhunderts im

Auge. Einen solchen sieht T. mit Gomperz in der im 26. Kap. der Poetik (1461 b 32) erwähnten Skylla, ebenso (gegen Nauck) in der Iphigenie des Polyidos (Poet. 16. 1455 a 6; 17. 1455 b 10).

Eng verbunden ist der Dithyrambos mit dem Nomos. Die Hauptstelle ist hier Poet. 1. 1447 b 24, wichtig auch deshalb, weil sie in allerdings unvollständiger und bei dem Fehlen jeder sicheren Kunde für uns auch unzulänglicher Weise über die Art dithyrambischer Aufführungen Aufschluß gibt. Gemeinsame Merkmale von Dithyrambos und Nomos sind Idealisierung, Karikatur und realistische Wiedergabe (Poet. 1448 a 14); auf die Unterschiede zwischen beiden geht Aristoteles nicht ein, und doch liegt ein fundamentaler Unterschied schon darin, daß der alte Dithyrambos lyrisch war, der Nomos hingegen nicht, was auch in der Musik zum Ausdruck kommt, denn jener war auletisch, dieser kitharistisch. Überhaupt läßt sich über die Dithyrambostheorie des Aristoteles im allgemeinen folgendes sagen: Soweit der alte Dithyrambos in Frage kommt, übernimmt Aristoteles stereotype Kunsturteile; wo er ein selbständiges Urteil fällt, hat er die neuere Dithyrambik im Auge, über die allein er sich eine eigene Meinung bilden konnte. Gerade weil dieselbe ihre lyrische Natur verloren hatte, hielt er sie für künstlerisch berechtigt, sie entsprach den Forderungen seiner die Lyrik ausschließenden Kunstlehre. Die sorgfältigen Ausführungen T.s haben ein nicht unwichtiges Kapitel dieser Kunstlehre in helleres Licht gerückt.

Graz. J. Mesk.

Aus der Werkstatt des Hörsaals. Papyrus-Studien und andere Beiträge. Innsbruck 1914. XVI und 146 S. Gr. 8°. 5 K.

Dieser dem Innsbrucker Philologenklub zur Feier seines vierzigjährigen Bestandes von den Verfassern gewidmete Sammelband erinnert, obwohl im wesentlichen noch vor Ausbruch des Krieges fertiggestellt, doch schon an dessen Anfang durch drei Distichen, gedichtet wahrscheinlich von Prof. E. Kalinka, der sich der den Beiträgen vorangeschickten *Chronik des Innsbrucker Philologenklubs* zufolge sowohl um diesen als auch um die Festschrift große Verdienste erworben hat. Er selbst eröffnet die Beiträge mit *philologischen Bemerkungen zu griechischen Papyrus-Urkunden*, sprachlich und teilweise auch inhaltlich wichtigen Dokumenten.

Ich beschränke mich darauf, ein paar Verbesserungen herauszuheben: Amherst Pap. I 3 a Schluß εὐπραγεῖν (S. 6); Ox. Pap. I 41 πᾶσει (= πᾶσι oder noch eher πᾶσαι) νῖκαι τοῖς Ῥωμαίοις (S. 7). Ox. P. VI 907, Z. 7 hält er mit Recht an παρακατατέθεμαι fest (τέθεμαι durch Analogie leicht zu erklären): S. 25. Νῖλον, ein Frauenname, im erstgenannten Papyrus Z. 15 braucht nicht in Νῖνον geändert zu werden (S. 6), da meines Erachtens Dissimi-

lation vorliegt, für die ich auf die öfters vorkommende Schreibung Σατορνίλος (oder -νεῖλος) statt Σατορνῖνος (Saturninus) verweise. — Eine „Auslese der Beobachtungen, die zumeist im Wechselgespräche mit den Hörern gemacht wurden", bietet Prof. J. Jüthner unter dem Titel *Selecta.* Sehr lesenswert sind seine Bemerkungen zu den Wiederholungen bei Homer; evident richtig seine Ausführungen über die Klepsydra (gegen Sandys' verunglückten Rekonstruktionsversuch). Es hätte noch auf Macrobius, *In Somn.* I 21, 12—20 verwiesen werden können, wo sich aus dem ganzen Zusammenhang sowie dem Ausdruck *meatu* (= ἔκρου) *munito* und *munitione subducta* deutlich ergibt, daß der Verschluß nicht, wie es sich Sandys vorstellt, mit der Hand, sondern mittels eines Pfropfens bewerkstelligt wurde. — Die *Coniectanea* des Prof. E. Diehl kommen besonders v. Arnims Supplementum Euripideum (hauptsächlich der Stheneboea) und der spätlateinischen Übersetzung von Hippokrates' Schrift Περὶ ἀέρων κτλ. zugute. Zu letzterer möchte ich bemerken, daß, wenn im Parisinus ἐς πόλιν ἀφικνεόμενον, ἧς ἂν ἄπειρος ᾖ mit *ad civitatem pergentem quia ignarus est* übersetzt ist, dieses *quia* meines Erachtens nicht als „*interpretis licentia*" (S. 69), sondern als ein Einrenkungsversuch eines Schreibers für qui = cui aufzufassen ist. Im Spätlatein ist nämlich cui auch gleich cuius (wie noch im Italienischen), für cui findet sich aber in späterer Zeit oft die Schreibung qui (vgl. Th. Birt, Rh. Mus. 52, Ergänzungsheft S. 191 f.). Also ist *cui* (= cuius) zu lesen, wie der Schreiber des Ambrosianus (der cuius bietet) oder der seiner Vorlage ganz richtig verstanden hat. — In einem flott geschriebenen Essai, *Aus dem Innsbrucker Archäologischen Seminar* betitelt, entwickelt Prof. H. Sitte einige fruchtbare Gedanken und Anregungen, die sich ihm bei Seminarübungen ergeben haben. — Prof. R. v. Scala liefert in seinem Beitrag zur *Constitutio Antonina,* in dem er den Zusammenhang zwischen Bürgerrecht und Kultus betont, eine feine psychologische Analyse der Beweggründe, die Kaiser Karakalla bei seinem aus Frömmigkeit und Grausamkeit seltsam gemischten Charakter zur Erlassung der Constitutio von 212 bestimmten. — Prof. Fr. v. Woeß vertritt in seinem Beitrag *Zur juristischen Funktion der* βιβλιοθήκη ἐγκτήσεων mit hoher Wahrscheinlichkeit seine zwischen den Ansichten von Mitteis und von Preisigke vermittelnde Auffassung, der zufolge den διαστρώματα (Matrikeln) des ägyptischen Grundbuchamtes, da sie bloß interne Amtsbehelfe waren, konstitutive Bedeutung nie zukam. Interessant ist dabei der Vergleich mit den Tiroler Verfachbüchern, den Vorläufern der dortigen Grundbücher, ein Vergleich, den schon der Name nahelegt; wie nämlich Verfachung von verfahen = empfangen (d. h. in das Urkundensammelbuch aufnehmen) kommt, so vermerkte der Beamte des ägyptischen Grundbuchamtes auf demjenigen der beiden

gleichlautenden von der Partei überreichten Exemplare, das er ihr zurückstellte, ἔσχον ἴσον, „ich empfing ein gleiches Exemplar". — In dem an vorletzter Stelle eingereihten Aufsatze, Αὔξησις *im ersten und zweiten Buch der Aristotelischen Rhetorik*, bespricht der Germanist und Ästhetiker O. Schissel v. Fleschenberg in etwas schematischer und scholastischer Weise und nicht sehr klarer Darstellung die Aristotelische Theorie von der Αὔξησις! — Druckfehler und Versehen: S. 65, Z. 5 v. u. Pasiphaes (statt Minois) und Z. 3 v. u. filia (statt fili); S. 76, Z. 6 v. u. II 2, 21 (statt II 1, 21) und in der nächsten Zeile 33 (statt 43); dagegen sei ausdrücklich bemerkt, daß das zweimalige καταλογισμοί (S. 121 und 133; = Eintragungen in die Katökenlisten) kein Versehen ist. Die Sigle BGU (Griech. Urkunden aus den k. Museen in Berlin) S. 141 darf wohl nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt werden.

Wien. Dr. Karl Mras.

Dr. Jakob Bleyer, Professor an der Universität Budapest, **Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt.** Ungedruckte Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels nebst amtlichen Berichten und Denkschriften aus den Jahren 1815 bis 1818. Aus der „Ungarischen Rundschau". Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1913. 168 S. 8°.

Als Oskar Walzel im Jahre 1892 Friedrich Schlegels Biographie umriß, da konnte er seine höchst anschauliche und präzise Schilderung der Frankfurter Diplomatenjahre nicht nur auf die Briefe Friedrichs an seinen Bruder Wilhelm, auf die Mitteilungen von Gentz und Varnhagen, sondern auch auf ein sorgsames Studium der Akten im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv stützen. Einem Hinweise Walzels folgend, ist Jakob Bleyer diesen Dokumenten nachgegangen, die er nun, gewissenhaft kommentiert und durch Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels an den Grafen Franz Széchényi vermehrt, veröffentlicht. Die Briefe an den Vater des „großen Ungarn" Stephan Széchényi gaben, nach dem Vorberichte des Herausgebers, die erste Anregung zu der vorliegenden Veröffentlichung, und die Beziehungen des romantischen Paares zu dem einflußreichen ungarischen Staatsmann haben Bleyer, der schon vor einigen Jahren interessante Mitteilungen über das Verhältnis Schlegels zu ungarischen Gelehrten und über seine Beschäftigung mit ungarischer Literatur und Sprache gemacht hat[1]), in erster Linie interessiert. Nicht immer zum Vorteil der Darstellung. Denn die langatmigen Episteln Dorotheens an den alten Grafen, dessen Vermittlung sie im Interesse ihres Mannes immer wieder anruft, sind keine sehr belehrende oder unterhaltende Lektüre. Sie dienen ebenso wie die Briefe Friedrichs wohl gelegentlich zur Ausfüllung der

[1]) **Euphorion 18, 726 ff.**

Lücken, die das amtliche Material offen läßt, enthalten aber nur wenig Neues und Interessantes. So pikant die Idee Dorotheens ist, den jungen Grafen Stephan mit einer Tochter des deutschen Dichters und Konvertiten Friedrich Leopold Stolberg zu verheiraten, so geistreich Friedrichs Vorschlag erscheint, die deutsche Auswanderung von Amerika nach Ungarn abzulenken, im allgemeinen sind diese Briefe mit ihren Ergebenheitsversicherungen, ihren Bitten um Protektion und direkte Unterstützung wenig erfreulich.

Viel interessanter und wertvoller sind die Mitteilungen aus den Akten. Zunächst überrascht die Fülle und die Qualität der von Friedrich geleisteten Arbeit. Seine Aufsätze über die Geschäftsordnung und das Programm des Bundestages, über den preußischen Vorschlag, der auf eine Teilung der Direktorialvorrechte zwischen den zwei Hauptmächten des Deutschen Bundes hinauslief, zeugen nach Bleyers zutreffendem Urteil von entschiedener Sachkenntnis und großer Umsicht, wenn ihnen auch oft die nötige Bestimmtheit und juristische Präzision abgeht. Das waren immerhin Arbeiten, die nur gelegentlich über besonderen Wunsch seiner Vorgesetzten geleistet wurden. Mit vollem Eifer und fast unausgesetzt war aber Friedrich Schlegel als Journalist und literarischer Gewährsmann der österreichischen Regierung tätig.

Er entsprach dadurch den Erwartungen, die Fürst Metternich an seine Ernennung geknüpft hatte. Denn dieser schlug ihn dem Kaiser „vorzüglich aus dem Grunde vor, weil es zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung in Deutschland, an einem Zentralpunkt, wie der Bundestag sein wird, von nicht geringem Vorteile sein muß, daselbst einen Geschäftsmann zu haben, der durch seinen literarischen Ruf und durch seine literarischen Verbindungen einen gewissen günstigen Einfluß zu gewinnen vermag“. Wir sehen denn auch Friedrich Schlegel aufs eifrigste damit beschäftigt, durch Zeitungsartikel in der „Allgemeinen Zeitung“, im „Hamburger Korrespondenten“ und andernorts Stimmung für die österreichische Politik zu machen, an neuen, großen politischen Zeitungsunternehmungen teilzunehmen und in wiederholten sachkundigen Berichten die geeigneten Maßnahmen zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu besprechen. Vor allem der Bericht vom 20. November 1816 an den Bundestagspräsidenten Grafen Buol ist höchst charakteristisch und bedeutend. Friedrich Schlegel weist darauf hin, daß gerade die nichtoffiziellen Artikel in den Zeitungen vorzüglich wichtig seien. Es scheint ihm das Richtige, daß sie so reichhaltig an zuverlässigen Tatsachen seien als möglich und nur seltener mit Reflexionen oder räsonierenden Artikeln untermischt. Sie müssen in einem gemäßigten, rechtlichen und allgemeinen deutschen Geiste abgefaßt sein, ohne daß eine irgend ausschließend oder einseitig öster-

reichische oder sonst besondere Ansicht darin allzu merklich würde. Er empfiehlt die Berichtigung der herrschenden politischen Vorurteile und Widerlegung gefährlicher Irrtümer durch politische Schriften, in denen vor allem die deutschen Nationalangelegenheiten dargestellt und beurteilt werden. Diesem Fache wünscht Schlegel seine Kräfte vorzüglich widmen zu können. Er teilt den Titel einer politischen Arbeit mit, mit deren Vollendung er eben jetzt beschäftigt sei: „Historische Betrachtungen zur Beurteilung der europäischen und zur Entwicklung der deutschen Angelegenheiten" (die Gedanken dieser unbekannten Schrift dürften wohl in dem vier Jahre späteren Aufsatz „Signatur des Zeitalters" enthalten sein) und fügt einige allgemeine Bemerkungen über politische Schriften dieser Art hinzu: „Nur Schriften von historischem Gehalt und Geist machen jetzt eine bedeutende Wirkung auf das Publikum; gegen bloß spekulative Schriften über politische Gegenstände, willkürliche Theorien, unausführbare Konstitutionsentwürfe und revolutionäre Deklamationen ist das deutsche Publikum durch die Menge solcher Flugschriften, mit denen man in den letzten Jahren überschwemmt wurde, abgestumpft und nicht mehr dafür empfänglich; eine Veränderung, die im ganzen gewiß glücklich zu nennen ist und die man möglichst benützen muß, um diese Neigung zur historischen Belehrung, welche immer die gründlichste und zweckmäßigste bleibt, zu erhalten und immer mehr zu verbreiten." Er empfiehlt aufs dringendste die Abfassung einer unparteiischen Geschichte des Wiener Kongresses. Er fordert die Regierung auf, einem dazu geeigneten Talente alle Mittel und Materialien zu einer solchen Quellendarstellung an die Hand zu geben. Eine Mahnung, die damals und später, sehr zum Schaden Österreichs, nicht beherzigt worden ist.

In diesem Zusammenhange berichtet er von seinem Plan, eine Zeitschrift unter dem Namen „Concordia" herauszugeben. Schon im Dezember 1815 hat er dem Fürsten Metternich eine ähnliche Andeutung gemacht. Aber erst im September und Oktober 1817 ist es so weit, daß er die gedruckte Ankündigung dieser Zeitschrift an seinen Bruder Wilhelm, an Schleiermacher, in mehreren Exemplaren an den Grafen Széchényi und an Metternich senden kann. Zu seinem großen Schmerze erregt dieser Plan Metternichs Mißfallen. Der Fürst muß wohl erfahren haben, daß Schlegel die Zeitschrift, die „nebst den politischen auch auf den sittlich-religiösen Zustand der Nation gerichtet" sein sollte, in Gemeinschaft mit einigen ultramontanen Heißspornen herausgeben wollte. Auf Metternichs Bedingung, das Werk anonym zu unternehmen, konnte Friedrich Schlegel nicht eingehen, und so ließ er die ganze Sache ruhen; erst 1820 erschien die Zeitschrift, frei von jeder Beeinflussung durch den Staat, als ultramontanes Organ.

Friedrich Schlegels kampfbereiter Katholizismus drängte ihn auch in Frankfurt wiederholt in die Opposition gegen die Absichten und Handlungen seiner Regierung. Wir wissen es längst, daß Schlegel aus innerster Überzeugung, nicht um des äußeren Vorteiles willen sich in den Dienst der streitenden Kirche begeben hat. Wir erfahren hier von neuem, daß er dadurch vielfach in mißliche Lagen kam. Den Konvertiten hatte schon anfangs 1809 Klemens Hoffbauer in seinen engern Kreis aufgenommen, und schon im Sommer dieses Jahres hat er, wie wir einem interessanten Briefe Karl v. Kübecks an Schlegel[1]) entnehmen, seine klerikale Werbetätigkeit begonnen. Während des Wiener Kongresses hat er dem Nuntius Severoli und dem Kardinal Consalvi mancherlei Dienste erwiesen und schon hier hatte er sich dem ultramontanen Kanonikus Helfferich zum Kampfe gegen die Deutsch-Katholiken verbündet. In Frankfurt setzte sich dieser Kampf fort, in dessen Verlaufe Friedrich Schlegel in immer stärkeren Gegensatz zu Metternich geriet, der sich entschieden gegen die Bemühungen der Kurie wandte und Helfferich und seine Genossen in einem Vortrage an den Kaiser als Schwindelköpfe bezeichnete. Dieser Gegensatz kommt bei der Behandlung des Frankfurter Konstitutionsentwurfes zum schärfsten Ausdruck, indem Friedrich Schlegel mit Heftigkeit für die Rechte der katholischen Minorität eintritt, während sein Chef Graf Buol neben dem Hange zur Unduldsamkeit bei den Protestanten nachdrücklich die „bei den Katholiken zum öfteren an die Stelle kluger Mäßigung tretende Überspannung" hervorhebt.

Diese Meinungsverschiedenheit ist nur ein Symptom für die unerquicklichen Beziehungen zwischen dem Bundestagspräsidenten und seinem Legationsrat. Graf Buol hielt auf strenge Disziplin; Friedrich Schlegel hatte schon in seinem ersten Brief an Metternich gebeten, seine Berichte direkt an diesen erstatten zu dürfen. Friedrich Schlegel war ein Mann der kühnen Tat, Buol ein vorsichtiger Diplomat. So meint der österreichische Minister von Wessenberg schon im Sommer 1816, das beste Mittel, um Buol zu beruhigen, sei die Abberufung Schlegels; „*il n'est bon que dans un athenée*", schreibt er mit Anspielung auf die berühmte Zeitschrift der Romantik. Die Abneigung gegen den einstigen literarischen Umstürzler, gegen den Dichter der „Lucinde" hat schon Varnhagen geschildert. Bleyer teilt ein höchst interessantes Aktenstück aus dem Wiener Polizeiarchiv mit, das ähnliche Anwürfe erhebt, und wiederholt aus dem Hamburger „Deutschen Beobachter" einen Artikel voll der heftigsten Angriffe gegen den sittenlosen Renegaten.

Friedrich Schlegel hatte schon im Herbst 1816 gar keinen Wirkungskreis mehr. Selbst die Korrektur der Bundestags-

[1]) Kübecks Tagebücher 2, 123.

protokollsabdrucke wurde ihm im Dezember abgenommen. Und wenn er gerade um diese Zeit über seine Überbürdung klagt, so dürften damit Arbeiten im Dienste der ultramontanen Idee gemeint sein. Es dauert noch fast zwei Jahre, bis er (am 10. November 1818) wieder in Wien eintrifft, das er drei Jahre vorher so hoffnungsvoll verlassen hatte. Diese lange Zeit ist ausgefüllt mit Versuchen, eine andere Stellung in Deutschland zu finden, mit Bitten und Reklamationen, die dem Erhalt von Vorschüssen, Reisediäten und Ähnlichem gelten. Friedrich Schlegel durfte wohl seinem Freunde Windischmann diese Zeit als die leidenvollste Epoche seines Lebens bezeichnen.

Wien. Stefan Hock.

Karl Eberhardt, Ein Jahr in Paris. Skizzen und Kulturbilder nach den Erinnerungen und Beobachtungen eines Deutschen. Von Karl Eberhardt, Direktor der Landesbürgerschule in Cilli. Wien 1917, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 217 S. Gr. 8°. Geb. 4 K 50 h, geh. 3 K 58 h.

Der Verf. des vorliegenden Buches, der seinen eigentlichen Studiengang schon vor geraumer Zeit beendet hat und sich (S. 165) einen „längst verflossenen Jüngling mit lockerem Haar“ nennt, konnte kurz vor Ausbruch des Krieges unter manchen Entbehrungen einen langgehegten Herzenswunsch erfüllen, indem er sich für ein Jahr zu Studienzwecken nach Paris begab. Die mannigfaltigen Eindrücke, welche er dort sammelte, hat er in 45 Kapiteln aufgezeichnet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Eberhardt seinen Pariser Aufenthalt in jeder Hinsicht reichlich und gewissenhaft ausgenützt hat. Er hat viel gesehen und beobachtet und unermüdlich gelernt. Sein Buch wird demjenigen, der Frankreich nicht kennt, interessante Aufschlüsse, Hinweise und Warnungen bieten, derjenige aber, der selbst dort war, wird oft Gelegenheit haben, die Exaktheit und gute Beobachtung des Verf.s anzuerkennen. Eberhardt spricht so ziemlich über alles, was in Betracht kommt: über die Reise nach Paris, über die Ankunft daselbst, über das Stadtbild und den Verkehr, das Straßenleben und die Wohnungsverhältnisse, über Literatur und Kunst, Theater und Musik, Museen und Bildungsanstalten, Gärten und Friedhöfe, Politik und Versammlungen, Zeitungswesen und Mode, Spiel und Absinth, und noch über vieles andere, womit er sich ausführlicher oder vorübergehend beschäftigt. Der Leser erhält wirklich ein sehr umfassendes Bild des Lebens und Treibens in der französischen Hauptstadt.

Eine andere Frage ist allerdings, ob dieses Bild auch ein unparteiisches ist? Wir hätten gewünscht, daß das Buch schon vor dem Kriege erschienen wäre, denn die Ereignisse des letzteren haben das Urteil des Verf.s entschieden sehr zum Nachteil der Franzosen beeinflußt. Obwohl sein Aufenthalt vor den Be-

ginn des Krieges fiel, hat er auf den letzteren stets Bezug genommen und am Schlusse sogar einige Kapitel hinzugefügt, die mit seinen persönlichen Erfahrungen gar nichts zu tun haben und nur zur Vervollständigung der Charakteristik des französischen Volkes dienen sollen. Sie verurteilen die Haltung der Franzosen im Kriege auf das Härteste und geben der ursprünglich möglichst objektiv gehaltenen Schrift zuletzt die Züge eines heftigen Pamphlets. Das „im Kriegsjahr 1916" unterzeichnete Vorwort drückt sich in dieser Hinsicht leider nicht ganz deutlich aus: „Ich glaube mit meinem Buch ein kleines Verdienst beanspruchen zu dürfen: nicht die Zahl jener Schriften vermehrt zu haben, die, beeinflußt von der Frankreich seit Jahrhunderten entgegengebrachten Bewunderung, nichts als eitel Lob enthalten. Ich will auch die Schattenseiten des bestechenden Bildes nicht vergessen ...." In der Tat hat der Verf. die Schattenseiten nicht nur nicht vergessen, sondern er hat geflissentlich jede Gelegenheit benützt, um die Franzosen herabzusetzen. Fast in jedem Kapitel finden sich schwere Vorwürfe gegen sie, ihre Ansichten und Einrichtungen auf den verschiedensten Gebieten. Viele dieser Vorwürfe sind ohne Zweifel gerechtfertigt — ihr Vorgehen gegenüber den Gefangenen ist gewiß nicht zu billigen — aber manche der gerügten Mißstände werden wir auch in anderen Ländern wiederfinden, und wenn wir reumütig an die eigene Brust klopfen, sogar bei uns selbst nicht in Abrede stellen können. Wird der reisende Fremde wirklich nur in Frankreich von Gastwirten und Kutschern übervorteilt und ausgebeutet? Sind die Straßen nur in Paris schmutzig? Findet sich nur in den dortigen Wohnungen Ungeziefer? (Nach den Ausführungen des Verf.s [S. 9] sieht es so aus, als ob die Wanze eine Pariser Spezialität wäre.) Auch unsere Spitäler sind leider nicht immer im wünscheswertesten Zustand. Ist der Tabak bei uns wirklich um so viel vorzüglicher? Die Zahl der Straßenunfälle mag in Paris infolge des größeren Verkehres viel bedeutender sein, aber die Klage „daß fleißige Stubenmädchen und wackere Hausfrauen Kleider und Teppiche von den Fenstern herab auf die Passanten abstauben" (S. 20) ist auch bei uns schon oft laut geworden. Daß dies in Paris zu späterer Stunde geschieht, hängt mit der Tageseinteilung der Franzosen zusammen, die ihre Gründe hat und dem Fremden zuliebe doch wohl nicht geändert werden kann. Das Einrüsten der Gebäude, die Bretterplanken bei Neubauten entstellen auch anderwärts das Stadtbild. Von roher Behandlung der Tiere wissen leider auch unsere Zeitungen zu berichten. Wenn der Verf. sagt, das französische Volk lese nur Schlechtes, Sensationsromane, Schauergeschichten und Erzeugnisse der Pornographie, so ist dies wohl nur in beschränktem Maße richtig — die lebhafte Phantasie des Romanen spielt dabei mit —, vollkommen unrichtig ist es aber,

wenn er (S. 96) unter Berufung auf Pelletan behauptet, daß auch die gebildeten Kreise in Frankreich der guten Lektüre unzugänglich seien, und geradezu lächerlich klingt es, wenn er (S. 100) sagt, daß auch die besten Autoren der Franzosen nur Pornographen seien und Nordau und den Jesuiten Baumgartner (!) gegen Zola ins Feld führt. Die Neugierde der Pariser ist gewiß groß, aber wenn Montesquieu seinen Perser bei uns in der Nationaltracht herumgehen ließe, würde er ebenso begafft werden und bei sensationellen Prozessen sieht man auch bei uns vornehme Damen im Publikum des Gerichtssaales. Die Eitelkeit ist nach Eberhardt ein Hauptzug des französischen Charakters. Kam es aber bei uns wirklich nicht vor, daß Akte der Wohltätigkeit ihre Ursache in der Aussicht auf zu erwartende Ordensauszeichnungen hatten? Ich erinnere mich von derartigen Fällen doch schon gehört zu haben. Ist unserem Beamtentum das Protektionswesen vollkommen fremd?

Weniges findet in Frankreich Gnade vor seinem strengen Urteil. Er anerkennt nur die Einrichtungen des öffentlichen Unterrichtes, den Geist, Witz und Geschmack der Franzosen, der sich sogar in den Darbietungen der Volkssänger zeige, die Schönheit der Gebäude, den Liebreiz der Frauen und — die Haltung des französischen Militärs, an welchem er lobt, daß es von Standesvorurteilen nicht so „geplagt“ sei wie das österreichische und deutsche (S. 15, 132). Dies steht einigermaßen im Widerspruch mit der Verherrlichung der deutschen Armee und ihres Geistes, die an vielen Stellen des Buches zum Ausdruck kommt. Daß der Verf. (S. 124) die Nachahmung der französischen Mode so sehr verurteilt, ist nach seinen Ausführungen an anderer Stelle logisch nicht ganz folgerichtig. Mit Vorliebe werden solche Franzosen zitiert, welche ihr eigenes Volk verunglimpften oder, wie Victor Hugo, gelegentlich die Deutschen priesen. Ihre Ausführungen werden in extenso angeführt und auch den Schlußstein des ganzen Buches bildet ein derartiges Wort Victor Hugos. Wenn S. 194 ff. dreiundeinhalb Seiten aus Nietzsches heftigen Invektiven gegen die Deutschen abgedruckt werden, so geschieht es nur, um ihn durch den Franzosen Lichtenberger auf 7 Seiten (S. 203 ff.) eines Besseren belehren zu lassen. Das Schlußkapitel „Barbaren“ bringt Berichte von Deutschen aus der französischen Gefangenschaft.

Vielfach finden sich Exkurse, die niemand in diesem Buche suchen wird. Was soll S. 78 ff. die detaillierte Beschreibung einer Kunstausstellung, von welcher nicht einmal gesagt wird, wann sie zu sehen war? Die Beobachtungen über das Publikum derselben könnten übrigens ebensogut in Berlin oder in Wien angestellt worden sein. Die Angaben über Bildergalerien und französische Kunstgeschichte (S. 81 ff.) findet man besser in jedem Reisehandbuch. Völlig überflüssig, lächerlich dürftig und

oft ganz fehlerhaft ist aber das Kapitel über französische Literatur seit dem 17. Jahrhundert, welches die Seiten 171—179 füllt. Wertvoller und willkommen sind dagegen die Ausführungen über das französische Unterrichtswesen, über Volks-, Mittel- und Hochschulen, Bibliotheken und Studentenleben in Paris (S. 147 bis 165), die gut und mit Sachkenntnis geschrieben sind. Auch der Abschnitt „Zum Studium der französischen Sprache" (S. 179 bis 189) enthält viel Beherzigenswertes und Praktisches.

Ein entschiedener Fehler des Buches liegt darin, daß es stilistisch so sehr zu wünschen übrig läßt. Der Verf. leidet an einer geradezu krankhaften Wut zu zitieren. Fast auf jeder Seite finden sich mehrere, meist gereimte Zitate aus dem Schatz seiner Belesenheit. Das wirkt auf die Dauer entschieden unerfreulich, zumal die Zitate häufig deplaciert oder aus Gegenden und Werken genommen sind, die dem Thema fern liegen, so wenn er z. B. die „Lustige Witwe" (S. 71), Wiener Volkssänger (S. 33, 113, 182) oder gar steirische Refrains anführt. Der Steirer kommt bei ihm überhaupt oft zum Durchbruch (S. 46, 85 usw.). Auch sonst fehlt es nicht an Kalauern und Stilblüten („medizinisch — mädizynisch" 19, „*La petite vient en mangeant*" 45, „An einen Wagen gespannt, in dem ein halbes Dutzend Lockenköpfe vor Wonne strampelt" 30, „Gänzlich erschöpfte Pferde fahren in einspännigen Wagen ohne Bremse die abschüssigen Straßen hinab" 53 usw. Vgl. S. 72, 73, 104, 110, 145 usw.). — Auch einige historische Unrichtigkeiten kommen vor. Man weiß seit Chéruel (*Administration monarchique en France* II, 32 ff.), daß Ludwig XIV. das famose Wort „*L'Etat c'est moi*" gar nicht gesprochen hat (vgl. Fournier, *L'Esprit dans l'histoire*, 4. Aufl. 1882, S. 263 ff.). — Daß man in Paris die „Nachmittagsvorstellungen" *Matinées* nennt, ist in Anbetracht der Speisestunde der Franzosen nicht sonderbar (S. 64). — S. 73 oben muß es heißen „Genialisches". — Was ist ein „Viertelsmeister" (S. 79)? Vielleicht eine verunglückte Übersetzung des französischen *quartiermaître* = „Quartiermeister, Bootsmann"? — Barbey d'Aurevilly ist ein zu bekannter Autor, als daß man ihn als „einen gewissen B. d'A." bezeichnen könnte, wie dies S. 198 geschieht (vgl. z. B. Junkers Grundriß zur Gesch. d. franz. Lit. 6. Aufl., S. 579 oder ein beliebiges Konversationslexikon).

Wien. Wolfgang Wurzbach.

Wiener Beiträge zur englischen Philologie. Herausgegeben von J. Schipper.

Band XXXV: **Milton und Caedmon.** Von Dr. Stephanie von Gajšek. (65 S.) Wien und Leipzig 1911, Wilhelm Braumüller. Preis geh. 2 K 40 h.

Band XXXVIII: **Adelaide Anne Procter, ihr Leben und ihre Werke.** von Dr. Ferdinand Janku. (111 S.) Ebenda, 1912. Preis geh. 3 K 60 h.

Band XXXIX: **Arthur Hugh Clough.** Von Paula Lutonsky. (58 S.) Ebenda, 1912. Preis geh. 2 K 40 h.

Die Frage, ob Milton von den Dichtungen Caedmons beeinflußt worden sei, ist von Wülker verneint, von Brandl bejaht worden, ohne daß sie für ihre Ansicht mehr als eine bestimmte Wahrscheinlichkeit hätten erweisen können. Und wenn Masson sagt *very probably the coincidences imply only strong conception of the same traditional situations by two different minds; but it is just possible that there was more,* so kann man nicht nur wie die Verfasserin behaupten, Masson spreche **für** die Vermutung, daß Milton Caedmon gekannt haben müsse, sondern ebensogut das Gegenteil. Nach einer Einleitung, welche die angelsächsischen Studien zur Zeit Miltons und seine Beziehungen zu Junius, durch den er Caedmon kennen gelernt haben kann, sehr befriedigend darstellt, ohne allerdings jede andere Möglichkeit einzubeziehen, durch die er auf die angelsächsischen Dichtungen aufmerksam werden konnte[1]), werden S. 19—62 mit großer Sorgfalt jene Stellen bei Milton und Caedmon behandelt, die für eine Abhängigkeit des ersteren zeugen. Dabei geht die Verfasserin wohl hie und da zu weit; für eine Anzahl von Stellen, die sie heranzieht, sind andere, Milton jedenfalls näherliegende Quellen wie Dante oder Shakespeare vorhanden, nämlich für I, 60; II, 600; I, 65; IV, 18; I, 615; VII, 131; I, 362; I, 95; VII, 152; IX, 870. An anderen Stellen scheint es nicht nötig, aus der Ähnlichkeit des Ausdruckes Abhängigkeit zu folgern; so z. B. Caedmon I, 438 *sittan læte ic hine wid mē sylfne* und *Paradise Lost* II, 5 *Satan exalted sat.* S. 26 ist die Stelle *Paradise Lost* II, 597 ausgelassen; *Thither, by harpyfooted furies haled, At certain revolutions all the damned are brought; and feel by turns the bitter change of fierce extremes;* das weist auf griechische Vorstellungen von der Unterwelt hin, die nicht weiter verfolgt werden. Die skandinavische Vorstellung von der „Eishölle" findet sich auch sonst häufig genug in der mittelalterlichen Literatur, z. B. im *Poema Morale* 232 ff. *hi fared fram hete to chele, fram chele to hete;* Kälte als Strafe für bestimmte Sünden kommt in der volkstümlichen Überlieferung vor; und es wäre schließlich nicht undenkbar, daß der Polyhistor Milton diesen Gedanken nicht aus

[1]) So hat z. B. der S. 7 genannte Hugo Grotius, den Milton kennen lernte und der ein Drama Adam Exul schrieb, sich eifrig mit germanistischen Studien beschäftigt, bestehen zwischen Niederdeutschland, Holland, England zahlreiche Beziehungen im Studium der älteren Sprachen und Literaturen, die nicht erwähnt werden.

einer literarischen Quelle, sondern aus seinen gelehrten Studien hätte, da damals auch das Interesse für deutsche Vorzeit und Mythologie schon ziemlich lebhaft war (1646 erscheint *Elias Schedius' De diis Germanis sive veteri Germanorum, Britannorum, Vandalorum religione*) und oft recht kuriose Notizen sich in vielen Werken finden. Auch die Wasserhölle beziehungsweise die Wasserstrafe kommt in der Legendenliteratur, speziell in der Vita Adae et Evae, nicht selten vor. Wenn gar die Verfasserin S. 61 aus dem in beiden Werken gezogenen Vergleich der Versuchung Adams und Christi Folgerungen auf Beeinflussung ableitet, steht dem entgegen, daß schon in der Bibel Christus der zweite Adam (1 Korinther 15, 45), der zweite Mensch (ebenda, 47) heißt und die Ähnlichkeit zwischen Genesis III und Matthäus IV schon alten Bibelkommentatoren Anlaß zu weitausgreifenden Parallelen gegeben hat, wie denn z. B. Hrabanus Maurus geradezu sagt: *sed quibus modis (diabolus) primum hominem stravit, eisdem modis a secundo homine temptato succubuit*, was auch heute noch zum eisernen Bestand biblischer Geschichte an unseren Schulen zählt. Auch das über die Schlange S. 54 ff. Gesagte kann dem Dichter aus so vielen anderen Quellen zugeflossen sein (elisabethanische Literatur, besonders naturgeschichtliche und theologische; so finde ich in *Bartholomew De proprietatibus rerum translated into English by Trevisa London 1535 Also some Serpents go forth and hold up the body from the breast upward*; in den Bibelkommentaren werden die zahlreichen Stellen besprochen, wo Schlangen genannt werden; schließlich sind die Darstellungen der bildenden Künste nicht zu vergessen), daß Caedmon mit äußerst geringer Wahrscheinlichkeit in Betracht kommt. Und das führt uns auf die methodische Schwäche der Untersuchung überhaupt, infolge deren es auch der so fleißigen und tüchtigen Arbeit versagt bleibt, über das Thema etwas Abschließendes zu sagen. Masson selbst hat darauf hingewiesen, daß die Vorstellungen, welche in beiden Gedichten sich finden, Gemeingut waren. Nicht der Nachweis war daher notwendig, daß Milton oder Caedmon in diesem oder jenem übereinstimmen, sondern der Versuch, die Singularität dieser Übereinstimmung, aus welchem erst auf Abhängigkeit Miltons geschlossen werden darf, aufzuzeigen, klarzulegen, daß auf diese Stellen bei Milton unmöglich bloß Vorstellungen aus der übrigen Literatur, Kunst und allgemeinen Weltanschauung eingewirkt haben können. So hätte sich die Arbeit nicht beschränken dürfen auf eine Vergleichung der angeführten Stellen, sondern darüber hinaus die Anschauungen vom Falle der Engel und der Erschaffung und dem Sündenfalle der Menschen im allgemeinen genauer untersuchen müssen, um festzustellen, was davon überhaupt ausscheidet als Gemeingut von Zeiten, die weit stärker als unsere

Gegenwart von religiösen Vorstellungen erfüllt waren. Diese Aufgabe ist zwar S. 63 erkannt, aber nicht aufgenommen worden. Material dazu hätte die patristische und dogmatische Literatur reichlich geboten.

Nach einer allgemeinen Einleitung, welche die kulturellen Verhältnisse Englands um 1850 und besonders das *Oxford Movement* schildert, führt uns Janku das Leben Anne Adelaide Procters vor, die heute vergessen, uns Deutschen wohl überhaupt nur aus *Dickens' Household Words* bekannt ist. Die spärlichen biographischen Nachrichten sind durch die autobiographischen Zeugnisse der Gedichte verlebendigt, ihr Übertritt zum Katholizismus, ihre Herzenstragödie, ihre volkskundlichen Studien ihrem Einfluß auf das dichterische Schaffen entsprechend gewürdigt. Den Hauptteil nimmt die eingehende Besprechung der Werke der Dichterin ein; besonders dankenswert ist die Erörterung von *A Legend of Bregenz*, das eine vorarlbergische Sage benützt, *Homeward Bound*, das denselben Stoff wie *Tennyson's Enoch Arden* behandelt, obwohl Jankus' Äußerung irrig ist, daß Tennyson von Procters Gedicht beeinflußt sein könnte; Tennyson erfuhr davon erst, als sein Werk erschienen war (vgl. jetzt Herrigs Archiv 126, 103); *A Legend of Provence*, das wir unter dem Titel „Die Jungfrau und die Nonne" auch als vierte in Gottfried Kellers „Sieben Legenden" finden. Ihre lyrischen Gedichte werden besser als die *Legends*, von denen Janku neben den Inhaltsangaben leider nur recht spärliche Proben gibt, in ihrer wehmütigen Liebe und tiefen, schwärmerischen Religiosität gewürdigt. Eine kritische Betrachtung der dichterischen Persönlichkeit beschließt die treffliche Studie. Merkwürdig ist S. 108 der Vergleich der Tröstungen der Religion mit mildem Meltau; die (biblische?) Bedeutung „Honigseim" ist heute kaum mehr gebräuchlich.

Arthur Hugh Cloughs Leben, seine eigentümliche Persönlichkeit, welche sich durch schwere religiöse Kämpfe, in denen er sich fühlte *like a straw drawn up the draught of a chimney* zu harmonischer Abgeklärtheit durchrang, werden uns in dieser fleißigen Arbeit lebendig dargestellt. *The Bothie of Tober-na-vuolich*, das liebliche kleine Idyll Cloughs, wird eingehend analysiert, seine Abhängigkeit von *Longfellow's Evangeline* dargelegt, von Goethes „Hermann und Dorothea" als fast sicher hingestellt. Seine lyrischen Gedichte *Ambarvalia*, die *Amours de Voyage, writ in a Roman chamber when from Janiculan height thundered the cannon of France*, *Dipsychus* und *Mari Magno, or Tales on Board* werden nicht nur besprochen, sondern auch durch ausführliche Proben charakterisiert; vgl. z. B. das schwungvolle Gedicht *Easter Day*, „Das Ostergedicht eines Ungläubigen" mit dem Motto *Christ is not risen* oder das köstliche *The latest decalogue;*

überall wird dabei auf deutsches Geistesleben (Goethe, D. F. Strauß), das Clough nicht fremd war, Bezug genommen.

Bruck a. d. Mur. Dr. Fritz Karpf.

Studien zu den Maḥra-Sprachen.

Die denkwürdige „Südarabische Expedition“, welche von der Akademie der Wissenschaften in Wien in dem Jahre 1898 ausgesandt worden war, hatte unter anderem Wichtigen auch viel linguistisches Material mitgebracht, das auf die Initiative von Leo Reinisch gesammelt worden war. Nach dem Vorbild des großen Meisters, welchem das unvergängliche Verdienst gebührt, eine große Anzahl von Sprachen Nordostafrikas der Wissenschaft gerettet zu haben, indem er sie aufnahm und das Material wissenschaftlich verarbeitete und veröffentlichte, waren auch D. H. v. Müller und A. Jahn vorgegangen, welche bald nach Reinischs dreibändiger Somali-Sprache einen Teil ihrer Resultate[1]) vorlegen konnten.

Aber nicht nur der Umstand, daß das ganze Material noch nicht aufgearbeitet und bis zu Bittners Veröffentlichungen[2]) liegen geblieben war, sondern auch die Tatsache, daß Müller und Jahn es nicht mehr vollkommen erschöpften, war für Bittner die Veranlassung, sowohl das bisher Veröffentlichte gründlich durchzuarbeiten, wobei ihm auch das von W. Hein im Jahre 1902

---

[1]) D. H. Müller, Die Mehri- und Soqoṭri-Sprache; A. Jahn, Die Mehri-Sprache in Südarabien; derselbe, Grammatik der Mehri-Sprache in Südarabien.

[2]) A. Dr. Maximilian Bittner, „Studien zur Laut- und Formenlehre der Mehri-Sprache in Südarabien“. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse, I. „Zum Nomen im engeren Sinne“. 162. Bd., 5. Abh. 1909. II. „Zum Verbum“. 168. Bd., 2. Abh. 1911. III. „Zum Pronomen und zum Numerale“. 172. Bd., 5. Abh. 1913. IV. „Zu den Partikeln“. 174. Bd., 4. Abh. 1914. V. „Zu ausgewählten Texten“, 1. „Nach den Aufnahmen von D. H. Müller“. 176. Bd., 1. Abh. 1914. 2. „Nach den Aufnahmen von A. Jahn und W. Hein“. 178. Bd., 2. Abh. 1915. 3. „Kommentar und Indices“. 178. Bd., 3. Abh. 1915.

B. Derselbe, „Studien zur Šḥauri-Sprache in den Bergen von Dofâr am Persischen Meerbusen“; ebenda, I. „Zur Lautlehre und zum Nomen im engeren Sinne“. 179. Bd., 2. Abh. 1915. II. „Zum Verbum und zu den übrigen Redeteilen“. 179. Bd., 4. Abh. 1916. III. „Zu ausgewählten Texten“. 179. Bd., 5. Abh. 1917. IV. „Index (Šḥauri-deutsches Glossar und Nachträge zu den Texten von D. H. v. Müller)“. 183. Bd., 5. Abh. 1917.

C. Derselbe, „Vorstudien zur Grammatik und zum Wörterbuche der Soqotri-Sprache. I.“, ebenda, 173. Bd., 4. Abh. 1913.

Zitiert unter A I—V, B I, II und C.

in Gischin Aufgenommene[1]) zugute gekommen ist, wie auch die Nachlässe[2]) mit zu verwerten.

Die große Belesenheit, auf welche Bittner seine Studien stützte, befähigte ihn ganz besonders, an dieses gänzlich neue und unbeackerte Gebiet vom sprachvergleichenden semitistischen und chamitistischen Standpunkte aus heranzutreten. Und diese Vorbedingung war unbedingt nötig sowohl in linguistischer als auch in literarhistorischer Hinsicht.

Schon die Stellung der drei Sprachen: Mehri, Šḥauri und Soqotri zu den semitischen Sprachen hatte viel Streit verursacht. Manche wollten — das ist zum Teil noch heute die landläufige Meinung — darin nur „arabische Dialekte" sehen, wobei man bei diesem Ausdruck einen minderwertigen Geschmack verspürte, als ob diese Sprachen „minder wichtig" wären. Fr. Praetorius ist es gewesen, der sich zuerst von dem Studium des Mehri nicht allein für die vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen, sondern auch insbesondere für das Minäische und Sabäische viel versprach. Aber er war sich auch der großen Schwierigkeiten bewußt, „welche sich jedem bieten würden, der das über die Laut- und Formenlehre gedeckte Dunkel aufhellen" wollte[3]). Das Fremdartige sei zu massenhaft, der Schwierigkeiten und Dunkelheiten seien zu viele und zu große. Das werde jeder erkennen, der die Texte dieser Sprachen grammatisch vergleichend ausbeuten wolle.

Ich glaube, daß es Bittner mit den in Rede stehenden Arbeiten gelungen ist, dieser Schierigkeiten und des vielen Neuen Herr zu werden.

Bittner stellt die drei Sprachen Mehri, Šḥauri und Soqotri als einen eigenen der südlichen Gruppe der semitischen Sprachen zugehörigen Sprachzweig zusammen und nennt sie in durchaus zutreffender Weise „Mahra-Sprachen"[4]), was — soweit ich sehe — ohne Widerspruch sich eingebürgert hat. Die drei „Mahra-Sprachen" sind vom Arabischen — man nannte sie bisher gern „Südarabische Dialekte" — ganz abzutrennen und nach den Ergebnissen der Forschungen Bittners zwischen das Arabische und Äthiopische einzustellen[5]). Das Verhältnis der drei neuen südsemitischen Sprachen zueinander ist folgendes: das Šḥauri und Soqotri sind von dort ausgegangen, wo das Mehri und Soqoṭri

[1]) D. H. Müller, Mehri- und Hadrami-Texte.

[2]) M. Bittner, Neues Mehri-Material aus dem Nachlaß des Dr. W. Hein (WZKM, 1910).

[3]) Deutsche Literaturzeitung 1906, Sp. 2561 ff.

[4]) Siehe A V 1, S. 3, und Note 2.

[5]) Vgl. hiezu auch: Anzeiger der Akademie der Wissenschaften in Wien, 1913, Nr. XVIII.

entstanden und zu Hause sind, nämlich vom sogenannten Mahra[1])-Lande in Südarabien. Beide haben sich selbständig weiterentwickelt und nun ist das Šḥauri ebensowenig wie das Soqoṭri als bloßer Dialekt des Mehri aufzufassen, sondern beide sind Schwestersprachen des Mehri, die oft ältere Formen aufzuweisen haben als das von Hein, Jahn und Müller aufgenommene Mehri[2]). Als Grundlage für seine Untersuchungen hat Bittner so auch richtig das Mehri gewählt und erst nach Klarstellung der Bauart des Mehri war auch das Ziel der Durchforschung der beiden ersteren Sprachen, des Šḥauri und Soqotri, zu erreichen[3]).

Die „Mahra-Sprachen" werden in ihrer Eigenart nicht nur für die Semitistik, sondern auch für das Studium der angrenzenden chamitischen Sprachen, und speziell des Ägyptischen, fruchtbringend sein, wie ich weiter unten nur an wenigen Beispielen zu zeigen versuchen will[4]).

Das Mehri selbst, von dem Bittner ausgeht, hat den Konsonantenbestand des Arabischen — nur das echt semitische ʿAin hat seinen Lautwert verloren und neben dem selten gewordenen š gibt es noch ein dem Mehri und den beiden anderen Sprachen eigentümliches ś. Auf dem Gebiete der Lautlehre muß es ganz besonders interessieren, daß das Mehri oft *h* oder *ḥ* (also den Spiritus asper) an Stelle sonstigen vokalischen Anlautes (Spiritus lenis) treten läßt, noch mehr aber, daß *h* im An-, In- und Auslaut nicht selten für sonstiges südsemitisches *s* steht, welchen Wechsel man bisher in den semitischen Sprachen nicht gekannt hat, der uns aber im Indogermanischen (vgl. *somnus* ὕπνος u. ä.) und im Ägyptisch-Semitischen geläufig ist. Sehr interessant ist der Vokalismus, die Abhängigkeit der Farbe der drei Grundvokale von der Art der benachbarten Konsonanten und die Diphthongisierung einfacher Vokale neben gewissen Lauten.

Das Nomen und Verbum des Mehri haben trotz ihres echt südsemitischen Charakters doch auch in gewissen Dingen große Ähnlichkeit mit den betreffenden Redeteilen des Hebräischen, z. B. in der Dehnung und Verdunkelung des betonten Vokals, welches von Bittner gefundene Lautgesetz im Mehri und dann auch in den beiden anderen „Mahra-Sprachen" eine große Rolle spielt. So erscheinen beispielsweise die ursprünglich einfachsten einsilbigen Nominalformen (*qatl*, *qitl*, *qutl*) meistens wie im Hebräischen nach Sprengung der wortauslauten-

[1]) *Mehri* ist das Nomen gentilicium des Landesnamens *Mahra*.

[2]) Vgl. Bittner, Charakteristik der Šhauri-Sprache.

[3]) Vgl. Bittner, Anzeiger der Kais. Akademie der Wissenschaften, 1913, S. 95.

[4]) Vorweg möchte ich nehmen, daß die Mahra-Gruppe mit den südsemitischen Sprachen die inneren (gebrochenen) Plurale gemeinsam hat, hingegen findet die Erscheinung der Segolatformen nur im Nordsemitischen eine Parallele.

den Doppelkonsonanz zweisilbig (Segolatformen) und zwar mit verfärbtem Langvokal in der ersten Silbe. Daneben finden sich manche Eigenarten erhalten, die dem Semitischen fremd sind, die aber in den kuschitischen Sprachen Nordostafrikas wiederkehren, z. B. die Pluralbildung durch Reduplikation des letzten Radikals (mit Einschub von *ā*)[1]).

Was die Stammbildung und Abwandlung des Mehri-Verbums betrifft, so stehen sie beide eigentlich zum Äthiopischen in engerer Beziehung als zum Arabischen. Dabei geht das Mehri teilweise eigene Wege, indem es Kausativa mit *ha-*, Reflexiva mit immer nur infigiertem *-t-*, Kausativ-Reflexiva mit ša (aus *hta-*) bildet. Daneben sind der sogenannte Steigerungsstamm und der Einwirkungsstamm im Mehri zusammengefallen, indem bei dem ersteren als Ersatz für die aufgegebene Doppelkonsonanz Vokaldehnung eingetreten ist.

Merkwürdigerweise hat das Mehri viele Elemente als Konjunktionen, Präpositionen und Adverbien, die im Nordsemitischen (Hebr., Aram., Assyr.-babyl.) Entsprechungen haben. Ebenso sonderbar ist es, daß das Mehritische Personalpronomen nur den dritten Teil als *tem* (aus *twn*) erhalten hat von den drei Gliedern „seiend er (sie, es) sein", aus denen nach Reinisch das semitisch-chamitische Personalpronomen überhaupt besteht, während das Hebr., Aram. und Arab. nur den Teil 1+3 bewahrt haben[2]).

Die von Bittner beigegebenen „Texte" wollen den Prüfstein abgeben, an dem die Gültigkeit von seinen Resultaten erprobt werden möge. Diese Texte, deren reichlicher Kommentar viele neue Etymologien bringt, sind streng philologisch durchgearbeitet und mit ihren genauen Erklärungen — wie überhaupt alle Bände — für das Studium und das wirkliche Erlernen der Sprache abgefaßt. Unter den ausgewählten Erzählungen möchte ich besonders das „Märchen vom Aschenbuttel" (A V 1, S. 8 ff.)[3]) erwähnen, das Bittner uns auch noch in einer Šḫauri-Version zugänglich gemacht hat[4]).

In ganz analoger Weise ist von Bittner auch die Šḫauri-Sprache bearbeitet worden[5]), über deren Stellung in der Mahra-Gruppe ich mich oben geäußert habe. Zuerst behandelt Bittner die Laut- und Formenlehre dieses Idioms, das in den Bergen von Ḍofâr am Persischen Meerbusen gesprochen wird, in den beiden ersten Teilen; im dritten folgen wiederum streng philologisch-kritisch neu bearbeitete und neu übersetzte ausgewählte Texte,

---

[1]) A I, S. 69. — Vgl. auch Reinisch, Somali-Sprache III, S. 43.
[2]) Vgl. Reich in Sphinx XIII.
[3]) Vgl. Müller, Mehri- und Soqoṭri-Sprache I, S. 211—214.
[4]) Šḫauri-Studien III, Anhang.
[5]) Vgl. hiezu D. H. Müllers Šḫauri-Texte.

der vierte (letzte) Teil bringt ein Šhauri-deutsches Glossar und daneben Nachträge zu Müllers Texten.

Das Šhauri zeigt dieselben Laute[1]) und Betonungsgesetze wie das Mehri, doch sind die langen Vokale des Mehri im Šhauri verkürzt worden. Auf formalem Gebiete sind die Präfixe *ma-*, *mi-*, *mu-*, mit welchen das Semitische bekanntlich Participia, Nomina loci und instrumenti usw. bildet, zu *eṅ* (mit nasalem *n*) geworden[2]), ebenso wie in mancher chamitischen Sprache, eine Erscheinung, die den beiden anderen Mahra-Sprachen völlig fremd ist. Schon aus solchen Kleinigkeiten ersieht man die selbständige Weiterentwicklung der zweiten Mahra-Sprache. Eigenartige Verschleifungen und Kürzungen sind im Šhauri nichts Ungewöhnliches, wie z. B. der Ausfall von *b* und *w*, welche wie ein griechisches Digama verschwinden können, z. B. *gob* „Antwort" für *g F ob* = Mehri *ǧuwôb* = arab. *ǧawâb* oder *gel* „Berg" für *g F el* = *gbel* = *gebél*, Mehri *jibél*, arab. *ǧebel*. Andere Fälle, wie der z. B., daß *al* zu *o*, *el* zu *u* werden kann, erinnern an die gleichen Vorgänge in modernen Sprachen (z. B. im Französischen), wie *Kob* „Wolf" aus *Kalb*, arab. *kalb*; *ub* „Herz" aus *elb* = *leb*(*b*), hebr. *lebh*[3]).

Auch die Sprache der Insel Soqoṭra bietet in ihrer Art viel des Interessanten für den Linguisten. Ihrem Lautbestande nach ist sie viel ärmer als ihre beiden Schwestern und erinnert mit ihm an das Nordsemitische, speziell das Aramäisch-Syrische. Besondere Aufmerksamkeit verdient die von Bittner festgestellte Neigung des Soqoṭri, lange Vokale bei Enttonung zu zerdehnen und zur Vermeidung des Hiatus ein sogenanntes parasitisches *h* einzuschieben, z. B. *ebehor* „Brunnen"[4]) für *ebeor* (*ebōr*), Šhauri: *ġor* (aus *ġbor*). Aus der Formenlehre, die Bittner bereits im ersten Teile seiner Soqoṭri Vorstudien berührt, interessierte mich in erster Linie die Feststellung, daß das *-t* der Femininendung, welches im Mehri und Šhauri immer als *-t* erhalten ist, im Soqoṭri sowohl auf nominalem als auch auf verbalem Gebiete zu bloßem lautbaren *h* wird, wobei der mehritische Bindevokal des *-t* erhalten bleibt. Also die gleiche Entwicklung, die wir z. B. im Hebräischen[5]) vor uns haben (im Vergleiche z. B. mit dem Äthiopischen) oder, wie wir es in einer und derselben Sprache bei der Femininbildung vorfinden, im Ägyptisch-Koptischen. Charakteristisch für das Soqoṭri ist der bedeutend restringierte Gebrauch

[1]) Nur das ʿAin ist erhalten.

[2]) Vgl. B I, S. 9, § 9, Note 1.

[3]) Vgl. Šhauri I, 17.

[4]) Ist Singular und hat, wie Bittner zeigt, mit hebräischem *beʾer* „Brunnen" nichts zu tun.

[5]) Vgl. die dritte Person sing. gen. fem. des Perfektums im Hebräischen.

der Pronominalsuffixe, die wir da nur an Verbalformen und Präpositionen verwendet finden. Beim Nomen werden sie durch andere Mittel ersetzt und zwar entweder durch sogenannte freie Genitive der Personalpronomina oder durch die Präposition *min* in Verbindung mit dem Pronominalsuffix[1]), wobei zu bemerken ist, daß beide Arten immer vor dem Substantiv stehen, zu dem sie gehören. Davon gibt es im großen ganzen nur eine einzige Ausnahme, nämlich die Verwandtschaftsnamen[2]) und da sind es nur wieder die etymologisch gemeinsemitischen, während die daneben gebräuchlichen soqoṭranischen Äquivalente die Pronominalsuffixe nicht annehmen. Auch hier haben wir eine nicht unähnliche Parallele mit dem Koptischen, wo — außer den Präpositionen — nur mehr die Körperteile in festen Verbindungen mit den Personalsuffixen zum Ausdruck des Possessivverhältnisses gebraucht werden[3]). Merkwürdig ist auch, daß das Soqoṭri wie andere semitische Sprachen einen Dual nicht nur auf nominalem Gebiete besitzt, sondern einen solchen auch beim Verbum im Unterschiede vom Mehri und Soqoṭri herausgebildet hat und da sogar für die erste Person. Wichtig ist auch der Abschnitt über die persischen Lehnwörter. Solche, die das Soqoṭri besitzt, gehen dabei im allgemeinen auf mittelpersische Formen zurück; z. B. *gírbag* „Katze" (neupersisch: *gurbå* (muß von den Soqoṭranern zu einer Zeit übernommen worden sein, als *gurbå* noch *gurbak* lautete[4]). Interessant ist der Ausdruck für „Tabak" *timbékoh*, Mehri: *tumbōkû*[5]), neupersisch: *tumbākû* (vgl. engl. *tobacco*)[6]).

Wir sehen, daß jede dieser drei Sprachen ihre charakteristischen Eigenarten hat. Nomen und Verbum, die im Mehri die Charaktereigentümlichkeiten des Südsemitischen (Arab. und Äth.) noch besitzen (wie die sogenannten inneren, gebrochenen Plurale, ähnliche Flexionsendungen wie im Äthiopischen, mit *k*, nicht wie im Arabischen mit *t*)[7]), haben aber auch rein nordsemitische Eigenarten aufzuweisen, z. B. auf nominalem Gebiete

[1]) C, S. 10 ff.

[2]) Ebenda, S. 22 ff. — Diese Verbindung wird nur in possessivem Sinne gebraucht.

[3]) Vgl. Steindorff, Koptische Grammatik § 84.

[4]) C, S. 33.

[5]) A I, S. 6 f., Note 2 f. — Auch im Mehri finden sich vereinzelt persische Lehnwörter, wie auch solche aus europäischen Sprachen, z. B. *búk* („Buch"), *mônet* („Geld"), *berdeqáys* („Europäer", aus dem portugiesischen *portuguez*), *mbatâta* („Kartoffel" aus engl. *potato*). — Der Vorschlag von *m* vor einem Lippenlaut und von *n* vor einem Dental ist für den Ägyptologen nichts Ungewöhnliches.

[6]) C, S. 35.

[7]) Bekanntlich hat ja das Ägyptische beide Arten von Bildungen bewahrt: im Qualitativ (Pseudopartizip) und in der jüngeren Flexion. (Vgl. Erman, Ägyptische Grammatik § 225 ff. und § 278 ff.)

die Segolatformen, auf verbalem das Kausativ mit dem Präfix *h* (wie im Hebräischen der Hiphil)[1]).

Daß die Mahra-Sprachen zusammengehören und mit den verwandten Sprachen viel Gemeinsames haben, kann man schon am Wortschatz erkennen. Nehmen wir z. B. √*twj* „essen“, sie erscheint im Mehri als *towû*, Šhauri als *te*, Soqoṭri *te*, „er hat gegessen“; Assyr.-Babyl. *ta'âu* (*ta'u*), *tâu*[2]), Beḍauye *tiyu* „Kost, Nahrung, Lebensunterhalt“[3]), *tiyo* „Wild, Wildtier“[3]), Ful *tēu* „Fleisch, Tier“[4]).

Ich möchte noch bemerken, daß Bittners Resultate auf anderen Gebieten schon gewirkt haben. So sind durch sie die Parallelerscheinungen des präfigierten *ḥ* im Mehri und Semitischen überhaupt[5]), und — was besonders interessant — auch im Ägyptischen aufgezeigt worden. Mehri: *ḥabre* „Sohn“ = Aram: *bar*[6]); Mehri: *ḥeyd* „Hand“ = Hebr: *jad*[7]). Ferner Mehri: *ḥinê* (*ḥeynê*) „Gefäß“ Hebr: *'anî*, Assyr: *unûtu*, Ägypt: *ḥnw* (*'nw*, *nw*) „Gefäß“[8]). Mehri: *herê* „Kopf“[9]) aus vorgeschlagenem *ḥ* + *reš* (resp. *ḥ* + *reh*)[10]), Arab: *ra's*, Hebr: *rôš*, ebenso wie Ägypt: *ḥr* „Kopf, Gesicht“ wohl auf eine ähnliche Bildung zurückgehen dürfte. Mehri: *nehyôn*, √*nhy* „vergessen“[11]), Arab: *nasija*, Hebr: *nasa*, Assyr: *mašû*, Ägyptisch: *mḥj* „vergessen“.

Zu Vorstehendem können noch folgende Etymologien hinzugefügt werden: Šhauri: *nui* „roh“, Arab: *na'* „ungekocht sein“, Hebr: *na'*. Ägyptisch: *nw* (*nu*) „roh“. Mehri: *ġfn* „er hat bedeckt“[12]), Hebr: *'afer* „Kopfbedeckung,‘, Arab: *ġfr* „er hat bedeckt“, Ägyptisch: *c fn* „Kopfbedeckung“. Als fraglich möchte ich außerdem anführen: Soqoṭri: *émed* „Zeit“, Ägyptisch: *sbd* „Monat“.

Wir können uns schon heute ein Urteil über die Mahra-Sprachen bilden, diesen neu erschlossenen Sprachzweig, der in seinen merkwürdigen Erscheinungen bestimmt scheint, für die angrenzenden Sprachengruppen eine große Rolle zu spielen.

Dr. N. Reich.

---

[1]) Letzteres nur im Šhauri, nicht im Soqoṭri.

[2]) Vgl. Delitzsch, Assyrisches Handwörterbuch, S. 697, s. v.

[3]) Vgl. Reinisch, Wörterbuch der Bedauye-Sprache, S. 233, s. v.

[4]) Vgl. Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, S. 233.

[5]) Nöldeke, Neue Beiträge zur semitischen Sprachwissenschaft, S. 116, Anm. 2 („Der rätselhafte Vorsatz *ḥa* findet sich bei vielen Nomina im Mehri“).

[6]) Brockelmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen, S. 230, ε, Anm.

[7]) A I, S. 35, Nr. 3; S. 37, Nr. 12.

[8]) Ember in AZ, SS. 116 und 138.

[9]) A I, S. 37, Nr. 11.

[10]) Für *h* (von *reh*): *h* und *s* wechseln im Mehri oft. Ägyptisches *s* steht nicht selten für semitischen Hauchlaut (vgl. das ägypt. Kausativ-*s* und den *H*-Laut des hebr. Hiphil).

[11]) A I, S. 104, s. v.

[12]) A I, S. 127, s. v. *ġôfen*.

Johannes Hasebroek, Die Fälschung der Vita Nigri und Vita Albini in den Scriptores historiae Augustae (zugleich ein Beitrag zur Lösung des Quellenproblems der Historia Augusta). Heidelberger Diss. Pormetter, Berlin 1916. 82 S.

Diese sorgfältige Dissertation eines Domaszewski-Schülers kommt durch gründliche Analyse der beiden im Titel genannten Kaiserbiographien sowie der *vita Getae* zu dem, man kann fast sagen: selbstverständlichen, Resultat, daß der Gegenstand ihrer Untersuchung jedes Quellenwertes ermangelt; nur die Angaben der Geburtsorte des Albinus und Niger dürften hievon eine Ausnahme bilden (Hasebroek S. 13—15. 41 f.). Der Verf. zeigt überzeugend, daß sich alles nicht vom Fälscher selbst Erfundene auf Herodian, die *vita Severi,* Eutrop und Victor zurückführen läßt; er geht aber zu weit, wenn er die Benützung der Enmannschen Kaiserchronik durch den Fälscher dezidiert leugnet: hat doch Hohl durch seinen Nachweis, daß die „Kaisergeschichte" noch von der Epitome unmittelbar benützt wird, zugleich gezeigt, daß sie zur Zeit der Vitenfälschung noch ein sehr gangbares Buch war. Dagegen ist es nur zu begrüßen, daß der Verf. sich die von Seeck ermittelte Tatsache, daß die *Historia Augusta* im Jahre 409/10 entstanden ist, ganz zu eigen macht.

Hasebroeks Arbeit vermehrt also wiederum das Beweismaterial für die grundlegende Einsicht, die wir Dessau verdanken. Es ist nur zu wünschen, daß diejenigen, welche, um ein Wort Kornemanns zu gebrauchen, „unbegreiflicherweise den älteren konservativen Standpunkt beibehalten", sich endlich bekehren, und vor allem, daß die in Aussicht stehende Neuausgabe der *Historia Augusta* so beschaffen sei, daß der Historiker es nicht nötig habe, die seit 1889 erschienenen einschlägigen Quellenuntersuchungen neben ihr zu benützen. Dies wird in der Hauptsache möglich sein, wenn nicht nur die Seitenränder vollständige Quellennachweise enthalten, sondern auch die historisch wertvollen Partien durch verschiedenen Druck möglichst auffallend hervorgehoben werden sollten.

Wien. Dr. Ernst Stein.

J. Hashagen, Umrisse der Weltpolitik I. 1871—1907. II. 1908—1914. Leipzig und Berlin 1916. Verlag von B. G. Teubner. 140 und 138 S. („Aus Natur und Geisteswelt" Nr. 553 und 554.)

Der Verf., dem wir schon eine Reihe tüchtiger Studien zur preußischen und allgemeinen deutschen Geschichte verdanken, schildert in dem ersten der beiden vorliegenden Bändchen die allgemeine Politik vom Frankfurter Friedensvertrag bis zur Zeit der bosnischen Annexionskrise, im zweiten von da an bis zum Ausbruch des Weltkrieges. Daß bei einem so ungeheuren Material manches — und darunter nicht Unwichtiges — nur angedeutet

werden konnte, liegt auf der Hand. So vermißt man eine allgemeine Charakteristik der Bismarckschen Politik von 1871 an, die Darlegung seines Sturzes und dessen unmittelbare Folgen usw. Es sind eben mehr die sachlichen als die persönlichen Momente, die herausgearbeitet sind. Im einzelnen ist die Gliederung des Stoffes eine „zweckmäßige". Der Verf. teilt ihn im ersten Bändchen in die Periode des europäischen Gleichgewichtes 1871—1894 und die neue Weltpolitik und die Vorgeschichte des Weltkrieges 1895—1914, eine Gruppe von Kapiteln, die im zweiten Bändchen fortgesetzt werden. Behandelt die erste Periode in drei Kapiteln die Zeit der Orientkrise von 1871—1879, die des Aufschwunges der Kolonialpolitik 1880—1885 und die Zeit des bewaffneten Friedens und der Neugruppierungen der Mächte, so geht die zweite auf die Bedeutung Japans und der Vereinigten Staaten und ihren Eintritt in die Weltpolitik 1895—1902, auf die Entstehung des Dreiverbandes (1902—1907), endlich auf die letzten Phasen der Vorgeschichte des Weltkrieges 1908—1914 näher ein; die Darstellung ist in beiden Bändchen eine streng sachgemäße, die Beurteilung der Politik und der Politiker eine sorgsam abgewogene. Besonders gut ist die in fünf Zeilen am Schluß des Ganzen vermerkte Politik Wilsons mit den Worten gezeichnet, die wir hier als Probe anführen: Man wird in der Geschichte der amerikanischen Präsidenten und ihrer äußeren Politik kaum einen finden, der zugleich eine so laienhafte und eine so anglophile Rolle gespielt hat wie Wilson. Noch vor dem Weltkriege hat England in diesem Präsidenten für den Weltkrieg einen der wertvollsten Bundesgenossen gewonnen.

Graz. J. Loserth.

Dr. B. Wehnert, Luther und Kant (Forschung und Leben. Erste Sammlung: Religion und Moral. II. Bd.). Meerane i. S. 1918, E. R. Herzog. 8°, 94 S. Preis 2 M. 50 Pf.

Die Urteile über Luther bei Ritschl & Troeltsch veranlaßten den Verf. anläßlich der 400jährigen Feier der Reformation, Kant mit Luther in Parallele zu stellen. Wir vermuten, daß er hiebei die beiden Werke: „Die Entstehung der lutherischen Kirche" in Zeitschrift f. Kirchengesch. I, II (Ritschl) und „Das Historische in Kants Religionsphilosophie" (Troeltsch, 1904) im Sinne hatte. Es ist nicht zufällig, daß man sich jetzt wieder mehr mit Kant beschäftigt, da seine Werke von Kassirer neu herausgegeben werden und kürzlich (1916) Kellermann den VII. Band lieferte mit der „Metaphysik der Sitten" und „Streit der Fakultäten". Man hätte erwartet, daß der Verf. wenigstens in einer Anmerkung auf diese Publikation verwiesen hätte. Fast gleichzeitig mit der vorliegenden Abhandlung ließ Frost eine andere über

„Schopenhauer als Erbe Kants in der philosophischen Seelenanalyse“ erscheinen (1918). Unser Verf. sah sich zur Herausgabe seiner Studie durch „die Wahrnehmung veranlaßt, als man heutzutage darauf und daran ist, zum mindesten Luther seine grundsätzliche Bedeutung für die Kultur der Gegenwart zu bestreiten und ihm insofern einen Wert zuzuweisen, der hinter dem Kantischen an Wichtigkeit und Dauer zurücksteht“. Dem gegenüber soll das „verdunkelte Bild Luthers wieder hell vor unseren Augen erstrahlen“, die Übereinstimmung beider trotz aller scheinbaren Widersprüche nachgewiesen und gezeigt werden, daß das, was Kant philosophisch forderte, Luther 300 Jahre vorher bereits religiös gebracht habe. In der Beurteilung beider zeigt sich der Verf. durch die letzte Kriegsepoche beeinflußt, wenn er sie gleich im ersten Abschnitte „Alleszermalmer“ nennt und für Luther den Ruhm beansprucht, daß er der „deutscheste“ Mann gewesen sei. Wir erinnern uns, daß noch im Spätherbste 1914 die Mörser aus der Skoda-Waffenfabrik in Pilsen von der im Solde der Kriegsindustrie stehenden österreichischen Presse solange als „Alleszermalmer“ verhimmelt wurden, bis Skoda die Baronie erreicht hatte. Es ist jedenfalls als eine moderne Verirrung anzusehen, „Luthers und Kants gemeinsame Eigenart in einem spezifisch deutschen Wesenszug verankert“ zu finden. Wir dürfen, auf dem Boden der vorurteilslosen Wissenschaft stehend, nicht soweit gehen, das Streben, die Wahrheit zu finden, nur für die Deutschen gelten zu lassen. Es wäre schließlich gegen die Beeinflussung des Verf.s durch ungezählte Artikel einer einseitigen Kriegspresse nichts einzuwenden, wenn nur seine Diktion halbwegs verständlich sein würde. Abgesehen von den vielen Gedankenstrichen, mindestens ein halbes Dutzend auf jeder Seite, sind die Ausführungen so dunkel gehalten, daß es vergebliche Mühe wäre, in den Sinn der Worte einzudringen. Hätte er die Aussprüche Luthers und Kants, sachlich geordnet, nebeneinander gestellt, würde sich der Leser selbst sein Urteil bilden können. Da aber nirgends auf bestimmte Stellen beider Werke verwiesen wird, zieht sich die fast ungenießbare Lektüre trostlos wie ein Weg durch die Steinwüste weiter, ohne zu einer Oase zu führen. Die Verlagsbuchhandlung hat sich durch die Herausgabe der Broschüre alle Ehre gemacht: Papier, Druck und Ausstattung sind tadellos wie in Friedenszeiten und dabei der Preis verhältnismäßig nieder. Wie die Verhältnisse in Österreich liegen, wird jeder wissen, der in letzterer Zeit erfahren hat, wie unmöglich es ist, eine Verlagshandlung zu finden, wenn nicht ein großer Gewinn zum voraus gesichert ist.

Wien. G. Juritsch.

Arthur Luther, Rußland II: Geschichte, Staat, Kultur. 563. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1918.

Im ersten Teile des Werkes schildert Syndikus Dr. A. Wallroth Land, Volk und Wirtschaft des russischen Gebietes, im vorliegenden zweiten will der Verf. Dr. Arthur Luther zeigen, wie sich Rußland entwickelte und wie es bis zur Revolution war, um dadurch auch die Revolution selbst verständlicher zu machen. Seine Darstellung fußt auf den besten Werken, die sich mit dem Gegenstande beschäftigen. Das Buch gliedert sich in fünf Hauptabschnitte: im ersten wird ein geschichtlicher Überblick gegeben, der von der Besiedlung der russischen Ebene durch slawische Stämme im 6. bis 8. Jahrhunderte n. Chr. G. bis zu dem Zeitpunkte reicht, in dem die extremen Sozialisten mit Lenin und Trotzkij an der Spitze die Herrschaft an sich rissen. Im zweiten gelangen Verfassung, Verwaltung, Stände, politische Parteien, Heer und Flotte zur Erörterung. Der dritte hat das allmähliche Wachstum des Reiches und die Beziehungen Rußlands zu Westeuropa zum Vorwurfe. Der vierte, auf dem das Schwergewicht der ganzen Arbeit ruht, bringt einen Überblick über die russische Kultur. In ihm verbreitet sich der Verf. über die Sprache, über Volksgebräuche und Volkspoesie, über Religion, Kirche, Schule und Bildungswesen, über die Wissenschaft, Literatur und Presse sowie über Kunst, Musik und Theater. Der fünfte ist dem Deutschtum in Rußland gewidmet. Der Verf. bringt eine solche Fülle belehrender Einzelheiten, daß man seine Arbeit mit reichem Gewinn für das Verständnis der Gegenwart aus der Hand legt. Was er namentlich im letzten Abschnitte sagt, verdient volle Beachtung. Er weist darauf hin, daß eine der Hauptquellen des Deutschenhasses in letzter Zeit der wachsende Ärger der Russen über die „wirtschaftliche Vergewaltigung" durch die Deutschen gewesen sei, wobei die Russen darauf vergaßen, daß sich die Deutschen hiebei keineswegs einer Begünstigung erfreuten, sondern einfach dank ihrer Tatkraft und der Güte der gelieferten Waren den anderen Völkern, die mit ihnen im Wettbewerb standen, den Rang abliefen. Er betont, daß die Beliebtheit der Deutschen um so größer gewesen sei, je weniger sie auf ihr Deutschtum gepocht hätten. Damit berührt er den alten Fehler der Deutschen im Auslande, die so selten die richtige Mitte zwischen dem aufdringlichen Hervorkehren des eigenen Volkstums und dessen völligem Ableugnen einzuhalten verstünden. Seiner Ansicht nach gleicht das Verhältnis Rußlands zum deutschen Wesen dem des heranwachsenden Schülers zu seinem Lehrer. Während der Schüler in reifen Jahren einsehe, daß ihm der Lehrer jederzeit nur habe nützen wollen und ihm daher dankbar sei, glaube er im kritischen Alter, sich bereits alles angeeignet zu haben, was der Lehrer ihm zu geben ver-

möchte, und ärgere sich, wenn der Lehrer das nicht gelten lassen wolle. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtete und betrachtet sicherlich auch heute noch der Russe den Deutschen.

Innsbruck. J. Müllner.

Lehrbuch der Mathematik nach modernen Grundsätzen. Von O. Behrendsen und Dr. E. Götting, Professoren am kgl. Gymnasium zu Göttingen. I. Unterstufe Ausgabe B für sechsklassige Realschulen sowie für die Mittelklassen der Oberrealschulen und Realgymnasien. 3. Aufl. 350 S. Preis geb. 3 M. 20 Pf.

II. Oberstufe Ausgabe B für Oberrealschulen und Realgymnasien sowie für Studienanstalten realen Charakters. 2. Aufl. 404 S. Preis geb. 4 M. Teubner, 1915.

Die rasche Folge der Auflagen ist ein Zeichen für einen rasch sich erweiternden Freundeskreis, ein Beweis dafür, daß es den Verf. gelungen ist, alle jene Neuerungen, die in den letzten Jahren von so vielen Seiten vorgebracht wurden, in kräftigster Weise zu verwirklichen. Von allem Anfang an stehen der Funktionsbegriff, alle erdenklichen graphischen Darstellungen und die Durchsetzung von Arithmetik und Geometrie im Vordergrund der Behandlung, frühzeitig tritt der Koordinatenbegriff auf, der Gebrauch der Buchstabengrößen und in der Geometrie der Begriff der unendlich fernen Elemente. Die Anordnung des Stoffes ist nicht darauf berechnet, unmittelbar in die Praxis übertragen zu werden, weil das Buch dem Lehrer einen freien Lehrgang sichern will und für die Arithmetik auch die gleichzeitige Benützung eines Übungsbuches voraussetzen muß, aber doch tritt im ersten Band die von den Verfassern gewünschte Lehrmethode unverkennbar und eindringlich zu Tage.

Der erste Band beginnt mit einem vorbereitenden geometrischen Lehrgang, der die Grundeigenschaften der Strecke, des Kreises, der Winkel und der parallelen Geraden aus der Anschauung gewinnt, der den Aufgaben die Rolle zuweist, zu geometrischen Erkenntnissen zu führen. Ähnlich ist der Vorgang in den ersten Paragraphen der sich anschließenden Planimetrie (S. 37 bis S. 146), doch tritt später der Beweis immer entschiedener in seiner Bedeutung auf. Im dritten Abschnitt wird die Arithmetik (Grundoperationen, Gleichungen ersten Grades, Potenzen und Wurzeln, endlich auch gemischt quadratische Gleichungen mit einer Unbekannten) behandelt, besonders eingehend aber die vier Grundrechnungsarten. Freilich ist die Erörterung über relative Zahlen nicht nur stark ermüdend, sondern auch inkonsequent, da die Größe -b anfänglich (S. 152) ausdrücklich als subtraktive Zahl aufgefaßt wird und gleich darauf (S. 159) ein scharfer Unterschied gemacht werden soll zwischen dem „Richtungszeichen“ und dem „Rechnungszeichen“ + und —; zu dem müßte dann auch der gleiche Vorgang bei der Ein-

führung der Brüche beobachtet werden, was indes nicht der Fall ist — nicht zum Nachteil des Buches! Gleichungen werden in dem systematischen Lehrgang ziemlich spät (erst auf S. 205) eingeführt und stets zuerst in geometrischer Behandlung gelöst, nicht unähnlich der Art, wie griechische Mathematiker Gleichungen behandelt haben. Sogar die Rechengesetze für Potenzen erfahren eine mehr geometrische Darstellung, so daß die Bedeutung der Arithmetik auch hier (nicht nur in der Lehre von den Gleichungen) stark zurückgedrängt wird. In der neuen Auflage wurde auch die Lehre von den Logarithmen aufgenommen, wobei vierstellige Logarithmen vorausgesetzt werden und nur beim Aufsuchen der Mantissen erfahren auch fünfstellige Tafeln eine Berücksichtigung.

Den Abschluß dieses ersten Bandes bildet wieder die Geometrie, indem die Anfänge der Trigonometrie mit Beschränkung auf spitze Winkel, die Auflösung der rechtwinkligen Dreiecke und der Sinus- und Cosinussatz besprochen werden; eingehend wird natürlich der Verlauf der zugehörigen Funktionskurven untersucht. Daran schließt sich noch ein stereometrisches Kapitel, das sich die Aufgabe stellt, die Oberflächen und die Inhalte der einfachsten Körperformen unter Benützung des Cavalierischen Prinzipes zu berechnen.

Eigenartig sind viele der gebrauchten Fachausdrücke; so wird auf S. 4 von „krummen“ Kanten gesprochen, auf S. 8 wird die „Kreislinie“ und die „Peripherie“ in gleicher Bedeutung gebraucht, für den Zylinder wird teils „Walze“, teils „Säule“ gesagt, ebenso werden nebeneinander die Ausdrücke „Mittellot“ und „Mittelsenkrechte“ (S. 50, 51) gebraucht, während „Mitteltransversale“ (wenigstens beim Dreieck) soviel bedeutet als „Schwerlinie“, S. 73 wird von einem „Symmetriezentrum“ eines beliebigen (!) regelmäßigen Vieleckes gesprochen, ferner ist die Rede von „Mittelparallelen“, von „Abschnittswinkeln“ und von „Strahlenpunkten“. Bemerkenswert ist auch die Bezeichnung des Parameters einer Parabel mit p (statt $2p$), die Auffassung der inneren Teilung einer Strecke als positiv (— und dies wird folgerichtig durchgeführt —), die Bezeichnung von $a \pm b$ als „zusammengesetzte Größe“ (S. 153 u. f.), daß ferner gleichnamige Größen als „gleichbenannt“ bezeichnet werden, daß das Wurzelzeichen $\sqrt{}$ immer noch als das r des Wortes radix erklärt wird (S. 248), daß die Logarithmen von Zahlen, die kleiner als 1 (und größer als 0) sind, „halbnegative“ Logarithmen genannt werden, daß (auf S. 290) von einem Stellenwert einer Zahl die Rede ist und ähnliches mehr.

Die im Buche aufgenommenen geometrischen Aufgaben bilden einen in jeder Hinsicht geeigneten und im ganzen auch wohl ausreichenden Übungsstoff; auffallend ist es, daß einige dieser

Aufgaben ihrem ganzen Wortlaut nach nur für Mädchen bestimmt sind, so z. B. auf S. 7 Nr. 1, S. 32 Nr. 8. — Auch die zahlreichen deutlichen Figuren sind durchaus gut und erfüllen ihren Zweck in jeder Hinsicht.

Um endlich nicht ganz vorbeizugehen an solchen Bemerkungen, zu denen jedes umfangreichere Buch Veranlassung gibt, sei hier davon die Rede, daß zumindest in einem mathematischen Buche das Zeichen = nicht so zu gebrauchen ist, wie etwa auf S. 8, wo zur Erklärung des Wortes Radius zu lesen ist: „(Latein. = Speiche, Strahl)"; es widerspricht auch einem didaktischen Grundsatz, wenn auf S. 204 förmlich als Regel zu lesen ist: „Eine Proportion wird durch Multiplikation oder Division der äußeren oder inneren Glieder durch dieselbe Zahl falsch" und weiter „Man darf zu Gliedern desselben Verhältnisses nicht dieselbe Zahl addieren"; unklar ist auch die logische Berechtigung des Satzes (S. 265): „da ferner $\sqrt{-0} = i\sqrt{0} = i . 0 = 0$ ist" . . . (warum?!) und weiter: „so muß die reelle und die imaginäre Null dasselbe sein"; unrichtig ist endlich die Behandlung des Quotienten 0·011 : 0·0015 auf S. 295, dessen Wert trotz des unvollständigen (!) Dividends gleich 7·3 angegeben wird.

Druckfehler: S. 39 Z. 10 v. u., S. 48 Z. 10, S. 84 Z. 18 v. u., S. 91 Z. 11, S. 96 Aufg. 3, S. 132 Z. 16, S. 137 Z. 9 v. u., S. 137 Z. 23, S. 175 Z. 18, S. 201 Z. 5, S. 254 Z. 9 v. u.

Der zweite Band des Lehrbuches bringt die Fortsetzung der Trigonometrie, Stereometrie und aus der Arithmetik die Lehre von den Reihen, komplexen Zahlen, quadratischen und kubischen Gleichungen; ferner enthält er ziemlich weitgehend (nahezu 90 S.) die Infinitesimalrechnung, die analytische Geometrie und schließlich neuere synthetische Geometrie. — In der Trigonometrie wird unter abermaliger reichlicher Funktionsbetrachtung die Erweiterung der goniometrischen Funktionen vorgenommen, die ganze Goniometrie entwickelt und die verschiedenen Anwendungen aus der praktischen Geometrie behandelt. Durch die Benützung der goniometrischen Funktionen ist die Stereometrie in der Lage, alles, was über Projektionen zu sagen ist, auch in der einzig zutreffenden mathematischen Formulierung zu bringen. Hier wird auch den bekannten stereometrischen Konstruktionsaufgaben ziemlich viel Raum gewidmet und den Problemen der darstellenden Geometrie recht weit Rechnung getragen (sogar einiges aus der Zentralprojektion und die dankenswerte Berücksichtigung der Abbildung einer Kugelfläche); die hieher gehörenden Figuren sind besonders hübsch und infolge der mehrfarbigen Darstellung sehr übersichtlich. Die Körperberechnung benützt ausschließlich die Methoden der Infinitesimalrechnung, gewinnt daher ganz wesentlich an Einfachheit, verliert aber sicherlich an unmittelbarer Verwendbarkeit im Unterricht. Eine eingehende Besprechung

der dreiseitigen Ecke unter gleichzeitiger Heranziehung der Konstruktionsaufgaben vermittelt den Übergang zur sphärischen Trigonometrie samt ihren mannigfachen Anwendungen.

Auch hier überwiegt in dem der Arithmetik gewidmeten Abschnitt die geometrische Deutung und es geht dies Bestreben so weit, daß sogar die Ableitung für die Summe von n Gliedern einer arithmetischen Reihe auf geometrischem Wege — und zwar nur auf diesem Wege! — vorgenommen wird. Viel berechtigter als hier ist dieser Vorgang im Abschnitt über Differential- und Integralrechnung und ganz besonders dort, wo von den für eine gegebene Funktion zu wählenden Ersatzfunktionen (§ 94) die Rede ist. Inhaltlich ist dieser Teil sehr reichhaltig, denn es wird auch die Differentiation der Funktionen von Funktionen, die Taylorsche Reihe, die Reihenentwicklungen für arc sin und arc cos, für e^x und $log x$ vorgeführt, wohlweislich ohne weitergehende Grenz- und Konvergenzbetrachtungen. — Nicht minder inhaltsreich ist der Abschnitt über die analytische Geometrie; um dies an einigen Proben zu erläutern, sei erwähnt, daß da eine hübsche Ableitung des Satzes von Ceva, eine lehrreiche Verallgemeinerung der sogenannten „merkwürdigen" Punkte im Dreieck zu finden ist, daß auch von der Evolute der Kegelschnitte und von manchen wichtigen höheren Kurven (Zykloiden, Konchoide, kassinische Kurven) die Rede ist, daß das Gravitationsgesetz und die Keplerschen Gesetze und manche weitere physikalisch bedeutsame Frage in Behandlung genommen wird. Besonders wertvoll sind die in dem der neueren synthetischen Geometrie gewidmeten letzten Abschnitt sich eröffnenden Ausblicke auf verschiedene früher bereits besprochene geometrische Beziehungen und die nun ermöglichte Vertiefung und Erweiterung mancher Sätze.

Mögen auch einige Bedenken gegen diese oder jene Durchführung erhoben werden, so stehen diese doch weit zurück gegen die großen Vorzüge, die dem Lehrbuche eigen sind; es muß deshalb allen jenen wärmstens empfohlen werden, denen die Förderung des mathematischen Unterrichtes am Herzen liegt.

Von Druckfehlern in diesem zweiten Band seien erwähnt: S. 3 Z. 13, S. 217 Z. 13, S. 219 Z. 5, S. 235 Z. 11 (bei der Auswertung des Integrals von $e^x + x^n$), S. 255 Z. 6, S. 347 Z. 9 v. u.

Wien. Prof. Wolletz.

Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Karl Bezold, dargestellt von Prof. Dr. Franz Boll. Mit einer Sternkarte und 20 Abbildungen. „Aus Natur und Geisteswelt", Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1918. VIII und 104 S.

Verf. versucht nach berühmtem Muster, gleich den seinerzeit bekannten und berüchtigten Ehrenrettungen der römischen

Cäsaren eine Ehrenrettung der Astrologie gegenüber den exakten wissenschaftlichen Bestrebungen der reinen Astronomie. Er hebt deren kulturhistorische Bedeutung durch die These hervor, daß ein tieferes Verständnis für die ganze Entwicklung, die Weltauffassung und das Leben der Menschen ohne ein Eindringen in ihr Wesen und ihre Geschichte unmöglich sei und daß es daher nicht angehe, sie einfach mit dem vulgärem Aberglauben in einen Topf zu werfen. Vielmehr repräsentiere sie den Versuch einer Weltanschauung von großem Stil und imposanter Einheitlichkeit und diesem Umstande ist die unerschütterliche Widerstandskraft zuzuschreiben, die bewirkte, daß sie durch Jahrtausende die Menschheit beherrschte und selbst heute noch, trotz der Periode der Aufklärung, viele Menschen an sie glauben oder den Glauben an sie wieder aufgenommen haben. Er schildert gleichzeitig den Einfluß, den sie auf die wissenschaftliche Astronomie ausgeübt hat. Sie war der Ansporn für die anstrengende nächtliche Tätigkeit der Astronomen, die weit mehr Ehre und Sold brachte als die Entdeckung eines die Bewegungen der Gestirne bestimmenden Gesetzes. Es ist wohl die Astrologie, sagt in diesem Sinne Kepler, ein närrisches Töchterlein, aber wo würde ihre Mutter, die hochvernünftige Astronomie, bleiben, wenn sie dies ihr närrisches Töchterlein nicht hätte, und sind der Mathematicorum salaria so gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leiden würde, wenn die Tochter nichts erwürbe.

Ihren Ursprung hatte die Astrologie in Babylonien. Ihr verdankt die Astronomie da die Kenntnis der Siebenzahl der Planeten, ihrer Umläufe und Perioden, ihrer gegenseitigen Stellungen, Konjunktion und Opposition, und damit im Zusammenhange die Teilung und Zählung der Zeit, die siebentägige Planetenwoche, den dreißigtägigen Monat und das Jahr von 360 Tagen, endlich noch die Teilung des Himmels nach Sternbildern. Von Babylonien drang sie nach Ägypten vor, wo sie in den alten Zeiten des Reiches nicht bekannt war und erst im 7. bis 8. Jahrhundert v. Chr. ihre Herrschaft begann. Auf dem klassischen Boden Griechenlands stehen anfänglich zwei Richtungen einander gegenüber, der Rationalismus der jonischen Naturphilosophen, der, wie es der große Anaxagoras getan, sich nicht scheut, die Sonne einen glühenden Stein zu nennen und durch eine natürliche Erklärung dem aufregenden Phänomen einer Mondesfinsternis seine Schrecken nimmt, und der Mystizismus der Pythagoräer, der ganz im Gegenteile dazu der babylonischen Sterndeutekunst Tür und Tor öffnet. Gleichem Gegensatze begegnen wir bei Plato und Aristoteles. Mit dem Neuplatonismus, der das Griechentum vom Logos, d. i. der wissenschaftlichen Erkenntnis, dem alten Stolz und Ruhm griechischen Geistes, weg zur Gnosis, d. i. der Erkenntnis durch Vision und Offenbarung führte, drang die Astrologie auch in das Christentum ein trotz des Hinweises

auf die entsittlichende Wirkung des astrologischen Fatalismus. Auf astrologische Einflüsse sind die Sage vom Stern der Weisen bei der Geburt Christi und die von der Sonnenfinsternis bei seiner Kreuzigung zurückzuführen, Sagen, auf die sich wieder spätere christliche Verteidiger der Sterndeutekunst beriefen.

Ganz besonders blühte aber die Astrologie unter den Arabern. Der schrankenlose Determinismus, der die Grundlage der mohammedanischen Religion bildet, gab für sie einen fruchtbaren Nährboden ab — und es hieß bald, nicht die Astronomie, vielmehr die Astrologie sei die Königin aller Wissenschaften. Mit den Kreuzzügen und dem Vordringen der arabischen Wissenschaften nach Spanien und Sizilien dringt sie auch in das christliche Abendland ein, ergreift die Scholastik und gelangt da zu so großem Ansehen, daß auf manchen hohen Schulen, wie Bologna, Padua, sogar Lehrstühle für sie bestimmt waren. Man kann, sagt Verf., unzählige wissenschaftliche Schriften, Dichtungen, Kunst- und Bauwerke aller dieser Jahrhunderte bis ins 18. hinein kaum verstehen, wenn man nicht ihren astrologischen Untergrund erfaßt.

Erst Giordano Brunos Lehre von der Unendlichkeit der Welt, die das Weltenei sprengte, sodann Galileis Durchforschung des Himmels mit einem Fernrohr, die soviel unerwartete neue Züge in die alten Himmelsfiguren brachte und endlich die Newtonsche Lehre von der allgemeinen Gravitation, die den ursächlichen Zusammenhang in den Bewegungen der Gestirne aufdeckte, brachten die Astrologie in Mißachtung und die Aufklärung der letzten Jahrhunderte stieß sie hinab zu dem Kuriositätenkram der Geschichte der menschlichen Narrheit. Und sie hat, wie Verf. hier sagt, das Ihre so gründlich getan, daß heute der gebildete Philister dreimal eher die jämmerlichste Furcht vor der Zahl Dreizehn eingestehen als einigen Respekt vor der einst so mächtigen Sternenlehre äußern wird.

Dies der Inhalt der drei ersten Kapitel des Buches, die folgenden drei, „die Elemente des Himmelsbildes, die Methoden der Sterndeutung und der Sinn der Astrologie“, geben eine kurze Anleitung, wie man bei der Deutung eines einzelnen historischen Momentes aus den Stellungen der Sterne vorzugehen hat. Sie erzählen von den Abgrenzungen am Himmel, die das jeweilige Maß der Macht der Planeten oder Sternbilder feststellen, von den Exaltationen, als den Momenten ihrer stärksten Machtentfaltung, von den Aspekten, d. i. den gegenseitigen Stellungen der Planeten, und besprechen schließlich ausführlich als konkretes Beispiel einer astrologischen Weissagung das Horoskop Göthes.

Im ganzen würde Ref. sein Urteil dahin aussprechen, daß ihm in den Entwicklungen des Verf.s doch eine kleine Überschätzung der Astrologie zu liegen scheint, die seltsam berührt, um so seltsamer, wenn Verf. sich zu der Anschauung versteigt, daß die neueste Kosmophysik (S. Arrhenius) und Biologie wieder

mit der Rolle von Sonne, Mond und Sternen im irdischen Geschehen ernstlich zu rechnen begonnen haben sollen. Infolge dieser Überschätzung wird auch viel zu wenig jener Männer gedacht, die sich von vornherein gegen sie stellten und ihren mächtigen Einfluß bekämpften, wie der Araber Avicenna (1037), der Jude Maimonides (1204), der Florentiner Toscanelli (1482), Paracelsus (1541) und namentlich der Graf Pico della Mirandola (1494). Vielleicht ist es auch dieser Überschätzung zuzuschreiben, wenn Verf. den Ptolemäus, der zu Neros Zeiten in Rom lebte und als Verfasser des astrologischen Tetrabiblos gilt, mit dem berühmten Ptolemäus, dem Verfasser des Almagest, des Hauptwerkes der griechischen Astronomie, identifiziert.

Das Buch sei jedem, der sich auch nur halbwegs für Kulturgeschichte interessiert, aufs wärmste empfohlen. Auch in die Schülerbibliothek kann es eingereiht werden.

Wien. Oppenheim.

A. Meinong, Über emotionale Präsentation (Sonderabdruck der Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. 183. Bd., 2. Abh. 1917.)

Ein den nimmer müden Bestrebungen Meinongs, der Wahrheit nahezukommen, eigentümlicher Zug ist es, daß er Probleme, welche bei seiner Beschäftigung mit anderen Gegenständen auftauchen, unterdessen nur streift, um dann solche beiläufig gegebenen Umrisse in neuer breiter Ausführung zu einem Vollbilde umzugestalten. So baut auch die vorliegende Schrift „über emotionale Präsentation" auf der Grundlage weiter, die er in früheren Arbeiten[1]) geschaffen hat. „Die Anwendung des Begriffes der Präsentation etwas heller zu beleuchten" ist, wie der Verf. in den einleitenden Worten sagt, die Hauptaufgabe seiner neuen Ausführungen. — Was Präsentation, was Selbst- und Fremdpräsentation sei, wird zunächst in neuerliche Erwägung gezogen. Unter Präsentation ist die Leistung zu verstehen, durch welche, sei es ein physisches Geschehen durch Vermittlung des Vorstellungsinhaltes oder ein psychisches Geschehen, in dem das Urteil selbst das Präsentierende ist, dieses gleichsam mit seinem Stoffe versieht. In dem letzteren Falle, in welchem Präsentant und Präsentiertes dasselbe ist, liegt Selbst-, dort, wo der Vorstellungsinhalt präsentierend ist, Fremdpräsentation vor. Nach einer Entkräftung der Einwürfe gegen die Möglichkeit einer

[1]) „Über die Erfahrungsgrundlagen unseres Wissens", Heft VI der Abhandlung zur Didaktik und Philosophie der Naturwissenschaft, 1906, S. 72. — „Über Annahmen", 2. Aufl. S. 244. — „Über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit", 1915, § 33. — „Für die Psychologen und gegen den Psychologismus in der allgemeinen Werttheorie" (Logos Bd. III, S. 10 f.

Selbstpräsentation, die dem Verf. von H. Bergmann [1]) und von Seite E. Mallys [2]) gemacht wurden, aus welcher die Selbstpräsentation sich dem Verf. als „in jeder Beziehung einwurfsfrei" herausgestellt hat, zeigt der Verf. (S. 26 f.), daß in der „inneren Wahrnehmung" nicht nur intellektuelle, sondern auch emotionale Erlebnisse sich als Präsentanten erweisen, so daß man emotionale von intellektuelle Präsentation unterscheiden müsse.

Da also emotionale Erlebnisse, Gefühle und Begehrungen innerlich wahrgenommen werden und diese Wahrnehmung auf Selbstpräsentation zurückgeht, so sind nicht nur intellektuelle, sondern auch emotionale Erlebnisse Präsentanten. Wenn auch die Fälle von intellektueller Präsentation Fälle von Fremdpräsentation sind, so ergibt sich aus der Möglichkeit der inneren Wahrnehmung der intellektuellen Erlebnisse, daß es auch intellektuelle Selbstpräsentation geben muß, und es tritt der intellektuellen Fremdpräsentation, bei der ausschließlich der Inhalt beteiligt ist, als Partialpräsentation, Selbstpräsentation als Totalpräsentation, bei der Akt und Inhalt beteiligt sind, gegenüber.

Daß auf emotionalem Gebiete neben der Selbstpräsentation auch Fremdpräsentation zu finden ist, zeigt sich dort, wo wir vergangene emotionale Erlebnisse erinnernd erfassen, also Gegenstände, die dem gegenwärtigen psychischen Leben fremd sind. Ohne auf präsentierende Vorstellungen angewiesen zu sein, bedienen wir uns in diesem Falle des Mittels der Phantasiegefühle, um uns in die Situation der vergangenen Gefühle einzufühlen. Dieser Fall von Fremdpräsentation findet auch statt, wo emotionale Erlebnisse beannahmt oder beurteilt werden. Hiemit ist eine Fremdpräsentation, die zugleich Totalpräsentation ist, festgestellt. Daß aber bei emotionalen Erlebnissen auch Fremdpräsentationen auftreten, die Partialpräsentationen sind, zeigen die Kapitel „Partialpräsentation bei Gefühlen" § 4 und „Partialpräsentation bei Begehrungen" § 5. Der Nachweis für die erste von beiden geht von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Zunächst wird gezeigt, daß an einem von manchen bezweifelten Inhalt von Gefühlen und Begehrungen festzuhalten ist wie an den bei den Vorstellungen den Gegenständen zugeordneten Inhalten. Freilich muß hervorgehoben werden, daß es „Voraussetzungsinhalt des Gefühles" gibt, so z. B. den Vorstellungsinhalt einer gefallenden Farbe, eines gefallenden Akkords, sowie es bei jedem Denken einen vorausgesetzten Vorstellungsinhalt gibt. Und wie in diesem letzten Falle der Voraussetzungsinhalt nicht mit dem Denkinhalt zusammenfällt, so auch bei den Gefühlen und Begehrungen nicht mit deren Inhalt. Sind gewisse Vorstellungen und Gedanken Vor-

---

[1]) Zeitschr. f. Phil. u. phil. Kritik, Bd. XLIII, 1911, S. 112 f.
[2]) Ebenda, Bd. CLX, 1914, S. 37 ff.

aussetzungen für Gefühle, z. B. Blumenduft für Lustgefühle, so wenden sich diese Gefühle eben vermöge dieser Voraussetzungsposition gewissen Gegenständen zu, die als besondere Gegenstände der Gefühle und Begehrungen besonderem Gefühls- und Begehrungsinhalte zugeordnet sind. Und wie der dem Denken eigentümliche, von dem vorausgesetzten Vorstellungsinhalt verschiedene Denkinhalt in dem Gegensatze von Affirmation und Negation zu Tage tritt, so auch der Gefühls- und Begehrungsinhalt in dem Gegensatze von Lust und Unlust, beziehungsweise von Begehren und Widerstreben. Gibt es also Gefühls- und Begehrungsinhalt, so ist damit auch Inhalts- und daher Partialpräsentation bei emotionalen Erlebnissen gegeben. Auch der Vergleich von Attribuierungen, wie „der Himmel ist blau" und „der Himmel ist schön", spricht nicht gegen die Annahme einer Partialpräsentation bei emotionalen Erlebnissen. Verzichtet man, wie er sich bei sachgemäßer Rechenschaft über unser Meinen bei Ausdrücken wie den obigen „der Himmel ist blau" und „der Himmel ist schön" einstellt, auf den Gedanken der Kausalität und des inneren Erlebnisses, so muß man dem Gefühle ebenso wie im ersten Beispiele der Vorstellung vermöge der gleichen Beziehung des Gefallens und des Vorstellens zum Gegenstande, z. B. des Himmels, die Eignung zusprechen, als Inhaltspräsentant und somit einer Partialpräsentation zu dienen.

Ganz leicht wird auch dem Einwurfe, daß dem Fühlen die Eignung als Erfassungsmittel zu dienen nicht zukomme, durch das über emotionale Selbst- und Fremdpräsentation schon Dargelegte begegnet und, was den Hinweis auf die besondere Subjektivität der Gefühle betrifft, so ist auch an die Subjektivität der Vorstellungen, der Empfindungen als Hindernis für das Erkennen zu erinnern, die aber trotzdem dem Geschäfte des Präsentierens dienlich sind. Gerade in dem von Stumpf gemachten Versuche, eine ganze Klasse von Gefühlen den Empfindungen beizuzählen, liegt ein Zeugnis dafür, daß den Gefühlen, trotz ihrer Unähnlichkeit mit den Empfindungen, es nicht an einer Verwandtschaft mit intellektuellen Erlebnissen fehle.

Ein Vergleich der Ausdrücke „schön" und „häßlich" zeigt zwar, daß die oben abgelehnte Kausalauffassung bei diesem Worte näher läge als bei jenem und doch bei „häßlich" nicht mehr an das Erlebnis gedacht wird als bei „schön". Das Auseinanderhalten von Ausdruck und Bedeutung bringt auch hier, wie so oft, die nötige Einsicht in den Sachverhalt.

Gerade die Möglichkeit, auch Ausdrücke wie hassenswert, verabscheuungswert, abscheulich u. ä. im Sinne einer Partialpräsentation zu verstehen, wenn auch die Bedeutung den Gedanken an die betreffenden Begehrungserlebnisse nahelegt, läßt auch die Begehrungen für den Nachweis von Partialpräsentation, den der § 5 zu geben versucht, geeignet erscheinen.

Auch angesichts der dem Zweckmäßigkeits- und dem Sollgedanken gegenübertretenden Gegenstände sich auf das Funktionieren der Begehrungen als Totalpräsentanten zu berufen, ist ebensowenig beweiskräftig, wie es nicht ausreicht, auf eine Funktion der Gefühle den Gegenständen gut und schön gegenüber hinzuweisen. Vielmehr eignen sich Gefühle wie Begehrungen in gleicher Weise zur Partialpräsentation.

Um eine Übersicht über die Präsentationstatsachen zu gewinnen, ehe er speziell auf die emotionale Präsentation näher eingeht, betrachtet sie der Verf. vom Standpunkte des Inhaltes und dann von dem des Aktes. In erster Hinsicht kommt als Hauptfall die Partialpräsentation in Betracht, die eigentliche Präsentation gegenüber der uneigentlichen, der Totalpräsentation. Den bei der letzteren mitbeteiligten Inhalt zu isolieren, durch Abstraktion in den Vordergrund zu stellen, hat besonders bei dem Vorstellen eine große Schwierigkeit, die größer ist als bei den Denkerlebnissen, wo der Gegensatz in den Objektiven „positiv“ und „negativ“ gegenüber dem den Denkinhalt betreffenden „affirmativ“ und „negativ“ unterstützend wirkt. Auch das Herausheben des Aktes als Präsentanten ist Sache der Abstraktion. Dabei zeigt sich eine Schwierigkeit bei der Aktpräsentation (Totalpräsentation) in der nicht leichten Unterscheidung von Ernst- (wenn ich mich z. B. des gestern im Straßenbahnwagen gesehenen grellen Lichtes erinnere) und von Phantasieerlebnissen (wenn ich mich erinnere, gestern mittags an das grelle Licht gedacht zu haben) in der Erinnerung. In beiden Fällen liegt eine reproduktive Phantasievorstellung vor, die einmal eine Wahrnehmungs-, das anderemal eine Phantasievorstellung trifft. Wie das geschehen kann, beantwortet der Verf. nach längerer Ausführung in der Weise, daß zur Präsentation von Ernsterlebnissen, wie hier in dem Wahrnehmungsfalle von M., sogenannte „ernstartige“ Phantasieerlebnisse sich eignen, d. h. solche, wie sie z. B. derjenige hat, der nicht bloß intellektuell die Gefühlslage des anderen erfaßt, sondern sich in sie hineinversetzt, „einfühlt“. Zur Präsentation dagegen von Phantasieerlebnissen, wie oben in dem zweiten Falle, reichen „schattenhafte Phantasieerlebnisse“ aus, die derjenige hat, der der Gefühlslage des anderen gegenüber gleichgültig gegenübersteht, sie bloß intellektuell erfaßt. Dabei sind die ernstartigen Phantasieerlebnisse der Selbst-, die schattenhaften der Partialpräsentation ohne Selbst- oder Totalpräsentation besonders günstig. Hiebei ergibt sich, wenn man die präsentierten Gegenstände heranzieht, der Unterschied von Eigengegenständen (z. B. beim Gefallen eines Ornamentes die „Schönheit“ als Gegenstand meines Gefühles) und angeeigneten Gegenständen (das Ornament selbst), welch letztere zwar Voraussetzungsgegenstände, aber keine Präsentationsgegenstände wie die ersten sind.

Diese Darlegungen geben dem Verf. den Impuls nach Richtigstellung einiger Mißverständnisse, die namentlich der metaphorische Charakter des Terminus „Inhalt" bewirkt hat, die Begriffe vom Erfassen der Gegenstände und insbesondere den Inhaltsbegriff zu präzisieren, zumal E. Husserl im II. Band seiner „Logischen Untersuchungen" nicht weniger als fünf Bedeutungen des Wortes „Inhalt" festgestellt hat. Inhalt ist nach einer vom Verf. schon vor Zeiten gemachten Feststellung das Stück an einem psychischen Erlebnis, das verschieden sein muß, um einen verschiedenen Gegenstand zu erfassen, so z. B. in der Erfassung des „Blau des Himmels" und des „Grün der Wiese". Trotz der Verschiedenheit des Gegenstandes bleibt aber das Vorstellen, also der Vorstellungsakt, konstant, gemeinsam. Unter Akt ist nicht immer Aktivität zu verstehen, so z. B. nicht bei den passiven Erlebnissen des Empfindens, des Vorstellens. Ungeachtet dieser Konstanz der Vorstellensakte in Relation zu der Variabilität der Vorstellungsinhalte ist eine außerinhaltliche Veränderung der Vorstellungsakte zu beobachten, z. B. bei dem Übergange der Wahrnehmungsvorstellung des Tones *c* zur Phantasievorstellung des annähernd gleichen Tones in der Erinnerung. Die Verschiedenheit der erfassenden Erlebnisse ergibt sich aus der Verschiedenheit der Gegenstände auf Grund der Erwägung, daß unter Voraussetzung der sogenannten Auswärtswendung bei der intellektuellen Verarbeitung der Vorstellungen die Präsentation verschiedener Gegenstände *ceteris paribus* nur durch verschiedene Vorstellungen erfolgen kann, die Gleichheit der erfassenden Erlebnisse aus der Gleichheit der Gegenstände wiederum auf Grund der Erwägung, daß z. B. Wahrnehmungs- und Phantasievorstellung des gleichen Tones, zweier Phantasievorstellungen verschiedener Töne in einem Momente übereinstimmen müssen, so daß also eine doppelte Variabilität, eine den Gegenständen zugeordnete und eine von diesen unabhängige, zu beachten ist, was eine Zweiheit von Komponenten, Inhalt und Akt, impliziert.

In weiterer Begründung des Begriffes „Inhalt" (weniger des festen Wortgebrauches von „Akt") weist der Verf. zunächst auf den Gegensatz von „Inhalt" und „Akt" auch bei den Urteilen hin, bei denen auch die den variablen Gegenständen, z. B. den positiven neben den negativen Objektiven, den Seins- neben den Soseinsgegenständen zugewandte Seite des Erlebnisses den Inhalt darstellen, dem auch hier eine Aktseite, z. B. ein Urteilen neben einem Annehmen desselben Objektivs gegenübersteht. Die bisherigen Erörterungen haben aber auch auf emotionalen Gebieten, dem des Fühlens und Begehrens, zwei Komponenten „Inhalt" und „Akt" ergeben, so daß der Verf. zusammenfassend unter Inhalt jenen Erlebensteil versteht, der dem mit Hilfe des Erlebnisses zu erfassenden, genauer dem durch dieses unmittelbar präsentierten Gegenstande so zugeordnet ist, daß er mit diesem Gegen-

stande sich verändert, respektive konstant bleibt. Den „Akt" macht dagegen, wie der Verf. anschließend ausführt, dasjenige aus, was dem Gegenstande gegenüber independent variabel ist. Und wenn früher von Partialpräsentation dort gesprochen wurde, wo von dem Erlebnisse ausschließlich der Inhalt das Präsentierende ist, so ist umgekehrt der Inhalt dasjenige an einem Erlebnis, das geeignet ist, als Partialpräsentant zu dienen. In diesem Falle ist ein besonderer Abstraktionsvorgang zum Zwecke der Isolierung des Inhaltes nicht notwendig, während, wenn der Akt als Präsentant mitbeteiligt ist, dies nur unter abstraktiver Vernachlässigung des Inhaltes geschehen kann. Zum Schlusse der Erörterung weist noch der Verf. auf die Gleichheits-, beziehungsweise Ähnlichkeitsbeziehung zwischen präsentierendem Erlebnis und dem präsentierten Gegenstande hin. Der Partialpräsentation kommt da vielfach die Relation der Unähnlichkeit zu, insofern der Präsentant, das psychische Erlebnis, immer psychisch, der präsentierte Gegenstand entweder physisch oder ideal oder weder psychisch noch physisch ist. Und so ergibt sich schließlich dem Verf. folgende Formulierung dessen, was Inhalt ist „der Inhalt ist dasjenige an einem Erlebnisse, das vermöge seiner Zuordnung zu dem betreffenden Gegenstande unter günstigen Umständen sich als der eigentliche Partial- und zugleich Unähnlichkeitspräsentant erweist".

Auf Grund einer eingehenden Prüfung einer von S. Baley[1]) geübten Kritik des Begriffes der psychologischen Voraussetzung und insbesondere der These des Gerichtetseins eines Gefühles, z. B. der Traurigkeit, auf den Gegenstand, wobei S. Baley besonders in der Alternative Akt-Inhaltsverhältnis und im Kausalverhältnis Unzukömmlichkeiten sieht und durch die als positiver Gewinn aus den kritischen Ausführungen sich ergebende Einsicht, daß die Bezeichnung psychologische Voraussetzung unzureichend, weil undeutlich, sei, bringt der Verf. die Bedeutung des gegenständlichen Momentes dadurch im folgenden zur Geltung, daß er in den weiteren „Darlegungen, wo es sich um Tatbestände des Gerichtetseins handelt" freilich nur versuchsweise den Ausdruck „psychologische Gegenstandsvoraussetzung" verwendet, allerdings mit dem Vorbehalt, daß die Voraussetzung nicht als Gegenstand des Urteiles, beziehungsweise Gefühles zu deuten wäre. — Diesen so neu eingeführten Begriff der Gegenstandsvoraussetzung benützt der Verf., um die Einteilung der Gefühle neu zu verifizieren. Es handelt sich um die Vierteilung in die (1.) Vorstellungsaktgefühle (die sinnlichen Gefühle), (2.) die Vorstellungsinhaltsgefühle (die ästhetischen Gefühle), (3.) die Wissensgefühle (Urteilsaktgefühle) und (4.) die Wertgefühle (Urteilsinhaltsgefühle); bei den letzten zwei Gliedern scheint nun die Annahme unberück-

[1]) „Über Urteilsgefühle". Lemberg 1916. Verlag der Schewtschenko-Gesellschaft der Wissenschaften.

sichtigt. Einen Anteil hat aber die Annahme bei den Wertgefühlen, weil die für die Größe eines Wertes maßgebenden Gegengefühle Annahmen zur Voraussetzung haben. Aber auch bei den ästhetischen Gefühlen sind die Annahmen nicht ganz auszuschließen, weil ja vielfach Objektive, also Annahmen, Gegenstände unseres ästhetischen Verhaltens sind; anderseits aber sind sie nicht durchwegs als Annahmegefühle zu charakterisieren. Um nun eine präzisere Charakteristik der ästhetischen Gefühle zu geben, geht der Verf. vom Gegenstand ihrer Voraussetzung aus.

Dazu dient nun die Gegenüberstellung der Wertgefühle als Seinsgefühle, wenn das Sein das Sein eines Soseins ist, und der ästhetischen Gefühle als Soseinsgefühle. — Freilich darf dem Sosein nicht konstitutive Bedeutung zuerkannt werden, wogegen die den Empfindungsgegenständen zuzuerkennende ästhetische Dignität spricht. Da Vorstellen und Annahmen dem von M. in seiner Schrift „Über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit“ vom penetrativem unterschiedenen kontemplativen Erfassen angehören, so können die ästhetischen Gefühle als Kontemplationsgefühle charakterisiert werden. Demgegenüber Wertgefühle als penetrative zu kennzeichnen, scheint deshalb nicht anzugehen, weil die sogenannten Wertphantasiegefühle als Surrogat für Werternstgefühle dem kontemplativen Erfassen von Wert dienen. Da aber in diesem letzteren Fall der Wert niemals gefühlt wird, sondern nur dann, wenn die psychische Voraussetzung penetrativen Charakter hat, so läßt sich das ästhetische Gefühl als Gefühl durch Soseinskontemplation von dem Wertgefühle als Gefühl durch Seinspenetration unterscheiden. Innerhalb der Inhaltsgefühle stellt der Verf. als Arten das ästhetische und das Wertgefühl den beiden Arten des Aktgefühles, dem sinnlichen und logischen Gefühle, gegenüber. Hinsichtlich des Verhältnisses der Inhalts- zu den Aktgefühlen zieht der Verf. den von St. Witasek geprägten Terminus „Wissenswertgefühl“ heran, das z. B. der Geschichtsforscher hat, dem das Wissen um die Echtheit von Dokumenten Wert hat, zum Unterschiede von demjenigen, der etwa auf Grund dieser Echtheit Rechtsansprüche geltend machte, wo wir von Wertgefühlen sprechen können.

Um nun die diesen Gefühlsarten zugeordneten Begehrungen zu besprechen, zeigt der Verf. in dem Verhältnisse zwischen Wert und Wertgefühlen und zwischen Wert und Begehren, Wert und Werthaltung als das logische Prius gegenüber den Begehrungen auf. Weil aber die Objektiven zugewandten Werthaltungen Existenzialurteile zur Voraussetzung haben, man aber etwas, was existiert, nicht noch begehren kann, so kann man höchstens von Voraussetzungsobjektiv, und, da die Begehrung, wenn das Urteil eintritt, vernichtet wird, von E r f ü l l u n g s o b j e k t i v des Begehrens reden. Aus dem Wissens- und dem Wertgefühle gehen Begehrungen hervor, aber aus der letzteren Gefühlsart nur dann,

wenn statt eines Voraussetzungsurteils eine Voraussetzungsannahme vorliegt.

Der Dispositionsbegriff „Interesse" spricht dafür in seiner Doppelbedeutung „an etwas" und „für etwas" Interesse haben. Dem Wissensgefühl entspricht die Wissensbegehrung, bei der das Erfüllungsobjektiv nicht identisch mit dem Voraussetzungsobjektiv ist, da auch das Gegenteil des Voraussetzungsobjektivs, zur Tatsache geworden, das Begehren befriedigt. Es kommt hier darauf an, daß die Voraussetzungsannahme zum Voraussetzungsurteil wird. Dann ist das Eintreten des Wissens die Erfüllung des Begehrens und man kann von einem Wissensbegehren sprechen, demgegenüber das gewöhnliche Begehren ein Wertbegehren ist. Da in der Frage ein Wissensbegehren vorliegt, spricht der Verf. von dem Tatbestand der Frage, und zwar über die Entscheidungsfrage, die von der Bestimmungsfrage darin sich unterscheidet, daß bei letzterer der Übergang vom Unbestimmten zum Bestimmten an Stelle des bei der Entscheidungsfrage maßgebenden Überganges von Annahme zum Urteil tritt.

Diesen Wissens- und Wertbegehren stellt der Verf. die sinnliche und die ästhetische Begehrung gegenüber; bei diesen stimmen Voraussetzungsgegenstand des Gefühls und der Begehrung überein. Nur wird der Voraussetzungsgegenstand bei dem sinnlichen Begehren durch ein Ernst-, bei dem ästhetischen durch ein Phantasiegefühl erfaßt.

In dem weiteren Verlaufe[1]) der Erörterungen gibt der Verf. eine allgemeine Charakteristik der Gegenstände emotionaler Partialpräsentation. Unter diesen hat speziell die Gruppe der ästhetischen Gegenstände eine theoretische Untersuchung durch St. Witasek[2]) erfahren, die der Verf. jetzt weiterführt. Er hält sich da zunächst an eine deutliche Analogie des Verhältnisses der Relate und Komplexe zu den Inferiora einerseits und des ästhetischen Gegenstandes in seiner Unselbständigkeit seinem Sein nach, indem die Eigenschaft „schön" etwas verlangt, dem sie als Eigenschaft anhaftet, gegenüber der Abhängigkeit seinem Sosein nach, in dem die Eigenschaft „schön" auch von der Beschaffenheit dieser Grundlage, also ob die Gestalt schön oder unschön oder minder schön ist, abhängt. Die vom Verf. hier von neuem begründete Behauptung: „Jedes Objektiv als solches ist ein Gegenstand höherer Ordnung" und die Erwägung, daß allerdings Relationen und Komplexionen sowie die Soseinsobjektive eine Zweiteilung der Inferiora erfordern, während die Seins- sowohl die Existenz- als auch die Bestandobjektive „Einheit" des Substrates aufweisen können, läßt sich nun auf die ästhetischen Eigengegenstände anwenden sowie die Feststellung, daß die Unselbständigkeit des Superius gegenüber

[1]) S. 102 ff.

[2]) „Über ästhetische Objektivierung". Zeitschr. f. Phil. und phil. Kritik, Bd. CLVII, 1915.

dem Inferius nicht die notwendige Abhängigkeit des Superius bedeutet. Auch für den Superiuscharakter der ästhetischen Gegenstände ist weder die Einsheit des Substrates noch mangelnde Notwendigkeit der Verknüpfung zwischen Substrat und ästhetischem Gegenstand ein Hindernis, so daß diese Gegenstände doch Gegenstände höherer Ordnung sind. Dasselbe aber läßt sich von den Gefühlsgegenständen angenehm, wahr, gut, aber auch von den Begehrungsgegenständen „Zweck" und „Sollen" sagen, so daß man zusammenfassend sagen kann, die Gegenstände emotionaler Präsentation seien Gegenstände höherer Ordnung. Wenn nun diese Analogie im Hinblick auf den Superiuscharakter zwischen Objektiven einer- und Gefühls- und Begehrungsgegenständen anderseits sich deutlich ergibt, so sind letztere doch nicht den Objektiven und Objekten zuzuzählen. An diese durch eine Reihe von Gründen gemachte negative Bestimmung schließt der Verf. eine positive an. Wie dem „Objekt" und „Objektiv" als erfassende Erlebnisse die zwei Klassen der Vorstellungen und Urteile (beziehungsweise Annahmen) entsprechen, so auch der Gefühls- und Begehrungsgegenstände die Gefühle und Begehrungen. Ebenso stehen den passiven Vorstellungs- und den aktiven Denkerlebnissen die passiven Gefühls- und die aktiven Begehrungserlebnisse gegenüber. Die Verwandtschaft der Begehrungsgegenstände mit den Objektiven, nicht mit den Objekten, zeigt sich in der der Zweiteiligkeit der Soseinsobjektive analogen Zweiteiligkeit der Begehrungsgegenstände, wie sie das Mittel und den Zweck als Begehrungsgegenstände zeigen. Das Bestreben, das sich in der Namengebung „Objekt" und Objektiv statt „Gegenstand" äußert, nämlich die Bedeutung dieser Worte, wie es der Gegenstandstheorie eigentümlich ist, von der Relation zu dem Erlebnisse loszulösen, führt den Verf. zu den Benennungen der neuen Klassen der Gefühls- und Begehrungsgegenstände durch die Namen „Dignitativ" für die Gefühls- und „Desiderativ" für die Begehrungsgegenstände, so daß sich die Vierheit von Gegenständen Objekte, Objektive, Dignitative und Desiderative ergibt. Daraufhin gibt der Verf. eine Beschreibung dieser neuen Gegenstände hinsichtlich ihrer qualitativen und ihrer quantitativen Bestimmungen, für welch letztere die Verschiedenheit der Gefühls- und Begehrungsstärken, während für die qualitativen Bestimmungen die Analogien zu dem Gegensatz „positiv und negativ" und die Artunterschiede Angenehm, Schön, Wahr und Gut bei den Dignitativen, die Sollungen und der Zweckmäßigkeiten bei den Desiderativen in Betracht kommen.

Im folgenden handelt es sich um die Frage, ob dem Erkennen auf intellektuellem Gebiete, das der Verf. bezeichnet[1]) als „penetratives Erfassen eines Tatsächlichen oder Möglichen,

[1]) „Über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit" S. 414.

sofern diesem Erfassen jenes Moment innerer Legitimität eignet, die man unter dem Namen der Evidenz kennt", ob dem Erkennen als „innerlich berechtigtem Urteilen" auch auf dem emotionalen Gebiete die „berechtigte Emotion" gegenübersteht.

Wie bei der Evidenz, so ist auch bei der emotionalen Berechtigung nicht der Nachweis einer quantitativen Eigenartigkeit dieser Erlebnisse hinreichend, sondern es muß in beiden Fällen die Beziehung dieser Eigenart zur Erfassungsleistung, der insbesondere die Tatsächlichkeit des Erfaßten wesentlich ist, nachgewiesen werden. Da Dignitative und Desiderative durch ihre Präsentanten nicht „fertig erfaßt werden" wie auch die Objekte der Vorstellungen, sondern einer Ergänzung durch Annahmen oder Urteilen bedürfen, so läge die Vermutung nahe, daß ein etwaiger Anteil der Evidenz an der emotionalen Berechtigung bei diesen hinzutretenden Urteilen zu suchen sei. Aber eine Beachtung der sogenannten „Wertirrtümer" zeigt, daß diese Irrtümlichkeit nicht im gewöhnlichen das Urteil betreffenden Sinne, sondern in einem ungewöhnlichen zu nehmen ist, indem der Werthaltung selbst wegen der falschen Voraussetzung etwas eigen ist, vermöge dessen ihr die Berechtigung abgesprochen wird. Wie hier die Analogie der Falschheit, so ist die der Wahrheit bei gewissen Werttatbeständen noch deutlicher. Da gibt es zunächst eine Analogie zur unmittelbaren Evidenz bei den Werthaltungen, die ihre Legitimität in sich zu tragen scheinen, z. B. Gerechtigkeit, Dankbarkeit u. ä., aber auch eine Analogie zur vermittelten Evidenz, die in dem sogenannten dem Schlußgesetz zur Seite tretenden „Wertvermittlungsgesetze" offenbart. Es tritt uns, in hypothetischer Form so etwa formuliert, entgegen: „Wenn *B* mit Recht wertgehalten wird und *A* zur Bedingung hat, dann wird auch *A* mit Recht wertgehalten oder in genauerer auf Objektive bezogener Formulierung: Wenn *A* Bedingung von *B* ist, *B* aber tatsächlich Wert hat, dann hat auch *A* tatsächlich Wert." Besonders deutlich tritt das Berechtigungsmoment bei den sogenannten „Gegengefühlen" zu Tage. Der am Dasein eines Dinges sich Freuende hat „vernünftigerweise" auch am Nichtdasein dieses Dinges Leid. Hat er mit der Daseinsfreude Recht, so hat er mit dem Nichtdaseinsleide Recht, mit dem Mangel aber Unrecht. Ebenso gehört es zum Selbstverständlichen, wenn das Wertvollere intensiver b e g e h r t wird als das Minderwertvolle, das Mittel gewollt wird, wenn man den Zweck will. In genau übertragener, aber klarer Anwendung des Ausdruckes „Berechtigung" auf die präsentierenden Emotionen schreibt der Verf. die „Berechtigung" oder „Nichtberechtigung" der Gefühle und Begehrungen der Relation zu dem Gegenstande zu, dem die betreffende Emotion sich zuwendet, zu dem Voraussetzungsgegenstande.

Ist *P* der durch die Emotion *p* präsentierte Gegenstand (z. B. der Erfolg der Mittelmächte der Gegenstand der Freude),

dann knüpft man an den Gegenstand A die Emotion p mit Recht, falls P dem A tatsächlich zukommt, „das Urteil A ist P“ im Rechte ist (im obigen Beispiele, „wenn der Erfolg der Mittelmächte tatsächlich ist“). Daß dem so emotional Präsentierten wirklich die Eignung, als Grundlage von Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit zu dienen, zukommt, zeigt der Verf. zunächst bei den ästhetischen Gefühlen, besonders bei den Wahrheitsgefühlen, bei denen die Wahrheit Voraussetzungsgegenstand ist, so daß hier die Verbindung zwischen Gefühl und Voraussetzungsgegenstand Notwendigkeitscharakter hat und *a priori* anzusehen ist. Wird die Wahrheit als Wert in dem letzten Falle betrachtet (vgl. den Ausdruck „die Wahrheit fühlen“), dann ist Wert nicht im engeren, sondern in dem weiteren Sinne „Dignität“ zu nehmen. Aber auch bei den Werten im engeren Sinne gibt es apriorische Einsichten, wenn auch ein Gegenstand, dem ein Wertdignitativ mit ebenso deutlicher Evidenz wie beim Wahrheitsdignitativ nicht namhaft gemacht werden kann.

Der hier im Wertbereiche vorliegende Stoff läßt vielfach, wenn auch nicht apriorische Einsichten, so doch legitime Vermutungen über die Wertdignitative möglich erscheinen. Solche legitime Vermutungen kommen auch bei den ästhetischen Gefühlen und den zugehörigen Begehrungen in Betracht, wie dies z. B. das ahnende Erfassen des Schönen zeigt. Bei den sinnlichen Gefühlen allerdings scheint es am meisten an evidenten Gesetzmäßigkeiten zu fehlen, wenn auch sie es nicht an der Grundlage für legitime Vermutungen mangeln lassen. Diese Darlegungen über Erkenntnisbedeutung der emotionalen Präsentation führen den Verf. zu einem Lösungsversuche des Problems der relativen und absoluten Werte, dessen Ergebnis der Verf. (S. 156) in folgenden Worten formuliert, nachdem er „unpersönlichen“ von „persönlichem“ Wert unterschieden hat, wobei „Persönlichkeit“ im Sinne von „Person“ vom erfassenden und erlebenden Subjekt gedacht ist: „Demgemäß ist der unpersönliche Wert das, was durch ein Werterlebnis unmittelbar fremd präsentiert wird — der persönliche dagegen die Eignung, ein Werterlebnis an sich zu ziehen. Dieser ist daher naturgemäß unvermeidlich der Wert für jemanden, für ein Wertsubjekt, indes ein solches bei jenem nicht mehr erforderlich ist als sonst bei einem Gegenstande, der, falls er Erfassungsgegenstand sein soll, freilich jederzeit eines Subjektes bedarf, übrigens aber seinem Wesen nach keineswegs verlangt, Erfassungsgegenstand zu sein. Persönlicher Wert ist darum jederzeit relativ, unpersönlicher von dieser Relativität frei, so daß er auch als absoluter Wert charakterisiert werden kann“.

Nach dieser Untersuchung der Frage nach Relativität oder Relationsfreiheit bei den Dignitativen des Wertgebietes wendet sich der Verf. in derselben Sache den Desiderativen des Wertgebietes zu. Vorbereitend dafür ist aber ein Versuch, der zu-

nächst die Dignitative betrifft, Bedenken hinsichtlich der herrschenden Stellung des Seins zum Werte zu zerstreuen, wie sie sich in dem Satze kundgibt „Wertgefühle sind Seins-, insbesondere Existenzgefühle". Das hier von der herrschenden Stellung des Seins Gesagte betrifft zunächst das Werterlebnis, also persönlichen Wert. Bei dem unpersönlichen Wert ist aber wegen des Objektcharakters des das Wertgefühl präsentierenden Dignitativs die Bedeutung des Seins darin gelegen, daß es die Voraussetzung ausmacht für das berechtigte Auftreten jenes Erlebnisses, das den Wert im Sinne des Präsentanten ausmacht, so daß der unpersönliche Wert nicht an dem Sein, sondern an dem Sosein des Objektes hängt.

Zu den Desiderativen übergehend, stellt der Verf. fest, daß es ein unpersönliches relativitätsfreies und insofern absolutes Sollen gibt wie einen unpersönlichen Wert. Daran aber, daß jedes Sollen ein Seinssollen ist, kann auch der Übergang vom Persönlichen zum Unpersönlichen nichts ändern, während diese Beziehung auf das Sein bei diesem Übergang verloren geht. Die Möglichkeit des Überganges vom Persönlichen zum Unpersönlichen stellt der Verf. dann wie bei dem Soll auch bei dem Zweckgedanken fest, indem er auf die durch den Präsentationsgedanken gewonnene Einsicht hinweist, daß zwar wie zu allem Erfassen zu der Erfassung des Zweckes ein Subjekt erforderlich ist, dessen Emotionen für die unerläßliche Präsentation sorgen müssen, daß aber der Zweck, respektive die Zweckmäßigkeit selbst von allem Erfassen und daher auch von einem erfassenden Subjekte unabhängig sei. Der Verf. untersucht dann noch die Übergangsmöglichkeit vom Persönlichen zum Unpersönlichen beim ästhetischen Gefühle, beim Schönen. Die relativistische Auffassungsweise ist hier höchstens auf die Wendung „*A* gefällt mir", nicht auf die einem „*A* ist mir wert" analogen „*A* ist mir schön" angewiesen. Trotzdem hat man an dem Begriff „persönliche Schönheit" immer festgehalten. Doch gibt die Möglichkeit zu relationsfreien unpersönlichen Ergebnissen auf dem Gebiete der Schönheit der Verf. in folgenden Worten (S. 175) zu erkennen: „Die Erkenntnisschwierigkeiten, die bei den ästhetischen Gegenständen ein Hinausgehen über das zum erfassenden Subjekte Relative zu verbieten scheinen, bestehen in Wahrheit nicht. Damit ist die Gegebenheit eines relationsfrei, in diesem Sinne also unpersönlich Schönen nicht erwiesen, aber den Gründen für ein solches ist sozusagen die Bahn frei gemacht. Es handelt sich dabei jedenfalls um ideale Gegenstände höherer Ordnung und die von diesen geltenden Gesetzmäßigkeiten apriorischer Natur. Den ungünstigen Erkenntnisbedingungen gegenüber jedoch, wie die emotionale Präsentation sie mit sich zu bringen scheint, ist es nicht erstaunlich, wenn wir das an sich Apriorische nur auf dem Umwege über die Empirie, d. h. wie beim Werte so auch bei der Schönheit das Unpersönliche nur auf dem Umwege über das Persönliche

uns näher zu bringen imstande sein sollten." Bei den logischen Dignitativen, zu deren Prüfung der Verf. dann übergeht, treten die relationsfreien Tatbestände in den Vordergrund. In dem Bestreben, der Wahrheit unpersönlichen Wert zuzuschreiben, zeigt sich ein Mangel an einem den Terminis Schönheit und Wert ähnlich funktionierenden für das durch die Wissensgefühle präsentierten Dignitativ. Der Verf. bringt in dieser Hinsicht das Wort „Dignität" für das unpersönliche Dignitativ in Vorschlag, so daß dem Gegenstande, dem Wert oder Schönheit in unpersönlicher Objektivität zukommt, „Dignität" zugesprochen wird. Und so gibt es neben der Wert- und ästhetischen Dignität auch eine logische Dignität, die der Wahrheit zukommt.

Daß es nun auf logischem Gebiete auch Dignitative, die keine Dignitäten sind, gibt, zeigt der Verf. durch den Hinweis auf die zum Subjekte relativen, also persönlichen Dignitative, die bei dem von zu falschen Urteilen gehörenden Gefühlen Präsentierten festzustellen sind. Gibt es nur einerlei Wahrheit, so sollte man nur Dignitäten von derselben Beschaffenheit geben. Aber für eine Variabilität dürfte die Dignität des Wahrscheinlichen neben dem Wahren sorgen. Nach Untersuchung der Wertdignitative, von dem Verf. in neuer Benennung als „timologische Dignitative" bezeichnet, dann der ästhetischen und logischen Dignitative wendet er sich in kurzer Ausführung den „hedonischen Dignitativen" zu. Bei diesen drängen sich wiederum mehr die relativen oder subjektiven Tatbestände auf als die relationsfreien. Daß aber auch Dignitäten, also Unpersönliches, auf „hedonischem" Gebiete zu finden sind, dafür scheint dem Verf. zunächst die Analogie zwischen den verschiedenen Klassen der Dignitative sowie die Erwägung maßgebend zu sein, daß man aus dem festgestellten Gegensatze von „Richtig" und „Unrichtig" auf ein Hinausgehen über die Subjektivität des Erfassenden schließen kann. Entsprechend der Erweiterung des Wertbegriffes zum Begriffe der „Dignität" führt der Verf. zum Schlusse seiner Ausführungen für das unpersönliche Desiderativ den Terminus „Desiderat" neu ein.

So haben denn die auf intensive Forscherarbeit aufgebauten Darlegungen des Verf.s in der Schrift „Über emotionale Präsentation" in doppelter Hinsicht zu bedeutenden Ergebnissen, für die man dem Verf. dankbar sein kann, geführt. Auf der einen Seite hat sich die Bedeutung dieser Präsentation auf verschiedenen Gebieten des psychischen Lebens und der Gegenstände klar gezeigt, auf der anderen Seite sind neue Bahnen für Aufschlüsse in der Werttheorie, der Theorie des Schönen und des Wahren, den Bestrebungen erschlossen, die eine Fortführung wissenschaftlicher Arbeit auf diesem Gebiete zum Ziele haben.

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur Belebung des grammatischen Unterrichtes [1].

Es ist zweifellos, daß fremde Sprachen nicht, am allerwenigsten die klassischen, gründlich erlernt werden können, ohne daß man aus dem Deutschen in die andere richtig zu übersetzen gelernt hat. Daß dies nur durch Übung in Grammatik zu erreichen ist, steht ebenfalls außer allem Zweifel. Doch ist es ebenso sicher, daß dies Übersetzen nur ein Mittel zum Zweck des Studiums sein kann, niemals der Zweck selbst. Das Übersetzen ist eben bloß Vorübung zum Denken, das heißt zum Sprechen in anderer Zunge, also bei den modernen Sprachen unerläßlich. Jedoch kaum zwei Menschen von all den Tausenden, die das Gymnasium besucht haben, werden jemals in die Lage kommen, aus dem Deutschen ins Lateinische oder Griechische zu übersetzen oder gar eine dieser Sprachen zu sprechen, wenn auch die Lektüre des Horaz oder Homer vielen lange noch nach der Schule Freude bereiten kann.

Bleibt also die Grammatik ein unentbehrliches Vorbereitungsstudium, so ist es Aufgabe unserer Zeit geworden, eine Belebung derselben vorzunehmen, um nicht vor lauter Mitteln den eigentlichen Zweck zu verfehlen. Diese Belebung liegt jedoch nicht in einer Verminderung des Lehrstoffes, sondern in einer Erleichterung.

Wenn wir die heutige Methode betrachten, so finden wir, daß sie im Wesen eine Zusammenstellung von Regeln und Ausnahmen ist, welch letzteren dann wieder Ausnahmen der Ausnahmen zugesellt werden, so daß viele Verbote zum Schlusse zur Erlaubnis für römische Autoren, nicht aber für deutsche Schüler umgedeutet werden, und daß unsere Gymnasiasten zuletzt sich nicht mehr auskennen, was verboten und was erlaubt ist.

Ein Fehler der Grammatikbücher ist auch der, daß sie meist bloß vom Lateinischen ins Deutsche erklären und nicht aus dem Deutschen ins Lateinische. Von diesem Fehler sind jedoch die Übersetzungsbücher mit ihren Anmerkungen freizusprechen.

Auch sind die wenigsten Gymnasiasten imstande, die verschiedenen Einzelfälle zu subsumieren, trotz der Abstraktionen, die ihnen ge-

---

[1]) Wir bringen den Aufsatz zum Abdruck, weil wir dessen Grundgedanken billigen, ohne aber allen Ausführungen des Herrn Verf.s folgen zu können.

Die Schriftleitung.

liefert werden. Dies ist wohl erklärlich, da dies Sache langjähriger Übung ist, und doch waren und sind es wohl noch hauptsächlich die Schularbeiten aus dem Deutschen in die fremde Sprache, nach denen die Schüler klassifiziert werden. Nicht nur das judizielle Gedächtnis der Lernenden versagt hier oft, sondern auch das mechanische; denn Sätze, welche hier auswendig zu lernen wären, umfassen mitunter ganze Seiten. Wenn wir die Aufzählungen betrachten, wann der oder der Kasus oder jene Konjunktion u. dgl. angewendet wird, so bilden die langstiligen Perioden trotz der verschiedenen Punkte ein zusammenhängendes Ganze, das weder logisch noch inhaltlich getrennt werden kann.

Der oben berührte Fehler der Grammatiker, unter dem die Schüler oft schwer zu leiden haben, ist, daß sie eben nicht psychologisch vorgehen, sondern nur grammatisch-abstrakt. Sie zählen vielfach zusammenhangslos Verba und Konjunktionen auf, welche aus scheinbar unerklärlichen Launen ihre Tyrannei (*Usus tyrannus!*) auf arme Schülergemüter ausüben und für bestimmte Fälle den oder jenen Modus befehlen. Und doch ist, wie wir nachweisen können, die lateinische Grammatik die psychologisch vollständigste und genaueste von allen Sprachen.

Nur aus ihrem eigenen Geist kann eine Sprache erklärt und gelehrt werden, doch der Grund und Untergrund aller Sprachen ist etwas Gemeinsames: der Gedankenausdruck, die Psychologie. Auf diesen Urgrund, auf dieses Element alle sich entwickelnden Formen und Formeln zurückzuführen, das lehrt uns die Psychologie, die bei jeder Sprache die gleiche ist und war.

Das mangelhafte Verständnis der Lernenden rührt in erster Linie daher, daß man meist von Wörtern, d. h. von erstarrten Formen ausgeht, anstatt von lebendigen Gebilden des Sprachorganismus, den Sätzen, dem Sinn und der Bedeutung.

Betrachten wir die Zeitwörter der lateinischen Sprache mit regiertem Modus, so finden wir Verba des Fürchtens, des Zweifelns, des Befehlens, des Hinderns usw. Fragen wir nun, welchem gemeinsamen Oberbegriffe diese verschiedenen Begriffe untergeordnet sind. In erster Linie finden wir, daß alle von den genannten Zeitwörtern abhängenden Nebensätze Objektsätze sind[1]). Wenn wir diese Zeitwörter näher untersuchen, und zwar so, wie sie an verschiedenen Stellen der Syntax zerstreut aufgezählt werden, so finden wir die Verba *dicendi, sentiendi, timendi, dubitandi* als Tätigkeiten des menschlichen Geistes, und somit dürfen wir den Versuch wagen, diese hier ausgedrückten Tätigkeiten aus der Formenlehre und der Redeweise in das Tätigkeitsgebiet des Geistes

[1]) Mitunter freilich scheinen auch die Verba des Zweifelns mit Fragesätzen verwandt, die sogar modale Form annehmen, trotzdem kann man jedoch auch diese Sätze ganz gut als Objektsätze hinstellen, da sie mehr oder weniger als Objekte im Hauptsatz angesehen werden können. Jeder Zweifel läßt sich durch zwei entgegenstehende Meinungen ausdrücken. Z. B. Gaius sagt, Sempronius leugnet, daß . . . . .

zu übertragen und deren Beziehungen untereinander „psychologisch“ zu untersuchen. Von diesem Standpunkte aus gesehen, von der Stelle in der Grammatik losgelöst, finden wir tatsächlich eine vollständige Reihe geistiger Beziehungen des Menschen zu den Objekten seiner Gedankentätigkeit. Versuchen wir mit Hilfe der Psychologie Ordnung in die Reihe zu bringen, so finden wir unter diesen Verben als erste Aktion oder Reaktion des Menschen, der ja in der Erkenntnistheorie als „Subjekt“ bezeichnet wird, im Gegensatze zu allem anderen, was Objekt ist[1]), das Fühlen (*Verba sentiendi*) als erste Aktion, denen als lauter Ausdruck die *Verba dicendi* als Sagen folgen. Vom inneren Fühlen gelangen wir durch die Bewegung nach außen zum Wollen, respektive zum Nichtwollen (*Verba volendi*). Je nachdem das, was wir wollen, uns als angenehm erscheint oder als unangenehm, glauben, fürchten und hoffen wir (*Verba timendi, sperandi*). Je nachdem wir etwas als sicher oder unsicher nehmen, zweifeln wir (*Verba dubitandi*). Vom Wollen und Streben kommen wir durch Verlangen und Bitten, indem wir uns an Dritte wenden, zum stärkeren Ausdrucke des Wollens. Hieher gehört die Gruppe der *Verba orandi* und *vetandi*, ebenso *iubendi* und diesen folgt die weiter entwickelte Tätigkeit und Mittätigkeit anderer, sei es nun positiv oder negativ, die Tätigkeit und die *Verba impediendi*, die Verba des Bewirkens *perficiendi* (logisch des Folgerns) „daher kommt, daß“ [2]). Die psychologische Reihe ist geschlossen, alle Tätigkeiten des Geistes und des Willens sind aufgezählt.

Erst durch diese psychologische Übersicht und Einsicht wird uns die scharfe Logik und die gründliche Psychologie der lateinischen Sprache klar. Wir finden, daß die Konstruktion dieser Verba nicht auf Zufall und Laune beruht, daß sie nicht zusammenhangslose, unbegründete Formen und Formeln geben, sondern immanente Gesetze des Geistes. Dies kann auch jeder Schüler einsehen; er wird nicht mehr irren, wenn er sich dieser ganzen Reihe bewußt wird, von welcher nur einzelne herausgerissene Teile als ein Konglomerat, doch im Zusammenhang als ein wohlgeordneter Organismus erscheinen.

Wenn in einzelnen Fällen „*ut*“, in anderen der *Accusativus cum infinitivo* oder welche Konjunktion sonst kommt, das merkt sich der Lernende dann viel leichter. Hiebei muß man ihm freilich begreiflich machen, daß der *Accusativus cum infinitivo* nicht eine Satzverkürzung, sondern ein Satzglied des Hauptsatzes selbst ist, und zwar in der ältesten und freiesten Verbindung, das Hauptwort im Sachfall, das Zeitwort in der Nennform. Und diese Konstruktion ist bei der klaren Aussage sinngemäß und selbstverständlich.

So wird auch die Anwendung der Modi aus dem Sinne erklärt: Wo etwas als bestimmt erklärt wird, kommt der Indikativ, wo etwas

---

[1]) Wobei sich natürlich der denkende Geist selbst objektivieren kann, wie ja auch der Körper Objekt des Geistes ist.

[2]) Vgl. das philosophische Problem: *operari sequitur esse* oder *esse sequitur operari.*

als unbestimmt und ungewiß gelassen wird, der Konjunktiv. Nicht von den Konjunktionen hängt der Modus ab, sondern von der Denkweise, von der Psychologie.

Auch die ganze Kasuslehre ließe sich in ähnlicher psychologischer Weise viel kürzer und leichter fassen, wenn man z. B. den Genitiv einfach als Teilfall des Ganzen der Eigenschaft, des Eigentums bezeichnet und erkennt. Mit dem Worte „Besitz“ ist viel zu wenig gesagt und so muß man allerlei Unterscheidungen und künstliche Begriffsformulierungen machen, die eben nur zu viele Mengen und Formen durcheinander werfen. So ist die Kindesliebe oder die Elternliebe begrifflich ein Teil, gewissermaßen ein Teilfall des Begriffsumfanges der Liebe, ebenso ist der *Genitivus „pretii“* wohl nichts weiter als ein Teil- oder Maßnehmen und von einem Begriffe auf den anderen in Bezug auf seine Zugehörigkeit, Zuteilung und Zurechnung anzuwenden. Noch deutlicher zeigt sich diese psychologische Anwendung von moralischer Teil- und Maßnahme sowohl bei den Wörtern der Gefühle *„piget, pudet, paenitet“* usw. und den Verben des Erinnerns als auch bei denen des Anklagens und Verurteilens. Ebenso ist der Begriff des Anteilnehmens und Anteilfassens klar und leicht bei den Adjektiven „begierig, teilhaftig, mächtig, voll“ usw.

Derselbe Sinn findet sich beinahe in allen Spezialfällen des „Fügefalles“, des Dativs, wie des Mittel- und Werkzeugfalles, des Ablativs. Wenn hie und da Abweichungen vom Deutschen vorkommen, so finden sich auch immer wieder synonyme Wörter mit gleicher Konstruktion wie im Lateinischen. So z. B. hat „verfolgen“ wie *„sequor“* den Akkusativ nach sich.

Selbstverständlich ist damit nicht gesagt, daß sich die Anwendung eines Kasus auf einen Hauptbegriff zurückführen lasse, noch sind diese Hauptvorstellungen in jeder Sprache rege. Unter Zurückführung auf die Psychologie, d. h. Gedankenerweiterung und Verminderung der Formenschwierigkeiten kann jedoch immer auf das Gemeinsame aller verschiedenen Fälle in der Grunderscheinung und der besonderen Bedeutung hingewiesen werden.

So ist beispielsweise der psychologische Unterschied in jenen Fällen, wo man den Genitiv oder den Ablativ setzen darf, zumeist auf jene subtile Unterscheidung der lateinischen Sprache zurückzuführen, daß bei Abstraktem der Genitiv und bei Konkretem der Ablativ bevorzugt wird.

Die psychologische Methode statt der formell philologischen ist seit Steinthal, Wegener und Ziemer den klassischen Sprachforschern (so Kroll) nicht fremd. Aber notwendig ist es, diese Methode der Schuljugend zugänglich zu machen, um die toten oder totgesagten Sprachen zu erleichtern und zu verlebendigen. Spielend läßt sich dies allerdings nicht beibringen. Es sind möglichst viele Beispiele zu bringen, die der Schüler selbst anzugeben hätte. Hier müßte der deutsche Unterricht den lateinischen stützen und ihm vorangehen. Für jede Art dieser Sätze und dieser Verba empfiehlt es sich, eine grammatische, stilistische und psychologische Stunde zu verwenden, wo alle Schüler einer Klasse solche

Sätze zu bilden, deutsch zu denken hätten: heute über die Verba des Zweifelns, morgen über die des Glaubens, sodann über die des Hinderns usw. Danach hätten die Lernenden diese Sätze mit Hilfe des Professors ins Lateinische zu übersetzen.

Brauchen die Vorteile für das Lernen noch besser hervorgehoben zu werden? Diese Einsicht vermehrt nicht allein die Kenntnis im Lateinischen, sondern, was weit wertvoller ist, auch die des Deutschen, in weiterer Linie die in anderen Sprachen, deren Oberstes und Unterstes Psychologie bleibt.

Wien. Dr. Robert Plöhn.

Karl Knoke, Niederdeutsches Schulwesen zur Zeit der französisch-westfälischen Herrschaft 1803—1813. (Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. LIV.) Berlin 1915, Weidmann, VIII, 431 S. 11 M.

Der Verf., o. Professor der Theologie an der Universität Göttingen, Abt zu Bursfelde, macht zum erstenmal den Versuch einer zusammenfassenden Darstellung aus einem Abschnitte der Geschichte der Pädagogik, der bisher in Spezialforschungen wenig bearbeitet wurde. Die Zeit der französisch-westfälischen Fremdherrschaft muß übrigens, wie er im Vorworte S. V hervorhebt und an einigen Stellen des Buches zeigt, in manchen Stücken günstiger eingeschätzt werden, als es im allgemeinen geschieht; manche Einrichtungen des heutigen deutschen, namentlich auch des preußischen Staatswesens hatten ihre Vorbilder in den entsprechenden Einrichtungen der französisch-westfälischen Zeit.

Nach einer geschichtlichen Übersicht über die politischen Verhältnisse Niederdeutschlands 1803—1813, S. 1—10 (interessant ist das Urteil über König Jerome, „welcher namentlich am Anfange seiner Regierung ein verständnisvolles Interesse, klaren Blick und große Energie in der Ausübung seiner Regentenpflichten zeigte: Tugenden, die sich bei ihm allerdings je länger, je mehr verloren, seitdem sich seine Freude an äußerem Prunk zum Frönen der sinnlichen Lust und seine entschiedene Willensstärke zu tyrannischer Laune entwickelte“), behandelt der Verf. im 1. Hauptteile (S. 11—190) die Geschichte der westfälischen Universitäten unter besonderer Berücksichtigung der Georg August-Universität in Göttingen, wo damals der als tüchtiger Philologe und Meister der Latinität bekannte Geh. Justizrat Chr. Gottlob Heyne wirkte, der auch Inspektionsauftrag über die höheren Schulen in Hannover hatte und so auf das gesamte höhere Unterrichtswesen größten Einfluß nahm, im 2. Hauptteile (S. 191—378) die Geschichte der übrigen Schulen in Westfalen; hiezu kommt ein Anhang (S. 379—393) (interessant ist hier besonders Nr. 4: Aus einem Gutachten des Professors Wunderlich in Göttingen vom 11. Oktober 1811 über eine Neuordnung des dortigen Gymnasiums mit Bemerkungen über die Mängel des jetzigen Unterrichtes nebst Vorschlägen zu Verbesserungen); endlich ein ausführliches Orts-, Personen- und Sachregister, das sehr genau gearbeitet ist und die Benützung des Buches sehr erleichtert (S. 398 bis 431).

Bereits in der historischen Übersicht erwähnt der Verf. den bedeutenden Anteil, den eine Reihe hervorragender Männer an der Neugestaltung des Schulwesens hatte; es sind das der berühmte Historiker Johannes v. Müller, den Napoleon seinem König Friedrich Wilhelm III. abspenstig gemacht und für sich nach Frankreich hatte gewinnen wollen — er bestimmte ihn aber dann für Westfalen — und der Nachfolger Müllers Baron Leist; beide waren Generaldirektoren des öffentlichen Unterrichtes. Daß Müller es als das Ziel des Jugendunterrichtes bezeichnet „Mit Wissenschaft die erste der Künste paaren, die Kunst, den Feind zu schlagen und das Vaterland zu behaupten", zeigt, daß er hier Bestrebungen den Weg ebnete, die sich in den Befreiungskriegen verwirklichten und später direkt in das Programm der Jugenderziehung eingefügt wurden; anders der sonst sehr verdienstvolle Leist, vgl. S. 235 „Religionsunterricht hielt er nur für die unteren Klassen für nötig, Unterweisung im Gesang forderte er nicht; noch weniger dachte er an körperliche Ausbildung der Schüler".

Für unsere Zeitschrift kommt vor allem der 2. Hauptabschnitt in Betracht. Ref. macht besonders aufmerksam auf Kap. 2: Die höheren öffentlichen Knabenschulen; hingewiesen sei hier auf den Bericht des Direktors Kirsten über das ihm unterstellte Gymnasium zu Göttingen (S. 212—216), das königl. Dekret vom 28. Juni 1812, durch welches das höhere Schulwesen in Kassel, der Hauptstadt des Landes, geregelt wurde (S. 218—222) und den „Allgemeinen Lehrplan für das Lyzeum und die Bürgerschule in Kassel" samt den Bemerkungen des Verf.s (S. 222—236). Im Kap. 3: Die höheren Knabenprivatschulen, ist interessant die eigenartige Schulgründung des gewesenen Kaufmannes Hundeiker, der im Sinne des Philanthropen Basedow eine Schule einrichtete, vom Herzog von Braunschweig das Schloß Vechelde für seine Anstalt erhielt und mit dem Titel eines Edukationsrates ausgezeichnet wurde. Eine ausführliche Besprechung erhalten noch im Kap. 5 die höheren Mädchenschulen, Kap. 6 die evangelische Volksschule, Kap. 7 Industrie- und Fortbildungsschulen; die folgenden zwei Kapitel betreffen die Vor- und Fortbildung der evangelischen Volksschullehrer, beziehungsweise die Stellung der evangelischen Geistlichen und Behörden zur Volksschule und ihren Lehrern, Kap. 10 behandelt das jüdische Schulwesen in Westfalen und Frankfurt.

Es ist im Rahmen dieser Anzeige nicht möglich, auf alle Einzelheiten des verdienstvollen Buches hinzuweisen. Eine ausführliche Selbstanzeige hat der Verf. in der Zeitschr. f. Gesch. d. Erz. u. d. Unt. V (1915), S. 289—297 geliefert. Wenngleich er bei dem Mangel von Spezialuntersuchungen eine vollständige Geschichte weder liefern konnte noch wollte, so hat er doch eine Menge neuen Materials aus zerstreuten Aufsätzen der verschiedenen Zeitschriften dieser Zeit, aus Aktenstücken gesammelt und mit Hilfe derselben ein lebensvolles Bild des Zeitalters geliefert.

Dr. Emil Sofer.

Aufbau oder Zerstörung? Eine Kritik der Einheitsschule von Dr. Paul Cauer, Professor an der Universität Münster. Münster in Westfalen 1919. Verlagsbuchhandlung Heinrich Schöningh. 47 S.

Einheitsschule heißt jetzt die Losung und der Wald der pädagogischen Blätter widerhallt von ihr, Einheitsschule ist die Forderung — nicht der Bevölkerung, sondern der politischen und sozialen Stürmer und Dränger, die verrückterweise alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes gleich machen wollen. Dieses Wahngebilde erfährt in der Schrift „Aufbau oder Zerstörung?" von dem bekannten Schulmann Prof. Dr. Paul Cauer in Münster eine ebenso geistvolle als tiefgründige Kritik, richtiger Abfuhr, die, ungeachtet sie dem Motto auf dem Titelblatt „Schiedlich-friedlich" treu, völlig objektiv gehalten ist, doch an Schärfe und Wirkung wahrlich nichts zu wünschen übrig läßt. Wenn in dieser Sache überhaupt noch Argumente Gehör finden, Cauers Schrift muß die Gegner zur Besinnung und Einkehr zurückführen. Leider ist ja bei der Verbreitung der Zertrümmerungspsychose, die auf die Kriegspsychose gefolgt ist, wenig Hoffnung auf solche Wirkung.

Zerstört ist bald und leicht, wie uns der schreckliche Krieg und seine Folgen gelehrt haben; aber ehrfurchtsvolles Erhalten, wo alles wankt und schwankt, wie schwer ist es, wie unangenehm, wie selten getraut sich einer zurückzuhalten, die im Taumel vorwärts stürzen, wofür er ja meist nur Zurücksetzung, Kränkung und Undank erntet. Es ist eben bequemer mit dem Strom zu schwimmen als gegen ihn. Darum Achtung jedem, der sich dieser Aufgabe in reiner Gesinnung unterzieht. Der Verf. gliedert seine Schrift in elf Abschnitte: „Geschichtliches, Aufstieg, Veranstaltung für Hochbegabte, Der gemeinsame Unterbau, Voraussetzungen, Grad und Art, Schädigung der Volksschule, Auflösung der höheren Schule, Überreizung und Überfüllung, Eigene Forderungen, Halb und Ganz." Schon dieser Überblick zeigt die Vielseitigkeit dieser Kritik.

Ich möchte nicht viel, aber doch einiges von dem Inhalt dem Leser dieser Zeilen verraten, nicht um ihm die eigene Lektüre der Schrift zu ersparen, sondern um ihn dafür zu gewinnen und mein Urteil einigermaßen zu begründen.

Vor allem zeigt der Verf., daß der Gedanke der Einheitsschule in der preußischen Schulpolitik schon sehr alt, wiederholt seine Realisierung versucht und jedesmal zum Schaden der Schule ausgeschlagen ist. Humboldt hat als Chef der Sektion für Kultus und Unterricht im damaligen Ministerium des Innern in Berlin (vom 28. Februar 1809 bis 14. Juli 1810 wirkend) die Bürgerschule nur als Bruchstück der gelehrten Vorbildung angesehen, für die die unteren Klassen des Gymnasiums genügen sollten; heute aber will man bei einem achtjährigen gemeinsamen Unterbau als Vorbildung für die gelehrten Berufe nur einen Zusatz zur Bürgerschulbildung gelten lassen! Damit würde die Volksschule und die höhere Schule in gleicher Weise geschädigt; verschiedenartige Bildungsziele lassen sich eben nie und

nimmer als Stufen eines und desselben Bildungsganges verbinden. Die Volks- und Bürgerschule hat vorwiegend praktische, wirtschaftliche Ziele zu erstreben, die höhere Schule formale und ideale; daran allein schon muß die Einheitsschule scheitern; aber auch an ihren ungeheuren Kosten; denn die Einheitsschule ohne Einheit der Lehrer ist ein Widerspruch und diese eine Utopie; und ihre Durchführung auf dem Lande erst! Der Dorfschullehrer, mit reicherem Wissen und einem Anflug von Wissenschaft ausgestattet, wird sich wohl vielfach vom Landvolke fortbilden und sich ihm durch gelehrte Interessen entfremden. Die Einheitsschule ist ein Gewaltschritt zur Uniformierung oder wird sogleich durch die Notwendigkeit reicher Differenzierung illusorisch.

Dem Gymnasium aber wird nach Ansicht sehr vieler Sachverständigen, die jetzt freilich als alte Zöpfe und beschränkte, verbohrte Querköpfe abgetan werden, als vierjährigem Oberbau auf der achtjährigen Einheitsschule geradezu der Untergang bereitet und das ist und bleibt eine Tyrannei und ist im hohen Grade antisozial. Der Aufstieg der Begabten, der Anspruch jedes Kindes, nach Maßgabe seiner geistigen und moralischen Begabung erzogen zu werden, darf nicht dahin ausarten, daß die guten Köpfe alle dem Arbeitsleben entzogen werden, gar nicht zu reden von der Gefahr, daß nun alle, auch die nicht Befähigten, die höchste Stufenleiter werden erreichen wollen. Wenn dagegen die Strenge der Auslese angerufen wird, so weiß jeder Erfahrene, wie leicht da fehlgegriffen wird, und das angeblich schmerzlose Überführen von Schülern, deren Versagen sich nachträglich herausstellt, in eine andere Richtung wird in Zukunft an dem guten Herzen der Lehrer und dem Widerstand der Eltern häufig ebenso sicher scheitern wie bisher. Und auch in Zukunft wird den Armen diese Maßnahme härter treffen als den Reichen. Eine Zwangsauslese wirkt so grausam, daß darin ein unwiderstehliches Motiv zur Milde liegt.

Cauers eigene Forderungen gipfeln in sieben Punkten: Aufhebung der Vorschulen, Maßnahmen für das Emporkommen einzelner ausgezeichnet begabter Kinder aus unbemittelten Familien, reichliche Gründung von Mittelschulen (im preußischen Sinne), wobei mit dem Bestreben der einzelnen Berufsklassen, durch Forderung eines erhöhten Schulzeugnisses die eigene Vornehmheit zu steigern, gründlich aufgeräumt werden muß, Vorsorge für solche, die den rechten Bildungsgang erst spät begonnen oder auf Umwegen in ihn eingelenkt haben, Schaffung eines leichteren Überganges für ausgezeichnete Volksschullehrer an die Universität und ins höhere Lehramt, Anbahnung einer unbefangenen Schätzung schlichter, auf den Erwerb gerichteter Arbeit auch in den Kreisen der „Gebildeten“, endlich größere Strenge bei Versetzungen und Prüfungen.

Was uns betrifft, so ist bei uns die erste Forderung bereits erfüllt; denn wir haben keine **Vorschulen** und die wenigen Vorbereitungsklassen an einigen Gymnasien kommen nicht in Betracht.

Die übrigen Forderungen können auch bei uns als Aufgaben des Unterrichtsamtes für die nächste Zukunft gelten, die ausreichen, um vorhandene Lücken unseres Unterrichtsorganismus auszufüllen.

Wenn der Verf. im letzten Abschnitt sagt: „Die Geschichte der preußischen Unterrichtsverwaltung im 19. Jahrhundert ist eine Geschichte guter Absichten und ungewollter übler Wirkungen", so gilt dies auch für uns. Die Einheitsschule ist kein neuer und fruchtbarer Gedanke, sondern eine Fortsetzung der Fehler, die immer wieder gemacht wurden.

Ja, soziale Denkweise tut uns vor allem bitter not, Achtung vor jeder Denk- und Gesinnungsweise, die auf ehrlicher Überzeugung beruht.

„Im Zusammenwirken auf dieses Ziel sollen alle deutschen Lehrer ihre gemeinsame Aufgabe erblicken; darin können sie zusammenarbeiten, auch wenn die Wege, die sie führen, verschieden sind. In dem Streben nach diesem Ziele werden, so hoffe ich, auch Freunde und Gegner der Einheitsschule den ernsten Gedanken finden, der sie verbindet." Mit diesen schönen Worten entläßt der Verf. den Leser.

In welch glänzende Form all diese Gedanken eingekleidet sind, ist ein hoher Genuß. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, daß recht viele meiner Leser sich ihn verschaffen und zu der Schrift selbst greifen!

Kirchschlag. August Scheindler.

Das humanistische Gymnasium und sein bleibender Wert. Von Josef Stiglmayr S. J. Freiburg im Breisgau 1917, Herdersche Verlagshandlung.

Die Schrift ist eine Erweiterung des in den „Stimmen der Zeit" (Bd. 90 [1916], S. 533—554) erschienenen Aufsatzes: „Wird das humanistische Gymnasium durch den Weltkrieg entwertet?" Man findet in ihr das zusammengestellt und in die rechte Beleuchtung gerückt, was in Sachen des Gymnasiums schon oft gesagt und geschrieben wurde. Und doch ist sie keine bloße Kompilation, sondern eine selbständige, wohl disponierte und streng durchgeführte Arbeit, ein entschiedenes, ehrliches und sorgfältig begründetes Bekenntnis zum humanistischen Gymnasium, das um so freudiger zu begrüßen ist, als es das erste ist, so viel ich weiß, das von katholisch-kirchlicher Seite vorliegt. Es behandelt auch ganz speziell das Interesse der katholischen Kirche an der humanistischen Bildung, das Verhältnis dieser Bildung zum theologischen Studium und die Frage der Zulassung der Abiturienten des Realgymnasiums zu ihm.

Die Schrift ist in sechs Abschnitte gegliedert, jeder in eine Anzahl von Paragraphen. Der erste Abschnitt betitelt sich: „Die humanistischen Studien und das Zeugnis der Jahrhunderte" und gibt einen interessanten Überblick über die Stellung des Christentums zum Studium der alten Sprachen; der zweite legt „die humanistische Bildung nach ihrem idealen Werte" in sehr eingehender und verständiger Weise dar; der dritte setzt „den praktischen Wert der humanistischen Bildung"

auseinander, den er vor allem in dem Einblick in die Zusammenhänge unserer Kultur mit der antiken und ihrer Bedeutung für die weltlichen akademischen Berufe erblickt; der nächste geht auf die modernen Vorwürfe gegen das humanistische Gymnasium ein und sucht sie zu entkräften; der fünfte erörtert die Frage, wie berechtigten Klagen wider das humanistische Gymnasium abzuhelfen wäre; der letzte endlich, wie gesagt, das Verhältnis von Gymnasium und katholischem Theologiestudium. Ein Anhang endlich ist dem Ersatz der Originalwerke durch Übersetzungen gewidmet.

Man sieht schon aus dieser summarischen Angabe die sorgfältige Gliederung und die Reichhaltigkeit des Inhaltes dieser Broschüre; auf Einzelnes einzugehen ist wenig Veranlassung; der Verf. läßt vielfach seine Quellen zu Worte kommen und sein eigenes Urteil ist als besonnen und objektiv zu bezeichnen. Doch kann ich mir's nicht versagen, hier einige hübsche Worte mitzuteilen, die mir bei der Lektüre der Schrift besonders gefallen haben; der Leser mag aus solchen Einzelheiten auf das Ganze schließen.

S. 71 spricht der Verf. über die Pflege der praktischen Beredsamkeit am Gymnasium und legt dar, wie günstig es darin situiert sei; es brauche bloß von seinem Unterrichtsstoff, der Lektüre der großen Redner, entsprechenden Gebrauch machen; worauf es dabei ankomme, schildert er folgendermaßen: „Der Schüler muß lernen, mit dem Redner nachzuempfinden, was im gegebenen Augenblicke unter dem Eindruck äußerer großer Umstände und innerer Bewegung dessen Brust erfüllt. Er muß mit Spannung, Teilnahme, Selbsthingabe dem Redner durch die auf- und absteigenden Wogen der überzeugenden, fesselnden, bewegenden Gedankenfülle folgen und auf den Zielpunkt, wohin die Rede steuert, kräftig ausblicken, ja gewissermaßen sich am Rudern beteiligen. So wird die Energie einer Demosthenesrede ihre packende Gewalt gewinnen." Das Bild des Mitruderns erscheint mir in der Tat für die Demostheneslektüre sehr bezeichnend. — S. 90 findet der Verf. scharfe Worte gegen den Vorwurf „daß das Gymnasium der Ausbildung soldatischer Tapferkeit nicht günstig sei, weil es mehr in der Bücherwelt heimisch mache als im Waffenhandwerk". „Das Gymnasium", erklärt er kurzweg, „ist keine Kadettenschule und der Staat braucht außer dem Militärstand auch einen Lehr- und Nährstand" usw. Die S. 139, Anm. 1, mitgeteilte Anekdote aus Goethes Leben verdient weiteste Verbreitung. Als in einer Unterhaltung bei Johanna Schopenhauer die Rede darauf kam, daß der große Philosoph mit dem Erlernen des Lateinischen Schwierigkeiten hatte, und zwar nicht nur in seiner Kindheit, sondern noch mehr später, sagt Goethe, es wundere ihn nicht ... Wenn 10 Louisd'or auf dem Tisch liegen, kann man sie leicht einstreichen. Aber wenn sie tief in einem alten Brunnen liegen und Stein, Schutt und Gebüsch obendrauf, dann ist es ein anderes Ding. Ein Kind kriecht dann noch mühsam hinein, aber ein Erwachsener muß es bleiben lassen. — Nicht einverstanden bin ich mit der Angleichung der verschiedenen Typen unserer Mittelschule in den gemein-

samen Gegenständen; ich bin für möglichste Differenzierung im Stoffausmaß und in der Behandlung, wie ich dies in meinem Aufsatze „Unser Gymnasium nach dem Kriege" in dieser Zeitschrift (1916, S. 792) dargelegt habe. Auch gegen jeden Versuch einer Einschränkung der realistischen Gegenstände am Gymnasium, wie er S. 109 dem Verf. vorzuschweben scheint, möchte ich mich nachdrücklichst aussprechen.

Bestärkt hat mich in meiner übrigens seit jeher unverhohlen ausgesprochenen Ansicht ein Aufsatz von Timerding im Sokrates (1917, S. 513 ff.), der mir außerordentlich bedeutungsvoll erscheint.

Wien. August Scheindler.

---

1. **Das Grundaxiom des Bildungsprozesses und seine Folgerungen für die Schulorganisation.** Von Oberstudienrat Dr. Georg Kerschensteiner. (Deutsche Erziehung. Achtes Heft. Schriften zur Förderung des Bildungswesens im neuen Deutschland. Herausgegeben von Karl Muthesius. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweigniederlassung Berlin 1917.)

2. **Begriff der Arbeitsschule.** Von Georg Kerschensteiner. Dritte, verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1917.

1. Auf Grund einer nochmaligen eingehenden Untersuchung über die typischen Formen des psychischen Verhaltens und den Bildungsprozeß selbst wird das Grundaxiom des Bildungsprozesses gewonnen; es lautet: Die Bildung des Individuums wird nur durch jene Kulturgüter ermöglicht, deren geistige Struktur ganz oder teilweise der Struktur der individuellen Psyche adäquat ist (S. 27). Die daraus gezogenen Folgerungen laufen auf folgende Forderungen hinaus: *a*) es seien in die Volksschulen selbst die Bildungsgüter für die Entwicklung der auf praktischen Gebieten aktiven Seelenstrukturen einzuführen, *b*) technische Gymnasien genau wie die sprachlich-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasien an die Volksschule anzugliedern, *c*) technische Abendschulen einzurichten für die in gewissen technischen Betrieben stehenden Hochbegabten, die auf diese Weise an wohlgegliederten, wenn auch auf Jahre hinaus sich erstreckenden Lehrgängen zu jener technisch-theoretischen und menschlich-allgemeinen Ausbildung emporsteigen können wie die durch Glücksgüter bessergestellten Schüler der höheren Tagesschulen" (S. 67). Die Begründung dieser Forderungen an der Hand der tiefgründigen Darlegungen des Meisters pädagogischer Forschung durchzudenken, ist ein großer Genuß und Gewinn für jeden, der sich dieser Mühe unterzieht, und diese sollte sich niemand, der im Lehramte steht, verdrießen lassen.

2. Das treffliche Buch erscheint hier in dritter, verbesserter und wesentlich vermehrter Auflage, hoffentlich noch rechtzeitig genug, um gebührend gewürdigt zu werden von denen, die, wie man liest, jetzt am Werke sind, zunächst die Heranbildung der Lehrer an Volks- und Bürgerschulen in unserem Vaterlande, dann aber auch diese selbst umzugestalten. Der Verf. hat hier seine in Nr. 1 niedergelegten For-

schungen herangezogen und legt nun eine strenge Definition des Begriffes der Arbeitsschule vor. Für uns Mittelschullehrer ist seine Darlegung des Prinzips der Arbeitsgemeinschaft von höchstem Interesse und größter Fruchtbarkeit. Ist es auch am gutgeführten Gymnasium schon vielfach in Anwendung, so kann doch seine konsequente Erweiterung und Vertiefung im Interesse der Steigerung des Erfolges der Bildungsarbeit nicht dringend genug empfohlen werden.

Wien. August Scheindler.

Begabung und Studium. Von Eduard Spranger. (Deutscher Ausschuß für Erziehung und Unterricht). Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1917.

Ich habe in meiner Anzeige des Buches „Der Aufstieg der Begabten" in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1917, S. 351 ff.) auf das Erscheinen der Schrift von Spranger, dem Vorsitzenden des Sonderausschusses zur Bearbeitung der vielgestaltigen Fragen des Aufstieges der Begabten, hingewiesen, der das Thema für den Bereich der Universitäten zu behandeln übernommen hatte, aber durch Krankheit verhindert gewesen war, seine Arbeit in dem Buche selbst abdrucken zu lassen; nunmehr liegt sie in einem Sonderhefte vor, das selbst wieder zu einem Umfange von fast 100 Seiten angewachsen ist.

Auf ein kurzes Vorwort folgt zunächst eine Darlegung der heutigen Einrichtung der deutschen Universität, die, eine Tochter des Liberalismus, mit ihrem Prinzip der Lehr- und Lernfreiheit und ihrem Grundcharakter der Unorganisiertheit einer Regelung des Aufstieges der Begabten, außer in den allgemeinsten äußeren Bedingungen, geradezu wesensfremd gegenübersteht.

Hierauf folgt eine eingehende Analyse der wissenschaftlichen Begabung, wobei zunächst die allgemeinste Charakteristik „als Begabung für spezifische Denkformung eines Erfahrungsgebietes" gewonnen wird; darauf folgt der Versuch einer Spezifizierung nach der Verschiedenheit des Anschauungsmateriales, natürlich mehr in Andeutungen und Beispielen als in einer völligen Ausschöpfung des schwierigen Gegenstandes. Auf die Frage nun, auf welche Art sich hervorragende wissenschaftliche Anlagen erkennen lassen, gibt der Verf. die Antwort, daß es in der Tat keinen anderen Prüfstein für den Grad und die Richtung der wissenschaftlichen Begabung gebe als die betreffende wissenschaftliche Leistung selber. Die Fähigkeit hiezu läßt sich nicht voraus berechnen und voraussagen, ehe die Leistung da ist. Die Universität kann also nur zu wissenschaftlichen Leistungen anregen, den Drang nach eigener wissenschaftlicher Betätigung steigern und die vorhandenen nicht unbemerkt lassen, auf sie aufmerksam sein. Immerhin aber erhebt der Verf. zwei Forderungen, vor allem daß die Universität ihre Studenten in die elementaren Hilfsmittel, in die grundlegende Arbeitstechnik und die fruchtbaren Kunstgriffe wirklich einführe, dann daß jedem einzelnen Studenten seitens der Professoren ein persönliches Interesse

zugewendet werde; das sei alles, was seitens der Universität an innerer Förderung der Studenten geschehen könne. Man sieht, es ist nicht viel und vor allem nicht viel Neues. Doch der Verf. weiß sich zu helfen; er biegt ab, indem er findet, die brennende Frage gehe nicht eigentlich dahin, wie die Universität es machen soll, um den Begabten gerecht zu werden, sondern laute vielmehr: Wie erreichen wir es, daß möglichst die Begabten in die Universität hineinkommen und die Unbegabten von ihr ferngehalten werden? Die entscheidende Auslese liege vor den Pforten der Universität. Hat die Universität einmal die vorzüglichen Talente der Nation, so werde sie schon mit ihnen fertig zu werden wissen. Das letztere ist allerdings vollkommen richtig; schade, daß dieser Zusammenhang von höherer Schule und Universität nicht immer und allseitig erkannt worden ist; die Bedeutung gerade der höheren Schule (bei uns Mittelschule) für die Entwicklung des jungen Menschen ist auch ausschlaggebend für den Erfolg der Hochschule und für den Zustand der sogenannten „gelehrten" Berufe, die von der Hochschule gespeist werden; an ihr muß sich die richtige Scheidung der zum Studium geeigneten und ungeeigneten Elemente vollziehen, wenn diese überhaupt und vor allem zur richtigen Zeit erfolgen soll. Der Verf. widmet daher das folgende Kapitel „der Reifeprüfung als Pforte zur Universität"; er tritt darin entschieden für ihre Beibehaltung ein und findet in der laxen Behandlung der Maturitätsforderungen das größte Elend der Universitäten (S. 43). Dann folgen die bekannten Klagen über die Mängel der Vorbildung der Studenten, die der Verf. mit den Worten schließt: „Das sind die Wirkungen der zunehmend leichteren Gestaltung des Abiturientenexamens. Solche Herabsetzungen des Niveaus treffen erst den Lehrbetrieb der Universität, dann die Wissenschaft selbst und zuletzt das Ganze der nationalen Leistung. Für einen regelmäßigen Bildungsgang ist also die Feststellung der Reife durch eine strenge Prüfung beim Schulabgang nicht nur wünschenswert, sondern geradezu eine Notwendigkeit für den Bestand der Universität in ihrer heutigen freien Gestalt" (S. 44).

Dagegen spricht sich der Verf. für eine Erleichterung des Universitätsstudiums aus bei solchen, die sich erst in späteren Jahren zum Studium entschließen; ihnen den Zugang zu versperren, weil ihnen das gestempelte Zeugnis fehlt, ist veralteter Formalismus.

Das folgende Kapitel handelt über die Begabung für Anwendung und Beruf. Von der Tatsache ausgehend, daß wissenschaftliche Begabung und Berufsbegabung nicht notwendig zusammenfallen, spricht der Verf. einer stärkeren Berücksichtigung der Praxis auch an der Universität das Wort und formuliert seine Forderung vorsichtig so, daß Theorie und Praxis an der Universität in dem Sinne zueinander gehören, „daß zwar die Praxis selbst noch im Hintergrunde bleibt, weil es sich um eine Vorbildungszeit handelt, daß aber die ganze Theorie der Praxis zur Geltung komme, nicht bloß eine Theorie, die an den Beruf selber noch gar nicht heranreicht" (S. 50). Im einzelnen wird z. B. für die Lehrer der höheren Schulen gefordert, daß

Pädagogik als Berufskunde in den Studienplan des Lehramtskandidaten gehöre und daß in ihr der ganze Kultursinn des Erziehens zur Darstellung gelangen müsse: als Geschichte der Pädagogik, als Jugendkunde, als Lehre von den Bildungsgütern und vom Bildungswesen (S. 61). Der Schluß des Kapitels ist der Frage der Privatdozenten gewidmet, ohne ihr indes neue Gesichtspunkte abzugewinnen.

Nun folgt noch ein Kapitel über Maßregeln zur Erkenntnis und Förderung hervorragend Begabter; die erste Forderung kennen wir schon; sie lautet, daß die Kluft zwischen Dozenten und Studenten überbrückt werden muß; dann verlangt der Verf. Berufskunde, mindestens als Vorlesung, noch besser als elementare Übung, Gelegenheit zu probeweiser Betätigung, Berufsberatung und spezielle Studienberatung, endlich eine völlige Umgestaltung des Stipendienwesens in Form einer besseren Verteilung der Stipendien, Schaffung neuer, vor allem aber einer neuen Auffassung derselben; sie sollen keine außergewöhnliche „Notbeihilfe“ mehr sein, nicht mehr den charitativen Charakter an sich tragen, sondern im Geiste der Gegenseitigkeit gegeben und empfangen werden: der einzelne trägt in seinem ganzen Bildungsweg eine Verantwortung für den Staat, aber auch der Staat ist sich der Verantwortung für den Bildungsweg des einzelnen bewußt.

Wie man aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersieht, ist der Verf. der Ansicht, daß sich der Aufstieg der Begabten an der Universität nur in den allgemeinsten äußeren Bedingungen regeln läßt; und die Wirklichkeit wird auch noch an den bescheidenen Forderungen des Verf.s manchen Abstrich machen.

Kirchschlag. August Scheindler.

Der Studier- und Erholungsraum am Karl Ludwig-Gymnasium in Wien. Ein Versuch mit der Selbstverwaltung der Schüler während der Kriegszeit. Von Prof. Dr. Adolf Friemel in Wien.

Feldbrücken. Von Jos. Böhnel, Professor an der Staatsrealschule in Wien IX. — Sonderbeilage zum „Verordnungsblatt für den Dienstbereich des niederösterreichischen Landesschulrates“. Jahrgang 1916, Stück XXIII. 23 S. Gr. 8⁰. Preis 20 h.

Wenn nach Kerschensteiner die Schule, um den Schüler fürs Leben im Staate vorzubereiten, in ihrer eigenen Einrichtung die typischen Bedingungen des sozialen Lebens schaffen soll, so wurde im Sinne „der Anpassung des Unterrichtes und der Erziehung an die durch den Weltkrieg erfolgte Umwertung mancher Bildungsziele“, wie es in der begleitenden Kundmachung des niederösterreichischen Landesschulrates heißt, auch mit der Einrichtung eines Studier- und Erholungsraumes am Karl Ludwig-Gymnasium ein erfolgverheißender Schritt gemacht. Die Behaglichkeit dieses Raumes bietet nämlich jenen Schülern der Anstalt, denen beschränkte häusliche Verhältnisse eine ruhige Arbeit nicht gestatten, ein Heim, wo sie sich für den Unterricht ungestört vorbereiten können, allen Schülern aber eine freundliche Stätte zur Unter-

haltung mit Lektüre und Spiel. Die ganze Verwaltung dieses Raumes sowie die Verantwortung für Ruhe und Ordnung sind in die Hände der Schüler gelegt. Die Beschlüsse des Schülerausschusses, den die Vertrauensmänner der einzelnen Klassen bilden, unterliegen aber der Genehmigung des Lehrkörpers, der bei diesen Sitzungen durch ein Mitglied vertreten ist. Die erste Hälfte der Benützungszeit ist dem Studium gewidmet. Der Lesesaal besitzt eine besondere Bücherei mit reicher literarischer Auswahl; daneben ist durch passende Spiele für Unterhaltung gesorgt. Von Zeit zu Zeit hielten Schüler ihren Kameraden Vorträge über besondere Ereignisse des Weltkrieges, seine Ursachen u. dgl. Der Ausschuß traf aber außerdem Veranstaltungen für Zwecke der Kriegsfürsorge. Während der Ferien endlich bot der Lesesaal einem Großteile der Schüler, denen ein Landaufenthalt versagt war, Gelegenheit, um hier mit den Kameraden zusammen zu lesen und zu spielen. Trotz der nicht selten großen Besucherzahl zeigte sich der Ausschuß im Ordnerdienste stets seiner Aufgabe gewachsen.

So ist denn den Schülern durch Einführung der Selbstregierung Gelegenheit gegeben, den Gemeinschaftssinn zu betätigen und im Bewußtsein wirklicher Verantwortung an der Aufrechthaltung der Ordnung mitzuwirken. Die gemachten guten Erfahrungen gestatten daher dem Verf., wie er betont, mit einiger Hoffnung auf Erfolg in die Zukunft zu blicken, wobei er sich dessen wohl bewußt ist, daß eine Vereinigung von jungen Leuten, die sich innerlich zu Staatsbürgern fortbilden sollen, zu leiten, wohl eine sehr schwierige pädagogische Aufgabe ist.

An diesen Bericht schließt sich eine Abhandlung über Feldbrücken. Wie es unserer technischen Truppe bei der glänzenden Tat des erfolgreichen Überganges über die Save und die Donau im Oktober 1915 mitzuwirken vergönnt war, darüber will der Verf. der wißbegierigen Jugend Aufschluß geben. Die Veranlassung dazu bildete ein vom Kommandanten der „Vereinigten Kavallerie-Pionierabteilung“ in Klosterneuburg der Wiener Schuljugend gemachtes Geschenk von 30 schlichten Modellen, meist Brücken und Stege darstellend, die ein anschauliches Bild von den Leistungen beim Brückenbau im Felde geben. Die folgenden bis in Einzelheiten gehenden und durch Figuren der Baubestandteile veranschaulichten Ausführungen über die Arbeitsweise unserer Pioniere sind geeignet, das Verständnis dafür anzubahnen. Nach diesen Erklärungen wendet sich der Verf. den erwähnten Modellen zu, die einen Einblick in die technische Schulung der Mannschaft bieten, so daß die Anregung der Unterrichtsverwaltung, das Interesse der Jugend auf die Leistungen unserer Armee im Felde zu lenken und dadurch die Erziehung zur Vaterlandsliebe zu fördern, nicht nur äußerlich wohl begründet erscheint, sondern auch vielfach zur Belebung des Unterrichtsstoffes wesentlich beizutragen geeignet ist. Aus der reichen Fülle von Berechnungen, die vor Errichtung einer Überbrückung durchzuführen sind, stellt der Verf. zum Schlusse seiner wertvollen Ausführungen eine große Zahl lehrreicher Aufgaben zur Lösung für die Schüler zusammen. Endlich sei noch bemerkt, daß die Modellsammlung

sich derzeit in der Staatsrealschule in Wien (IX, Glasergasse 25) befindet und bestimmt ist, den Grundstock für eine umfangreiche Sammlung der verschiedensten im beendigten Kriege verwendeten Kriegsmittel zu bilden.

Wien. A. Stitz.

Vierteljahrschrift für philosophische Pädagogik. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Rein-Jena. 1. Jahrg. 1917/18. Osterwieck, Harz. Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt.

Die „Vierteljahrschrift für philosophische Pädagogik" ist bestimmt, an die Stelle des „Jahrbuches des Vereines für wissenschaftliche Pädagogik" zu treten, das mit dem Jahre 1917 beim 50. Jahrgang angelangt war; es sollen künftighin jährlich vier Hefte zum Preise von 5 M. für den Jahrgang erscheinen. Das vorliegende erste Heft des Jahrganges 1917/18 umfaßt fünf Druckbogen und zerfällt in drei Abteilungen: Abhandlungen (S. 1—35), Kleine Beiträge und Mitteilungen (S. 36 bis 63), Buchbesprechungen (S. 64—80).

In der ersten Abhandlung hat sich Bruno Bauch ein Thema prinzipieller Natur oder vielmehr das eigentlich prinzipielle Thema der „philosophischen Pädagogik" gewählt: „Über die philosophische Stellung der Pädagogik im Systeme der Wissenschaften". Diese Stellung bestimmt sich nach Bauch durch das Verhältnis der Pädagogik zu den Seinswissenschaften einerseits und den Wertwissenschaften anderseits: „Im Erziehen liegt das subjektive Tatsachenmoment, in den Erziehungszielen das objektive Wertmoment, das in diesen immer schon vorausgesetzt sein muß, damit auch dem subjektiven Momente Richtung und Sinn innewohnen kann." Es ist leicht einzusehen, daß die Rolle, die Psychologie und Ethik in Herbarts Fundierung spielen, in Bauchs Formulierung im wesentlichen gleich bleibt, nur erweitert er den Kreis der „seinswissenschaftlichen Disziplinen" über die Psychologie hinaus durch Biologie, Soziologie und Anthropologie (wie ja auch schon Rein, Pädagogik in systematischer Darstellung I², S. 60 die Medizin, d. h. Physiologie und Hygiene als Hilfswissenschaft der Pädagogik aufgenommen hat) und setzt an die Stelle der Ethik, Herbarts „allgemeine Billigungslehre" als objektive Wertlehre erfassend, das Gesamtgebiet der objektiven Wertwissenschaften. Damit wird einerseits mit Nachdruck und gerechter Würdigung ein unverlierbar wertvolles Bestandstück der Herbartschen Grundlegung der Pädagogik festgehalten, anderseits der Diskussion über das Verhältnis der Pädagogik zu ihren philosophischen „Grundwissenschaften" eine breitere Basis gegeben. Ob allerdings mit dieser nur nach zwei Hauptlinien hin orientierten Einordnung der Pädagogik in das System der philosophischen Wissenschaften das Auslangen gefunden werden kann, wird die weitere Erörterung erst zeigen müssen. So bildet die Stellung zur Logik für die Formulierung des Verf.s zweifellos eine Schwierigkeit, da sie einerseits als Wertwissenschaft in den Kreis jener Disziplinen, nach denen die Erziehungsziele bemessen wer-

den, tritt, anderseits doch, hierin der Psychologie nahe kommend, in unverkennbarer Beziehung zur Didaktik, also den Erziehungsmitteln steht; in diesem Sinne will ja z. B. Natorp die Psychologie geradezu durch die Logik ersetzen (vgl. Soziale Pädagogik S. 256). — Mit dem Thema der Abhandlung von Bauch berührt sich enge der in der 2. Abteilung des Heftes aufgenommene Aufsatz „Herbarts Pädagogik in neuerer Beurteilung" von G. Weiß, der sich mit Frischeisen-Köhlers Abhandlung „Philosophie und Pädagogik" (Kantstudien XXII, S. 27 ff.) auseinandersetzt, die übrigens in Tendenz und Stellungnahme zu diesem Probleme vielfach mit Bauch übereinstimmt (vgl. auch Bauchs Anm. S. 4). Weiß steuert mehrfach beachtenswerte kritische Anmerkungen zu Frischeisen-Köhlers Arbeit bei, z. B. über die Frage von Herbarts Begriffsbestimmung des „ästhetischen Urteils", über den gegen Herbart erhobenen Vorwurf des „ausgeprägten Intellektualismus" u. a. m. Die durch die beiden Aufsätze von Bauch und Frischeisen-Köhler geschaffene Lage kennzeichnet sehr gut einer der Schlußsätze von Weiß: „Zum Schlusse soll . . . ein Punkt besonders herausgehoben werden: Die Feststellung, daß auch nach dem Stand der heutigen Auffassung von Herbart das eigentliche Problem der philosophischen Pädagogik erfaßt und seine Lösung in Angriff genommen worden ist. Wie weit sein erster Schritt zur Lösung tatsächlich reicht, wird sich erst entscheiden lassen, wenn über die aufgetauchten Sonderfragen hinreichende Klarheit geschaffen worden ist. Das wird vor allem notwendig sein. Sie wird auch die Frage nach dem wechselseitigen Verhältnis von Philosophie und Pädagogik überhaupt weiterführen."

Die zweite und dritte Abhandlung der ersten Abteilung betreffen mehr aktuelle Fragen: W. Rein „Ethik und Politik" und M. Maurenbrecher „Luthers Thesen in ihrer Bedeutung für die Gegenwart". Rein bekennt sich unter zutreffender Verwerfung jedes rein äußerlichen Kompromisses zwischen Ethik und Politik mit erfreulichem Optimismus zum Glauben an die Möglichkeit einer Durchdringung der Politik durch die Ethik und fordert an Stelle des „Machtprinzipes" eine dem ethischen Idealismus unterworfene Auffassung von den Aufgaben und Zielen der Politik. Maurenbrecher erhofft von der Wirksamkeit der Reformation, die für die deutsche Nation unmittelbar die bedauerliche Folge der Glaubensspaltung mit sich brachte, eine erhöhte Fähigkeit des deutschen Volkes „das menschlich Echte in jeder Religionsform zu finden" und „auch in der Religion ein Weltvolk zu werden". — Eine mehr kritische Aufgabe hat sich die vierte Abhandlung gestellt: August Graf v. Pestalozza „Schlagwort, Begriff und Idee in den pädagogischen Reformbestrebungen". Die Abhandlung enthält in der hier bloß vorliegenden ersten Hälfte nur den Versuch einer Begriffsbestimmung des „Schlagwortes" im allgemeinen: „Das Schlagwort ist ein auf einen prägnanten Ausdruck gebrachter Vorstellungsinhalt mit einer bestimmten Tendenz." Bei Nennung der Ausdrücke „treffend, frappierend, Wortpfeil" u. dgl. auf S. 30 f. wäre auch auf die καταβάλλοντες λόγοι der Sophisten zu verweisen gewesen.

Die zweite Abteilung wird mit einer feinsinnigen und tief in ihren Gegenstand eindringenden psychologischen Studie von Joh. Volkelt: „Pädagogische Einfühlung" eröffnet. Von der ästhetischen Einfühlung ausgehend gelangt der Verf. zur Einsicht in den Charakter und die Bedeutung der Einfühlung im allgemeinen („Aller menschlicher Verkehr beruht auf Einfühlung"), bringt die fruchtbare Unterscheidung in anschauliche, sprachliche und abstrakte Einfühlung auf Grund 1. der äußeren Erscheinung und Ausdrucksbewegungen, 2. der sprachlichen Kundgebung, 3. der nicht durch direkte Kundgebung, sondern durch mehr indirekte Erfahrung jeder Art vermittelten Kenntnis von der Person, in die man sich einfühlt, und stellt sodann ästhetische und pädagogische Einfühlung gegenüber: Der Zweck der ästhetischen Einfühlung erledigt sich in dieser selbst, bei der pädagogischen Einfühlung ist der vermittelnde Ausdruck als „Bekundung" der Gemütsbeschaffenheit des Schülers von Bedeutung, sie hat demnach praktische über die Einfühlung hinausgehende Ziele; damit hängt auch zusammen, daß in ihr alle drei Arten der Einfühlung zur Wirkung kommen. Mit Hinweisen auf die eminente Bedeutung der Einfühlung für die pädagogische Tätigkeit (Individualisierung, Freudigkeit des Unterrichtes) schließt die lehrreiche Studie. — Im zweiten Aufsatze dieser Abteilung gibt Hans Merian-Genast unter beherzigenswerter Mahnung und manchem Beitrag zur Verständigung einen Rückblick über den Streit zwischen „Humanisten und Germanisten" mit besonderer Bezugnahme auf den Briefwechsel zwischen Ankel und Elster. — Der dritte Aufsatz „Praktisches zum Arbeitsschulstreit" von Dr. Sickinger enthält eine gute Übersicht über die für diese Frage im weitesten Umfang in Betracht kommenden Probleme: Leibesübungen, Arbeitsunterricht als Lehrfach und Lehrprinzip, praktische Auswirkungen der Arbeitsunterrichtsidee im weitesten Sinne. Es folgt dann der schon oben besprochene Aufsatz von G. Weiß und schließlich eine Mitteilung des „Bundes für Reform des Religionsunterrichtes". Aus den Buchbesprechungen sei die ausführliche Anzeige von L. Nelson, Vorlesungen über die Grundlagen der Ethik durch A. Messer hervorgehoben.

Gelingt es dem Herausgeber, die Zeitschrift nach Reichhaltigkeit und Gediegenheit der Beiträge auf der Höhe dieses ersten Heftes zu erhalten, so haben wir in der „Vierteljahrsschrift für philosophische Pädagogik", der übrigens der Verlag trotz der Schwierigkeiten unserer Zeit eine gute Ausstattung zu geben sich bemühte, eine der besten pädagogischen Zeitschriften zu begrüßen.

Graz. Dr. Richard Meister.

Dr. H. Lindemann, Der Akademiker. Gebete und Erwägungen für die akademischen Stände, zunächst für Universitätsstudenten. XII⁰, 508 S. Dülmen i. W., A. Laumannsche Buchhandlung.

Die vorhandene Lücke in der umfangreichen Gebetbuchliteratur ist durch vorliegendes Gebet- und Belehrungsbuch glücklich ausgefüllt worden. Die Religionslehrer der höheren Lehranstalten besprachen bei

ihren Versammlungen öfters die Gebetbuchfrage, gaben gewisse Richtlinien an, wonach der Verf. das Büchlein „Akademiker" einrichtete. Es umfaßt zwei Hauptteile. Der erste enthält die üblichen Andachtsübungen in reicher Fülle, darunter auch fremdsprachliche Texte, u. a. Meßandachten, biblische Lesungen, Psalmen und Hymnen in griechischer, lateinischer, französischer und englischer Sprache. Der zweite Hauptteil ist belehrender Art und umschließt 18 Abhandlungen, in denen Fragen erörtert werden, die für das religiös-sittliche, wissenschaftliche und gesellschaftliche Leben der Akademiker von Bedeutung sind. Sie gehören den apologetischen, ethischen und sozialen Gebieten an und werden vom Standpunkte der katholischen Weltanschauung beantwortet. Einen ähnlichen Zweck verfolgte vor mehr als einem Lustrum der am Staatsgymnasium in Eger wirkende Religionslehrer J. Bühl in seinem Büchlein „Das Licht der wahren Religion" (A. Opitz, Warnsdorf). Wenn wir beide Büchlein nebeneinander legen und bedenken, daß dieses während der schönsten Friedenszeit, der „Akademiker" während des dritten Kriegsjahres publiziert wurden, erkennt man deutlich die Superiorität des Buchhandels in Deutschland. Das Büchlein ist trotz seiner 508 Seiten kaum 1 *cm* dick, mit Goldschnitt in Leder gebunden und um einen wohlfeilen Preis zu erstehen. Schon diese äußere Form ist einschmeichelnd, der Druck vorzüglich. Als Beigabe ist eine bis zum Jahre 1935 reichende Zeittafel der beweglichen Feste und ein Kirchenkalender mit den Gedenktagen der Heiligen freudigst zu begrüßen. Abgesehen davon, daß die Anlage des Erbauungsbuches mustergültig ist und als Vorbild für andere Versuche auf gleichem Gebiete dienen kann, möchten wir die Ausgabe den österreichischen Verlagshandlungen als Muster anempfehlen. Wenn ein solches Büchlein während des dritten Kriegsjahres in Deutschland hergestellt werden konnte, ist es geradezu unbegreiflich, wie die Buchhandlung Opitz in Warnsdorf im Jahre 1911 ein Papier wählte, das sonst bei den 10 h-Schundromanen verwendet zu werden pflegt. Es wäre Zeit, daß die katholischen Verlagsbuchhandlungen in Österreich und in Böhmen endlich zu lernen anfingen.

Wien. G. Juritsch.

Die Bedeutung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts für die Erziehung unserer Jugend. Von Schmiedeberg, Wetzstein und Klatt. Drei Preisschriften des Vereines zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichtes. 262 S. Preis 4 M. 50 Pf. Berlin 1917, Verlag Otto Salle.

In dem allgemeinen Teil der dem mathematischen Unterricht gewidmeten Arbeit wird in Anbetracht der großen Aufgaben, die nach dem Kriege dem deutschen Volke gestellt sein werden, dafür eingetreten, daß die Jugend zur Wehrkraft erzogen werde, zu ernster Arbeit und treuer Pflichterfüllung im Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit und in freudiger Einordnung des Einzelnen in einen Arbeitsorganismus. Die Erreichung dieser

Ziele werde am ehesten auf dem Boden der Arbeitsschule gelingen und wie sich dies im einzelnen durchführen lasse, wird an zwei Beispielen gezeigt. Für den Unterricht ergibt sich daraus die Forderung, anschaulich zu sein, auf die Anwendungen großes Gewicht zu legen und allzugroße Strenge zu vermeiden; diese solle dem Universitätsbetriebe überlassen werden. Auch müsse die Schule nach dem Kriege aufhören, für das nationale Bewußtsein kein Verständnis zu zeigen.

Im besonderen Teil dieser Arbeit wird an dem Beispiel der Kurbelbewegung der Dampfmaschine in Verbindung mit graphischen Darstellungen und an einem Beispiel aus der Kartenkunde gezeigt, wie sich die methodische Behandlung im einzelnen gestalten soll. Die empfohlenen Belehrungen über wirtschaftliche Fragen sollen das Handwerk, die Baumechanik (Materialberechnungen, Fragen der Festigkeitslehre u. dgl.), Aufgaben des Eisenbahnverkehres und der Seeschiffahrt, allerlei technische und das Kriegswesen betreffende Fragen umfassen.

Die den physikalischen Unterricht behandelnde Arbeit gelangt zu ähnlichen Ergebnissen. Auch hier wird der Arbeitsunterricht gefordert, der zur Beobachtung der Naturvorgänge anleitet und dadurch den Schüler zur Gründlichkeit, Genauigkeit und Ordnung erzieht. Wie dieser Unterrichtsbetrieb auch die Erziehung zu funktionalem und zu logischem Denken ermöglicht, erläutert der Verf. an mehreren den verschiedensten Gebieten der Physik entnommenen Aufgaben (es ist hiebei sehr zu bedauern, daß bei der Entwicklung des Ohmschen Gesetzes gerade dort die Erläuterungen abbrechen, wo die methodischen Schwierigkeiten erst beginnen, nämlich bei der Berücksichtigung des inneren Widerstandes). Natürlich muß die Beteiligung der Schüler an diesem physikalischen Arbeitsunterricht verbindlich sein und es müßten die Erziehungswerte des eine zentrale Stelle einnehmenden Unterrichtes in den Naturwissenschaften höher gestellt werden als die Vermittlung von bloßen Kenntnissen.

Die dritte Arbeit, die den chemischen und biologischen Unterricht betrifft, geht den speziellen Erläuterungen ganz aus dem Wege und behandelt fast ausschließlich die allgemeinen Fragen der Erziehung, wie sie in den letzten Jahren von so vielen Berufenen und von noch viel zahlreicheren Unberufenen erörtert worden sind. Etwas befremdlich wirkt auf den Leser der starke Optimismus, mit dem alle die vielen Reformvorschläge gleichsam zu einem Ganzen vereinigt werden und in Bausch und Bogen als das anzustrebende Ideal gepriesen werden, angefangen von der Einrichtung der „Wandervögel", der Selbstverwaltung der Schüler, Belehrungen über Hygiene des Geschlechtslebens, über Bürgerkunde, Volkswirtschaft (wozu die Chemie eben nur die Vorbedingungen liefern soll), Natur- und Heimatsschutz bis zum Landerziehungsheim. „Weg also mit der einseitigen Verstandesbildung, freie Bahn für die Entfaltung der freien Persönlichkeit!" — Im einzelnen wird gefordert die Erziehung zum Wirk-

lichkeitssinn (Pflege der Anschauung), die Willensbildung (durch Betätigung in chemischen und biologischen Übungen), körperliche Ausbildung (jeder hat die „Pflicht zur Gesundheit", um seine Leistungsfähigkeit zu steigern) und die staatsbürgerliche Erziehung.

Wien. Prof. Wolletz.

Fußballregeln des österreichischen Fußballverbandes beziehungsweise der Fédération international de Foot-Ball-Association. 200 Schiedsrichter- und Spielerfragen nebst 22 Situationsskizzen. Von Hugo Meisl. Wien VI. Verlag Dr. Viktor Pimmer, o. J. 80 h.

Wer eine klare und übersichtliche Darstellung der Regeln des Fußballspieles wünscht, wird das neue Büchlein des Wiener Schiedsrichters Meisl recht willkommen heißen. — Meisl gliedert das Büchlein in drei Abschnitte. Der erste enthält die Regeln und bei jeder Regel beigedruckt die betreffende amtliche Auslegung oder Entscheidung, ferner Anweisungen für Schiedsrichter, Spieler und Veranstalter. Im zweiten Abschnitt wird die etwas schwierige, aber fein durchdachte Abseits-Regel durch 22 Zeichnungen sehr gut veranschaulicht und im dritten heben 200 Fragen und Antworten die wichtigeren und zweifelhaften Punkte hervor. Wie man sieht, hat der Verf. in erster Linie die Bedürfnisse des Vereinsbetriebes im Auge. Aber schon wegen der Einheitlichkeit des Spielbetriebes wird es auch für die Schule zweckmäßig sein, sich so viel als möglich an die im Vereine üblichen Formen anzuschließen. Das schön ausgestattete, handliche Büchlein kann daher Turnlehrern und Jugendspielleitern warm empfohlen werden[1]), wenn auch für eine Neuauflage der dringende Wunsch ausgesprochen wird, die massenhaft verwendeten Fremdwörter zu beseitigen.

Klosterneuburg. Dr. Erwin Mehl.

[1]) Es verdient angemerkt zu werden, daß unter den Anzeigen auch zwei Geschäftshäuser ihre „original englischen" „Dresses" und „Fußballrequisiten" ankündigen. Ich denke, ein Ententegeschäftsmann würde sich schämen, in Sache und Sprache das völkische Empfinden so zu verletzen.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Die Handschriften der großherzoglich-badischen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe. V—VII: A. Holder, Die Reichenauer Hss. 1. Bd. Leipzig 1906, Teubner. X, 642 S. Gr. 8°. 20 M. 2. Bd. 1914. 684 S. 24 M. 3. Bd. 1. Lief. 1916. 103 S. 3 M. 50 Pf.

Kurz vor seinem Tode (12. Jänner 1916) hat Alfred Holder den sorgfältigen Katalog der Augienses fast vollendet; es steht nur der Rest der alten Kataloge aus. Im 1. Bande werden 267 mit römischen Ziffern bezeichnete Pergament-Hss. beschrieben, die meist dem 9. Jahrhundert angehören und namentlich für die Patristik von Bedeutung sind (einige grammatische und eine medizinische Hs., des Servius Vergil-Kommentar, Martianus Capella und Avian habe ich Berl. phil. Woch. 1907, 395 hervorgehoben). Hiezu kommen im 2. Bande nicht nur 183 durch vorgesetztes Fr. gekennzeichnete Pergamentfragmente (a. a. O. 1915, 1501), sondern auch S. 658 ff. wichtige Nachträge zum 1. Band, auf die umsomehr zu achten ist, weil die Register im 3. Bande nur die Nummer der Hs. angeben; man muß also, wie ich schon a. a. O. 1917, 246 betont habe, die oft umfangreichen Beschreibungen und die Nachträge vielfach Zeile für Zeile durchnehmen. Die 114 Papierhss. und die Fr. 184—191 sind für die Philologie wertlos. Betreffs des in der Vorrede entwickelten Planes, Photographien der in vielen Bibliotheken (a. a. O. 1907, 396) verstreuten Augienses in Karlsruhe zu vereinen, kann ich nur angeben, daß bei Fr. 146 Photographien einer Stuttgarter Hs. erwähnt werden.

Inzwischen ist der Katalog durch die 2. von Karl Preisendanz besorgte Lieferung des 3. Bandes (1917; IX u. 269 S.) abgeschlossen worden, die weitere Zeugnisse zur Bibliotheksgeschichte, verschiedene Ergänzungen und Berichtigungen, Übersichten und Register (vgl. B. ph. W. 1919, 47) enthält. Hätte Pr. (statt die Lieferung am 9. Juni 1917 dem Großherzog zu widmen) das Erscheinen eines Werkes abgewartet, dessen Korrekturbogen ihm Paul Lehmann zur Verfügung stellte: M(ittelalterliche) B(ibliotheks-)K(ataloge) Deutschlands und der Schweiz. I: Die Bistümer Konstanz und Chur. München 1918, so hätte er sich im Hinblick auf das dort S. 200—205, 222—274 Gebotene (auch geschichtliche Übersichten und Verzeichnis der mit Sicherheit auf die Reichenau zurückführbaren Hss.) wesentlich beschränken können. Am wichtigsten sind Berichtigungen zu Holder, die Beschreibungen von 10 in St. Paul (in MBK werden nur 6 erwähnt) mit Hilfe des Stiftsbibliothekars Prof. Thiemo Raschl (dazu 8 Tafeln) und von 4 (in MBK nur 2) in Stuttgart eingesehenen Augienses und die Zusammenstellung aller Hss., für die — mit Recht oder mit Unrecht — die Reichenau

als Bibliotheks- oder Schriftheimat oder ein Augiensis als Vorlage in Anspruch genommen wurde. Für nicht erwähnte Abschriften vgl. z. B. M B K 228 A. 5 ff. Die Vermutung, daß die Vita s. Columbae durch den irischen Jesuiten White im 17. Jahrhundert nach Schaffhausen gelangt sei (M B K 229, Z. 85 ff.) hätte wohl Erwähnung verdient, vielleicht auch der Hinweis darauf (M B K 590 zu 270, Z. 30), daß der Palat. 1726 im Besitze Spenlins war. S. 117, A. 3, war zu Dopsch, Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit, I 84 ff., Stellung zu nehmen; schließlich verweise ich noch auf die Bemerkungen von Preisendanz DLZ 1918, 563 ff.

Brünn. Wilhelm Weinberger.

Homers Odyssee. Mit einer Übersicht der handschriftlichen Lesarten und mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von N. Wecklein. I. Teil: Text. Erste Hälfte: Gesang 1—12. Zweite Hälfte: Gesang 13—24. II. Teil: Erklärung. Erstes Heft: Gesang 1—6. Zweites Heft: Gesang 7—12. Drittes Heft: Gesang 13—18. Viertes Heft: Gesang 19—24. Bamberg 1916. C. C. Buchners Verlag.

Eine Schulausgabe der Odyssee mit einer Auswahl von Lesearten unter dem Texte und vier Heften „Erklärung", die die Bedeutung von Wörtern wie ἔννεπε, πλάζω, πτολίεθρον, πέρθω u. ä. angeben, also für Anfänger bestimmt sind, erscheint mir als ein Widerspruch in sich selbst; kommt noch dazu, daß der Text vielfach in eine supponierte Urform umgeschrieben wurde, die nirgends wirklich überliefert und nur von Sprachforschern konstruiert, also als „möglich", als „von den Sprachgesetzen gefordert", aber keineswegs als in der lebendigen Sprache durchgedrungen zu bezeichnen ist, so werden die Bedenken gegen die Eignung des Buches im Schulunterricht nur noch vermehrt. Auch Annahmen, wie die attische Rezension der homerischen Gedichte, die Umschrift aus der altattischen in die ionische Schrift, zur Grundlage der Textesrezension zu machen, dafür sollte doch die Schule zu gut sein. Wie sollen sich ferner die Schüler bei Formen helfen wie ἐνοσίγαιον (λ 102), πολυβοτείρῃ (ϑ 378), παρηαί (ϑ 530) u. ä., die sie im Wörterbuche nicht finden, in den Anmerkungen aber an den bezeichneten Stellen nicht besprochen werden? Sollen sie sich die gewöhnliche Form wirklich erst aus der varia lectio holen müssen? β 11 bietet der Herausgeber in folgender Fassung:

οὐκ οἶος· ἅμα τῷ γε κύνε πόδας ἀργὼ ἕποντο gegen die Vulgata:
οὐκ οἶος· ἅμα τῷ γε δύω κύνες ἀργοὶ ἕποντο.

Diese Fassung ist nirgends überliefert und metrisch in zweifacher Hinsicht anstößig; die kurze Endsilbe in κύνε kann vor einfacher Konsonanz nicht in der Arsis stehen. Allerdings behauptet der Herausgeber: „Der Hochton (Arsis) kann einer von Natur kurzen Silbe die Bedeutung einer Länge verleihen" (S. IV des Vorwortes); allein das ist eben nur eine Behauptung, die nicht richtig ist; und wenn sie an einzelnen Stellen richtig zu sein scheint, so muß sich jeder wohl hüten, durch Konjektur einen solchen Fall in den Text zu bringen; hier bieten die meisten und besten Handschriften die Vulgata; von den älteren Handschriften lesen nur zwei (H und P) κύνες πόδας ἀργοί; der Cracoviensis (15. Jahrh.) hat κύνες πόδας ἀργοί und über οι ein ω, könnte also allein als Zeuge dienen dafür, daß eine Spur auf den Dual wenigstens in ἀργώ hinweise. Allein seit Hartels Untersuchungen (Homerische Studien 2. Teil) wissen wir, daß die Kürzung des ω vor vokalischem Anlaut in der These sehr selten ist; nimmermehr darf ein solcher Fall durch Konjektur in den Text kommen. Somit kann es sich an unserer Stelle nur um zwei Schreibungen handeln, wenn für die

recensio nicht Willkür, sondern die handschriftliche Grundlage und unsere Kenntnis des homerischen Gebrauches maßgebend sein sollen: entweder ist δύω κύνες ἀργοί oder κύνες πόδας ἀργοί vorzuziehen; die erstere Lesung ist handschriftlich weitaus am besten bezeugt und sachlich besser am Platze; denn mit einem Rudel Hunde wird Telemach nicht zur Versammlung gegangen sein; auch andere Argumente für diese Leseart bringen die Kommentare zu dieser Stelle bei. Der Vers kommt noch zweimal in der Odyssee vor: ρ 62, wo δύω κύνες ἀργοί wenigstens durch eine Handschrift, den Monac. August., geschützt wird, der auch sonst hie und da ein Goldkörnlein birgt. Nur κύνες πόδας ἀργοί ist an der dritten Stelle überliefert υ 145, wo der sachliche Anstoß entfällt, da im Leser oder Hörer durch die beiden vorhergehenden Stellen von selbst die Vorstellung des Telemach in Begleitung seiner beiden Hunde wachgerufen wird. Der Herausgeber uniformiert und nimmt an allen drei Stellen κύνε πόδας ἀργώ in den Text.

Dieses eine Beispiel mag zur Illustrierung des Vorganges des Herausgebers bei der Konstituierung des Textes genügen; für ihn hat Ludwich sein Buch „Aristarchs homerische Textkritik“ so gut wie nicht geschrieben.

Wenn der Herausgeber in seinem „Rückblick“ im 4. Hefte der Erklärung (S. 75) auf den Sonnenmythus zu sprechen kommt, auf den angeblich der Name des Helden der Odyssee hinweise, so möchte ich glauben, daß die Jungen in der Schule mit solchen Phantasien lieber verschont bleiben sollten.

Wien. August Scheindler.

Sophokles' König Ödipus. Für polnische Gymnasien herausgegeben von Dr. Joh. Oko. Lemberg, im Verlag des polnischen pädagogischen Vereines 1916. (Sofoklesa Edyp król wydał Dr. Jan Oko We Lwowie nakładem polskiego towarzystwa pedagogicznego 1916.) 117 S. 8°.

Lemberg weist bekanntlich eine beträchtliche Anzahl von Mittelschulen auf, darunter sieben volle klassische Gymnasien mit drei Filialanstalten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich hier eine rege Herausgebertätigkeit auf dem Gebiete der klassischen Schullektüre wahrnehmen läßt.

Als Förderer derselben seien an erster Stelle der rührige pädagogische Verlag von K. S. Jakubowski und die beiden Vereine: der Hochschullehrer und der pädagogische genannt. In ihren Sammlungen sind bis 1916 folgende sorgfältig gearbeitete Ausgaben erschienen: Caesar *Commentarii de bello Gallico* 1912, 4. Aufl. von F. Terlikowski mit ausführlicher Einleitung und Anhang, in Auswahl: Ovid besorgt vom hiesigen Univ.-Prof. Dr. T. Sinko 1912, Ciceros Reden von J. Szczepanski 1913 und Plato von J. Jedrzejowski (inzwischen auf dem Felde der Ehre bei Bartfeld 1914 gefallen). Leider weniger von Wert sind die ebenda verlegte Auswahl aus Ciceros philosophischen Schriften bearbeitet vom genannten J. Szczepanski und die Ausgabe von Euripides' Medea von F. Smolka. Die allerletzte Publikation, der wir einige Aufmerksamkeit zuwenden möchten, bilden die Tragödien von Sophokles, herausgegeben von Dr. J. Oko. Zunächst erschien Ödipus auf Kolonos 1913, sodann Antigone und nun König Ödipus 1916. Der Herausgeber, bekannt als tüchtiger Lehrer der klassischen Sprachen, der in Griechenland längere Zeit zugebracht hatte, voll Begeisterung für die antike Welt, liefert hier Ausgaben, die auf die Jugendgemüter anziehend wirken können und zugleich auf den neuesten Forschungen beruhend, auch zu denselben Stellung zu nehmen suchen.

Der Text ist kein Abdruck irgend einer von den bereits vorhandenen Ausgaben, er stützt sich vielmehr auf mehrere Vorlagen,

obgleich nicht zu verkennen ist, daß als Grundlage die Teubnersche stereotypierte Ausgabe diente. Doch waren bei der Feststellung des Textes nicht so sehr rein wissenschaftliche als vielmehr praktische, dem Zweck einer Schulausgabe entsprechende Rücksichten und Forderungen ausschlaggebend. Als eine sehr wichtige didaktische Neuerung ist die sorgfältige, mit typographischen Hilfsmitteln durchgeführte Gedankenteilung und die Einführung einer Interpunktion, die dem polnischen Sprachgebrauch entsprechend das Verständnis schwieriger Stellen wesentlich erleichtert, zu begrüßen. Richtig und praktisch wurde auch die grammat.-graphische Frage nach der Endung der zweiten Person *sing. medii* ει oder ῃ gelöst. Es wurde nämlich die Endung ῃ eingeführt, weil sie wissenschaftlich berechtigt ist, vgl. Kühner-Blass Gr. § 211³, und den Schüler wieder, da sie geläufiger ist, nicht irreführt. Metrische Schemen sind übersichtlich zusammengestellt, außerdem im Anhang nochmals kurz, aber klar besprochen.

In einer ausführlichen Einteilung wurde die Entstehung der griechischen Tragödie in wissenschaftlicher, doch allgemein verständlicher Form behandelt. Die kernigen Ausführungen des Herausgebers vermögen nicht nur das Interesse des Schülers zu wecken, sondern auch dem angehenden Leser einen Begriff zu geben von der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Probleme, die sich an die Entstehung des griechischen Dramas knüpfen.

Der Verf. ging aber hier noch einen Schritt weiter: er führte in das Schulbuch etwas, was man als Vorstufe zur wissenschaftlichen Kritik bezeichnen könnte, ein („Einiges über das griechische Theater"). Diese Neuerung wird vielleicht manchem als auffällig erscheinen, und doch ist sie m. E. richtig. Dabei stützt sich der Verf. auf umfängliches Bildermaterial, das aus mehreren wohl gelungenen und fein ausgeführten photographischen Aufnahmen besteht.

Die Ausgaben fanden in den polnischen Fachkreisen allgemeine Anerkennung und günstige Aufnahme, vgl. die Besprechungen im „Muzeum" 1913, XXIX 346—53 und 692—95.

Dem verdienstvollen Herausgeber, der an weiteren Ausgaben der griechischen Tragiker arbeitet, wünschen wir vollen Erfolg!

Lemberg. Dr. Josef Fritz.

Werner Wilhelm Jaeger, Nemesios von Emesa. Quellenforschungen zum Neuplatonismus und seinen Anfängen bei Poseidonios. Berlin 1914 (Weidmann). XI und 148 S. Gr. 8⁰. 5 M.

Die interessante Schrift Περὶ φύσεως ἀνθρώπου des syrischen Bischofs, den der Titel nennt, bildet bloß die Grundlage der Untersuchung, die Posidonius zum Ziele hat. Daher wird die Stellung des N. in der dogmatischen Bewegung des 4. Jahrhunderts kurz abgetan (S. 5, Anm. 2), von dem Werke selber bloß einige Kapitel besprochen. Durch scharfsinnige Zergliederung des Gedankeninhaltes werden als Quellen für die Kapitel über die Phantasie, die Sinnesorgane, Denken und Erinnerung Porphyrios (wahrscheinlich seine Σύμμικτα ζητήματα) und Galens Wissenschaftslehre (Περὶ ἀποδείξεως, leider verloren) sowie dessen erhaltene Konkordanz (*De dogm. Hippocr. et Plat.*) erwiesen; die Benützung des Aëtios oder gar eines Auszuges aus den pseudoplutarchischen Placita in dem Kapitel über die Phantasie halte ich für sehr unwahrscheinlich, vielmehr dürfte Nemesios die in Frage stehenden doxographischen Angaben m. E. ebenfalls Galens Wissenschaftslehre (die mit doxographischem Materiale ausgestattet war) entlehnt haben. Im 5. Kapitel (über die Elemente) sowie im Einleitungskapitel beruht die Darstellung des Nemesius, wie die Übereinstimmung mit Basilius' Hexahemeros beweist, auf Origenes' verlorenem Kommentar zur Genesis,

der seinerseits wieder Posidonius' Kommentar zu Platos Timäus benützt hatte. Hauptziel der Untersuchung ist, wie gesagt, Posidonius, dessen Weltanschauung der Verf. in großen Zügen rekonstruiert, seine Synthese des Plato und Aristoteles (wobei der Plato des Posidon. der des Timäus ist, sein Aristoteles der der Physik, der Zoologie und der Meteorologie), seine δεσμός- (σύνδεσμος-) Lehre, seine Lehre von der ἀλληλογονία der Elemente, ihrer ἄνοδος und κάθοδος. Dabei überläßt sich Jaeger einer enthusiastischen Bewunderung für Posidonius, die überhaupt jetzt üblich zu werden droht, obwohl m. E. dazu kein Grund gegeben ist. Vielmehr war der Apameer als Philosoph zwar ein geistreicher Phantast, aber kein origineller Denker. Von Demokrit übernimmt er die Lehre vom Makrokosmos und Mikrokosmos, von Aristoteles die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, und seine δεσμός-Lehre schafft er im Anschluß an eine bildlich gehaltene Stelle des platonischen Timäus (p. 31 B C), wobei er das Bild des Philosophen mit so nachhaltiger Wirkung zu verzeichnen verstanden hat, daß seine (hauptsächlich im Kommentar zum Timäus entwickelte) Platointerpretation bis auf Schleiermacher die Herrschaft behauptete. Besonders spricht gegen ihn als Forscher seine eifrige Verteidigung der Mantik. — Die Hauptresultate haben einige wichtige Ergebnisse im Gefolge. Besonders verdient der genauere Nachweis des allerdings schon längst erkannten Posidonischen Charakters der Proömien von Sallusts Bella hervorgehoben zu werden (S. 130), desgleichen das Ergebnis, daß der 2. Teil des 7. Buches der Konkordanz Galens (den J. unter die Neuplatoniker einreiht, S. 69 ff.) im wesentlichen ein Widerschein des fünften Apodiktikbuches ist (S. 39). Richtig scheint mir auch, daß man den Ausdruck σύγκριμα nicht schon für Demokrit in Anspruch nehmen dürfe, sondern wohl als Posidonischen Terminus anzusehen habe (S. 72, Anm.); in der Tat trägt das Wort das Gepräge der Κοινή, in der wir eine ausgesprochene Vorliebe für Verbalsubstantive auf -μα bemerken. Ein Widerspruch besteht zwischen S. 66, wo Kenntnis des Iamblichos für Nemesios abgelehnt, und S. 117, wo sie angenommen wird. Den Proklos kann Nemesios allerdings nicht kennen (S. 66), wurde er doch erst 410 geboren, etwa ein Vierteljahrhundert nach dem Erscheinen der Schrift Περὶ φύσεως ἀνθρώπου! — Druckfehler nur ganz wenige, keine störenden (so S. 13, Z. 6 links v. u. τέσσαρες statt -ρας); der Kommentator des Arat heißt Achilleus Statios, nicht A. Tatios (S. 111).

Wien. Dr. Karl Mras.

Dr. Albert Müller, Das attische Bühnenwesen. Kurz dargestellt. 132 S. mit 21 Abbildungen. Zweiter Abdruck. Gütersloh 1916, Bertelsmann. Preis geh. 2 M.

Das bekannte Büchlein wird auch in der neuen Form Beachtung und viele Freunde finden, denn es gibt das Sichere und als richtig Erkannte zur Einführung und Orientierung über das attische Bühnenwesen, dessen Kenntnis für das Verständnis der in den Schulen gelesenen griechischen Dramen nötig ist. In den vier Kapiteln werden die Verwaltung des Bühnenwesens, das Theatergebäude, die Bühnenfrage und die Elemente der Aufführung in leicht verständlicher, klarer und anziehender Darstellung behandelt. Alle einschlägigen Fragen finden wir beachtet, Abbildungen dienen der Erläuterung, Literaturangaben weisen den Weg für eingehenderes Studium. Erwünscht ist die genauere Behandlung der Bühnenfrage S. 54—74, wenn sich auch Ref. als Anhänger der Dörpfeldschen Theorie ablehnend gegen des Verf.s Ausführungen verhält.

Den Schülern der oberen Klassen, allen Fachkollegen und allen Freunden des Altertums kann das Büchlein bestens empfohlen werden, jedenfalls gehört es in jede Schülerbibliothek und möge im Unterrichte fleißig benützt werden.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Georg Söldner, Die abgeleiteten Verba in den Tironischen Noten. Borna-Leipzig 1916, Druck von Robert Noske. 112 S. 10 T.

Die Bedenken, zu denen die fleißige und vielfach anregende Arbeit von S. Anlaß gibt, scheinen sich am besten an einigen Beispielen veranschaulichen zu lassen, die nach den von Schmitz zusammengestellten *Commentarii Notarum Tironianarum* (Leipzig 1893) zitiert werden. Die autographierten Tafeln bei S. (zwischen S. 8 und 9) bieten die besprochenen Noten nach Paragraphen und Nummern des Textes, erreichen aber natürlich nicht immer die Genauigkeit der Lichtdruckausgabe der Kasseler Handschrift von Rueß (Leipzig und Berlin 1914). Vorauszuschicken ist noch, daß von einem aus mehreren Teilen bestehenden Stammzeichen, wie längst bekannt ist, in der Regel der erste Teil weggelassen wird, wenn ein Präfix, der letzte, wenn ein Suffix hinzukommt. Die Ausnahmen erklärt S. durch Rücksicht auf Schreibflüchtigkeit und Deutlichkeit, den Einfluß benachbarter Noten, bisweilen durch spätere Entstehung. Auch bei den eine Sonderstellung einnehmenden Verbis auf *sco*, die entweder durch Hinzutreten eines *C* oder durch Umstellung des Endungszeichens dargestellt werden, hält S. das letztere Verfahren für das jüngere, d. h. nach Seneca angewandte, der nach Isidors auf Sueton zurückgehendem Bericht ein *Corpus Notarum* zum Abschluß gebracht hat.

78, 36 besteht die Note für *collum* aus den Zeichen für *c, o, l* und dem Endungszeichen für *um*, was in Kopps noch heute maßgebender *Palaeographia critica* (Mannheim 1817; Verzeichnis der von S. vorgeschlagenen Änderungen S. 86 ff., 102 ff.) II 346, da *o* durch eine *C* und *L* verbindende Schleife angedeutet ist, ausgedrückt wird durch die Zerlegung: *C(o)Lum*. 71, 65 ist *decollat* der erwähnten Regel entsprechend durch *D(o)Lat* ausgedrückt, 78, 37 aber muß man das Zeichen für *succollat* zunächst zerlegen: *S(o)Cat*, obwohl dabei der Strich zwischen *o* und *c* zu lang wäre. Kopp hat mit ungenauer Zeichnung *S(o)Lat* und die geringe Abweichung könnte man unschwer einem Schreiber zur Last legen, vielleicht auch eine jüngere Note annehmen. S. aber sagt S. 57: „Wenn wir bedenken, daß 78, 14 *comedus*, 15 *comedia*, 19 *comicum* steht, könnten wir an *soccus* denken; man brauchte nur die Endung wegzulassen, die ja leicht erst später hinzugefügt sein kann. *soccus* hat zwar 99, 40 ein etwas anderes Zeichen, enthält aber auch hier die Elemente *S(o)C*." Es genügt wohl festzustellen, daß zwischen *comicum* und *collum* die Noten für *comes comesatio comptus incompto calibiae figura transfigurat effigies* (S. 78 liest S. *caliga* statt *figura* und erklärt sowohl *transfig.* und *eff.* als auch *caliga* 99, 36 für spätere Noten) *character rectus bucca* (mit Ableitungen) *maxilla* stehen und auf die fragliche Note die für *ocipitium* und *caerebrum* folgen, daß Doppelbezeichnungen sehr selten sind (deshalb ist auch *decollat* nicht wiederholt), endlich daß wir 99, 40 den richtigen kurzen Verbindungsstrich zwischen *o* und *c* haben.

Für die Ausscheidung späterer Einschiebungen (Verzeichnis S. 92 ff.) scheint die Behandlung von *vocat* charakteristisch, das 32, 20 durch die Rundung des *v* mit Verlängerung nach rechts oben (und das Endungszeichen *at*) dargestellt ist. Dasselbe *v* mit *B(l)* bezeichnet *vocabulum*, während bei *vox* [*Uo(x)*] und ähnlich bei *vociferatur* das *v* durch eine Schleife durchschnitten wird (Durchschneidung deutet meist *l*

oder *x* an), bei den Kompositis von *vocat* nur ein schräger Strich von links unten nach rechts oben zum Zeichen der Präposition hinzutritt. Kopp II 389 hat *Vocat* zerlegt: *U(x)at* (ähnlich die Komposita), wozu zu bemerken ist, daß das Zeichen für *x* auch sonst (z. B. bei *regnum*) angewendet wird, wenn das *x* verwandter Formen im Worte nicht vorkommt. **Mentz** hat in seiner treffenden Besprechung von S. (B. ph. W. 1917, 681ff.) wohl mit Recht zerlegt: *Uat* (vgl. Söld. S. 39 über die ein *S* oder überhaupt Weiterbildung andeutende Verlängerung des Endstrichs). S. aber deutet S. 28 A. 4 (mit Berufung auf die gleiches Hauptzeichen aufweisenden Noten für *vester*, *ver* und *verbum*) *U(r)at*, liest S. 56 *verat* und sagt: „Die Betrachtung der Noten 31, 83—99: *vita* — *convivium*, 31, 100: *iurgium*, 32, 1: *obiurgat*, 32, 2: *convicium*, 32, 3—19: *primus* — *a principio* und 32, 20—29: *vocat* — *subvocat* ergibt folgendes: Auf die mit *vita* zusammenhängenden Wörter, deren letztes *convivium* ist, folgte *convicium*, veranlaßt durch die sprachliche Ähnlichkeit; vor diesem wurde das gleichbedeutende *iurgium* und das davon abgeleitete *obiurgat* eingeschoben. Auf *convicium* aber folgte ursprünglich *verat*, der Bedeutung nach das Gegenteil von *convicium*. Dazwischen wurde die Reihe der mit *primus* zusammenhängenden Wörter, die ebenfalls unterbrochen ist, eingeschoben. Die auf *verat* folgenden Komposita von *vocat* sind infolge falscher Deutung dieser Note gebildet worden. *Verat* ist belegt durch Enn. Ann. 380."

Wenn Verf. S. 41 den Unterschied zwischen den Noten für *iugum* und *iungit*, die doch vom gleichen Stamme kommen, auffallend findet oder S. 63 (vgl. 66, 68 und Rueß, Tiron. Schriftzeichen. Progr. Luitpold-gymn. München 1915, 22) von der für eine Kurzschrift seiner Ansicht nach doch sonderbaren Umstellung von Buchstaben spricht, so zweifle ich nicht, daß man mit Kenntnis der modernen Kurzschrift die Tironischen Noten systematischer gestalten könnte. Das scheint mir aber nicht das richtige Verhältnis des Philologen zur Überlieferung zu sein.

Bei den S. 18 besprochenen Wörtern liegt m. E. die früher erwähnte Buchstabenumstellung nicht vor, da das *O* von *ob* zwar in dem oberen Bogen des folgenden *S* eingeschlungen, aber früher als *S* geschrieben ist, also nicht *SORat*, sondern (*o*)*SRat* oder etwa $\left\{OS\right\}$*Rat*. S. 20 A. 2 ist 95 in 105 zu verbessern. S. 52 stört Dem (statt dem) den Zusammenhang.

Brünn. Wilh. **Weinberger**.

Friedrich Preisigke, Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri. („Aus Natur und Geisteswelt". 565. Bändchen.) Leipzig und Berlin 1916, B. G. Teubner. 127 S.

Der rühmlichst bekannte Verf., dessen eindringenden Papyrusstudien die Wissenschaft eine Reihe wertvoller Arbeiten verdankt, stellt hier seine gründlichen Kenntnisse auf diesem des Interesses auch weiterer Kreise sicheren Gebiete in den Dienst des großen Publikums. Die gemeinverständliche, lichtvolle Darstellung hält sich indes durchwegs auf beachtenswerter Höhe und macht das Büchlein auch für den Fachmann als Zusammenfassung eines weitschichtigen Materials interessant und brauchbar. Der reiche Stoff wird mit sicherer Hand ausgebreitet. Nach einleitenden Bemerkungen über die Wichtigkeit Ägyptens, des Papyruslandes, für die Kultur des Abendlandes, über seine Bevölkerung und seine Sprachen wird über das Wesen der Papyruswissenschaft, über Schreibmaterial u. a., über Gewinnung und Verwahrung der Papyri, Entzifferung der Texte und Papyrusausgaben gesprochen. Es folgt ein mit dem Tode des letzten einheimischen Pharao Psammenit (525 v. Chr.)

beginnender und bis zur Eroberung Ägyptens durch die Araber reichender geschichtlicher Überblick. Dann wird an der Hand der Papyri ein scharf umrissenes Bild des antiken Lebens in Ägypten während der langen Zeit griechisch-römischen Einflusses entworfen. Nacheinander kommen hier, durch reichlich eingestreute Textproben in Übersetzung beleuchtet, zur Sprache Landwirtschaftliches, Beamtenwesen, Finanzwesen, Kanzleiwesen, Kassenwesen, Bankwesen, Gerichts- und Prozeßwesen, Notariats- und Vertragswesen, Urkundenverwahrung, Militärwesen, Kultus und Priesterwesen, körperliche und geistige Ausbildung, Verkehrswesen und Privatleben. Ein Kapitel über den Ausklang des antiken Lebens in Ägypten bildet den Schluß. In einer Schlußbemerkung werden diejenigen, die sich eingehender mit dem Stoffe beschäftigen wollen, auf das grundlegende Werk von Mitteis und Wilcken verwiesen (Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde, Leipzig 1912). Dem Titelblatt voran geht ein Lichtdruck der zweiten Spalte des Gießener Papyrus Nr. 2 vom Jahre 173 v. Chr. Es ist ein Ehevertrag, die Umschrift wird am Schlusse des Bändchens gegeben.

Das treffliche Büchlein darf bestens empfohlen werden.

Graz. J. Mesk.

Lateinische Wortfamilien in Auswahl. Ein Hilfsmittel für den lateinischen Unterricht, zusammengestellt von Paul Boesch, Professor am Gymnasium in Zürich. Verlag Orell Füssli. Zürich 1917. VI und 76 S. 8°. Preis Fr. 1·60.

In dem vorliegenden Hilfsmittel für den Lateinunterricht darf man sich nicht etwa ein Nachschlagebuch vorstellen, da nach der Art seiner Anlage eine Reihe wichtiger Stämme mit ihren Familien darin fehlen muß. Es verdankt nämlich seine Entstehung dem Gedanken, dem Verzeichnisse der gebräuchlicheren Verben nach ihren Stammformen, wie es der Schüler im zweiten Unterrichtsjahre zum Lernen vorgelegt erhält, nicht bloß die Komposita, sondern auch die verwandten und abgeleiteten Verba, Substantiva, Adjektiva und Adverbia beizufügen. Aber trotz dieser Beschränkung muß das Buch als ein gutes Mittel, die für ein rüstiges Fortschreiten der Lektüre so nötige Vokabelkenntnis zu fördern, begrüßt werden. Die Zusammenfassung der gelernten Vokabeln in Gruppen nach sachlichen und sprachlichen Gesichtspunkten und die Erweiterung dieser Gruppen durch andere merkenswerte Wörter kann nicht genug geübt werden. Nun geben zwar schon unsere Übungsbücher von allem Anfang an die Anleitung dazu, doch können sie naturgemäß nicht so viel bieten wie ein eigens für den Zweck verfaßtes Buch. Für den Anfänger im Lateinlernen hat Boesch wohl den Kreis der Wortfamilien hie und da etwas zu weit gezogen, Vokabeln wie *stabilimen*, *cubital*, *plebecula*, *auctitare*, *luminaria*, *incernere*, *consitura*, *petessere*, *religens*, *conventicium*, *confisio* würde niemand in dem Buche missen noch auch suchen. Anderseits vermißt man zu *faveo* das Substantivum *fautor*, und wenn zu *farcio* schon *fartor* aufgenommen ist, so sollte *farcimen* auch nicht fehlen. Daß Boesch auch die französischen Lehnwörter in Auswahl unter dem Strich anführt, wird allgemeine Billigung finden. Auszubessern ist S. 16 *dedignare* in *dedignari*, S. 73 wäre bei *īnfidus* neben *perfidus* das Längezeichen über dem zweiten *i* von größerer Bedeutung als über dem ersten.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Dr. Oskar Masing, „Quellenbuch zur deutschen Literaturgeschichte“, 3. Bd., 1. und 2. Abt. „Zeitalter der Aufklärung und Empfindsamkeit“. Neuners Verlag, Riga und Leipzig 1913.

In diesen beiden Heften — den einzigen, die von dem Werke bisher leider herauskamen — ist ein fruchtbarer Gedanke mit Geschick und aus reichen Kenntnissen heraus zur Tat geworden: Ein Stück Literaturgeschichte bekommt unmittelbar aus den Zeugnissen der Zeit heraus warmes, frisches Leben; und unwillkürlich rührt einen der Gedanke, daß hier, losgelöst vom deutschen Mutterland, ein russischer Lehrer Gedichte, Aufsätze, Briefe und Äußerungen von Zeitgenossen oder manchmal auch von neueren Literarhistorikern sammelt, um seine Schüler in den Geist ihres Volkes, in das drangvolle Suchen und selige Finden jener Tage einzuführen. Gegenüber der Anschaulichkeit und dem Reichtum des zusammengetragenen Stoffes — besonders reich sind Gottsched, Haller, Friedrich d. Gr., Gellert, Lessing, Hölty, Voß, Bürger, Claudius, Herder, Schubart und Lenz vertreten — verblassen die Proben unserer Lesebücher, und da ab und zu auch entlegene Quellen herangezogen sind, kann jeder Fachmann die Bücher mit Vergnügen und Gewinn lesen. Es bedürfte tatsächlich nur einer Ergänzung der vorangestellten kulturhistorischen Schlagworte um einige biographische Daten, um sozusagen eine von den Dichtern selbst geschriebene Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in Händen zu halten. Allerdings gehört ein froher Optimismus dazu zu glauben, daß Mittelschüler ein so reiches Gut aufzunehmen imstande sind; ein Optimismus, der sich auch in der Auslassung von Proben aus Goethe und Schiller betätigt: Ihre Werke seien, so meint der Deutschrusse hoffen zu dürfen, ohnedies im Besitze eines jeden Hauses. Zweifelnd stehe ich Masings Verfahren gegenüber, von einzelnen Gedichten, z. B. der „Lenore“, bloß einzelne Strophen zu bringen; so weit brauchte das Künstlerische nicht hinter den charakterisierenden Absichten zurückzustehen, zumal die „Luise“ od. dgl. eher Kürzungen vertrüge. — Die äußere Ausstattung — Bilderbeilagen, Papier und Druck — weist den richtigen Weg, wie man Schulbücher zugleich zu lieben Lebensbüchern machen kann.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Bachems Volks- und Jugenderzählungen. Band 68: Die eiserne Wehr von Heinrich Gathmann. — Band 74: Unter Habsburgs Fahnen von Julius Götz. 133 und 109 S. Köln. J. P. Bachem. Preis geb. à 1 M. 20 Pf.

Die in einem Bändchen vereinigten sechs „Kriegsgeschichten“ sind von ungleichem literarischen Charakter, aber übereinstimmend in der Hervorhebung „der Vaterlands- und Heimatsliebe, des heldenhaften Mutes und der selbstlosen Aufopferung“. Den Reigen eröffnet D. v. Liliencron, Unter flatternden Fahnen; es folgen: S. Rieger, Der Fahnlbua; W. Ziethe, Getreu bis zum Tode; H. Hansjakob, Der Leutnant von Hasle als Bauerngeneral; J. Kaiser, Holi ho! dia hu! M. v. Buol, Eine Verborgene. Mehrere der genannten Erzählungen spielen in der Zeit der Napoleonischen Kriege.

Einheitlicher im Stil und mit stärkerer Anlehnung an den großen Krieg der Gegenwart sind die neun Erzählungen der anderen Sammlung. Der katholische Standpunkt ist in beiden Büchlein streng betont, in dem von H. Gathmann mit einem geringeren Zug von Toleranz. Den beigegebenen „Bildern“ — so gut sie gemeint sein mögen — konnte ich keinen Geschmack abgewinnen.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Kolberg. Historisches Schauspiel in fünf Akten von Paul Heyse. 201.—220. Auflage. Wohlfeile Ausgabe. Stuttgart und Berlin 1916, Cotta. Preis geheftet 1 M.

Erläuterungen zu Heyses Kolberg für den Schulgebrauch von E. Gülzow. 1916, ebenda. Preis 15 Pf.

An vaterländischen Bühnendichtungen, die künstlerischen Wert haben, besteht in der deutschen Literatur kein Überfluß und so werden seit Ausbruch des Weltkrieges auch Stücke gegeben, die einer sachlichen Kritik nicht standhalten können. Zu diesen gut gemeinten Erzeugnissen ehrlicher patriotischer Gesinnung gehört Heyses „Kolberg"; 1865 geschrieben, ist das Buch unter dem Einfluß der Kriegsstimmung bei der 220. Auflage angelangt. Ob das Drama von der Bühne herab wirkt, kann ich nicht beurteilen, aber daß ihm zum Kunstwerk so gut wie alles fehlt, scheint mir nicht zweifelhaft. Die Unzulänglichkeit von Heyses gefälliger Begabung tritt darin peinlich zu Tage: Der dünnen Handlung mangelt es an innerer Geschlossenheit, die Personen — allen voran der biedere Nettelbeck und der nicht minder wackere Gneisenau — sind auf den Glanz hergerichtete Wachspuppen, der Dialog verstimmt durch die Absichtlichkeit ungeschickt eingestreuter Mitteilungen und unzeitiger Gefühlsergüsse. Es wäre zwecklos, dieses saft- und kraftlose dramatische Bilderbuch weiter zu zerpflücken. In der Schule wollen wir uns an Schiller, Kleist und Grillparzer genügen lassen und diese Dichter vor der Verwechslung mit dramatischen Dilettanten von der Art Heyses zu bewahren trachten.

Noch geringeres Vergnügen als die Schullektüre von „Kolberg" würde mir die Verpflichtung bereiten, Erläuterungen dazu zu schreiben; denn ich fände beim besten Willen nicht viel zu erläutern, was der Schüler nicht von selbst finden kann. Immerhin könnte diese Aufgabe fruchtbarer gelöst werden, als es von Gülzow geschehen ist. Nach einigen nichtssagenden Sätzen über den Dichter verbreitet sich der Verf. auf Grund einer Dissertation von Gereke über die Quellen und die historischen Urbilder der Personen, wobei für das Verständnis des Schauspiels gar nichts herauskommt, und begleitet sodann nach Art der Anmerkungen zu einer Schulausgabe Szene um Szene mit sprachlichen, sachlichen und geschichtlichen Erklärungen. Dabei wird der Leser z. B. darüber belehrt, was eine Silhouette, eine Bastion, eine Batterie, eine Lafette, eine Lunte, ein Parlamentär, ein Tedeum, eine Rampe, ein Fidibus ist, was Ausdrücke bedeuten wie die folgenden: Weltbürgertum, Aberwitz, blutjung, Gala, Furie, fix, bankerott usw., daß Napoleon auf Korsika geboren und Notre-Dame die Hauptkirche von Paris ist. Nirgends wird der Blick auf das Ganze gerichtet, von den dramatischen Absichten des Autors, den Charakteren, dem Aufbau der Handlung, dem Sprachstil und dem Vers hören wir kein Wort. Kurz, das Heftchen gehört in die Gattung der an Einzelheiten klebenden Kommentare, wie man sie jetzt nicht mehr für möglich halten sollte.

Mauer bei Wien. Dr. Johann Černy.

Robert Hohlbaum, Der ewige Lenzkampf. Ein Studentenbuch aus alter und neuer Zeit. Leipzig 1913. Im Xenien-Verlag. Geh. 3 M., geb. 4 M.

„Ins Volk müssen wir, zum Volk müssen wir reden lernen. . . . . Achtundvierziger müssen wir wieder sein, lebendig müssen wir wieder werden! . . . . Begeisterung müssen wir wieder lernen. Dann werden wir sie auch in andern wecken!" Diese Schlußworte der geschmackvoll ausgestatteten Novellensammlung eines jungen Schriftstellers geben

das Leitmotiv des Buches an. Kampf um Freiheit, um deutsche Freiheit, ein tatenreiches Leben, nicht nur Worte und immer Worte — sei die Aufgabe des deutschen, wahren Studenten so heute wie einst. Dort, wo zu schaffen ist, dort, wo den Deutschen das Recht zum Ausleben abgesprochen wird, wie in Prag — da spielt sich nämlich die äußerst knapp begrenzte Handlung ab — hat der deutsche Student einzugreifen. Daran mahnt ihn die Vergangenheit der deutschen Burschenschaften von Hus' Zeit bis auf die Märzrevolution in Österreich, eine Vergangenheit, die Hohlbaum in fünf geistvollen Kulturbildern entwickelt. Und wenn auch ihre Komposition mangelhaft, ihre Form oft naiv erscheint, so soll doch ihr innerer Gehalt deshalb an Wert nichts einbüssen und uns die Hoffnung begründen, daß der Verf. in seinen nächsten Kulturromanen auch Herr der Form wird. Das Buch sei allen Deutschfühlenden und besonders der deutschen Jugend recht warm empfohlen.

Stryj. Dr. M. Bienenstock.

Les Universités et les Écoles françaises. (*Enseignement supérieur, enseignements techniques, renseignements généraux.*) Paris 1914. S. 299.

Über den Inhalt dieses Buches orientiert schon der Titel, genauere Angaben finden sich im „Avantpropos" (S. 7—9). Man findet daselbst alle Angaben über die Universitäten und höhere Schulen, wie sie für denjenigen, der einen längeren oder kürzeren Aufenthalt in Frankreich zu nehmen beabsichtigt, von Interesse sein können (Anführung aller Universitäten und der daselbst enthaltenen oder ihnen zugeteilten Institute; Aufnahmsbedingungen; Prüfungen und Diplome; Taxen usw.). Ein geographischer und ein analytischer Index sind gut brauchbar und fördern sehr die Übersichtlichkeit.

In Mittelschul- und Seminarbibliotheken sollte daher dieses Buch nicht fehlen.

Triest. Hans Maver.

Erwin Rosen, England. Ein Britenspiegel. Schlaglichter aus der Kriegs-, Kultur- und Sittengeschichte (Anekdotenbibliothek, 20. Bd.). 5. Auflage. (342 S.) Stuttgart 1916.

Dem Charakter der Sammlung gemäß werden von dem in englischer Denkweise und in einem kleinen historisch-politischen Teilgebiet englischer Literatur wohlbewanderten Verf. verschiedene Äußerungen in recht bunter Auswahl zusammengestellt, aus denen der deutsche Leser ein Bild von der Eigenart unseres gewesenen gefährlichsten Kriegsgegners gewinnen soll. Daß dieses Bild nicht schmeichelhaft ist, begreift man vielleicht aus des Verf.s Augenblickswallung über Englands Haltung bei Kriegsausbruch, kann es vielleicht sogar billigen, obwohl Ref. (vgl. Zeitschr. f. d. R., 40. Jahrg., S. 193 ff.) einen grundsätzlich anderen Standpunkt einnehmen muß; daß es aber so wenig vollständig ausgeführt ist, bedeutet einen ebenso entschiedenen Mangel an deutscher Objektivität und an Zweckbewußtsein. „Wie der Haß ausbrach" betitelt sich eine aus tiefem und schwerem Zorn geborene Schilderung des lähmenden Eindruckes der englischen Kriegserklärung in Hamburg — ob uns aber dieser Haß über den Grabenkrieg hinaus bleiben soll, ob wir damit einem auch für unseren Kampf ums Dasein unbedingt nötigen Verständnis des Engländers für die Zukunft näher kommen, muß man bezweifeln. Das sind doch keine Dokumente der englischen Seele, kein Spiegel für diese, sondern höchstens für uns. So arbeitet denn

Rosen auch zu stark mit der Anführung von Äußerungen deutscher Politiker, Dichter, Gelehrter und Zeitungen neben den doch einzig beweiskräftigen der Engländer selber und der Neutralen in den Abschnitten „Blitzlichter", „Gold über alles", „England und die Neutralen". So erschütternd da z. B. der Fall Baralong nach amerikanischen Zeitungsberichten klar gemacht ist, so geschmacklos sind im gewünschten Zusammenhange dieser ernstesten Fragen Ausschnitte aus dem „Simplizissimus" oder den an sich köstlich humoristischen Werken „Karlchens". Etwas geschickter sind die Stimmen über die typische englische Heuchelei und Großsprecherei („Im Anfang war das Wort" und „Die englische Lüge") ausgewählt. Die schwächste Seite bilden hingegen: „Schlagschatten (Kultur — Sitten)" infolge einer ebenso oberflächlichen wie einseitigen Auswahl: über die allerbekanntesten Karikaturen englischer Nationallaster (Thackerays Snobbuch u. dgl.) geht Verf. selten hinaus. Von den deutschen Anglisten, die hiezu doch einiges zu sagen haben und auch gesagt haben, weiß er ebensowenig anzuführen wie von M. Arnold, G. B. Shaw, H. G. Wells, Galsworthy, ja selbst Carlyle und Ruskin. Fast jedes der in diesem letzten Abschnitt gebrachten Zitate fordert wohl jedermann, der auch nur einige englische Bücher gelesen hat, entweder zum Widerspruch oder zu sehr weitgehender Ergänzung heraus. Da sind die feuilletonistischen Beobachtungen eines Sil Vara oder Schmitz erheblich objektiver oder auch selbst ein Schulbüchlein bescheideneren Zieles wie *Right or Wrong, my Country! or The Immorality of English Policy confessed by English Authors*, zusammengestellt von Herrmann und Gade. Trotz der vielen Auflagen von Rosens Buch tun uns klarerer, umfassenderer Blick, gerechteres und sichereres Urteil not.

Graz. Albert Eichler.

Die Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 und unser Verhältnis zu Österreich. Auswahl der hervorragendsten Reden. Herausgegeben von Dr. Seidenberger. Bielefeld und Leipzig 1915. Velhagen und Klasing. „Deutsche Schulausgaben", 153. Preis 90 Pf.

Die vorliegende sehr geschickt zusammengestellte Auswahl von Reden aus dem Frankfurter Nationalparlamente bietet gerade jetzt, wo vielleicht ein völlig neuartiges Verhältnis zwischen Österreich und dem Deutschen Reiche im Werden ist, besonderes Interesse. Neben der traurigen, aber nicht neuen Erkenntnis, daß es der Nationalversammlung nicht an begabten Köpfen, aber gar sehr an echten Politikern gefehlt hat, was namentlich aus der kindlichen Rede Uhlands ersichtlich ist, sehen wir doch, wie eng verwachsen Österreich mit den meisten süddeutschen Staaten und dem Volksbewußtsein der meisten Deutschen überhaupt gewesen ist. Daß daher die Möglichkeit besteht, auch heute noch, freilich in erst zu findenden Formen, die der vollen Selbständigkeit beider Teile gerecht werden, ein staatsrechtliches Band zwischen Österreich und dem Deutschen Reiche zu schaffen, wird auch den reiferen Schülern bei der Lesung dieses ansprechenden Büchleins klar werden; es kann daher bestens empfohlen werden.

Wien. B. Imendörffer.

F. Fleiner, Die Staatsauffassung der Franzosen. (Vorträge der Gehe-Stiftung, 7. Bd., Heft 4.) B. G. Teubner, Leipzig und Dresden 1915. 26 S. 60 Pf.

Der Vortrag, der, obwohl schon zur Kriegszeit abgehalten, ein Muster ruhiger, streng wissenschaftlicher Betrachtung darstellt, geht von der Tatsache aus, daß die französische Revolution ein ganz abstraktes und zeitloses Freiheitsideal für das Individuum gegenüber dem Staate schuf und damit die Möglichkeit eines Siegeszuges der Idee durch die Welt. Unverrückbare Pfeiler der französischen Staatsauffassung sind seither Freiheit des Individuums, Gleichheit, Volkssouveränität, Trennung der Gewalten. Es gibt in Frankreich keine öffentliche Einrichtung, die aus der Zeit vor der Revolution datiert, alles Recht gründet sich nur auf sie. Nur historische Rechte wie die deutschen monarchischen, die vor allen heutigen Verfassungen da waren, erkennt die französische Auffassung nicht an. — Die Volkssouveränität findet besonders in den Verfassungsgesetzen ihren Ausdruck und kann daher auch die Staatsform ändern. Erst im Jahre 1884 wurde sie durch ein Gesetz dahin beschränkt, daß die republikanische Staatsform beibehalten werden müsse.

Im Gegensatz zu der mehr praktischen Richtung der schweizerischen und amerikanischen Demokratie hält der Franzose seine Augen immer auf die theoretischen Grundsätze von 1789 gerichtet und diese Macht der allgemeinen Ideen zeigt sich auch in der Rechtsprechung.

Die Verwaltung ist in Frankreich im wesentlichen das Werk Napoleons I., dessen Gesetz vom 28. Pluviose VIII (17. Februar 1800) noch heute gilt. Sie ist der feste Pol in der Erscheinungen Flucht, der trotz aller Verfassungsänderungen immer gleich bleibt. Sie ist gekennzeichnet durch das volle Übergewicht der Zentralgewalt über die lokalen Gewalten und damit der Hauptstadt über das Land. Die Verwaltungsgerichte sind zwar nicht ganz unabhängig, da sie in die Verwaltungsorgane eingegliedert sind, haben aber ihren Zweck im allgemeinen dennoch erfüllt.

Die mächtige Verwaltung wird vom Parlament, das ja ein Mandatar der Volkssouveränität ist, kontrolliert hauptsächlich durch das Mittel der Interpellation. Die politische und persönliche Freiheit des Individuums wird durch die Verwaltungsgerichte, die öffentliche Meinung und die Presse geschützt, auch bei Beamten und Offizieren geht sie sehr weit. Den Standesvereinen der ersteren wurde z. B. durch Gerichtserkenntnis das Recht zugesprochen, gegen ungesetzliche Verfügungen und Ernennungen der Behörden Klage zu führen. Überhaupt verlangt gerade die Allmacht der Verwaltung und des Parlamentes als Korrelat eine prinzipielle Beschränkung der Staatsgewalt und diese wird gefunden in der Theorie von den unverjährbaren, den positiven Gesetzen zeitlich und graduell vorangehenden Menschenrechten. — So werden denn auch die Aufgaben des Staates möglichst eingeschränkt, namentlich auch in wirtschaftlichen Dingen. — Die Spannung zwischen Staatsabsolutismus und persönlicher Freiheit hat ihren schärfsten Ausdruck in dem Kampf zwischen Staat und Kirche erhalten, der schließlich zu ihrer Trennung im Jahre 1905 führte. Der Verf. schließt: „Dieselben politischen Ideen sind in Frankreich unter republikanischen wie unter monarchischen Staatsformen verwirklicht worden, anders als im monarchischen Deutschland, wo die öffentlichen Gewalten ein Erzeugnis der Monarchie darstellen und zu ihr in ein festes, unverrückbares Verhältnis gebracht sind. Indem wir die deutschen Staatseinrichtungen beschreiben, gewinnen wir ein ungefähr richtiges Bild der Wirklichkeit. In Frankreich dagegen empfängt jede öffentliche Einrichtung

ihr Leben erst aus der politischen Individualität der Männer, in deren Hände sie gelegt wird . . ., die mit einem heiligen Fanatismus in dem Volke wurzeln . . . .“

Teschen. M. v. Landwehr.

Kartographische und schulgeographische Zeitschrift. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von der kartographischen Anstalt G. Freytag & Berndt in Wien. Geleitet von Prof. Georg Rothaug. Jahrgang 1916.

Größere Aufsätze: G. Rothaug: Die schweizerische Kartographie; Dr. Schoy: Behandlung der Loxodrome und die Mercatorskarte; Götzinger: Kleinere Karstgebiete in den Voralpen Niederösterreichs; Kende: Das Balkanproblem; Rothaug: Verwaltungsgebiete Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches in Polen; Dr. Leiter: Die Verbreitung der Turkvölker; Rektor Clemenz: Geographische Seltsamkeiten des Weltkrieges; Direktor Mayer: Die Charakterisierung unserer Kronländer nach Flußgebieten und ihre Zerlegung in natürliche Einheiten; Übungsschullehrer Harter: Wiedergabe geographischer Kenntnisse; Prof. Müller: Die militärische Jugenderziehung und die kartographische Seite des Geographieunterrichtes; Heinrich Pudor: Die Herrschaft über den Großen Ozean; Rothaug: Südalbanien und Nordepirus; Kaindlsdorfer: Die Bocche di Cattaro; Freudenthaler: Die Popularisierung der Landkarte durch den Krieg; Till: Weitere Bemerkungen über das Wesen der Geographie; Rothaug: Zur Aufteilung Persiens; Clemenz: Die europäische Donau; Helmer: Der Löß in Niederösterreich; Kende: Über das Leben der Staaten (nach Kjelléns „Politischen Problemen des Weltkrieges); Rothaug: Die politische Lage von Bukarest; Walter: Die amtliche Kartographie des Großherzogtums Baden; Dir. Jul. Mayer: Antrag auf Änderung des Lehrplanes und der Lehrstoffverteilung im Geographie- und Geschichtsunterrichte an Mittelschulen; Hassinger: Kriegswandkartenskizzen für Unterrichtszwecke und Bemerkungen über Geschichtskarten im allgemeinen; J. Schwarzl: Wien — europäischer Verkehrsmittelpunkt; Lukas: Die deutsche Grönlandsfahrt; Eine Höhle vor den Toren Wiens; Wurzinger: Der Donauhandel Österreichs. Die ständigen Rubriken: Geographische Übersicht und Besprechungen bieten eine Fülle des Unterrichtenden und Anregenden.

Wien. B. Imendörffer.

Dieselbe Zeitschrift. Geleitet von Privatdozent Prof. Dr. Hugo Hassinger. Jahrgang 1917.

Die Erkrankung des bisherigen Schriftleiters hat eine Änderung in der Leitung nötig gemacht. Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit des Inhaltes haben darunter nicht gelitten, wie folgende Zusammenfassung zeigt: Größere Aufsätze: Hassinger: Rußlands Streben nach eisfreien Häfen und die neue Murmanbahn; Götzinger: Kleinere Karstgebiete (Forts); Dr. Leiter: Zur Geschichte der k. k. Wiener Sternwarte; Mewius: Die Eisenwerksindustrie in Rußland; Wurzinger: Die Judengemeinden in Mähren; Hassinger und Pettauer: Für und wider die Sommerzeit; Machatschek: Morphologische Karten; Hassinger: Ein Kalkhochplateau der Nordalpen; Götzinger: Die Karte der Raxalpe; Wurzinger: Geographische Verbreitung der Evangelischen in den österreichischen Alpenländern; Dir. J. Mayer: Zur Ortsnamenkunde in Niederösterreich; Pehr: Heimatkundliche Lehrerarbeit; Moscheles: Die mittlere Gewitterhäufigkeit in Böhmen in der Periode 1901—1905; Das Dobrudschaproblem (von Balcanicus); Oppermann: Alexander Supan und seine physikalische Geographie; Sobalik: Das Skizzieren auf stummen Flußkarten; Schoy:

Die Mekka- oder Quiblakarte. Viele kleinere Mitteilungen, Berichte und Besprechungen runden auch in diesem Jahrgange den reichen Inhalt, von dem nur einiges dargeboten werden konnte, in glücklicher Weise ab.

Wien. B. Imendörffer.

Dr. A. Becker und Dr. J. Mayer, Lehrbuch der Erdkunde. Erster Teil. 3., im wesentlichen unveränderte Auflage. Wien 1916, Deuticke. Geb. 2 K.

Das durch seine gute Gliederung, die Zusammenfassung des Wichtigsten am Ende jedes Abschnittes, die leichtverständliche Sprache und das Maßhalten in der Stoffauswahl recht brauchbare Lehrbuch bedarf eigentlich keiner Anzeige mehr. Für eine Neuauflage seien einige Vorschläge gemacht, die keineswegs den Wert des Buches im allgemeinen herabsetzen sollen. Sprachliches: S. 1 u. a. a. O. wären die hypothetischen Perioden: 'wenn wir — so' zu meiden. S. 1 unten: im und vom Schulhause aus (Härte). S. 4 teils — oder (Verwechslung). S. 43 unten ist das „auch" vor „das Spanische" zu tilgen. S. 45. Diese treten usw. — zu Tage (Wortstellung!). Sachliches: S. 2 ist vom Ostpunkt die Rede ohne vorausgehende Erklärung. S. 12 fehlt die Begründung für die geringere Fruchtbarkeit hochgelegener Flächen. S. 13 überflüssige Anmerkung. S. 11 ist die Behauptung irreführend, daß man die Weingärten an den Hängen der Berge findet. S. 16 fehlt die Erklärung, warum bei zunehmendem Böschungswinkel die Schraffen dichter gelegt werden. S. 25 das Kapitel über die Abnahme der Temperatur bei zunehmender Seehöhe enthält einen Trugschluß, so daß für den Schüler z. B. die Kälte des tibetanischen Hochlandes unerklärt bleibt. S. 26 Ende ist der Artikel „der" sachlich unrichtig und daher zu tilgen. S. 28 wäre die Antarktis zu nennen. S. 39 könnte vielleicht mit der fehlerhaften, freilich traditionellen Bezeichnung „Oberrheinische Tiefebene" gebrochen werden. S. 41 statt „in den Hafenplätzen" besser „an der Küste". S. 44 das zweite **a** in Gargano ist lang, daher der Akzent auf diesem.

Wien. Dr. J. Weiss.

Die mathematischen Grundlagen der Variations- und Vererbungslehre. Von Dr. P. Riebesell. Mit dem Bildnis von Gregor Mendel als Titelblatt und 15 Abbildungen im Text. 24. Bändchen der von Lietzmann und Witting herausgegebenen Mathematischen Bibliothek. Verlag Teubner, 1916. Preis kart. 80 Pf.

Auf dem knappen Raum von 45 Seiten wird dem Leser eine Fülle biologischer Tatsachen mitgeteilt, denen eine mehr oder weniger durchgreifende mathematische Formulierung gegeben wurde, indem vom binomischen Satze ausgehend sowohl (unter Benützung der Stirlingschen Formel) das Bernoullische Theorem als auch die Gaußsche Funktion der Fehlerverteilung, die hier als Variationskurve Bedeutung erlangt, erläutert wird; dies in allgemein verständlicher Weise durchzuführen, ist eine anerkennenswerte Leistung des Verf.s. Bevor nun die Grundlagen der Abstammungslehre und die Mendelschen Regeln, die den Abschluß der Schrift bilden, zur Sprache gelangen, wird recht eingehend die Variationskurve behandelt, und zwar sowohl die normale als auch die „schiefe" Kurve, und der Einfluß mehrerer veränderlicher Größen untersucht. Wie groß die Bedeutung der diesen Untersuchungen zugrunde liegenden Annahmen ist, wird sehr deutlich bei dem Versuche einer für die Dispersionstheorie so wichtigen zahlenmäßigen Bestimmung der „Streuung".

Das Studium dieser Abhandlung kann nicht als leichte Lektüre bezeichnet werden und sie tritt in dieser Hinsicht aus dem Rahmen heraus, dem die anderen Bändchen dieser Sammlung eingefügt sind, doch hat der Verf. alles getan, um den lehrreichen, aber schwierigen Stoff und die große Zahl von Fachausdrücken dem Verständnis nahe zu bringen, und es ist nebst den zahlreichen Abbildungen vor allem die Versinnlichung durch den Galtonschen und Kapteynschen Zufallsapparat als wertvolle Hilfe anzuerkennen.

Wien. K. Wolletz.

Der Pythagoreische Lehrsatz mit einem Ausblick auf das Fermatsche Problem. Von Dr. Lietzmann. 2. Aufl. Mit 50 Figuren und 50 Aufgaben. Erschienen als drittes Bändchen der Mathematisch-physikalischen Bibliothek von Lietzmann und Witting. 69 Seiten, Preis 80 Pf. Leipzig 1917, Verlag von Teubner.

Es ist unstreitig eines der besten Bändchen der „Mathematisch-physikalischen Bibliothek", die unseren Schülern nicht eindringlich genug empfohlen werden kann. Auf engem Raum wird mit bewundernswerter Klarheit und in überaus anregender Darstellung eine Fülle mathematisch wertvoller Fragen behandelt, so daß auch der Lehrer manchen Nutzen aus diesem Büchlein ziehen kann. Aus dem Inhalt sei in Kürze folgendes hervorgehoben: Zur Geschichte des Pythagoreischen Satzes; Zerlegungsbeweise durch Addition und Subtraktion von Flächen nebst einschlägigen arithmetischen Beweisen; Stellung im Euklidischen System, Zusammenhang mit dem Lehrsatz des Pappus, räumliches Analogon; Beziehungen zur Ähnlichkeitslehre mit Berücksichtigung der *lunulae Hippocratis*, des Arbelos und einiger Aufgaben über Maßwerke. Sehr lehrreich sind ferner die Funktionsbetrachtungen und ihre geometrische Deutung (Hypotenuse als Funktion einer Kathete und umgekehrt, Hypotenuse als Funktion der beiden Katheten), Auflösung der Gleichung $x^2 + y^2 = z^2$, Nachweis von unendlich vielen ganzzahligen Lösungstripeln und ihre geometrische Deutung samt der Herstellung heronischer Dreiecke. Den Abschluß bildet die Besprechung des Fermatschen Problems und die besonders wertvolle geometrische Bedeutung dieses allbekannten Satzes der Zahlentheorie. Einige Literaturangaben weisen auf die eingehenden Darstellungen des Pythagoreischen Satzes.

Von der ersten Auflage, die vor fünf Jahren erschien, unterscheidet sich die vorliegende Auflage durch mehr Übersichtlichkeit infolge teilweiser Anwendung des Kursivdruckes, durch Aufnahme der Aufgaben in den Text und durch einige kleinere Änderungen, die vor allem in der Anzahl der Figuren (um sechs mehr als in der ersten Auflage) und in der Anzahl der Aufgaben zum Ausdruck gelangen.

Wien. K. Wolletz.

Natur und Krieg. Von W. Heuze und Dr. Fr. Gagelmann. Deutsche Feld- und Heimatbücher, herausgegeben vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung. 5. Bändchen. Mit 4 Abbildungen im Texte. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1916 46 S.

Von diesen durch den Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung herausgegebenen Büchlein dürften schon einige in dieser Zeitschrift besprochen und ihre äußerst lobenswerte Tendenz hervorgehoben worden sein, dem Volke, den Soldaten im Felde sowie auch den Schülern und Schülerinnen alles Wissenswerte, was irgendwie mit dem Kriege im Zusammenhange steht, einem besseren Verständnis näher zu bringen. So behandelt das vorliegende 5. Bändchen das Verhältnis zwischen Natur und Krieg. Es bietet in vier Abteilungen einen allgemein verständlichen,

wenn auch äußerst knappen Überblick über dieses Verhältnis. Im ersten Kapitel unter dem Titel „Erdboden und Kriegsarbeit“ kommt die Geologie an die Reihe, im zweiten die Pflanzenwelt in ihrer Beziehung zum Kriege, und zwar die Pflanzenwelt als Wegweiser, als Kriegskost, als Schutzfarbe und die Kriegsverwendung der Holzarten. Natürlich fehlt auch die Astronomie und Meteorologie nicht. Von jener wird in weiser Beschränkung des Raumes bloß die astronomische Geographie behandelt, nämlich die Beschreibung der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde, die Orientierung am Himmel, die Erklärung der Land- und Seekarten und das Wesentlichste aus der Lehre der Zeit- und Ortsbestimmung, von dieser wiederum nur der für das Leben im Schützengraben wichtigste Teil, die Witterungskunde und die Wettervorhersage.

Wien. S. Oppenheim.

Arno Marx, Neue Geschichten aus dem Tierleben. Mit 23 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin 1913. Verlag von B. G. Teubner. 8⁰. 147 S. Preis geb. 1 M. 60 Pf.

Die Beobachtung der heimischen Tierwelt im Freien ist für viele Menschen eine Quelle der Erholung von der Tagesarbeit, einer reinen ungetrübten Freude, und erfahrungsgemäß sind es nicht die schlechtesten Menschen, die sich den Sinn für diese Erscheinungswelt von der Jugendzeit her bewahrt haben, so daß sie gewissermaßen einen Teil ihres Lebensinhaltes ausmacht. Die Jugend auf diese Wege zu führen, ist darum eine schöne und dankenswerte Aufgabe und ein Buch wie das vorliegende mit Freude zu begrüßen. Wenn es auch nicht, wie der Titel sagt, durchwegs neue Geschichten sind, die geboten werden, so sind es doch frisch gezeichnete aus eigener Beobachtung geschöpfte Lebensbilder, die immer wieder anregen und erfreuen. Säugetiere, Vögel, Reptilien, Insekten, Hohltiere geben den Stoff für 20 im behaglichen, teilweise launig-humorvollen Tone gehaltene Schilderungen, die das Interesse für diese Tiere wachrufen und zum näheren Eingehen auf ihre Lebensgewohnheiten anregen. Zudem eignet sich das Büchlein nicht bloß für die Jugend, sondern wird auch von jedem Naturfreunde mit Genuß gelesen werden.

Krems a. D. Franz Müller.

Immanuel Kant von Oswald Külpe, 4. Aufl., herausgegeben von August Messer. „Aus Natur und Geisteswelt“. 146. Bd. Leipzig 1917, B. G. Teubner.

Es war ein glücklicher Gedanke des Teubnerschen Verlages, die Neuauflage dieses Bändchens der bekannten Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen der bewährten Feder A. Messers anzuvertrauen. Denn dieser versteht es in vortrefflicher Weise, ohne das Niveau einer gemeinverständlichen Darstellung irgend zu überschreiten, einerseits die Objektivität der Betrachtungsweise festzuhalten, anderseits in den Gedankenkreis des von ihm dargestellten Philosophen den Leser einzuführen und durch eine die historische Darstellung begleitende lichtvolle Kritik zu der letzteren zu erziehen. Dies ist, wie Ref. zu berichten vermag, ihm wiederum in obiger Darstellung der Kantschen Philosophie gelungen. Nach einer das Verhältnis der Kantschen Forschung zu seinen Vorgängern und zu seinen Zeitgenossen würdigenden Einleitung und einer Charakterisierung der kritischen Probleme und der Grundgedanken kritischer Philosophie unterrichtet der Verf. den Leser vorzüglich über die Behandlung der in Betracht kommenden Probleme in der „Kritik der reinen Vernunft“ und in der „Kritik der praktischen Vernunft“. Auf die übrigen Schriften Kants ist nur ge-

legentlich Bezug genommen. Hervorzuheben wären als besonders klar beleuchtete Gebiete die Kapitel „Raum und Zeit“ (5), „Die Kategorien und Grundsätze“ (6) und „Das Reich der Zwecke“ (11). So wird jedem, der sich für Philosophie interessiert, dies Bändchen den nicht zu unterschätzenden Dienst leisten, daß es ihn verstehen lehrt, „in welchem Sinne und nach welcher Richtung Kant noch heute eine geistige Wirklichkeit für uns bedeutet“.

Wien. Gustav Spengler.

Zieht mit! Ein Marschliederbuch für sangesfrohe Mittelschüler und Wandervögel von Fritz Lange. Wien. F. Tempsky.

Der Krieg, der so vielen schönen Lebenslügen ein jähes Ende bereitete, hat unter anderem auch die traurige Wahrheit an den Tag gebracht, daß unsere Soldaten, in denen unser Volk verkörpert ist, liederarm sind. Diese Erscheinung hängt mit dem erschreckenden Überhandnehmen seichtester Operettenfabrikswaro zusammen, durch die alle anmutigen Blüten guter Volksmusik immer mehr und mehr überwuchert und schließlich erstickt werden. Es wäre eine dringende Aufgabe des Gesangunterrichtes, durch entsprechende Pflege des Volksliedes, das einen Quell reiner Schönheit darstellt, dieser bedrohlichen Verflachung des Geschmackes ein wirksames Gegengewicht zu bieten. Jede Bestrebung, den Schulgesang zu fördern, verdient daher regste Unterstützung.

In diesem Sinne stellt auch das Liederbuch von Fritz Lange eine willkommene Neuerscheinung dar. Es enthält eine gut zusammengestellte Auswahl vaterländischer und volkstümlicher Marschkompositionen, die infolge ihrer Sangbarkeit und Klangschönheit, die sie auch für Aufführungszwecke geeignet machen, bald einen unentbehrlichen Bestandteil im Schulgesang bilden dürften. Der geschmackvolle Tonsatz verrät den formgewandten, feinsinnigen Kenner der Volksmusik, als welcher Fritz Lange in Fachkreisen schon längst mit Recht anerkannt ist. Die Einführung dieses Liederbuches im Schulgesang kann wärmstens empfohlen werden.

Wien. Dr. Richard Maux.

Die k. k. Exportakademie in Wien. Zur Erinnerung an die Eröffnung des neuen Akademiegebäudes im Herbst 1916. Selbstverlag 1916.

Am 1. Oktober 1916 wurde das neue Gebäude der Exportakademie, die dem Welthandel Österreichs dienen soll, der Benützung übergeben. Das neue Gebäude kann wohl eine Zierde des Gartenviertels Wiens genannt werden.

In der durch zahlreiche Abbildungen und Baupläne geschmückten Festschrift gibt nach einer einleitenden Widmung des Vizepräsidenten, Direktors Neureiter, die das Arbeitsgebiet und die Aufgaben der Exportakademie schildert, der Direktor Hofrat A. Schmid eine ausführliche Geschichte der Akademie und der Erbauer, der Architekt A. Keller, eine Beschreibung des Gebäudes. Der zweite Teil der Schrift behandelt das Lehrgebiet der Akademie in sechs Einzeldarstellungen. Hofrat Schmid bespricht die Handelsfächer sowie die Arbeiten und Sammlungen des Institutes für Organisations- und Betriebslehre, Professor J. Ziegler behandelt die kaufmännischen Lehrgegenstände, Regierungsrat Prof. Dr. Gruntzel erläutert die Behandlung der Volkswirtschaftslehre und den großen Wert der wirtschaftlichen Schulung des Kaufmannes, Prof. Dr. Heiderich bietet einen Aufsatz über Wirtschaftsgeographie, Prof. Dr. Feitler einen über Warenkunde, ihre Aufgaben und Unterrichtsweise. Drei kürzere Aufsätze betreffen die Pflege der Rechtsfächer, insbesondere Handels- und Wechselrecht, des Privat-

rechtes und der Rechtsverfolgung, des internationalen Wechsel- und Scheckrechtes; dann folgt eine Arbeit über fremde Sprachen und eine über fremdsprachliche Stenographie. Den Schluß bildet die Darstellung des gegenwärtigen Standes (Zusammensetzung des Präsidiums, des Kuratoriums und des Lehrkörpers) und das Verzeichnis der zahlreichen Mitglieder des Vereines.

Wir wünschen der Anstalt, die in der Führung durch einen freien Verein in Verbindung mit der staatlichen Aufsicht die Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwicklung in sich trägt, sie möge den großen Aufgaben der nächsten Jahre mit bestem Erfolg sich widmen; ihre Aufgaben sind ja keine geringeren als die Wiederaufnahme des internationalen Handels und die wirtschaftliche Hebung Österreichs.

Wien. K. Wolletz.

Programmschau.

Prof. Dr. P. Aemilian Wagner, Die Erklärung des 118. Psalmes durch Origenes. I. Teil, L. Programm des k. k. Obergymnasiums der Benediktiner zu Seitenstetten 1916, 44 S. Großoktav.

Da der hl. Hippolyt wahrscheinlich nur einzelne Psalmen kommentierte, dürfte Origenes der erste christliche Gelehrte gewesen sein, der den ganzen Psalter in griechischer Sprache erläuterte. Die exegetischen Schriften dieses Alexandriners zerfielen in Homilien oder *tractatus* und in weitläufige, τόμοι oder *volumina* genannte Kommentare; zum Psalter ist uns überdies beim hl. Hieronymus ausdrücklich ein ἐγχειρίδιον des Origenes bezeugt, offenbar eine zum Handgebrauch bestimmte, mit Exzerpten aus seinen größeren erklärenden Arbeiten versehene „Volksausgabe“ der Psalmen. Zum 118. Psalme nun gab es noch in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts bestimmt das ἐγχ. und drei Homilien des alexandrinischen Kirchenvaters, wahrscheinlich aber außerdem auch seine *Commentarii* (τόμοι). Von allen diesen Schriften sind uns nur geringe Bruchstücke erhalten, im übrigen sind wir zur Rekonstruktion auf die von Orig. abhängigen Psalmenkommentatoren angewiesen, von denen, soweit sie griechisch schrieben, Hier. (Ep. CXII 20, 2) Eusebius von Cäsarea, Theodor von Heraklea, Asterius Scythopolita, Apollinaris von Laodicea, Didymus von Alexandria nennt, der Verf. obendrein Athanasius *(Expositiones psalmorum)*, Hesychius von Jerusalem *(De titulis psalmorum)*, Cyrill von Alexandria, Theodoret von Cyrrhus heranzuziehen gedenkt. Unter den lateinischen Exegeten kommen in diesem Zusammenhang besonders Hilarius von Poitiers und Ambrosius in Betracht, dann Hieronymus' *Commentarioli* und *Tractatus in psalmos*, das sog. *Brevarium in psalmos* und Cassiodor.

Nach diesen einleitenden Darlegungen geht der Verf. nunmehr zum Wiederaufbau der Origenesexegese des 118. Psalmes über, indem er zuerst den Prolog behandelt. Orig. betonte da zunächst den aus der alphabetischen Form zu erschließenden ethischen Inhalt des Psalmes, beschrieb dann seine akrostichische Art, ging näher auf eine allegorische Erklärung der Einzelheiten in seiner äußeren Form ein, besprach ausführlich unter Heranziehung anderer Psalmen und des Deuteronomiumliedes die metrischen Fragen, erläuterte wohl die hebräischen Buchstabentitel der einzelnen Oktonare, sprach weiter über die Symbolik der Achtzahl und schloß endlich mit Betrachtungen über den buchstäblichen und den übertragenen Sinn unseres Psalmes.

Den folgenden Ausführungen des gelehrten Verf.s darf mit Interesse entgegengesehen werden.

Wien. Karl Kunst.

Dr. Friedrich Billicsich, Epikurs Sprachphilosophie. Programm des Obergymnasiums in Landskron 1912.

Nach einer übersichtlichen Darlegung der Geschichte der Sprachphilosophie vor Epikur, aus der besonders die richtige Beurteilung des platonischen „Kratylos“ (nicht Frage nach dem Ursprung, sondern nach dem Erkenntniswert der Sprache) hervorgehoben sei, gibt der Verf. an der Hand der epikurischen Fragmente sowie der einschlägigen Belegstellen aus Lucrez und der Inschrift von Oenoanda eine vollständige und klare Darstellung der Ansichten Epikurs von der Entstehung der Sprache, die er in Anbetracht der Würdigung der beiden maßgebenden Faktoren, des natürlichen und konventionellen, nicht mit Unrecht als das reifste Produkt der antiken Spekulation über diese Frage wertet. Im letzten Teile werden in dankenswerter Weise Hinweise auf gleichartige Beantwortungen des Problems in der modernen Sprachforschung (Steinthal, Wundt) gegeben, ohne daß der Verf. der Versuchung unterliegt, mehr von diesen modernen Erkenntnissen in die Anschauungen des alten Denkers hineinzuinterpretieren, als tatsächlich in ihnen liegt. So viel darf nach seinen Untersuchungen als gesichert gelten, daß wir in Epikur den ersten Vertreter der „Naturlauttheorie“ vor uns haben, die jedenfalls auch einen der tragenden Grundgedanken der modernen Problemlösung darstellt. Weniger geht der Verf. auf den konventionellen Faktor ein. Auch für den schon von Epikur behaupteten Einfluß der ethnischen Verschiedenheiten auf die Entstehung und Ausbildung verschiedener Sprachen hätten sich aus modernen Werken Parallelen finden lassen; ich verweise z. B. auf P. Deussen, Elemente der Metaphysik, § 130.

Wien. Dr. Richard Meister.

Dr. Emil Oswald, Die Welt Shakespeares. 39. Jahresbericht der Franz Josef-Realschule in Wien XX. 14 S.

Der Verf. will anläßlich der 350. Wiederkehr von Shakespeares Geburtstag die Schüler mahnen, sich in die Werke dieses Unsterblichen zu vertiefen. Durchglüht von ehrlicher Begeisterung, findet der Verf. schwungvolle, zum Herzen gehende Worte zum Preise des Dichters, den er als germanischen Geistesriesen feiert.

Linz. Prof. Dr. F. Karigl.

„Das Skifahren“, vom wirkl. Turnlehrer Florian Gebauer. Kremsier. Deutsche Landesoberrealschule. 1914. 6 Seiten.

Eine sehr anziehend mit großer Begeisterung geschriebene Schilderung der Geschichte, Wirkungen und Vorzüge des Schneeschuhlaufens. Diese Schrift reiht sich würdig den mannigfachen in Programmen österreichischer Mittelschulen niedergelegten Meinungsäußerungen an und geht stellenweise darüber hinaus. — Als Turnlehrer ist auch Gebauer in den Sinn und Inhalt aller Mittel zur körperlichen Ausbildung eingedrungen und hat manche besonders liebgewonnen. Wenn er aber sagt: „Beim Skifahren arbeitet der ganze Mensch, Körper und Geist“, ist da nicht anzunehmen, daß er diese Wirkungen anderen Betätigungen abspricht? Solche Äußerungen sind gewöhnlich nur bei Menschen zu finden, die wenige oder gar nur eine Leibesübung pflegen, sie besonders liebgewinnen und sie über alle anderen körperlichen Betätigungen stellen. Das ist eine begreifliche Einseitigkeit. Allein ein Turnlehrer ist doch häufig in der Lage, bei Ausführung verschiedener Übungsarten jenes beglückende Gefühl größter seelischer Befriedigung zu empfinden, das G. zu obiger Äußerung veranlaßt hat.

Was die Förderung des Wettlaufes anbelangt, so ist davor zu warnen, dieses als Krone des Skifahrens anzupreisen, weil das stets auf die Ausbildung und Begünstigung einiger weniger von Natur ohnedies bevorzugter Individualitäten hinausläuft auf Kosten der Gesamtheit, ja selbst mit Hintansetzung der Gesundheit. Veranstaltet die Jugend trotzdem Wettrennen, dann möge nur die Reihenfolge der Einlaufenden festgestellt werden. Das kann in einfacher, daher volkstümlicher Weise geschehen. Alles Weitere erfordert mehr oder weniger umständliche Vorbereitungen und hindert die volkstümliche Verbreitung.

Die Schrift ist der besonderen Beachtung wert: Sie gibt dem Anfänger wertvolle Anleitungen, belehrt die Vorgeschrittenen über eine Reihe wenig bekannter Tatsachen und ist geeignet, dem Skilaufen Anhänger zu gewinnen.

Wien. Max Guttmann.

Dr. J. Nevěřil, Beitrag zur Geschichte der Zisterzienser-Niederlassung in Welehrad. 61. Jahresbericht des deutschen Staatsgymnasiums in Ung.-Hradisch. 1915. 32 S.

Welehrad gehört zu den ältesten Orten Mährens. In der Cyrill- und Methudlegende „*Quemadmodum*“, die aber erst dem Zeitalter Karls IV. angehört, spielt es als angeblich erster Sitz des Metropoliten eine bekannte Rolle. Es ist auffällig, daß Herzog Wratislaw bei der Neugründung des Mährischen Bistums (1063) nicht an die alten Traditionen anknüpfte. Es brauchte noch mehr als hundert Jahre, bis Welehrad, etwa zu Beginn des 13. Jahrh., durch den Markgrafen Wladislaw, den Bruder Ottokars I., als eine kirchliche Gründung emporkam. Es war ein Zisterzienserstift, das von Plaß in Böhmen (Bezirk Kralowitz) besiedelt wurde. In dem vorliegenden Jahresberichte bringt nun N. einen aus dem Jahre 1737 stammenden und im Zisterzienserkloster Ossegg in Böhmen aufbewahrten Bericht in lateinischer Sprache zum Abdrucke (S. 8—32). Wir könnten freilich über das bis zum Jahre 1784 bestandene Kloster weitaus mehr schreiben als jener Mönch zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Die angebliche Gründungsurkunde vom Jahre 1202 wurde von Gustav Friedrich bei der Neuausgabe im II. Band des *Codex diplomaticus* (1912) n. 355 unter die „Fälschungen“ verwiesen. Die angeführten Gründe sind nicht überzeugend, da der daselbst als Zeuge genannte Propst Stefan nicht mit dem fünf Jahre später vorkommenden Kanonikus Stefan identisch zu sein braucht. Die erwähnten „*cives*“ können ganz gut Burgmannen sein. Über den Tod des Gründers mußte man in Welehrad sehr wohl unterrichtet sein, da er hier begraben worden war (1222); mithin konnte der Ausdruck „*inclite memorie*“ vielleicht ausnahmsweise anders zu verstehen sein als von einem bereits Verstorbenen. Die beiden angehängten Siegel scheinen echt zu sein. Auch Zycha, Über den Ursprung der Städte in Böhmen (Prag 1914), ist geneigt, die Urkunde für echt zu halten (S. 61). Die im „Berichte“ aufgenommene Reihe der Äbte (S. 14 bis 23) muß mit Vorsicht gebraucht werden. So hat gleich der erste Abt Tecelin sicher nicht bis 1220 das Kloster geleitet, da bereits zum Jahre 1213 der Abt Siegfried als Zeuge in einer Johanniter Urkunde erscheint (Friedrich, a. a. O., n. 109, 110). Lupinus ist nicht 1278, sondern schon 1263 Abt geworden (Emler, Reg. Bohem. II, n. 424); Konrad nicht 1294, sondern 1293 (l. c. n. 1620); er starb auch nicht 1296, sondern erst nach 1299 (l. c. n. 1830) usw.

Wien. G. Juritsch.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe und Personalien[1]).

A. 1918 (bis einschließlich 1. Dezember).

Verordnungen und Erlässe.

Durchführungsbestimmungen zur Lehrerdienstpragmatik: Erlaß vom 15. Februar 1918, Z. 27409 ex 1917, und vom 27. Februar 1918, Z. 27407 ex 1917 (in Stück VI); vom 4. April 1918 (R. G. Bl. Nr. 133) und unter gleichem Datum Z. 3108 (Qualifikationsverfahren) sowie Z. 3110 (Pflichtverletzungen) und Z. 38776 ex 1917 (verschiedene Erläuterungen) in Stück VIII.

Personal- und Schulnotizen.

I. Akademie der Wissenschaften in Wien.

Verliehen wurde die Würde eines Geheimen Rates dem Präsidenten Hofrat Univ.-Prof. i. R. Dr. Viktor Edlen v. Lang.

Ernannt zu wirklichen Mitgliedern: der math.-naturw. Klasse Hofrat Univ.-Prof. Dr. Karl Heider in Innsbruck, der philos.-histor. Klasse Univ.-Prof. Dr. Adolf Wilhelm in Wien. Genehmigt die Wahlen zu Ehrenmitgliedern im Auslande der math.-naturw. Klasse des Prof. Dr. Gustav Retzius in Stockholm, der philos.-histor. Klasse des Hofrates Univ.-Prof. Dr. Karl v. Amira in München, wirkl. Geh.-R. Univ.-Prof. Dr. Adolf v. Harnack und Geh. Oberregierungsrates Univ.-Prof. Dr. Hermann Diels in Berlin. Bestätigt die Wahl zu korresp. Mitgliedern im Inlande der math.-naturw. Klasse des Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Schlenk in Wien, des Hofrates Dr. Friedrich Emich in Graz und des em. Akad.-Prof. Dr. Josef Emanuel Hibsch in Wien; der philos.-

[1]) Das Überspringen eines Jahrganges, beziehungsweise die Zusammenziehung der Jahrgänge 1917 und 1918 in einen Band macht es notwendig, die Verordnungen und Erlässe sowie die Personalien des verflossenen Jahres hier nachzutragen. Daß dies in verkürzter Form geschieht, wird einerseits durch die Rücksicht auf den beschränkten Umfang der Zeitschrift, anderseits dadurch gerechtfertigt, daß durch die mittlerweile erfolgten politischen Umwälzungen nicht wenige der seinerzeit im Verordnungsblatt veröffentlichten Verfügungen, Ernennungen, Verleihungen usw. heute gegenstandslos geworden sind.

histor. Klasse der Univ.-Proff. Dr. Konrad Zwierzina in Graz, Dr. Alois Walde in Innsbruck und des Hofrates Dr. Adolf Menzel in Wien; im Auslande: der math.-naturw. Klasse der Univ.-Proff. Geh.-R. Dr. Philipp Lenard in Heidelberg, Geh. Hofrat Dr. Wilhelm Wien in Würzburg und Dr. Alexander Goette in Straßburg; der philos.-histor. Klasse der Univ.-Proff. Geh. Reg.-R. Dr. Heinrich Woelfflin in München, Geh. Reg.-R. Dr. Alois Brandl in Berlin und Geh. Hofrates Dr. Franz Studniczka in Leipzig.

II. K. K. Ministerium für Kultus und Unterricht.

Verliehen der Titel und Charakter eines Ministerialrates dem Sektionsrat Leopold Frhn. Jacobs v. Kantstein; eines Hofrates dem in Verwendung stehenden LSI. Klemens Ottel. Ernannt zu Sektionsräten die Ministerialsekretäre Dr. Alfred Majer und Dr. Robert Ritter v. Glotz. Verliehen der Titel und Charakter eines Sektionsrates den Ministerialsekretären Friedrich Frhn. Bourguignon v. Baumberg, Marian Ritter v. Topór-Kaminski und Dr. Leodegar Petrin. Ernannt zu Ministerialsekretären die Ministerialvizesekretäre Gustav Manastyrski, Dr. Ludwig Haberer, Dr. Ladislaus Malek Edler v. Werthenfels und Dr. Josef Stanislaus Maryewski; zum Ministerialkonzipisten der Finanzkommissär Johann Pietak.

III. Universitäten mit deutscher Unterrichtssprache.

Ernannt zu ordentlichen Professoren: der ao. Prof. Dr. Gustav Rolin für romanische Philologie (Prag); der o. Prof. für histor. Hilfswissenschaften in Prag Dr. Harold Steinacker für Gesch. des Mittelalters und histor. Hilfswissenschaften (Innsbruck); der ao. Prof. Dr. Albert Eichler für engl. Sprache und Literatur (Graz); der o. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Dr. Gustav Jäger für theoretische Physik (Wien, unter gleichzeitiger Verleihung des Titels und Charakters eines Hofrates); der ao. Prof. Dr. Adolf Steuer für Zoologie (Innsbruck); der ao. Prof. in Wien Dr. Hans Hirsch für Gesch. des Mittelalters und histor. Hilfswissenschaften (Prag); der o. Prof. in Konstantinopel Dr. Karl Ferd. Friedr. Lehmann-Haupt für Gesch. des Altertums (Innsbruck); der ao. Prof. Dr. Gustav Adolf Gerhard für klass. Philologie (Czernowitz); die Tit.-o. Proff. Dr. Karl Hopfgartner für Chemie und Dr. Friedrich Edler v. Lerch für Experimentalphysik (beide in Innsbruck); der ao. Prof. Dr. Adolf Wagner für Botanik (Innsbruck); der o. Prof. in Czernowitz Dr. Michael Stark für Mineralogie und Petrographie (Prag).

Zu ao. Professoren: der Priv.-Doz. Archivskriptor Dr. Oswald Menghin für prähistor. Archäologie (Wien); der gewesene Prof. an der Univ. Rom Dr. Emanuel Löwy für klass. Archäologie (Wien, unter gleichzeitiger Verleihung des Titels und Charakters eines o. Prof.); der Gymn.-Prof. in Wien Dr. Richard Meister für klass. Philologie (Graz); der Priv.-Doz. in Prag Adjunkt Dr. Artur Scheller für Astronomie (Innsbruck); der Priv.-Doz. Realschulprof. Dr. Artur Stein für röm. Altertumskunde und Epigraphik (Prag).

Verliehen der Titel eines ao. Univ.-Prof. dem Priv.-Doz. für Mathematik in Wien Dr. Wilhelm Groß; dem Priv.-Doz. Bibliothekar I. Kl. in Prag Dr. Josef Eisenmeier.

Der Titel und Charakter eines Hofrates den Univ.-Proff. Dr. Eduard Martinak in Graz und Dr. Alois Höfler in Wien.

Bestätigt wurden als Privatdozenten in Wien: Gymn.-Prof. Dr. Alfred Kappelmacher für klass. Philologie; Bibl.-Assistent Dr. Emil Winkler für romanische Philologie; Dr. Siegmund Kornfeld für Psy-

chologie und Ethik; Mittelschulsupplent Dr. Heinrich Karny für Entomologie; Realgymn.-Suppl. Dr. Friedrich Wild für engl. Sprache und Literatur; Gymn.-Prof. i. R. Reg.-R. Dr. Karl Wessely für Paläographie und Papyruskunde; in Graz: Dr. Franz Ramoos für slawische Philologie; in Innsbruck: Dr. Otmar Schissel v. Fleschenberg für allgemeine Literaturwissenschaft unter Zurücklegung der *venia legendi* für deutsche Sprache und Literatur. Bestätigt die Übertragung der in Graz erworbenen *venia legendi* für Geologie nach Wien dem Priv.-Doz. Dr. Erich Spengler und die Erweiterung der *venia legendi* des Tit. ao. Prof. Priv.-Doz. Oberbibliothekars Dr. Rudolf Wolkan auf das Humanistenlatein und die latein. Literatur des Mittelalters.

IV. Mittelschulwesen.

Ernannt zum LSI. der Dir. der Staats-R. in Trautenau Dr. Josef Kail; der Dir. des Kaiser-Franz-Josef-Staats-RG. in Mährisch-Schönberg Dr. Karl Zirngast. Zu Mitgliedern des LSR. für Schlesien der Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Bobrek Dr. Ernst Farnik; für Vorarlberg der Dekan und Stadtpfarrer in Bregenz Josef Anton Ammann, der Dekan und Pfarrer in Bürs Josef Andreas Thurnher, der Dir. der Staats-R. in Bludenz Schulrat Johann Engel und der Bürgerschullehrer in Bludenz Johann Thaler; für Steiermark der Univ.-Prof. in Graz Dr. Johann Haring, der Domdechant in Marburg Josef Majcen, der Senior und evang. Pfarrer i. R. Karl Eckardt in Graz, der Direktor des Staats-G. in Marburg Dr. Josef Tominšek und der kaiserl. Rat Bürgerschuldirektor i. R. Hans Trunk in Graz; für Tirol der Dechant und Stadtpfarrer in Kufstein Johann Obersteiner, der Regens des fürstbisch. Gymn. Vinzentinum in Brixen Dr. Alois Spielmann, der Dechant und Ehrendomherr in Kaltern Gottlieb Hueber, der Domherr und Reichsratsabgeordnete in Trient Balthasar Delugan, der Prof. an der Staats-R. in Innsbruck Reg.-R. Dr. Alois Lanner, der Dir. der Staats-R. in Rovereto Fortunato Bertolasi, der Dir. der Lehrerbildungsanstalt in Rovereto Josef Dal Ri, der Dir. der Lehrerbildungsanstalt in Bozen Engelbert Aukenthaler; zu deren Ersatzmännern der Stadtpfarrer in Kitzbühel Karl Egger, der Rel.-Prof. am Staats-G. in Innsbruck Peter Waldegger, die Theologieprofessoren in Trient Dr. Bernhard Thaler und Johann Baptist Bazoli, der Dir. des Reform-R.-G. in Bozen Reg.-R. Dr. Alois Liechthaler, der Rel.-Prof. am Staats-G. (ital. Abteilung) in Trient Franz Zieger, der Bezirksschulinspektor in Riva Alois Zadra, der Schulleiter in Innsbruck Karl Kuen und zum Ersatzmann des ökonomisch-administrativen Referenten im LSR. für Tirol der Bezirkskommissär Dr. Max Steidl in Innsbruck.

Ernannt zu Direktoren: des II. Staats-G. in Czernowitz der Dir. des Staats-G. in Kotzmann Dr. Agenor Artymowicz; des Staats-G. in Radautz der Prof. am I. Staats-G. in Czernowitz Romuald Wurzer; der Staats-R. in Trautenau der Prof. daselbst Max Richard Gasch; der Staats-R. mit d. Unterr.-Spr. in Karolinenthal der Prof. an der Staats-R. im I. Wiener Gem.-Bez. Dr. Rudolf Richter; der Staats-R. im V. Wiener Gem.-Bez. der Prof. an der II. Staats-R. im II. Wiener Gem.-Bez. Dr. Karl Czerwenka; der I. Staats-R. im II. Wiener Gem.-Bez. der Prof. an der Staats-R. im V. Wiener Gem.-Bez. Dr. Leopold Wurth; des Staats-G. in Prerau der Prof. daselbst Richard Kantor; des Staats-G. im III. Wiener Gem.-Bez. der Dir. des Staats-G. mit d. Unterr.-Spr. in Ungarisch-Hradisch Adolf Fischer; des Staats-G. im VIII. Wiener Gem.-Bez. der Prof. an der Kaiser-Karl-R. in Wien Dr. Karl Woynar; des Staats-G. im XIX. Wiener Gem.-Bez. der Prof. am Staats-G. im VI. Wiener Gem.-Bez. Oskar Hantschel; des Staats-RG. in Kaaden der Prof. an der Staats-R. mit d. Unterr.-Spr. in Pilsen

Oskar Wolfgramm; des Staats-RG. im XXI. Wiener Gem.-Bez. der Prof. daselbst Franz Sturm; des Staats-G. in Oberhollabrunn der Prof. daselbst Dr. Andreas Lutz.

Ernannt zu Fachinspektoren für den Zeichenunterricht an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten: für Niederösterreich der Prof. an der Franz-Josef-R. in Wien Schulrat Friedrich Widter und der Prof. am Erzh.-Rainer-RG. in Wien Josef Beyer (der letztere für Lehrerbildungsanstalten); für Oberösterreich, Salzburg, Vorarlberg und die Lehranstalten mit d. Unterr.-Spr. in Tirol der Prof. an der Staats-R. im XIII. Wiener Gem.-Bez. Ernst Roller; für Steiermark, Kärnten, Krain der Prof. am Staats-R. in Graz Ladislaus Pazdirek; für die Lehranstalten mit d. Unterr.-Spr. in Böhmen der Prof. an der III. deutschen Staats-R. in Prag Johann Kirschner; für die Lehranstalten mit d. Unterr.-Spr. in Mähren der Prof. an der I. deutschen Staats-R. in Brünn Schulrat Alois Machatschek.

Verliehen der Titel und Charakter eines Hofrates dem Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten beim LSR. für Niederösterreich Statth.-R. Dr. Erwin Schlager; desgl. dem LSI. Wilhelm Miorini Edlen v. Sebentenberg in Brünn (anläßlich des Übertrittes in den dauernden Ruhestand).

Der Titel eines Regierungsrates: dem Dir. des Staats-RG. in Kaaden Alexander Tragl (anläßlich der Übernahme in den dauernden Ruhestand); dem Dir. der I. Staats-R. in Graz Albin Lesky; dem Prof. an der I. deutschen Staats-R. in Prag Schulrat Alfred Goller (anläßlich der Übernahme in den dauernden Ruhestand).

Befördert in die VI. Rangklasse wurden die Direktoren: Dr. Artur Brandeis an der Staats-R. in Triest, Dr. Johann Ellinger an der Staats-R. im XII. Wiener Gem.-Bez., Rudolf Glas an der Staats-R. in Steyr, Maximilian Hansmann am Staats-G. in Mährisch-Trübau, Florian Hintner am Staats-G. in Asch, Regierungsrat Josef Hückl am Staats-G. in Triest, Heinrich Kopia am Staats-G. in Sokal, Johann Matoušek an der Staats-R. in Turnau, Wenzel Nowak am Staats-G. mit d. Unterr.-Spr. in Königliche Weinberge, Gustav Temper an der Staats-R. in Klagenfurt, Bernhard Zechner am Staats-G. in Rumburg, Reg.-R. Dr. Vinzenz Lekusch am Gymn. der Theresianischen Akademie in Wien.

Verliehen der Titel „Professor": der Lyzeallehrerin in Wien Emma Sauter Edlen von Ridenegg; den israel. Religionslehrern Rabbinern Dr. Ignaz Ziegler am Staats-G. in Karlsbad und Abraham Morgenstern am Staats-G. in Leitmeritz; dem evang. Rel.-Lehrer am Staats-G. in Eger Pfarrer Gustav Johann Fischer; den Mittelschullehrerinnen in Wien Dr. Marie Goldberg, Dr. Anna Helly, Dr. Frieda Hoke; den Rel.-Lehrern am Mädchenlyzeum des Schulvereines für Beamtentöchter in Wien Theodor Till, Gustav Zwernemann und Dr. Julius Max Bach; den Lyzeallehrerinnen Dr. Elise Deiner, Irma Goldberger, Dr. Julie Richter, Ernestine Jelinek, Marie Matuschina, Valerie Rehn-Werner in Wien; den israel. Rel.-Lehrern an der II. deutschen Staats-R. in Prag Karl Thieberger und am Staats-G. mit d. Unterr.-Spr. in Pilsen Rabbiner Dr. Ludwig Golinski.

Der Titel eines Schulrates (anläßlich des Übertrittes in den dauernden Ruhestand): dem Prof. am Staats-G. mit d. Unterr.-Spr. in Pilsen Nikolaus Baldemair; dem Prof. an der Staats-R. mit d. Unterr.-Spr. in Budweis Wladimir Sazyma; dem Prof. an der Staats-R. in Bielitz Michael Stöckl und dem Prof. am Staats-G. mit d. Unterr.-Spr. in Olmütz Konrad Zelenka; dem Prof. an der Landes-R. in Wiener-Neustadt Jakob Eschler; dem Prof. am Staats-G. in Krumau Felix Faschingbauer; dem Prof. an der Landes-R. in Wiener-Neustadt Karl Graf; dem Prof. an der Landes-R. in Wiener-Neustadt Josef Pfund; dem Prof. am Staats-G. mit d. Unterr.-Spr. in Prag-Neustadt-

Graben Franz Spirago; dem Prof. an der Landes-R. in Krems Martin Wyplel. Ferner dem Prof. am Akad.-G. in Wien Dr. Julius Dowrtiel; dem Prof. an der I. Staats-R. im II. Wiener Gem.-Bez. Ernst Kaller; dem Prof. an der Staats-R. im VI. Wiener Gem.-Bez. Heinrich Michler; dem Prof. am Stifts-G. in Melk Laurenz Bleininger; dem Prof. am Staats-G. in Linz Simon Kirchtag; dem Prof. an der Staats-R. daselbst Dr. Anton Stallinger.

V. Prüfungskommissionen.

Für das Lehramt an Mittelschulen ernannt zu Mitgliedern: in Wien Hofrat Univ.-Prof. Dr. Josef Seemüller, der ao. Prof. Dr. Karl Prinz, der Prof. an der Techn. Hochschule Theodor Schmid; in Graz: zu Mitgliedern die Univ.-Proff. Hofrat Dr. Rudolf v. Scala, Dr. Wilhelm Erben und Dr. Heinrich Ritter v. Srbik; in Prag: zum Dir.-Stellvertreter der Hofrat Univ.-Prof. Dr. Günther Beck Ritter v. Managetta und Lerchenau; in Innsbruck: zum Mitglied der Univ.-Prof. Dr. Adolf Steuer; für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Graz: zum Direktor Univ.-Prof. Dr. Richard Kornelius Kukula.

VI. Wissenschaftliche Institute.

Zum Chefgeologen bei der Geologischen Reichsanstalt in der VII. Rangklasse der Geologe Reg.-R. Dr. Friedrich Ritter Kerner v. Marilaun; zum Geologen in der VIII. Rangklasse die Adjunkten Dr. Otto Ampferer und Dr. Wilhelm Petraschek.

Befördert die Sekretäre des Österr. Archäol. Institutes Dr. Josef Keil in die VII., Dr. Otto Walter und Dr. Camillo Praschniker in die VIII. Rangklasse.

An der Univ.-Bibliothek in Wien zum Oberbibliothekar der mit dem Titel und Charakter eines Oberbibliothekars bekleidete Bibliothekar I. Kl. Dr. Michael Holzmann; zu Bibliothekaren I. Kl. die Bibliothekare II. Kl. Dr. Severin Schilder, Dr. Stephan Bratanić, Dr. Julius Stockinger, Dr. Friedrich Hrozný und Dr. Norbert Jockl; desgl. an der techn. Hochschule in Graz Dr. Friedrich Trenkler.

Zum Bibliotheksassistenten bei der statist. Zentralkommission Dr. Richard Engelmann.

B. Vom 15. Dezember 1918 bis Juni 1919.

Verordnungen und Erlässe.

Verordnungsblatt für den Dienstbereich des deutschösterreichischen Staatsamtes für Unterricht Stück I ff. (vom 15. Dezember 1918 an). Von Stück IX (15. April 1919) an Volkserziehung. Amtliche Nachrichten des deutschösterreichischen Unterrichtsamtes.

Erlaß des d. ö. Unterstaatssekretärs für Unterricht vom 22. April 1919, Z. 8224, betreffend das Zusammenwirken von Schule und Haus (an alle Landesschulbehörden). Betrifft:

1. Erweiterung der bisher üblichen Sprechstunden der Lehrer zu einer pädagogischen Beratung mit den Eltern.
2. Einführung regelmäßig wiederkehrender Zusammenkünfte von Eltern und Lehrern (Elternabende, Elternkonferenzen) zur gemeinsamen Besprechung von Fragen der Erziehung und des Unterrichtes.

3. Errichtung eines Elternrates und

4. Gründung freier Elterngemeinschaften an jeder Schule, um das Vertrauensverhältnis zwischen Schule und Haus durch gemeinsame Beratungen, Vorträge, Wanderungen, Leseabende, Jugendkonzerte u. a. zu vertiefen.

5. Empfehlung der Errichtung solcher Elterngemeinschaften in Form von Vereinen (Mustersatzungen eines solchen Vereines sind im Anhange dazu abgedruckt).

6. Einrichtung von Volks- und Jugendbüchereien an jeder Schule.

Kundmachung betreffend die Genehmigung von Satzungen für einen provisorischen Erziehungs- und Unterrichtsrat beim d. ö. Unterrichtsamt durch den Unterstaatssekretär für Unterricht (30. April 1919, Z. 8677).

Erlaß des d. ö. Unterstaatssekretärs für Unterricht vom 30. April 1919, Z. 8649, betreffend die Einsetzung provisorischer Lehrerkammern und die Erlassung eines Statutes für diese Kammern (an alle d. ö. Landeshauptleute zugleich als Vorsitzende der Landesschulräte).

Erlaß des Unterstaatssekretärs für Unterricht vom 14. Mai 1919, Z. 9616, betreffend den Vorgang bei der Aufnahme von Schülern in die unterste Klasse der Mittelschulen (an alle Landesschulräte).

Unter Aufhebung der in der M.-V. vom 14. März 1870 (R. G. Bl. Nr. 32), im M.-E. vom 27. Mai 1884, Z. 8019 (M. V. Bl. Nr. 25) und in späteren Erlässen erteilten Weisungen über die Aufnahmsprüfungen wird auf Grund der Ergebnisse der modernen Psychologie und der hienach gewonnenen pädagogischen Erfahrungen die Einhaltung eines abgeänderten Vorganges bei den Schüleraufnahmen, und zwar schon für das Schuljahr 1919/20 angeordnet, dessen grundlegende Bestimmung lautet:

Die Auswahl der sich zur Aufnahme in die unterste Mittelschulklasse meldenden Schüler (Schülerinnen) hat zu erfolgen:

a) auf Grund von Schülerbeschreibungen, die über die beim Schüler während des Volksschulunterrichtes gemachten Wahrnehmungen Aufschluß geben;

b) auf Grund einer Aufnahmsprüfung, durch die nicht bloß das Ausmaß der erworbenen Kenntnisse, sondern hauptsächlich die Begabung des Schülers festgestellt werden soll.

Über die Durchführung dieser beiden Punkte gibt der Erlaß eingehende Weisungen.

Erlaß des d. ö. Staatsamtes für Inneres und Unterricht vom 29. April 1919, Z. 8585, betreffend die Abänderung der Formeln des Diensteides und der Pflichtenangelobung nach der L. D. P. (an sämtliche d. ö. Landeshauptleute — zugleich als Vorsitzende der betreffenden Landesschulräte —), gibt den Wortlaut des Diensteides für definitive und provisorische Lehrer, ferner den der Pflichtenangelobung der Supplenten und Assistenten bekannt.

Erlaß des d. ö. Unterrichtsamtes vom 22. Mai 1919, Z. 1360/U., wodurch den deutschösterreichischen Staatsangestellten bei Fahrten auf den Linien der deutschösterreichischen Staatsbahnen vom 1. Juni 1919 an bis auf Widerruf anstatt der bisherigen Fahrpreisermäßigung eine 50%ige Ermäßigung des Fahrpreises zugestanden wird.

Die Abfertigung der im vorstehenden Sinne anspruchsberechtigten Legitimationsinhaber auf allen Linien der deutschösterreichischen Staatsbahnen und der vom deutschösterreichischen Staate betriebenen Privat-

bahnen wird vom 1. Juni 1919 an gegen Lösung von der zu benützenden Wagenklasse und Zugsgattung entsprechenden **halben Fahrkarten** stattfinden.

Die zur Ausstellung und Verlängerung der Gültigkeit von Staatsbedienstetenlegitimationen berechtigten Stellen haben nunmehr auch die Ausfertigung der für diese Legitimationen bei der Staatsbahndirektion Wien aufgelegten und gegen Erlag von 4 h für das Stück erhältlichen Beiblätter zu besorgen.

Stück XII (1. Juni 1919) enthält unter dem Titel: „Aus dem Unterrichtsamte" eine amtliche Darstellung der von der Unterrichtsverwaltung der deutschösterreichischen Republik auf dem Gebiete des Unterrichtes bisher vollzogenen oder angebahnten Maßregeln.

Im besonderen werden erwähnt: die Zulassung der Frauen zum Studium als ordentliche Hörerinnen auch an den juristischen Fakultäten, technischen Hochschulen sowie an der Hochschule für Bodenkultur und die Erweiterung der schon bestehenden Zulassung an den medizinischen Fakultäten und beim pharmazeutischen Studium; die Einführung eines Doktorats der Staatswissenschaften; die Errichtung einer ordentlichen Lehrkanzel der Soziologie an der Wiener Universität; die Vorarbeiten zur Einrichtung von Hochschulvorlesungen zum Zwecke der Ausbildung des journalistischen Nachwuchses und zur Umwandlung der Exportakademie in Wien in eine Hochschule für Welthandel; endlich neben anderen Fragen auch die Einsetzung eines Hochschülerausschusses. Auf dem Gebiete des mittleren Schulwesens wurde für momentane materielle Hilfe und für dauernde Regelung der materiellen Lage der Mittelschulsupplenten und der Hochschulassistenten gesorgt.

Daran schließen sich Erleichterungen für die Heimkehrer und Übergangsbestimmungen für die Zöglinge der Militärbildungsanstalten, die in Staatsstiftungsrealschulen umgewandelt werden sollen.

Eine radikale Maturareform bleibt der Schulreform als Ganzes vorbehalten; vorläufig wurde die Reifeprüfung für 1919 entsprechend erleichtert und zugleich wurde die Aufnahmsprüfung an Mittelschulen in modernem und rigorosem Sinne reformiert.

„Als erster Schritt auf dem Wege der Demokratisierung des Schulwesens ist die Förderung der Schülergemeinden zu bewerten; ferner die Berufung des Lehrkörpers (an Stelle des Direktors allein) zur Erstattung des Ternavorschlages bei Wiederbesetzung von Lehrstellen an Mittelschulen; endlich auch die Ausarbeitung der Statuten und Satzungen für die Lehrerkammern und den Erziehungs- und Unterrichtsrat, welche Körperschaften die Mitwirkung des Volkes und der beteiligten Kreise an der demokratischen Schulverwaltung repräsentieren werden."

Personal- und Schulnotizen.

I. Akademie der Wissenschaften.

Bestätigt wurden: als Präsident der Hofrat Univ.-Prof. Dr. Oswald Redlich, als Vizepräsident Hofrat Univ.-Prof. Dr. Richard Wettstein Ritter v. Westersheim. Ernannt: zu wirklichen Mitgliedern der math.-naturw. Klasse Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Schlenk und Hofrat Univ.-Prof. Dr. Ludwig Graff v. Pancsova (in Graz), der philos.-histor. Klasse Hofrat Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Kubitschek; genehmigt die Wahlen: zu korrespondierenden Mitgliedern der math.-naturw. Klasse des ao. Univ.-Prof. Dr. Rudolf Pöch und des Konteradmirals i. R. Wilhelm v. Kesslitz; der philos.-histor. Klasse des Univ.-Prof. Dr. Paul Jörs, des ehemaligen österr.-ungar. Gesandten

in Teheran und Peking Geh.-R. Dr. Artur Rosthorn, des emer. Univ.-Prof. Dr. Alois Goldbacher in Graz, des Direktors des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien Sekt.-Chefs Dr. Hans Schlitter, des Univ.-Prof. Dr. Alfred Francis Přibram, des Tit.-o. Univ.-Prof. Dr. Max Hermann Jellinek und des Priv.-Doz. Dr. Robert Lach; zu Ehrenmitgliedern im Auslande (math.-naturw. Kl.) die Wahl der Univ.-Proff. Dr. Hugo de Vries in Amsterdam und Dr. Emil Fischer in Berlin, (phil.-histor. Kl.) die Wahl der Univ.-Proff. Dr. Wilhelm Wundt und Dr. Eduard Sievers in Leipzig; zu korresp. Mitgliedern im Auslande (math.-naturw. Kl.) der Univ.-Proff. Dr. Albert Heim in Zürich und Dr. Arnold Sommerfeld in München, (philos.-histor. Kl.) der Univ.-Proff. Dr. Hermann Paul und Dr. Karl Vossler in München.

II. Staatsamt für Inneres und Unterricht.

Zum Sektionschef der Ministerialrat Rudolf Förster-Streffleur und der Zentraldirektor der Schulbücherverläge Präsident Dr. Franz Heinz; zum Ministerialrate Sektionsrat Dr. Wilhelm Gerl. Verliehen: der Titel und Charakter eines Ministerialrates den Sektionsräten Dr. Karl Egghard und Dr. Emilian Kallina; der Titel und Charakter eines Sektionsrates dem in der Staatskanzlei in Verwendung stehenden Ministerialsekretär Dr. Viktor Schwegel.

III. Universitäten.

Ernannt: zu ordentlichen Professoren: der ao. Univ.-Prof. Dr. Rudolf Pöch für Anthropologie und Ethnographie (Wien); der ao. Prof. Dr. Heinrich Sitte für klass. Archäologie und der ao. Prof. Dr. Ernst Gamillscheg für roman. Philologie (beide Innsbruck).

Verliehen: der Titel und Charakter eines ordentlichen Prof. dem ao. Prof. der Chemie (Graz) Robert Kremann; dem ao. Prof. der Math. Dr. Alfred Tauber, den ao. Proff. der Zoologie Dr. Franz Werner und Dr. Heinrich Joseph, dem ao. Prof. der Philosophie Dr. Robert Reininger, dem ao. Prof. der Physik Dr. Felix Ehrenhaft (sämtlich in Wien).

Ernannt: zu ao. Professoren die Priv.-Doz. Dr. Ludwig Moriz Hartmann für Geschichte (Wien); Dr. Franz Faltis (Wien) für Chemie an die Univ. Graz; Dr. Bernh. Geiger für iranische und indische Philologie (Wien).

Verliehen: der Titel eines ao. Prof. den Priv.-Doz. Dr. Anton Kailan für Chemie und Dr. Viktor Heß und Dr. Fritz Kohlrausch, beide für Physik (sämtliche in Wien).

Bestätigt die Zulassung als Priv.-Doz.: des pens. Univ.-Prof. Dr. R. Wahle für Philosophie (Wien); des Bibl.-Assist. Dr. Adolf Helböck für österr. Geschichte und Wirtschaftsgeschichte (Innsbruck); des Hofrates Dr. Eugen Guglia für neuere allgemeine Geschichte; des Kustos der Hofbibliothek Dr. Edmund Groag für röm. Geschichte; des Dr. Ernst Stein für byzantin. Geschichte (alle drei Wien).

Zum Adjunkten am geolog. Institut (Wien) der Assistent daselbst Priv.-Doz. Dr. Leopold Kober.

IV. Prüfungskommissionen.

Für das Lehramt *a*) an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten: ernannt: in Innsbruck zu Mitgliedern die Univ.-Proff. Dr. Karl Lehmann-Haupt (alte Gesch.) und Dr. Harold Steinacker (Gesch.); in Graz zum Dir.-Stellvertreter der Hofrat Univ.-Prof. Dr. Rudolf Scala, zum Mitglied der ao. Prof. Dr. Richard Meister (klass. Philol.);

b) der Stenographie: in Wien der bisherige Dir.-Stellvertreter Oberrechnungsrat Emil Kramsall;

c) des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten: bestätigt: als Direktor in Graz der Univ.-Prof. Dr. Richard Kornelius Kukula, als Mitglied der Univ.-Prof. Dr. Oskar Eberstaller; ernannt zu Mitgliedern Univ.-Prof. Dr. Heinrich v. Srbik und Turnlehrer Dr. Erwin Buresch; in Wien ernannt zum Dir. der Univ.-Prof. Dr. Rudolf Much (zugleich mit der Leitung des Turnlehrerbildungskurses betraut).

V. Mittelschulen und Bibliotheken.

Verliehen: der Titel und Charakter eines Hofrates dem LSI. Dr. Franz Rimmer in Linz aus Anlaß seiner Versetzung in den dauernden Ruhestand; dem im Staatsamt für soziale Verwaltung in Dienstverwendung stehenden LSI. Dr. Robert Kauer; dem Vizedirektor der Univ.-Bibl. in Wien Reg.-R. Dr. Salomon Frankfurter.

Ernannt zu Mitgliedern des Landesschulrates für Oberösterreich: der Domkapitular Matthias Hiegelsperger in Linz, der Dir. des bischöflichen Privatgymnasiums „Collegium Petrinum" Reg.-R. Dr. Joh. Zöchbaur in Gleink, der Senior und evang. Pfarrer A. B. in Linz August Georg Koch, der Rabbiner der israel. Kultusgemeinde in Linz Moritz Friedmann, der Dir. der Staats-R. in Steyr Rudolf Glas und der Dir. der staatl. Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Linz Dr. Josef Schenk.

Verliehen der Titel „Professor": der Gymnasiallehrerin Dr. Helene Freiin v. Benz in Innsbruck; dem kathol. Religionslehrer Dr. Reinhold Rainalter ebenda; der Lyzeallehrerin Alice Schnetze in Salzburg; desgl. den Lyzeallehrerinnen Martha Fabian, Dr. Martha Furlani und Wilhelmine Jahoda in Wien, Marie Ferschner und Johanna Rupprecht v. Virtsolog in Baden, Wilhelmine Zohár v. Kerstenegg und Leopoldine Schuster in Mödling; dem Religionslehrer Josef Delner in Wien; der Gymnasiallehrerin Olga Elsner in Wien.

Der Titel eines Schulrates dem Prof. an der I. Staats-R. im II. Wiener Gem.-Bez. Emmerich Kleinschmidt (anläßlich seiner Versetzung in den dauernden Ruhestand).

In die VI. Rangklasse wurden befördert die Direktoren Karl Winter in Feldkirch (Staats-G.), Dr. Eugen Giannoni in Villach (Staats-RG.), Robert Bittner in Marburg (Staats-R.), Dr. Karl Ott in Fürstenfeld (Staats-R.).

Verleihungen des Öffentlichkeitsrechtes und des Rechtes, Reifeprüfungen und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, werden bekanntgegeben S. 5. 33, 38, 39, 44, 73, 87, 123.

Nekrologie.

Regierungsrat Dr. Florian Weigel †.

Nachruf von Schulrat Dr. Karl Kunst.

Sonntag, den 3. Februar 1918 lief an unserer Anstalt, dem Staatsgymnasium im XIX. Wiener Gemeindebezirke, die tief betrübende Kunde ein, unser allgemein geschätzter Direktor, Regierungsrat Dr. Florian Weigel, der seit mehr als zwei Jahren krank war und während der letzten Zeit in Wiesen bei Mähr.-Schönberg weilte, sei auf immer von uns geschieden. Mit seinem Tode hat ein Leben von freudigster Arbeitslust und unermüdlicher Arbeitskraft seinen Abschluß gefunden; der österreichische Mittelschullehrerstand ist um eines seiner trefflichsten Mitglieder ärmer geworden.

Schon seit der Zeit der Gymnasialstudien mit Weigel bekannt und befreundet, bin ich gern der Aufforderung gefolgt, die Persönlichkeit des Verewigten im Umriß zu zeichnen, sein Leben und Wirken in Kürze darzustellen und ihm, dessen Name den meisten Lesern dieser Zeitschrift wohl bekannt ist, den sie vielfach auch persönlich kannten, auf diese Weise ein schlichtes *monumentum pietatis* zu weihen.

Flor. W. war in Tschimischel in Nordmähren am 4. Mai 1862 geboren; er entstammte einer dort seit alter Zeit ansässigen Bauernfamilie. Nach Absolvierung des damaligen Unter-Realgymnasiums in Mähr.-Schönberg besuchte er das k. k. deutsche Staatsgymnasium in Olmütz, wo er im Juli 1883 die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung ablegte. Der für die herrlichen Schätze des klassischen Altertums begeisterte Jüngling warf sich mit Feuereifer auf das Studium der klassischen Philologie an der Universität in Wien und legte unter der Leitung Wilhelm v. Hartels, Karl Schenkls und Emanuel Hoffmanns den Grund zu seinen umfassenden Kenntnissen auf dem weitverzweigten Gebiete der klassischen Altertumskunde. Von seinen übrigen Lehrern sind insbesondere noch Theodor Gomperz, Otto Benndorf, Eugen Bormann und Robert Zimmermann zu nennen. Frühzeitig beteiligte sich W. in eifrigster Weise an den Übungen verschiedener Seminare, so besonders des philologischen Seminars, dessen ordentliches Mitglied er durch sechs Semester war. Aber auch an den Übungen des pädagogischen und des archäologisch-epigraphischen Seminars nahm er mit Erfolg teil und erwarb sich jenes gründliche Fachwissen, das in der Folge ein jeder an ihm anerkennen mußte und das ihn zu seiner späteren erfolgreichen wissenschaftlichen und pädagogischen Tätigkeit befähigte.

Nach Beendigung der Universitätsstudien erwarb sich W. zunächst den Titel eines Doktors der Philosophie und legte dann erst zu Beginn des Jahres 1892 die Lehramtsprüfung ab. Als ordentliches Mitglied des philologischen Seminars war er besonders mit seinen Lehrern Wilh. v. Hartel und Karl Schenkl in engere Beziehung getreten und auf deren Empfehlung hin gelangte er unmittelbar nach Ablegung der Lehramtsprüfung in den Genuß eines Reisestipendiums, das ihm vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht zum Betriebe klassischer Studien im Auslande verliehen wurde. Die folgenden drei Semester brachte er in verschiedenen Städten Italiens und in Paris zu, wo er Kollationen einer Reihe von Handschriften, insbesondere von Handschriften zu Kirchenvätertexten vornahm. Nach seiner Rückkehr aus dem Auslande legte W. im Schuljahre 1893/94 am k. k. Staatsgymnasium im IX. Bezirke Wiens das Probejahr in erweiterter Form ab. Während der nächsten zwei Schuljahre war er an derselben Anstalt als Supplent tätig und wurde im August des Jahres 1896 zum wirklichen Lehrer am k. k. Staatsgymnasium in Krems ernannt. Dort gründete er sich im Jahre 1898 einen behaglichen eigenen Hausstand durch Vermählung mit Fräulein Amalie Umlauf, die fortan als treue Lebensgefährtin die Freuden und Leiden der Lebenstage bis zu seinem Tode mit ihm teilte. Im Juni 1899 erfolgte Weigels Ernennung zum Professor am k. k. Staatsgymnasium im VIII. Wiener Gemeindebezirke. Hier entfaltete er länger als ein Jahrzehnt seine vom k. k. Landesschulrate wiederholt lobend anerkannte Lehrtätigkeit, stets von dem Streben geleitet, die ihm anvertraute Jugend durch Vermittlung der Geistesschätze des Altertums zu den geistigen und sittlichen Höhen der Menschheit emporzuführen.

Mit Allerhöchster Entschließung vom 25. April 1910 wurde W. zum Direktor unseres Döblinger k. k. Staatsgymnasiums ernannt, wo er am 25. Mai das Amt antrat. Um diese Zeit verfügte die Anstalt so ziemlich in allen Fächern über Lehrer, die seit einer langen Reihe von Jahren, vielfach seit Bestand des Gymnasiums, an derselben tätig

waren und deren Wirksamkeit auch vorher schon mehrfach die Anerkennung der Unterrichtsbehörden gefunden hatte. Unter Rücksichtnahme auf diese Tatsache legte nun Weigels wissenschaftliche und pädagogische Tüchtigkeit bei der Schulaufsichtsbehörde den Gedanken nahe, an unserer Anstalt ein pädagogisches Mittelschulseminar behufs Einführung von Probekandidaten in das praktische Lehramt einzurichten. Durch Ministerialerlaß vom 20. Jänner 1912 wurde diese Einrichtung genehmigt und mit der Leitung des Seminars der Direktor des Gymnasiums betraut. Mit besonderer Lust und Freude trat W. an die neue, nicht leichte Aufgabe heran und stellte sein bestes Können in ihren Dienst, von dem Eifer beseelt, den Forderungen pädagogischer Wissenschaft sowie der Schule gerecht zu werden. Erblickte er doch mit voller Überzeugung in der Einrichtung des Seminars ein mächtiges Mittel zur Förderung des Mittelschulunterrichtes, wenn er auch der Ansicht erfahrener Pädagogen nicht fern stand, wonach das Probejahr für den Lehrer eigentlich nur mit der Pensionierung oder dem Tode ende, einer Ansicht, der Oskar Jäger durch den Satz Ausdruck lieh: „Ein guter Lehrer ist jener, der immer besser wird". In dem Schuljahre 1911/12 und den folgenden drei Schuljahren wurden an der Anstalt über 40 Lehramtskandidaten nach den Normen des erweiterten Probejahres in das praktische Lehramt eingeführt. Als Direktor des Gymnasiums und Leiter des pädagogischen Seminars zeichnete den Dahingeschiedenen eine vornehme Sachlichkeit aus; Vorteil oder Bequemlichkeit der eigenen Person waren für seine Entschlüsse nie bestimmend. Den Schülern war er ein väterlicher Freund von milder Denkungsart, gegenüber den Lehramtskandidaten wußte er ein gebührendes Maß von Takt zu wahren und den Lehrern begegnete er stets mit gewinnendem Wohlwollen. Dabei hatte man immer das Gefühl, daß nicht persönliche Momente, sondern der große und edle Zweck der Bildung und Erziehung der Jugend seiner Handlungsweise Ziel und Richtung geben.

Leider war Weigels erfolgreiches Wirken an unserer Anstalt, dem auch von Allerhöchster Seite durch Verleihung des Regierungsratstitels an W. Anerkennung gezollt wurde, nicht von langer Dauer. Da er außer seiner Arbeitsleistung für die Schule auch auf die Herstellung und die Erneuerung der von ihm herausgegebenen Lehrbücher viel Fleiß und Mühe verwendete, so kam es nicht selten vor, daß er bei seiner rastlosen Tätigkeit die Nacht zum Tage machte, wobei durch ein Übermaß von Arbeit seine seit längerer Zeit bereits angegriffene Nervenkraft eine bedenkliche Schwächung erfuhr. Es war in der zweiten Hälfte des Jahres 1915, als Anzeichen einer schweren Erkrankung bei W. immer deutlicher zu Tage traten. Zwar stand er, von dem Siechtum, das ihm den Tod bringen sollte, schon seit einiger Zeit erfaßt, noch bis gegen Ende des Jahres 1915 unentwegt auf seinem Posten, ohne sich Ruhe zu gönnen, sah sich jedoch im Dezember des genannten Jahres gezwungen, die Leitung seiner Anstalt an den Senior des Lehrkörpers abzutreten.

Da W. seit seinen Universitätsstudien alle freie Zeit aufs gewissenhafteste dazu ausgenützt hatte, um mit den Fortschritten der Wissenschaft vertraut zu bleiben, so wurde es ihm möglich, als Früchte dieser Studien eine Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen zu veröffentlichen: 1. Verwertung von Anschauungsmitteln für unsere klassische Schullektüre. — 2. Die *Quaestiones Vergilianae* im Palimpsest der Pariser Nationalbibliothek. — 3. Zur griechischen Schulgrammatik. — 4. Bemerkungen zu einzelnen Arten von Anomala in der griechischen und lateinischen Deklination. — Besonders hat sich W. durch Bearbeitung von Lehrbüchern um den griechischen und lateinischen Unterricht hohe Verdienste erworben. Die von ihm neu bearbeiteten

Bücher für den Unterricht im Griechischen (Curtius-v. Hartel, Griechische Schulgrammatik, 24.—27. Auflage, ferner K. Schenkls Griechisches Elementarbuch, dessen 19.—22. Auflage er mit Heinr. Schenkl herausgab, und K. Schenkls Griechisches Übungsbuch für die Obergymnasien) sowie Weigels eigene Kurzgefaßte griechische Schulgrammatik erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit und weitester Verbreitung. Man kann sagen, daß geradezu jeder, der in den letzten zwei Dezennien an einem österreichischen Gymnasium Griechisch gelernt hat, Weigels Namen kennt. In der letzten Bearbeitung der Griechischen Schulgrammatik von Curtius-v. Hartel, worin W. die neuesten Errungenschaften der Sprachwissenschaft verwertete und die ein glänzendes Beispiel für eine glückliche Verbindung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit pädagogischem Können darstellt, hat sich der Verewigte selbst ein ehrendes Denkmal gesetzt. Im Jahre 1911 bearbeitete er Aug. Scheindlers Lateinisches Übungsbuch für die V. Kl. der Reform-Realgymnasien und kurz vor Weigels Erkrankung (1915) erschien die von Aug. v. Scheindler herausgegebene Methodik des Unterrichtes in der griechischen Sprache, worin der Abschnitt über den griechischen Elementarunterricht neben dem Herausgeber auch Weigel zum Verf. hat. Im Spätherbst des Jahres 1915 nahm die Drucklegung der zweiten, umgearbeiteten Auflage der obgenannten Kurzgefaßten griechischen Schulgrammatik ihren Anfang. W. konnte nur mehr die Korrektur der ersten zwei Druckbogen selbst besorgen; mit offenkundiger Dankbarkeit nahm er das Anbot des Schreibers dieser Zeilen an, die weitere Durchführung des Druckes nebst mehreren als unabweislich sich ergebenden Änderungen in dem syntaktischen Teile des Buches zu übernehmen. Die Drucklegung wurde im Laufe des Jahres 1916 abgeschlossen. Als aber einige Exemplare dieser neuen Auflage — sie trägt die Jahreszahl 1917 — Weigel zugestellt wurden, waren seine geistigen Kräfte bei dem Fortschreiten seines Leidens bereits in erheblichem Maße geschwächt.

Was schließlich Weigels Persönlichkeit anlangt, wie sie im privaten Verkehr zum Ausdruck kam, so war er ein echter Jünger der Wissenschaft von bescheidenem Auftreten, ein biederer, ehrlicher Charakter, durchaus nicht danach angetan, sich effektvoll in Szene zu setzen. In großer Gesellschaft unter lebhafter Konversation sich zu bewegen, war nicht seine Sache, doch in engerem, vertrautem Kreise konnte er, besonders wenn es sich um eine Frage der Schule oder seiner Fachwissenschaft handelte, ein Mitteilungsbedürfnis und einen Redeeifer entwickeln, den ihm ein Fernstehender nicht zugetraut hätte. Ab und zu konnte man bei dem so gutherzigen Manne auf eine etwas rauhere Stelle seines äußeren Wesens stoßen; kannte man jedoch seine Persönlichkeit näher, so wußte man auch, daß diese äußere Hülle einen durchaus edlen Kern in sich barg.

Nicht unerwähnt soll Weigels Liebe zu seiner nordmährischen Heimat bleiben, wo er alljährlich die Ferienzeit zuzubringen pflegte. Auch als sein sich steigerndes Leiden ihn niederwarf, verließ er die Großstadt und eilte dahin, wo er die Tage seiner Kindheit verlebt hatte, um hier Genesung und Kräftigung zu suchen. Und in seiner Heimat, in Wiesen bei Mähr.-Schönberg, unweit von seinem Geburtsorte weilte er, in aufopferungsvoller Weise von seiner Gattin gepflegt, auch zu der Zeit, da die Parze seinen Lebensfaden entzwei schnitt; dort, im engeren Heimatlande, hat ihn auch der Erde Schoß aufgenommen, um ihm eine Ruhestatt zu bieten für immer.

Durch Weigels Tod hat nicht nur die Anstalt, an der er wirkte, und das humanistische Gymnasium überhaupt, dessen überzeugter Verfechter er jederzeit gewesen ist, einen schweren Verlust erlitten, sondern auch die Sache der Wissenschaft, deren Ergebnisse er in

so erfolgreicher Weise für den Bedarf der Schule zu verarbeiten verstand. Sein Tod bringt uns aber auch die Tatsache zum Bewußtsein, daß das Walten und Wirken eines edelgesinnten Mannes, eines wohlwollenden Lehrers selbst über dessen Tod hinaus in räumlicher und zeitlicher Ferne treuen Herzen nicht verloren geht. Neben seiner ihm treu ergebenen Gattin trauern um ihn Schüler und Amtsgenossen, Freunde und Bekannte, trauern alle, die sein Wollen, seinen Charakter, sein Herz kennen gelernt haben. Mit Stolz wird die Anstalt, deren Leitung ihm anvertraut war, unter ihren Direktoren Weigels Namen nennen, sie wird es stets als ihre heiligste Pflicht betrachten, all dessen dankbar zu gedenken, was er ihr gewesen ist, was er erstrebt und was er erreicht hat. So können wir denn mit Recht dem Heimgegangenen die Worte nachsenden: *Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt.*

Es sind gestorben[1]):

Karl Ehart, Professor (L G) am Staatsgymnasium in Wien VI. Bez., 61 J. alt.

Josef Forsthuber, Schulrat, Professor (Z ge) an der n. ö. Landesoberrealschule in Waidhofen a. d. Ybbs, 54 J. alt.

David Graubart, Professor (isr. R) an der I. Staatsrealschule in Wien II. Bez., 62 J. alt.

Georg Höbart, Professor (M Nl) an der Staatsrealschule in Wien XI. Bez., 41 J. alt.

Dr. Josef Kreschnička, bischöfl. Konsistorialrat, Professor (k. R) am n. ö. Landesgymnasium in Horn, 58 J. alt.

Dr. Alois Müller, Professor (H St) an der Staatsrealschule in Wien III. Bez., 46 J. alt.

Alois Seeger, Regierungsrat, Professor (D F) an der Staatsrealschule in Wien XVIII. Bez., 56 J. alt.

Konrad Stiebitz, Professor (M Nl) am Staatsgymnasium in Landskron, 67 J. alt.

[1]) Um Vollständigkeit in diesen Angaben zu erzielen, werden die Direktionen und Lehrkörper um die gefällige Mitteilung von eingetretenen Trauerfällen ersucht. — Für die freundliche Mithilfe sind wir wieder Herrn Gymn.-Professor Privatdozenten Dr. Alfred Kappelmacher zu Dank verpflichtet.

Die Schriftleitung.

Von der Schriftleitung am 5. Jänner 1920 erledigt.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Das Gymnasium und die Einheitsschule in Deutsch-österreich.

Eine literarische Kritik.

Wenn ich etwas in der Entwicklung unserer inneren Verhältnisse tief beklage, so ist es, daß der politische und soziale Umsturz, den der unselige Krieg hervorgerufen und zu dem sein unglücklicher Ausgang den unmittelbaren Anstoß gegeben hat, nunmehr auch vor den Gebieten nicht halt macht, deren gedeihliche Wirksamkeit vor allem auf Kontinuität, Stabilität und eine ruhige, langsame, allmähliche Entwicklung angewiesen ist, ich meine Religion, Kunst, Sitte, Rechtsprechung und allen voran die Schule; sie sollten der ragende Fels in der umtosenden Brandung des Lebens sein und nicht wie gerade jetzt Gefahr laufen, in die allgemeine Flut mitgerissen zu werden. Nicht als ob ich meinte, daß die Schule auf einem Isolierschemmel ruhen könne, aber sie soll ein heiliger Bezirk sein, μηδεὶς ἀνόσιος εἰσίτω. Nicht ein Politikum im Sinne einer Domäne irgend einer politischen Partei, sondern ein unantastbares Gemeingut des ganzen Volkes ist die Schule; nicht von politischen, sondern von pädagogischen Gesichtspunkten und Rücksichten soll sie beherrscht sein.

Und heute wieder? Der Sozialdemokratie ist sie so gut ein Mittel zum Zweck wie vordem anderen Parteien; von ihr geht heute die Losung aus: Einheitsschule. Von der reinen Einheitsschule, die die gesamte Jugend bis zum 18. Lebensjahr heranbilden soll, — eine der größten pädagogischen Torheiten, die ich kenne, sagt Kerschensteiner von ihr — ist bei uns kaum die Rede, obwohl sie das sozialdemokratische Ideal verkörpert; ich habe bloß im Reformjahre 1908 den Prof. Dr. L. M. Hartmann in einer Versammlung davon reden gehört.

Lebhaft dagegen ist auch bei uns die Rede von der gemilderten Form, der differenzierten Einheitsschule, selbst von offizieller Seite her. Da sind es hauptsächlich drei Publikationen, die ich unlängst in die Hände bekommen habe, die mich bewogen haben, hier das Wort zu ergreifen, nämlich der Vortrag von Dr. Heinrich Gassner „Die Grundprobleme der heutigen Schulreformbewegung und das Gymnasium", gehalten im Verein „Mittelschule" in Wien am 31. Mai 1919; dann der Aufsatz von Leopold Lang „Die Einheitsschule" und von Dr. Hans Fischl „Die alten Sprachen in der Einheitsschule", beide veröffentlicht im pädagogischen Teil der Zeitschrift „Volkserziehung", Nachrichten des deutschösterreichischen Unterrichtsamtes, Jahrgang 1919, Stück XIV, S. 75 ff. Ihre kritische Besprechung wird den Inhalt meines Aufsatzes bilden[1]). Der Umstand, daß mich mit zwei Autoren ein zum Teil sogar engeres Verhältnis verbindet, wird meiner Aufrichtigkeit keinen Abbruch tun, um so weniger, als ich ihnen guten Glauben und ehrliche Überzeugung zubillige. Meine eigene wissenschaftliche und demokratische Gesinnung schützt mich davor, die Änderung der Ansicht einem Weggenossen irgendwie übel auszulegen; ich bin ganz überzeugt, daß es beiden keine geringe Überwindung und keinen leichten Kampf gekostet hat, als Gegner unseres Gymnasiums, das sie noch vor kurzem so hoch gehalten haben, aufzutreten. Übrigens geht zwischen uns der Streit nicht um den altsprachlichen Unterricht, den beide warm verteidigen, sondern um seine Einrichtung und das Gymnasium in seiner gegenwärtigen Gestalt. In dieser Frage können nur die besten Gründe eine Entscheidung bringen. Um diese will ich mich bemühen.

Zum Thema „Einheitsschule" gelangt Dr. Gassner erst im dritten Abschnitt seines Vortrages; voraus geht der Nachweis, daß und warum jede allgemeine Bildungsschule in gewissem Sinne „weltfremd" sein müsse und daß der Unterricht in den alten Sprachen vom Standpunkt der Schule als nationaler Bildungsstätte zu den unbedingten Notwendigkeiten für uns Deutsche gehöre.

---

[1]) Von Erörterungen des Themas in der Tagespresse ist mir nur der Artikel von V. L. „Die Einheitsschule" in der „Arbeiter-Zeitung" (Nr. 14 vom 15. Jänner 1919) zu Gesicht gekommen. Ich habe diesem ganz oberflächlichen, phrasenhaften Machwerk sogleich eine Berichtigung entgegengestellt, die aber in den Papierkorb der Redaktion gewandert ist, was mir im ersten Augenblick eine Enttäuschung war, weil ich zur Objektivität dieses Blattes Vertrauen hatte; davon bin ich geheilt, seitdem ich wahrgenommen habe, daß die Arbeiter-Zeitung auch sonst gegen andere Meinung intolerant geworden ist und keine Kritik verträgt, eine Erscheinung, die kein Zufall, sondern mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes eingetreten ist: Die Macht duldet keinen, auch keinen ehrlichen Widerspruch, sondern fordert nur Unterwerfung.

Er behauptet nun, die Forderung nach einer nationalen Erziehung unseres Volkes führe zur Forderung „nach einer möglichst allgemeinen Bildung aller Volksschichten“; eine etwas unklare Formulierung, die nur den Sinn haben kann, daß die nationale Erziehung eine Hebung und Verbreitung allgemeiner Bildung im ganzen Volk erfordere. Das ist das Programm der Demokratie, die letzte treibende Kraft der heutigen Schulreformbewegung ist somit nicht eine nationale, sondern eine politische, wie es einige Sätze später ausdrücklich zugegeben wird. S. 14 heißt es: „Die neue demokratische (ohne Beistrich!) Form unseres Staates (soll wohl heißen, die sozialdemokratische Form unseres Staates, was den Tatsachen widerspricht, denn noch ist die Sozialdemokratie nicht die alleinherrschende Macht) braucht, soll sie nicht zerflattern, notwendig einen Inhalt (!)“; dieser liegt einerseits in materiell wirtschaftlicher Hinsicht ebenso im Problem der Sozialisierung wie in geistig kultureller im Problem der Schulreform. „Die Frage der Einheitsschule, die für uns Schulmänner eine Frage der Form ist, ist für den Staat bereits ein notwendiger Inhalt, in dem er sein sozialdemokratisches Grundprinzip, soll es Bestand haben, im Schulwesen fest verankert.“ Das heißt, deutlicher gesprochen: Die Sozialdemokratie braucht für ihren Staat eine andere Gesellschaft und dazu soll ihr die Schule verhelfen. Wie aber sehr viele Menschen, die keinen persönlichen Nachteil zu befürchten hätten, in der Sozialisierung der Wirtschaft neben ihren unleugbaren Vorteilen noch schwerere Nachteile erkennen, die sie mit den größten Zweifeln erfüllen, ob diese überhaupt realisierbar ist und ob sie nicht den Fortschritt der Menschheit aufheben würde, wenn der sich überhaupt aufheben ließe, so gibt es auch viele Urteilsfähige, die in der Einheitsschule eher eine soziale Gefahr als den Weg der Gesundung der Gesellschaft erblicken und dem an und für sich gewiß schönen Gedanken der sozialen Angleichung gegenüber in der Verschiedenartigkeit der Einzelwesen den richtigen Fingerzeig der Natur finden.

Nun versucht der Vortragende die Notwendigkeit der Einheitsschule zu beweisen. Um die Gefahr jeder Demokratie, die Ochlokratie, zu bannen, meint er, muß die Demokratie von ihrer Schule die Hebung der allgemeinen Volksbildung verlangen, damit das Volk gebildeter, daher reifer, daher geeigneter werde, seine eigenen Angelegenheiten selbst zu ordnen. Dazu muß „die Trägerin der Bildung in den breitesten Volksschichten, die Bürgerschule (*sic!*), gehoben werden; sie darf nicht mehr in einer Sackgasse enden, aus der selbst für die Tüchtigsten kaum unter den größten Schwierigkeiten ein Ausweg zu weiteren Studien möglich ist, sie muß den Befähigten den freien Aufstieg offen halten. Daraus folgt als erstes Prinzip die Verschmelzung der Untermittelschultypen mit der Bürgerschule, diese soll auf das Niveau

jener gehoben werden, die Schule soll künftig eine einheitliche Schule sein".

Wir sind also jetzt bei der einheitlichen Schule. Halten wir einen Augenblick inne und besehen wir uns diesen Beweis etwas näher.

Sofort zeigt sich uns der Pferdefuß: in Zukunft keine Bürgerschüler und Bürgerschullehrer, sondern nur Mittelschüler und Mittelschullehrer! Der Name macht's! Und doch behaupten jetzt genaue Kenner der Bürgerschule, das Niveau der Lehrpläne wäre jetzt schon in mißverstandener, pseudowissenschaftlicher Nachahmung der Mittelschule für die Schüler hoch genug, sogar in mancher Hinsicht zu hoch, aber ihre Erfolge seien ungenügend. Vielleicht wird man also, um das Bildungsniveau der erwerbenden Stände, die hauptsächlich durch die Bürgerschule gehen, tatsächlich zu heben, besser tun, wenn man die Lehrziele der Bürgerschule niederer, weniger wissenschaftlich, der Fassungskraft der Schüler angemessener, den Bedürfnissen des Erwerbslebens entsprechender gestaltet, dafür aber sie wirklich erreicht und so allgemein gute Erfolge ermöglicht. Auch das Wort der Sackgasse gilt nur *cum grano salis*; denn erstens führt die Bürgerschule zur Fortbildungsschule und zweitens sitzen in jeder ersten Klasse der Wiener Gymnasien, was sich amtlich leicht feststellen läßt, ein wenn auch nicht großer Prozentsatz von Bürgerschülern; freilich verlieren diese, wenn sie aus der 2. oder 3. Bürgerschulklasse kommen, ein bis zwei Jahre. Das ist also die Wirklichkeit, gewiß ein Übelstand, der Abhilfe heischt, die aber ohne große Reformen leicht möglich ist. Im übrigen ist nicht die Bürger-, sondern die allgemeine Volksschule die Trägerin der Bildung der breitesten Volksschichten. Und wie viele achtklassige Volksschulen besitzen wir in ganz Deutschösterreich? Da klafft also die große Lücke; eine gute, durchwegs achtklassige allgemeine Volksschule auf dem Lande mit landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen, eine gute Bürgerschule in Städten und Märkten für den Handwerkerstand mit Fortbildungsschulen, das wäre die nächste, notwendigste Aufgabe, um das Niveau der gesamten Volksbildung zu erhöhen.

Der Übergang zu den entsprechenden Klassen der höheren Schulen kann auf leichte Weise durch Begabtenschulen, das Mannheimer System u. ä. bewerkstelligt werden. Man sieht, der demokratische Gedanke führt selbst theoretisch nicht notwendig zur einheitlichen Schule, im Gegenteil, die Hebung und Verbreitung allgemeiner Bildung, die schon frühzeitig auf das künftige Erwerbsleben der Schüler eingestellt sein muß, verlangt alles andere eher als eine einheitliche Schule, einheitlich nach den Bedürfnissen einer kleinen Minderheit von Kindern, die den geistigen Berufen zugewendet werden sollen. Heißt das nicht die Dinge auf den Kopf stellen? Weiter! Die Hebung der Volks-

und Bürgerschule auf das Niveau der Untermittelschule, wodurch diese selbst überflüssig wird, ist die reine Umkehrung der Wirklichkeit; denn nimmt man der Untermittelschule, d. i. dem Untergymnasium sein Latein und Griechisch, dem Realgymnasium sein Latein und Französisch (oder Englisch), der Unterrealschule ihr Französisch, so ist ja auch das Niveau der übrigen Gegenstände nicht mehr zu halten. Denn daß aus dem Betrieb einer Fremdsprache ein ganz gewaltiger Einfluß auf das intellektuelle und moralische Wachstum der Jugend, vornehmlich auf ihre sprachlich-logische Schulung erwächst, kann nur bestreiten, wer die Veränderung des ganzen geistigen Habitus, die z. B. an den Primanern des Gymnasiums schon nach einigen Monaten des Lateinunterrichtes augenfällig ist, nie beobachtet hat. Die Wirklichkeit wird dann die sein, daß die Bürgerschule nicht auf das Niveau der Untermittelschule kommt, sondern die ehemaligen Untermittelschüler auf das faktische Niveau der jetzigen Bürgerschule. Und das nennt man dann Hebung der Volksbildung.

Doch hören wir den Beweis weiter!

Da der Staat, so wird im Vortrage weiter ausgeführt, ein enormes Interesse daran hat, daß in Hinkunft jeder Tüchtige an seinen Platz gestellt werde, und nur Erprobung und Beobachtung Prinzip der Auswahl und des Aufstieges der Schüler bilden kann, so muß die ganze Masse der Kinder des Volkes in eine Schule kommen; die Schule muß also künftig auch eine allgemeine sein.

Also das Thema: Aufstieg der Begabten, ein sehr sympathisches, aber auch so eines, das *cum grano salis* zu nehmen ist: denn wenn damit gesagt sein soll, daß nun jeder möglichst an die Hochschule gelangen solle, wäre es ein Unsinn; ferner meine ich, hat sich der Aufstieg auch schon bisher immer vollzogen, wird sich mit dem Einwurzeln der demokratischen Gesinnung — und die ist die Hauptsache, nicht die bloße demokratische Regierungsform — immer leichter vollziehen, und alle künstlichen Maßnahmen scheinen mir nicht nur unnötig, sondern sogar schädlich, weil der Strom auch das Gerölle mit sich reißt.

Und ist Begabung wirklich das einzige und erste, worauf es beim Aufstieg ankommt? Ist nicht vielmehr Fleiß, Energie, Streben das Wichtigere?

Wenn also, um zum Beweise zurückzukehren, die Schule deshalb allgemein sein muß, damit sich die Auslese aus der Gesamtheit der Kinder vollziehe, so ist das wieder eine Fiktion; denn das könnte nur so sein, daß alle Kinder wirklich in einer einzigen Schule unter den gleichen äußeren Verhältnissen unter einem und demselben Lehrer ständen; das ist natürlich unmöglich, nicht einmal durch eine einheitliche Kommission wäre das zu bewirken, wenn man schon das Prinzip der Erprobung nicht so genau nehmen wollte; es ist und bleibt also auch in Hinkunft

die ganz einheitliche Beurteilung der Fähigkeiten völlig ausgeschlossen; auch künftig wird der Maßstab nach Ort und Person des Lehrers, kurz nach äußeren Verhältnissen verschieden sein, ganz wie jetzt, auch wenn man den Lehrplan der Einheitsschule für alle Schüler, ob auf dem Lande oder in der Stadt, ganz gleich machen wollte, was man ja auf dem Papier leicht fertig bringt, in der Wirklichkeit aber niemals erreichen kann. Übrigens muß ich zur Ehre unserer Lehrer und Professoren konstatieren, daß auch bisher im allgemeinen die Auslese sich als gut und richtig erwiesen hat; Fehlurteile sind und werden immer vorkommen.

Wenn ich da eine persönliche Erfahrung einschalten darf, so ist sie diese. Ich lebe seit fast zwei Jahren auf einem Dorfe unweit von Linz und kenne die Lebensverhältnisse seiner Bewohner und der Kinder, und wenn ich denke, daß bei diesen äußeren Verhältnissen — jetzt hat dort die Schule nur einen Lehrer — in nächster Zeit eine achtjährige Einheitsschule mit dem Niveau der Untermittelschule eingerichtet werden sollte, so kann ich mich wirklich des Lachens nicht erwehren. Nicht einmal die achtjährige Schulpflicht läßt sich ohne schlimmste Gewalt in absehbarer Zeit hier durchführen, geschweige denn eine achtklassige Volksschule ausbauen. Und das sollte doch das nächste Ziel der Unterrichtsverwaltung bilden, wenn man die Volksbildung heben will.

Wenn sich der Vortragende schließlich scharf gegen die absolute und für die differenzierte Einheitsschule ereifert — Rein sagt in seiner Schrift „Die nationale Einheitsschule, in ihrem äußeren Aufbau beleuchtet", 1919, S. 40: Die Einheitsschule wird auch auf der Grundstufe differenziert sein oder sie wird überhaupt nicht sein! — und die Differenzierung soweit geführt wissen will, daß durch fakultative Sprachkurse „die technische Seite der antiken Sprachen bereits auf der Mittelstufe" (also zwischen dem 5. und 8. Schuljahr) „erledigt sein müsse", so fragt man: Wozu dann die Vernichtung des Untergymnasiums? Denn die Grammatik der beiden antiken Sprachen kann man doch nicht in einem, auch nicht in zwei Jahren erledigen, dazu sind vier oder mindestens drei Jahre nötig. Und wo bleibt bei so früher Differenzierung der Aufstieg der Begabten? Wie soll ein Schüler, der vier oder drei oder sagen wir sogar zwei Jahre den fakultativen Unterricht nicht besucht hat, der aber plötzlich zum Übergang ans Obergymnasium für fähig gehalten wird und Lust dazu hat, diesen Übertritt „ohne äußerste Schwierigkeit" bewerkstelligen? Doch ich breche ab und will mir die pädagogische Seite der fakultativen Fächer auf später versparen.

Nur noch soviel, daß es auch jetzt schon der tüchtige Lehrer in der Hand hatte, die strengste Auslese von Klasse zu

Klasse zu üben; wenn sie nicht geübt wurde, so liegt das in Verhältnissen, die auch in Zukunft nicht anders sein werden.

Wenn aber geklagt wird (S. 8), daß infolge der Knappheit der den einzelnen Fächern zugewiesenen Zeit (oder, wie der Vortragende behauptet, man hat ins Gymnasium immer Neues, ihm Wesensfremdes hineingepfropft — ja was dann?) die Anforderungen an die Lehrkunst erhöht worden sind, woran mitschuldig zu sein für mich immer eine große Genugtuung sein wird, so wird künftig bei noch größerem Mangel an Raum und Zeit nur mehr der vollkommenste Meister, der reine Engel von einem Lehrer genügen und berechtigt sein, strenge Anforderungen an die Schüler zu stellen und „ebensoviel, wenn nicht mehr zu leisten" (S. 18).

Überhaupt, glaube ich, urteilt der Vortragende über das Gymnasium der Gegenwart, seine Lehrer und Schüler allzu pessimistisch[1]).

Das Ergebnis meiner Analyse der Hauptpunkte des Gassnerschen Vortrages ist also, was die Einheitsschule angeht, negativ. Was zu ihren Gunsten vorgebracht wird, scheint mir nicht stichhältig zu sein.

Für sein warmes Eintreten für den altsprachlichen Unterricht jedoch bin ich ihm dankbar.

Dasselbe gilt durchaus auch vom Aufsatz des Prof. Dr. Fischl. Es ist ihm „außer aller Frage, daß auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen, vielmehr jetzt erst recht, die humanistische Bildung für einen Teil unserer Jugend erhalten bleiben muß" (S. 98), freilich, der Gedankengang, der zu dem Schluß führt, ist mir nicht ganz unbedenklich; denn mir scheint die formalbildende Kraft besonders des Lateinunterrichtes im Vergleich zur historischen Bedeutung des altsprachlichen Unterrichtes und den ethisch-ästhetischen Werten der klassischen Schulbildung zu wenig hervorgehoben zu sein; man kann m. E. nicht scharf genug betonen, daß der inhaltliche Ertrag der Autorenlektüre annähernd auch durch Übersetzungen, schon gar ihr ethischer Gehalt, vermittelt werden kann, während die Lektüre des Originals und seine Übersetzung in die Muttersprache den Schülern weit, unendlich weit mehr bietet als den bloß sachlichen Gewinn; denn dabei wird der ganze Gedankenkomplex des Werkes vom Schüler in neuer Form geschaffen und diese feine, Geist und Sprache bildende Arbeit ist nur möglich auf sicherem grammatischem Verständnis; der Schüler muß sich Schritt

---

[1]) Im Vorbeigehen möchte ich noch mein Bedauern über den Plan aussprechen, wenn er wirklich besteht, den Verein „Mittelschule" in Wien in einen Verein „Gymnasium" umzuwandeln. Sollte nicht vielmehr endlich Zeit sein, Gymnasial- und Realschulmänner in einen Verein „Mittelschule" zu vereinigen, jetzt, wo von der Einheit des ganzen Lehrstandes so viel die Rede ist?

für Schritt Rechenschaft geben, warum er einen Satz so übersetzen muß und jede andere Übersetzung falsch ist; dazu aber gehört eine Beherrschung der Sprache in einem gewissen Ausmaße, die nur die Frucht längerer, geduldiger, langsam vorschreitender Bemühung um das Sichhineinleben und die Übung in der Fremdsprache sein kann. Ich halte darum einen sechsjährigen Latein- und vierjährigen Griechischunterricht, wie ihn sich Dr. Fischl denkt, für eine Zerstörung des Gymnasiums nicht nur, sondern auch des altsprachlichen Unterrichtes, der, wenn er nicht eine gewisse Höhe des Ertrages erreicht, die Mühe nicht lohnt.

Auch Dr. Fischl tritt ungefähr aus denselben Gründen wie Dr. Gassner und Lang für die achtjährige Einheitsschule ein: Überbrückung der sozialen Kluft durch gemeinsame Erziehung in den für die Entwicklung entscheidenden Jahren, Aufstieg der Begabten, kurz lauter politische und soziale Gründe. Wenn Dr. Fischl (und ebenso Lang) noch behauptet, daß „aus psychologischen Tatsachen sich die Nötigung ergebe, eine endgültige Trennung der Bildungswege im allgemeinen bis zum 14. Lebensjahre hinauszuschieben", so kann dem gegenüber das gerade Gegenteil behauptet und auch, meine ich, nicht einmal schlecht begründet werden: Wenn irgend ein Zeitpunkt sich für die Berufsentscheidung für die höhere Geistesbildung nicht eignet, so ist es dieses 14. Lebensjahr mit seinen Nöten der beginnenden Geschlechtsreife, den gewaltigen körperlichen Revolutionen, die oft geradezu von vorübergehenden psychischen Störungen, wie Zerstreutheit, Apathie, Nachlassen des Gedächtnisses, mürrischer Verdrossenheit, Arbeitsunlust, Müdigkeit, plötzlichem Wechsel der Stimmung usw., begleitet sind, der Beginn der sogenannten Flegeljahre. Mir ist es ganz unbegreiflich, wie man einen so schwierigen Anfangsunterricht, wie es der Anfang des Griechischen ist, der gerade das Gedächtnis stark belastet, vernünftigerweise in dieser Zeit der Gärung sollte beginnen können. Auch Dr. Fischl scheint sich dieser Tatsache nicht ganz zu verschließen; denn er sagt (S. 101): „Dies (das Griechische in der 4. Klasse zu beginnen) erscheint aber leider ausgeschlossen." Warum? Ja, über der Pädagogik thront natürlich die soziale und politische Macht und sie, die allein oder doch in erster Linie und ausschlaggebend Fragen der Organisation des Jugendunterrichtes sollte bestimmen können, muß sich auch jetzt wieder mit der Rolle des fünften Rades am Wagen bescheiden.

Für das Latein will sich Dr. Fischl mit einem sechsjährigen Kurs begnügen, der mit der 3. Klasse beginnen soll; es soll dies „ein wahlfreier, aber für die Schüler, welche später die gymnasiale Richtung einzuschlagen gedenken, verbindlicher Unterricht sein mit je sechs Wochenstunden in der 3. und 4. Klasse."

Auch hier wieder fragt man zunächst: Wo bleibt die Einheitsschule? Richtiger noch muß man fragen: Wo bleibt da die Bildungsschule? Wenn ein Teil der Schüler einer Klasse wöchentlich sechs Lateinstunden mehr haben soll als alle übrigen, das soll noch ein einheitlicher Körper sein, da soll noch eine Konzentration des Unterrichtes, ein Ineinanderarbeiten aller Gegenstände, ein entwickelnder, fragender Arbeitsunterricht möglich sein? Das glaube, wer will, ich niemals. Außerdem braucht ja der Lateinunterricht einen auf ihn abgestimmten, für seine Bedürfnisse direkt eingerichteten Deutschunterricht. Paßt der für die große Masse der Schüler, die nicht Latein lernen? Dr. Fischl ist offenbar der Ansicht, daß ein solcher nicht nötig sei, denn „es ist ihm eine gründlichere Schulung in der Muttersprache vorangegangen (je sechs Wochenstunden in der ersten und zweiten Klasse)“. Wie ein solcher ohne Fremdsprache aussieht, das können ihm lebendige Beispiele zeigen. Die Muttersprache lernt doch gründlich nur, wer eine fremde erlernt. Und sollte Dr. Fischl seine Erfahrungen ganz in den Wind schlagen, die er selbst am Reformrealgymnasium als Lateinlehrer gemacht hat, von denen er im Freundeskreise so oft schaudernd erzählt hat, am Reformrealgymnasium, wo ein vierjähriger französischer Unterricht vorangegangen ist?

Doch das Schlimmste ist, daß ohne ein gewisses Zusammenstimmen aller Gegenstände einer Klasse oder wenigstens der innerlich zusammenhängenden kein vernünftiger, einheitlicher Lehrplan gestaltet werden kann, sondern eben nur ein Nebeneinander von Gegenständen, von denen ein so wichtiger und schwieriger, den ganzen Schüler erfassender ein Anhängsel für einen Teil der Schüler bilden würde.

Alles, was sich Dr. Fischl dabei erhofft, daß auch bei dieser Einrichtung des altsprachlichen Unterrichtes noch „für die unbedingt notwendige ausgedehnte und gründliche Lektüre Raum bleibt“, daß der Anfangsunterricht im Latein ein anderes Tempo und eine andere Methode wird einschlagen können, widerspricht allen Erfahrungen und halte ich für eitlen Optimismus. Vielleicht, daß einzelne, gottbegnadete Lehrer das vermöchten, der Durchschnitt sicher nicht; und ein Lehrplan muß vernünftigerweise mit dem Durchschnitt bei Schülern und Lehrern rechnen, wenn er nicht ganz auf dem Papier bleiben soll. Dann kommt noch, was von der allergrößten Wichtigkeit ist, hinzu, daß dieselben Gegenstände je nach dem Bildungsbedürfnis und Bildungsniveau der Schüler ganz verschiedene Ziele und Methoden erfordern. An der Volks- und Bürgerschule handelt es sich um eine mehr praktisch gerichtete Methode, an der höheren Schule um eine mehr wissenschaftlich gerichtete; der Volks- und Bürgerschule muß die Vorbereitung auf die künftige praktische Erwerbstätigkeit der Schüler erhalten bleiben. Darum

können die oberen Klassen der Volks- und Bürgerschule im Unterrichte auch der gemeinsamen Fächer niemals mit den Schülern der höheren Schule zusammengespannt sein. Selbst diese gemeinsamen Gegenstände wie Religion, Deutsch, Geschichte, aber in gewissem Sinne auch Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften müssen am Gymnasium eine ganz andere Art der Behandlung erfahren als an der Realschule und gar an der Volks- und Bürgerschule.

Noch ein anderes Zugeständnis muß Dr. Fischl machen, das sich für das Gymnasium als verhängnisvoll erweisen würde: S. 102 gibt er zu, daß bei seiner Verteilung des altsprachlichen Unterrichtes mit seinem Schwerpunkt auf der Oberstufe die realistischen Fächer am Obergymnasium sich werden gewisse Beschränkungen gefallen lassen müssen; er denkt an Physik, „am ehesten" an Mathematik. „Letztere bereitet sprachlich hochbegabten Schülern erfahrungsgemäß zuweilen erhebliche Schwierigkeiten, ohne daß bei diesen über eine gewisse Grenze noch ein Fortschritt in der geistigen Schulung erzielt werden könnte. Dieser Grenze aber wird sich in der Einheitsschule der verstärkte mathematische Unterricht bereits auf der Unterstufe erheblich genähert haben." Der Gedanke und seine Motivierung ist höchst unglücklich. Denn gerade auf der Oberstufe kann erst ein tieferes verstandesmäßiges Erfassen des Stoffes dieser für jeden gebildeten Menschen einfach unentbehrlichen Wissensgebiete gesichert werden; die Zweistufigkeit ist in keinem Gegenstande unentbehrlicher als in den Naturwissenschaften, Mathematik und Geographie. Ferner ist ein gründlicher Physik- und Mathematikunterricht mit der Präzision und Schärfe im Ausdruck eine höchst wichtige Ergänzung des Sprachunterrichtes. Der Gedanke des Nacheinander der Lehrfächer statt des Nebeneinander ist leider scheinbar zu einfach, um wirklich durchführbar zu sein. Schwierigkeiten aber sind kein ernsthafter Grund dafür, der Jugend ein Fach zu ersparen, eher das Gegenteil; denn sie soll nur lernen, sich auch mit Dingen ernstlich zu beschäftigen, die ihr nicht gerade leicht gehen und ihr darum nicht recht bequem sind. Gegenüber der heute weitverbreiteten Ansicht, daß so ungezählte Genies für die Gesellschaft verloren gegangen sind, weil sie sich mit Fächern plagen mußten, die ihnen nicht gemäß waren, bleibe ich dabei, daß auch für den einzelnen Nöte und Hemmungen die Fittige großer Erfolge sind und bleiben. Es geht dabei ebenso wie mit der Armut: Andrew Carnegies Worte: „Werde arm geboren, wenn du tüchtig werden willst", ist durchaus kein Witz.

Endlich — um noch auf eine Nebensache zu reflektieren — was Platos Meinung betrifft, daß „die Mädchen die gleiche Erziehung erhalten sollen wie die Knaben" (natürlich offenbar auch Jungfrauen wie Jünglinge), so widerspreche ich dem bei aller

Ehrfurcht und Bewunderung für Platos hohen Geist auf Grund eigener reicher Erfahrung aufs allerentschiedenste; ich kann keine Gelegenheit vorübergehen lassen, Prof. William Sterns wissenschaftliche Erkenntnis auf dem Gebiete der Begabungsforschung immer wieder niedriger zu hängen, die er in dem Buche „Aufstieg der Begabten“ S. 112 ausgesprochen hat: „Das bisherige Verfahren, welches gerade für die besonders tüchtigen Mädchen ohneweiters den Typus der höheren Knabenschule anwandte, war falsch; es müssen charakteristische Frauenschulen für die aufsteigenden Tüchtigen geschaffen werden.“

Die dritte Arbeit von Lang bietet nicht mehr viel, was ich nicht schon im vorausgehenden besprochen hätte, und zieht mehr die Einheitsschule im Wesen in den Kreis der Erörterung. Doch will ich auf einzelnes immerhin eingehen. Auf allen Märkten hör' ich's jetzt leiern, einer spricht und schreibt es dem andern nach: die soziale Gerechtigkeit gebietet, daß jeder seiner Anlage und Neigung gemäß die möglichst beste Bildung erhalte. Vortrefflich; nur muß man sich im klaren sein, daß die konsequente Durchführung dieses Satzes zur Verneinung des sozialen Staatskörpers führt, also sich die soziale Gerechtigkeit gewissermaßen selbst aufzehrt. Jeder kann im allgemeinen doch nur auf dem Felde das Bestmögliche für die Gesellschaft leisten, für das er ausgebildet wäre, für das ihn Anlagen und Neigung bestimmen würden. Dieser schrankenlose Individualismus ist also so ziemlich das Gegenteil von dem, was Staat und Gesellschaft jetzt wirklich brauchen, für die es jetzt das dringendste Gebot ist, daß sich zwischen den zahllosen Berufs- und Erwerbsständen, namentlich zwischen den erwerbenden Ständen und den sogenannten freien Beruf ein richtiges Verhältnis allmählich herstelle. Nicht Anlage und Neigung spielen dabei die Hauptrolle, sondern die Aussichten auf Erwerb und Fortkommen, zu Zeiten, wo das Leben leicht ist, sogar auf den bequemsten, besten und sichersten Erwerb. Wie nach dem Krieg und der Revolution bei unserer allgemeinen Verarmung die Dinge liegen, würde es eher notwendig sein, wenn der Gedanke nicht allzu abenteuerlich wäre, den Nachwuchs für die einzelnen Stände und Berufe auf Grund einer Berufsstatistik geradezu von Staats wegen zu rationieren. So widerspruchsvoll gestaltet sich soziales Leben und soziale Gerechtigkeit. Der einzelne ist eben weder nur für sich noch nur für die Gesellschaft auf der Welt, sondern beides muß sich vereinigen lassen, wenn Natur, die im Grunde antisozial, mindestens asozial ist, und Gesellschaft jede zu ihrem Rechte kommen soll.

Wenn demnach der Verf. die Gefahr, daß in der Einheitsschule jeder oder doch jeder Befähigte den Weg zur Hochschule werde wandeln wollen, recht leicht nimmt und mit den Worten abtut: „Die Vermehrung jener, die nach höherer und höchster Bildung streben, ist weder für die Erziehung der einzelnen noch

für die Bildung der Gesamtheit eine Gefahr" (S. 83), so möchte ich ihn auf die Situation verweisen, die K. L. in der „Arbeiter-Zeitung" unter dem 13. August 1919 mit folgenden Worten der größten Besorgnis schildert: „Wir haben (in Deutschösterreich) Beamte und Studierende" (— er hätte sagen sollen Männer der geistigen Berufe —), „mit denen wir einen Großstaat ausrüsten können, aber bloß für vier Monate Brot und kaum für 1½ Monate Kohle." „Die strenge und gerechte Auslese nach Befähigung und Willenskraft ist die unerläßliche Ergänzung der Einheitsschule" heißt es S. 83. Werden die Lehrer die Pflicht künftig besser erfüllen können als bisher? Wird Mitgefühl, Rücksicht, Protektion u. ä. künftig keine Rolle mehr spielen?

Auch der Verf. stimmt in die Klage ein, daß bisher eine große Zahl von vortrefflichen Geistesanlagen wegen Mangels an Privatvermögen verkümmern mußte (S. 83). Ja, weiß nicht jeder von uns aus seinem engeren Bekanntenkreise, daß das im allgemeinen nicht wahr, mindestens ungeheuer übertrieben ist? Woher stammen die meisten Lehrer, Professoren, Priester, Richter anders als aus den ärmeren Schichten der Bevölkerung? Eine amtliche Erhebung, die sich leicht durchführen ließe, würde die Richtigkeit meiner Behauptung sicher ergeben. Gerade so unrichtig ist es, das Gymnasium als eine Domäne der Bourgoisie zu bezeichnen; ich habe vor Jahren, als ich noch im Amte war, Erhebungen an Wiener Gymnasien in dieser Richtung vorgenommen, die das Ergebnis geliefert haben, daß — außer an wenigen Anstalten, wo indes auch die armen Schüler nicht fehlten —, die Zahl der Schüler aus der ärmeren Bevölkerung die Majorität betrug. Auch darüber kann eine amtliche Umfrage jederzeit leicht verläßlichen Aufschluß geben. Daß die Auslese wenigstens bis in letzte Zeit vor dem Kriege trotz verkehrter Maßnahmen der Unterrichtsverwaltung im ganzen an Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ, gibt der Verf. S. 92 selbst zu, allerdings mit falscher Nutzanwendung.

Doch ich komme zum Schlusse. Ich halte den Gedanken einer Reform in der Richtung der Einheitsschule an und für sich schon für verfehlt; was in den genannten Schriften dafür angeführt wird, unterliegt schweren Bedenken, die ich bemüht war aufzuzeigen. Natürlich sprechen noch andere schwerwiegende Gründe gegen die Einheitsschule, auf die ich nicht eingegangen bin, weil dazu diese Schriften keinen Anlaß boten. Wichtige Voraussetzungen, wie Einheit des Lehrstandes — schon jetzt begehren die Volks- und Bürgerschullehrer ihre Ausbildung an der Universität —, Kosten u. ä., sowie böse soziale Folgen, wie Entwurzlung vieler Volkselemente, Entziehung der besseren Köpfe aus den erwerbenden Ständen u. ä., sind in den genannten Schriften kaum oder gar nicht berührt. In Wirklichkeit wäre die Einheitsschule eine unheilvolle Schädigung der unteren Schu-

len durch Belastung mit pseudowissenschaftlichen Zielen und Methoden, der Mittelschule, im besonderen des Gymnasiums und damit natürlich auch der Universität. Von einem fruchtbaren Unterricht in den alten Sprachen könnte keine Rede mehr sein. Dieser Unterricht muß aber unserem Volke unbedingt erhalten bleiben; eine bessere Art, als er am Gymnasium organisiert ist, ist bis jetzt noch nicht gefunden worden, folglich muß das Gymnasium wesentlich in seiner gegenwärtigen Gestalt weiterhin fortbestehen. Was aber dringend nottut, ist, daß am Gymnasium der alte Geist ernster und strenger Arbeit und Pflichterfüllung, der abhanden gekommen zu sein scheint, wieder auflebe. Gegen eine Erhöhung der Vorsicht in der Aufnahme der Schüler, gegen eine Verminderung der Zahl der Gymnasien nach Maßgabe eines gesunden Verhältnisses der in freien, geistigen Berufen und im Erwerbsleben Beschäftigten wird niemand etwas einwenden.

Fasse ich das Gesagte zusammen, so scheint es mir jetzt die erste und wichtigste Aufgabe der Unterrichtsverwaltung zu sein, eine gute und tüchtige Volksschule in der Richtung der Kerschensteinerschen Arbeitsschule zu schaffen, nicht nach einer Schablone, sondern entsprechend den verschiedenen Bedürfnissen der Bevölkerung von Stadt und Land verschieden eingerichtet; zugleich ist eine Bürgerschule nötig, in der die Lehrgegenstände, die im Erwerbsleben die größte Rolle spielen, in mehr praktischer als wissenschaftlicher Form, also ganz verschieden von den höheren Schulen, unterrichtet werden; dazu muß vor allem die Lehrerschaft für beide Schulen entsprechend vor- und ausgebildet werden. Übergangsmöglichkeiten aus den obersten Klassen der Volks- und Bürgerschulen in der Form von Begabtenschulen u. ä. sind vorzusorgen. Für die Gymnasien wünsche ich wissenschaftlich sehr tüchtige Lehrer, die Lust zum Unterrichten und Liebe zur Jugend besitzen. An den Universitäten ist ein wirkliches Studium, nicht bloß etwa ein Auswendiglernen von Vorlesungen, zu ermöglichen.

Das ist ein Programm für unser Unterrichts- und Finanzamt — denn schon hiefür sind ungeheure Mittel nötig —, das für das nächste halbe Jahrhundert Aufgaben und Arbeit in Fülle bringt.

Möchte es mit Vorsicht und Festigkeit in Angriff genommen werden, wenn der schwere Druck, der auf uns lastet, einigermaßen gemildert ist, und möge es zum Segen der deutschösterreichischen Jugend und des ganzen Volkes mit Umsicht durchgeführt werden! Das walte Gott!

Kirchschlag bei Linz, August 1919.

August Scheindler.

Noch einmal zur homerischen Presbeia.

Vor kurzem habe ich hier (Jahrgang 1917, S. 1 ff.) versucht, das Rätsel der Duale in der homerischen Presbeia aufzuklären. Der Versuch hat bei Kundigen Zustimmung gefunden: doch ist auch Widerspruch, wie zu erwarten, nicht ganz ausgeblieben. Briefliche Äußerungen von einigen Fachgenossen, vor allem I. Wackernagel, dessen Billigung meines Erklärungsversuches, deren Mitteilung hier er mir freundlich gestattete, mir eine besondere Freude war, sodann aber einzelne Bedenken von Bethe, Ostern, Drachmann und Heiberg veranlassen mich, mit neuem Material noch einmal auf die Sache zurückzukommen.

Mein Hinweis auf die evidente Tatsache, daß die Fassung der Verse 182 und 192 auf die für den Dichter der Presbeia charakteristische genaue Anlehnung an das Buch A (vgl. dort v. 327 und 34) zurückgehe und daß der Dual v. 185 (und 652) aus A 328 stamme, ist allgemein als richtig zugestanden worden (Sieckmann, Berl. phil. Woch. 1919, S. 425, mit dem ich sonst in manchem ganz einverstanden bin, scheint noch immer nichts davon gehört zu haben). Wie steht es aber mit den anderen Dualen in 183 und 196—199? Wackernagel hat mir bemerkt, daß die Duale in 196—198 sich nicht wie die übrigen aus dem Zwange des Vorbildes erklären; er fügt daran die Frage: „Stammen sie hier wirklich vom Dichter? Τοὺς und φίλτατοι (und darnach wohl auch ἐστέ) sind alte Varianten: und χαίρετε (vgl. A 334 χαίρετε als Gruß an die zwei Herolde!) und ἱκάνετε wegen des Hiatus zu ändern lag nahe.“ Die Varianten — auch χαίρετε steht in L — sind in der Tat ein Zeugnis dafür, daß sich der Dual in den Versen, die nicht direkt durch A beeinflußt sind, erst allmählich durchgesetzt hat, so daß hier das Gegenbild zu dem nicht seltenen Ersatz des ursprünglichen Duals durch den Plural[1]) vorliegt. Umgekehrt erscheint in einem Teil der Überlieferung ein Schwanken zwischen dem ursprünglichen ἱκέσθην (= A 328) und ἵκοντο. Damit erhält meine Annahme, daß nicht ein einstiges Fehlen des Phoinix, sondern vielmehr der Einfluß des Buches A auf den Dichter der Presbeia ihn zu den Dualen geführt habe, eine neue sehr erfreuliche Bestätigung. Zu den nebenher abfallenden Früchten meiner Wahrnehmung für die Textkritik rechnet übrigens Wackernagel (und ähnlich Ostern), „daß nun an abusuellen Dualen bei jüngeren ganz in ionischer Sprachgewohnheit lebenden Dichtern nicht mehr gezweifelt werden kann“.

---

[1]) Vgl. über die Neigung der Homer-Handschriften, den Dual auszutilgen und statt dessen den Plural zu setzen, Wecklein, Textkritische Studien zur Odyssee, Sitzungsber. Akad. Münch. 1915, S. 68 ff. Über die häufige Beseitigung von Hiaten im Homer durch Textänderungen siehe denselben, Über die Methode der Textkritik und die handschriftliche Überlieferung des Homer, ebenda 1908, S. 69 ff.

Manche meiner freundlichen Leser fanden nun freilich in der von mir nachgewiesenen Übernahme des Duals aus der vorbildlichen Stelle von A der Größe und Selbständigkeit des Presbeia-Dichters zu viel zugemutet. So schrieb mir Bethe zu diesem Punkt kürzlich: „Die Analogie und auch wörtliche Anklänge des I an A sind ja evident. Daß aber ein so feiner Dichter wie der des I durch A 327 zu dem Dual 182 verführt worden sein soll, scheint mir gerade deswegen nicht allzu wahrscheinlich. Konnte er doch z. B. sagen Οἱ δ' ἄρ' ἴσαν, wo man das ἄρα ganz gut erklären könnte." Ich habe nun meinerseits keineswegs an irgend welche aus Verlegenheit und Versnot entstehende Nachahmung in I gedacht; vielmehr an ein kaum halbbewußtes Nachklingen einer einzelnen Wendung aus dem ihm so wohlvertrauten Gesang A, die deswegen möglich war, weil als die zwei eigentlichen Gesandten des Heeres natürlich auch ihm Odysseus und Aias vorschwebten.

Es freut mich jetzt, an ein ganz unbestreitbares und unbestrittenes Beispiel ganz ähnlicher Art bei einem Dichter erinnern zu können, dessen Größe so wenig wie die des Schöpfers der Presbeia angefochten werden kann; und es ist ein hübscher Zufall, daß gerade dieser letztere einen ganz ähnlichen Einfluß auf den Späteren ausgeübt hat, wie der Dichter des A auf ihn.

In der Parodos von Sophokles' Elektra mahnt der Chor die Heldin (v. 135): Warum klagst du so viel mehr als deine Schwestern, οἵα Χρυσόθεμις ζώει καὶ Ἰφιάνασσα. Iphianassa ist hier und im ganzen Drama derartig überflüssig, ja störend, daß sie Sophokles selber v. 909 wieder vollständig vergessen hat. Wie er aber dazu gekommen ist, sie gleichwohl an jener Stelle der Parodos zu nennen, das kann ich Ewald Bruhn (Kommentar zur Elektra) statt meiner sagen lassen: „Agamemnon nennt I 145 seine drei Töchter Χρυσόθεμις καὶ Λαοδίκη καὶ Ἰφιάνασσα; daher muß sich wohl, wie der Hiatus zeigt, durch fast mechanisch wirkende Assoziation der Name in den Vers eingeschlichen haben; bei ruhiger Überlegung hätte doch Sophokles unmöglich diese nirgends hervortretende Schwester nur an dieser Stelle in sein Drama einführen können." Diese Auffassung ist um so evidenter, als die ganze Partie auch sonst den Sophokles wieder als den Ὁμηρικώτατος unter den Tragikern zeigt: vgl. die Bedeutung von ἄραρεν 147, den Wechsel der Prosodie in Ἴτυν αἰὲν Ἴτυν, die offenbare Erinnerung an die Klage der Andromache X 489 ff. in 192, wohl auch das ἔποικος ἀναξία nach I 647 ἀτίμητον μετανάστην, dazu die epischen Hiate in 157 und 195.

Den Einfluß von A auf I und die Erklärung der rätselhaften Duale aus eben diesem Einfluß hoffe ich durch das Gesagte vor Einwänden noch weiter gesichert zu haben. Eine Frage, auf die ich in meinem ersten Aufsatze nicht näher eingegangen bin (vgl. dort S. 5), da sie ihrer Natur nach keine sichere

Lösung zuläßt, ist die nach dem Grund für die seltsame Erfindung, daß Phoinix bei Agamemnon geweilt habe. Sie ist Voraussetzung von v. 427 ff. — danach der Bericht des Odysseus 690 ff. —, ferner 437 (besonders wichtig, weil Phoinix aus der Rede des Achill die Möglichkeit heraushört, daß er ihn allein hier lassen könnte, die an sich bequem auszuscheidenden v. 427 bis 429 also hier notwendig vorausgesetzt werden), 612 ff. (bes. Ἀτρείδῃ ἥρωϊ φέρων χάριν). 620 ff. (620 wieder in wörtlicher Anlehnung an einen berühmten Vers von A) und 658 ff., hat also in nicht weniger als drei Reden (Achills Antwort an Odysseus, Phoinix' Rede und Achills Antwort darauf) eine so feste Stelle, daß mit ihr notwendig wieder die ganze Rede des Phoinix und damit der ganze jetzt immer mehr zugegebene kunstvolle Aufbau dieses Gesanges fallen müßte. Also hat sich eben doch der Dichter dieses Einzelliedes und nicht erst ein Bearbeiter die freilich seltsame Voraussetzung gemacht, daß Phoinix sich vom zürnenden Achill zu Agamemnon begeben habe[1]); ob diese Annahme je näher begründet war, können wir nicht wissen. Wollten wir erst dem Einarbeiter der Bücher I und K diese Erfindung zuschreiben, so müßte Phoinix ursprünglich im Zelte des Achilleus geweilt und so am Gespräch teilgenommen haben. Aber es läßt sich unmöglich vorstellen, daß und aus welchem Grunde ein Interpolator sich die Mühe gemacht haben sollte, eine so einfache Sachlage zu ändern; denn daß er das Bedürfnis gefühlt hätte, erst zu erklären, wieso denn Phoinix, der Erzieher des Achill, bei diesem geweilt habe — diese Frage aufwerfen heißt sie schon verneinen.

Heidelberg. F. Boll.

Die Tierfabel in der Weltliteratur.

Ist die Voraussetzung für das Tiermärchen das ursprüngliche Verhältnis des Menschen zur Kreatur, wie es im Volke, im Kinde und im Künstler immer fortlebt, wenn es gleich im Kulturmenschen längst erstorben ist, so ist das Wesen des Tiermärchens die Allbeseelung der Natur, die durch die lebendige Einbildungskraft im Volke, im Kinde, im Künstler eine ansehnliche Lebensfülle gewinnt, indem das Tiermärchen unter dem Bilde tierischen Lebens menschliche Zustände und Vorgänge schildert. So kommt denn für die Entwicklung der Tierdichtung der volksmäßigen Überlieferung die höchste Bedeutung zu, wozu sich allerdings im Laufe der Jahrtausende die schriftlichen Denkmäler ergänzend hinzugesellen.

---

[1]) Seltsam bleibt diese Voraussetzung vor allem, weil selbst das Nachtlager des Phoinix bei Achill in Frage gestellt erscheint; darüber darf man nicht hinwegsehen.

Deren ältestes ist, wenn man vom „Buch der Bücher“ absieht, das schon die Schlange im Paradies als Allegorie der Versuchung und Bileams Esel redend einführt, der „Froschmäusekrieg“ aus der Homerischen Zeit, eine Parodie der Ilias, deren Form und Ton beibehalten ist, während der Gegenstand zu einem niedrigen, possenhaften herabsinkt. Griechen und Trojaner kehren als Mäuse und Frösche wieder, an die Stelle der geraubten Helena tritt ein entführtes Mäuschen. Zunächst sind, abgesehen von Pseudo-Vergils „Mückenklage“ (*Culex*) und Lucians „Mückenlob“, die ja viel später fallen, keine Anzeichen für eine Weiterentwicklung des Tierepos vorhanden, sondern die Tierdichtung verdünnt sich in der Folge im Orient zur Tierfabel, die auf griechischem Boden in Äsop, auf indischem in Narayana ihre hervorragendsten Vertreter findet.

Äsopus (um 550 v. Chr.) hat praktische Lebenserfahrungen in die Form der Tierfabel gekleidet und damit eine ganze Schule geschaffen, da die Fabeldichtung der folgenden Jahrhunderte vielfach nur lehrhafte Zwecke verfolgt. Seine in prosaischer Form gehaltenen Fabeln bestanden lange nur durch mündliche Überlieferung im Volksmund, eine Sammlung soll zuerst Demetrios von Phaleron um 300 v. Chr. veranstaltet haben. Äsops Name ward in der Folgezeit gleichsam Gattungsname für die Fabeldichtung überhaupt.

Auch Narayanas Buch „Hitopadesa“, das auf das ältere Pantschatantra zurückgeht, ist durchaus lehrhaft: In der Rahmenerzählung macht sich ein Weiser dem Könige erbötig, die Prinzen in der Lebensweisheit zu belehren, und nun folgen vier Nebenrahmenerzählungen, in die eine Reihe weiterer Geschichten eingeschaltet sind. Der Ton ist naiv, ohne Anspielung auf menschliche Verhältnisse, aber stets vom Standpunkte des beobachtenden Menschen aus, der in die Tierwelt seine Anschauungen hineinlegt und die Lehre für sich zieht.

Zu literarischer Satire verwendet Aristophanes um 410 v. Chr. die Tierfabel in dramatischer Form: „Die Vögel“, „Die Frösche“, wobei jedoch den Tieren erst nach den handelnden Menschen eine gewisse Rolle zufällt.

Während in der Folge die indische Fabel mehr zurücktritt, wird Äsop oft und oft überarbeitet und übersetzt und für zahlreiche Dichtungen Muster und Vorbild. Im Zeitalter des Tiberius übertrug ihn Phaedrus in iambische Senare, im zweiten Jahrhundert n. Chr. dichtete ihn Babrios in Choliamben um, gegen die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts n. Chr. goß ihn Avianus ins elegische Versmaß um. Im Anfange des Mittelalters wurden von den Germanen, vorzugsweise durch Gallien als Vermittlungsland, antike Tierfabeln übernommen und weitergebildet; so besonders jene von der Krankheit des Löwen und seiner Heilung durch den listigen Fuchs vermittels eines frischen Wolfsbalges

sowie die von dem Löwen, Fuchs und Hirsch oder vom gegessenen Herzen aus Äsop. Die ersten Belege hiefür bieten Gregor von Tours (um 590) und die Chronik des sogenannten Fredegar (612). Die Überlieferung ging auf volkstümlichem und mündlichem Wege vor sich, doch ist manches durch absichtliche Dichtung der Gelehrten, hauptsächlich geistliche, hinzugekommen. So sind die behandelten Stoffe immer reicher und mannigfaltiger geworden. Auf die Fabel von der Krankheit des Löwen bezieht sich der Erzbischof Benedikt von Mailand, ferner ein dem Langobarden Paulus Diaconus zugeschriebenes Gedicht im elegischen Versmaß. Aus der gleichen Zeit stammen die vermutlich von Alcuin herrührenden *Versus de gallo,* worin der Hahn vom Wolfe gefaßt wird, sich aber durch List zu befreien weiß, wofür die Äsopische Fabel vom Raben und Fuchs das Grundmotiv lieferte, ferner *De vitulo et ciconia* und *Podagra et pulex.*

Im Physiologus findet sich eine Fabel von dem sich tot stellenden Fuchs und den Vögeln. Die Fabel vom gegessenen Herzen tritt um 1000 bei Aimoin nach Fredegar auf, später in der *Passio S. Quirini martyri Heinrici monachi* aus dem 12. Jahrhundert, in der Kaiserchronik, in den *Gesta Romanorum.* In die Tierepen ist diese Fabel nicht aufgenommen worden, dagegen bildet die Fabel von der Krankheit des Löwen geradezu ihren Mittelpunkt.

Die Äsopische Fabelsammlung führt in lateinischen Übersetzungen ihr Dasein fort, die auch in die Landessprachen übersetzt werden. Eine englische Übertragung bildet die Quelle für die nordfranzösische Bearbeitung der Marie de France *Ysopet* um 1225.

In der Folgezeit bildet Gallien selbst die Pflegestätte der Tierdichtung, deren engere Heimat dann vorzugsweise jene Gebiete werden, wo gallischer Witz und deutsche Launigkeit sich paaren, also das nördliche Frankreich, Belgien sowie Elsaß-Lothringen.

In diesen Landen verdichten sich denn auch die vielen verzettelten und mannigfach überlieferten Tiergeschichten unter den Händen von lateinisch dichtenden Mönchen, die auch aus dem reichen Tiermärchenschatze schöpfen, zu neuen großen Tierepen; ihren Kern und Mittelpunkt bildet die Äsopische Fabel vom kranken Löwen, um die sich eine reiche Fülle mannigfaltiger Tiergeschichten gruppiert.

Das älteste dieser Tierepen ist die *Ecbasis cuiusdam captivi,* von einem lothringischen Mönche des Klosters S. Evre zu Toul um 940 als Zeichen seiner inneren Wiedergeburt gedichtet. Eine Rahmenerzählung — die Flucht eines Kalbes aus dem Stalle, worunter der Dichter seine eigene Flucht aus dem Kloster versteht, die Gefangennahme desselben durch den Wolf

und seine Zurückführung — ist mit einer Binnenfabel — der Krankheit des Löwen und seiner Heilung — eng verwoben. Wie im Froschmäusekrieg wird hier menschliches Leben und Treiben in allegorischer Weise dargestellt und so ist die Tierdichtung wieder dorthin zurückgekehrt, von wo sie ausgegangen ist, ob bewußt oder nicht, läßt sich schwer feststellen, da jedwedes Zeugnis für das Fortleben des Froschmäusekrieges in dieser Zeit fehlt; doch ist anzunehmen, daß die Geistlichen bei ihrer Kenntnis des klassischen Altertums jedenfalls auch mit dem Froschmäusekrieg vertraut waren.

Die *Ecbasis* hat nicht sofort Schule gemacht, da im folgenden Jahrhundert nur wieder eine Reihe kleiner Fabeln entsteht, darunter *Sacerdos et lupus,* ferner *De lupo, pastore et monacho,* wo vom Mönchstum des Wolfes gehandelt wird, sondern erst um 1146—1148 findet sich wieder ein größeres Werk der lateinischen Tierepik, *Ysengrimus,* von einem deutschen Geistlichen aus Flandern namens Magister Nivardus in Distichen gedichtet, in dem der plumpe, einfältige Wolf auf Schritt und Tritt von dem klugen Fuchs überlistet und endlich in Schmach und Schande gestürzt wird. Zur Darstellung der Krankheit und Heilung des Löwen tritt hier die Fabel vom Fuchs und Hahn, vom Wolf als Mönch, von Ysegrims Tod sowie eine große Menge neuer Züge, die zweifellos auf der reichsten Entwicklung der mündlichen Überlieferung beruhen, so daß das ganze Werk geradezu eine Zusammenfassung aller vorhandenen Tierfabeln bedeutet. Durchtränkt ist die Dichtung von scharfer Satire und bitterem Spott auf den Verfall der Geistlichkeit und auf die Umtriebe der Bischöfe und Päpste. Im Ysengrim erscheinen zum erstenmal die Eigennamen der Tiere: der Wolf heißt Ysengrimus (der mit der eisernen Maske), der Fuchs Reinhardus (sehr hart), der Bär Bruno (Braun).

Noch im Laufe des 12. Jahrhunderts gelangte der ganze Tierfabelkreis in die Hände von fahrenden Klerikern und Spielleuten, die bereits in der Landessprache dichteten und in einer Reihe lose aneinander gefügter Erzählungen den Stoff zu außerordentlichem Reichtum entwickelten. So entstand auf nordfranzösischem Boden um 1160 der *Roman de Renart,* der etwa 40.000 Verse umfaßt und in *branches* (Episoden) gegliedert ist. War vordem der Wolf die Hauptgestalt des Tierepos, so ist es nun der Fuchs, der diese Rolle auch in den bald darauf entstehenden deutschen Tierepen übernimmt.

Um 1180 verfaßt Heinrich der Glîchezâre, ein Fahrender aus dem Elsaß, in mittelhochdeutscher Sprache den „Reinhart Fuchs“, worin 24 Einzelabenteuer dargestellt werden, unter denen besonders die Geschichte von Fuchs und Hahn, Fuchs und Raben, Fuchs und Wölfin, Krankheit des Löwen, Hoftag des Löwen, Brunos Honigabenteuer, Heilung des Löwen, Belehnung des Ele-

fanten mit Böhmen, Tod des Löwen hervorzuheben sind. Der kurze Gang der Handlung ist folgender: der kranke König beruft den großen Hoftag und nun erheben die Tiere ihre Klagen gegen den abwesenden Reinhart wegen seiner bösen Streiche. Bär und Kater werden nach ihm ausgesendet, doch er überlistet sie und erst dem Dachse folgt er. Vor dem König entschuldigt er seine Abwesenheit mit einer Fahrt nach Salerno, die er nach einem Mittel für die Krankheit des Königs unternommen habe. Alle Tiere müssen nun hiezu ihren Teil beitragen: Bär und Wolf ihre Haut, der Eber seinen Speck usw. und der König wird geheilt und schenkt Reinhart seine Gunst, die dieser ausnützt, um auch seinen Freunden zu schaden. So rät er dem König, den Elefanten mit Böhmen zu belehnen, wo dieser mit Prügeln empfangen wird. Zum Schlusse vergiftet Reinhart selbst den König. Heinrichs Dichtung ist nur bruchstückweise erhalten, hingegen ist eine etwa 1250 fallende Überarbeitung eines aus dem Elsaß oder dem benachbarten Mitteldeutschland stammenden Dichters vollständig überliefert, die gleichfalls den Namen „Reinhart" führt. Die satirischen Beziehungen im „Reinhart Fuchs" gehen nicht so ins Tiefe und Breite wie im *Ysengrimus*, sondern nur vereinzelte Anwandlungen satirischer Art sind vorhanden.

Noch mehr als im „Reinhart Fuchs" tritt in der um 1250 entstandenen niederländischen Bearbeitung des Klerikers Willem, „Reinaert", die Gestalt des Fuchses hervor, wozu die 20. *branche* des *Roman de Renart* die Hauptquelle bildet. „Reinaert", ein Tierepos im wahren Sinne des Wortes, einheitlich und in sich abgeschlossen, behaglich ruhig fortschreitend, erzählt, ohne den satirischen oder didaktischen Zweck aufdringlich zu betonen, von Hoftag, Anklage, Ladung, endlichem Erscheinen Reinaerts, seiner Verteidigung durch Aufdeckung einer Verschwörung des Bären und Wolfes, der Erzählung von einem geheimen Schatze, der erheuchelten Romfahrt, Überlistung des Widders, Rehabilitierung des Bären und Wolfes und schließt mit der Achtserklärung des Widders und Fuchses.

„Der Reinaert" wurde bald darauf (noch vor 1280) von dem Mönche Balduin einer lateinischen Übersetzung in Distichen unterzogen (*Reinardus vulpes*), während ein lothringischer Mönch um 1300 auf den *Ysengrimus* zurückgriff und ihn seiner ebenfalls lateinisch geschriebenen Dichtung *Isengrimus* zugrunde legte, die einen Auszug aus jenem vollendetsten Werke der lateinischen Tierepik darstellt.

Die Äsopische Fabel lebt, besonders als der gelehrte byzantinische Mönch Maximos Planudes um 1300 durch einen ganzen Roman das Interesse für Äsop neu erweckt, in jener Zeit wieder auf und trägt, indem sie einzelne Züge für den Ysengrimus-Reinhart-Stoff liefert, wesentlich zu dessen größerer Belebung und Auffrischung bei. Von Rimicius stammt eine mittel-

lateinische Bearbeitung des Äsop. Der sogenannte *Romulus* stellt eine Prosaauflösung dar, eine Paraphrase des Phaedrus, die auch ins Niederländische übersetzt wurde (*Esopet*); Anonymus Neveleti hat den *Romulus* neuerdings in lateinische Verse umgeschrieben. Einzelne Fabeln bei Hugo von Trimberg, Heinrich von Mügeln und Gerhard von Minden gehen auf Äsop zurück und auch die Meistersinger greifen des öfteren auf Äsop. Der Frühhumanist Steinhövel gibt 1480 eine Übersetzung des *Romulus* mit Benützung des Rimicius und Anonymus Neveleti heraus und erringt damit vollen Erfolg. Seine Arbeit gewinnt rasch große Verbreitung und wird in alle europäischen Sprachen übersetzt. Im Anfang des 15. Jahrhunderts erschien ein Wolfenbüttler und ein Magdeburger Äsop, die beide in niederdeutschen Versen geschrieben sind und auf Anonymus Neveleti und andere Quellen zurückgehen. Eine weitere Bearbeitung, die große Verbreitung fand, ist die lateinische Fabelsammlung des Martinus Dorpius, die zumeist pädagogischen Zwecken dient und auf den *Romulus* zurückgeht.

Unabhängig von Äsop sind die der Übersetzung Steinhövels beigedruckten „Extravaganten" sowie die hebräischen Fabeln des Rabbi Barachja in Burgund, die vorzugsweise vom Fuchse erzählen. Beide Sammlungen haben die mündliche Überlieferung zur Quelle.

Als die Türken 1453 Byzanz erobern und die dortigen Gelehrten nach Italien auswandern, wird auch das Interesse und Verständnis für die orientalische Dichtung rege und Narayanas „Hitopadesa" erwacht zu neuem Leben. Der Frühhumanist Antonius Pfore übersetzt ihn für Herzog Eberhard von Württemberg nach einer lateinischen Mittelvorlage (um 1475). Aber auch der alte „Froschmäusekrieg" wird neu herausgegeben und 1486 erscheint bereits die erste Sonderausgabe desselben in Venedig, die bald von Aretin ins Lateinische übertragen wird. Melanchthon, Camerarius, Simon Lemnius schrieben in Deutschland Übersetzungen und Erläuterungen hiezu.

Willems „Reinaert" fand noch im 14. Jahrhundert einen Umarbeiter und Fortsetzer in einem unbekannten Dichter. „Reinaert II" besteht aus dem umgearbeiteten „Reinaert" Willems, wozu noch die 24. *branche* des *Roman de Renart,* ferner der *Romulus* und der *Esopet* einige neue Züge liefern. Auch Selbsterdichtetes tritt hinzu. Nun bildet den Schluß des Buches ein Zweikampf, zu dem der Fuchs den Wolf herausfordert und in dem er diesen durch schnöde List überwindet. Das Werk trägt eine stark satirisch-didaktische Färbung: der Verfasser zieht selbst die moralischen Lehren und gießt Hohn und Spott über Zustände und Mißbräuche in Hof, Staat und Kirche aus, wobei er sich besonders gegen Simonie und Nepotismus wendet, so daß das Buch sogar auf den Index gesetzt wird.

Zum Gemeingut des Volkes wurde die Bearbeitung des großen Tierfabelkreises durch die Prosaauflösung 1479, durch die hindurch man noch leicht die ursprüngliche gebundene Form erkennen kann. Diese *Historie van reynaert de vos* hat bereits eine Einleitung und Überschriften für die einzelnen Erzählungen. Ein nur in Bruchstücken erhaltener gereimter „Reinaert" (die Culemannschen Bruchstücke) aus dem Jahre 1487 mit einer Glosse, deren Verfasser der niederländische Scholast Hinrek van Alckmar ist, bringt bereits die Moralisationen, wie sie sich schon in „Hitopadesa" finden und dann in den späteren Bearbeitungen wiederkehren.

Auf Hinrek van Alckmar fußt der niederdeutsche „Reinke de vos", der Text, Glosse, Kapitelüberschriften, -einteilungen und -zählungen sowie die Holzschnitte von jenem „Reinaert" entlehnt. Der Verfasser des „Reinke de vos" ist unbekannt; nach Charakter, Sprache und Lebensauffassung entstammt er der Lübecker Gegend. Die Dichtung gliedert sich in eine Vorrede und vier Bücher, deren jedes eine Anzahl Kapitel enthält, die stets eine Inhaltsangabe, dann die Erzählung und hernach die moralische Nutzanwendung bringen. Inhaltsangabe und Nutzanwendung sind in Prosa, die Erzählung in Reimpaaren geschrieben. Es gibt zwei Fassungen des „Reinke de vos": eine mit einer vom katholischen Standpunkte aus geschriebenen Auslegung des Textes, Lübeck 1498 und Rostock 1517, ferner eine mit einer protestantischen Glosse, Rostock 1539. Diese ist mit großem Freimut und scharfer Polemik gegen die katholische Kirche geschrieben und geißelt Einrichtungen des staatlichen und kirchlichen, aber auch privaten Lebens unter überreichlicher Verwendung von klassischen und zeitgenössischen Zitaten.

Der „Reinke de vos" besitzt einen großen kulturgeschichtlichen Wert, nicht allein indem er die Formen des höfischen Umganges darstellt, sondern auch durch Heranziehung von Gesetzen aus dem Sachsenspiegel das alte deutsche Recht vertritt. Obwohl im „Reinke" unter dem Bilde der Tierwelt menschliches Treiben geschildert wird, hält sich die Dichtung dennoch feinfühlig innerhalb der Grenzen der Tierwelt und des Tiercharakters. Die Wirkung des „Reinke de vos" ist eine sehr starke und nachhaltige. Bereits 1544 erscheint eine hochdeutsche Übersetzung — „Von Reinicken Fuchs" — vielleicht von Michael Beuther, der sich jedoch seiner Aufgabe nicht gewachsen erweist; denn die Übersetzung ist mangelhaft, holprig und unklar.

Während in England, Frankreich und den Niederlanden der „Reinaert" herrscht — auf das Prosavolksbuch von 1479 geht die englische Übersetzung 1481 *History of Reynard the Fox* zurück; *Le livre de maistre Reynard* von Tenessax um 1500 ist eine Prosaauflösung des *Renart le nouvel* von Gielée; das niederländische Volksbuch *Reynart de Vos* fußt auf dem Prosa-

volksbuch 1479 und dem „Reinaert“ mit den Moralisationen in den Glossen des Hinrek van Alckmar —, dichtet Hartmann Schopper nach der hochdeutschen Bearbeitung seine lateinische Übersetzung des Reinke in zierlichen Iamben 1567: *De admirabili fallacia et astutia vulpeculae Reinikes,* später als *Speculum vitae aulicae* erschienen, worin also die im Reinike auftretenden Tiere als Spiegelbilder des höfischen Lebens erscheinen. Nach niederdeutschen Ausgaben sind auch die dänischen (1555) und schwedischen (1621) Übersetzungen gearbeitet.

Die Äsopische Fabel hat jedoch nicht allein zur Bereicherung des Tierepos beigetragen, sondern dringt auch in die Volksbücher und Facetien. Mancherlei Gleichheiten weist eine Reihe von Tierfabeln in Freidanks „Bescheidenheit“ (um 1240) mit dem „Reinhart Fuchs“ auf; Boners „Edelstein“ (1461), der zumeist auf den äsopischen Fabeln des Avian und Anonymus Neveleti fußt, führt die Fabel bereits als selbständige Dichtung in das deutsche Schrifttum ein; Paulis „Schimpf und Ernst“ (1522), Kirchhoffs „Wendunmut“ (1563) und andere Facetien schöpfen teilweise aus Äsop.

Entscheidend für die Tierfabeldichtung in Deutschland wurde das Vorgehen Luthers, der auf ihren pädagogischen Wert hinwies und das religiöse Problem in die Fabel brachte, ohne die Moral ins Religiöse zu wenden. Er hat etliche Fabeln aus dem Äsop verdeutscht (nach Steinhövel) und eine ungeheure Nachfolge im 16. Jahrhundert erzielt. Am meisten treten die reformatorischen Bestrebungen in den Fabeln des Erasmus Alberus (1534) hervor, der mannigfache Verwandtschaft mit dem „Reinke de Vos“ besitzt, sich zumeist auf Martinus Dorpius stützt und seine Fabeln gegen Papst und Kirche, Ablaßwesen und Verfall des Klosterlebens, gegen Aberglauben und Reliquienverehrung richtet, wobei Murner als Kater erscheint. Ähnlich gefärbt sind die Äsopischen Fabeln des Burkhard Waldis (1548), die mehr didaktische Absichten verfolgen. In den Fabeln des Hans Sachs tritt die lutherische Gesinnung zurück, da sie mehr humoristisch gehalten sind.

Auch die Gegenreformation nützt die Tierfabel für ihre Zwecke aus: Murner läßt in seinen Satiren die Gegner in Tiermasken auftreten.

In den meisten dieser Schriften tritt die Beobachtung des Tierlebens stark zurück, die Tiere geben sich wie Menschen und der satirisch-didaktische Zweck macht sich aufdringlich bemerkbar. Infolgedessen und bei der gemeinsamen Quellenbenützung haben die Fabeln auch vielfache Berührungspunkte und Stoffgleichheiten. Die Bitte der Frösche um einen König, die schon Phaedrus und ähnlich „Hitopadesa“ behandelt, kehrt bei Freidank wieder, bei Boner und Hans Sachs; den Haß der Störche auf die Frösche sucht eine meistersingerische Fabel „Wolf und Storch“ zu begründen. Der Kampf der Frösche mit den Mäusen,

wie er sich im Froschmäusekrieg findet, tritt, allerdings anders gewendet, bei Boner auf, bei Luther und Burkhard Waldis; den Gegensatz zwischen Stadt- und Feldmaus führt Boner nach Anonymus Neveleti vor, ferner bringen Erasmus Alberus und Hans Sachs diese Erzählung, die der Äsopischen Geschichte von dem Wolf und dem Hunde ähnlich ist, die gleichfalls Hugo von Trimberg, Boner und Pauli zum Vorwurfe dient. In ähnlicher Weise stellt Boner nach Avian die fleißige Ameise der leichtsinnigen Heuschrecke gegenüber, ein Gegensatz, der bei Burkhard Waldis ähnlich zwischen Mücke und Biene, bei Hans Sachs zwischen Ameise und Grille herrscht. Die Belehrung der Jungen durch den alten Vater ist ein vielfach beliebtes Motiv: eine meistersingerische Fabel und nach ihr Pauli läßt einen alten Löwen seine Söhne, eine meistersingerische Fabel und vorher Hugo von Trimberg eine Wölfin ihr Junges belehren. Die Bonerische Fabel vom Fieber und Floh, die in der mittellateinischen Erzählung *Podagra et pulex* ihre Quelle hat, läßt Hans Sachs von Zipperlein und Spinne handeln. Interessant ist, daß die alte Fabel vom Fuchs, der das Herz des Hirsches gegessen hat und dies vor dem Löwen mit der Begründung leugnet, daß der Hirsch kein Herz habe, plötzlich wieder im „Wendunmut" auftaucht.

Die reiche Fülle dieser aufgehäuften Fabelschätze treibt ganz folgerichtig zur Entwicklung neuer Tierepen, zumal die des „Reineke" allmählich ins Stocken gerät. Die Fabeln, die in dem „Reineke" Aufnahme gefunden haben, wie besonders die Erzählung vom kranken Löwen sowie die von der Feindschaft zwischen Fuchs und Wolf, führen als „Reineke" ein selbständiges Dasein weiter, während die übrigen Fabeln, die bislang in Sammlungen eine untergeordnete Stellung innehatten, nun von den neuen Tierepen größtenteils aufgesaugt und zu einem selbständigen Ganzen vereinigt werden. Den Ausgangspunkt für diese neuen Epen bildet der Froschmäusekrieg, ferner Ps.-Vergils „Mückenklage" und Lucians „Mückenlob". Auf diese Dichtungen geht Fischarts „Flohhatz" 1573 zurück, die den Rechtshandel der Flöhe mit den Weibern darstellt und besonders Frauen und Pfaffen aufs Korn nimmt. In die „Flohhatz" haben eine Reihe Äsopischer Fabeln Eingang gefunden: die Geschichte von der Stadtmaus und Feldmaus, von der Maus und ihren Kindern, wie sie sich bereits bei Boner findet, von Reineke Fuchs, auf dessen Verfolgung der Bär in einem Loche stecken bleibt, von dem Zipperlein und der Spinne, die schon Hans Sachs bearbeitet hat, vom Holzklotz als Froschkönig.

Ein Gegenstück zum „Froschmäusekrieg" bildet der „Mückenkrieg", den Hans Christoph Fuchs nach der Moschea des Theophil Folengo 1580 in macaronischen Versen übersetzt und wozu die Äsopische Fabel von Ameise und Fliege den Keim bildet. Die *Floia* von Greiphold 1593 zeigt wieder verwandte Züge

mit Fischarts „Flohhatz“ und gehört gleichfalls der macaronischen Dichtung an.

Das weitaus bedeutendste und umfangreichste all dieser Epen ist Georg Rollenhagens „Froschmäuseler“ 1595. Die Anregung hiezu gaben ihm bereits 1565 die Vorlesungen Veit Ortels in Wittenberg über Homers Batrachomyomachia. Er entwirft hier eine breite didaktisch gehaltene Schilderung norddeutscher Zustände, entwickelt seine Ansichten über Regierungs- und Staatsformen und führt eingehend das Kriegswesen seiner Zeit vor. Der Tiercharakter ist im allgemeinen mit dem menschlichen vermischt, die Personen reden wie pedantische Schulmeister und legen ihre moralischen Anschauungen dar, doch ist alles lebendig und witzig vorgetragen. Wie die „Flohhatz“ stellt der „Froschmäuseler“ Rollenhagens ein Sammelwerk dar, in das eine ganze Masse von Episoden oder Elementen aus der vorhergegangenen Tierdichtung Aufnahme gefunden hat. Der Rahmen des ganzen Epos ist mit Benützung der Darstellung bei Boner, Luther, Waldis der kleinen Pseudohomerischen Dichtung entlehnt, die Satire dem „Reinke de vos“, die Darstellung des Kriegswesens, allerdings modernisiert, aus „Hitopadesa“ entnommen; für die des Hoflebens ist Schoppers *Speculum* vorbildlich. Die Wahl des Froschkönigs ist nach der alten Äsopischen Fabel und den Darstellungen bei Freidank, Boner, Hans Sachs u. a. gegeben, nur tritt bei Phaedrus und in „Hitopadesa“ die Seeschlange, bei Freidank bereits der Storch als König der Frösche nach Absetzung des Holzblocks auf. Die Erzählung von der Maus und ihren Kindern, die sich bereits bei Boner findet und die auch Fischart in der „Flohhatz“ streift, legt Rollenhagen gleichfalls ein. Der Zweikampf der Könige ist dem zwischen Reineke und Isengrim nachgebildet, wie denn Rollenhagen aus dem Reinke auch die beiden Glossen übernommen hat. Die Belehrung junger Spatzen durch ihren Vater ist der meistersingerischen Fabel nachgebildet. Daneben ist noch eine ganze Reihe kleinerer Züge hervorzuheben, wie zum Beispiel, daß Murner als Kater erscheint wie bei Erasmus Alberus u. a., die in dem überlieferten Wesen der Fabel beruhen.

Im „Froschmäuseler“ Rollenhagens erreicht die Tierdichtung des 16. Jahrhunderts, die in Vergil Solis und Jost Amman ebenbürtige Vertreter in der bildenden Kunst findet, ihre höchste Blüte und Entfaltung und sinkt nun langsam zu weniger bedeutenden Schöpfungen herab. Das kleine Lobgedicht auf die Tugend der Burkharts- und Martinigans von Hans Ackermann ist die Vorbereitung für das Gedicht vom „Gansköniq“ von Wolfhart Spangenberg 1607, in dem die Gans von der Versammlung der Tiere zum Könige gewählt wird. Ähnlich ist der „Eselskönig“, von einem unbekannten Verfasser, ein Prosaroman aus dem Jahre 1610. In der Ausgabe der „Flohhatz“ von 1610 ist

auch ein Gedicht abgedruckt, das bereits im „Wendunmut" erscheint und auf das in der „Flohhatz" selbst Bezug genommen ist: „Des Flohes Zank und Strauß gegen die Laus". 1612 wird der „Mückenkrieg" von Fuchs neu bearbeitet und erweitert durch Balthasar Schnurr im „Ameisen- und Mückenkrieg".

Während in Deutschland die Tierdichtung langsam von ihrer hohen Stufe herabsinkt — der „Äsop" von Wohlgemut 1623 und der „Reineke Fuchs", eine hochdeutsche Übersetzung des alten „Reinke" von einem Anhänger Zesenscher Lehren im Geschmack des 17. Jahrhunderts, 1650 als Volksbuch erschienen, bilden die letzten Ausläufer dieser Kette —, gelangt sie in Frankreich und England zu großer Bedeutung, da sie dort ansehnliche Vertreter findet. Die alte Äsopische Fabel lebt neu in Jean de Lafontaine auf, der in seinen zwischen 1668 und 1695 erschienenen Fabeln durchaus erzieherische Zwecke verfolgt, indem er durch Tiere die Menschen belehren will. Bei Phaedrus wird, meist zu Beginn der Fabel, ein kurzer, allgemein gültiger Satz aufgestellt, der durch eine folgende Handlung bewiesen wird. Ähnlich gestaltet Lafontaine seine Fabeln, die wie bei Phaedrus voll satirischer Beziehungen auf die politischen Zustände sind. Während jedoch Phaedrus nur ganz versteckte Anspielungen auf den ihm mißgünstigen Tiberius und Seianus wagt und sich mit größter Knappheit in der Darstellung begnügt, gefällt sich Lafontaine in weit ausladender Breite und wendet sich mit seiner Fabelsammlung ganz offen und frei an den Dauphin, huldigt Ludwig XIV., spickt seine Erzählungen mit Anspielungen auf tatsächliche Begebenheiten und nennt oft Frankreich das Land der sittlichen Verderbtheit und Verkommenheit. Dadurch zeigt er verwandte Züge mit Erasmus Alberus, der die sonst ort- und zeitlose Fabel geradezu lokalisiert. Alle die Fabeln von der Ameise und Grille, dem Raben und Fuchse, Wolf und Hunde, dem Froschkönige, von Gicht und Spinne, vom kranken Löwen, dem Wolfe und Fuchse erscheinen hier wieder in neuer Bearbeitung. An die Stelle der Maus tritt stets die Ratte: Frosch und Ratte, Stadt- und Feldratte, Löwe und Ratte.

In England findet die *Batrachomyomachia* im 17. Jahrhundert zahlreiche Übersetzungen und Bearbeitungen; zu Anfang des 18. Jahrhunderts dichtet Addison ein Gegenstück zur *Batrachomyomachia*, die *Geranopygmaeomachia*, in lateinischer Sprache, die später auch ins Englische übertragen wurde. Mandeville, der Vertreter des moralischen Pessimismus, schildert in seiner *Fable of the bees* 1714, die 1740 ins Französische übertragen wurde, einen Bienenstock, der sich aller Annehmlichkeiten einer reichen und mächtigen Gesellschaft erfreut, in dem aber auch alle Ungerechtigkeiten und Laster im Schwange sind. Alle Staatsgebiete, das politische, in-

dustrielle und militärische Treiben, das medizinische, theologische und juridische Leben, werden vorgeführt. Die herrschenden Laster gereichen jedoch dem Staate nicht zum Schaden, sondern bilden eine Quelle des öffentlichen Wohlstandes. Die Bienen aber flehen und betteln bei Juppiter um Ehrlichkeit im Staate, die ihnen dieser endlich gewährt. Da jedoch alles Unmoralische auf einmal verschwindet, braucht man weniger Juristen, Ärzte, Theologen und Militärs und Gewerbe und Handel, die dem Überfluß gedient haben, gehen ein. Volkszahl und Macht des Staates mindert sich und die Bienen, die sich kaum mehr ihrer Feinde erwehren können, ziehen sich, gesegnet mit Zufriedenheit und Ehrlichkeit, in einen hohlen Baum zurück. Mandeville, der in der Bienenfabel seine ganzen philosophischen Anschauungen niedergelegt hat, zeigt mannigfache Berührungspunkte mit Swift, der ihm in der tiefen Menschenverachtung begegnet.

In Frankreich erringt große Verbreitung Gallands Bearbeitung von „Tausendundeine Nacht", 1704—1708, einer Märchensammlung, die, indischen, persischen und arabischen Ursprungs, auf die „Tausend Märchen" des persischen Dichters Rasti zurückgeht und im 15. Jahrhundert in Ägypten ihre jetzige Gestalt erhalten hat. Die Sammlung wimmelt von fremdartigen und zauberischen Tieren, die allerlei Wunder verrichten und vielen Verwandlungen unterworfen sind.

Perrault hat, von diesen und ähnlichen Voraussetzungen ausgehend, seine Ammenmärchen geschrieben, in denen die Tiere gleichfalls als verzauberte oder wunderbare Wesen erscheinen und die später auf Musäus ihren Einfluß üben.

Im Anschlusse an morgenländische Fabeln, und zwar indische und arabische Märchen, besonders „Tausend und eine Nacht", schuf Swift eine ganz neue Gattung, das satirische Fabelmärchen in „Gullivers Reisen" (1726), dessen Schauplatz in ideale exotische Ferne gerückt ist. Schon die phantastische Namengebung weist darauf hin, die romantischen Begebenheiten, die abenteuerlichen Schilderungen der Zustände und Verhältnisse. Wieland, Brentano, Chamisso, Hauff und in neuester Zeit Paul Keller haben diese Richtung weiter verfolgt. Swift gerät auf einer seiner abenteuerlichen Fahrten ins Land der Hnuhnhnms, wo diese, eine hochentwickelte Pferderasse, das herrschende, vernünftige Tiergeschlecht bildeten, während die Yahus, die Menschen, nur eine untergeordnete Rolle spielten, indem sie wie Haustiere gehalten wurden und den Hnuhnhnms mannigfache Dienste erwiesen. Wie in „Hitopadesa" werden die Kriegsverhältnisse dargestellt, daneben auch die ganzen Rechtszustände, die Handels- und Gewerbeverhältnisse u. a., alles stets mit der Spitze gegen das falsche, gleißnerische, rohe, mit allen gemeinen Trieben behaftete Geschlecht der Yahus, denen der reine, ideale, hohe Kulturzustand des Pferdestaates gegenübergestellt wird.

Bei den slawischen Völkern, wo die Tierfabel mehr durch mündliche Überlieferung denn durch schriftliche Denkmäler fortlebt, wirkt die griechische Tierdichtung nach. Bei dem altgriechischen Lyriker Archilochos findet sich einmal eine Beziehung auf eine Tierfabel von Fuchs und Igel, die noch heute im Munde des griechischen Volkes — auf Euboea — geführt wird: Die Füchsin fordert den Igel auf, mit ihr im Weinberge Trauben zu stehlen; als sie in ein Eisen gerät, bittet sie den Igel um Rat, der ihr vorschlägt, sie solle sich tot stellen, worauf sie vom Bauer nach der Auffindung als stinkender Leichnam weggeworfen wird. Diese Fabel ist noch in Serbien, Bosnien und Kroatien überliefert, sie findet sich auch bei den Russen, Tataren und Finnen, wo allerdings an die Stelle des Igels der Kranich tritt — wohl unter Einfluß der griechischen Fabel von der Gastfreundschaft des Kranichs und des Fuchses — und erscheint auch bei den Germanen und Kelten, wo anstatt des Igels eine Katze eingeführt wird.

Im Gegensatz zu dieser hohen Blüte der Tierfabel auf französischem und englischem Boden fristet diese in Deutschland um jene Zeit nur ein dürftiges Dasein. Sie stellt sich, entsprechend ihrem belehrenden Gehalte, immer mehr in den Dienst der Aufklärung, die allmählich um sich zu greifen beginnt. Vereinzelte Ansätze dieser Art bringen bereits Harsdörffer und Schupp, eine reiche Fülle jedoch Brockes, dessen Dichtungen einerseits ein gewisser beschreibender Zug durch die Landschaftsmalerei, anderseits durch die Naturstimmung ein inniger lyrischer Ton eigen ist. Der alte Tierfabelcharakter ist damit völlig fallen gelassen. In der Übersetzung Lafontainescher Fabeln führt jedoch Brockes auch die alte Überlieferung fort, an der Hagedorn wieder mehr teil hat. Über Lafontaine als Zwischenglied greift er auf Wohlgemut, Burkhard Waldis, Luther, Bidpai, Anonymus Neveleti, Hugo von Trimberg, Avian, Phaedrus und Äsop zurück. Die vielfach bearbeiteten Fabeln „Fuchs und Bock“ (Äsop, Phaedrus, B. Waldis, Lafontaine), „Löwe und Esel“ (Phaedrus, Luther, B. Waldis), „Wolf und Hund“ (Phaedrus, Hugo von Trimberg, Boner, Pauli, Lafontaine), „Huhn und Edelstein“ (Phaedrus, Boner, Luther, Lafontaine), „Ameise und Grille“ (Äsop, Avian, Anonymus Neveleti, Boner, B. Waldis, Hans Sachs, Lafontaine) kehren bei Hagedorn wieder, der die Fabeln nach Lafontaines Vorgang meist zu geschwätziger Breite ausdehnt und die Moral bald wie Phaedrus zu Beginn der Fabel ganz kurz aufstellt, bald weiter ausspinnt, bald in den Mund der Tiere legt oder ganz unterdrückt.

Im 18. Jahrhundert, der Blütezeit der Aufklärung, findet die Fabel naturgemäß reichliche Pflege. In den verschiedensten Formen und Richtungen tritt sie auf: geschwätzig und breit, die Moral durch einen Strich von der Fabel getrennt, geradezu an die Leser gerichtet, wie bei Gellert und Ewald von Kleist, oder

die Moral im Munde der Tiere selbst, wie bei Lichtwer und Pfeffel, oder die Belehrung völlig unterdrückt, wodurch die Fabel einen gewissen dramatischen Zug, aber auch epigrammatische Kürze gewinnt, wie bei Lessing. Im klassischen Zeitalter tritt die Tierfabel immer seltener auf. Sie erhält nun eine parabolische Wendung und einen tiefen allegorischen Sinn. Herder sieht in „Raupe und Schmetterling" die Blindheit des menschlichen Lebens, Goethe zeichnet in „Adler und Taube" die Einfalt des Durchschnittsmenschen. Hebbel stellt später in ähnlicher Weise den „Schmetterling" als Bild der Vergänglichkeit dar. Krummachers „Parabeln" liegen tiefe Lehren zugrunde. Daneben bringen einzelne Fabeln auch satirisch-politische Beziehungen: Herder in den „Alten Fabeln mit neuer Anwendung" und in „Adler und Wurm", wo er sich gegen das Günstlingswesen, die Zerrissenheit Deutschlands und andere Schäden der menschlichen Gesellschaft wendet, Schiller in „Fuchs und Kranich", die gegen die Aufklärung gerichtet ist. Bei Äsop, Phaedrus und Lafontaine hat diese allgemeinen menschlichen Gehalt.

Everding hält im 18. Jahrhundert als Zeichner gleichen Schritt mit der hohen Entwicklung der Tierfabel.

Während der Tierfabel als solcher infolge des ihr innewohnenden stetigen Grundzuges eine besondere weitere Entwicklung versagt ist, so daß allmählich ein gewisses Stillestehen derselben bemerkbar wird, fehlt es nicht an Wiederbelebungsversuchen des alten Tierepos. Gottsched gab 1752 den „Reineke Fuchs" in einer Prosaübersetzung heraus, der Goethen bei seiner Bearbeitung des „Reineke Fuchs" 1793 vorlag und von dem weg er sich dem niederdeutschen „Reinke" zuwandte. Indem Goethe das Gedicht in zwölf Gesänge teilte, durch Anwendung des Hexameters die Form ganz und gar änderte und den ihm eigenen klaren, ruhigen Stil anwandte, gewann er für das Werk einen mehr einheitlichen, geschlossenen Charakter. Indem auf die französische Revolution angespielt ist, wird auch bis zu einem gewissen Maße der satirische Zug des Tierepos gewahrt. Kurz danach erschien die erste hochdeutsche Übersetzung des „Reinke de Vos" von Soltau 1803 und später gab Simrock seine Bearbeitung des „Reineke" heraus. Kaulbach hat köstliche Bilder aus dem Tierleben zu Goethes „Reineke Fuchs" geschaffen und bisweilen auch satirische Verse hinzugedichtet. Der „Reineke Fuchs" hat im 19. Jahrhundert noch mehrere Bearbeitungen und Umdichtungen erfahren, unter denen die Übertragung in die österreichische Mundart durch J. W. Nagl — „Fuchs Roaner" — die interessanteste ist.

Von anderer Seite wendet sich der Dithyrambendichter Willamov dem Tierepos zu, der 1771 eine Übersetzung des „Froschmäusekrieges" brachte und dadurch auf diese Art der Tierdichtung das Augenmerk lenkte. Eine späte Folge hievon ist

die Bearbeitung von Rollenhagens „Froschmäuseler“ durch den Lustspieldichter Benedix 1841.

Auch in dramatischer Form findet die Tierfabel Verwendung. Goethe gebraucht sie nach dem Muster von Aristophanes zu literarischer Satire, ohne jedoch Schule zu machen.

Im romantischen Zeitalter erhält die Tierfabel völlig veränderte Züge. Die aufklärerische Absicht wird fallen gelassen, die reine Freude am Dichterischen, am Märchenhaften der Tierfabel macht sich geltend. Witz und Laune, aber auch der romantische Hang zum Übernatürlichen, Wunderbaren setzt sich durch. Den Übergang zu dieser Richtung bilden die Märchen von Musäus, Goethes Tierfabeln von der Ratte und vom Floh im „Faust“ sowie die Fabeln von Claudius. Tieck erhebt sich vom einfachen Märchen bis zur Tierkomödie „Der gestiefelte Kater“, die literarsatirische Züge besitzt. In den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm erscheinen die Tierfabeln bereits ganz im romantischen Geiste. Die Tiere sind meist verwandelte Menschen oder stellen Poetisierungen der Elemente vor oder sie sind übernatürliche Wundertiere mit wunderbaren Fähigkeiten und Eigenschaften. Arndt hat diese Richtung fortgeführt und in neuerer Zeit Otto Ernst und Hermann Löns, letzterer mehr vom weidmännischen Standpunkte aus. Wie verwehte Klänge aus uralter Ferne muten die einzelnen Erinnerungen an den alten Tierfabelschatz an, wenn z. B. die Zaunkönige wider den Bären und alles vierfüßige Getier Krieg führen (Grimms „Märchen“) oder Strohhalm, Kohle und Bohne sich gemeinsam auf die Wanderung begeben („Strohhalm, Kohle und Bohne“, Anklänge hieran auch im „Tode des Hühnchens“ bei Grimm), ein Motiv, das schon B. Waldis verwendet hat, oder wenn der Fuchs als „Reineke“ auftritt und auf seine verschiedentlichen Abenteuer angespielt wird, die als bunte Vergangenheit Reinekens erscheinen („Der Alte vom Berge“ von Löns).

Ähnlich spukt der alte Fabelschatz in Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers“ und den Märchen herum, zumal in „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, wo ein Hahn als Stamm- und Wappenhahn erscheint und durch einen Edelstein im Kropfe seinen Herrn aus großer Not errettet (vgl. „Huhn und Edelstein“ bei Boner und Hagedorn). Episodisch tritt auch ein Mäuschenpaar auf, das ebenfalls verzauberte Menschen darstellt. Bauernfeld verwendet die Form der Tierfabel — „Die Republik der Tiere“, „Die Reichsversammlung der Tiere“ u. a. — fast nur zu politischer Satire, die hiedurch den Tiergestalten durchaus die Züge von Menschen aufstempelt. Andersens Märchen sind in gleichem Sinne gedichtet. Bei E. Th. A. Hoffmann schreibt gar ein Kater seine mannigfachen Erlebnisse als „Memoiren“ nieder („Kater Murr“). Noch weiter geht Mörike, bei dem ein alter eiserner Turmhahn auftritt, der seinen Pfarrherrn

beobachtet, belauscht und belächelt. Ja, Waiblinger schreibt die Geschichte einer somnambulen Katze und eines magnetisierenden Flohes („Ollura“).

Eine ganze Flut ähnlich gehaltener Märchen ist aus der romantischen Schule hervorgegangen. Es bemächtigt sich immer mehr die Prosadarstellung der Tierfabel, während die in gebundener Rede zurücktritt. Die episch-satirische Tierdichtung findet sich überhaupt nicht mehr, die lyrische ist in ganz geringem Maße im „Wunderhorn“ vertreten. Da sind es vorzugsweise Vögel, die eingeführt werden, der Kuckuck, Gimpel, Star, die Schwalbe u. a. Reinick, Kurz, Cornelius, Oberleitner haben diese Bahnen weiter verfolgt.

Scherzhaft gewendet erscheint die Tierfabel bei Baumbach, Scheffel, Kopisch, Reinick. Scheffel erweitert in den Liedern den Stoffkreis, indem er die vorsintflutlichen Tiere heranzieht, doch werden die geflügelten Wesen im allgemeinen vor den übrigen bevorzugt; im „Trompeter von Säkkingen“ läßt er neben der Geschichte seiner menschlichen Helden die des Katers „Hidigeigei“ einherlaufen. Einige Fabeln von Reinick und Kopisch tragen noch die Züge der Fabel des 18. Jahrhunderts: eine eigene Moral wird der Geschichte beigefügt. Reuter hat in „Hanne Nüte“ mit großer Liebe die Vögel dargestellt, die die Wahrheit an den Tag bringen und einen Unschuldigen aus dem Kerker retten. Brinckmann stellt in niederdeutscher Mundart die Geschichte von „Voß und Swinegel“ dar.

In der Folge wird diese Richtung geradezu zur Kinderfabel. Rückert, Fröhlich u. a., in der neuesten Zeit Heinrich Seidel, Fraungruber, Jäger, Elsa Triebnigg haben diese Richtung gepflegt. So wird auch unter den Händen von Lohmeyer und Bormann „Reineke Fuchs“ zum heiteren Kinderbuch.

Heine verwendet im „Atta Troll“ wieder die Tierfabel zu boshafter Satire auf die politischen und literarischen Zustände in Deutschland, doch führt die Tierfabel im Zeitalter des Realismus und nachmals des Naturalismus ein recht kärgliches Dasein. Saar hat in „Tambi“, die Ebner-Eschenbach in „Krambambuli“ die Geschichte eines Hundes mit einem Menschenschicksale verflochten.

Erst die Neuromantik bringt die Tierfabel wieder zu neuer Blüte. Die alten Fabelschätze der vorhergegangenen Jahrhunderte sind durch die Länge der Zeit und des Weges sowie durch die mannigfache Überlieferung umgestaltet und bis zur Unkenntlichkeit verändert, verringert oder erweitert, aber sie leben im Unterbewußtsein des Volkes, des Kindes, des Künstlers weiter und bilden die Grundlage für neue, bedeutende Schöpfungen, auf die auch die vorangegangenen Forschungen auf dem Gebiete der Tierkunde richtunggebenden Einfluß gewinnen. So ist denn fast jeder Dichter, der eine Tierfabel geschrieben hat, auch

auf dem Gebiete der Tierkunde tätig gewesen: genaues Studium der Tierseele bildet die Voraussetzung für die Tierdichtung. Man denke an Maeterlincks Studium des Bienenstaates!

Durch alle Sprachstämme Westeuropas geht ein einheitlicher Zug der Tierdichtung: Kipling in England, Widmann in der Schweiz, Maeterlinck in den Niederlanden, Rostand in Frankreich haben durchaus neue, von der alten Überlieferung unabhängige Tierdichtungen geschrieben, die gleichwohl in dem alten Tiermärchenschatze verflossener Jahrhunderte ihre Keime haben.

Kiplings „Dschungelbuch“ gehört in erster Hinsicht der Richtung der Abenteuerromane an, wie sie seit der „Insel Felsenburg“ und den Robinsonaden in großer Menge geschrieben worden sind. So hat es schon äußerlich Beziehungen zu Swift, noch mehr aber durch den märchenartigen Zug, der Kiplings Buche anhaftet. Wie bei Swift das Leben wunderbarer Menschen und Tiere dargestellt wird, so schildert Kiplings „Dschungelbuch“ in ähnlicher Weise das geheimnisvolle Treiben der Tiere im Dschungel, in das sich ein Menschenkind verirrt hat, das von den Wölfen in ihr Rudel aufgenommen und als ihresgleichen behandelt wird. Der kleine Mowgli lernt die Sprache der Wölfe, aber auch der übrigen Tiere des Dschungels und wird ihr Beherrscher. Wie bei Swift werden die Tierlaute in unsere Sprache übertragen oder doch nachgeahmt. Der Charakter der einzelnen Tiere wird sehr gut festgehalten. Während jedoch bei Swift die Satire auf die menschlichen Zustände sehr laut und aufdringlich wirkt, ist diese bei Kipling nur ganz leise angedeutet: der engherzige Kastengeist unter den Menschen, ihre Undankbarkeit, ihre schlechten Priester werden gegeißelt, doch sind dies nur vereinzelte Streiflichter auf die menschlichen Zustände. Die Irrfahrten des „Weltverbesserers“ Kotick, einer Robbe, die ein von Menschen nicht gefährdetes Land sucht, erinnern geradezu an die Odyssee. Wie bei Swift herrscht auch bei Kipling der Grundgedanke vor, daß das Leben der Tiere genau so nach Gesetzen geordnet ist wie bei den Menschen. Die Darstellung ist im Tone eines naiven Märchenerzählers gehalten, der vor sich seine Zuhörerschaft sitzen hat und sie anspricht, ähnlich wie in „Tausend und eine Nacht“.

Im Gegensatz zu ihm haben sich Widmann, Maeterlinck und Rostand einer moderneren Darstellung befleißigt, indem sie die dramatische Form für ihre Stoffe wählten, wodurch sich ganz von selbst ein völlig veränderter Ton ergab.

Widmann und Rostand haben mancherlei gemeinsame Züge: Sie stellen die Geschicke ihrer tierischen Helden ganz ernst dar, zeichnen ihre Gestalten mit großer Naturwahrheit und verständnisinniger Liebe, greifen mit sicherer Hand bestimmte Erscheinungen und Züge aus dem Tierleben heraus und gestalten sie ganz wie menschliche Tragödien, indem sie Leidenschaften und Cha-

rakterzüge in ihre Tiere hineinlegen und sie mit diesen ihre Geschicke tragen lassen. So tritt die lebendige Natur an die Stelle der vormals „toten", hinter der die älteren Dichter im besten Falle ein Spiegelbild des menschlichen Lebens gegeben hatten. Noch ein weiterer Zug ist Widmann und Rostand gemeinsam: sie suchen durch Anwendung kunstvoller Formen sowie — echt romantisch — durch Einschiebung lyrisch-epischer Prologe und Intermezzis die Darstellung zu bereichern und erheben dadurch ihre Schöpfungen zu Kunstwerken ersten Ranges.

Die Keime, die die Anregung für Widmanns „Maikäferkomödie" gegeben haben, sind die Maikäferlieder im „Wunderhorn" (eines wird bei Widmann auch angeführt) sowie bei Reinick. Was dort von einem Maikäfer erzählt und nur andeutungsweise ausgeführt wird, stellt Widmann als die Geschicke des ganzen Volkes der Maikäfer dar. Während jedoch Reinick die Liebesgeschichte eines Maikäfers und einer Fliege in heiterem, schalkhaftem Tone bringt und dabei in rokokomäßige Darstellung gerät, faßt Widmann sein Maikäfervolk durchaus ernst und tiefsinnig philosophierend auf und erhebt sich in seiner Darstellung zu klassizistischer Ruhe, die auch durch den bisweilen auftretenden leisen, abgetönten Humor nicht gestört wird.

Widmanns Drama ist in drei „Handlungen" gegliedert. Eine Zueignung geht dem Ganzen voraus, Prologe zu den einzelnen Aufzügen mit lyrischer Stimmungsmalerei stellen die Zusammenhänge der Handlungen dar und berichten erzählend, was zwischen den einzelnen Handlungen liegt. Epische Intermezzi treten ergänzend hinzu und verflechten ganz lose und andeutend in die Handlung eine Menschengeschichte, die mit den Vorgängen in der Maikäferwelt gleichlaufend einhergeht, beziehungsweise in den ursächlichen Verlauf der Handlung eingreift.

In der ersten Handlung nehmen die aus Engerlingen erstandenen Maikäfer von ihren unterirdischen Wohnungen, in denen sie jahrelang gehaust haben, Abschied und begeben sich zur allgemeinen Ratsversammlung, in der die verschiedensten Stimmen laut werden. Die einen, voran der König, glauben an die Offenbarung und an das verheißene Leben im Jenseits und sind voll des Optimismus, andere wieder, deren Wortführer der rote Sepp ist, neigen zum Pessimismus und zweifeln überhaupt an der Möglichkeit eines besseren Jenseits.

In der zweiten Handlung hält der König auf der Oberwelt einen Kronrat mit seinen Ministern um der Forschung nach den Dingen willen; es wird beschlossen, eine Kanzel für Staatsdogmatik der Natur zu gründen. Der rote Sepp tritt wieder als Pessimist auf und bekennt sich zum Atheismus. Dies veranlaßt den König, das Gelübde der Keuschheit zu leisten, um so sein Volk zu überleben und dem nächsten Geschlechte ein weissagender und vorauskündender Prophet zu werden. Die ersten Boten des Un-

glücks, dem roten Sepp Beweise seines Pessimismus, zeigen sich bereits: Raubkäfer stellen den jungen Maikäfern nach, die Menschen veranstalten gegen sie ganze Raubzüge. Aber der Lauf der Dinge geht ungestört weiter und das Geschick des Volkes der Maikäfer geht seiner Erfüllung entgegen. Das weibliche Volk drängt nun erst an die Oberwelt, von den Männern mit Sehnsucht und Ungeduld erwartet. Das Gelübde des Königs, keusch zu bleiben, wird wankend, da die Königin ihn blindes Glauben lehrt. Die Vereinigung der Geschlechter wird in einem jauchzenden Hochzeitsreigen gefeiert, aber mitten in das Freudenfest stürzen sich neue Boten des Unheils: die Schwalben reißen die tanzenden Paare jählings auseinander und bereiten der Feier ein trauriges Ende. Langsam bekehrt sich der um sein Weib trauernde König zu einem gesunden Realismus, indem er sich in ein bescheidenes Glück fügen lernt. Aber die Boten des Schreckens mehren sich: Regen und Frost treten ein und raffen Tausende seines Volkes hinweg.

In die zweite Handlung ist ein episches Intermezzo eingelegt, das von der Liebe zweier junger Menschen zueinander erzählt, die durch das Dazwischenkommen eines Helden aus der Maikäferwelt endlich zur Aussprache gelangt.

In der dritten Handlung erstehen dem schwer geprüften Volke der Maikäfer Tröster und Prediger im Unglück, die eine neue Gemeinschaft von Heiligen verheißen. Während jedoch neue Zeichen des Verhängnisses auftreten, — die Hühner gehen auf die Maikäferjagd — begeben sich die Maikäferweibchen unbeirrt an das Geschäft des Gebärens. Im Kronrat, den der König unterweilen einberuft, zeigt sich, wie das Leben ausgleichend gewirkt hat: der Idealismus des Königs wird durch Kritik geläutert, der Realismus der Gegenpartei wird durch Edelsinn gehoben. In einem eingelegten Intermezzo verwendet ein Knabe die letzten des Maikäfergeschlechtes, darunter auch den König, als Spielzeug, indem er ihre Leiber mit Nadeln durchbohrt und sie so als Zugtiere für ein Wägelchen benützt. Sterbend reißen sich die gequälten Tiere los und fliegen dem Knaben davon. Im letzten Auftritt erscheint der verwundete König mit seinen letzten Getreuen, die gleichfalls aus klaffenden Wunden bluten. Einer nach dem andern atmet sein Leben aus, Gott lästernd und dem Dasein fluchend.

Widmann hat hier eine Tragödie von Shakespearischer Größe geschaffen, wie den einzelnen Gestalten geradezu Shakespearische Züge eigen sind. Im großen und ganzen jedoch ist der Charakter der Widmannschen Komödie durchaus romantisch, schon vermöge des aufgegriffenen Stoffes, noch mehr jedoch durch die Art der Behandlung: romanische Strophenformen in Zueignung und den Prologen, gereimte vier- bis fünffüßige Iamben in den Dialogen des Königs und seiner Umgebung und

drei- bis vierfüßige Trochäen in den Dialogen der Königin und ihrer Frauen, lyrische Versmaße in hüpfenden Rhythmen, Walzer und Scharlieder, dann wieder Prosadialog und Dialektverwendung in den Gesprächen des Volkes, die lyrischen Prologe und epischen Intermezzi sind völlig im Geiste Tiecks und der übrigen Romantiker. Das folgerichtige, grausame Hinarbeiten auf die Katastrophe ist Kleistisch, wie denn auch die klassische Namengebung auf Kleist führt.

Das „biblische Schattenspiel" Widmanns „Der Heilige und die Tiere" zeigt bei weitem nicht jene streng geschlossene Form des Dramas, sondern reiht in losem Zusammenhange mehrere dramatische Tierfabeln aneinander, in die lyrische Stimmungsbilder eingeflochten sind; ein geheimnisvolles Dunkel ist über das Ganze gewoben: der Heilige soll wohl Christus selber sein, der in der Wüste allerlei wildem Getier begegnet, dessen Sprache er mit Hilfe eines Ringes versteht, der vom Teufel stammt. Schließlich obsiegt der Heilige einer Versuchung des Teufels und wirft den Ring von sich.

Auf Widmann folgt nicht sofort Rostands *Chantecler*-Drama, sondern vorerst Maeterlincks symbolisches Märchenspiel „Der blaue Vogel", das durchaus in der Romantik wurzelt. Maeterlinck nennt im Verzeichnis der Kostüme selbst seine Vorbilder: die Märchen Perraults, der Brüder Grimm und die Märchenkomödien Tiecks. Doch bilden diese alten Märchenschätze nur den Rohstoff, aus dem Maeterlinck schöpft; denn dieser hat die alten Märchenrequisiten zu einer völlig neuen Dichtung zusammengeschweißt und geformt, freilich nicht, ohne daß er bisweilen in Tiecks Manier den Rahmen des Spieles zu sprengen droht, indem er aus dem Märchenhaften in die Wirklichkeit heraustritt: die handelnden Personen reden selbst von den alten Märchenrequisiten und zerstören dadurch die theatralische Illusion. Der kurze Gang der Handlung ist etwa folgender: Die Däumlinge Tyltyl und Mytyl begeben sich auf die Suche nach dem blauen Vogel, unter dem der Seelenfriede zu verstehen ist, und werden auf ihrer Wanderschaft von dem Lichte als Verkörperung der Erkenntnis, von dem Hunde als Sinnbild der Treue und dem Kater als Symbol der Falschheit begleitet. Wasser, Feuer, Brot und Zucker bilden das weitere Gefolge der Kinder, die vermöge eines Diamanten, der die Phantasie versinnbildet, das Wesen der Dinge zu erkennen vermögen. Auf ihren zahlreichen Wanderungen gelangen die beiden Kinder ins Land der Erinnerung, in den Palast der Nacht, ins Schloß der Freuden, in den Wald, auf den Friedhof, ins Reich der Zukunft und suchen überall vergeblich nach dem blauen Vogel, den sie schließlich in ihrem eigenen Heim finden.

Maeterlinck kommt es hier nicht so sehr auf das Tier an sich an, — im Walde begegnen den beiden Kindern eine ganze

Menge von Tieren, die alle redend eingeführt werden — sondern vielmehr auf seine Anschauung, zu deren Darlegung er die Tiere genau so wie die übrigen Märchengerätschaften benützt. So kommt denn seinen Tieren mehr oder weniger nur episodischer Wert zu, doch legen sie beredtes Zeugnis für die allbeseelende Naturauffassung des Dichters ab und hierin sowie in der tiefen Symbolik ist Rostand von ihm stark beeinflußt.

Für Rostand ist die Tierseele wiederum einzig und allein Selbstzweck, wie er denn selbst ein treuer Beobachter des Tierlebens auf seinem Landgute Cambo in der Provence ist. Der *Chantecler* stellt sowohl die Tragödie eines Künstlers als auch einer unglücklichen Liebe dar. In der etwas breiten Exposition des Stückes gerät die Fasanhenne auf ihrer Flucht vor einem Jäger in den von Chantecler kommandierten Hühnerhof, auf dem sich dessen Feinde soeben zu einer Verschwörung gegen ihn zusammentun. Die Fasanhenne jedoch beginnt ihn zu lieben. Im zweiten Aufzuge gesteht ihr Chantecler sein Geheimnis, das er noch niemandem anvertraut hat, daß es sein Beruf und seine Bestimmung sei, allmorgens die Sonne aus ihrem Schlafe zu wecken und zum Tagewerk zu rufen. Und die Fasanhenne glaubt an ihn, an seinen Beruf, an sein Können und wird von bewundernder Liebe zu ihm hingerissen, während die Amsel seiner spottet und ihn höhnisch vor der Gefahr warnt, die seiner beim Jour des Perlhuhns harre. Dortselbst fordert ihn, gemäß der Vereinbarung der Verschwornen, ein fremder Kampfhahn zum Duell heraus, in dem Chantecler mit harter Not die Oberhand behält. Hierauf begibt er sich mit der Fasanhenne in den Wald. Der vierte und letzte Aufzug führt das Zusammenleben der beiden im Walde vor. Aber der Hahn fühlt sich nicht wohl im Walde, er denkt unablässig an seinen Beruf, die Sonne zu wecken, er denkt an seinen Hühnerhof und seine Freunde. Die Fasanhenne jedoch will ihn nur für sich allein haben, ja sie möchte am liebsten, daß er seinen täglichen Morgenruf an die Sonne unterlasse, was sie auch durch List zu bewerkstelligen weiß. Sie erzählt ihm von der Schönheit des Nachtigallenliedes und erweckt seinen Künstlerneid. Der Nachtigallensang läßt ihn auch Raum und Zeit vergessen, so daß er tatsächlich den Ruf an die Sonne versäumt, die gleichwohl wie alltäglich aufgeht. Zu seinem Schrecken erkennt er seinen Wahn. Er ist darob voll der Trauer, allein die Fasanhenne triumphiert. Chantecler findet darin Trost, daß er berufen ist, den Aufgang der Sonne zu verkünden, und verläßt die Geliebte, um wieder an seine Arbeit zu gehen.

Die Entstehung des *Chantecler* ist nicht zu denken ohne die vorausgegangene Tierdichtung. Goethes Literaturkomödie „Die Vögel“, Brentanos Märchendichtung „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, Viktor Hugos fragmentarische Dichtung *La Foret*

mouillée, Reinicks Tierfabeln, besonders aber Widmanns „Maikäferkomödie" sind die Voraussetzungen für Rostand, der außerdem noch von Maeterlinck in der Wendung ins Symbolische und Allegorische gelernt hat. *Chantecler* ist als die Idealgestalt eines Franzosen aufzufassen, der in seinem Volke die Vorausleuchter und Lichtbringer der Welt und Vertreter des Fortschrittes sieht; zugleich ist er aber auch als Künstler dargestellt, dessen Talent dem Genie der Nachtigall gegenübersteht. Doch hat Rostand vor allem andern vom rein tierischen Standpunkte aus die Tragödie des Hahns erfaßt. In Stil und Sprache ist Rostand besonders von Widmann abhängig. Die Beschreibung der Szenerien in Sonettform, Kunstwerke intimer Stimmungsmalerei, der Gebrauch onomatopoetischer Wortspiele, die die Tiersprache nachahmen, die Verwendung von Dialektausdrücken (im Argot) u. a. sind auf Widmanns Beispiel zurückzuführen.

Diese großen Tierdichtungen wurden maß- und richtunggebend für eine große Reihe weiterer Tierbücher, die alle dadurch ausgezeichnet sind, daß in ihnen die tierische Wesenheit durchaus Selbstzweck ist und alles Tierleben völlig bis ins kleinste vom tierischen Standpunkte aus dargestellt ist. Da sind zunächst die Tierbücher von Hermann Löns „Widu", „Goldhals" und insbesondere „Mümmelmann" hervorzuheben; „Mümmelmann", eine Hasengeschichte, in der die Geschicke eines verfolgten Hasen erzählt werden, führt alles Erleben des Helden durchaus folgerecht vom Blickpunkte des Tieres gesehen vor. Auf den gleichen Bahnen bewegt sich der schwedische Dichter Aage Madelung, der in seiner Erzählung „Der Sterlett" aufs genaueste bis ins einzelne allen Lebensgewohnheiten seines Fischhelden nachgeht und alles und jedes nur vom Gesichtspunkte desselben aus darstellt; freilich, bisweilen tauchen Vorstellungen auf, die nur dem menschlichen Gedankenbereiche entstammen können, und der Dichter verrät sich als — Mensch. Von dem gleichen Bestreben reinster Sachlichkeit ist Herbert Eulenberg in seinem heiteren Romane „Katinka, die Fliege" geleitet sowie Waldemar Bonsels, der in seinem empfindsamen „Roman für Kinder" von den Abenteuern der Biene Maja erzählt; mystische Grundzüge treten hier zu Tage und philosophische Fragen werden aufgeworfen: Maja vertritt die Anschauung, daß der Anspruch auf Einzelwesenheit im Rahmen der Gesellschaftsordnung zurecht besteht. In ähnlicher Weise hat Ernest Seton-Thompson „die Persönlichkeit des Einzelwesens und seine Lebensanschauungen" seinen einfachen und doch so meisterhaften Tiererzählungen zugrunde gelegt und „nicht die Gewohnheiten einer Familie im allgemeinen, gesehen durch das abwägende, feindselige Auge des Menschen". Wie Kipling versucht Thomspon bisweilen die Tierlaute in die menschliche Sprache zu übersetzen und wendet dabei sogar die Umschreibung in Noten zu ihrer Darstellung an. „Bingo", „Prärietiere", „Tier-

helden" u. a. sind besonders unter Thompsons Büchern zu nennen, in denen sich die köstlichen Gestalten des Hundes Bingo, des jungen Hasen Zottelohr, des Fasanen Rotkrause, des jungen Bären Jochen und vieler anderer Tiere finden.

Viel menschlicher gehalten ist der „Hasenroman" von Francis Jammes, der nur gewisse allgemeine Tiermerkmale zur Grundlage seiner Darstellung nimmt, im übrigen aber auf ein liebevolles Eingehen in die Lebensgebräuche seiner Tierhelden verzichtet. Ihm ähnlich, doch auch Kipling verwandt, ist Egon Kapherr, der in seinem Buche „Die große Bestie" nicht durchaus auf treuer Naturbeobachtung fußt, sondern auch ins Fabelreich abirrt. So stehen sich in dem erlauschten Altbären Murf Tatzelbrunn und in dem gedachten Mammut Bogenzahn Wahrheit und Dichtung gegenüber. Die sibirische Landschaft, die in den frischesten Farben gezeichnet ist, verleiht der Darstellung den Anschein der Wirklichkeit. Bei Kapherr herrscht die Anschauung vor, daß die eigentliche Bestie der Mensch sei, auch vom Blickpunkte der vom Menschen verfolgten Tiere aus.

In den „Geschichten von Insekten" von Robert Michel ist den Tieren im Verhältnis zu den Menschen eine ziemlich untergeordnete Rolle zugedacht: sie bilden entweder das erregende Mittel der Handlung oder geben Anlaß zu Betrachtungen, bisweilen dienen sie auch nur zur Vervollständigung einer gewissen Stimmung, in der die Erzählung gipfelt. Adam Müller-Guttenbrunn gibt in einzelnen Tierfabeln im „Idyllischen Jahr" eine höchst persönliche Darstellung seines innigen Verhältnisse zur umgebenden Natur; wie Bekenntnisse lesen sich diese dichterisch hoch stehenden Fabeln, die ein inniges, liebevolles Verständnis für die Tierwelt bekunden. Höhepunkte der Darstellungskunst Müller-Guttenbrunns in dieser Hinsicht sind das „Tagebuch eines Schwalbennestes", „Meine Ameisen" u. a.

Hier ist noch ein Blick auf die zeitgenössische Kindertierfabel zu werfen, deren Entwicklung zum Teil von der Tierdichtung der Gegenwart in dem Streben nach Naturwahrheit beeinflußt erscheint. In erster Reihe sind da zu nennen Frank Stevens' wundervolle Märchenerzählungen „Die Reise ins Bienenland" und „Ausflüge ins Ameisenreich", in denen Feenköniginnen kleinen Kindern die wundersamen Tierstaaten der Bienen und Ameisen vorführen, indem sie die Kinder in eben jene Tierchen verwandeln und sie die Wunder der Reiche schauen lassen, in denen sie Königinnen sind. Der Hinweis auf selbstlose Arbeit, auf Gemeinsinn und Eintracht wirkt in hohem Maße belehrend und sittlich fördernd. Hier sind das „Katzenbuch" und das „Vogelbuch" von Gustav Falke, mit Bildern von Otto Speckter, die „Tiergeschichten" von Josef Wichner, die „Fünzig Fabeln für Kinder" von Hey, mit Bildern von Speckter, die Bearbeitung des „Gestiefelten Katers" von F. Avenarius u. a. anzufügen. Der Ton ist naiv, kindlich

und treuherzig, die Tiere sind zumeist aus der nächsten Umgebung von Haus und Hof entnommen, alte Freunde der Kinder: der Hahn, die Schwalbe, der Hund, die Katze, das Pferd, der Sperling, der Osterhase usw.

Im Englischen ist die Bearbeitung des Froschmäuselers in der "*Singing Mouse*" sowie durch Rouald Smith gleichfalls zu einem Kinderbilderbuch herabgesunken: das ganze Götterrüstzeug ist hier weggefallen, die Parodie auf die Ilias ist gleichfalls fallen gelassen und das Tiermärchen wird in kindlicher Form erzählt.

Im Französischen hat Anatol France im Gewande der Tierfabel seine Zeitsatire „Die Insel der Pinguine“ geschrieben, in der er den Dreyfuß-Rechtsstreit sowie die Marokko-Frage behandelt. Die Einkleidung ins Tierische ist eine ganz äußerliche, da hier sichtbar menschliche Zustände vorgeführt werden.

In jüngster Zeit ist es beliebt, tierische Züge auf Menschen zu übertragen und damit symbolisch deren Charakter von vornherein zu zeichnen: „Die Haubenlerche“, „Die blaue Maus“, „Die spanische Fliege“, „Das blaue Krokodil“, „Märchen vom Wolf“, „Blaufuchs“, „Die beiden Seehunde“, „Der Wolf im Purpur“; auch wird gern ein Tier in den Mittelpunkt einer Handlung gestellt, ohne daß es selbst auftritt („Die Wildente“, „Floh im Panzerhaus“, „Das Eichhorn“). Ob sich hieraus neue Entwicklungsmöglichkeiten für die Tierfabel ergeben, wird die Zukunft entscheiden.

Wien. Dr. Karl Wache.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Griechische Epigramme. Von Johannes Geffcken. (Kommentierte griechische und lateinische Texte, herausgegeben von J. Geffcken, Bd. 3.) Heidelberg 1916, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. X und 173 S. Kart. 3 M. 60 Pf.

Als Ref. vor einigen Jahren einmal den Versuch machte, in einer Vorlesung die Entwicklungsgeschichte des griechischen Epigramms zu skizzieren, sah er sich mangels eines brauchbaren Hilfsbuches, dessen Anschaffung er seinen Hörern hätte empfehlen können, gezwungen, eine Auswahl von Epigrammen teils hektographisch zu vervielfältigen, teils mit Kreide an die Tafel zu schreiben. Wie zeitraubend ein solches Verfahren ist, wie beschränkt eine solche Auswahl beim besten Willen bleiben muß, liegt auf der Hand. Aber daß dies wirklich der einzig mögliche Ausweg war, wird jeder zugeben, der weiß, daß die Anschaffungskosten auch nur der Anthol. Pal. — von den Publikationen inschriftlich erhaltener Epigramme ganz zu schweigen — Studenten wohl nur in Ausnahmsfällen erschwinglich sind. Es war daher ein dringendes Bedürfnis, in einem billigen Buche eine Auswahl inschriftlich und literarisch erhaltener Epigramme vorzulegen, die trotz mäßigen Umfanges ausreicht, einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung dieses Genos zu verschaffen. Diesem Bedürfnis ist nunmehr durch das von einem Kenner dieser Literaturgattung, Prof. Johannes Geffcken, in seiner Sammlung kommentierter griechischer und lateinischer Texte publizierte Buch in der dankenswertesten Weise abgeholfen. Denn es erfüllt alle billigen Forderungen: die Auswahl ist ausreichend (sie umfaßt 400 Nummern, die Proben aus der Zeit vom 7. Jahrhundert v. Chr. bis zum 5. Jahrhundert n. Chr. bieten), berücksichtigt in vollkommen zu billigendem Verhältnis Stein- und Buchepigramme, legt das Material in kritisch überprüfter Fassung vor, bringt dazu einen kurzen Kommentar und ist trotz dieser Vorzüge so wohlfeil, daß ihre Anschaffung jedem Studenten ermöglicht wird. Man darf somit die sichere Erwartung aussprechen, daß das Buch nicht bloß dem Privatstudium vortreffliche Dienste leisten, son-

dern auch wegen seiner Brauchbarkeit für seminaristische Übungen und Vorlesungen an Universitäten einen starken Absatz finden wird. Weil ich nun glaube, daß sich aus den angeführten Gründen die Notwendigkeit einer zweiten Auflage bald herausstellen dürfte, so seien hier auch Einzelheiten besprochen, die einer Neubearbeitung vielleicht zu gute kommen können.

Von einer Einleitung hat der Verf. abgesehen; doch bietet die von ihm inzwischen in den N. Jahrb. f. d. klass. Altertum XX (1917) S. 88—117 unter dem Titel: „Studien zum griechischen Epigramm" veröffentlichte Abhandlung eine willkommene Ergänzung des Buches, weil hier der interessante Versuch gemacht wird, eine Entwicklungsgeschichte des griechischen Epigramms, wenn auch nur im Umriß, zu zeichnen. Meiner Ansicht nach hat der Verf. aber recht getan, sie seiner Sammlung nicht vorauszuschicken, und ich würde den gleichen Vorgang auch für die zweite Auflage empfehlen. Es ist besser, wenn der Studierende sich durch eigene Lektüre der Epigramme selbst ein Urteil darüber zu bilden versucht, als daß ihm, ehe er vielleicht noch auch nur ein Epigramm gelesen hat, in der Einleitung bereits ein fertiges Urteil darüber vorgetragen werde.

Was die Auswahl und Gruppierung betrifft, so darf man sich mit ihr im großen und ganzen durchaus einverstanden erklären. So ist es m. E. richtig gewesen, Stein- und Buchepigramme nicht grundsätzlich scharf zu trennen, sondern die den einzelnen Epochen angehörenden unmittelbar aufeinander folgen zu lassen. Da von den inschriftlich erhaltenen Epigrammen verhältnismäßig nur wenige sehr alter Zeit angehören, so ist es zu billigen, daß G. diese möglichst vollzählig in sein Buch aufnahm, sich dafür aber gegenüber der großen Masse der späteren eine starke Beschränkung auferlegte. Nur ob es sich in Hinblick auf das gesteckte Ziel verlohnte, das Bruchstück des in den Athen. Mitteilungen XXXI 1906, 89 ff. veröffentlichten Epigramms, das so widersprechende Erklärungen gefunden hat, in die Sammlung aufzunehmen (Nr. 89), ist mir doch fraglich; für epigraphische oder sprachwissenschaftliche Übungen mag es eine willkommene Vorlage sein, für die Entwicklungsgeschichte des Epigramms aber erscheint es mir ohne Wert. Angenehm berührt auch, daß sich G. durch die moderne Vorliebe für alles „Aktuelle" zu keinen Extravaganzen verleiten ließ. Anderseits freut man sich zu sehen, wie nicht bloß das bereits in den Bänden des IG und den bebekannten Sammlungen von Kaibel, E. Hoffmann, O. Hoffmann, Collitz-Bechtel, Löwy u. a. zusammengetragene, sondern auch das durch viele Zeitschriften und Einzelpublikationen zerstreute Material für die Zwecke dieser Auswahl genutzt wurde. Gewiß werden Kenner noch manches wertvolle und charakteristische Epigramm hier vermissen, aber dem Herausgeber war nur eine beschränkte Anzahl von Bogen eingeräumt und so mußte er,

wohl oft selbst mit schwerem Herzen, auf manches verzichten, was er gern noch mit aufgenommen hätte. Man kann sich denken, daß ihm eine solche Auswahl oft recht schwer gefallen ist; er betont dies selbst im Vorwort besonders für das Buchepigramm. Hier möchte ich mir aber doch erlauben, für eine zweite Auflage eine stärkere Berücksichtigung vor allem eines solchen Meisters, wie es Kallimachos war, zu empfehlen. Ich kann dies um so eher tun, weil ich in diesem Punkte mit des Herausgebers eigenem Herzenswunsche übereinstimme, der ihn S. VI des Vorwortes zu dem Ausrufe drängt: „Wie gern hätte ich alles von Asklepiades und namentlich Kallimachos Erhaltene aufgenommen!" Der für eine Bereicherung der Auswahl nötige Raum ließe sich aber ohne Vergrößerung des Buchumfanges gewinnen, wenn man den Kommentar kürzte. Daß dies möglich ist, will ich später zeigen. Jetzt seien nur jene Epigramme des Kallimachos hervorgehoben, deren Aufnahme mir besonders wünschenswert erscheint: Nr. 1 Wil., charakteristisch für die Behandlung auch einer Anekdote in dieser Stilgattung (man vgl. später z. B. Martial. III 24 oder III 91); Nr. 14, das den Übergang von der Form der Grabaufschrift zu der der Reflexion am frischen Grabe schön beobachten läßt; Nr. 25 des später oft behandelten erotischen Motivs halber; Nr. 29 wegen des literarischen Zusammenhanges mit Platon A. P. VII 100 (= Nr. 161 Geffcken), der m. E. vorliegt, und wegen der literarischen Nachwirkung; Nr. 31 wegen der Übersetzung durch Horaz, Sat. I 2, 105; Nr. 41 wegen der Übertragung ins Lateinische durch Q. Catulus; Nr. 42 nicht bloß wegen der unverkennbar starken Wirkung auf die römischen Dichter (bemerkenswert schon der Umstand, daß es sich sogar auf einer Wand eines römischen Hauses auf dem Esquilin aufgeschrieben fand), sondern auch wegen der hier besonders deutlich zu beobachtenden Wortkünste, den „*Artes vocales*", wie sie Hansen für Leonidas von Tarent in seiner Dissertation aufgezeigt hat; Nr. 46, das „*carmen venustissimum*" (Brunck), interessant wegen der Beziehung zu Theokrit; (zu dem V. 5 ff. beigefügten zweiten φάρμακον ἔρωτος vgl. meine Abhandlung: „Untersuchungen zu Ovids Remedia amoris. I.", Wiener Studien XXXVI 1914, S. 72 ff. über die weite Verbreitung dieses Motivs in der Poesie, speziell in der Epigrammdichtung); Nr. 50, das einen interessanten Vergleich mit der Behandlung desselben Motivs durch Theokrit in Epigr. 20 Wil. ermöglicht, weshalb ich auch letzteres aufzunehmen empfehlen möchte; endlich Nr. 61, das besonders lehrreich für die Art und Weise ist, wie Kallimachos ein aus Homer bezogenes Motiv zu bearbeiten versteht; auch verdient es wegen der Nachahmung durch Vergil, Catalepton XI Berücksichtigung.

Ich weiß natürlich sehr wohl, daß jede Auswahl subjektiv ist, und möchte daher nur noch für zwei Dichter eine Ver-

mehrung der getroffenen Auswahl befürworten: für Philodemos und Lukillios, freilich aus sehr verschiedenen Beweggründen. Philodem schätze ich mit Kaibel als einen „*poeta elegantissimus*“ (Progr. Greifswald 1885, S. III); daß dieser mit nur vier Gedichten in der Auswahl vertreten ist, scheint mir doch ein Unrecht ihm gegenüber zu sein. Jedenfalls vermisse ich mit Bedauern A. P. V 46 (= Nr. 1 Kaibel), das eine Szene aus dem Großstadtleben höchst anschaulich in einer auch für die Stilgeschichte des Epigramms charakteristischen Form wiedergibt; ferner XII 173 (= Nr. 2 Kaibel) wegen des in der erotischen Literatur so oft behandelten Motivs des ἔρως δυοῖν (vgl. darüber meine oben angeführte Abhandlung S. 66 ff.); schließlich noch das stimmungsvolle Gedicht V 123 (= Nr. 4 Kaibel). Von Lukillios aber hätte ich mehr Proben gewünscht, nicht etwa, weil ich seine dichterischen Qualitäten auch nur im entferntesten mit denen Philodems auf eine Linie zu stellen wagte, sondern weil die drei in der Auswahl gebotenen Proben von der Art des Skoptikons zu Beginn der Kaiserzeit keine rechte Anschauung zu geben vermögen; auch wird, wer die Einwirkung des griechischen Epigramms auf das römische weiter zu verfolgen die Absicht hat, gerade von Lukillios, der erwiesenermaßen Martial so vielfach angeregt hat, so bezeichnende Epigramme wie A. P. XI 11. 68. 138. 153. 214. 254. 257 in dem Buche vermissen.

Die Anordnung erfolgt chronologisch; innerhalb der zeitlichen Abschnitte wird nach den Gattungen disponiert: Weihinschriften, Ehreninschriften, Grabinschriften usw. Innerhalb dieser Unterabteilungen hat der Verf. die lokale Gruppierung vorherrschen lassen, indem er „Stücke aus derselben Gegend oder dem gleichen Kulturzentrum zusammenfaßte“; von diesem Vorgehen wich er nur da ab, „wo Epigramme desselben Landes durch eine weite Spanne der Entwicklungszeit getrennt erschienen“ (Vorwort S. VII). Vorangestellt sind für die ältere Zeit des Epigramms die attischen; hierin folgt G. dem überlieferten Brauch, freilich nur widerstrebend, weil seiner, wie mir scheint, richtigen Ansicht nach das ionische Epigramm erst das attische erzeugte und daher „eine besondere äußere Auszeichnung auch in dieser Sammlung verdient hätte“. Ich möchte nur wünschen, der Verf. ließe sich bestimmen, in einer zweiten Auflage ohne Rücksicht auf den herrschenden Usus seine ursprüngliche Absicht durchzuführen. Dagegen würde es m. A. nichts verschlagen, wenn die weitere Gliederung nach privaten und öffentlichen Inschriften aufgegeben würde; ob es sich um diese oder jene handelt, ergibt sich ja aus den Epigrammen von selbst und wo die Erhaltung einer Inschrift das Erkennen des Tatbestandes erschwert, kann ja eine kurze Bemerkung im Kommentar nachhelfen. Jedenfalls würde dadurch die Anordnung an Übersichtlichkeit gewinnen. Auch einige Irrtümer müssen

berichtigt werden. Die Überschrift des zweiten Abschnittes auf S. 20 muß lauten: „6—5., 5. und 5.—4. Jahrh. v. Chr.“; S. 34 ist Nr. 97 irrtümlicherweise unter die Grabinschriften geraten; auch stimmt die Überschrift des fünften Abschnittes: „Steinepigramme des I. Jahrhunderts v. Chr.“ auf S. 78 vielfach nicht mit den Zeitansätzen der hier eingereihten Epigramme; vgl. Nr. 196: „Anfang der Kaiserzeit“; 197: „192 v. Chr.“; 199, 205, 217, 225: „2. Jahrh.“; 226: „2. Jahrh. Mitte“.

Die Einrichtung im einzelnen ist praktisch und schließt sich an bewährte Muster an. Bei den Steinepigrammen wird zuerst die mehr oder minder maßgebende Publikation angeführt, dann erst auf die Behandlung in den bekannten, oben zum Teil angeführten Sammlungen hingewiesen (doch fehlt ein solcher Hinweis auf Kaibel, *Epigr. Graeca* zu Nr. 43 und 184). Bei den literarischen Epigrammen werden für die einzelnen Dichter Literaturangaben (neueste Textausgaben, Abhandlungen über Textgeschichte, Dialekt u. a.) in sparsamer Auswahl vorangestellt (weniges vermißt man hier, so S. 59 zu Platon: Fava, Gli epigrammi di Platone 1901; S. 108 zu Theokritos: Neueste Textausgabe der Bucolici Graeci von O. Könnecke, Braunschweig 1914), dann folgt für jedes Epigramm Angabe der Stelle oder der Stellen, wo es uns erhalten ist. Im letzteren Falle sind denn auch in der Regel die wichtigeren Varianten der Überlieferung getreulich notiert. Aufgefallen ist mir in dieser Beziehung nur ein Versehen von Bedeutung. Das Epigramm des Theokritos von Chios (= Nr. 227 Geffck.) wird in der uns durch Androkles bei Eusebios, *Praep. evang.* XV 2, 12 überlieferten Fassung abgedruckt; außerdem werden für das erste Distichon noch Diog. Laert. V. 1, 11, für das zweite (von εἵλετο an) Plut., *De exil.* 10 p. 603 als Zeugen angeführt und die Varianten aus Diog. Laert. im Kommentar beigefügt. Diog. Laert. beruft sich für sein Zitat auf Ἀμβρύων ἐν τῷ περὶ Θεοκρίτου (von Geffcken im Kommentar ausgeschrieben unter Hinweis auf FHG II 866). Den Namen Ἀμβρύων hatte schon Cohn bei Pauly-Wissowa I 1815 für verderbt gehalten, Leo dagegen in seinem Buche: „Die griech.-röm. Biographie“ S. 52 A. 6 verteidigt. Nun besitzen wir seit 16 Jahren noch einen vierten Zeugen für unser Epigramm, in dem zugleich die Bedenken Cohns eine starke Stütze fanden: Didymos in seinem Kommentar zu des Demosthenes Philipp. Reden col. VI. 46 ff. der Ausgabe von Diels-Schubart. Diese Überlieferung weicht im dritten Verse von der des Eusebios ab; statt ὃς διὰ τὴν ἀκρατῆ γαστρὸς φύσιν heißt es dort: ὃς [γα]στρὸς τιμῶν ἄνομ[ον φύσιν]. Der Zeuge aber, auf den er seinerseits sich hiefür beruft, heißt in dem Papyrus Βρ . . ων, was von Diels zu Βρύων ergänzt wurde; nach Crönerts wiederholter Lesung des Papyrus aber ist die Lücke für einen Buchstaben zu groß, es wird also mit ihm Βρύσων zu ergänzen sein (Rh.

Mus. N. F. 63, 1907). Diesen Tatsachenbestand hat G. übersehen.

Was die Textgestaltung betrifft, so mußten bei den vielfach verstümmelt erhaltenen Steinepigrammen die Lücken mit den wahrscheinlichsten Ergänzungen ausgefüllt werden, um den Text lesbar zu gestalten; eigene Vorschläge des Herausgebers aber stehen in der Regel nur im Kommentar, im Texte selbst nur wenige. Die meisten davon sind ansprechend; weniger gelungen ist der zu I G IX 1, 877, 9 f. (= Nr. 218 Geffcken), wenn ich gleich mit G. die Ergänzung Dittenbergers, an die dieser selbst nicht recht glaubt, ablehne. G. meint, der Rest von Vers 9 führe im Anschluß an das Vorhergehende auf ein Lob der Gattin des Nikomachos und vermutet daher:

κα̣[ὶ τ'ἄλοχομ] βουλαῖσιν ἰσοφρον[έουσαν ἅμ' ἀνδρί]
[παῖδά τε τὴν με]λ̣έαν εἴδομεν α[ὐξομέναν].

Den Gedanken aber, der ihn bei seiner Ergänzung leitete, halte ich für ganz verfehlt[1]). Nicht auf Frau und Kind können sich die Verse 9 und 10 beziehen, sondern nur auf Nikomachos, wenn das Epigramm nicht jeder Geschlossenheit entbehren soll. Bei der von G. vorgeschlagenen Ergänzung werden die Frau und das Kind die Hauptpersonen; wie sollen sich dann Vers 12 und 13 passend anschließen:

[ψυχὰ δ' αἰθερ]ίοισι μετάρσι[ος ἀίξασα]
[πτήμασιν εἰς οἴκους ε]ὐ̣σεβέων [ἀνέβα]?

Wenn diese von G. gebilligte Ergänzung Dittenbergers das Rechte trifft, so ist mit der ψυχ̣ὰ die des Nikomachos gemeint; dann muß m. E. auch in V. 9 und 10 von ihm die Rede sein. Darauf scheint mir auch βουλαῖσι ἰσοφρον[. . .] hinzuweisen; vgl. V. 4 τὸν δορὶ καὶ βουλᾷ πρόφρον[ι κλεινότατον]. Ich denke also, der Gedanke von V. 4 wird hier wieder aufgenommen und bloß weiter ausgeführt gewesen sein, und versuche darnach die Lücke so zu ergänzen:

κα̣[ὐτὸν τὸν] βουλαῖσιν ἰσόφρον[α χερσί τε πρῶτον]
[οἰχ̣όμενον με]λέαν εἴδομεν ἀ[τραπιτόν].

Daran würde sich nun ψυχ̣ὰ δ' . . . . μετάρσιος ἀίξασα . . . ἀνέβα passend anschließen können.

In den literarischen Epigrammen befolgt G. gegenüber der Überlieferung konservative Grundsätze; im Gegensatze zu jener fröhlichen Konjekturalkritik, die ungescheut die gewagtesten Vermutungen in den Text setzt — man braucht bloß den Stadtmüllerschen Text der Anthol. Palat. zu lesen, den G. nicht mit Unrecht einen „geradezu grauenhaft interpolierten" nennt — bleibt der Herausgeber, wo es ihm nur irgendwie angängig er-

[1]) Davon, daß auch das Verbum αὐξομέναν hier herzlich unpassend ist, will ich ganz absehen.

scheint, bei der Überlieferung und zieht es vor, bisher noch nicht einwandfrei verbesserte Stellen durch Sterne als verderbt zu bezeichnen. Wieder werden Verbesserungsvorschläge, auch die eigenen, in den Kommentar verwiesen, dort bisweilen auch bloß der Sitz des Fehlers und die Art der Heilung näher bezeichnet. Das ist ein Vorgang, der wohl allgemeine Billigung finden dürfte. Wenn übrigens G. sagt (Vorwort S. VIII), er habe nur einmal (Nr. 337, 3) eine, übrigens recht harmlose eigene Konjektur in den Text aufgenommen, so irrt er. Βαρὺ πνεύσας ist eine — sicher richtige — Verbesserung, die man schon im Texte von Jacobs findet. Von den übrigen Vorschlägen G.s hebe ich als gelungen hervor: Nr. 229 (= A. P. IX 313), 1 ἵζευ ἐμᾶς (P. Plan. ἵζευ ἅπας); 256 (= Athen. 596 c = Poseidippos 6 Schott) 1 u. 2: δεσμός (cod.: δεσμῶν), nur daß so zu schreiben schon Casaubonus vorgeschlagen hatte, der freilich anders interpungierte und κοσμήσατο schrieb, während Schweighäuser das Substantiv wie Geffcken mit χαίτης verbinden wollte, aber zur Erklärung der Überlieferung (δεσμῶν) statt des gewöhnlichen δεσμός das ungewöhnliche δεσμόν in den Text setzte (vgl. *Animadv. in Athen.* VII 218); 339, 1 (= A. P. VI 349) σύ. Γλαυκέ τε καὶ (P.: σύ τε γλαύκη). Nicht wahrscheinlich dagegen ist mir der Vorschlag zu Nr. 248 (= A. P. XII 50) 7 πιόμεθ᾽. οὐ γὰρ ἔρως (P.: πιομένου γὰρ ἔρως), das nach G. bedeuten soll: „Wir werden trinken; denn mit der Liebe ist es nichts.“ Nach meiner Kenntnis des Griechischen können dies die Worte nicht besagen; man könnte sie nur in dem Sinne verstehen: „Wir werden trinken; denn ein Verlangen ist nicht vorhanden“, was freilich eine sonderbare Logik gäbe. Da der folgende Gedanke gegensätzlich verläuft: μετά τοι χρόνον οὐκέτι πουλύν, σχέτλιε, τὴν μακρὰν νύκτ᾽ ἀναπαυσόμεθα, so halte ich alle Konjekturen, die im vorausgehenden ἔρως beizubehalten suchen, für verfehlt. Da schon V. 1 gesagt ist, daß Asklepiades unglücklich verliebt ist, so könnte Wein und Liebe nebeneinander wohl als Variation des Motivs, δυσέρωτες müßten im Wein Vergessen ihrer Liebe suchen (oft behandelt in der Liebespoesie, z. B. Meleagros A. P. XII 49. Tibull I 2, 1. Prop. III 17, 3. Ovid Rem. Am. 809; Mart. I 106) ihren Platz behaupten; aber diese Verbindung ist hier durch den folgenden Gedanken ausgeschlossen. Die Verbesserung dürfte sich daher darauf zu richten haben, für γὰρ ἔρως ein passendes Adverb ausfindig zu machen; die schon vorher gemachten Vorschläge γαλερῶς oder γλυκερῶς (von G. überhaupt nicht erwähnt) befriedigen nicht völlig. Vielleicht ließen sich dann die Anfangsworte zu Πιόμεθ᾽ οὖν [. . . .]ερῶς gestalten, womit sich das Folgende dann gut vertrüge.

Über den beigefügten Kommentar äußert sich der Verf. S. VII des Vorwortes so: „Der Kommentar ist . . knapp gehalten; er soll, wie es der Zweck der von mir redigierten ganzen

Sammlung ist, nur einiges nötige Handwerkszeug liefern, soll zwischen den Zeilen lesen lehren, und selbst bei ganz kurzen Gedichten — nicht selten gerade bei diesen — die Erklärung in keiner Weise erschöpfen noch auch nur ihr vorgreifen. Ich weiß sehr wohl, daß man in den Kreisen der Kollegen meinem Unternehmen noch sehr skeptisch oder ablehnend gegenübersteht, glaube aber doch, daß dieses Vorurteil allmählich weichen wird.“ Mit der Beigabe eines Kommentares, der den angegebenen Zweck verfolgt, erkläre ich mich prinzipiell einverstanden, zumal ein wirkliches Verständnis gerade der Epigrammdichtung schwerer zu erreichen ist, als man zunächst zu glauben geneigt wäre. G.s Kommentar ist wegen der Literaturangaben, der textkritischen Noten, der Erklärungen sachlicher und sprachlicher Natur, der liebevollen Verfolgung eines Motivs der Epigrammatik, endlich der oft beigegebenen kurzen Charakteristik des Stiles eines Gedichtes eine sehr wertvolle Beigabe der an und für sich schon verdienstlichen Sammlung. Das löbliche Bestreben, knapp zu sein, ist nicht zu verkennen; um so verwunderlicher ist es, daß ein mit der Editionstechnik so vertrauter Gelehrte wie G. es fertig bringen konnte, vom Anfang bis zum Ende dieses Kommentars immer wieder dieselben Werke mit genauer Titelangabe zu zitieren, also z. B. immer wieder auszuschreiben: Roscher, Lexikon der griech. und röm. Mythologie; B. Kock: *De epigrammatum graecorum dialectis*. Göttingen 1910; Meisterhans-Schwyzer, Grammatik der attischen Inschriften; A. Thumb, Handbuch der griech. Dialekte; v. Wilamowitz-Moellendorf, Sappho und Simonides; A. Wilhelm, Beiträge zur griech. Inschriftenkunde; W. Rasche, *De Anthologiae Graecae epigrammatis, quae colloquii formam habent*. Münster 1910; v. Prittwitz-Gaffron: Das Sprichwort im griech. Epigramm. Gießen 1912 und viele andere einschlägige Arbeiten. Wie viel Raum hätte sich ersparen lassen, wenn der Verf. sich entschlossen hätte, die genauen Titel aller im Kommentar öfter zitierten Schriften nur einmal mitzuteilen, und zwar vor der eigentlichen Sammlung, in dieser aber sich bloß einer Abkürzung zu bedienen, zumal er sich ja selber solcher für eine Reihe anderer Werke bediente! Ich glaube, dadurch allein ließe sich in einer zweiten Auflage die Aufnahme der von mir empfohlenen literarischen Epigramme ermöglichen. Eine weitere Raumersparnis ließe sich erzielen, wenn man die Problemstellung nur kurz andeutete, statt, wie es oft geschehen ist, sie genau darzulegen, ferner, wenn man auf längere Zitate aus leicht zugänglichen Autoren wie Herodot oder Thukydides, desgleichen auf eine Reihe von Belegen dort verzichtete, wo sie aus dem zitierten Quellenbuche selbst zu beschaffen sind. Natürlich sind umgekehrt solche Verweise als überflüssig zu streichen, die nichts anderes lehren, als die Note selbst mitteilt, beispielsweise zu Nr. 199 der Verweis auf

Bücheler bei Kaibel, oder durch andere zu ersetzen, wenn sie für das in Frage stehende Gedicht eher in Betracht kommen[1]). Als die wertvollsten Hilfen erscheinen mir Literaturangaben: in dieser Hinsicht hätte ich gern hie und da sogar noch etwas mehr gesehen; beispielsweise wäre es am Platze gewesen, Nr. 88 (= Kaibel 26) zu Πυθίων auf die reichhaltige und lehrreiche Sammlung von L. Radermacher in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Wien CLXX (1912) S. 11 ff. hinzuweisen, weil wohl nur wenige Benützer des Buches ahnen, was dort zu finden ist, oder auf die wertvolle Abhandlung von W. Heraeus „Προπεῖν" mit ihrer Fülle von Belegen im Rh. Mus. 70 (1915) S. 8 ff. zu Nr. 209, 1, wo im Kommentar bloß steht: „πεῖν: itacistische Formen jetzt häufiger; vgl. auch Ep. 222, I 14." Eine gewisse Ungleichmäßigkeit des Umfanges des Kommentars läßt sich selbstverständlich nicht vermeiden; aber daß beispielsweise ein Epigramm wie das des Kallimachos A. P. VI 301 (= Nr. 275 G.) ohne ein Wort der Erklärung dasteht, muß gleichwohl überraschen. Aufgefallen ist mir ferner das Fehlen von Anmerkungen zur Metrik dort, wo man solche erwartet hätte, beispielsweise zu Nr. 114, 4; 135; 139; 146. Ungenauigkeiten habe ich selten beobachtet; zu Nr. 114, 5 ist die Angabe ζαθέαι.. ἀλλ' unrichtig (Jacobs schrieb vielmehr ζαθέωι.. οὐδ', vermutete aber im Kommentar für das letztere ἦχι mit folgendem πένονται); die Anmerkung zu Nr. 237 ist abzuändern, da schon Reitzenstein, Epigr. und Skolion S. 139 im gleichen Sinne wie Wilamowitz bemerkt hatte: „Das Epigramm der Nossis . . . hat nur dann eine rechte Beziehung, wenn es am Schlusse der Sammlung, welche die Λοκρικὰ ᾄσματα mit enthielt, stand." Von störenden Druckfehlern im Texte der Epigramme seien angeführt: Nr. 77, 1: — ⏖ — ⏖ Fαν] statt — ⏖ — ⏖ — Fαν]; 189, 2 κεῖρας statt χεῖρας und ἦκθε statt ἦλθε; 194, 5 Αἰγαίνη statt Αἰγαίην; und der besonders ergötzliche in Nr. 219, 6 δισσὰς ἓξ ἐτέων πλησάμενος δεκάδας, wonach der ἠΐθεος 120 Jahre alt geworden zu sein scheint; ἐξ ist zu schreiben und im Kommentar eine Anmerkung über die ziemlich harte Tmesis ἐκπλησάμενος beizufügen, die selbst Dittenberger I G IX 1, 878 nicht für überflüssig gehalten hatte.

---

[1]) So wird zu Nr. 376 (= AP. XI 66) zitiert: Lukillios XI 68; Lukian 408 u. a. Martial IX 37 (E. Pertsch, *De Valerio Martiale graecorum poetarum imitatore*. Berlin 1911, p. 17 f.). Nun wird in der zitierten Schrift S. 18 dieser τόπος noch belegt mit AP. XI 69. 67. 310. 370. 374. 398 und dazu verglichen Mart. VI 12. 57. III 42. 43. IV 36. XII 23. V 43. Wie man sieht, fehlt gerade das zum Vergleich von AP. XI 66 wertvolle Martialepigramm IX 37, das G. anführt; beide habe ich in meiner Schrift: „Martial und die griechische Epigrammatik I", Wien 1911, S. 56 f. zusammengestellt und besprochen. Warum hier ebensowenig wie an anderen Stellen auf meine Schrift verwiesen wird, weiß ich nicht.

Zum Schlusse füge ich einige bescheidene Ergänzungen zur Erklärung bei, vorwiegend das Vorkommen eines Motivs betreffend: Zu Nr. 151 hat schon G. in den „Berichtigungen" bemerkt: „Die Anschauung stammt aus der Tragödie: Soph. Oe. Kol. 1454"; ich füge hinzu: Soph. Oe. R. 1213 ὁ πάνθ' ὁρῶν Χρόνος und frg. 280 N. — Zur Ergänzung von V. 1 von Nr. 157 [Οὐ τὸ θανεῖν ἀλγ]εινόν . . . ἀλλὰ vgl. Soph. El. 1007 οὐ γὰρ θανεῖν ἔχθιστον, ἀλλ'. — Die Nachträge, die G. in seinen „Studien" zum Vorkommen des Motivs „Hochzeitsfackeln — Grabesfackeln" S. 104, Anm. 1 gibt, lassen sich vermehren; vgl. Ovid Epist. VI 42. Rem. Am. 38. Fast. II 561. Sen. Contr. exc. 6, 6. Mart. III 93, 26. — Zu Nr. 183, 3 f.: Der Gedanke ist wohl beeinflußt durch den Vorschlag zur Weltverbesserung, den Euripides, Herakl. 655—666 machte. — Zu Nr. 217, 7 f.: Das Motiv auch A. P. VII 365 und oft ähnlich in den Epikedien des Statius (vgl. Vollmer zu Stat. Silv. II 1, 184; Lohrisch, *De P. Statii Silvarum poetae studiis rhetoricis*. Diss. Halle 1905, S. 50 ff.; besonders interessant V 3, 283—286.). — Zu Nr. 278, 4 vgl. Kallimachos Epigr. 61, 3 ὃ μοι πεπρωμένος ὕπνος. Simonides A. P. X 105 θανάτῳ πάντες ὀφειλόμεθα. Palladas A. P. XI 62, 1 πᾶσι θανεῖν μερόπεσσι ὀφείλεται. — Zu Nr. 342 vgl. die Nachwirkung des Motivs bei Martial XIII 127 (angeführt in meiner Schrift: Martial und die griechische Epigrammatik S. 9). — Zu Nr. 179, 4 ἀφθόγγῳ φθεγγομένα στόματι vgl. den Versschluß φθεγγόμενος στόματι schon bei Theognis 1229 (Athen. X 457 b), ähnlich auch in der rhetorischen Antithese: τεθνηκὼς ζώῳ φθεγγόμενος στόματι. — Zu Nr. 215, 9 vgl. Kaibel 184, 4; 327, 2; Geffcken 224, 2. — Zu Nr. 219, 5 vgl. noch Kaibel 431, 3 und zu V. 8 noch Kaibel 208, 26. — Zu Nr. 230 würde es sich vielleicht empfehlen, auf die Nachwirkung der griechischen Epigramme auf tote Tiere in der römischen Poesie hinzuweisen; vgl. darüber meine oben angeführte Schrift S. 20.

Möge die eingehende Besprechung seiner schönen und nützlichen Ausgabe dem Verf. das Interesse bezeugen, mit dem ich sie durchgelesen habe.

Wien. Karl Prinz.

Dissertationes philologae Vindobonenses. Volumen duodecimum. Pars I: Fridericus Glaeser, De Pseudo-Plutarchi libro ΠΕΡΙ ΠΑΙΔΩΝ ΑΓΩΓΗΣ. Pars II: Carolus Kunst, De S. Hieronymi studiis Ciceronianis. Vindobonae et Lipsiae. F. Deuticke. MCMXVIII. 219 S.

Der Verf. der ersten Dissertation will (nach Wyttenbach) die Unechtheit der Schrift Περὶ παίδων ἀγωγῆς aus Form und Inhalt nachweisen. Im I. Teile *De compositione ac genere libelli*

S. 4—14 kommt er zu dem Ergebnisse, daß die Schrift aus verschiedenen Quellen zusammengestellt sei und von einem der Darstellungsgabe völlig ermangelnden, sicherlich der richtigen Gruppierung des Stoffes nicht mächtigen Verfasser herrühre. Sie sei nicht rhetorisch, vielmehr ein προτρεπτικὸς λόγος, der zur Philosophie führe, wo auch ihre Quellen zu suchen seien. Im II. Teile *Rerum comparatio* S. 15—75 werden nach Aufzählung der Schriftsteller, die über Erziehung geschrieben haben, in 13 Kapiteln die einzelnen Gebiete des in der Schrift behandelten Stoffes eingehend besprochen, wobei sich, von vulgären Anschauungen abgesehen, im allgemeinen ein einheitlicher stoisch-peripatetisch gefärbter, in die Zeit der Eklektiker weisender Charakter der darin vertretenen Grundsätze ergibt. Im III. von den Quellen Pseudo-Plutarchs handelnden Teile S. 76—97 wird die Ansicht Dyroffs, daß Chrysippus die Quelle sei, abgewiesen. Das, was wir vom Inhalt seiner Schrift wissen, spricht dagegen. Zu dem gleichen Schlusse führt die Untersuchung des Verhältnisses zwischen Chrysippus und Quintilian. Was Ps.-Pl. an stoischem Gute hat, ist größtenteils aus der mittleren Stoa geflossen: was bei ihm und Quintilian dem Chrysippus zugehört, ist sicherlich das, was, aus der alten Stoa übertragen, auch dort Geltung hatte. Aus Posidonius, der als erster in der Stoa, nach dem Muster Platos und der Peripatetiker, die Erziehung vom psychologischen Standpunkte behandelte, hat er nicht geschöpft. Von der Sekte der Popularphilosophen, deren Grundsätze mehrfach von den seinigen abweichen, ist er zu sondern. Daß er die Erziehung der Frauen übergeht, weist auf die peripatetische Schule. Vielfache Übereinstimmung mit Pseudo-Isocrates Πρὸς Δημόνικον beruht nicht auf Benützung gerade dieser Schrift, sondern auf der der vulgären Anschauung bisweilen nahestehenden peripatetischen Lehre und dem eigenen Urteile des Verf.s. Wenn wir die Peripatetiker heranziehen, läßt sich eine sonst große Schwierigkeiten bietende Tatsache auf das leichteste erklären: warum Ps.-Pl. fast ausschließlich die sittliche Bildung behandelt hat. Seiner Schrift lag eine Abhandlung zu Grunde, die allein die sittliche Erziehung umfaßte, und zwar in der Weise, daß bloß die Tugenden behandelt wurden, die weniger im Innern des Menschen als im Leben und Verkehr in Erscheinung treten. Ein solches Werk war das Theophrasts Περὶ παιδείας ἢ περὶ ἀρετῶν ἢ περὶ σωφροσύνης. Letzteres Wort ist bei den Peripatetikern bereits die Tugend selbst. Alles weist bei Ps.-Pl. auf eine peripatetische Quelle oder auf ein Gemisch peripatetischer und stoischer Philosophie hin. Er hatte vor, über die Erziehung der Knaben zu schreiben, in Wahrheit hat er περὶ σωφροσύνης geschrieben. Die Gruppierung des Stoffes in jener Abhandlung und die stoischen oder vulgären Zusätze lassen sich vermutungsweise herstellen und so gewisse Fehler in der Anordnung bei Ps.-Pl.

erklären. Dies geschieht S. 95 f., worauf der Verf. zusammenfassend darlegt, wie er sich das Zustandekommen der Schrift denkt. Im IV. und letzten Teile *De scriptore eiusque aetate* ergibt sich ihm aus der in der Schrift vertretenen Philosophie der Schluß, daß sie in die Geltungszeit der eklektischen Philosophie, und zwar in die spätere, zu verlegen sei. Die große Wertschätzung der Sokratiker, vor allen Platos, paßt besonders zu den Stoikern. Die betonte Bedeutung der Gunst der Götter und des Glückes berührt sich sehr mit den Ansichten der späteren Peripatetiker. Einen Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung gewährt die in der Schrift hervortretende Bewunderung des Pythagoras und des Plato, wenn man in Betracht zieht, daß die zu Beginn der christlichen Zeit entstehenden Schulen der Neuplatoniker und Neupythagoreer Verehrer der Alten waren. Der Verf. der Schrift steht auch der Philosophie Plutarchs nicht fern. Xenophon setzt er im Lobe der Sokratiker nach Plato an. Die höchste Bewunderung erfuhr Xenophon durch Dio Chrysostomus. Alles führt auf dieselbe Zeit, die Schwelle des 2. nachchristlichen Jahrhunderts. Wyttenbachs Ansicht, daß ein Schüler Plutarchs mit der Schrift eine von seinem Lehrer aufgegebene Frage beantwortet habe, ist unhaltbar. Es ergeben sich dabei die größten Schwierigkeiten. Die Dissertation schließt mit den Worten: *Ps.-Plutarchi libellus* περὶ παίδων ἀγωγῆς *philosophiae, non philosopho scriptori attribuendus est.* Beigegeben ist ein *Conspectus* (Überschriften der Abschnitte und Kapitel) und ein *Index nominum et rerum memorabilium* S. 105—107. Rund 20 Druckfehler sind zu berichtigen. Für die Richtigkeit des gewonnenen Ergebnisses scheint nicht zuletzt der Umstand zu sprechen, daß die Untersuchung, von verschiedenen Seiten in Angriff genommen, doch dem gleichen Ziele zugeführt hat. Was die formale Seite der Arbeit betrifft, würde der Verf. m. E. bei erneuter Durchsicht hie und da Bedenkliches ausgemerzt, manchen Ausdruck klarer, einiges vielleicht auch knapper gefaßt haben. Um Einzelheiten zu berühren, führe ich an: *evenire* vom Ergebnis der Untersuchung (15 und sonst), *multi aestimari* (17), *veterum* als Gegenteil von *adulescentium* (18), *infuisse* (76), *Nam quodsi*, wovon entweder *nam* oder *si* zu streichen ist (89), *superbitate* (89 *A*.).

In der zweiten Dissertation[1]) ist zuerst (S. 111—116) die Rede von des Hieronymus Abkunft und literarischer Bildung,

[1]) Nach einer gefälligen Mitteilung des Herrn Prof. E. Hauler war an zweiter Stelle ursprünglich in Aussicht genommen die Dissertation *De constructione* κατὰ σύνεσιν *Liviana* des Grazer Realgymnasiallehrers Dr. August Synek, der aber, noch vor der Revision des Manuskriptes einberufen, in russische Gefangenschaft geriet, worauf die Arbeit des Rumburger Gymnasiallehrers Dr. Anton Schindler *De lacunis Petronianis* an die Reihe kommen sollte, deren Verf. aber

von seinem Traum in Antiochia, von den Gründen seiner besonderen Vorliebe für Cicero und seinem Verhältnis zur alten Literatur auf den verschiedenen Altersstufen, worauf im I. Hauptteile S. 116—161 der 60. Brief, das Trostschreiben an den Bischof Heliodorus über den Tod seines Neffen Nepotianus, zur Besprechung kommt, bei dessen Abfassung H. sich ganz besonders an Cicero, und zwar an dessen *Consolatio* anschloß. Von den zitierten Philosophen habe er keinen einzigen benützt. Nach einer kurzen Inhaltsangabe des Schreibens werden die in Betracht kommenden Stellen der Reihe nach aufgeführt: 1, 2; 1, 3; 5 init.; 5, 1—2: ist nicht aus Valer. Max geschöpft; 5, 2. 3: Cicero wird in seiner Trostschrift auch die griechischen den Tod ihrer Söhne mit Fassung ertragenden Väter aufgezählt haben. Von Valer. Max. V 10 und Seneca Ad. Marc. 13, die beide auf Ciceros *Consol.* zurückgehen, ist abzusehen. K. Schenkls Annahme, daß in der *Consol.* die römischen Beispiele den griechischen vorangingen, ist nicht zu billigen. Ps.-Plutarch, *Consol. Apollon.* ist hauptsächlich von Crantor abhängig. Aus der Rede des Aeschines hat weder Cicero noch Ps.-Pl. geschöpft, sondern aus ein und derselben Stelle, wo nachgewiesen wurde, daß alle Trauer und Betrübnis nur auf menschlichem Wahn beruhe. Ps.-Pl. bezeichnet die von ihm angeführten sechs Zeugnisse selbst als entlehnt. Sie stammen aus Crantor. Cicero bricht, um möglichst bald zu den Römern zu kommen, beim dritten Zeugen des heldenhaften Ertragens ab, wollte aber doch den Ennianischen Telamon nicht übergehen; 7 init. und 7, 2: sowohl der Gedanke, daß die Hinterbliebenen nicht um den Toten, sondern um ihrer selbst willen trauern, wie der sprachliche Ausdruck weist auf Cicero; 7, 3: auch den Trostgrund, daß billig denkende und gerechte Menschen auch des früher genossenen Guten dankbaren und freudigen Herzens eingedenk sein müssen, dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit dem Crantor in gleicher Weise wie dem Cicero zuschreiben; 7, 3 fin.; 13 init.: Ausdruck und Zusammenhang sind der Klage Ciceros um die jung verstorbene Tochter völlig angemessen; 14, 2—3: daß H. aus *Ambrosius* geschöpft habe, ist nicht wahrscheinlich. Der Gedanke einer Übung des Todes geht auf Plato zurück, dem H., der selbst dessen Schriften nicht gelesen hat, wurde er durch Cicero, nicht durch Seneca vermittelt. Daß H. einen Gedanken des Sokrates und Plato dem Pythagoras zuschreibt, dürfte auf den von ihm benützten Neuplatoniker Porphyrius zurückgehen. Es bleibt fraglich, ob Cicero in der *Consol.* das Wort *commentatio* oder, wie Schenkl will, *meditatio* gebrauchte; 14, 3: betrifft den Gedanken, daß das längste Leben kurz sei im Vergleiche mit der

gleichfalls vor Umarbeitung des Manuskriptes das Los traf, einberufen zu werden und der dann im Kampfe gegen Serbien fiel. So wurde nach einiger Zeit die obige Dissertation zum Abdrucke ausersehen.

Ewigkeit, wie er bei Cicero, Ps.-Pl. und Seneca zum Ausdruck kommt; 14, 4: wird die Verwandlung der Niobe in Stein berührt. Cicero, Ps.-Pl. und H. haben Crantors Zeugnis in ihrer Weise frei benützt. Das überlieferte *Hesiodo* ist mit Susemihl und Lübeck in *Herodotum* zu ändern. Bezug genommen ist auf Herod. V 4, wo von den Trausen die Rede ist. Die Stelle war schon in der von H. benützten Quelle verwertet. Diese Quelle war Ciceros *Consolatio*; 14, 5: Cicero hatte sich in dieser Schrift mit dem Könige bei Ennius verglichen, daher bei H. der Vergleich mit dem Bischof; 14, 6: Parallelen für den hier ausgesprochenen Gedanken, daß der Verstorbene nur abwesend sei, aus Cicero, Seneca und H.; 15 init.: die traurigen Zeitverhältnisse werden als Trostgrund angeführt, was für das Jahr 45 besonders angemessen war; 17 init.; 18 init.: Cicero ereiferte sich in der *Consol.* gegen den weinenden Xerxes, um sich selbst vor übermäßiger Trauer zu bewahren; 18, 2: H. spricht von einer hohen Warte, die die Aussicht auf die ganze Welt eröffnen würde. Als Quelle kommen Cicero und Seneca in Betracht, Herodot ist ausgeschlossen; 19 init.: wo des täglichen Sterbens, der fortwährenden Veränderung Erwähnung geschieht, entstammt vielleicht auch Cicero; 19, 1 sq.: mit der Beschäftigung schwindet die Zeit. Quelle scheint Pers. Sat. V 153; 19, 3: auch Cicero konnte seine *Consol.* mit dem Trostmittel der Erinnerung, des Gedenkens schließen, wie es ohne Zweifel auch Crantor einst dem Hippocles vorstellte.

S. 158—161 werden stilistische Eigentümlichkeiten des H. und anderes hier zu Erwähnendes angeführt. Im 1. Abschnitt des II. Teiles S. 161—177 sind aus den übrigen Briefen alle jene Stellen gesammelt, an denen Cicero entweder ausdrücklich genannt oder auf andere Weise deutlich bezeichnet ist. Ferner solche, wo H. einzelne Worte oder ganze Sätze Ciceros gebraucht oder wo er ihn oder seine Schriften nur ganz kurz erwähnt. Der 2. Abschnitt des II. Teiles S. 177—210 enthält jene Stellen, die bald mehr, bald weniger bestimmt und deutlich Ciceros Autorschaft verbürgen. Zuletzt folgen in den *Additamenta* S. 211—215 acht Stellen, die vielleicht auf den ersten Blick Cicero zu gehören scheinen, während es in Wirklichkeit entweder nicht der Fall ist oder sich nicht nachweisen läßt.

Der vorliegende Bericht würde der Verdienstlichkeit dieser Dissertation nicht völlig gerecht werden, wenn er nicht ausdrücklich hervorhöbe, daß auch in den Fußnoten eine ansehnliche Fülle aufklärenden und ergänzenden Stoffes aufgehäuft ist. Dies lehrt allein schon ein Blick auf die sorgfältigen *Indices* S. 218 f., wo unter II. die behandelten oder erwähnten Lesarten aufgeführt und unter III. *Res memorabiles* verzeichnet sind. Nichtsdestoweniger sei auf einiges noch eigens aufmerksam gemacht. S. 116[1]: Urteil über Iacobus van Wageningen, *De*

Ciceronis libro Consolationis; 123². 154². 215³: die Echtheit des Briefes über die Osterkerze an *Praesidius*; 127¹: der Vergleich des H. mit der *Epitome* des Paris zeigt, daß c. 5 des 60. Briefes nicht von Valer. Max. abgeleitet werden kann; 141²: trotz Nennung des Callimachus bei Cicero *Tuscul.* I 93 kann doch Crantor Quelle sein; 142⁷: die bei Cicero *Tuscul.* III 63 gegebenen Deutungen der Verwandlung Niobes und Hecubas, wenn auch vielleicht bereits in der *Consol.* entwickelt, sind nicht aus Crantors Schrift abzuleiten; 152³: Wiederholung gleicher Worte und Gedanken bei H.; 153⁵: der Brief an Titius (*fam.* V 16) ist nach der Mitte März 52 geschrieben; 155¹: Belege zu c. 17 init. aus H., Vergil, Ovid, Tacitus, Ambrosius: 165³: zur Erklärung des Bruchstückes aus Ciceros *Galliana*; 170¹: die Lieblingszahlen der Alten; 172⁴: ein Gedächtnisfehler Ciceros; 177² (vgl. 196¹): H. vom Herrn auf dem Richterstuhle gerade als *Ciceronianus* bezeichnet; 180¹: Ps.-H. kennt Ciceros Schriften; 183⁵: Anklänge an Cicero bei H. auch vor und nach Nennung seines Namens oder Anführung eines Zitates; 185¹: zwei Fälle, wo H. nicht bei dem zuerst gewählten Bilde bleibt; 186⁶: *Ismenias sibi canens et Musis*, das Verbum *digladiari*; 187²: H. will den Anschein erwecken, daß er nachlässig und gewöhnlich schreibe; 191¹¹: Ep. LIII 1, 2 wird die Überlieferung gegen Hilbergs Änderung treffend verteidigt. Vgl. 205 f., wo mit Recht bemerkt wird, daß Ep. CXXI 8, 15 Hilberg *dolemus* der Lesart *gaudemus* nicht hätte vorziehen sollen; 197⁷: bildliche Ausdrücke, Deminutiva nach Ciceros Muster; 213³: *Adv. Iovin.* II 7 wird *audiverim* (st. *viderim*) vermutet.

Die Latinität der Dissertation ist korrekt und gefällig. S. 126 scheint *tutius* (*iudicare*) im Sinne von *certius* genommen. Die zitierten Namen sind nur in den obliquen Kasus latinisiert, mag der Ausgang welcher immer sein. S. 124 *post C. Schenkl* ist wohl nur zufällig stehen geblieben. Der in allem zu Tage tretenden Sorgfalt entspricht die Korrektheit des Druckes. Ich fand nur 144 *Bocotio* st. *Boeotio*, 176 *Tudbium*, 217 *et ipso* st. *ex ipso*.

Wien. R. Bitschofsky.

R. Köbner, Venantius Fortunatus. Seine Persönlichkeit und seine Stellung in der geistigen Kultur des Merovingerreiches. Leipzig 1915. B. G. Teubner. — Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters, 22. Bd. 149 S. 5 M.

Seit Wilh. Meyers tiefgründigen, streng philologischen Untersuchungen schien uns das Bild des Dichters Venantius Fortunatus nicht nur bis in alle Einzelheiten auf das feinste ausgearbeitet, sondern auch in seinen Beziehungen zu dem vielgestaltigen Hintergrunde, von dem es sich leuchtend abhob, glänzend und erschöpfend gekennzeichnet. Mit einem gewissen

Mißtrauen trat man deshalb an eine neue Schrift heran, zumal deren Verf. die arg in Mißkredit gekommene ästhetisch-kritische Betrachtung auf den Dichter angewendet hatte. Um so angenehmer aber ist die Enttäuschung, die man mit diesem Buche erlebt; es ist eine wesentliche Ergänzung zu Meyer und in seinen Ergebnissen ungemein reich. Köbner will eine psychologische Analyse des dichterischen Schaffens Fortunats geben und das Zwiespältige seines Wesens, das in der Phrase eine innere seelische Erregung vortäuscht und ebenso häufig leidenschaftliches Mitempfinden in das Gewand kühler Gelegenheitsdichtung einschnürt, erklären. Aber er schießt m. E. doch etwas über das Ziel, wenn er in Fortunatus nur einen Geist erblickt, „dem sich seine Welt nur offenbart, wenn er sich in flackernder Erregung ekstatischen Träumen hingibt“ (S. 5); das hieße sein unzweifelhaft großes Talent verkennen und in ihm nur einen Mann erblicken, der sich selbst betrügt, um andere täuschen zu können; das hieße zugleich allen seinen Dichtungen die innere Wahrheit absprechen — und dazu sind wir wohl kaum berechtigt. Auch ihn schlechthin als „den Sprößling einer verfallenden Gesellschaft“ zu betrachten (S. 7), ist ein zu scharfes Urteil über einen Mann, von dessen Jugend wir so wenig wissen, dessen Beeinflussung durch die Rhetorenschule von Ravenna, an der er gebildet wurde, so wenig klar vor uns liegt und der seine eigenste Wesenheit doch erst im Merovingerreiche entfalten konnte. Wenn Köbner dagegen einen längeren Aufenthalt Fortunats an K. Sigiberts Hofe behauptet, so möchten wir ihm gegen Meyer, der des Dichters Verhältnis zum Hofe nur als ein vorübergehendes annimmt, recht geben; die aus dieser Zeit stammenden Gedichte an Bischöfe mögen zum Teil in Reims, der Residenz Sigiberts, verfaßt worden sein, wo er seit der durch ein Gedicht von ihm verherrlichten Hochzeit des Königs mit Brunichild eine ausgezeichnete Rolle als offizieller Festredner spielte und Gelegenheit hatte, die Großen des Reiches, Bischöfe und Herzoge kennen zu lernen und später bei gelegentlichen Reisen, die er in Begleitung des Königs an ihre Sitze unternahm, durch Dichtungen sich gewogen zu erhalten. Sehr gut gelingt Köbner der Nachweis, wie sehr die geistige Überhitzung in den Gedichten Fortunats, die uns Modernen gespreizt und unnatürlich anmutet, nicht ihn allein trifft, sondern eine typische Erscheinung des gesamten geistigen Lebens seiner Zeit ist, die sich ebenso deutlich in den Prosabriefen des austrasischen Adels ausspricht und dem das Streben nach einem Persönlichkeitsideal zu Grunde liegt, das aus der Provence, wo es seine erste Geltung erlangt hatte, allmählich nach dem germanischen Norden vordringt, in dessen kriegerisch rauher Welt es uns freilich ganz anders berührt als im sonnig heiteren Süden, wo es sich als das Endergebnis einer überreifen und

deshalb überschwenglichen Gefühlskultur darstellt. Ebenso interessant sind des Verf.s Ausführungen über des Dichters Aufenthalt bei Radegunde, der Gattin Chlotars, von dem sie sich hatte scheiden lassen und die nun in einem Kloster zu Poitiers lebte; ja wir dürfen sagen, daß erst durch Köbners Beleuchtung diese Beziehungen in klares Licht rücken; die Gedichte, die er hier in ihrem Auftrag geschrieben, atmen tiefste, aber auch vielleicht überschwengliche Verehrung für sie und vertraute Zartheit; wie eine Heilige erscheint sie ihm, wie eine überirdische Offenbarung. Seine Dichtungen werden natürlicher und wahrer, erscheinen uns tiefer empfunden und unterscheiden sich dadurch vorteilhaft von dem oft überquellenden Schwulst, der seine Gedichte für die neuen Freunde, die Bischöfe von Gallien, so oft ungenießbar macht und von dem auch die Dichtungen auf den ihn als Dichter hochschätzenden Gregor von Tours nicht frei sind. Wie bedeutend er als Formkünstler war, beweist die *Vita s. Maderni,* die er aus Prosa in klangvolle Verse übertrug, ohne irgendwie innerliche Beziehungen zu dem Stoffe zu haben; er selbst hielt sie für den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens. Weniger gelungen erscheint mir, was Köbner zur Erklärung des Panegyricus auf Chilperich und zur Charakteristik Fortunats in seiner Vermittlerrolle zwischen dem König und Gregor von Tours vorbringt. Wenn er Fortunat im Anschluß an frühere Kritiker schnöden Gesinnungsverrat vorwirft, so erscheint mir dieser Tadel nach den überzeugenden Ausführungen Meyers wenig gerechtfertigt. Seine Ansicht über Chilperich dürfte sich nach seinen langjährigen Erfahrungen mit Recht geändert haben; er sah jetzt klarer in die oft verwickelten Verhältnisse und diese Einsicht mochte ihm — ohne daß man an einen Verrat denken müßte — die Überzeugung geschaffen haben, daß Chilperich im Rechte war, als er sich gegen seinen Bruder Sigibert wandte. Daß Fortunat dessen Ermordung als göttliche Fügung betrachtet, trotzdem er zwei Jahre lang Sigiberts Gunst genossen, gehört eben auch zu jenen dichterischen Übertreibungen, die zu dem Rüstzeug der Hofdichter gehörten, und findet hier auch darin seine Entschuldigung, daß das Gedicht zugleich auch im Interesse seines Freundes Gregor von Tours geschrieben wurde. Ein Exkurs über Bischof Vitalis, den Köbner ansprechend in Altinum und nicht in Ravenna, wie die Handschriften gegen alle geschichtliche Überlieferung sagen, residieren läßt, sowie ein längerer über die Bücher X und XI und die Entstehung der Sammlung Fortunats im *Cod. Paris. Lat.* 13048 bilden den Abschluß der sehr anregend geschriebenen Arbeit, die unser Verständnis der so ungemein interessanten Persönlichkeit Fortunats wesentlich fördert.

Wien. R. Wolkan.

Die Metamorphosen des P. Ovidius Naso. Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, begründet von M. Haupt und H. Sauppe. Erster Band I—VII. Erklärt von Moritz Haupt. Nach den Bearbeitungen von O. Korn und H. J. Müller in neunter Auflage herausgegeben von R. Ehwald. Berlin 1915, Weidmannsche Buchhandlung. 4 M.

Es liegt nun die 9. Auflage der in den weitesten Kreisen bekannten Hauptschen Ausgabe vor. Die Bearbeitung, die ihr Ehwald mit so viel Sorgfalt und umfassender Sachkenntnis angedeihen ließ, wobei er aber an den bewährten Grundsätzen des verdienstvollen Erstherausgebers pietätvoll festhielt, hat das Buch mit den Fortschritten und neuen Ergebnissen der Wissenschaft in vollen Einklang gebracht. Die textkritischen Änderungen decken sich mit der Ehwaldschen Ausgabe der Metamorphosen, die Karl Prinz in dieser Zeitschrift 1916, S. 291 ff., aufs ausführlichste besprochen hat. Ich möchte mich daher mehr dem Kommentar zuwenden. Dieser hat gegenüber der vorhergehenden Auflage Änderungen und Zusätze in reicher Fülle erfahren; ebenso ist eine gründliche Durchsicht des kritischen Apparates zu verzeichnen; ich will in dieser Beziehung, um nur ein Beispiel anzuführen, auf den Artikel zu I 544 verweisen, der bedeutend erweitert und zum Teil ganz neu gefaßt ist. Im Kommentar sind Erweiterungen gelegentlich durch Textänderungen veranlaßt, z. B. I 92, wo Ehwald die nicht eben glücklich gewählte Leseart *ligabantur* nach Magnus aufgenommen hat, ohne aber durch seine im Kommentar gegebene Erklärung überzeugen zu können, oder V 390, wo die neue Leseart *varios* gegen das frühere *Tyrios* durch Parallelstellen gestützt wird oder VI 201 *satis propere* (in der früheren Auflage *sat est*), wo jetzt auf I 196; XI 3; III 562 verwiesen wird. Zu einzelnen Ausdrücken, die bereits mit Parallelstellen gestützt waren, sind neue hinzugekommen, z. B. II 29 Hor. Epod. II 17; V 365 wo jetzt auch auf Apoll. Rhod. Arg. III 142 f., 276 ff. verwiesen wird; ebd. 375 findet sich eine Stelle aus Hymn. in Aphrod. v. 7 ff. angezogen, ebd. 406 ex Ponto II 10, 25; ebd. 407 wird zu *bimari Corintho* auf Fast. IV 501 und Met. VI 419, 420; VII 405 verwiesen. Neu sind die angeführten Stellen zu II 38 Fast. I 73, zu II 47 *vix bene desieram* Fast. V 278, zu II 61 Homer. Lat. v. 913, zu II 98 Her. IX 159, zu II 182 Trist. I 1, 79 f., zu III 144 vgl. Callim. Lav. Min. 72, zu III 185 Trist. II 105; zu V 412 Diod. V 4, 1, zu VI 248 Hom. Lat. v. 1049.

Anklänge an die Stoiker werden zu I 78 *divino semine* und zu II 299 *circumfundimur* erwähnt, wo Schol. Apoll. Rhod. I 498 zitiert wird. Dann findet sich zum Artikel II 26 *horae* neu hinzugefügt die Bemerkung, daß ὥρα „Stunde" erst zur Zeit der Alexandriner, zuerst wohl bei Aristoteles, vorkommt. Aber auch zum Metrum lesen wir neue Bemerkungen, z. B.

I 114 zu *subiit*, 117 über die Verwendung von drei- und viersilbigen Appellativen im Vers. spond. oder die dreifache Alliteration (vgl. zu II 77) usw.

Ferner ist das grammatische Gebiet nicht unberücksichtigt geblieben, wie z. B. die Ausführungen zu II 92 über die persönliche Passivkonstruktion bei Verben des Sagens und Glaubens oder zu II 73 über das prädikative Adjektiv (*contrarius evehor* wie I 376 *pronus procumbis*, ähnlich I 508; VIII 379; X 657; XV 673) beweisen.

Die Sage von Phaethon gibt Anlaß zu teils neuen, teils ausführlicheren und genaueren astronomischen Erklärungen (vgl. z. B. den Artikel zu II 138 *anguis*).

War der Frage nach den Quellen Ovids schon in den früheren Auflagen die größte Aufmerksamkeit gewidmet, so daß jeder, der sich mit dieser Frage beschäftigte, eine Fülle von Anregungen und wertvollen Angaben fand, so hat bei Ehwald auch dieses Gebiet ganz besondere Beachtung gefunden. Es genügt, in dieser Beziehung auf die neuen Bemerkungen oder Zusätze zu II 296, III 131—252, V 385—408, ebd. 533, VI 146—312 zu verweisen.

Es ist natürlich ganz unmöglich, im einzelnen auf die minutiöse, überaus sorgfältige, von der größten Sachkenntnis zeugende Arbeit des Herausgebers in der kurzen Besprechung einzugehen, doch dürfte das Angeführte zur Genüge erweisen, mit welcher Hingabe sich Ehwald der ebenso schwierigen wie dankbaren Aufgabe gewidmet hat.

Zum Schlusse möchte Ref. auf einige Druckfehler hinweisen, die ihm im Kommentar aufgefallen sind: V 450 *dulcet* statt *dulce*, VI 290 *vis-cera*, VII 434 soll es statt (s. o. v. 421) richtig heißen (s. o. v. 423). Dagegen ist jetzt VI 448 richtig zitiert I 577 gegen früher III 577.

Wien. J. Kucsko.

Ostermann-Müllers, Lateinisches und deutsches Wörterbuch zu sämtlichen Ausgaben der Übungsbücher, zu Cäsars Bellum Gallicum und zu ausgewählten Abschnitten von Ovids Metamorphosen, neubearbeitet von Prof. Dr. H. Fritzsche, Oberlehrer am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster. Zehnte (der neuen Bearbeitung zweite) Auflage. Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1918. 8⁰. 310 S. Preis geb. 3 M. mit 25% Teuerungszuschlag.

Die einzelnen Teile des Ostermannschen Unterrichtswerkes bieten in den beigegebenen Wörterverzeichnissen nur diejenigen Vokabeln und Redensarten, die bis dorthin noch nicht gelernt worden sind. Die Einsicht, daß kein Schüler alle je vorgekommenen Wörter im Gedächtnis behalten wird und daß es zu viel verlangen heißt, wenn man nötigenfalls alle früheren Bände nach dem Vergessenen durchsuchen lassen will, führte zur

Herausgabe des vorliegenden Hilfsmittels, in dem alles, was dem nach Ostermann Latein Lernenden bei seiner häuslichen Arbeit nötig sein kann, zu bequemem Gebrauche in einem Bande vereinigt ist. Unberücksichtigt blieben nur die Worte und Wendungen der an die Cäsar-, Cicero- und Livius-Lektüre angeschlossenen Stücke, die aus dem Lesestoff selbst zu entnehmen sind. Um das Wörterbuch noch brauchbarer zu machen, hat der neue Herausgeber im lateinisch-deutschen Teile auch den Wortschatz von Cäsars Bellum Gallicum und der am häufigsten gelesenen Abschnitte aus Ovids Metamorphosen aufgenommen. Fritzsches Bearbeitung hat auch sonst stark in das Gefüge des Buches eingegriffen. So sind jetzt die Eigennamen besonders zusammengestellt, damit sie nicht in jedem der beiden Hauptteile angeführt zu werden brauchen; der gewonnene Raum wurde benützt, die zur sachlichen Erläuterung der Namen dienenden Bemerkungen zu bereichern. Weiter ist jetzt im lateinisch-deutschen Teile auf Ableitung und Zusammensetzung der Wörter, auf Grundbedeutung und Bedeutungsentwicklung entsprechend Rücksicht genommen. Neu ist auch die Angabe der grammatischen Konstruktion, des Genetivs, des Geschlechtes und von anderem, was man in solchen Nachschlagewerken nicht gern vermißt. So hat das Wörterbuch in seiner neuen Gestalt an Brauchbarkeit viel gewonnen.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache. Hauptsächlich bestimmt für höhere Schulen und klassische Philologen. Herausgegeben von Gymn.-Prof. a. D. August Zimmermann. Hannover, Hahn, 1915[1]). VIII und 292 S.

Trotzdem von Waldes Wörterbuch schon nach vier Jahren eine zweite Auflage erscheinen konnte, dürfte auch ein nach anderen Grundsätzen angelegtes Konkurrenzwerk auf sehr viele Abnehmer rechnen können, wenn es den Bedürfnissen der Philologen mehr als Walde entgegenkäme. Der Verf. des vorliegenden Werkes bekennt sich in der Vorrede zu Skutsch' Grundsatz, das Lateinische lieber zunächst aus dem Lateinischen zu erklären, und erweckt damit die Hoffnung auf jenes Gegenstück und jene Ergänzung zu Waldes Werk, die alle Philologen von dem zu früh Verstorbenen erwarteten. Diese Hoffnung wird aber leider bei genauer Prüfung des Gebotenen enttäuscht. Ohne auf einzelne Artikel einzugehen, sollen hier nur Fehler der ganzen Anlage des Buches hervorgehoben werden.

Zunächst vermißt man in diesem Wörterbuch die Angabe der Bedeutungen. Nur in vereinzelten Fällen, wie bei Homonymen oder, wo es gerade einmal nicht zu umgehen war, wird

[1]) Rezensent war während des Krieges eingerückt.

die Bedeutung mitgeteilt, z. B. in folgender sonderbarer Form: *lues, is* (bei Georges als erste Bedeutung angegeben „sich ausbreitende unreine Flüssigkeit"). Die Quantitätsbezeichnungen sind ganz regellos gesetzt oder weggelassen, z. B. auf den ersten Seiten *abstemius, acrēdo, actutum, adoria*. Erschlossene Formen werden manchmal mit einem Punkt bezeichnet, meistens aber unbezeichnet gelassen. Die sprachliche Fassung vieler Artikel ist unerträglich geschwätzig, der Ton oft so salopp, wie er zur Not in einem Privatbriefe an einen guten Bekannten hingehen könnte (z. B. S. 219: „Da bin ich immer noch eher für die vor Jahren von jemand aufgestellte Etymologie, nach der in dem *-ie(n)s* das Partizipium Präsentis von *ire* zu sehen sei").

Doch das betrifft mehr die äußere Anlage des Buches. Schlimmer ist es, daß die Verachtung der Quantität nicht nur äußerlich ist; denn sonst könnte nicht ernstlich eine Ableitung *ĕlĕmentum* aus *ē līmine* vorgetragen werden (S. 75). Es werden auch sonst mit einem starken Mangel an Selbstkritik eine große Anzahl der nichtigsten Einfälle ausgeschüttet. Dabei ist eine besondere Vorliebe für das unsicherste Material, Glossen und Namen, überall zu beobachten. Dagegen sind die kostbaren Reste des Altlateinischen und der verwandten Dialekte nicht überall angeführt; *iovestod* der Forumsinschrift sucht man vergebens unter *iūs;* eine ganz oberflächliche Stichprobe ergab, daß unter *multa* oskisch *molto*, unter *castrum* die Bedeutung des entsprechenden oskisch-umbrischen Wortes, unter *locus* oskisch *slagím* (accus.) fehlt, womit man sich auch auseinandersetzen muß, wenn man es nicht für verwandt hält.

Es soll gerechterweise hervorgehoben werden, daß neben vielen nicht ernst zu nehmenden Einfällen hie und da auch etwas Beachtenswertes vorgetragen wird; als Beispiel diene etwa die Erklärung von *ambulo* und *postulo* als Ableitungen von den Präpositionen *amb-* und *post*. Dafür hätten aber ein paar Seiten in der Glotta genügt.

Wien. E. Vetter.

Gottfried Wilhelm Leibniz, Deutsche Schriften. Herausgegeben von Walter Schmied-Kowarzik. 1. Band: Muttersprache und völkische Gesinnung. 2. Band: Vaterland und Reichspolitik. (Der Philosophischen Bibliothek 161. und 162. Bd.) Leipzig 1916, Meiner.

Den zweihundertsten Todestag des großen deutschen Philosophen und Polyhistors (14. November 1916) begeht der um billige und lesbare Ausgaben älterer und neuerer philosophischer Werke wohlverdiente Verlag mit der Vorlage der ersten beiden Bände einer auf acht Teile veranschlagten wohlfeilen Sammlung der deutsch geschriebenen Werke von Leibniz (die einzeln käuflichen Teile kosten nur je zwei Mark), im dritten Kriegsjahr

jedenfalls eine Tat ebensowohl geschäftlichen Wagemutes wie opferbereiter Hingabe an das große Werk der „Philosophischen Bibliothek". Doch sind Leibnizens deutsche Werke, nicht einmal ein Zwölftel seines Gesamtschaffens umfassend, gar nicht so inaktuell, als man glauben möchte. Der weite Geist ihres Verfassers ergeht sich nicht ohne häufige Wiederholung der ihm wichtig erscheinenden Forderungen in der Behandlung verschiedener Fragen, die heute noch oder wieder allgemeines Interesse erwecken. So sind im ersten Bande die Schriften zusammengestellt, die für die Pflege der deutschen Muttersprache, gegen das Überhandnehmen undeutscher Rede und undeutschen Geistes und für die Schaffung eines großzügigen deutschen Wörterbuches eintreten, noch weitgespannter, als es dann die Brüder Grimm anlegten und auch unsere Zeiten noch nicht vollenden konnten. In der Fremdwortfrage tritt Leibniz für einen maßvollen Purismus ein: „So bin ich auch so abergläubisch deutsch nicht, daß ich nur um eines nicht gar zu deutschen Wortes willen die Kraft einer bündigen Rede schwächen wolle. . . . Allein dieses alles entschuldigt diejenigen nicht, die nicht aus Not, sondern aus Fahrlässigkeit sündigen". [I 18, 14 ff]. „Es irren . . . diejenigen sehr, welche sich einbilden, daß die Wiederbringung der deutschen Beredsamkeit nur allein in Ausmusterung ausländischer Wörter beruhe. Ich halte dieses für das geringste und will keinem über ein fremdes Wort, so wohl zu passe kommt, den Prozeß machen; aber das ungereimte, unnötige Einflicken ausländischer, auch nicht einmal verstandener nicht zwar Worte, doch Redensarten . . ., die ganz unschicklichen Zusammenfügungen . . .: dies alles ist, was nicht nur unsere Sprache verderben, sondern auch je mehr und mehr die Gemüter anstecken wird". (I 20, 20 ff. Vgl. auch auf S. 29 f. die Abschnitte 16 bis 19.) Er verlangt weiter die Wiederbelebung alter Wörter, die vorsichtige Erfindung und Zusammensetzung neuer, endlich die Eindeutschung fremder, übrigens die lateinische Druckschrift. Sein eigenes Vorgehen, beständig lateinische und französische, seltener italienische und polnische, nie griechische Wörter, Satzteile und Sätze in seine deutsch geschriebenen Abhandlungen einzufügen, entschuldigt er mit Eile und ersetzt wirklich bei Überarbeitungen (wie Goethe) gelegentlich ein Fremdwort durch ein deutsches, was ja bei dem Zustand der deutschen Sprache an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts nicht wenig ist. Das Wörterbuch, das er plant, soll eigentlich ein germanisches sein, denn er verlangt auch die Heranziehung der deutschen Wörter im Holländischen, Englischen und in den skandinavischen Sprachen, das Werk soll aber auch, weiter gehend als die der französischen Akademie und der Accademia della crusca, etwa wie heute Meringers „Wörter und Sachen" der Realerklärung dienen. Dabei interessieren uns in der Gegenwart eine gelegent-

liche Aufforderung zur wirtschaftlichen Autarkie, zur Selbsterzeugung von Seide und Zucker (vor Erfindung des Rübenzuckers) und der warme Preis der deutschen Chemie (I 4 f.) oder die markigen Worte zur Schulreform (I 9, 26—37), die freilich im höchsten Grade wichtig sei, aber nicht den Fachleuten aus der Hand genommen werden solle. Übrigens unterscheidet er zwischen Gelehrten- und Gebildetenerziehung, die zu trennen sei. Der zweite Band, der Leibniz als weitschauenden Politiker zeigt, fordert wie der erste Unterstützung von Literatur, Wissenschaft und Sprachpflege durch die deutschen Fürsten, tritt für deutsche Hoftheater ein, für die Erziehung der Jugend zum Praktischen, will das Wandern und die militärische Ausbildung der jungen Leute gefördert sehen, ist gegen eine Überproduktion an Studierenden (II 6, 41 ff.), gegen das Duell (II 5, 4 ff.) und für eine allgemeine Wehrpflicht. Er prägt das kräftige, heute vollauf bestätigte Wort über die peinliche Lage der Neutralen zwischen den Kriegführenden: „*Neutrales similes ei*, der im mittelsten Stock wohnt, der wird von dem untersten beraucht und von dem obersten *urina* perfundiert“ (II 10, 38 ff.). Belgien erscheint ihm für das Deutsche Reich wichtiger als Lothringen, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß umgekehrt wie heute Belgien damals ein Bestandteil des Reiches war, der an Frankreich verloren zu gehen drohte, während bei Lothringen erst die Aussicht auf Erwerbung lockte, so daß also Leibniz das Festhalten am Status quo befürwortet. Polen will er von Rußland abdrängen und zu einem Bündnis mit dem Deutschen Reich bewegen, das es vor der Gefahr einer Aufsaugung durch den Moskowiter behüten soll; Schweden freilich brauche (anders als in der jüngsten Vergangenheit) keine Sorge vor dem russischen Nachbar zu haben. Den Imperialismus Frankreichs, von dessen „bekannter Widerspenstigkeit wider den römischen Stuhl“ er II 11, 23 f. redet, will er ganz wie später Bismarck nach Afrika, speziell nach Ägypten, ablenken; der Herr dieses Landes könne durch Schaffung eines Kanals, der das Rote Meer mit dem Mittelländischen verbinde, Beherrscher des Seeweges nach Indien und damit Herr der Welt werden. Wer Konstantinopel und Kairo habe, sagt er ein andermal (II 72, 11 ff.), besitze das ganze türkische Reich. Napoleon kannte die bezügliche (lateinische) Schrift Leibnizens 1798 allerdings noch nicht, wohl aber das englische Ministerium seit 1799 und auch Frankreich seit 1803. Im übrigen empfiehlt Leibniz ein rein defensives Bündnissystem in Mitteleuropa, das Frankreich vorsichtig beobachte, aber nie herausfordere, eine ordentliche Regelung der Finanzen des Reiches durch Matrikularbeiträge und die Schaffung eines starken eigenen Heeres. Den Gedanken, daß Holland das Deutsche Reich je tatkräftig unterstützen werde, lehnt er als unmöglich ab, verweist dagegen auf die Wichtigkeit der See für die Deutschen mit

den denkwürdigen Worten: „Gesetzt, daß ganz Deutschland einen absoluten Herrn hätte und nur Emden, Bremen, Hamburg, Lübeck, Wismar, Stralsund und mit einem Wort die deutsche Seeküste entweder der Holländer oder nur wie Danzig frei und mit ihnen verbunden wäre, so ist gewiß, daß die ganze Force des Reiches nicht genug sein würde, sich ihrer mit Kriegen zu bemächtigen oder im Frieden zu entbehren" (II 39, 25 ff.). Auf derselben Seite (5 ff.) spricht er das im jetzigen Kriege[1]) wiederholt bestätigte Wort: „Garnisonen in die Festungen zu legen ist vergeblich, wenn man mit keiner Armee zum Sukkurs ins Feld kommen kann." Er prophezeit den Anspruch Englands auf die Seeherrschaft (II 59) und empfiehlt den engen Anschluß an Österreich, das weniger zu fürchten sei als Frankreich, weil es eine deutsche Macht sei. Gegen eine herausfordernde Machtpolitik verwahrt er sich II 77, 18 ff. mit den Worten: „Es ist nicht einmal ratsam, anderen zu zeigen, was man könne, wenn man dadurch anderen zeigt, was sie sollen und was sie können, wenn sie wollen". Die Unmöglichkeit wirtschaftlicher Aushungerung betonen die Worte II 88, 7 f.: „Die Not lehrt doch ein jedes Land wiederum seine Nahrung und Erhaltung suchen" und sehr richtig urteilt er S. 90 f. über die Einhaltung und Nichteinhaltung von Verträgen. Über die Appenninenhalbinsel bemerkt er II 81, 2 ff.: „Italien ist besser versehen, einen kuriosen Reisenden zu kontentieren als einem grimmigen Feind zu widerstehen; und wenn die Arsenale noch so groß und die Rüstkammern noch so blank, so mangelt's doch am Besten, nämlich an Soldaten." Den Grundsatz der englischen Politik vom europäischen Gleichgewicht, bei dem Britannien ausschlaggebend sein müsse, führt Leibniz II 82, 31 ff. auf Heinrich VIII. und Cromwell zurück und prägt II 99, 30 f. den im Weltkrieg zu unserem Schaden wiederholt bewährten Satz: „*Occasio facit non solum furem, sed et hostem.*" Er weist auf die strategischen Vorteile des Angriffes hin und möchte England und Holland zu einem Präventivkrieg gegen das immer mächtiger werdende Frankreich vermögen (II 102 f.). Mit Anspielung auf die vielen Rangsabstufungen auf dem Reichstage wie die Kurfürstenbank usw. tritt er für ein einiges Deutschland unter höchstens zwölf Fürsten ein (II 112, 36 ff.). Die durch die Kriegsanleihen der Mittelmächte bestätigte Erkenntnis, daß es einem Staat an Geld nie fehlen kann, solange das ausgegebene nur im Land zirkuliert, ist schon Leibniz geläufig (II 124, 3 ff.). Er warnt vor fatalistischer Ergebung in das Geschick und prägt II 126, 18 ff. den Satz: „Gott ist für die besten Regimenter", was freilich nach dem Sprachgebrauch der Zeit kein Seitenstück zu dem bekannten Wort ist, daß Gott auf Seite der starken Bataillone stehe,

---

[1]) Geschrieben im Sommer 1917.

sondern sich auf die besten Regierungen bezieht. In seinen Vorschlägen für eine rasche Mobilisierung (II 128 f.), die er einer Verordnung Ludwigs XIII. nachbildet, kennt er bereits die Unentbehrlichkeit von Arbeitern in Lebensmittel- und Waffenbetrieben im Hinterland, ebenso die von Pferden. Man sieht also, es gibt der aktuellen Dinge genug in diesen zwei Bänden, selbst wenn es nicht an sich eine Freude wäre, diesen prächtig klaren Kopf seine Anschauungen entwickeln zu hören, auch ohne daß sie uns heute noch unbedingt zu leiten brauchten. Denn wenn Leibniz wie so vielen großen Deutschen das nicht immer verdiente Schicksal widerfährt, von extremen politischen Richtungen als Schwurzeuge herangezogen zu werden, so muß das nicht in jedem Falle für seinen Weitblick, es kann auch gelegentlich für eine gewisse Rückständigkeit der Kreise beweisend sein, die mit seinem Namen krebsen gehen.

Im ersten Bande gruppieren sich um die bedeutendsten Aufsätze, die der deutschen Sprachpflege und der Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Berlin gewidmet sind, eine Ermahnung zu deutscher Gesinnung in Wort und Werk und sieben Gedichte, die weder über noch unter dem normalen Niveau der Zeit sind und gleichfalls das Deutschtum kräftig betonen, weiter zwei Übersetzungen von Stellen aus lateinisch geschriebenen Werken von Leibniz und eine aus den „*Nouveaux essais sur l'entendement humain*“, die gleichfalls auf Muttersprache und Volkstreue Bezug haben. Im zweiten bildet den Mittelpunkt die große Denkschrift über die Festigung des Reiches, die mit Unterstützung des ehemaligen kurmainzischen Ministers Johann Christian von Boineburg zur Propaganda für die Umwandlung des alten Römischen Reiches deutscher Nation in einen Bundesstaat mit einem Bundesrat an der Spitze verfaßt ist. Voraus gehen hingeworfene Gedanken über die politische Lage in Europa an der Wende des siebenten und achten Dezenniums des 17. Jahrhunderts, dann folgen eine Denkschrift für Dänemark, die einem Bund mit den norddeutschen Staaten gegen Schweden das Wort redet, eine gedrängte Darstellung der politischen Situation in Deutschland im Jahre 1672, ein Gutachten über die Möglichkeit von Friedensverhandlungen während des zweiten Raubkrieges, geschrieben in Paris, weiters an Kaiser Leopold I. gerichtete, mit einer Einleitung versehene Vorschläge behufs schneller und geschickter Durchführung einer Mobilisierung (der Kern ist unter den Deckchiffern B. v. L. von Leibniz aus dem Französischen übersetzt), ein Auszug aus einem Schreiben an den berühmten Völkerrechtslehrer Hugo Grotius, in dem Leibniz den Versuch macht, die Reichseinheit mit der Souveränität der einzelnen Fürsten zu vereinen, eine Auslassung über die Entstehung der österreichischen Privilegien innerhalb des Reiches, endlich der Anfang der Rezension einer offiziös tuenden Schrift über

die erst beabsichtigte Annahme des Königstitels durch Friedrich von Preußen, deren Schluß der Herausgeber nach Guhrauers Vorgang in dessen Leibniz-Ausgabe ebenso unterdrückt hat wie weitere Buchbesprechungen, ohne daß man eigentlich sieht, warum; angehängt sind Erörterungen, „betreffend dasjenige, was nach heutigem Völkerrecht zu einem König erfordert wird" (Was ist ein König? Wie wird man König? Anwendung auf den neuen König von Preußen).

Die vorliegende Ausgabe fußt nicht auf den Handschriften, sondern auf den Ausgaben von Pietsch, Klopp, Pertz, Guhrauer u. a.; sie ist nach der ausdrücklichen Erklärung des Herausgebers „für den deutschen Gebildeten bestimmt". Darum ist sie in der Orthographie ganz, in den Sprachformen und im Stil maßvoll modernisiert, die umständlichen Titel des Originals sind meist durch knappere ersetzt und Schmied-Kowarzik gibt in einem „Sprachliche Anmerkungen" überschriebenen Anhang gewissenhaft Bericht über seine Änderungen. Darum, scheint es, ist auch die Einleitung zum ersten Band, welche die bekannten Tatsachen der deutschen Sprachentwicklung und -pflege breittritt, gar so populär geraten, darum werden — ziemlich unsystematisch — teils im Text (eingeklammert), teils in den Anmerkungen, teils an beiden Stellen Dinge und Wörter erklärt, deren Kenntnis man dem Gebildeten doch wohl zutrauen sollte, z. B. Caligula (II 3, 11) oder Prätensionen (II 11, 19). Dafür lassen dann freilich — wie auch anderwärts so häufig — der sachliche und der sprachliche Kommentar an unzähligen Stellen im Stich, wo eine Erklärung dringend geboten wäre. Ich gebe nur eine Auswahl der vielen Stellen, die ich mir notiert habe: Wer ist „jener tapfere Fürst" (I 5, 40), der sagte, Deutschland sei billig das freieste Land der Welt? Wer hat zuerst die Wörter „Wißkunst" (II 6, 33) und „Wißkünstler" (I 26, 37) für „Mathematik" und „Mathematiker" gebraucht? (Leibniz sagt, die Holländer.) Was für ein Projekt eines englischen Wörterbuches ist I 35, 28 ff. gemeint? (Der *Archaeologus* des Henry Spelman nicht, denn der ist schon 1626 erschienen.) Daß das deutsche Wort, das im Stamm dem griechischen κόρη (I 46, 38) entspricht, „Hure" ist, braucht auch nicht jeder zu wissen. Wer hat „*souverainitas*" (I 49, 38 f.) zuerst lateinisch gebraucht? Welcher Italiener ist I 64, 1 gemeint und was ist I 65, 3 „*Elias philosophicus*"? Zu I 65, 2 wäre Genaueres über die Rosenkreuzer wünschenswert, zu I 67, 37 Aufklärung über den Herzog von York und den Prinzen Robert. Was *ardeliones* (I 69, 8) sind, dürfte ebensowenig als bekannt vorausgesetzt werden wie daß „politisch" (I 69, 19) im Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts „geschickt", „Adresse" (II 78, 30 und 80, 29), „Geschicklichkeit", „Polizei" aber (II 21, 14; 26, 12; 109, 31) „Verwaltung" bedeutet. Wer ist Hocher (II 10, 6), wer Prinz Don

Pedro (II 11, 13)? Sollten nicht „Severien" und „Taurica" (= Sibirien und Krim, II 57, 15) erklärt werden? Welcher Philosoph ist II 58, 10 gemeint, wer ist im Jahre 1670 der nächste Anwärter (II 63, 30 f.) auf Lothringen, was hat Bassompierre prophezeit (II 69, 9 f.)? Wer ist Tiphys (II 75, 18), wer der Bruder des Bischofs von Straßburg? Oder ist der des Erzbischofs von Köln zu verstehen (II 99, 4)? „Gott gebe" (II 90, 35 und 124, 15) heißt in dieser Zeit: „Es ist mir gleichgültig", „schwarz machen" (II 96, 19) = „schädigen", „Frontierplatz" (II 101, 13) = „Grenzfestung", „liquidieren" (II 115, 14) = „klarlegen", „instehend" (II 119, 20) = „bevorstehend", „Entstehung" (II 121, 10 f.) ebenso wie „Abschlag" (II 125, 28) = „Mangel", „rentiert" (II 128, 27 f.) = „im Besitz von Renten", „quästioniert" (II 132, 38) = „besprochen", „bevorab" (II 134, 20 und 139, 19) = „besonders", „pfleglich" (II 136, 28) = „üblich", „nahrhaft" (II 152, 9) = „auf die Ernährung bedacht", aber all das und vieles andere, auf dessen Anführung ich verzichte, ist doch nicht ohne weiteres zum selbstverständlichen Wissensschatz des Gebildeten zu rechnen. Die Quellenbezeichnung der vielen Zitate Leibnizens ist meist unterlassen, einmal (II 147, 39) heißt es Jud. I. ohne nähere Angabe. Wer sich für Habbeus von Lichtenstern interessiert, wird von S. XIX der Einleitung des zweiten Bandes auf S. 165 der Anmerkungen und von dort wieder zurück auf S. XIX der Einleitung verwiesen, ohne daß er an einer der beiden Stellen etwas fände. Und Fälle, wo die Anmerkungen nicht stimmen (zum Teil infolge der gar nicht seltenen Druckfehler), sind auch reichlich vorhanden. Ein eigenes Kapitel aber beanspruchen bei den vielen fremdsprachlichen Wörtern und Stellen die Übersetzungen, die der Herausgeber geliefert hat. Hier ist der des Lateinischen unkundige Benützer in einer großen Zahl von Fällen verraten und verloren. Ich fühle, daß ich diesen schweren Vorwurf beweisen muß, und gebe wieder eine Auslese aus meiner Sammlung von Übersetzungsverstößen, wobei ich aus Raummangel den nachprüfenden Leser ersuchen muß, den Zusammenhang, der natürlich meist erst für die eine oder die andere Auffassung entscheidet, bei Leibniz selbst nachzulesen. Die erste Kolumne enthält den Originaltext, die zweite die Übersetzung Schmied-Kowarziks, die dritte meinen Verbesserungsversuch:

183, 35 ff: *Sed etsi termini technici parum sint popularibus compendiosiores, tonabile tamen taedii aut memoriae levamentum hinc non oriatur.*	Doch wenn herkömmliche Fachausdrücke nicht viel knapper und treffender sind als entsprechende Wörter der Volkssprache, so sollte man auch	Aber selbst wenn Fachausdrücke ein wenig knapper sind als volkstümliche, so dürfte sich doch daraus keine ernstliche Behebung der Abneigung gegen sie

	ihnen gegenüber die allgemeine Abneigung gegen die Fachausdrücke walten lassen und sich wesentliche Erleichterungen des Gedächtnisses von ihnen nicht versprechen.	oder Erleichterung des Gedächtnisses ergeben.
II 10, 14 ff.: *omnibus conquisitissimis artificiis.*	durch seine Eroberungskünste	Durch alle noch so gesuchten Künste
II 10, 27 ff.: *donec Brandenburgico satisfieret de sumptibus.*	bis daß dem Brandenburger der Gewinn genug war.	bis der Brandenburger mit Rücksicht auf seine Kriegskosten befriedigt wäre.
II 10, 29 ff.: *(Hi tractatus) non sublati per tractatus Olivensis, quin elector Brandenburgicus non ut pars, sed interponens intervenit.*	Er wurde nicht aufgenommen in dem Vertrag von Oliva, wie ja der Brandenburger Kurfürst nicht als Teilnehmer, sondern als Eindringling dazu kam.	Er wurde nicht aufgehoben durch den Vertrag von Oliva, nur daß der Kurfürst von Brandenburg nicht als (ursprüngliche) Kriegspartei, sondern durch Intervention (auf der Gegenseite) hineinkam.
II 20, 40 ff.: *comitiorum praesentium.*	Dringenden Reichstagsversammlungen.	ständigen Reichstagsversammlungen (seit 1663, also 7 Jahre vor der Schrift Leibnizens dauernd in Regensburg tagend).
II 26, 7 f.: *Extremität.*	äußerste Gefahr.	Übertreibung (ähnlich II 68, 15: äußerste Schritte).
II 27, 35 ff.: *etiamsi nullus foederis titulus detur quam securitatis publicae et garantiae instrumenti pacis, cetera per consequentiam adicientur nobis.*	obgleich es keine Bestimmung des Bündnisses gibt als die Sicherheit und Festigkeit des Staates und die Gewährleistung des abgeschlossenen Friedens und alles übrige in der	obgleich keine Bestimmung des Bündnisses in Betracht kommt als die der öffentlichen Sicherheit und der Gewährleistung des Friedensvertrages, wird alles übrige fol-

	Folge uns hinzukommt.	gerichtig uns zufallen.
II 29, 15 f. und 32, 16: *per antiperistasin.*	Durch die entgegengesetzte Umgebung.	Durch Widerspruch.
II 33, 10 ff.: *desperato comitiorum remedio.*	Da uns die Hilfe der Reichstage verzweifeln läßt.	Da auf eine Abhilfe durch die Reichstage nicht zu hoffen ist.
II 33, 23 ff.: *Si Pergama dextra defendi possent, etiam hac* (bei Schmied-Kowarzik steht der Druckfehler: *haec*; vgl. Verg. Aen. II, 291 f *defensa fuissent.*	Wenn Pergamum mit Tapferkeit **hätte verteidigt werden können**, wäre es auch verteidigt worden.	Wenn Pergamum durch Tapferkeit **verteidigt werden könnte**, wäre es auch **durch meine** (Hektors) verteidigt worden.
II 34, 5 f.: *ob paritatem causae.*	wegen der Gleichheit der Angelegenheit.	wegen gleichlaufender Interessen.
II 40, 22 f.: *insensibiliter.*	unempfindlich.	unmerklich.
II 44, 9 f.: *illusas.*	die verhöhnten.	die getäuschten.
II 50, 6 f.: *ad certam quantitatem.*	**auf den** bestimmten Betrag.	**bis zu einem** bestimmten Betrag.
II 50, 15 f: *minutatim.*	stückweise.	genau.
II 51, 27 f. und 58, 27: *dissolutio.*	Widerlegung.	Uneinigkeit.
II 52, 18 f.: *per insignem status rationem.*	Auf Grund ausgezeichneter Beurteilung der Lage.	mit besonderer Rücksicht auf ihre Stellung.
II 57, 9 ff: *Heu quantum terrae potuit pelagique parari.*	Weh! welch große Gebiete der See und der Erde uns hätte.	Wehe, wie viel des Lands und der See zu erwerben gewesen.
Hoc, quem civiles fuderunt, sanguine dextrae.	**Dieser erwerben gekonnt,** den die Bürger erschlugen **im Blute.**	**Wäre mit all dem Blut,** das Bürgerhände vergossen!
II 59, 27: *longinquas expeditiones.*	langwierige Unternehmungen.	Feldzüge in ferne Länder.
II 74, 22 f.: *sub specie praedicandae crucis.*	unter dem Zeichen des gepriesenen Kreuzes.	unter dem Schein. das Kreuz zu predigen.
II 77, 7 f.: *sensus externi.*	die Gefühle der Ausländer.	die äußeren Sinne.
II 79, 24: *famentieren* (ebenso 94,	erhitzen.	hätscheln.

29 und 95, 33: *foviere n*).		
II 83, 6: *fiet.*	möge geschehen.	wird geschehen.
II 83, 30 f.: *gravamina.*	Schwierigkeiten.	Beschwerden.
II 85, 11 f.: ist *facti occulti, in animo consistentis.*	ist tatsächlich verborgen in der Seele des Innehaltenden.	gehört zu den verborgenen (vorläufig) nur in Gedanken bestehenden Dingen [Beachte den Beistrich des Originals!].
II 85, 14 f.: *aliquando solutior.*	ein wenig zulässig.	sich ein wenig gehend lassend
II 86, 4: *sic negotiantibus Gallis.*	indem die Franzosen solcherart ihre Geschäfte betreiben.	auf dahin wirkende französische Vermittlung.
II 87, 20 ff.: *ius .. reformandarum rerum.*	das Recht . . . zur Erneuerung aller Dinge.	das Recht . . . zur Einführung von Verbesserungen (Reformen).
II 101, 5 f.: *forte.*	arg.	vielleicht.
II 102, 39 f.: *tentamenta imperfecta.*	unvollkommene Rüstungen.	noch im Werk befindliche Bestrebungen.
II 104, 4 f.: *consilio.*	zu einer Regierung.	zu einem Plane.
II 106, 26 f.: *acquisitiv.*	erwerbend.	nach Erwerbungen strebend.
II 131, 31: *pro actibus turbationis.*	für Taten in der Verwirrung.	für friedenstörende Handlungen.
II 131, 36 ff.: *quodea, quae sunt merae facultatis, possidentur ipso iure (ut mittere legatos cum maiore vel minore charactere, modo ius legationis plenum vi suprematus competat).*	daß das, was Sache des reinen Vermögens ist, durch eigenes Recht besessen wird, so daß eben das volle Gesandtschaftsrecht, Gesandte mit größerem oder geringerem Charakter auszusenden, der souveränen Macht entspricht.	daß man an sich das Recht zu Dingen hat, die Sache des bloßen Vermögens sind (wie Gesandte mit höherem oder niedrigerem Range zu schicken, falls nur das volle Gesandtschaftsrecht infolge der souveränen Macht vorhanden ist).
II 133, 1 f.: *de causis suasoriis.*	von ratsuchenden Streitfragen.	von Angelegenheiten des Zuredens.
II 148, 13: *mere.*	mehr.	rein.
II 147, 32 f. und 148, 36: *potentiam proximam.*	die volle Möglichkeit.	die nächste Möglichkeit.

II 147, 33 f.: *actum primum*.	die Verwirklichung selbst.	den ersten Schritt.

Nach diesen Proben erkennt man, wie bedenklich es ist, daß der Herausgeber in dem Aufsatz: „Von den Privilegien des hochlöblichsten Erzhauses Österreich“ einige umfangreichere Stellen nur in seiner Übersetzung ohne den lateinischen Originaltext gibt. Zurückgehen auf die primären Quellen scheint nicht seine Sache zu sein; das beweist das Schweigen seines Kommentars überall, wo die früheren Ausgaben und die Handbücher im Stich lassen, und der drollige Fall, daß er einmal (Anm. zu I 41, 32) *Cicero de oratore* nach Pietsch (in den Beiheften zur Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereines) zitiert.

Endlich sei mir noch verstattet, zu ein paar Behauptungen Schmied-Kowarziks abwehrend Stellung zu nehmen und unter den Druckfehlern jene herauszuheben, die das Verständnis der betreffenden Stelle ernstlich erschweren: Archimedes (I, VIII 24) der Verteidiger von Syrakus, ist wohl kein geschickt gewähltes Beispiel für weltabgewandtes Gelehrtentum. — Die Schrift „Eine deutschliebende Genossenschaft“ (I 55 ff.) ist nicht vielleicht, wie der Herausgeber auf S. 110, Z. 12 v. u. erklärt, sondern bestimmt unvollendet. — Zu II 58, 6 sagt Schmied-Kowarzik: „Leibniz denkt hier zweifellos an deutsche Kolonien.“ Aber das ist gar nicht so zweifellos und auf S. 88, wohin der Herausgeber verweist, steht davon gar nichts. — *Regimen episcopale* (II 83, 41) und *episcopales* (II 85, 38) bezieht sich nicht auf die Bischofs- (= anglikanische) Kirche, sondern auf die katholische. — Zu Stäuber = Jagdhund (II 97, 34) war nicht in erster Linie an „stieben“, sondern an das gleichbedeutende, z. B. auch bei Lessing vorkommende „Stöber“ zu erinnern. — „Wir“ in dem Brief an Grote (II 130 ff.) ist Kur-Mainz, in dessen Diensten Leibniz damals stand; aber der Herausgeber sagt nichts davon. — Zu II 133, 19 bemerkt Schmied-Kowarzik: „Es ist bezeichnend, daß Leibniz beabsichtigte, die große Schrift (*Tractatus de iure suprematus a legationis principum Germaniae*) ins Deutsche zu übersetzen.“ Aber Leibniz sagt ja 133, 15 ausdrücklich, er wolle einen kurzen französischen Auszug der Schrift übertragen. — In der einleitenden Anmerkung zu der Schrift: „Von den Privilegien des hochlöblichsten Erzhauses Österreich“ heißt es irrtümlich, daß Kaiser Friedrich III. seit 1435 regiert habe; richtig war das Jahr 1440 zu nennen. — Statt „er“ (I 7, 17) ist „es“, statt „37“ (I, S. 110, Z. 12 v. u.) „31“, statt „Hang“ (II 24, 31) „Haag“, statt „*satagismus*“ (II 26, 28) „*satis agimus*“, statt „Heinrich VI.“ (II, S. 161, Z. 11 v. u.) „Heinrich IV.“, statt „*animae*“ (II 107, 38) „*anima*“, statt „*statum*“ (II 120, 7) „*statuum*“, statt „Hoffunkherren“ (II 128, 18) „Hofjunkherren“, statt „*considentioribus*“ (II 143, 13), das Schmied-Kowarzik mit „Be-

ratern“ übersetzt, wohl „*consideratioribus*“ (= den maßgebenderen Persönlichkeiten), statt „auch“ (II 149, 6) „nach“ zu lesen; II 55, 33 ff. steht ein Satz durch Druckfehler zweimal. — II 93, 15 ff. heißt es: „. . Damit den Spaniern desto schwerer falle, bei den Traktaten dem König zu lassen, was er schon hat.“ Ist hier nicht vor „zu lassen“ ein „nicht“ einzuschalten? — II 108, 15 war „ambitios“ nicht in Antiqua zu drucken, es ist die Form des Fremdwortes im Deutschen, kein lateinischer Akkusativ, also auch nicht substantivisch zu übersetzen; ähnlich steht es mit „imperios“ (II 108, 36), vor dem auch der Beistrich fehlt.

Dem verdienstlichen Unternehmen des Neudruckes von Leibnizens deutschen Schriften ist gewiß der beste Fortgang zu wünschen, aber etwas mehr Sorgfalt könnte dem Herausgeber nicht schaden.

Wien. Alfred Nathansky.

---

1. **Auswahl französischer Gedichte.** Für den Schulgebrauch zusammengestellt von Prof. Dr. Ernst Gropp und Dr. Emil Hausknecht. Leipzig 1915, Rengersche Buchhandlung. — Kommentar zur Auswahl französischer Gedichte von denselben. Vierte Auflage. Ibidem. 1917.
2. **Nos Enfants.** Pages choisis von Paula Kösters. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh.
3. **Histoire de France.** Depuis les origines jusquà nos jours par J. Grumme. Premier volume. Frankfurt a. M. 1914, Moritz Diesterweg.

1. Der im „Vorwort zur 1. Auflage“ ausgesprochenen Notwendigkeit, neben der Prosalektüre die französische Poesie mehr als bisher in den Unterrichtsplan der höheren Lehranstalten aufzunehmen, wird man ohne Bedenken zustimmen, wenn man überhaupt für alles eintritt, was den Spielraum einer substantiellen Lektüre auf Kosten steriler Namen und Daten aus der Literaturgeschichte zu vergrößern geeignet ist. Auch die besondere Berücksichtigung der Poesie des 19. Jahrhunderts bei der Auswahl des Lesestoffes wird man gutheißen können. Im „Vorwort zu den späteren Auflagen“ findet man die Unterscheidung der französischen Dichtung des 19. Jahrhunderts in die vier Hauptrichtungen: *les romantiques, les parnassiens, les décadents* (oder *symbolistes*) und die *néo-romantiques*. Die kurze Charakteristik desselben ist im ganzen zutreffend. Es ist aber nicht ganz richtig, daß die *Parnassiens* in ihren Dichtungen die Bekenntnisse persönlicher Gefühle vermeiden: sie sind hierin nur keuscher und zurückhaltender: Es geht auch nicht an, vom „echten Symbolisten“ zu sagen: „Er entblödete sich nicht, anderen weismachen zu wollen, er schmecke Düfte, höre Lichtstrahlen, rieche Musik,“ denn so sehr ein Mensch mit einem ge-

sunden Sinnenleben über eine solche Überverfeinerung der Sensibilität lächeln mag, lediglich affektierte Snobs waren diese Symbolisten nicht und Baudelaire schenkte der modernen Dichtung die Poesie der Düfte, griff, um den Gedanken kurz und kräftig zu prägen, zum Symbol und machte dabei Funde von wunderbarer Neuheit, so daß er nach beiden Richtungen die Zukunft tiefer beeinflußte als jeder andere Dichter des 19. Jahrhunderts. Neben dem genialen Bohême Verlaine wurde der glänzende Wortmaler Baudelaire zu angebetetem Meister von Dekadenten und Symbolisten und ihr bestrickendes Artistentum nahm auch die deutschen Lyriker gefangen, die nach modernen Formen für ihr Schaffen suchten. Mit Recht haben die Verf. kein einziges streng dekadentes Gedicht in ihre „Auswahl" aufgenommen, denn die naive Jugend hat für solche Künsteleien, die z. B. bei St. Mallarmé in blühenden Blödsinn ausarten, wenig Empfänglichkeit. Warum aber dann im „Vorworte" sich mit dieser Dichterschule auseinandersetzen? Das war doch mindestens sehr überflüssig.

Was nun die „Auswahl" selbst betrifft, so hätten wir vom pädagogischen Standpunkte gewünscht, daß der Epik ein breiterer Raum eingeräumt worden wäre als der Lyrik. In diesem Sinne begrüßen wir es freudig, daß wenigstens La Fontaine mit nicht weniger als 30 Fabeln vertreten ist. Diese Fabeln, die man als *vaste comédie en cent actes divers* bezeichnet hat, bleiben nämlich „die Milch unserer Kindheit, das Brot des Mannes und das letzte Kraftgericht des Greises", wenn man auch zugibt, daß das *Fabula docet*, die Moral am Schlusse, am meisten an ihnen stört und die Freude an ihnen einigermaßen beeinträchtigt. Anerkennend muß angemerkt werden, daß von beiden Gedichten, durch welche allein die Symbolisten und Décadents etwa vertreten sind, weder der *Albatros* Baudelaires noch Verlaines *Ariette* dem jugendlichen Verständnisse wesentliche Schwierigkeiten bereitet.

Am wenigsten einverstanden sind wir mit dem nun folgenden Teile der „Nachrichten über die Verfasser", denn diese sind teils unzureichend, teils unrichtig. Es sei nur ganz wenig hervorgehoben: Von Baudelaire heißt es, er sei „zuerst Romantiker, dann Vorläufer und neben Banville und Gautier einer der Begründer der *école parnassienne*" gewesen; er ist aber auch schon ein Pfadfinder der Symbolisten, wie z. B. seine Gedichte *l'Albatros* (das einzige von ihm in der „Auswahl" figurierende!) und *le Flacon* beweisen. Von Th. Gautier war dann auch zu sagen, daß er in seiner *Jeune France* die romantische Übertreibung, die er früher mitgemacht hatte, verspottete. Die äußerliche kalte Unkunst Th. Gautiers entfernt sich noch mehr von der Romantik als die Seufzer Mussets. Lecomte de Lisle lebte nicht 1818 bis 1894, sondern 1820 bis 1894, die *Poèmes tragiques* erschienen nicht 1883, sondern 1884. (Im allgemeinen hätten wir auf die

zahlreichen Angaben von Titeln und Erscheinungsdaten der Werke leicht verzichtet; wenn sie aber schon angegeben wurden, mußte es genau geschehen.) J. Lemaîtres *Impressions de théâtre* erschienen nicht 1886, sondern 1888. Von E. Manuel war hervorzuheben, daß er besonders die Pariser Volkssitte schildert sowie die Szenen von der Straße und dem Atelier und daß er sich mit Vorliebe mit den mittelmäßigen Realitäten des laufenden Lebens beschäftigte, für welche die Romantiker das Publikum interessierten. Bei J. Moréas muß es (statt 1856 bis 1910) 1856 bis 1912 lauten. A. de Mussets Nachahmung der Romantik war zum Teil parodistischer Art und er war bald darauf bedacht, sich (wie sein Vater sagte) zu *déhugotiser*. Seine *Neuf de Décembre* erschien schon 1835. E. Rostands *Samaritaine* erschien nicht 1896, sondern 1897. Desselben Dichters 1910 erschienener *Chantelair* ist übersehen worden. A. Samains *Au flancs du vase* erschienen 1898, nicht 1897. Samain lebte 1859 (nicht 1858) bis 1900. Sully-Prudhomme erfüllte besonders das Programm Lecomte de Lisles: der Vereinigung von Wissenschaft und Poesie. Seine Übersetzung des 1. Buches des Lukrez erfolgte nicht „erst 1869", sondern erschien 1878. Endlich möchten wir noch bemerken, daß die in der Librairie Fischbacher jährlich erscheinende *l'Année poétique* eine reiche Ausbeute gewährt hätte.

Am besten gefiel uns der „Kommentar zur Auswahl", der sich schon durch seine Kürze und Prägnanz empfiehlt und nicht in den gewöhnlichen Fehler verfällt, über steinige Klippen vornehm hinwegzugehen und Selbstverständlichkeiten redselig zu erklären. Trotzdem Goethe einmal zu Eckermann sagte: „Jeder Vers, jeder Satz, der einen Kommentar bedarf, ist nicht wert, daß man ihn kommentiert", kann man solchen Behelfen die Berechtigung nicht absprechen, solange sie den Text diskret begleiten und wirklich, wie in unserem Falle, reiche Aufschlüsse bieten. Alles in allem kann man das vorliegende Unterrichtsmittel mit gutem Gewissen empfehlen.

2. In der „Einleitung" sagt die Verfasserin, ihr Büchlein sei in erster Linie bestimmt, für die 12- bis 13jährige Jugend eine ansprechende Anfangslektüre zu sein. „Die Kinder sollen, dem Ziel des fremdsprachlichen Unterrichtes entsprechend, dadurch lernen, sich in der fremden Sprache über das auszudrücken, was ihrem Interessenkreise noch so nahe liegt. Zu gleicher Zeit wird ihnen gelegentlich ein Einblick geboten in das, was Land und Leute Frankreichs besonders charakterisiert." Wir haben unsere Bedenken, ob das schmächtige Büchlein so vielen gesteckten Zwecken gerecht werden wird. Auch die Auswahl, die sich auf Anatole France, André Lichtenberger, Paul und Viktor Margueritte beschränkt, „um etwas durchaus Kindliches zu bieten", scheint uns nicht besonders glücklich. Die Verfasserin

hätte die Worte Theod. Storms im „Pole Poppenspieler“ mehr beherzigen sollen: „Wer für die Jugend schreibt, darf nicht für die Jugend schreiben!“

3. Es wäre zweifellos kein verfehltes Unternehmen, einen ganz kurzen skizzenhaften Abriß der französischen Geschichte zu schreiben, der als Leitfaden zum Verständnis der französischen Schullektüre gute Dienste leisten könnte. Es war dies besonders gutzuheißen, wenn ein solches Schriftchen in französischer Sprache abgefaßt war und so auch die Geläufigkeit im Französischsprechen fördern konnte. In bezug auf das Ausmaß und die Auswahl des darzubietenden Stoffes wird es immer Meinungsverschiedenheiten geben. So wird man z. B. bezweifeln dürfen, ob in ein solches Büchlein die Entstehungsgeschichte der Satire *Ménippée*, so hochbedeutsam dieses literarhistorische Dokument an und für sich ist, aufzunehmen gewesen sei. An Korrektheit läßt das Mitgeteilte nichts zu wünschen übrig.

Wien. Josef Frank.

H. Poutsma, A Grammar of Late Modern English. For the Use of Continental, especially Dutch, Students. Part II, The Parts of Speech, Section I, B. Prononus & Numerals. Groningen 1917. XV und 732 S. (S. 705—1437 des II. Teiles.) 8·50 holl. Gulden.

Mit der der bisherigen Anlage seines Monumentalwerkes entsprechenden Ausführlichkeit behandelt der vorbildlich emsige niederländische Gelehrte nun den zweiten Teil dessen, was man Syntax des einfachen Satzes nennen könnte, die Rektion des Pronomens und Numerales in 13 Kapiteln (XXXII—XLIV), wobei jedoch jedem Kapitel auch ein Formenlehreabschnitt vorangeschickt erscheint. Personal- und Possessivpronomen, *self*, “*person-exhibiting pronouns in general*”, Demonstrativ- und Determinativ-Pronomen (*same, such*), Interrogativ- und Relativ-Pronomen, Indefinit-Pronomen und -Numerale, Pronominal- und Adverbial-Komposition mit *so, soever* und *ever*, Numerale, die wichtigen ‘*propwords*’ (*one, body, man, thing, affair, matter &c*) sowie Repetition adnominaler ‘*modifiers*’ sind in der übersichtlichsten und doch auch wieder eingehendsten echt philologischen Art in ihrer Gebrauchsweise systematisch gebucht und erläutert. Die Registrierung erfolgt stets auf Grund von Belegen, welche in extenso zitiert sind, also Veranschaulichung mit bequemster Nachprüfbarkeit verbinden. Den Begriff ‘Late Modern English’ faßt Poutsma dabei erheblich weiter als etwa Sweet, der in seiner “History of English Sounds“ (2. Aufl.) dem *First, Second, Third Modern English* (1500—1600—1700—1800) ein *Early* und ein *Late Living English* (von 1800—1850, resp. von 1850 an) entgegenstellt. Poutsma hingegen zitiert in seinem Werke neben den letzten Jahrgängen der ‘*Times*’ und der ‘*Westminster Gazette*’, neben Trollope,

Hall Caine und Wells auch Scott, Byron und Dickens und sogar gelegentlich Pope, nicht selten Shakespeare. Dadurch ergibt sich der Charakter seiner Syntaxbetrachtung als ein genetisch-historischer, nicht als deskriptiv-regulativer. Ein wahres Schatzhaus feinsinnigster und wohlgeschulter Beobachtung eröffnet sich uns auch in diesem umfänglichen Teile des gewaltigen Lebenswerkes, mit dessen einzelnen Artikeln man sich doch nur in Spezialuntersuchungen auseinandersetzen könnte. Von der Fülle des Gebotenen legt u. a. der Umstand beredtes Zeugnis ab, daß die '*Corrections and Additions*' allein 25 S., der sehr erwünschte '*Index*' zum gesamten zweiten Teile 84 S. (letztere in Doppelspalten) umfaßt. Besonders schön sind die Hervorhebungen aller humoristischen Anwendungen syntaktischer Feinheiten und Freiheiten.

Zu den vorzüglichen Nachschlagewerken über englische Syntax von Franz, Ellinger, Jespersen, Krüger, Wendt, Kruisinger, Sweet und anderen ist nun dieses niederländische Buch, das in vollendet korrektem Englisch abgefaßt ist, als unentbehrliche und verläßliche Hilfe hinzugetreten. Ausstattung und Druck sind mustergültig, die Benützung der einschlägigen Literatur ist gewissenhaft, ohne der Selbständigkeit der Stoffdurchdringung und Darstellung Abbruch zu tun. Freuen wir uns solcher inmitten des heißen Völkerringens in bescheidener Zurückgezogenheit abgeschlossener gediegener Arbeit unserer neutralen Fachgenossen, die den von den Engländern nicht selten etwas vernachlässigten Ausbau der unerschöpflich interessanten Geschichte dieser eigenartig reichen und abgetönten Sprache besorgen.

Graz. Albert Eichler.

Türkische Grammatik von Dr. J. Németh, Privatdozent für türkische Philologie an der Universität zu Budapest. (Sammlung Göschen Nr. 771.) G. J. Göschensche Verlagshandlung G. m. b. H. in Berlin W 10 und Leipzig. Preis in Leinwand geb. 90 Pf.

Die zahlreichen in letzter Zeit erschienenen Grammatiken und Lehrbücher der türkischen, richtiger osmanisch-türkischen Sprache, die bald nach einer besseren, bald nach einer schlechteren Methode zusammengestellt sind, haben vor allem praktische Ziele vor Augen, sie wollen den Lernenden möglichst rasch instand setzen, sich der türkischen Sprache, welche infolge der politischen Ereignisse stark in den Vordergrund getreten ist, im mündlichen Verkehre bedienen zu können. Das vor mir liegende Büchlein dagegen hat, wie alle ähnlichen Kompendien der Sammlung Göschen, mehr wissenschaftlichen Charakter und soll insbesondere allen jenen ein zuverlässiger Führer sein, welche die Kenntnis der osmanisch-türkischen Sprache für wis-

senschaftliche, namentlich vergleichende Sprachstudien, bei denen das Türkische bisher nur wenig oder gar nicht berücksichtigt wurde, benötigen. Da das Türkische bekanntlich viele arabische und persische Wörter und Redensarten in sich aufgenommen hat, ist sein Studium mit großen Schwierigkeiten verbunden. Diese sucht nun der Verfasser dadurch möglichst zu verringern, daß er bei der Behandlung der einzelnen grammatikalischen Redeteile immer auch die entsprechenden Regeln der arabischen und persischen Grammatik, insofern sie für eine verständnisvolle Behandlung der ebenerwähnten fremden Elemente notwendig sind, in sehr übersichtlicher und systematischer Form erläutert. Allerdings hätten einige Kapitel, z. B. das über das arabische Verbum, etwas ausführlicher behandelt werden können, indem darin auch die Verba, deren Wurzel einen der Buchstaben Elif, Wāw oder Ja enthält, ferner die Verba mediae geminatae usw. hätten Platz finden sollen. Sehr dankbar müssen wir dem Verfasser dafür sein, daß er uns auch über die Syntax, von der die wenigsten Grammatiken handeln, in knapper Form informiert, was den Wert des Büchleins bedeutend erhöht. Es ist nur zu wünschen, daß diese durchaus brauchbare Grammatik der Turkologie recht viele neue Freunde erwerbe, was zweifellos mit eines der Ziele ist, die der Verf. bei seiner Arbeit im Auge gehabt hat. Im einzelnen möchte ich folgendes bemerken:

Zu § 9. Der Laut ʿAin wird, wie der Verf. richtig bemerkt, im Türkischen meistens gar nicht ausgesprochen. Trotzdem aber wird er zur Vermeidung von Irrtümern in den meisten Lehrbüchern mit einem besonderen Zeichen transkribiert. Solche Irrtümer könnten leicht entstehen, wenn ʿAin, das Konsonantenwert hat, im Auslaute eines Wortes steht. Wird es in der Transkription nicht bezeichnet, so könnte man irrtümlicherweise das betreffende Wort als vokalisch auslautend ansehen. Nun ist aber die Scheidung zwischen vokalisch und konsonantisch auslautenden Wörtern im Türkischen für die Anhängung von Suffixen höchst wichtig. Auch der Verfasser bezeichnet das ʿAin durch das landläufige Zeichen ʿ aber nicht konsequent. Es wäre besser gewesen, wenn der Verfasser das Zeichen ʿ für den Laut ʿAin überall, sowohl im An-, In- als auch Auslaute beibehalten und statt ind — ʿind (S. 63), statt an — ʿan (S. 64), statt alā — ʿalā (S. 64), statt mābād — mā baʿd (S. 62), statt mežmū — mežmūʿ (S. 37), statt vāsī — vāsiʿ (S. 111), statt ešžā — ešžaʿ (S. 113) usw. geschrieben hätte.

Zu § 12, Alinea 3. Das Wāw bezeichnet in arabischen und persischen Lehnwörtern nicht „manchmal", sondern, sofern es nicht Konsonantenwert hat, in der Regel das lange „ū". Ausnahmen kommen in der Hemzeorthographie vor.

Zu § 22. Die Aussprache „dür" des Hilfszeitwortes kommt im heutigen Osmanisch-Türkischen fast gar nicht mehr vor.

Zu § 29. k bleibt in arabischen und persischen Lehnwörtern nicht immer unverändert, denn persisches k wird nach n meist g, z. B. ženk p. Krieg, Gen. žengiñ, ferhenk p. Verstand, Gen. ferhengiñ. Auch in arabischen Wörtern erweicht sich manchmal auslautendes k zu j, z. B. temessük a. Schuldschein, temessüjü sein Schuldschein, melik a. König, meliji sein König, melek a. Engel, melejiñ des Engels usw.

Zu § 32. Man spricht nicht lalasý yla (S. 24), demesí ile (S. 25), sondern gewöhnlich lalasȳla, demesīle; einer der wenigen Fälle, wo im Osmanisch-Türkischen ein langer Vokal gesprochen wird.

Zu § 34. Der Verfasser sagt hier, daß manche Wörter wie aγyz Mund, a. ʿakyl Verstand, alyn Stirne usw. Stammformen wie aγz, ʿakl, aln haben. Dies ist in gewisser Hinsicht nur bei türkischen Wörtern richtig. Bei arabischen und persischen Lehnwörtern handelt es sich in solchen Fällen um Auslautskonsonanzen, die dem Türken fremd sind und daher so aufgelöst werden, daß ein euphonischer Hilfsvokal, der sich nach der Vokalharmonie richtet, eingeschoben wird. Dieser Hilfsvokal schwindet wieder, sobald Endungen an das Wort treten, da in diesem Falle dann die Auslautskonsonanz nicht mehr besteht. Z. B. Vernunft heißt, wie bereits erwähnt ʿakyl vom a. ʿakl; zur Vermeidung der Auslautskonsonanz „kl" wird zwischen k und l der Hilfsvokal y eingeschoben, der wieder schwindet, wenn Endungen hinzutreten, z. B. ʿaklym mein Verstand. Ebenso verhält es sich bei vakyt Zeit, vom arabischen vakt, meine Zeit = vaktym. So ist auch žisim Körper die türkische Aussprache des arabischen žism (S. 27), fikir des arabischen fikr (S. 27) usw.

Zu § 37 und 39. Beide Paragraphen sind etwas ungenau. Das Zeichen des gesunden altarabischen Plurals ist für den Nominativ -ūna beziehungsweise -ūn und für den Genetiv und Dativ -īna beziehungsweise -īn. Diese letztere Form ist nun im Neuarabischen allgemein die Endung für alle Fälle des Plurals geworden und wird als solche auch von den Türken gebraucht. Die altarabische Pluralendung auf -ūn kommt im Türkischen nur sehr selten vor. Ebenso verhält es sich mit dem arabischen Dual. Auch hier ist die Form auf -āni beziehungsweise -ān die des Nominativs und die auf -eini beziehungsweise -ein die des Genetivs und Dativs des altarabischen Duales. Die letztere Form auf -ein ist wiederum im Neuarabischen für den ganzen Dual gebräuchlich und kommt als solche auch im Türkischen vor.

Zu § 42 letztes Alinea: Hinzuzufügen wäre, daß bei der Deklination mit dem poss. Personalsuffix der dritten Person oder beim Suffix -ki das „i" in der Schrift nur dann ausgedrückt wird, wenn ihm ein Buchstabe vorangeht, der sich nach links nicht verbindet. Ausnahme im Lokativ und Ablativ.

Zu § 45. Was die Deminutivpartikeln anbelangt, so tritt žyγyz usw. meist an einsilbige, žyk usw. meist an mehrsilbige Hauptwörter.

Zu § 49. In -asy, -esi ist „si“ nicht das poss. Personalsuffix der dritten Person sing., sondern ein selbständiges Suffix, das auch in Wendungen wie ertesi, ewellisi, ferdāsy usw. vorkommt.

Zu § 66. „Zwei“ lautet im Persischen „dŭ“ nicht „dü“.

Zu § 75. Die Formen mit o im Personalpronomen der dritten Person sind vulgär und kommen in der korrekten Schriftsprache nicht vor.

Zu § 84. Die richtige Aussprache von hangy ist „hanki“ (Ausnahme von der Vokalharmonie) oder „kangy“, von násyl „nasýl“.

Zu § 87. „Etwas, nichts“ heißt persisch hīč nicht hic, irgendeiner a. filān (fylān) nicht fylan, anderer -e -es persisch dīger nicht diger.

Zu § 88. Statt adam ist ādam, in der arabischen Schrift mit „Medda“ über dem Elif, zu schreiben. Auch sonst sind die Längen in arabischen und persischen Wörtern nicht immer bezeichnet, z. B. S. 55 insan statt insān, sabaha qadar statt sabāha qadar usw.

Zu § 97. Die Postpositionen gibi, ičün und ile verlangen nicht nur den Genetiv des persönlichen und hinweisenden, sondern auch des fragenden Fürwortes, man sagt kimiñ gibi wie wer? Im Plural steht bei den hinweisenden Fürwörtern und der dritten Person Plural des persönlichen Fürwortes wieder der Nominativ, z. B. anlar gibi, bunlar gibi, šunlar gibi. Nach dem poss. Personalsuffix der dritten Person verschleift sich das i von ile mit dem i des Suffix und es wird ein langes ī gesprochen, z. B. babasyla mit seinem Vater (vgl. das oben zu § 32 Erwähnte).

Zu § 103. „Ursprung“ a. asl, türkische Aussprache „asyl“; kasd(t) ist ein arabisches Wort.

Zu § 104. „Seinetwegen“ heißt berāj-i ū, wobei ū das persische persönliche Fürwort der dritten Person sing. ist; o (ol) ist das türkische Personalpronomen der dritten Person sing.

Zu § 109. Bei den Personalendungen des Imperativs wäre hinzuzufügen, daß die Formen jynyz usw. beziehungsweise jyn usw. an vokalisch auslautende Stämme treten. Unter den Personalendungen der übrigen Formen ist syz usw. veraltet und kommt im heutigen Osmanischen nicht mehr vor.

Zu § 132. Hier wäre die Regel anzugeben gewesen, nach der man im Osmanisch-Türkischen nicht sevmišdim, sondern sevmištim spricht. Es ist die, daß eine stimmhaft anlautende Silbe nur auf stimmhaften Stammauslaut, eine stimmlos anlautende nur auf stimmlosen folgen kann; daher auch § 134, 4. Absatz, richtig sevežektir und kalažaktyr.

Zu § 149. Sevmiš bulundu idi = er hatte liebgewonnen gehabt, nicht = er hat liebgewonnen; sevmiš bulundu ise = wenn

er liebgewonnen gehabt hat, nicht = wenn er als einer, der liebgewonnen hatte, erfunden wurde; sevmiš oldu = er hat liebgewonnen gehabt, nicht = er hat liebgewonnen.

Zu § 151. „Wenn ich geliebt hätte" heißt sevmekte olsajdym beziehungsweise beim Vorhandensein eines Wunsches sevmekte olajdym, niemals sevmekte isejdim.

Zu § 155. Beim Partizip. Perf. definit. mit possessiven Personalsuffixen wird das „i" nach dem d in der Schrift wiedergegeben, eine Ausnahme besteht nur beim Suffix der dritten Pers. Plur.

Zu § 161. Die Silben -nyl, -nil usw. sind keine selbständigen Bildungssuffixe, sondern es handelt sich hier um eine doppelte Passivbildung; okunmak ist schon Passiv von okumak, okunulmak ist daher Passiv vom Passiv okunmak, also doppeltes Passiv. Dasselbe findet man beim Zeitworte denilmek = gesagt werden. Doppelte Suffixe finden sich übrigens im Türkischen auch beim Possessivsuffix, z. B. biri und birisi einer davon, ba'zy und ba'zysy einige davon usw.

Zu § 187. „Waschen" heißt t. jumak, der Aor. davon lautet jur — nicht juvar.

Zu § 197. „Einige Leute" heißt im Türkischen ba'z-i ādamlar, wobei das „i" nach ba'z, „i" der pers. Izāfet-Konstruktion und nicht ī der arabischen Nisbe ist. Bei ba'z wird auch allgemein bei türkischen Elementen die Izāfet gestattet, so sagt man ba'z-i geželerde in mancher Nacht usw.

Wien. Prof. Dr. F. Kraelitz.

Türkisches Lesebuch mit Glossar (Volksdichtung und moderne Literatur) von Dr. J. Németh, ö. ao. Professor für türkische Philologie an der Universität Budapest. (Sammlung Göschen Nr. 775.) G. J. Göschensche Verlagshandlung G. m. b. H. in Berlin W 10 und Leipzig. Preis in Leinwand gebunden 1 M.

Der gleichen Sorgfalt und Methodik, die wir in der oben besprochenen türkischen Grammatik beobachten konnten, begegnen wir auch in dem Türkischen Lesebuche, das ebenfalls von Prof. Dr. J. Németh zusammengestellt wurde und in der Sammlung Göschen erschienen ist. Es ist allerdings nicht für Anfänger bestimmt, für diese existiert in derselben Sammlung ein kleines Übungsbuch. Wer aber im Studium der türkischen Sprache schon etwas vorgeschritten ist, dem bietet das Lesebuch ein brauchbares und leicht zu beschaffendes Hilfsmittel zur Vertiefung seiner sprachlichen Kenntnisse. Von leichteren Texten beginnend und zu schwierigeren aufsteigend, enthält das Lesebuch im ersten Teile zunächst Proben der Volksdichtung, wie Sprichwörter, einige Schwänke des Hodscha Nasreddin, des türkischen Till Eulenspiegels, Volksmärchen, Abschnitte aus einem Volksschauspiel (Karagöz) und Volkslieder. Der zweite Teil des Bänd-

chens enthält Stücke aus der modernen türkischen Literatur, sowohl Prosa als auch Poesie, und zwar von den besten und bekanntesten Schriftstellern der neueren Zeit wie Schināsi, Kemāl Bej, Ekrem Bej, ʿAbdul Hakk Hāmid, Tewfik Fikret, Ahmed Hikmet und dem ersten türkischen Nationaldichter Mehmed Emīn. Wesentlich erleichtert wird der Gebrauch dieses Lesebuches durch ein kleines türkisch-deutsches Glossar, das dem Büchlein angehängt ist. Bei den Schwierigkeiten, die sich der Herstellung derartiger Wörterverzeichnisse in den Weg legen, ist es nicht zu verwundern, daß auch dem Verf. einige Fehler unterlaufen sind. Ich will im folgenden, da ja diesem brauchbaren Lesebuche sicherlich noch weitere Auflagen beschieden sein werden, einige Fingerzeige geben, nach denen eine spätere Revision und Verbesserung des Wörterverzeichnisses wird erfolgen können. Der Verf. war bestrebt, bei den arabischen und persischen Fremd- beziehungsweise Lehnwörtern die langen Vokale, deren Beachtung für eine korrekte Aussprache sehr wichtig ist, zu bezeichnen. Doch finden sich auch sehr viele Wörter, in denen die Längen nicht berücksichtigt wurden, z. B. p. aχyr statt āχyr eigentlich āχōr, aśynalyk p. t. statt āśynālyk, a. inšallah statt inšāllāh, a. aman statt amān, p. bazar statt bāzār, a. hamal statt hammāl, a. hamam statt hammām, a. χulja statt χūljā, p. rast statt rāst, p. namaz statt namāz u. v. a. Ferner wurden die fremden Elemente in Bezug auf ihre Herkunft oft gar nicht oder nicht richtig bezeichnet. So ist baχtijār persisch, ebenso bed, belli, pijāde, zehr (zehir), die Partikel ki; sükjūnümā und āšikāne sind a. p., namāz bezi a. p. t., gajry a. und nevbetči a. t. Falsch bezeichnet sind gamnāk, ferahnāk, karārgjāh, kalemdān; sie sind keine persischen Wörter, sondern arabisch-persische, kulube ist p. und nicht a., vom persischen gulbe; bālā ist nicht a., sondern p., suχengū ist nicht a. p., sondern ein rein pers. Wort, aus suχen das Wort und gū sagend, sprechend zusammengesetzt; nālče richtiger naʿlče ist a. p. und bedeutet das Eisen auf den Schuhen (eigentlich „kleines Hufeisen") und nicht „Sporn".

In Betreff der Wiedergabe des ʿAin in der Transkription gilt das bei Besprechung der türkischen Grammatik Gesagte; es wäre besser gewesen iʿlān statt ılān, aʿlā statt ālā, aʿvām statt avām, baʿzen statt bāzen, žumʿa statt žumā, ʿādet statt ādet, kaʿbe statt kjābe usw. zu schreiben.

Glauben heißt t. inanmak nicht ynanmak und gilt als Ausnahme von der Vokalharmonie wie elma der Apfel; Rasen heißt p. gewöhnlich čemen nicht čimen, verloren a. gāʾib nicht kajb, was schon eine sehr vulgäre Aussprache ist; dijār ist gebrochener arab. Plural von dār, fikir ist türkische Aussprache das a. fikr, und Stimme heißt ar. sadā nicht seda.

Wien. Prof. Dr. F. Kraelitz.

Karl Stählin, Weltgeschichte des letzten Menschenalters. Verlag von Carl Winter, Heidelberg 1917. 48 S.

Das Problem, die letzten dreißig Jahre allgemeiner Geschichte auf dem Raum von wenig Blättern zu erledigen, darf wohl als ein schwieriges bezeichnet werden. Hier ist es mindestens in den Hauptumrissen gelöst worden. Der Verf., der, wie wir erfahren, vordem Offizier in der deutschen Armee gewesen, dann ein Ordinariat für neuere Geschichte an der Straßburger Universität innehatte, später übrigens wieder militärisch tätig war, gibt hier den Vortrag wieder, den er im November und Dezember 1916 gehalten hat. Ein Überblick über die Entstehung des modernen Imperialismus, der in England eine alle Selbständigkeit der übrigen Staatenwelt hemmende Bedeutung gewinnt, in Rußland mit Hilfe der panslawistischen Ideen zum Ausbruch des großen Weltkrieges den nächsten Anlaß gegeben, Frankreich endlich sein ungeheures mit den Kräften des Mutterlandes in keinem Verhältnis stehendes Kolonialreich geschaffen hat, während Deutschlands Bestrebungen nichts anderes als die ruhige Entwicklung seiner Industrie und seines Handels zum Ziele hatten, leitet den Gegenstand ein. Die Politik Bismarcks und die seiner Nachfolger wird mit großer Klarheit dargelegt und die großen Erfolge der einzelnen Weltmächte auf dem Gebiete äußerer Machtausdehnung behandelt. Vor allem wird die folgerichtige Politik Englands seit den Tagen Chamberlains, Dilkes, Eduards VII. in helle Beleuchtung gerückt und so der englisch-deutsche Weltgegensatz und die Einkreisungspolitik des englischen Königs betont. Was jüngst in vielen Schriften, am geistvollsten von Erich Marcks behandelt wurde, die Folgerichtigkeit der englischen Festlandspolitik, die sich stets gegen die jemals herrschende festländische Macht, zuerst die spanische, dann die holländische, französische und in unseren Tagen die deutsche wandte, und sich in dem Abschluß und der Ausnützung von Allianzen keine Schranken auferlegt, das findet auch hier eine sachgemäße Erörterung. Was Deutschland betrifft, wird sein Krieg[1]) richtig als Verteidigungskampf, als „ein Ringen mit den neuen Verschwörern um die Behaltung seines Besitzes dargestellt". Das verlangt dauernde Sicherung, Freihaltung des Weges Hamburg —Bagdad, für Österreich die endgültige Verdrängung Rußlands vom Balkan und für alle die Brechung der englischen Seetyrannei. Die Literaturangaben, die sich im Anhang finden, könnten noch um die eine und andere gute Schrift, wie z. B. Theodor Bitterauf, Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges, oder was das geographische Moment betrifft, um Hettner, Englands Weltherrschaft und der Krieg vermehrt werden.

Graz. J. Loserth.

[1]) Geschrieben 1917.

Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. Herausgeg. von G. Lambeck, F. Kurze u. P. Kühlmann. B. G. Teubner, Berlin-Leipzig. II. Reihe, Heft 45, 63, 64, 66, 68, 88, 89, 93, 131, 134—137, 140, 143, 152—154, 174, 175, 180, 181. Das Heft zu 40 Pf. (Heute nicht mehr giltig!)

Wenn ich die oben genannte Sammlung hier wieder anzeige, so muß ich dem ein Wort der Entschuldigung hinzufügen, da ich seit der ersten Besprechung selbst in die Zahl der Mitarbeiter eingetreten bin. Im Verein mit Prof. Dr. K. Beer-Wien habe ich die Österreich-Ungarn behandelnden Bändchen übernommen, indem er das Mittelalter (Heft 135) bearbeitete, ich die Neuzeit (Heft 136 und 137). Dennoch glaube ich, keine Ungebühr zu begehen, wenn ich nach längerer Zeit noch einmal auf das Unternehmen aufmerksam mache.

Die I. Reihe (16 Hefte) ist, so viel ich sehe, bis auf Heft 11 (Zeitalter des Absolutismus) fertig und wird, wenn auch dieses erschienen ist, einen handlichen Band von etwa 540 S. um den Preis von 6 M. 80 Pf. bilden, ein Quellenbuch, das sich seinem gediegenen Inhalte nach neben jedem anderen mit Ehren wird sehen lassen können. Die einzelnen Hefte sind so billig, daß wohl viele Lehrer sie — wenn auch nicht alle — so doch zum Teil werden für die ganze Klasse zur Einführung bringen können, wofür bei dieser Reihe auch eine Preisermäßigung auf 30 Pf. für das Heft vorgesehen ist. — In einer Zeit, wo so viel von Quellenlektüre die Rede ist, wird ein solches Unternehmen sicher auf viele Freunde rechnen können.

Viel umfangreicher ist die zweite Reihe, deren neu erschienene Hefte hier kurz besprochen werden sollen. Da sie gegenwärtig schon beim 181. Hefte steht, so wird der Gesamtumfang nicht viel unter 200 Heften sein mit etwa 6400 Seiten um einen Preis von etwa 80 M. Es ist klar, daß — während sicherlich manche geschichtlich angeregte Schüler das Quellenbuch der I. Reihe ganz anschaffen werden — bei dieser Reihe von vornherein ausschließlich auf eine Benutzung einzelner Hefte zu besonderen Zwecken gerechnet ist. Der Lehrer, der sich mit irgend einem Stoff selbst genauer beschäftigt hat oder ihn für besonders lehrreich hält, wird das betreffende Heft der Klasse empfehlen und es mit ihr durcharbeiten. Freilich ist dafür notwendig, daß an jeder Anstalt, an der ein Lehrer dergleichen versuchen will, ein vollständiges Exemplar dieser II. Reihe vorhanden sei, und dafür wäre es sehr erwünscht, wenn für Lehrerbibliotheken bei Bezug der ganzen Reihe ein ausgiebiger Preisnachlaß gewährt würde, da nicht viele obigen Preis werden erschwingen können.

Die einzelnen Hefte, die hier neu angezeigt werden, zerfallen in zwei Gruppen. Die erste gehört dem eigentlichen Quellenbuche an — ich meine, in dem Sinne, wie es schon vor Kriegsausbruch geplant war. Nr. 45 behandelt die Renaissance und den Humanis-

mus, 63 und 64 Friedrich den Großen, 66 die Aufklärung, 68 Weltbürgertum und Staatsgefühl, 88 und 89 das Preußische und Deutsche Heer, 93 die sittliche und geistige Wiedergeburt zu Anfang des 19. Jahrhunderts, 131 den Britischen Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart, 134 Italien, 135—137 Österreich-Ungarn. — Die zweite Gruppe ist dem Weltkrieg gewidmet. Zu ihr zählen Nr. 152 Der Ausbruch des Weltkrieges, 153 Mobilmachung und Aufmarsch der Heere, 154 Der Bewegungskrieg im Westen bis November 1914, 174 Der deutsche Geist im Weltkrieg, 175 Deutsche Kriegslieder 1914 16, 180 Vaterland, 181 Krieg. Formell gehören der ersten Gruppe auch 140 Ostseeprovinzen und 143 (Die Kämpfe um die deutsch-italienischen Grenzgebiete) an, ihre Herausgabe dürfte aber wohl durch den Krieg verursacht sein. Das letzte Heft (143) ist von einem österreichischen Kollegen, Prof. Wutte-Klagenfurt, bearbeitet.

Die größere Stoffe behandelnden Hefte wie 134 (Italien), 135—137 (Österreich-Ungarn) können natürlich nur das Wichtigste zusammenfassen, was jedem Lehrer ohnehin so ziemlich bekannt sein muß, dagegen dürfte es nicht zu viel gesagt sein, wenn ich behaupte, daß die Gesamtheit der Hefte mit ihren zum größten Teil von Spezialisten bearbeiteten Sonderthemen einen solchen Reichtum von Quellenstellen aufweisen, daß sie dem Lehrer selbst zur quellenmäßigen Vertiefung seines Wissens sehr wertvolle Dienste leisten und ihm auch durch weitere Quellenangaben die Verfolgung mancher Frage sehr erleichtern werden.

Auf eine Besprechung der einzelnen Hefte kann ich mich wegen des dazu nötigen Raumes wohl nicht einlassen, es wäre aber für den Zweck dieser Anzeige auch kaum nötig. Es wird genügen, auf den großen Wert der Sammlung für den Geschichtsunterricht nochmals nachdrücklichst hinzuweisen und ihr auch an den österreichischen Anstalten die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Zwischen der Niederschrift und dem Druck dieser Zeilen sind mehrere Jahre verflossen, während deren mir weitere Hefte der Sammlung zugegangen sind. Ich glaube am besten zu tun, wenn ich sie hier anhangsweise kurz aufzähle, da sie so gleich zur allgemeinen Kenntnis kommen, während sie sonst wohl wieder recht lange warten müßten. Es sind die folgenden: II. Reihe 132, 733 Frankreich vom Sturze der Julimonarchie bis zum Beginn des 20. Jahr. 142 Belgien II, 144 Polen, 183—185 Staatsanschauungen.

Das günstige Urteil, das über die früheren Bändchen abgegeben wurde, kann durchaus auch auf die hier genannten ausgedehnt werden. Leider steht es mit dem Kostenpunkt heute wesentlich anders als zur Zeit, da die Besprechung geschrieben wurde. — Trotzdem werden die Hefte hoffentlich die Verbreitung finden, die sie verdienen.

Teschen, Schlesien. Dr. M. v. Landwehr.

Dr. Martin Luther. Ein Lebensbild für das deutsche Haus von Georg Buchwald. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln nach Kunstwerken der Zeit. Leipzig und Berlin 1917, B. G. Teubner. Gr. 8⁰. (X und 557 S.)

Da die zweite Auflage dieses Lutherbuches in diesen Blättern bereits gewürdigt wurde, erübrigt es nur, auf die in der anläßlich des Reformationsjubiläums erschienenen dritten vorliegenden Auflage vorgenommenen, durchgreifenden Veränderungen kurz hinzuweisen. Sie betreffen, wie man dem „Vorwort" entnehmen kann, besonders den Abschnitt über die Entwicklung Luthers, ferner den seines Auftretens in Marburg, die Darstellung der Vorarbeiten zur Augsburgischen Konfession und die Schilderung des Ehehandels Philipps von Hessen. Auch sind die politischen Vorgänge mehr als in den früheren Auflagen berücksichtigt worden. Am Bilderschmuck wurde nur weniges geändert. Weggelassen worden sind die Auszüge aus dem Großen Katechismus. Bei näherer Prüfung gewahrt man mit Befriedigung, daß sich der Verfasser die verschiedenen Bemänglungen der Kritik in einigen besonders verbesserungsbedürftigen Teilen seines im ganzen recht empfehlenswerten Buches sehr nutzbar gemacht hat. Wir wollen dies an der in der zweiten Auflage unzulänglichen Darstellung der so bedeutsamen Eheirrung Philipps von Hessen ersichtlich machen. Da wird zunächst gegenüber der früheren Angabe, Philipp habe im Alter „von noch nicht zwanzig Jahren" die Tochter Georgs des Bärtigen von Sachsen geheiratet, dahin berichtigt, daß der Landgraf diese Ehe mit Christine „noch vor Vollendung des neunzehnten Jahres" einging. Es wird ferner ergänzend hinzugefügt, daß Philipp aus Gewissensbissen über seinen unsittlichen Lebenswandel zum Abendmahl nicht zu gehen wagte; daß er Margarethe von der Saal 1538 gelegentlich seines Aufenthaltes bei seiner Schwester Elisabeth, der Schwiegertochter des Herzogs Georg, der Witwe des Herzogs Johann von Sachsen, auf dem Schlosse zu Rochlitz kennen lernte; daß Margarethe der weitverzweigten Boraschen Familie angehörte, daß sich die Mutter nicht wie die Tochter mit dem Bande der Ehe begnügte, sondern auch die Zustimmung der Reformatoren forderte; daß der Landgraf sich der Zustimmung des Kurfürsten Johann Friedrich versichern wollte, um für den möglichen Fall eines ihn bedrohenden Prozesses wegen Bigamie geschützt zu sein. Besonders betont aber wird (wovon in der zweiten Auflage ebenfalls keine Rede war) der Umstand, daß Luther Philipp nur einen Gewissensrat gegeben habe, daß er keineswegs die Absicht hatte, den Landgrafen vor der Welt mit seinem Gutachten zu decken, sondern nach seiner gewohnten, von der mittelalterlichen Kirche übernommenen Beichtpraxis zwischen dem Gewissensrat, der sich lediglich auf das innerliche, vor der Welt verborgene Verhältnis zu Gott bezog

und der öffentlichen, rechtlichen Erlaubnis, die zu gewähren ihm nicht zukam, unterschieden habe. Der Rat des Beichtpriesters aber gehörte zu dem unter allen Umständen zu wahrenden Beichtgeheimnis. Man sagte also mit Recht, in kritischer Stunde habe in Luther „an Stelle des Reformators der Beichtvater von ehedem die Führung gewonnen“, wie man ihn auch als den Mann bezeichnete, der „zwei Zeitalter in seiner Brust zu tragen hatte“. — Man sieht aus diesem Beispiel, wie einschneidende Veränderungen Buchwald in der dritten Auflage vorgenommen hat. Dennoch vermissen wir auch jetzt noch einige uns nicht ganz unwesentlich scheinende Umstände: daß Christine leidend und dem Trunke ergeben gewesen sei; daß Philipp schon als siebzehnjähriger Jüngling auf dem Wormser Reichstage an Luther die Frage stellte, ob nicht unter Umständen eine Nebenehe einer glatten Ehebrecherei vorzuziehen sei; daß der Landgraf sich 1539 jene böse, galante, aus der Fremde kürzlich nach Deutschland importierte Krankheit zugezogen hatte; daß derselbe sich schon 1526 an Luther wegen Dispens zu einer Doppelehe gewendet hatte. Es hätte auch hervorgehoben werden müssen, daß Luther davor gewarnt hatte, in weltlich und rechtlich verquickten Angelegenheiten die Bibel glatt als Präzedenzfall zu nehmen und gesagt hat, daß man unter bestehenden, gegenwärtigen und nicht unter mosaischen Gesetzen lebe. Es durfte auch die politische Seite der Angelegenheit nicht übergangen und es mußte gezeigt werden, in welcher politischen Zwangslage sich Luther befand, da Philipp unter fortwährendem Drängen Butzers nicht nur beweglich bat und flehte, sondern Luther auch mit dem Abfalle von seiner Sache bedrohte. Es mußte endlich auch erwähnt werden, daß Melanchthon unter Vorwänden nach Rothenburg zur Hochzeit Philipps gelockt wurde.

Josef Frank.

Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde zum Gebrauch im praktischen Leben. I Band: Dr. Julius Pokorny „Irland“, VIII. und 167 S., 2 Kärtchen. II. Band: Dr. Otto Freiherr v. Dungern „Rumänien“, VI und 159 S., 1 Karte. F. A. Perthes, Gotha 1916. Geb. je 3 M.

Der Umschlag der in gefälligem blauen Karton gebundenen Bücher will kurz die Absicht der neuartigen Sammlung kennzeichnen, wir sollen „in ständigem Hinblick auf künftige deutsche Schaffensmöglichkeiten zuverlässige Auskunft erhalten über Lage, Boden, Rasse, Geschichte, Sprache, Schule, Kirche, Kunst, Landbau, Industrie, Technik, Verkehr, Gesellschaft, Heer, Flotte, Parteien, Presse und Diplomatie der fremden Völker und Staaten“. Da wird wohl ein bißchen viel versprochen und wir wollen nun sehen, was die vorliegenden ersten Bände tatsächlich bieten. I. Der bekannte Wiener Keltist betont seine Unbefangenheit der engli-

schen Nation gegenüber, muß aber doch ein Anklagebuch schreiben über das einem „edlen, unglücklichen Volke“ seit Jahrhunderten angetane Unrecht. Auf vier Seiten werden Lage und Boden abgetan, dieser Abschnitt „Die Natur des Landes“ enthält weniger als z. B. Philippsons „Europa“ in Sievers' allgemeiner Länderkunde und dieses wenige in willkürlicher Reihenfolge; dazu kommen noch einige Seiten des letzten, dem Irland des 20. Jahrhunderts gewidmeten Abschnittes und damit ist das, was der Geograph unter Länderkunde oder wie es neuerlich gern genannt wird, Landeskunde, versteht — siehe z. B. die Bändchen der Sammlung „Göschen“! — abgetan. Auch über die fünf letzten Punkte der obigen Aufzählung erfahren wir nicht viel, teilweise aus dem einfachen Grunde, weil es sich um einen gegen außen hin unselbständigen Teil eines großen Reiches handelt. Wer sich aber mit der Geschichte dieses im Kerne arischen Volkes, dessen Keltentum durch germanische Zusätze nicht verschlechtert wurde, befassen will, wer Anteilnahme an dem Geschicke einer Nation zeigt, deren Geschichte bis vor wenigen Jahren von seinen Unterdrückern geschrieben wurde, der wird aus diesem Werke reiche Belehrung schöpfen. Auf gründlicher Kenntnis des keineswegs geringen Schrifttums fußend, gibt der Verf., derzeit wohl der beste Kenner dieses Gebietes, eine ausführliche Geschichte der „grünen Insel“ von ihren ältesten Bewohnern, die vielleicht mit den Eskimos verwandt waren, angefangen bis zu den Wirren während des jetzigen Krieges, in deren weiterem Verlauf der dem Verf. befreundete Roger Casement — ein Ulsterprotestant! — den Tod fand. Zunächst wird das „keltische Irland bis zur Eroberung durch England“ behandelt, dieser Abschnitt endigt mit der „Poynings Act“ von 1494. Die nun folgenden 40 Seiten betreffen die Zeit der „Gewaltherrschaft und des Landraubes“ unter Elisabeth und Cromwell, sowie die „der tiefsten Erniedrigung“ bis zum amerikanischen Freiheitskriege. Dem „freien Parlamente“ folgt die Union mit ihren verhängnisvollen Wirkungen, die letzten 30 Seiten gelten der Entwicklung des Landes seit dem Tode Parnells 1891. Die Anordnung des Stoffes ist recht geschickt, den Hauptinhalt jedes einzelnen Abschnittes bilden die eigentlich politischen Vorgänge, dann wird die Wirtschaftsentwicklung im betreffenden Zeitraume besprochen, den Schluß macht eine knappe, aber doch ausreichende Charakteristik der geistigen Leistungsfähigkeit des Volkes, dessen alte Sprache hoffentlich noch vor dem drohenden Untergang bewahrt werden kann. Den Rückgang im Gebrauch derselben findet der Geograph in Petermanns Mitteilungen, Jahrg. 1916, auf Karten zu einem Aufsatze P.s dargestellt; das hier vorliegende Werk bringt so viele beachtenswerte Einzelheiten, z. B. über den Zusammenhang der irischen Gelehrsamkeit mit dem Studium der Antike auf festländischem

Boden (S. 19 und dazu das Gegenstück S. 32), die entsetzlichen Leiden unter Cromwell (S. 67 ff.), die fürchterliche Hungersnot 1846 (S. 110 f.), endlich die unglaublich hohen Verwaltungskosten des modernen Irland (S. 144). Die Benützung des Buches wird sehr erleichtert durch eine ausführliche Inhaltsangabe vorn, Überschriften über jeder zweiten Seite zur Kennzeichnung des gerade Gebotenen sowie ein zehn Seiten ausfüllendes Namen- und Sachverzeichnis am Schlusse. Die zwei Kärtchen, das mittelalterliche und das moderne Irland darstellend, entsprechen wohl nur den bescheidensten Ansprüchen — einfacher Schwarzdruck ohne Angabe des Maßstabes —, offenbar konnte um den geringen Preis keine bessere Karte beigestellt werden, wie man sie sonst von einem Verlag an einer klassischen Stätte deutscher Kartentechnik erwarten möchte. Papier und Druck sind gediegen, der Verf. befleißigte sich einer möglichst fremdwortreinen fließenden Sprache, Druckfehler im Texte, bei den Eigennamen fast unvermeidlich, werden im Anhang richtiggestellt. Störend wirkt ein Versehen in der vom Verlage jedem Bändchen beigegebenen „Einführung": „. . . und Literaturverzeichnissen, das . . . umfa ß t". II. Behandelt Pokorny die Leidensgeschichte eines Volkes, dessen Beziehungen zum deutschen Volke naturgemäß nie sehr innige waren, auf das aber, vielleicht nicht ganz mit Recht, in dem jetzigen Kriege starke Hoffnungen gesetzt wurden, so gilt der zweite Band einem jungen Staatswesen, dessen Politik offenbar selbst einen so genauen Kenner des Landes, wie es der Verf., Staatsrechtslehrer der Grazer Universität, doch sicher ist, gänzlich überraschte; er schließt sein wohl im Winter 1915/16 geschriebenes Büchlein mit dem jetzt fast ironisch klingenden Satz: Kein Staat hat mehr Grund, aus traditionellem Wohlwollen und zugleich aus wechselseitigem wirtschaftlichen Interesse den Rumänen eine künftige weitere Konsolidation im Innern wie nach außen zu wünschen als das Deutsche Reich![1]) Die äußere Anordnung ist ähnlich der in Pokornys „Irland", das geographische Moment, mehr nach der volkswirtschaftlichen Richtung hin, kommt stärker zur Geltung; die ersten 20 Seiten behandeln Land und Leute. Dungern betont zunächst den Unterschied zwischen dem Königreich des Jahres 1913 und dem rumänisch bewohnten Gebiet; von den nicht ganz acht Millionen Einwohnern des ersteren sind 82 Hundertteile Landbewohner. Der Verf. neigt persönlich stark zu der Anschauung hin, daß die heutigen Rumänen tatsächlich als Nachkommen der alten Römer zu betrachten wären; seines Kollegen Peiskers scharfsinnige Untersuchungen über „die Abkunft der Rumänen" im 15. Jahrgang der Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark (Graz 1917) konnten ihm noch nicht bekannt sein, entbehren

[1]) Geschrieben wurde diese Besprechung Mai 1917!

auch keineswegs etwas einseitiger Auffassung. Es folgt dann in etwas willkürlicher Reihenfolge die Darstellung des Klimas „sehr heiß im Sommer und sehr kalt im Winter", der berühmten Fruchtbarkeit trotz mangelnder Düngung, der Mineralschätze, bestehend aus den Erdölquellen, „ungeheuren Salzlagern", Braunkohle in „kolossaler Menge" u. s. f., dann eine Kennzeichnung des Bauern in seiner jeden Begriff übersteigenden Anspruchslosigkeit, des Großgrundbesitzers und des Städters. Heute wohnen etwa 40.000 bis 50.000 Deutsche im Königreiche, wegen ihrer geschäftlichen Tüchtigkeit nicht gerade sehr beliebt, eine Steigerung der deutschen Einwanderung durch den Einfluß der Dynastie ist nicht zu bemerken, jedem Fremden werden große Schwierigkeiten in der Erwerbung des Staatsbürgerrechtes bereitet, dem „rumänischen Ungarn" genau so wie den andern, die Stellung der „ungemein zahlreichen, meist noch nicht naturalisierten Juden zum Volke und zum Staat bildet ein höchst peinliches und schwieriges Problem volkswirtschaftlicher und zugleich politischer Natur". Verhältnismäßig knapp — auf 30 Seiten — wird die Geschichte abgetan, zwei Drittel dieses Abschnittes sind dem letzten Jahrhundert gewidmet; nur eine bemerkenswerte Einzelheit sei hier hervorgehoben: die tatkräftige Förderung des jungen Fürstentums durch Andrassy (S. 43). Den Hauptinhalt des Buches — fast die Hälfte — bildet der nächste Abschnitt „Der politische und wirtschaftliche Ausbau"; hier erhält der Leser wirklich Auskunft im Sinne der Anzeige über das moderne Wirtschaftsleben des Staates, vor allem die Entwicklung der Verkehrsmittel seit 1866 — den Ausbau der Straßen, die Verstaatlichung der Bahnen, die Einrichtungen der Häfen in Constanza und Galatz, Indienststellung von staatlichen Handelsschiffen u. s. f. —, die überragende Bedeutung der Landwirtschaft, wobei alles andere hinter Weizen und Mais zurückstehen muß (in der Menge des erzeugten Weines steht Rumänien allerdings auch schon an fünfter Stelle der Staaten der Welt), die knapp aktive Handelsbilanz usw. Als Ergänzung zu diesem Abschnitte werden anhangsweise noch einige Zahlen unter der Überschrift „Land und Bevölkerung" gebracht, während die letzten 14 Seiten des Textes „Rumäniens äußere Politik bis zur Gegenwart" behandeln; ausführliche Würdigung erfährt das Verhältnis zu Österreich-Ungarn und Deutschland, Dungern spricht sich im ganzen sehr günstig aus über das diplomatische Geschick Karols, „dessen Meisterstück, der Vertrag von Bukarest, allerdings heute wertlos ist". Das ganze Buch ist von jemandem geschrieben, den wie viele andere die form- und grundlose Kriegserklärung vom 28. August 1916 vollkommen überraschen mußte.

Das beigegebene Kärtchen, ohne jede Terraindarstellung, dient in erster Linie der Übersicht des Bahnnetzes.

Wenn es also auch nicht so ganz den Forderungen zünftiger Geographen entspricht, was hier in diesen Bändchen geboten wird, so verdienen sie gewiß die Beachtung jedes Gebildeten, der Schulmann wird sie mit Nutzen zu eigener Belehrung wie für Unterrichtszwecke zur Hand nehmen und man kann den weiteren Bänden, die Schweden, Bulgarien, Polen, Türkei und Italien behandeln sollen, mit lebhafter Anteilnahme entgegensehen.

Dr. Max Hoffer.

Die radiologische Fremdkörperlokalisation bei Kriegsverwundeten. Von Dr. Leopold Freund, k. u. k. Stabsarzt, a. ö. Universitätsprofessor und Honorardozent an der k. k. technischen Hochschule in Wien und Dr. tech. Artur Praetorius, k. k. Professor und Dozent an der k. k. technischen Hochschule in Wien. Mit 119 Figuren und einer Tafel. (X, 176 S.) Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1916.

Die Verf. geben in dem vorliegenden Buche einige neue Methoden zur radiologischen Auffindung und Lokalisation von Fremdkörpern, die sie auf Grund vielfacher Beobachtungen an Kriegsverwundeten im k. und k. Garnisonsspitale Nr. 2 erdachten, an. Außerdem wird an den bisherigen Fremdkörperlokalisationsverfahren eine sehr sachliche Kritik geübt und eine eingehende Darstellung der Fehlerquellen vorgenommen. Letztere erwies sich um so notwendiger, als das Studium der Fehlerquellen für die rasche und ökonomische Durchführung einer Methode von grundlegender Wichtigkeit ist. Bei ihren Untersuchungen haben die Verf. in erster Linie dem Umstande Rechnung getragen, so rasch als möglich, wenig umständlich und mit möglichst einfachen und wohlfeilen Behelfen zu arbeiten, Umstände, wie sie gerade die Chirurgie im Kriege erfordert.

Im ersten Teile des Buches wird von den Fremdkörpern, die in der Kriegschirurgie in Betracht kommen, gesprochen. Dann werden die älteren Methoden der radiologischen Fremdkörperlokalisation des näheren und unter steter Bezugnahme auf die bei den verschiedenen Methoden auftretenden Fehlerquellen besprochen: Zunächst die Extraktion der Projektile unter Kontrolle des Röntgenlichtes, die radiographische Zweiplattenmethode, von der sichergestellt wird, daß sie nur bei Körperteilen von geringer Tiefenausdehnung verläßlich ist, bei größerer aber nur in einem bestimmten Falle; weiter die Durchleuchtung bei stetiger Rotation. Hierauf werden die sogenannten Verschiebungsmethoden betrachtet, bei denen der Fremdkörper dadurch lokalisiert wird, daß seine Lage durch zwei sich in ihm scheidende Strahlen bestimmt wird, die vor und nach der seitlichen Verschiebung der Röhre oder vor und nach einer gewissen Drehung des zu untersuchenden Körperteiles durch denselben gesendet

werden. Im weiteren betrachten die Verf. die stereoskopischen Methoden der Fremdkörperlokalisation.

Nun wird an die Beschreibung der von den Verfassern erdachten neuen Methode der „Rotationskreuzmethode" geschritten, sodann eingehend die Fremdkörperlokalisation mittels des Lokalisationswinkels erörtert. In einem eigenen Abschnitte wird eine eingehende Anleitung zur Ausführung der radiographischen Lokalisation nach dem allgemeinen Verfahren gegeben. Von besonderem Interesse ist die dargestellte konstruktive Ermittlung des Ortes und der Tiefe des Fremdkörpers, die in echt mathematisch exakter Weise vollzogen wird. Die geometrischen Grundlagen der angegebenen Konstruktionsmethoden stellen die Verf. in sehr scharfsinniger Weise auf.

Schließlich wird auf die Fehlerquellen und den Fehlereinfluß bei der radiographischen Lokalisation mittels des Lokalisationswinkels eingegangen und der Wert der Fremdkörperlokalisationen in ausführlicher Weise betrachtet.

Das vorliegende Buch hat nicht nur eine eminent praktische Bedeutung, sondern wird auch großem Interesse vom theoretischen Standpunkte aus begegnen, da in demselben in sehr gelungener Weise der Versuch gemacht wurde, die exakten Methoden der Mathematik und darstellenden Geometrie auf Probleme der in der Chirurgie unerläßlichen radiologischen Untersuchungen in Anwendung zu bringen.

Baden bei Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Ein Beitrag zur Schülerselbstverwaltung.

Durch die in jüngster Zeit erlassene Gesamtverordnung des Staatsamtes für Unterricht über die obligatorische Einrichtung von Schulgemeinden bin ich von neuem angeregt worden, einen von mir schon seit vielen Jahren gefaßten Plan auszuführen, der darin besteht, meine Ansichten und gemachten Erfahrungen über Schülerselbstverwaltung zu veröffentlichen. Auf dem letzten deutschösterreichischen Mittelschultage im Jahre 1910 wurde diese Frage von mehreren Rednern behandelt und ich bin damals nur durch meine angestrengte berufliche Tätigkeit, später durch den ausgebrochenen Krieg, durch meinen Übertritt in den bleibenden Ruhestand und meine Übersiedlung von Wien immer wieder verhindert worden, meine Absicht zu verwirklichen. Die freiheitliche Bewegung unter der Mittelschuljugend, die mir in meiner ländlichen Zurückgezogenheit allerdings nur aus Zeitungsberichten bekannt wurde, und die jüngst erfolgte Gesamtverordnung über die obligatorische Einrichtung von Schulgemeinden veranlassen mich zur Veröffentlichung der folgenden Zeilen.

Ansätze zu einer Art Selbstverwaltung der Schüler und zwar Ansätze sehr erfreulicher und vielversprechender Art waren schon — ich folge jetzt den Erinnerungen aus meiner eigenen Gymnasialzeit — in den Sechziger- und Siebzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts vorhanden. An vielen deutschen Gymnasien Böhmens bestanden damals sogenannte Stenographenkränzchen. Unter Duldung und jedenfalls auch unter Förderung der Lehrkörper hatten sich unter den Schülern des Obergymnasiums Vereinigungen gebildet zum Zwecke der Erlernung der Gabelsbergerschen Stenographie und zum Zwecke der weiteren Ausbildung in derselben. Von Staats wegen eingerichtete Lehrkurse gab es an den deutschbömischen Gymnasien nicht.

Wir versammelten uns jeden Sonntag nach dem Gottesdienste in einem Lehrzimmer des Gymnasiums. Die Bewilligung war von der Direktion erteilt; aber niemals erschien ein Vertreter des Lehrkörpers in unserem Kreise. Wir glaubten allerdings, es kümmere sich niemand um uns, allein heute meine ich, der Lehrkörper wird uns schon nicht ganz

aus den Augen gelassen haben. Ich bin gegenwärtig, da beinahe ein halbes Jahrhundert seit jenen Ereignissen verflossen ist und alle damaligen Lehrer schon längst der grüne Rasen deckt, nicht mehr in der Lage, über diesen Punkt Auskunft zu erlangen. In den vier Jahren, die ich dem Kränzchen angehörte, habe ich nie etwas bemerkt, was auf eine Beaufsichtigung hätte schließen lassen. Es war aber auch zu irgend einem Einschreiten nicht der geringste Anlaß vorhanden. Ich weiß nur soviel, daß ich in den Ferien, wo ich als Einheimischer den Verein zu vertreten hatte, die bezogenen Zeitschriften von der Post übernahm und einem Professor, der sich für Stenographie interessierte, übergab, um sie nach einiger Zeit wieder abzuholen, beziehungsweise gegen neue umzutauschen. Durch dieses Interesse seitens eines Professors fühlten wir uns in unseren Bestrebungen sehr gehoben; anderseits lag darin wieder ein Ansporn, sich tadellos zu benehmen. Das war ein unauffälliger Weg, in unser Vereinsleben Einblick zu gewinnen.

Beleuchtung und Beheizung wurden nicht beansprucht. Die Schüler von damals waren viel anspruchsloser als die von heute. In den Wintermonaten herrschte zuweilen im Versammlungszimmer eine grimmige Kälte; es fiel uns aber gar nicht ein, darüber zu klagen oder unsere Wochenversammlung zu versäumen. Ich will natürlich nicht behaupten, daß dies ein idealer Zustand war; aber wir Schüler der damaligen Zeit waren im Ertragen von Widerwärtigkeiten geübter als die heutige Jugend, zu deren körperlicher Ertüchtigung soviel getan und noch mehr geschrieben und gesprochen wird. Dieses Überwinden von Schwierigkeiten, das mit körperlich unangenehmen Empfindungen verbunden war, hatte auch sein Gutes, gerade so wie auch die damalige, gewiß recht mangelhafte Unterrichtsmethode, die nicht darauf ausging, dem Schüler alles so mundgerecht zu machen, daß er ohne nennenswerte geistige Mitarbeit den dargereichten Lehrstoff nur aufzunehmen braucht, auch ihr Gutes hatte. Wir mußten uns eben viel mehr plagen und mancher, der nicht ordentlich mittat, schied eben bei Zeiten aus und konnte sich einem anderen Berufe zuwenden.

Unser Kränzchen hatte geschriebene, feste Satzungen, die ganz nach dem Muster von Vereinsstatuten abgefaßt waren. Sie handelten von dem Zwecke des Vereines, von den Mitteln, diesen zu erreichen, von den Rechten und Pflichten der Mitglieder, von den ordentlichen und außerordentlichen Versammlungen, von der Vertretung nach außen, von den Mitgliederbeiträgen und endlich von der Auflösung des Kränzchens. Diese Satzungen wurden mit größter Strenge eingehalten. In den gewöhnlichen Wochenversammlungen wurde zuerst der Einlauf — Briefe von befreundeten Studentenkränzchen — verlesen. Daran schloß sich die Übungsstunde. Die Leitung hatte ein Septimaner oder Oktavaner. Die Übungen bestanden im Schreiben nach langsameren und rascheren Diktaten und im Lesen des Geschriebenen. Manchmal wurden auch die Stenogramme ausgetauscht, um das Lesen fremder Stenogramme zu üben und wahrgenommene Fehler zu verbessern. Aus unseren Reihen ging eine ganze Reihe Kammerstenographen hervor, die im Reichs-

rate und in verschiedenen Landtagen beschäftigt waren. An Sonntagen fand auch der Umtausch der ausgeliehenen Bücher und Zeitschriften statt.

Besonders feierlich und streng parlamentarisch ging es in den Generalversammlungen zu. In diesen wurden der Präsident und die übrigen Ausschußmitglieder gewählt. Die abtretenden Ausschußmitglieder — gewöhnlich waren das Oktavaner, die wegen der Vorbereitung zur Maturitätsprüfung nicht mehr Zeit zur Führung eines Ausschußamtes hatten — erstatteten ihre Berichte, die mit größter Genauigkeit geprüft wurden. Dann erst wurde ihnen die Entlastung erteilt. Bei Meinungsverschiedenheit über denselben Paragraphen der Satzungen wurden hitzige Wortgefechte abgeführt und manches rednerische Talent wurde dadurch geweckt. Die später an den Mittelschulen eingeführten Redeübungen, auf deren Wichtigkeit schon der Organisationsentwurf hingewiesen hat, leisten bei weitem nicht das, was unser Vereinsleben zur Förderung der freien Rede geleistet hat. Mehrere, später sehr bekannte deutsche Parlamentarier spielten damals in unserem Kränzchen eine große Rolle; nach dem Sprichworte: „Was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten.“ Unser Vereinsleben war also auch ein ausgezeichnetes Mittel zur staatsbürgerlichen Erziehung.

Wir gaben auch eine Zeitschrift heraus, die einmal im Monate erschien und die in einigen Exemplaren handschriftlich hergestellt wurde. Jede Nummer enthielt einen Leitartikel; z. B. über den Nutzen der Stenographie; sogar Systemfragen wurden behandelt. Auf den Hauptartikel folgten dann Mitteilungen aus den befreundeten Kränzchen, Besprechungen von Büchern u. ä. In unserer Begeisterung für die Gabelsbergersche Redezeichenkunst suchten wir immer neue Anhänger zu gewinnen. Jedes Jahr wurde ein Anfängerkurs eröffnet, den alle Schüler von der vierten Gymnasialklasse an besuchen konnten. Ein Schüler des Obergymnasiums erteilte den Unterricht. Dafür bezog er eine kleine geldliche Entschädigung. Irgend welche Ausschreitungen, Ruhestörungen oder ein Auflehnen gegen die Anordnungen des Kursleiters kamen nie vor. Am Schlusse des Kurses wurde eine strenge schriftliche Prüfung abgehalten, von deren Erfolge die Aufnahme in das Kränzchen abhing.

Am 9. Februar eines jeden Jahres wurde eine festliche Begehung des Geburtstages Gabelsbergers veranstaltet, bei welcher in begeisterten Worten von einem älteren Mitgliede unserer Schulgemeinde das Lob Gabelsbergers gesungen wurde.

Es ist bekannt, daß den Lehrern der freien Gegenstände an unseren Mittelschulen die Aufrechthaltung der Zucht viele Schwierigkeiten bereitet. In unserem Kränzchen gab es, dank unserer Selbstverwaltung, nie eine Ungehörigkeit. Unpassende Elemente fühlten sich in unserem Kreise nicht wohl; die große Masse der Schülerschaft gehörte aber unserem Kränzchen an und fügte sich unbedingt den von uns aufgestellten Satzungen. Viele der damaligen Mitglieder nahmen später im bürgerlichen und staatlichen Leben einflußreiche Stellen ein und ich bin fest überzeugt, daß die von uns geübte Selbstverwaltung

und freiwillige strenge Zucht viel zur Entwicklung eines festen Charakters und des Gemeinsinnes beigetragen hat.

Von den Besuchern des Anfängerkurses wurde ein Monatsbeitrag von 20 Kreuzern, von den Mitgliedern des Kränzchens ein solcher von 10 Kreuzern eingehoben. Für das eingenommene Geld wurden Bücher und Zeitschriften gekauft, die Kanzleierfordernisse — wir besaßen auch zwei Stampiglien — und die Porti gedeckt; der Rest diente für die jährliche Gabelsbergerfeier und zur Veranstaltung eines Sommerausfluges.

Noch eine andere Kunst wurde ganz im Sinne der Selbstverwaltung gepflegt: die edle Gesangskunst. Wohl wurde damals den Schülern der zwei untersten Klassen gegen besondere Bezahlung Gesangsunterricht erteilt, aber für die Schüler des Obergymnasiums war nicht vorgesorgt. Die halfen sich selbst, indem sie eine Art Gesangverein ins Leben riefen. Er wurde nur von Schülern geleitet und gedieh vortrefflich. Beim Beginn und beim Schluß des Schuljahres — wir hatten damals noch einen feierlichen Jahresschluß mit Deklamationen aus deutschen, lateinischen und griechischen Klassikern — war auch der Studentengesangverein durch einige Gesangsvorträge beteiligt.

Bald nach meinem Abschiede vom Gymnasium — es war in der Mitte der Siebzigerjahre — wurden diese Studentenvereinigungen über behördlichen Auftrag aufgelöst und dafür unentgeltliche Stenographie- und Gesangskurse eröffnet. Diese Stenographie- und Gesangvereine waren sehr harmlos und hatten viel Gutes gewirkt: Der Gehorsam gegen die selbst aufgestellten Satzungen erstarkte den Charakter und war von größtem Vorteile für die staatsbürgerliche Erziehung. Ich stehe auch nicht an, zu behaupten, daß die fachlichen Erfolge dieser staatlichen Kurse keineswegs die von unserem Kränzchen erzielten übertrafen. In erziehlicher Hinsicht aber haben unsere Vereinigungen, in denen man die Vorbilder der heutigen Schulgemeinden erblicken kann, entschieden erfolgreicher gewirkt als es mancher der staatlichen Nebenlehrer selbst bei bestem Willen imstande ist. Darin soll durchaus kein Vorwurf liegen. Da ich selbst neben meinen obligaten Lehrstunden durch viele Jahre auch Stenographie lehrte, so sind mir die Schwierigkeiten, gegen die der Nebenlehrer ankämpfen muß, zur Genüge bekannt. Auch bei ganz ernst zu nehmenden Lehrern, die sonst wegen mangelnder Zucht in den Lehrstunden der obligaten Fächer keine Klage zu führen hatten, kamen arge Verstöße gegen die Disziplin vor, die dann gewöhnlich, aber erst nach langem Ärger und Verdruß zur Ausschließung der störrischen Elemente aus den Kursen führten.

Ich habe es oft bedauert, daß diese Keime zur Bildung von Schulgemeinden, wie sie in den Stenographen- und Gesangvereinen an den Gymnasien Böhmens vorhanden waren, durch den damals herrschenden Bureaukratismus zerstört wurden. Diese harmlosen Stenographenkränzchen wurden als Vereine betrachtet; Gymnasiasten durften doch nicht Mitglieder eines Vereines sein, noch viel weniger durften sie einen eigenen Verein gründen. Wie froh wäre man heute, wenn man solche

Vereinigungen ins Leben rufen könnte. Ich bin fest überzeugt, daß die nächste Folge dieser Aufhebungen darin bestand, daß sich neue Vereinigungen, aber zu ganz anderen Zwecken als zur Pflege der Stenographie und des Gesanges bildeten. Aus zahlreichen Disziplinaruntersuchungen, die anläßlich unerlaubten Gasthausbesuches stattfanden, weiß ich, daß auch in diesen Gesellschaften ein idealer Zug vorhanden war; aber es gerieten doch viele Teilnehmer auf arge Abwege. Das von den minderen Elementen geforderte „Zusammenhalten" aus Kameradschaft lief oft auf Gutheißung unehrenhafter und strafbarer Handlungen hinaus.

In unserem klassischen „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich" ist zwar von der Selbstverwaltung der Schüler noch keine Rede, allein es wird wiederholt eine verschiedene Behandlung jüngerer und älterer Jahrgänge gefordert. In den Vorbemerkungen, wo von der Angliederung der ehemaligen philosophischen Kurse mit den alten sogenannten Humanitätsklassen die Rede ist, heißt es Seite 2: „Die Besorgnis, eine Vereinigung derselben (nämlich der philosophischen Kurse) mit dem Gymnasium müsse zu einer pädagogisch falschen Behandlung der älteren Schüler führen und den Übergang vom Gymnasium zur Universität in disziplinarer Beziehung zu einem gefährlichen Sprunge machen, würde nur dann begründet sein, wenn das Gymnasium, anstatt eine nach den Altersstufen der Schüler verschiedene disziplinare Behandlung zu fordern, dieselbe unmöglich machte. . . . . Die Verbindung aber der bisherigen philosophischen mit den sogenannten Humanitätsklassen, welche selbst wieder eine Verschiedenheit in der pädagogischen Leitung ihrer Schüler nicht ausschließt, kann die Gefahr wesentlich vermindern, welche in der Periode des erwachenden Strebens nach Selbständigkeit der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung der Schüler dann droht, wenn die Bedingungen, welche eine kräftige pädagogische Führung möglich machen, in den Einrichtungen der Schule nicht vorhanden sind. Die Gliederung in Unter- und Obergymnasium unterscheidet die Bildungsstufen des eigentlichen Knaben und des heranreifenden Jünglings." Fürwahr, Worte, die stets hätten beachtet werden sollen, aber, wie mir scheint, von den gestrengen Verfassern der Disziplinarvorschriften nicht ausreichend beherzigt wurden.

Nun noch einige Bemerkungen über meine Erfahrungen, die ich als Lehrer mit der Einrichtung einer Art Schulgemeinde gemacht habe. Obwohl selbst nicht Klassenvorstand, unternahm ich in den letzten Jahren meiner mehr als vierzigjährigen Lehrerlaufbahn mit einer Klasse des Obergymnasiums, die hinsichtlich der Zucht den in ihr beschäftigten Lehrern sehr viel Anlaß zur Klage gab, den nur für meine Stunden geltenden Versuch der Schülerselbstverwaltung. Als ich den Schülern meinen Plan auseinandergesetzt hatte, waren sie im ersten Augenblick starr vor Überraschung, gingen aber dann mit stürmischer Begeisterung auf meinen Plan ein und wählten ganz unabhängig von mir einen Ausschuß; Klassenrat würde man heute sagen. Diesem Klassenrate oblag es, in den Pausen die Ordnung aufrecht zu erhalten, Beschädigungen der aufgehängten Wandtafeln fern zu halten, Streitigkeiten zu schlichten,

Gewalttätigkeiten zu verhindern u. ä. Ausdrücklich war aber ausbedungen, die Vertrauensmänner sollten bei mir keine Anzeigen erstatten, außer im Falle schwerer Ausschreitungen.

Der Versuch gelang glänzend. Das wüste Lärmen in den Pausen hörte auf, sowie das früher so häufige Verprügeln der sogenannten Musterknaben; auch das von den minderen Elementen geforderte „Zusammenhalten". Ehemalige Schüler des Akademischen Gymnasiums in Wien, denen diese Zeilen zu Gesichte kommen sollten, werden diese Tatsachen bestätigen.

Die ganze Sache war zu neu, ich stand allein mit meiner Idee und diese wurde von einzelnen Herren belächelt. Ich ließ dann, da ich kurz vor meiner Pensionierung stand, von weiteren Versuchen ab. Ich wollte auch nicht, wie der Organisationsentwurf in den Vorbemerkungen Seite 9 sagt, die Gefahr, welche in dem gleichzeitigen disziplinaren Einwirken mehrerer Fachlehrer unverkennbar liegt, vermehren. Ich war ja nicht Klassenvorstand, welcher doch in disziplinarer Beziehung den vereinigenden Mittelpunkt bildet.

Bestrebungen der Mittelschuljugend nach mehr Freiheit und Selbständigkeit waren schon früher als gegenwärtig vorhanden, weil sie in der Natur des heranwachsenden Jünglings gelegen sind. Der Zwang, den die zahllosen Strafparagraphen unserer Disziplinarvorschriften ausübten, war unerträglich. Die Durchführung derselben legte den Lehrern manches Opfer auf gegen ihre bessere Überzeugung. Daß diese Disziplinarvorschriften, die schon von Anfang an nur einschüchternde Strenge, aber wenig Liebe zur Jugend verrieten, nicht mehr zeitgemäß waren, wurde von Schulmännern wiederholt betont.

Der größte Fehler der glücklich überwundenen Disziplinarvorschriften bestand darin, daß zu viel in das Recht des Elternhauses eingegriffen, daß fast kein Unterschied zwischen den verschiedenen Altersstufen gemacht wurde und daß dieselben sowohl für die Hauptstädte als auch für die kleinste Landstadt Geltung hatten. Mit einem Spazierstocke auf der Gasse zu erscheinen, war schon ein Vergehen, eine Kornblume im Knopfloche zu tragen ein förmliches Verbrechen. Direktoren gaben sich dazu her, Schüler auf der Promenade zu „stellen" und das Ablegen der Kornblume zu verlangen. Daß das Tragen der Kornblumen der Liebe zum Volke und der Liebe zum Vaterlande keinen Schaden zugefügt hat, wurde in diesem unglücklich beendeten Kriege durch die von unserer Jugend gebrachten zahllosen Blutopfer bewiesen.

Im Organisationsentwurfe heißt es im § 69 über die Disziplin außerhalb der Schule: „Allein das Maß, in welchem die Schule als solche auf die Disziplin außerhalb ihrer Räume Einfluß geltend zu machen vermag, ist nach dem Umfange der Schule selbst, der Größe der Stadt, in welcher sie sich befindet . . . ein sehr verschiedenes." „Die Obhut über das sittliche Verhalten der Schüler außerhalb der Schule ist nur zum Teil Sache der Schule." „Bei Bestimmungen über äußeres Verhalten ist der Altersunterschied gebührend in Anschlag zu bringen, schon um nicht zwischen Schule und Universität einen zu

auffallenden Sprung eintreten zu lassen." „Die Schule hat wohl darüber zu wachen, daß sie . . . . durch Vermeidung jeder Kleinlichkeit und jedes Auflauerns ihre eigene sittliche Würde erhalte."

Ich zweifle nicht daran, daß die zu errichtenden Schulgemeinden die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen werden. Die Lehrer, die vielfach werden umlernen müssen, übernehmen die strengste sittliche Pflicht, den Entwurf über die Errichtung von Schulgemeinden in die Tat umzusetzen und über den Geist in diesen Schulgemeinden zu wachen. Möchte dann auf diesem Wege die schwierigste pädagogische Forderung erreicht werden, welche man an den Unterricht stellen kann, aber auch stellen muß, nämlich ein solches Zusammenwirken aller Teile, daß er die eine Frucht zur Reife bringt, welche das letzte Ziel aller Jugendbildung ist, ein gebildeter, edler Charakter!

Seekirchen b. Salzburg. Dr. Franz Tschernich.

Die deutschen Schulen und die Realschulen der Allgäuer Reichsstädte bis zur Mediatisierung. Von Dr. Alfred Stolze. Beitrag zu den „Monumenta Germaniae Paedagogica". Beiheft I. 175 S. Gr. 8°. Berlin 1916, Weidmannsche Buchhandlung.

Nach dem Vorworte soll vorliegende Arbeit nicht nur Beiträge zur Ortsgeschichte liefern, sondern auch der allgemeinen Bildungsgeschichte Deutschlands durch Mitteilungen aus den Archiven eines bis jetzt von der Schulgeschichte noch wenig berücksichtigten Gebietes einen Dienst erweisen. Es folgt ein Verzeichnis der benützten Archive und Bibliotheken sowie der zitierten Schriften (20 an der Zahl). Die Arbeit selbst behandelt die deutschen Schulen und die Realschulen von Kempten, Lindau, Memmingen, Kaufbeuren, Ravensburg, Lentkirch und Isny bis zur zeitlichen Grenze der Mediatisierung. Diese Städte liegen alle im Allgäu mit Ausnahme von Lindau und Ravensburg, die aber den Grenzen sehr nahe liegen und wegen ihrer Bedeutung mit behandelt werden mußten. Der Verf. bedauert, daß seine Aufgabe wegen des vielfach ungeordneten und dürftigen Quellenmaterials nicht vollständig zu lösen war. Bis zur Aufklärungszeit soll sich die Arbeit auf die „Deutschen Schulen" allein beschränken. Da es aber in der Aufklärungszeit fast unmöglich ist, diese Schulen, die sich damals meist mit den Lateinschulen zu Real- oder Bürgerschulen vereinigten, allein zu behandeln, so wurden auch diese in die Betrachtung einbezogen.

Weil es der Raummangel verwehrt, dem Verf. bei seinen bis ins Kleinste gehenden archivalischen Forschungen durch die sieben Städte zu folgen, so muß ich mich darauf beschränken, mit dem Verf. die Sache, „von etwas erhöhter Warte überblickend", zusammenzufassen. Daraus ergibt sich nun folgendes: Die ersten sicher deutschen Schulen tauchen in der Zeit von 1384 (Kempten) bis 1591 (Isny) auf. Überall waren die letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts für die niederen Schulen am wichtigsten. Aber auch die Zeit des Dreißigjährigen Krieges

ist noch stellenweise schöpferisch oder sucht wenigstens das Bestehende vor dem Untergange zu retten. Erst dann kommt die große Pause der Erlahmung und geistigen Starrheit. So fällt in unseren Städten die Lücke von 1650—1690 auf. Zwischen Pietismus und Aufklärung entsteht dann abermals eine Lücke von 1740—1770, bis man sich auf einmal wieder vom neuen aufrafft. Am meisten haben sich die Städte durch den Austausch von Lehrkräften gegenseitig beeinflußt. Eine der ersten Streitfragen in der Schulgeschichte ist die Entstehung der Volksschule. Überall bestanden vor der Reformation neben den Lateinschulen eigene deutsche Schulen, die aber rein privaten Charakter hatten und die das Bedürfnis der Bürgerschaft nach Schreib- und Rechenunterricht ins Leben rief. Aber auch das Verdienst der Reformation um Errichtung niederer Schulen darf nicht überschätzt werden: bis zum Bauernkrieg war nämlich die Reformation eine volkstümlich-nationale Bewegung und so konnten die Theorien von einer allgemeinen Volksschule entstehen. In diese Zeit fällt auch Luthers Aufforderung zur Gründung niederer Schulen. Aber infolge des Bauernkrieges und seiner blutigen Unterdrückung wandte sich Luther nicht mehr so sehr ans Volk als vielmehr an die Fürsten. Die Heranbildung guter Staats- und Kirchenbeamter lag ihm fortan am Herzen; und dazu waren die Gymnasien da. Immerhin haben diese deutschen Schulen der Reformation, die sie unter die Aufsicht der Kirche und damit des Staates brachte, viel zu verdanken. Auf dem Lande mit seinen ganz spärlich verstreuten Schulen hat die protestantische Kirche ihr in Anspruch genommenes Recht, Mutter der Schulen zu sein, auch mit Taten bewährt. Die Stadtschulen mußten, um ganz verstaatlicht werden zu können, zuerst verkirchlicht sein, da Staat und Kirche besonders in den evangelischen Städten ja immer Hand in Hand gingen. Während aber Lindau der Idee von der Schule als einem Privatgeschäft die Spitze abgebrochen hat, so daß die Eltern nicht mehr willkürlich ihre Kinder in die ihnen am besten passenden Schulen schicken konnten, stand in Memmingen wie in den meisten größeren Städten eine Reihe von Schulen nebeneinander, die viel mehr im Privatbetrieb stecken blieben. Während des 16. und 17. Jahrhunderts kennzeichnen das Verbot oder doch die Einschränkung der Nebenschulen, die Heranziehung der deutschen Schulmeister zur Kirchenmusik und die Konfessionalisierung in den paritätischen Städten die Entwicklung der deutschen aus der Privatschule heraus. Die Zeit des Pietismus, der für die Regelung des Schulwesens sehr fruchtbar war, machte in der Verstaatlichung wieder einen großen Fortschritt. Wichtig sind die Bemühungen um den Schulzwang und die Unterwerfung der Privatschulen, wenigstens in einigen Städten, unter obrigkeitliche Aufsicht. Den letzten Schritt zur Verstaatlichung, Aufhebung des Schulgeldes und feste Besoldung der Lehrer tat man nur teilweise in Lindau. Rechtlich unterstanden die Schulen nie der Kirche, sondern überall dem Magistrate, der aber die innere Leitung einer eigenen Kirchen- und Schulbehörde überließ. Immer waren diese Behörden aus geist-

lichen und weltlichen Beamten zusammengesetzt und so blieb auch der weltliche Einfluß bestehen. Das meiste aber hatten die Schulen doch den Geistlichen zu verdanken. Mit der Reformation kommt der religiöse Stoff in die Schule, um die Grundlagen des Christentums kennen zu lernen. Während die Landschule sich kein weiteres Ziel steckt, verfolgt die Stadtschule auch fernerhin weltliche Bildungszwecke, da man nicht nur gute Christen, sondern auch gute Bürger bilden müsse, weshalb das Schreiben und besonders das Rechnen eine Rolle spielt. Zunächst nimmt aber der religiöse Stoff immer mehr Raum ein, bis ihm zur pietistischen Zeit alles andere untergeordnet wird. Zugleich wird er jedoch innerlich umgewandelt: überall stellt man die Forderung, aufs Herz der Kinder zu wirken und mehr auf die Persönlichkeit einzugehen. Das Verlangen nach praktischer Berufsbildung aber schlug die Brücke vom Pietismus zur Aufklärung. Erst der Philanthropismus hat den Schulen eine grundsätzliche Besserung der Methode gebracht: Das Eingehen auf die kindliche Natur. Nicht überall dringt in genannten Städten das neue Ideal in vollem Umfange durch. Man öffnete sich aber im allgemeinen bereitwillig der Einwirkung von außen, von den Nachbarstaaten. Überall waren die Schulen einer regelmäßigen Aufsicht unterworfen. Überall findet sich auch eine gewisse Sorgfalt in der Auswahl des Lehrermaterials, im 18. Jahrhundert Ansätze zu einer Lehrervorbildung und in den entscheidenden Zeiten waren fast überall Männer eifrig am Werke, die Schulen auf der allgemeinen Höhe zu halten.

Die mühsame Wanderung des Verf.s durch die Schulstuben der schwäbischen Städte mit der oft bis in nebensächliche Einzelheiten gehenden Ausmalung ihrer Schulzustände ist gewiß nicht ohne Wert. Sie zeigt, „wie die großen Wellen der Geschichte auch in die kleinen Gemeinwesen hereinfluteten, und läßt die Sendung der kleinen alten Reichsstädte für das kulturelle Leben Deutschlands verstehen".

Wien. A. Stitz.

Festschrift des Vereines akademisch gebildeter Lehrer. Der Universität Frankfurt a. M. zu ihrer Eröffnung gewidmet. Frankfurt a. M. 1916. 120 S.

Die schöne Festgabe, welche die akademisch gebildeten Lehrer Frankfurts ihrer jungen Universität zum Wiegenfeste schenkten, enthält vier lesenswerte Aufsätze: Klaudius Bojunga, Gedanken über die Grundlegung des deutschen Sprachunterrichtes auf höheren Schulen, Adam Flechsenhaar, Eine neue Methode zur angenäherten Auswertung unendlicher, schwach konvergenter Reihen, Georg Wolff, Die Entwicklung der römisch-germanischen Altertumsforschung, ihre Aufgaben und Hilfsmittel, Georg Worgitzky, Blütenbiologische Charakteristik der deutschen Labiaten.

Von den durch Form und Inhalt gleich bedeutsamen Arbeiten seien zwei besonders erwähnt. Bojunga tritt mit einer vielleicht stellenweise

allzu scharfen Polemik gegen verwandte Wissensgebiete für eine Reform des grammatischen Unterrichtes in der deutschen Sprache an höheren Schulen ein, indem er die endliche, restlose Durchführung des psychologischen und historischen Gesichtspunktes auf diesem Gebiete fordert, wie ihn Hermann Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, ausgeführt hat. Er gibt jedoch seine Gedanken nur an Hand einiger weniger markanter Beispiele, so daß ein Überblick über den gesamten Fragenkomplex nicht ganz deutlich wird und besonders für die praktische Ausführung im einzelnen nicht unwesentliche Bedenken erstehen. Durch die allzu scharfen Grenzen, die hier dem fremdsprachlichen Unterricht gegenüber gezogen werden, besteht nämlich die Gefahr, daß die deutsche Sprache zwar in ihrer Eigenart in voller Klarheit, aber auch als erratischer Block ohne jede Beziehung zu den anderen Sprachen im Unterricht erscheine. Doch ist der Aufsatz jedenfalls äußerst lesenswert und anregend. Ein Gleiches muß von der Arbeit Wolffs über die römische Altertumsforschung im Limesgebiete gesagt werden. Es ist ein imponierender Eindruck, den man durch die klare, schlichte Darstellung des Verf.s von der Methode und den Ergebnissen dieses Zweiges der antiken Altertumsforschung erhält. Nur eine Vorliebe, die Wolff zu haben scheint, hat ihm im Aufbau seines Aufsatzes einen Streich gespielt; er hat nämlich vielfach neben den Ergebnissen der Forschungen über die Römerzeit auch die prähistorischen Funde und Entdeckungen berücksichtigt, und das in einer Weise, die über den nun einmal abgesteckten Rahmen seiner Arbeit weit hinausgeht. So erweckt er im Hinblick auf die römische Kultur wie auf die prähistorische Zeit den Wunsch, mehr zu hören, ohne nach einer der beiden Richtungen dieses Verlangen voll zu befriedigen. Durch diese Spaltung des Interesses hat Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Arbeit zweifellos gelitten.

Wien. Dr. Heinrich Gassner.

Das Ziel der Erziehung. Von Paul Häberlin, Professor an der Universität Bern. 171 S. Kl. 8°. Preis 4 M. 80 Pf. Basel 1917, Kober, C. F. Spittlers Nachfolger.

In diesem Buche will sich der Verf., der als Lehrer der Pädagogik am Seminar und später an der Universität zukünftige Erzieher für ihren Beruf auszubilden hatte, über das Ziel seiner eigenen erzieherischen Tätigkeit Rechenschaft geben. Den zweiten Teil, der die wichtigsten Methodenfragen auf Grund der hier gewonnenen Gesichtspunkte behandeln soll, stellt er in Aussicht.

Wenn wir aus der geistvollen, philosophischen Abhandlung die Abschnitte, die sich besonders auf die Erziehung beziehen, herausgreifen, so stellt der Verf. die Aufgaben und Ziele der rechten Erziehung dahin fest, daß sie den anderen befähigen soll, als kulturelle Persönlichkeit gemäß seiner Besonderheit die Idee zur Darstellung zu bringen, d. h. seine persönliche Bestimmung zu erfüllen, wobei sie auf dauernde Gestaltung des Zöglings ausgehen und sich daher grundsätzlich von jeder Dressur unterscheiden muß.

Vor allem hat die Erziehung beim Zögling die grundsätzliche und unbedingte Bereitschaft, das Verhalten ausschließlich der Pflicht unterzuordnen, zu erstreben, eine Bereitschaft und Hingabe, die der Verf. mit reiner Frömmigkeit gleichstellt und in der man kein Aufgeben des eigenen Willens erblicken darf, weil der so erzogene Mensch diese Hingabe an das Unbedingte nicht zwangsweise anerkennt, sondern weil er einsieht, daß diese Anerkennung das einzig Richtige ist, so daß einzig der Mensch des rechten Willens der wahrhaft freie Mensch ist. Hiebei soll jede Empfindsamkeit aus der Erziehung ebenso verbannt sein wie alle Despotie und Servilität. Der rechte Wille steht als lenkende Kraft der Triebkraft gegenüber, hat aber nur die Zügellosigkeit, nicht die Triebe als solche zu bekämpfen. Nicht Askese, sondern Beherrschung!

Die Schaffung oder Förderung der rechten Einsicht in das, was die Bestimmung vom Einzelwesen verlangt, d. h. der Berufseinsicht, bildet eine weitere Aufgabe der Erziehung. Der psychologische Ort dieser Einsicht ist das Gewissen im weitesten Sinne des Wortes, wo die Idee, die mit unbedingtem Willen verwirklicht sein will, sich allein offenbaren kann. Das Gewissen kann irren, aber es soll nicht irren; wir sollen diese Offenbarung der Idee eben richtig verstehen.

Die Erziehung hat aber auch zur Durchführung der Berufspflicht den Zögling zu befähigen, die Wirklichkeit, sofern sie für den persönlichen Beruf in Betracht kommt, richtig zu beurteilen, wobei der Zögling am Stoffe selbst urteilen lernen soll. Wird das Beibringen des Stoffes selbst als letzter Zweck betrachtet, so entspricht dies einem falschen, von Dressurzielen her bestimmten Bildungsideal.

Die Grundlage der Berufstüchtigkeit bilden Gesundheit und Geschicklichkeit (Talent); der Verf. faßt Gesundheit, zu der der Zögling erzogen werden soll, als Fähigkeit zur rechten Durchführung der Bestimmung im Sinne der dazu nötigen Kraft auf. Unter Geschicklichkeit versteht er die Fähigkeit der zweckmäßigen Anwendung der verfügbaren Kraft auf diejenige Wirklichkeitsart, deren Gestaltung gefordert wird. Auf die eigentliche Ausbildung der natürlichen Anlagen hat die Erziehung ihr Augenmerk zu richten, weshalb der Zögling von Anfang an auf eigene, selbständige Betätigung hinzuweisen ist, da sich nur so seine Anlagen entdecken und vervollkommnen. Sie hat aber auch die Konzentration der Talente fest im Auge zu behalten, ferner alles Virtuosentum, das seinen Zweck in sich selber, d. h. in eitler Befriedigung, hat, sowie den Vollkommenheitswahn solcher zu bekämpfen, die alles verstehen und können wollen, wo doch die wirkliche Vollkommenheit in der restlosen Pflichterfüllung oder in der Fähigkeit dazu besteht und gerade diese Vollkommenheit Konzentration verlangt.

Wenngleich in letzterem Falle die Forderung vielleicht zu hoch gespannt erscheint, da ja neben der strengen Pflichterfüllung auch andere Betätigungen auf den Gebieten des Wissens, der Kunst und der Natur, insofern sie geeignet sind, wohltuende Abwechslung und Er-

holung zu bieten, gewiß ihre Berechtigung haben, so gilt doch das vom Verf. nach seinen umfassendsten Gesichtspunkten entwickelte Erziehungsziel als maßgebende Richtschnur für alle Erziehung, die sachlichen Sinn haben soll. Daß es hiebei Hindernisse, ja eigentliche Schranken gibt, die persönlich oft nicht zu überwinden sind, verkennt der Verf. nicht. Es erhebt sich da die große Frage nach dem Verhältnis von Anlage und Bestimmung. Würdig reiht sich dieses Buch dem Werke des Verf.s „Wissenschaft und Philosophie" sowie seinen Schriften „Die Grundfrage der Philosophie" und „Über das Gewissen", die reiche Anerkennung gefunden haben, an. In klarer Sprache und mit logischem Scharfsinne wird die Frage der Erziehung von hohem Gesichtspunkte aus behandelt. Wenn das Buch auch vom Leser geistige Anstrengung und gespannte Aufmerksamkeit fordert, so fesselt es doch in hohem Grade besonders das Interesse des pädagogischen Berufsgenossen und entschädigt reichlich mit dem Gewinne hoher Gedanken.

Wien. A. Stitz.

Praktische Gedächtnispflege. Von Alfred Leopold Müller. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. 1 M. 60 Pf. 109 S.

Das Büchlein dient unmittelbar der Praxis, ist für die Bedürfnisse und für das Verständnis von 14- bis 20jährigen Schülern berechnet, aber so gehalten, daß es auch den Erwachsenen Nutzen und Anregung bietet. Sprachenlernen und Vorbereitung auf Prüfung werden eingehender behandelt. Dem Verf. schwebt als höheres Ziel vor, der Jugend Zeit zu sparen zur körperlichen Ertüchtigung, Lust und Freude zu wecken und charakterbildend zu wirken. Ich habe das Büchlein mit großem Interesse gelesen und kann es reiferen Schülern, aber auch den Lehrern bestens empfehlen; es findet sich in dem engen Rahmen alles zusammengetragen, was für die Pflege des Gedächtnisses wichtig ist. Wenn ich es den Schulmännern anrate, das Büchlein zu lesen, so meine ich damit hauptsächlich, daß sie sich dadurch in die Lage versetzen, ihren Schülern Ratschläge für die Pflege und Übung des Gedächtnisses zu erteilen. Wenn ich etwas vermisse, so ist es der starke Hinweis auf die muskuläre Erarbeitung des Lernstoffes; das alte „*stilus est optimus discendi et dicendi magister*" hätte meines Erachtens noch schärfer herausgearbeitet werden sollen.

Wien. August Scheindler.

Einheitsschule und humanistische Bildung. Von Studienrat Friedrich Rommel. Berlin 1919, Weidmannsche Buchhandlung.

Die Schrift trägt das Wort Schopenhauers auf dem Titelblatt: „Kommt es aber dahin, verschwindet der an die Sprache gebundene Geist des Alten aus dem gelehrten Unterricht, dann wird Plattheit, Roheit und Gemeinheit sich der ganzen Literatur bemächtigen. Denn die Werke der Alten sind der Nordstern für jedes künstlerische oder literarische Streben: geht der auch unter, so seid ihr verloren." Man

kann also erwarten, daß der Verf. mit Wärme für den Unterricht in den alten Sprachen eintritt; das geschieht denn auch, doch in dem Sinne, daß ihm die Erhaltung des alten Gymnasiums in der jetzigen Gestalt weder rätlich noch nützlich erscheint; er bekennt vielmehr (S. 22): „Nur der allenthalben durchgeführte Lehrplan der sogenannten Reformanstalten verbürgt meines Erachtens das Fortbestehen der humanistischen Bildung“ und behauptet (S. 25): „Mit der Beschränkung des Lateinischen auf die Klassen von U III, des Griechischen von U II ab werden wir zwar“ — sonderbarerweise — „an Quantität der am klassischen Altertum Gebildeten Verluste erleiden, an Qualität aber Gewinn buchen können.“ Ich sage: sonderbar; denn wie sich mit der zeitlichen Einschränkung des Betriebes eine Hebung des Erfolges einstellen soll, erscheint mir nicht glaublich; man müßte denn annehmen, daß bis jetzt die stramme Führung des Unterrichtes überall gefehlt hat. Nach seiner Erfahrung aber zeichnen die Reformanstalten Arbeitsfreudigkeit besonders in der Schülerschaft, schnelles Vorschreiten bei der Bewältigung der Unterrichtsstoffe und ein erheblich geringeres Maß mechanischen Lernens aus (S. 20); freilich gibt er zu, „daß bei dem notwendig mit dem System verbundenen beschleunigten Betrieb, besonders auf der Oberstufe, im Verhältnis zu den alten Schulen, ein erhöhtes Durchschnittsmaß von Intelligenz und Arbeitseifer nötig ist, daß die Gefahr einer Überbürdung der Schüler und Lehrer nahe liegt“ (S. 6), was mich allerdings, der ich eine zwar stramme, aber eine langsame, stetige, ruhige, jeder Hetze abholde Führung der Jugend im Unterrichte vor allem notwendig finde und befürworte, gegen jede Neuerung in dem gewünschten Sinne vorsichtig machen würde.

Fragen wir nun, warum der Verf. die Erhaltung des alten Gymnasiums in der jetzigen Gestalt weder rätlich noch nützlich finde, so erfahren wir aus der Schrift eigentlich nur, der Fehler des bisherigen Systems bestehe darin, daß jede höhere Schulgattung ihren eigenen Weg gehe, sich um die anderen nicht kümmere und so dem Schüler keine Möglichkeit bleibe, fürderhin in eine andere überzutreten, also ein rein praktisch-schultechnischer Gesichtspunkt es sei, der eine Vereinheitlichung fordere. Steht man aber auf der S. 11 angeführten Überzeugung Schleiermachers, daß jede höhere Schule ihren Zweck in sich selbst trägt, so muß das bisherige System als richtig anerkannt und jede Angleichung der verschiedenen Gattungen der höheren Schulen als verfehlt bezeichnet werden.

Ich vermag demnach dem Verf. in dieser seiner Argumentation nicht beizustimmen, ebensowenig seiner Ansicht von den Vorteilen, die dem elementaren lateinischen Unterricht aus dem Vorangehen eines modernsprachlichen (S. 27) erwachsen sollen, noch seiner Forderung nach Abschaffung aller grammatischen Übungen auf der Oberstufe — so fasse ich es in dem ganzen Zusammenhange auf, wenn es S. 28 heißt: „Auf der Oberstufe dagegen muß mit dem sprachlichen Drill aufgeräumt werden“ — und nach einer erheblichen Erweiterung des Kreises der altsprachlichen Lektüre; denn was das letztere betrifft, so darf man

sich keinen überspannten Hoffnungen hingeben und muß immer bedenken, daß man der Jugend gerade das Beste aus dem römischen und griechischen Schrifttum in erster Linie bieten muß; in diesen Werken der Alten vor allem erblicke ich den „Nordstern für jedes künstlerische oder literarische Streben". Und diese Aufgabe ist gerade groß und schwierig genug, wenn man dabei auch noch hinreichend tief ackern will, worauf es gerade ankommt. Das Hauptthema der Schrift ist jedoch der Vorschlag einer Vereinheitlichung des gesamten Unterrichtswesens, einer Art Einheitsschule, die auf einer allgemeinen vierklassigen Volksschule mit innerer Differenzierung für Schüler und Schülerinnen, die ihrer Begabung nach den Kursus in drei Jahren durchlaufen können, fußt. Daran schließt er eine vierklassige Bürgerschule als Vorbereitung für das vierjährige niedere Fachschulwesen, dann eine sechsklassige Mittelschule mit einer Fremdsprache für praktische Zwecke, zweiter Fremdsprache fakultativ als Vorbereitung für das vierjährige mittlere Fachschulwesen, drittens ein zweiklassiger gemeinsamer Unterbau der höheren Schule, auf dem sich einerseits ein vierjähriger gemeinsamer Mittelbau des Gymnasiums und Realgymnasiums, anderseits die vierklassige Realschule mit fakultativem Latein aufbaut, an den sich das Gymnasium, das Realgymnasium und die Oberrealschule — alle mit drei Klassen — anschließen als Vorbereitung für das höhere Fachschulwesen (Universitäten, technische Hochschulen usw.). Ich vermag daraus nicht zu erkennen, wie hiedurch der Hauptzweck des leichteren Überganges von einer Schulgattung an die andere erreicht werden soll; denn auch hier scheiden scharfe Grenzen die einzelnen Schulgattungen.

Im übrigen finden sich in der Schrift viele Forderungen und Gedanken, die nicht gerade neu sind, so über das Berechtigungswesen, über die Berufswahl ohne Standesrücksicht, nur nach Befähigung und Neigung (ja wenn diese nur immer zusammenfielen!), über die vorübergehende Betätigung jedes höheren Lehrers in der Volksschule, freiere Gestaltung des Unterrichtes u. ä. m.

Auch für die höheren Lehrer werden Ferienkurse, Stipendien, Urlaube, das Sabbatsjahr u. ä. gefordert. Wenn der Verf. sagt: „dementsprechend müssen die Lehrer in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft gleichmäßig zu Hause sein und dauernd bleiben" (S. 35), wozu der Verf. gewiß auch noch Pädagogik, Didaktik und Methodik rechnet, so fragt man nur, woher man solche Männer nehmen und wie man sie bezahlen soll.

Wien. August Scheindler.

Die innere Weiterbildung unserer höheren Schulen. Von Prof. Dr. Max Siebourg, kgl. Provinzialschulrat. 1917. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Die Schrift wendet sich nicht nur an Fachgenossen, sondern auch an Leser über diesen Kreis hinaus, die ein warmes Herz und ein starkes Interesse für die Weiterbildung des höheren Schulwesens haben. Zunächst betont der Verf. die Notwendigkeit innerer Weiterbildung gegen-

über den Forderungen grundstürzender Lehrplanänderung — ein Gedanke, dem auch mein Aufsatz „Unser Gymnasium nach dem Kriege" (vgl. diese Zeitschr. 1916, S. 771) zum Ausdruck gebracht hat, dem also meine vollste Zustimmung sicher ist. Auch entspricht es völlig meiner Überzeugung, wenn er vor allem den Einfluß der Wissenschaft auf die Entwicklung des höheren Unterrichtes nachweist; denn der wissenschaftliche Charakter unterscheidet den Unterricht an der höheren Schule von dem an der Volks- und Bürgerschule; gleichfalls eine Wahrheit, die schon unzähligemale festgestellt wurde, die aber immer wieder auszusprechen durchaus notwendig ist. Ich sage das im Hinblick auf den Widerspruch, den W. Rein dagegen bei Besprechung meiner „Praktischen Methodik", I. Bd., in der Zeitschr. für Philosophie und Pädagogik, 19. Jahrg., S. 549 f. erhoben hat. Im weiteren kommt der Verf. auf die Wichtigkeit der Weiterbildung der Mittelschullehrer zu sprechen; wenn er unter den Mitteln hiezu auch die Hochschulkurse nennt, so gibt er hiefür allerlei gute Winke und Anregungen; ich hebe nur zwei hervor: mit den Hochschulprofessoren sollen auch Oberlehrer als Vortragende zu Worte kommen; ferner solle gegenüber den zusammenhängenden Lehrvorträgen die Arbeitsweise der Seminarien und Übungen mehr und mehr zur Anwendung gebracht werden. Im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Qualifikation des höheren Lehrstandes steht natürlich die Forderung, bei der Auswahl der Direktoren darauf zu sehen, daß als solche nur Männer bestellt werden, „die auch in wissenschaftlicher Beziehung sich bewährt haben und den Durchschnitt überragen. Gewiß genügt das nicht allein; unentbehrlich sind für das nicht leichte Amt Takt, Lebenserfahrung und eine gewisse Kunst der Menschenbehandlung, jene Eigenschaften, die die fast täglich herantretende Aufgabe der Vermittlung erfordert. Wo aber die wissenschaftliche Eignung fehlt, da läuft die Autorität Gefahr, ins Wanken zu geraten, da fehlt der sichere Blick für das Lebenselement, ohne welches die innere Weiterbildung des höheren Unterrichtes still steht und somit nicht vorwärts, sondern rückwärts schreitet" (S. 11), da, hätte er noch hinzufügen können, fällt der Hauptblick auf die Einhaltung von Äußerlichkeiten, auf den Buchstaben, nicht den Geist der Vorschriften.

Ich will dem Inhalte dieser interessanten und gut geschriebenen Schrift nicht weiter im einzelnen folgen; nur auf zwei Stellen sei noch ausdrücklich hingewiesen; zunächst auf die Erklärung der Patroklie der Ilias unter dem Gesichtspunkte der Einwirkung der Kriegsgegenwart auf den Unterricht, die mir geradezu vorbildlich erscheint; jeder Laie, der diese Blätter liest, muß bekennen, daß, so betrachtet, das homerische Lied unmittelbaren Gegenwartswert besitzt; natürlich schließt der Ewigkeitswert diesen eben nicht aus, sondern enthält ihn geradezu in sich. Die zweite Stelle betrifft Horazens Carmen saeculare. Wir leben ja auch in einer Zeit, in der der Krieg und seine Begleiterscheinungen, unter ihnen der erschreckende Geburtenrückgang, dem Inhalt dieses Gelegenheitsgedichtes unmittelbarsten Gegenwartswert verleiht.

Der Schluß der Schrift zieht auch noch die erziehliche Aufgabe der höheren Schule in Betracht. Eine Förderung darin erblickt er in der richtigen Ergänzung, Vorbereitung und Weiterbildung des Nachwuchses unseres Standes; das Wort vom „Aufstieg der Begabten" biegt der Verf. ins Spezielle um zum „Eintritt der Begabten" in den Beruf des Oberlehrers und, was er da sagt über die Hebung des Standes, ist gewiß richtig und wichtig. Andere Fragen der Erziehung streift er nur und charakterisiert sie glücklich dahin, daß man auch auf der höheren Schule vom Polizeistaat zum Verfassungsstaat übergehen wolle. „An die Stelle der Pädagogik des Zwanges und der Angstgefühle tritt oder soll treten die des freiwilligen Gehorsams, die Erziehung zur Wahrheit und Selbstverantwortung, ohne daß darunter die bewährte alte Straffheit der Zucht zu leiden brauchte" (S. 65). Mit einigen kurzen, mäßigenden und beruhigenden Worten zu der neuen, großen Aufgabe, die uns der Krieg gestellt hat, der Erziehung zur Wehrhaftigkeit, schließt der Verf.

Im ganzen ist zu sagen, daß die Gedanken und Wünsche des Verf.s den Vorzug besitzen, daß ihre Ausführbarkeit hinreichend erwogen erscheint. Kommt noch die vornehme Auffassung und Darstellung hinzu, so kann man die kleine Schrift zu den erfreulichen Erscheinungen der neuesten pädagogischen Literatur zählen.

Wien. August Scheindler.

Berufswahl. Begabung und Arbeitsleistung in ihren gegenseitigen Beziehungen. Von W. J. Ruttmann. („Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 522. Bändchen.) Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916.

Der Weltkrieg hat in allen Berufen gewaltige Lücken in die Reihen ihrer Angehörigen gerissen, die nach dem künftigen Friedensschlusse allmählich wieder ausgefüllt werden müssen. Auch wird die Qualität der Arbeit eine noch größere Rolle als bisher spielen, wenn es gilt, die verlorenen Absatzgebiete wieder und neue dazu zu gewinnen. Darum wird die Berufswahl und Berufsberatung von außerordentlicher Wichtigkeit sein; nicht nur wird es heißen: „Jedes Kind in seine Schule", sondern auch: „Jeder in seinen Beruf", d. h. an die Stelle, wo er der Allgemeinheit und natürlich sich selbst am besten dient. Bei der Beratung werden auch die Lehrer aller Arten von Schulen berufen sein mitzuwirken. Darum ist es ihre Pflicht, sich mit den wissenschaftlichen Ergebnissen der Begabungsforschung einigermaßen bekannt zu machen. Mag man auch noch sehr die Nase rümpfen, sie sind keineswegs so gering, daß der Gewissenhafte sie übersehen darf.

Ruttmanns Büchlein ist ein Versuch, den Leser in dieses Gebiet und in die Gedanken und Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung einzuführen. Wäre die Darstellung einfacher und leichter, so würde ich es noch lieber empfehlen; immerhin wird sich der geduldige Leser auch so nicht ohne Nutzen durcharbeiten.

Wien. August Scheindler.

Der pädagogische Impressionismus. Von Julius Maria Becker. Verlag Paul Romberger, Aschaffenburg.

Der Verf. geht aus von dem Begriff des Stils. Stil ist ihm „Modifikation des Weltbildes durch eine vorherrschende Idee“. Dieser „Weltvorstellung“ als einem „permanenten Komplex unseres geistigen Seins“ entspricht als ein gleichzeitiger „andauernder Zustand“ des Gefühls das „Lebensgefühl“. Die vorherrschende Idee der Gegenwart findet der Verf. in dem Entwicklungsgedanken, dem als Lebensgefühl „das Gefühl ursprünglichsten kosmischen Verknüpftseins mit der Welt, das Gefühl der allverbindenden Solidarität“ entspricht. Den stilistischen Ausdruck dieser Idee und ihres Lebensgefühls sieht er im Impressionismus. Aus dem Impressionismus leitet er seine neue pädagogische Methode, aus dem Entwicklungsgedanken das moderne Bildungsideal her: „Menschen, denen die Freude an allem Seienden und die Achtung jeder Existenz zur zweiten Natur geworden ist, die sich mit Stolz in die Kette der Entwicklung hineingestellt fühlen und an ihrem Platze eine art- und lebensfördernde Wirksamkeit erstreben“ (S. 15). Es scheint, daß die Vereinigung der impressionistischen Technik des Aphorismus und der Entwicklungslehre als philosophischen Grundgedankens bei Nietzsche für die vom Verf. vorgenommene Verbindung der beiden Begriffe maßgebend geworden ist; aber diese Verbindung ist durchaus nicht durch das Wesen weder des Entwicklungsgedankens noch des Impressionismus gefordert und die Art, wie der Verf. den einen Gedanken mit dem zweiten verkettet, keineswegs überzeugend. Der Impressionismus muß nicht immer und überall mit dem Gedanken verknüpft sein, sich „in die Kette der Entwicklung hineingestellt zu fühlen“, er kann vielmehr ebensogut der Ausdruck eines durchaus im Bannkreise individueller Ziele verbleibenden sinnenfrohen Hingegebenseins an den Eindruck und die Eindrucksgewalt des Augenblicks sein. Umgekehrt kann der Entwicklungsgedanke so gar nicht impressionistisch, sondern recht planmäßig und fast „pedantisch“ verfahren, wenn sich z. B. gerade Nietzsche einmal fragt, ob nicht aus Beobachtungen an besonders rein und konstant gebliebenen Rassen wie der jüdischen Mittel für die Höherzüchtung der menschlichen Gattung erschlossen werden könnten. Übrigens spielt der Entwicklungsgedanke in dem eigentlich pädagogischen Teil (von S. 26 an) keine entscheidende Rolle mehr, der führende Begriff ist hier lediglich der Impressionismus. Der Grundgedanke des „methodischen Impressionismus“ ist, die bunte Zufälligkeit der Eindrücke, wie sie das Leben in jedem Augenblick an uns heranbringt, in ihrer Gesamtheit zum ausschließlichen Lehr- und Lernstoff des Unterrichtes zu machen. „Wir wollen die Schule mit dem Leben identifizieren, wollen mit ihr nicht mehr neben dem Leben, sondern mitten im Leben stehen. . . Das heißt aber auch, daß wir für die Schule das grandiose Zufallspiel des anwogenden Lebens zum Gesetze erhoben wissen wollen, indem wir uns auch für die Schule dem ewigen Sinne des Geschehens als unserem einzigen Stunden- und Stoffplane unterwerfen würden. . . Die neue These muß lauten: In allem unterrichte planlos! . .

Der begabte Lehrer wird es ohne Zweifel verstehen, durch fortwährende und energische Konzentration des Stoffchaos zu einzelnen Stoffpartien eine wohlgegliederte Einheit zu erzielen, die indes nicht von ihm und einem vorkalkulierenden Plane, sondern vom Zufalle disponiert ist.“ Das sind die Leitsätze des methodischen Impressionismus, wie sie der Verf. selbst formuliert. Keine wie immer geartete Systematik des Unterrichtes, keine Trennung der Lehrfächer, keine Stundenpläne und Lehrpläne mit Jahres-, Quartals- und Wochenzielen mehr!

Der Gedanke, die erhöhte Lebhaftigkeit, mit der sich dem Schüler ein aus der unmittelbaren Erfahrung des Augenblicks sich darbietendes Erlebnis im Gegensatze zu einem planmäßig an ihn herangebrachten und pflichtmäßig von ihm aufgefaßten Lehrobjekte aufdrängt, zur didaktischen Triebfeder der Aufmerksamkeit zu machen, mag dem Fernerstehenden neu erscheinen. Soweit er durchführbar und berechtigt ist, wird ihm von vernünftigen, kenntnisreichen und nicht engherzigen Lehrern ohnehin Rechnung getragen werden. Aber zum herrschenden Prinzip jedes Unterrichtes erhoben dergestalt, daß man wirklich nur den Zufall disponieren ließe und dem Lehrer keine andere Aufgabe übrig bliebe, als etwa zwischen konkurrierenden Zufällen zu wählen und dem Schüler beim Zusammenschluß der Erfahrungen, die er während eines größeren Zeitabschnittes in bunter Zufälligkeit aufgenommen hat, behilflich zu sein, müßte dieser Gedanke versagen. Ein solcher Unterricht wäre vielleicht in der Volksschule bei den sogenannten Realien möglich, wo Geographie, Geschichte und Naturkunde sich noch nicht aus dem Ganzen der Heimatkunde heraus zu einzelnen Lehrfächern differenziert haben und bei entsprechend lebhaft geführtem Lehrvorgange zu erwarten ist, daß die umgebende Natur und Umwelt im Laufe mehrerer Jahre wirklich alle dem jugendlichen Erfassen angemessenen Erfahrungen und Kenntnisse bieten werde; ebenso ließe sich noch dieser Gesichtspunkt in größerem Umfange im Zeichenunterricht, beim Lesen von Gedichten, bei Redeübungen und auf Wanderungen verwerten. Aber im Sprach-, Schreib- und Rechenunterricht sowie im Sachunterricht auf höheren Stufen würde dieses „Disponieren durch den Zufall“ nur ein höchst zeitraubender und unsicherer Weg zu einem höchst lückenhaften und meist ungeordneten Bilde der umgebenden Welt sein und was etwa da und dort an Lebhaftigkeit gewonnen wäre, könnte die Nachteile der Zusammenhanglosigkeit und Unübersichtlichkeit nicht wettmachen. Dazu kommt endlich, daß der Unterricht doch nicht bloß die Fähigkeiten der Schüler formal auszubilden hat, sondern gerade, wenn er im Sinne des Verf.s Menschen erziehen soll, die sich „in die Kette der Entwicklung hineingestellt fühlen“ sollen, auch die Aufgabe hat, den jungen Menschen allmählich in das Bildungs- und Kulturganze seiner Nation und seiner Zeit hineinwachsen zu lassen, wobei es gleichfalls nicht ohne Planmäßigkeit und Systematik abgehen kann.

Gerade in dieser Hinsicht vergreift sich der Verf. bedenklich in der Frage des Orthographieunterrichtes. Diesen verwirft er völlig und erwartet von der Gegenwart, sie werde trotz Philologen und Be-

hörden „die letzten zehn Schritte der Entwicklung unserer deutschen Orthographie auf einmal gehen und die Fixierung der Worte auf eine einfachste, der Phonetik angepaßten Schrift festlegen“ (S. 35). Ja würde der Schüler die Orthographie der Schriftsprache, wenn sie auch rein phonetisch wäre, nicht zu lernen brauchen? Was das Kind in die Schule mitbringt, ist eine mehr oder minder individuell gefärbte und durch den jeweiligen Bildungsgrad der Familie und Umgebung modifizierte dialektische Aussprache, die überall innerhalb des deutschen Sprachgebietes in größerem oder geringerem Ausmaße von der Schriftsprache abweicht. Oder soll künftighin jeder nach seiner individuellen und dialektischen Aussprache schreiben? Dann übersieht der Verf., daß Orthographie und Grammatik doch mehr sind als ein konventioneller Zwang, sie sind das Band zwischen dem individuellen und dialektischen Sprachgebrauch und der Schriftsprache als einem Teil des geistigen Gesamtbesitzes der Nation.

Graz. Dr. Richard Meister.

Professor Dr. Bastian Schmid, „Deutsche Naturwissenschaft, Technik und Erfindung im Weltkriege“. Verlag Otto Nemnich, München-Leipzig 1919. 1007 S. Gr. 8⁰.

Aus dem Vorwort: „. . Treffend sagte ein hervorragender Historiker, der im Kriege verstorbene Präsident der bayrischen Akademie der Wissenschaften Th. v. Heigel, angesichts aller dieser Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft und Wehrwesen in seiner letzten Rede: ‚Offen zu Tage liegen die Verdienste der Naturwissenschaften. Die von stiller Forscherarbeit beratene Waffentechnik schafft Geschütze und Geschoße von bisher unbekannter Größe, Sprengkraft und Tragweite, Wunderwerke, die an die Phantasietätigkeit eines Jules Verne erinnern. Die Geographie gibt dem Offizier die unentbehrlichsten Landkarten in die Hand, die Physik stellt Telephonisten und Funker ins Feld, die Chemie erzeugt Sprengstoffe von erstaunlicher Wirkung, die Meteorologie leistet den Fliegern und Luftschiffern nützliche Dienste.‘ . . . . . . Obwohl heute vollständig vaterländisch eingestellt, werden die Ergebnisse der Forschung hernach der ganzen Menschheit zugute kommen. Denn das Wesen aller Wahrheit ist übermenschlich und das Suchen nach ihr ist selbst in haßerfüllten Zeiten ein von Leidenschaften losgelöstes Streben, das letzten Endes in seinen Erfolgen der denkbar größten Gemeinschaft zugute kommt.“

„Alle diese Fortschritte und Leistungen der einzelnen Wissenszweige und ihre Anwendung im Kriege in einem Gedenkbuch zusammenzufassen soll die Aufgabe des Werkes ‚Deutsche Naturwissenschaft, Technik und Erfindung im Weltkriege‘ sein, welchem hervorragende Forscher und Fachmänner ihre geschätzte Mitwirkung bekundeten. Mathematik wie Physik nebst Meteorologie, Aeronautik, Ballistik und Photographie, Chemie, Geologie und Geographie, wie die für Medizin und Landwirtschaft grundlegende Biologie, die Bakteorologie und Hy-

giene, die den Würgengel der früheren Kriege heute fernzuhalten verstanden, vor allem sodann die Medizin selbst, die Chirurgie, die Licht- und Strahlentherapie, die Orthopädie, Psychiatrie, Augen- und Zahnheilkunde, die Tiermedizin, des weiteren die Land- und Forstwirtschaft und nicht zuletzt die Technik im Kriege, die Verkehrsmittel im Kriege und die Waffen, das alles soll hier eine fach- und sachgemäße gemeinverständliche Erörterung finden, um jedem gebildeten Deutschen einen Einblick in die Kriegsarbeit von Wissenschaften zu geben, die zuletzt unser ganzes Kulturleben zu einem großen Teil zu beherrschen und zu umspannen vermochten."

Aus dem Inhaltsverzeichnis seien zunächst genannt die Abschnitte: Die Physik im Kriege, die Meteorologie im Kriege, ebenso: Aeronautik, Photographie, Chemie, Ballistik, die Waffen, Technik, Geologie, Botanik, Zoologie, Bakteriologie, Hygiene, Medizin, Chirurgie, Orthopädie, die Lichttherapie, Röntgentechnik, Forstwirtschaft. Vorangegangen sind „Krieg und Kultur", „Zur Psychologie des Krieges und der Erfindungen. Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Robert Sommer in Gießen." Hiefür als Beispiel der ganzen Mannigfaltigkeit des Buches auch die Untertitel: I. Die sinnliche Wahrnehmung (1. Gesichtssinn, 2. Gehör, 3. Raumsinn) S. 36. II. Gedächtnis und Merkfähigkeit S. 41. III. Assoziationen S. 42. IV. Die Bildung von psychischen Komplexen S. 43. V. Affektzustände S. 44. VI. Willenscharakter S. 46. VII. Aussage S. 47. VIII. Verstand und Begriffsbildung S. 48. IX. Erfindertätigkeit S. 49. In dem Buche über „Krieg und Seelenleben" hatte Robert Sommer „eine Reihe von besonderen Punkten und Gebieten, in denen bestimmte geistige Eigenschaften während des Krieges klar zu Tage getreten sind, hervorgehoben und dabei folgende Einteilung gewählt: I. Einleitung. Gruppierung der psychologischen Gebiete. II. Militärpsychologie. III. Psychologie des Krieges. IV. Bereitschaft. V. Patriotismus. VI. Kriegstüchtigkeit als erbliche Eigenschaft. VII. Die militärische Verwendung der geistigen Arbeiter. VIII. Heerführer. IX. Der geistige Zustand der Verwundeten und Ermüdeten. X. Zur Psychologie der Aussage. XI. Spionage. XII. Feldpostbriefe. XIII. Krieg und Volksbildung. XIV. Erfindungen. XV. Psychologie des Kapitals. XVI. Psychologie der Presse. XVII. Psychologie der Stände. XVIII. Religion und Aberglaube. XIX. Völkerpsychologie: 1. die Franzosen, 2. die Russen, 3. die Engländer, 4. die Italiener, 5. die Deutschen. XX. Psychopathologie des Krieges".

Es ist natürlich nicht möglich, aus dem Riesenbuch auch nur weitere Proben zu geben und doch wäre es nötig, um von seinem Werte ein anschauliches Bild zu geben. Ich führe nur noch die beiden eingehenden Abschnitte „Der naturwissenschaftliche Unterricht und der Krieg" von Bastian Schmid und „Die Schulmathematik und der Krieg" von Timerding, Braunschweig, an als für die didaktischen Aufgaben unserer GZ. besonders in Betracht kommend und brauche angesichts dieser beiden allbekannten Namen nichts zum Lobe des didaktisch wertvollen Inhaltes beider Abhandlungen beizufügen (auf

Timerding komme ich zurück in der 2. Aufl. meiner Did. d. math. Unterrichtes). Sondern ich erinnere nur an die unter ähnlichen Titeln vom niederösterreichischen Landesschulrat (zunächst durch Vrba) in den ersten Kriegsjahren herausgegebenen didaktischen Einzeldarstellungen, an denen ja das Wertvollste war, daß sie Zeugnis sind und bleiben werden für das immer mehr sich durchringende Bestreben unseres Unterrichtes, seinen Stoff in unmittelbarste Beziehung zu dem vom Schüler jeweilig mit Interesse Verarbeiteten zu setzen, und das war eben damals der Krieg.

Wie steht es nun nach diesem didaktischen Maßstab mit unserem ganzen großen Buch? Verfasser und Verleger verhehlen sich gewiß nicht, unter wie sehr anderen Umständen seine Vorarbeiten unternommen wurden, als sie jetzt dem Buch sich wohl mehr entgegenstemmen als ihm entgegenkommen. Vermögen wir ja auch nur die überaus zahl- und lehrreichen, durchwegs schön ausgeführten Abbildungen nicht durchzusehen, ohne daß sie uns aufs schmerzlichste erinnern an die überschwenglichen Hoffnungen, die wir bis vor einem Jahr geknüpft hatten an jede einzelne verblüffende Erfindung, an das Ganze des Ineinandergreifens der mannigfaltigen technischen und wissenschaftlichen Leistungen geistig und sittlich Hochstehender aus dem ganzen großen deutschen Volke! Und wollen wir nun heute, nachdem uns so manche Erfindung wie das U-Boot und die Fernkanone zum Fluch geworden sind, auch jenem Erfindergeist fluchen? . . . . . Mag jetzt der deutsche Geist während härtester Prüfungszeit deutscher Leiber den Beweis erbringen, daß es ihm Ernst gewesen und geblieben ist mit der eingangs angeführten Hoffnung, es werden „die Ergebnisse der Forschung, ein von Leidenschaften losgelöstes Streben, hernach der ganzen Menschheit zugute kommen." Von allen Seiten hören wir jetzt der Technik des Krieges fluchen (so kürzlich im ersten Heft einer neuen Zeitschrift „Das Gewissen"). Abmahnungen vermöchten nichts gegen ein solches Pendeln zwischen Über- und Unterschätzung: ein sicheres Gleichgewicht aber im Nachfühlen und Beurteilen der Fortschritte, die durch deutsche Naturwissenschaften und Technik auch für eine wiederaufbauende Kultur, nicht nur für die notwendigen Zerstörungen in einem Verteidigungskrieg der ganzen Menschheit errungen worden sind, kann nichts ruhiger und beruhigender verleihen, als ein so ganz aus dem festen Boden reinen Erkennens und strengen Könnens erwachsenes Buch wie das vorliegende. Das deutsche Volk — und unser ihm treues österreichisches mit eingeschlossen — kann seinen ungebrochenen Glauben an das, was ihm vor nun fünf Jahren heilig und eine Quelle der Begeisterung war, nicht besser bezeugen, als indem es die innere Kraft und äußere Muße findet, aus einem Buch wie dem vorliegenden eifrig zu lesen und ebenso gern zu lehren, „als ob" uns die in ihm dargestellte Erkenntnis auch zum äußeren Siege verholfen hätte.

Verfasser und Verleger haben sich einen von äußerer Mißwende ganz unabhängigen Dank verdient, daß sie all das, was uns vier Jahre lang staunende Bewunderung, sehr oft geradezu Neugierde abgewonnen

hatte, als reichen Inhalt und in schönster Form und Ausstattung bequem zugänglich gemacht haben. — Den Leser aber erquicke nach wie vor das Motto (S. 59): „Dem großen deutschen Volke, einem Geschlecht von Denkern und Kritikern, einem fremden aber mit ihm vertrauten Publikum, tief im Urteil, aufrichtig im Tadel, großmütig in der Würdigung, widmet dieses Werk ein englischer Verfasser" (Lytton Bulwer).

Alois Höfler.

Peter Končnik, k. k. Hofrat und Landesschulinspektor, **Dienstpragmatik der Lehrerschaft an staatlichen mittleren und niederen Unterrichtsanstalten.** Mit einem Anhange von einschlägigen Gesetzen und Verordnungen. Graz 1917, Leuschner & Lubensky. 2 K 80 h.

Das handliche Büchlein, das sein Erscheinen der Lehrerdienstpragmatik verdankt, enthält einen wörtlichen Abdruck des Gesetzes vom 28. Juli 1917; besonders wertvoll ist der Anhang, der in steter Beziehung darauf die älteren in Betracht kommenden, nur teilweise aufgehobenen Gesetze und Verordnungen bringt. Im 1. Teile dieses Anhanges sind die Bestimmungen über die Aktivitätsbezüge (Gehaltsgesetze ex 1898 für Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten, gewerbliche Unterrichtsanstalten, ferner Gehaltsgesetze für die im Militärverbande stehenden Lehrpersonen, speziell auch Supplenten, endlich Gehaltsgesetze ex 1907 für die aktiven Staatsbeamten und besonders betreffend die Regelung der Bezüge des staatlichen Lehrpersonals) enthalten. Ein weiterer Abschnitt enthält die Versorgungsgenüsse (Gesetze vom 9. April 1870, 14. Mai 1896, 24. Mai 1906); auf den folgenden Seiten sind die Bestimmungen über Reise- und Übersiedlungskosten, die Diensttaxen und schließlich die Gruppen der Gegenstände bei den Lehramtsprüfungen für Bürgerschulen, Handelsschulen, Gymnasien und Realschulen zusammengestellt.

Durch diesen Abdruck aller Gesetze und Verordnungen, die sich auf die materielle Stellung der Staatslehrpersonen beziehen, ist das Büchlein für alle empfehlenswert, die sich in den betreffenden Fragen rasch orientieren wollen. Der Ladenpreis ist mit Rücksicht auf das Gebotene nicht zu hoch. Leider konnten die jetzt erscheinenden Durchführungsbestimmungen zur Dienstpragmalik noch nicht berücksichtigt werden.

Wien. Dr. Emil Sofer.

E. Post, Auf den Spuren des in die Volksschule eingedrungenen Materialismus, in „Das heilige Feuer", religiös-kulturelle Monatschrift, IV. Jahrg. 10. und 11. Heft. Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn 1917.

Von der Abhandlung, die in drei Nummern der Zeitschrift erschien, sind uns zur Besprechung bloß die beiden ersten Teile zugeschickt worden. Aus einer Anmerkung erfahren wir, daß sie einer größeren Arbeit entnommen wurden, die infolge des Krieges und wegen Mangels an Arbeitskräften erst nach Beendigung des Krieges erscheinen könne. Da der 2. Teil (Heft 11) zumeist Klagen über die Mängel der

Schulinspektionen durch die „aufsichtführenden Stellen“ enthält, wollen wir davon lieber absehen. Es ist ja richtig, daß in den seltensten Fällen der Inspektor mit den Leistungen durchwegs zufrieden sein wird und auch öfters schwere Mißgriffe und Taktlosigkeiten vorkommen, die besonders dann schmerzlich gefühlt werden, wenn der zu Inspizierende an Dienstjahren älter ist als das aufsichtführende Organ. Man muß dann den Mut finden, die ärgeniserregenden Vorkommnisse mit Nennung des vollen Namens zu veröffentlichen, dann werden sie aufhören. Wenden wir uns also dem 1. Teile zu, so finden wir den Hauptinhalt in der Bemängelung einer Äußerung eines „hochgestellten Regierungsbeamten“, als über zahlreiche Kriegsarbeiten der Schulkinder, wie Brennesselsammeln, Samenanbau u. a., geklagt wurde. „Schule — was ist jetzt Schule? — das Vaterland ist alles!“ Verstehen wir den Hergang richtig, so dürfte zwischen dieser Äußerung und dem Niederschreiben der Abhandlung der Zeitraum von mehreren Jahren liegen. Es war eben ein Fehler, daß sich die leitenden Kreise über die etwaige Kriegsdauer gründlich täuschten. Beim ersten Aufflammen des Krieges meinte man, daß das ganze Volk vom Jüngsten bis zum Ältesten zu Kriegsdienstleistungen herangezogen werden müsse; man überbot sich in der Aufstellung der Riesenheere, leerte die Werkstätten und Fabriken, holte den Bauer vom Felde, den Lehrer aus der Schule, verwandelte Schulgebäude in Transporthäuser, sistierte den Unterricht, ließ die Kinder die Hälfte der Schulzeit herumstreichen oder schickte sie mit Sammelbüchsen auf Straßen und in Häuser, vergeudete von dem Restchen der Schulzeit einen guten Teil mit Sammlungen aller möglichen Altwaren und meinte, das alles schade nichts, „weil der Friedensschluß bereits vor der Türe stehe!“ Nun zeigen sich allenthalben die schrecklichen Folgen in einer haarsträubenden Verwilderung der Jugend, in einem erschreckenden Zurückbleiben an zu erwerbenden Kenntnissen und in einer radikalen Unlust zum Lernen. Insofern müssen alle Jugendfreunde dem Verf. für seinen Mut dankbar sein, daß er den Gedanken auszusprechen wagte, daß die Volksschule für das Vaterland und den Staat gerade dann das meiste und unfehlbar Sicherste leiste, wenn sie höher als in die Forderungen des Augenblicks und Alltags greife. Die Schulpädagogik segelte bereits völlig im Fahrwasser der Jugendwehr. Wie gefährlich das werden könne, zeigte bereits ein unter dem Stichworte „Militärerziehung und Schulerziehung“ im III. Bande des von Roloff herausgegebenen „Lexikons der Pädagogik“ enthaltener Artikel. Als der Krieg begonnen hatte, schrieen jene, die daraus für ihre Taschen oder ihren Ehrgeiz den größten Gewinn erhofften, daß durch ihn alle Tugenden des Menschen zur nie geahnten Höhe gebracht würden. Wir erinnern uns, in einem Programmaufsatze einer österreichischen Mittelschule die Behauptung gefunden zu haben, daß der Krieg eine „Gnade Gottes“ sei! Die in mehr als vier Jahren gemachten Erfahrungen haben uns das Entgegengesetzte gelehrt. Die menschlichen Leidenschaften, besonders die Sucht, sich auf Kosten anderer zu bereichern, wachsen ins Riesengroße. Der krasseste Egois-

mus macht sich breit; Diebstähle und Raubanfälle nehmen in beängstigender Weise überhand und schon ist die öffentliche Moral daran, auf Trümmer zu gehen. Während jene, die an nichts Mangel hatten und Millionen einheimsten, aus voller Kehle schrieen: „Wir müssen durchhalten!“, waren nur sehr wenige, die den Mut hatten, darauf zu antworten: „aber gehen dabei moralisch zugrunde!“ Die Schäden sind bereits so tiefsitzend und die Begriffe von Redlichkeit, reellem Verkehr und ehrlicher Arbeit schon so verblaßt, daß es Mühe haben wird, das Volk in die rechten Bahnen einzurenken. „Es bedarf einer gewaltigen Aufrüttelung“, meint der Verf., „aus der schon allzusehr aufs Materielle gerichteten Denkart herauszukommen“ (S. 433). Er findet stellenweise an der Volksschule statt religiöser Unterweisungen und Erbauung einen „Ersatz“, der mehr den Namen „Religionskunde“ verdient. Auch an der Volksschule wird wegen der Überfülle des Lehrstoffes geklagt; daher muß jede Minute benützt werden. Wie es während des Krieges möglich wurde, ist eine andere Frage. Nach zwei Richtungen zeigte mithin der Krieg seinen schädlichen Einfluß. Wie weit sind wir von dem letzten und höchsten Endzweck des Krieges, der tiefinneren, sittlichen und religiösen Erneuerung des Volkes, bereits abgekommen! Wie erst, wenn jene versagen, die das Volk bilden sollen? Die Lehrpersonen haben sich Achtung verdient, wenn sie ihre Schüler zu Liebesgaben für die Verwundeten und die Frontsoldaten anregten und in kleinen Gemeinden die Aktion leiteten. Aber sie setzten sich einer schiefen Beurteilung aus, sobald sie ihre Aufgabe darin erblickten, ihre Schüler zur Zeichnung jeder Kriegsanleihe zu pressen. Die Banken machten daraus ein Geschäft und vom rein geschäftlichen Standpunkt war es entschuldbar, die gezeichneten Summen in eigens erschienenen Heften zu veröffentlichen und Ehrendiplome auszufertigen. Aber für die Schule war es sehr gefahrvoll, wenn der Unterschied zwischen reich und arm in sie hineingetragen wurde und die Kinder der Beamten die Beschämung erleben mußten, weit hinter jenen zu rangieren, deren Eltern zu den Kriegsverdienern zählten. Das war unsere Überzeugung!

Wien. G. Juritsch.

Leitfaden für das militärische Turnen an den Volks- und Bürgerschulen. Von Fachlehrer Rudolf Sterlike. Wien 1917, Pichlers Witwe & Sohn. Geh. 1 K 20 h.

Das Büchlein ist zwar für Volks- und Bürgerschulen berechnet, kann aber auch gut für die unteren Klassen der Mittelschulen Verwendung finden. Es behandelt allerdings nicht das gesamte militärische Turnen, sondern nur die Ordnungsübungen im Glied und Zuge und ist für solche Lehrer berechnet, die nicht gedient haben, aber diese Übungen mit den Schülern durchnehmen wollen. Diesem Zwecke entspricht es gut durch erläuternde Anführung der betreffenden Vorschritten des Exezierreglements für die Fußtruppen. Dabei sind allerdings einige kleine Versehen mit unterlaufen, die bei einer neuen Auf-

lage zu verbessern wären. Nach dem Befehl „Rechts richt — euch!" wird nicht „Grad — aus!", sondern „Habt — acht!" befohlen, was zwar weniger logisch, aber vorgeschrieben ist (vgl. Ex. Regl. § 134). Ebenso heißt es nicht „Direktion mir nach!", sondern nur „Mir nach!" (Ex. Regl. § 102). Die Gliederdistanz wird nicht von Fußspitze zu Fußspitze, sondern von Absatz zu Absatz gemessen (Ex. Regl. § 250), was z. B. zur Anwendung kommt, wenn zwei Glieder auf vorgezeichneten Linien antreten.

Im übrigen sind die Erläuterungen gut und anschaulich geschrieben und werden in dem angegebenen Sinne brauchbar sein.

Klosterneuburg, März 1918. Dr. Mehl.

Studienrat Dr. K. A. Mart. Hartmann, Der Kampf gegen das Tabakrauchen der Jugend auf reichsgesetzlicher Grundlage. Zwei Vorträge usw. Freiburg (Baden), Fr. Paul Lorenz. 26 S. 8°. Preis 75 Pf. (Beiträge zur Tabakfrage, Heft 1.)

„Tabakgenuß greift unter der Schuljugend leider immer mehr um sich und auf immer jüngere Altersklassen über", schrieb Ref. 1912 in der dritten Auflage seines „Handbuches der Schulhygiene"; seither ist das Übel so sehr weiter angewachsen, daß schließlich die Behörden bei uns und im Deutschen Reiche Verbote für Kinder und Jugendliche (für letztere mit örtlich allerdings verschiedener Altersgrenze) erließen — wobei freilich „verbotene Frucht", Schwierigkeit der Kontrolle, gesteigerter Gelderwerb der Jugendlichen, auch sogar der Kinder, verminderte häusliche Beaufsichtigung, dazu im Deutschen Reiche auch noch die Reklame der Privatindustrie große Schwierigkeiten bilden.

Bis zu welchem Grade die Rauchgewohnheit der Jugend zur Leidenschaft werden kann, zeigen zwei Gerichtsfälle, welche Hartmann anführt: ein Diebstahl und ein Raubmord, begangen von Sechzehnjährigen, um sich Geld für Zigaretten zu verschaffen; dazu zwei große Schadenfeuer, veranlaßt durch Rauchen von Kindern. Hinsichtlich der Folgen für die Gesundheit führt Autor eine für jedermann interessante Reihe von Beispielen an. Hartmann tritt für ein Reichsgesetz ein und erörtert im zweiten Vortrag die Stellung der Schule zur Tabakfrage, wobei auch die vortreffliche Rundverfügung des Oberschulrates für Elsaß und Lothringen abgedruckt wird. — Stellung und Aufgaben der Lehrer, Geistlichen, Ärzte, Offiziere und Väter im besonderen zur Sache werden besprochen.

Die mit Gründlichkeit und ethischem Ernst geschriebene Veröffentlichung Hartmanns sollte in jeder Lehrerbibliothek vorhanden sein. Er ist einer der — leider wenigen — Lehrer höherer Anstalten, welcher sich mehr und mehr auch mit unterrichtshygienischen Fragen befaßt und noch dazu, notabene als Philologe, eine recht zweckmäßige, leicht zu handhabende Methode erfunden hat, hygienisches Wissen unter seiner Schülerschaft erfolgreich zu verbreiten.

Wien. Leo Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Griechische Lyriker in Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Geh. Studienrat Prof. Dr. Alfred Biese. 2. Teil: Einleitung und Erläuterungen. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Preis geb. 1 K 80 h. Tempsky-Freytag, Wien-Leipzig 1917.

Nachdem bereits vor fünf Jahren A. Biese den Text seiner für den Schulgebrauch bestimmten Auswahl aus den griechischen Lyrikern einer neuerlichen Verbesserung und Ergänzung unterzogen hat, ist nunmehr auch die zugehörige Überprüfung und Erweiterung des Kommentars erschienen. An neuen Stücken sind in der vorliegenden dritten Auflage vor allem Ausschnitte aus drei neugefundenen Sapphofragmenten hinzugekommen (Nr. 1, 23, 25 bei Diehl[3] Suppl. lyr.), dann das herrliche Erinyenbannlied aus Aesch. Eum. 307 sqq. und endlich einige Proben aus der skoptischen Epigrammpoesie hellenistischer Zeit (Anth. Pal. XI 61, 68, 77, 93, 133, 162, 169, 186, 199, 200, 203, 266, 396, 406. 430, 432). Für eine hoffentlich bald nötige vierte Auflage würde sich m. E. besonders die Hinzunahme der uns aus Ägypten frisch bescherten und fast vollständig erhaltenen Sappho-Ode Οἰ μὲν ἱππήων στρότον, οἰ δὲ πέσδων κτλ., des köstlichen Bettelliedchens der Εἰρεσιώνη und etwa des einen oder anderen Abschnittes aus den dem Phokylides zugeschriebenen Γνῶμαι oder den Χρυσᾶ ἔπη des Pythagoras empfehlen.

Der Kommentar, dem eine knappe Einleitung über die Geschichte der griechischen Lyrik, verbunden mit einer kurzen Besprechung der in die Sammlung aufgenommenen Proben, vorausgeschickt ist, darf als mustergültig bezeichnet werden, ist durch seine reiche Sammlung sprachlicher und sachlicher Parallelen auch für den Lehrer von hohem Nutzen und erreicht die Absicht des Verfassers, „nur eine Stütze des Verständnisses neben dem Lexikon zu bieten", vollkommen. Im übrigen ist den Erläuterungen rückwärts ein ausführlicher Nachweis von Verbesserungen und Nachträgen zum Textteil beigefügt, durch den nun endlich manche dort eingeschlichene arg störende Sinnwidrigkeit ausgemerzt wird.

Was schließlich die Verwendbarkeit von Bieses Auswahl am österreichischen Obergymnasium betrifft, ist sie, wie ich glaube, nicht bloß für die Privatlektüre vorzüglich geeignet, sondern verdient auch für den Schulunterricht in solchen siebenten Klassen herangezogen zu werden, in denen dem Lehrer eine fünfte Griechischstunde zur Verfügung steht. Da indes eine derartige Überschreitung des üblichen Stundenausmaßes wegen der häufig allzu starken Inanspruchnahme der Septimaner in den realistischen Fächern durch die Behörde erfahrungsgemäß nur ungern bewilligt wird, so sollte man wenigstens inoffiziell auf dieser Stufe mit einer ausgewählten Schar sich freiwillig meldender.

in den philologischen Fächern tüchtiger Schüler in ungezwungenen Zusammenkünften diese Lektüre treiben, die ja als Einführung in das Verständnis der in der achten Klasse vorschriftsmäßig gelesenen lyrischen Dichtung Horazens meiner Meinung nach von ganz besonderem Werte ist.

Wien, Dezember 1917. Karl Kunst.

W. H. Roscher, Die hippokratische Schrift von der Siebenzahl in ihrer vierfachen Überlieferung. Zum erstenmal herausgegeben und erläutert (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, herausgegeben von E. Drerup, H. Grimme, J. P. Kirsch, VI. Bd. 3. und 4. Heft). Paderborn 1913, F. Schöningh. XII und 175 S. Gr. 8⁰. 7 M.

Von dieser pseudohippokratischen Schrift, die, seitdem derselbe Gelehrte die darin enthaltene Kosmologie auf einen altmilesischen Naturphilosophen des 6. Jahrhunderts zurückgeführt hat („Die Hebdomadenlehren der griechischen Philosophen und Ärzte", Leipzig 1906), zu einer lebhaften Polemik Anlaß gegeben hat, liegen bloß Bruchstücke des griechischen Originaltextes vor (Cod. Paris. Gr. 2142); einige andere liefert Ps.-Galen Περὶ αἰτίας παθῶν. Vollständig erhalten ist sie uns durch zwei spätlateinische Übersetzungen (Cod. Ambr. Lat. G 108 und Cod. Paris. Lat. 7027), die wir in den ersten 17 Kapiteln wenigstens einigermaßen durch eine indirekte arabische Überlieferung kontrollieren können. Daß Roscher zum erstenmale alle vier Zweige der Überlieferung zusammen zum Abdrucke gebracht hat, sei ihm als Verdienst angerechnet. Die Übersicht würde allerdings gewonnen haben, wenn er statt der vier schmalen senkrechten Kolumnen wagrechte gewählt hätte. Im übrigen ist der griechische Text noch sehr verbesserungsbedürftig, die beiden lateinischen überhaupt noch nicht leserlich und die Hardersche deutsche Übertragung des arabischen Textes, wie sich erst zum Schluß herausgestellt hat, ganz ungenügend (die neue von G. Bergsträßer besorgte Übersetzung kam zu spät; ein Auszug daraus im Anhang). Leider wird eine für die philologische Kritik wichtige Tatsache an einer sehr versteckten Stelle (S. 129, Anm. 187) mitgeteilt, nämlich daß es sich beim arabischen Text nicht um den „Hippokrates", sondern um den dazugehörigen Pseudogalenkommentar handelt, in den einzelne Sätze des Hippokratestextes eingestreut sind. Bedauerlich ist auch, daß weder die Varianten des griechischen noch die der lateinischen Texte vollständig angegeben sind. In diesen hätte nur dort geändert werden sollen, wo augenscheinlich Schreibfehler der Kopisten vorliegen (so war S. 4, 97 *habenti diem* Ambros. nach dem Paris. *habent ordinem* = ἔχουσι τὴν τάξιν zu ändern: *idiem* aus *ordinem* verschrieben), spätlateinische Formen durften nicht angetastet werden (so das im Paris. öfters vorkommende *fleuma* = *flegma*, vgl. σάγμα = romanisch *sauma, salma, soma; abent* = *habent; actenus* [stets so in beiden *codd.!*]; *cubiles* statt *cubilia; sthomacus* S. 13, 15 [eine im späteren Latein öfters vorkommende Verschiebung der Aspiration]). Verbesserungen zum griechischen und lateinischen Text gedenke ich an anderer Stelle beizusteuern.

Im zweiten Teile gibt der Verf. eine sehr nützliche Zusammenstellung von anderen Bruchstücken alter Hebdomadenlehren, im dritten informiert er uns erschöpfend über den Streit, der sich um diese interessante, aus zwei ursprünglich jedenfalls selbständigen Abschnitten bestehende Schrift dreht (Kapitel 1—11 Kosmologie, von da an Pathologie der Fieber). Die Beziehung von Plato Phaedr. p. 270c auf unsere Schrift erscheint mir sehr zweifelhaft. Die Bezeichnung Ioniens als

eines Zwerchfells (φρένες) möchte ich allerdings mit Roscher (gegen Diels) im altepischen Sinne auffassen, also darin einen Hinweis auf die hohe Intelligenz der Bewohner des Landes sehen; allein damit ist noch nicht gesagt, daß das Werk nicht ganz gut erst im 5. Jahrhundert verfaßt worden sein könnte, und zwar in der knidischen Schule, an die Ilberg denkt. Jedenfalls aber ist es in seinem ersten Teile kein Originalwerk eines milesischen Naturphilosophen, sondern eine von einem Arzte nach medizinischen Gesichtspunkten verfertigte Kompilation alter philosophischer Lehren.

Dem Buche sind drei Register beigegeben. Druckfehler: S. 10 ist das zweite Mikrokosmos in Makrokosmos zu ändern.

Wien. Dr. Karl Mras.

Cratippi Hellenicorum fragmenta Oxyrhynchia. Scholarum in usum edidit J. H. Lipsius. Bonn 1916, Marcus & Weber. 35 S. 1 M. 20 Pf.

Die Sammlung der kleinen Lietzmanntexte hat durch das vorliegende Bändchen, das die berühmten Historikerfragmente Ox. Pap. V Nr. 842 enthält, eine wertvolle Bereicherung erfahren. In der Frage nach dem Verfasser — *adhuc sub iudice lis est* — nimmt L. im Anschluß an die gegenwärtig vorherrschende Ansicht in der knappen, lateinisch geschriebenen Einleitung, die auch die wichtigste Literatur angibt, mit guten Gründen für Kratipp Stellung. Der Text selbst, der in manchen Punkten von überflüssiger philologischer Akribie mit Recht absieht, ist mit ausreichendem kritischen Apparat und ausgeschriebenen Testimonia versehen. An Druckfehlern ist mir nur S. 14 Adn. 20 für 14, S. 15 Adn. *traidit* für *traicit* und S. 30, Z. 25 καταλιπόντ[ες] aufgefallen. Die handliche, vollkommen wissenschaftlich gehaltene Ausgabe des Historikers von Oxyrhynchos — meines Wissens die erste dieser Art — sei hiemit bestens empfohlen.

Wien. Dr. Franz Hornstein.

M. Christian Roses Geistliche Schauspiele S. Theophania und Holofern (1647/48). Von Dr. Heinrich Begemann. Berlin 1914, Weidmann. Sonderabzug der wissenschaftlichen Beilage des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums Neu-Ruppin. 88 S. 2 M.

Der Verf. ist Direktor des Gymnasiums in Neu-Ruppin und es ist anerkennenswert, daß er einem früheren Amtskollegen zu einer literarischen Würdigung verhilft, die ihm sonst nicht so leicht zuteil geworden wäre. Denn M. Christian Rose ist kein hervorragender Dichter und nicht einmal seine Zeit scheint ihn besonders geschätzt zu haben; wenigstens ist nicht bekannt, daß sein zweites Stück, Holofern, jemals wäre aufgeführt worden und das erste Stück, sagt der Verf., scheint, solange es in Wolfenbüttel liegt, noch von niemandem gelesen worden zu sein. Christian Rose (1609—1667) hat als Rektor der Lateinschule in Neu-Ruppin zwei Schauspiele verfaßt, von denen S. Theophania 1646 aufgeführt und das Jahr darauf in Berlin gedruckt wurde; Holofern, das zweite Stück, wurde 1648 durch Vermittlung eines Verwandten Roses in Hamburg gedruckt. Kennzeichnend für die beiden Stücke, die trotz ihrer lateinischen Titel in deutscher Sprache abgefaßt sind und aus rhetorischen Redeübungen seiner Schüler hervorwuchsen, ist die Verwendung der ungebundenen Sprache; wo Lieder untermengt sind, sind sie fremdes Eigentum; die wenigen Lieder, deren Verfasser nicht nachzuweisen sind und die vielleicht auf Rose selbst zurückleiten, zeigen ihren Verfasser als einen durchaus nüchternen Mann, dem wohl jede

poetische Ader gefehlt haben mag, woraus denn auch zu erklären wäre, daß sie so wenig Anklang selbst unter den Zeitgenossen gefunden haben. Der Stil des ersten Stückes, ist, wo sich Rose an die Lutherische Bibel anlehnt, allerdings einfach und klar, dort aber, wo er fürstliche Personen oder Menschen ihrer Umgebung darzustellen versucht, schwulstig und mit Fremdwörtern überladen; wo er Soldaten schildert, wird er roh und weiß nicht leicht in der Ausmalung widerlicher Szenen sich ein Ziel zu setzen. Gern wiederholt er denselben Gedanken, dieselben Dinge in demselben Stück; der Verf. will darin sein Bestreben sehen, auch denen verständlich zu werden, die nicht der ganzen Vorstellung anzuwohnen vermochten; ich sehe darin mehr ein künstlerisches Unvermögen des Dichters oder eine pädagogische Schrulle, die Stellen, auf die es ihm besonders ankam, dem kindlichen Gemüte seiner Schüler möglichst nachdrücklich einzuprägen. S. Theophania ist die Darstellung der Weihnachtsgeschichte ohne ein nachweisbares Vorbild, Holofern dagegen die Geschichte der Judith mit besonderer Benutzung des von Tscherning erweiterten Dramas „Judith" von Martin Opitz, das nur in Prosa umgeschrieben erscheint. Ein Anhang bringt eine Darstellung der Sprache Roses, die allerdings wenig Neues bietet.

Wien. R. Wolkan.

Der Fürstenmeister. Erzählung aus den Tagen Engelberts des Heiligen. Von Emil Frank. (Aus allen Zeiten und Ländern. 24. Band.) Köln, J. P. Bachem. 154 S. Preis geb. 3 M.

Der „Fürstenmeister" ist der aus der Zeit Friedrichs II., des Hohenstaufen, bekannte mächtige Erzbischof von Köln, der infolge Verrates ein trauriges Ende nahm. Die bewegte Zeit ist ganz darnach angetan, ein fesselndes Geschichts- und Kulturbild für die reifere Jugend zu zeichnen. Soweit es die dichterische Kraft des Verf.s gestattete, geschah dies auch.

Charaktere, Sitten und Gebräuche des beginnenden 13. Jahrhunderts, öffentliches und privates Leben runden sich wiederholt zu einem anschaulichen Bilde. Nur was die Dichtungen eines Scheffel, Freytag, Dahn, einer Handel-Mazzetti so packend und genußreich macht, den Stil der dargestellten Zeit anzupassen, das gelingt E. Frank im allgemeinen nicht. Anderseits soll nicht verkannt werden, daß es ihm gelang, das Interesse bis zum Schlusse stetig zu steigern und eine gediegene Jugendschrift zu liefern. Auch die vier Bilder von Fritz Bergen können als gelungen bezeichnet werden.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Gedichte von Ferdinand Sauter. Erste Gesamtausgabe, herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Körner. Mit drei Bildnissen. Wien-Leipzig 1918, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky.

Ein schlanker, geschmackvoll ausgestatteter Band vereint, was von den Gedichten des Wiener Lyrikers neben den kurz nach seinem Tode von Julius von der Traun gesammelt herausgegebenen sich noch auffinden ließ. Ein Salzburger Kind, hat Sauter nach abgebrochenen Studien, etwa 20 Jahre alt, in bescheidenster Lebensstellung in der Kaiserstadt Fuß gefaßt, sich in heißer Liebe ihr zu eigen gegeben und ist ihr bis zu seinem Tode treu geblieben, der ihn 1854 aus einem Leben befreite, das neben ungebundenster Daseinslust und vergeßlichem Leichtsinn (Verkaufts mei G'wand, i fahr in Himmel!") von Selbstanklage, Zerknirschung und tiefer Melancholie zerwühlt war. Lenau, Seidl, Vogl, Anastasius Grün verschmähten nicht die Gesellschaft des anregenden Mannes, Grillparzer schenkte ihm Beachtung, Schwind hat

sein Bild gemalt, das diese Ausgabe ziert. Achtlos verstreute er die Kinder seiner Muse im Kreise von Müßiggängern und zweifelhaften Existenzen, die formvollendet und rasch oft auf die Rückseite von Speisekarten hingeworfen wurden. Schöne, leicht anmutige Lieder und tiefergreifende aus dem Zwiespalt seines Seins geborene reihen sich in dem Bande aneinander und schließen mit kraftvoll gesinnungstüchtigen politischen der Revolutionsjahre, so daß gewiß kein Leser dieses Stück Wiener Kulturgeschichte aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unbewegt aus der Hand legen wird.

Wien. M. Schrutka-Rechtenstamm.

Dr. Fr. Zurbonsen, Wiederholungsfragen und Ausführungen aus der deutschen Literatur in drei Teilen. Dritter Teil: Neueste Zeit (bis zur Gegenwart). Paderborn 1916, Schöningh.

Bücher dieser Art werden trotz der Gegenwehr der Fachkritik nicht alle, weil sie ein gutes Geschäft sind. Sowohl die geistig ganz Armen wie die vollkommen Unfleißigen, die armen Teufel ohne jedes Selbstvertrauen wie die flotten Tagediebe mit dem unstillbaren Schwindelbedürfnis greifen nach ihnen, die einen, weil sie hier fertige Antworten auf allzuneugierige Lehrerfragen schwarz auf weiß zu erwerben meinen, die anderen, weil ein paar Dutzend Seiten in kürzerer Zeit eingepaukt sind, als man zur ehrlichen Lektüre unserer Großen braucht. Beide Gruppen von Benützern werden selbst durch die besten Bücher dieser Gattung in ihrer geistigen Entwicklung eher geschädigt als gefördert. Dazu kommt aber noch, daß die notwendige Kürze solcher Ausführungen vielfach zu Mißverständnissen, Unklarheiten, glatten Unrichtigkeiten führt, die dann der vertrauensselige Schüler büßt. Ich gebe aus dem mir vorliegenden Buche, das sich nur durch hin und wieder zu stark hervortretende Parteifärbung von dem Durchschnitt seiner Art unterscheidet, ein paar besonders grelle Beispiele, ohne mein umfangreiches Register erschöpfen zu wollen: „Uriel Acosta" ist eine Verherrlichung des Philosophen Spinoza (S. 6); Rudolf II. liegt im Streit mit seinem Vetter Matthias; Andreas erkennt (am Schluß des „Treuen Dieners") die Treue seiner edlen Gemahlin (beides S. 17); Hebbels „Aus der Kindheit" ist neckisch (S. 32); „wo es (dem historischen Roman) an geschichtlicher Treue fehlt, fehlt es den Gestalten des Romans an wirklichem Leben" (S. 37; man vergleiche zu dieser kühnen Behauptung etwa den stark unhistorischen „Jürg Jenatsch", den Zurbonsen übrigens auf S. 50 eine Novelle nennt). — Auf S. 38 werden Keller und Storm „überwiegend Versdichter" genannt, aber S. 49 sind sie wieder große Novellisten, S. 39 sind „Die Leute von Seldwyla" ein humoristischer Roman, S. 49 zehn Novellen, S. 42 heißen „Die Ahnen" ein Roman, S. 71 ist das Rezitativ episch, „in der Gegenwart erscheint das dramatische Gebiet mehr vernachlässigt" (S. 96) usw. Wer Ibsens Rosmer und Schönherrs Grutz „üble Vorbilder" nennt, „die ihren sittlichen Bankrott mit Redensarten bemänteln wollen", wer „Hidalla" als Femininum gebraucht, wer Stuckens Drama „Gawein" (richtig: Gawân) als „Kind einer neuen materialistischen Weltanschauung" bezeichnet (alles auf S. 92), wer als Beispiel „sozialer Frauendichtung" die „Ratsmädelgeschichten" der Böhlau anführt (S. 107 f.), der bringt sich in den Verdacht, als kenne er die Bücher überhaupt nicht, über die er redet, und gläubig nachplappernde Schüler in unangenehme Verlegenheiten. — Das Schlechteste an derlei Büchern pflegen aber die Inhaltsangaben zu sein, um derentwillen man sie hauptsächlich kauft. Eine sehr knappe Inhaltsangabe, die doch das Wesentliche eines Werkes aufleuchten läßt, ist nämlich ein viel schwierigeres Ding, als Schüler — und Verfasser von Eselsbrücken gemeiniglich

glauben. Man sehe sich etwa daraufhin die sonderbaren Angaben an, die dieses Buch über Lenaus „Faust“ (S. 18), über „Judith“ (S. 29), „Agnes Bernauer“ (S. 30 f.), „Die Nibelungen“ (S. 31), „Die Journalisten“ (S. 41 f.), „Die drei gerechten Kammacher“ (S. 49), „Jürg Jenatsch“ (S. 50 f.) und „Frau Sorge“ (S. 81) bringt! Über literarische Werturteile sollte man nicht zu engherzig rechten: Aber sind wirklich Hoffmann von Fallersleben und Anastasius Grün bedeutender als Heine (S. 4), der Erstgenannte lebendiger als Herwegh (S. 6), muß „Der Weibsteufel“ einfach mit dem Parteischlagwort „unsittlich“ abgetan werden (S. 92), ist über den Naturalismus (S. 73 f.) oder über Nietzsche (S. 78) noch immer kein gelassenes Urteil möglich? Natürlich stimmt's auch im Detail häufig nicht: Was hat Schubart mit dem Hohentwiel und dem „Ekkehard“ zu schaffen (S. 54)? Wie kann man Rosegger und Anzengruber als „idealistisch“ und „realistisch“ in Gegensatz bringen (S. 64)? Was soll man zu folgenden lapidaren Erkenntnissen sagen: „Die Ereignisse des großen Krieges (von 1870/71) vollzogen sich so beispiellos schnell, daß die Kriegslyrik ihnen nicht zu folgen vermochte“ (S. 65) — oder: „Das Volksstück, im gewöhnlichen Sprachgebrauch schlechtweg Posse genannt“, ... (S. 114)? Dann das leidige Kapitel von dem, was in dem Buch steht und was nicht drin steht: In den Literaturangaben fehlen die beiden Werke der Huch über die Romantik, Richard M. Meyers und Simmels Goethe-Bücher, Kühnemanns Schiller, Ehrhard-Neckers Grillparzer, Werners Hebbel, das „Literarische Echo“ — aber die Engel, Koenig und Leixner sind da! Im Text vermißt man E. Th. Vischer und J. J. David ganz, die historischen Romane der Huch, K. F. Meyers Balladen und lyrische Gedichte, aber vorgeführt werden Wilhelm von Born, Josef Cüppers, Antonie Jüngst, Ludwig Brill, Theodor Herold, Ferdinande von Brackel, Eduard Hlatky (über Spitteler gestellt), Everilda von Pütz, Angelika Harten, Johanna Baltz, Anton Schott, Heinrich Steinhausen, Josef Seeber! Die Flüchtigkeit, mit der gearbeitet wurde, zeigt sich besonders in den vielen falschen Namen und Titeln: Nepomuk Vogl (S. 20), Herr Heinrich saß am Vogelherd (ebd.; heißt richtig „Heinrich der Vogler“), Boltz (in den „Journalisten“, S. 41 f.), Unwirsch (bei Raabe, S. 44), der Albersee in den Salzburger Alpen (S. 57; ist natürlich der Abersee im Salzkammergut), Cola Rienzi (S. 71; richtig: „Rienzi, der letzte der Tribunen“ und vor den „Holländer“ zu stellen), Hendrik Ibsen (S. 74), Hankell (S. 78; richtig Henckell), Hilfe (in den „Webern“, S. 79; richtig: Hilse), Barthels (S. 84 für Bartels), „Die Wieskottens“ (S. 91), „Die jodelnde Schildwache“ (S. 95), Spittler (S. 101), Carmen Silva (S. 109), Volkmer (in Freytags „Ingo“, S. 112; richtig: Volkmar). — Empfehlen kann man das Buch also nicht; aber gekauft wird es leider trotzdem werden.

Wien. Alfred Nathansky.

Auteurs français. Herausgegeben von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Trier, Jakob Lintz, Bd. 21, 22, 23.

Das 21. Bändchen dieser besonders für den Schulgebrauch bestimmten Sammlung ist das erste, das Theaterliteratur bringt. Es enthält fünf kurze Komödien von Autoren des 17. bis 19. Jahrhunderts in vollständiger Wiedergabe. Molières „*Précieuses ridicules*“ und Brueys Bearbeitung der alten Farce „*Avocat Patelin*“ sind gefolgt von Stücken von Picard Marivaux und Musset. Die Auswahl hätte mit Rücksicht auf die notwendige Knappheit kaum besser getroffen werden können, so daß das Bändchen zur Einführung in die komische Theaterliteratur der Franzosen im Schulgebrauch sicher gute Dienste leisten wird. Die Anmerkungen am Schlusse des Buches, die besonders Kulturelles ins Auge fassen, sind reich und übersichtlich.

Mit Band 22 wird die in Band 3 und 11 begonnene Auswahl aus dem französischen Novellenschatz fortgesetzt. Wieder erscheint Mérimée, diesmal mit zwei Proben, darunter „*Mateo Falcone*", sowie, zum ersten Male, Balsac. Die Mehrzahl der Novellen hat historischen Hintergrund, stets ein Vorzug für Jugendlektüre, „*le loutre*" führt uns in die Kreise der lothringischen Landbevölkerung.

Die Anmerkungen würden besser ausnahmslos mit der Seitenzahl des Textes versehen sein; mit der Auswahl der Worterklärungen wird man sich vielleicht nicht immer befreunden können (*déchiqueture, étoupe, roche ventrue* unerklärt, gegenüber erklärtem *éclat, baulieue, blouse*).

Im Anschluß an die Einführung Balsacs wird eine kurze Übersicht über die Weiterentwicklung des modernen französischen Romans gegeben.

Ganz dem provinziellen Leben Frankreichs ist Band 23 gewidmet. Ansprechende „*Contes de Provence*" bilden den Inhalt. Zehn Autoren — nicht sechs, wie der Titel anführt — darunter Mistral und Daudet, sind vertreten mit Prosa und Versen ernsten und heiteren Inhalts. Dialektisches findet gewissenhafte Erläuterung, auf „Land und Leute" wird sorgsam Bedacht genommen.

Der bereits an zahlreichen mittleren Lehranstalten eingeführten Sammlung ist mit Rücksicht auf ihren Inhalt und ihre Ausstattung die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Linz. Wilhelm Orthner.

Bauch, Modern London teaching English History. Verlag Otto Schulze, Cöthen.

Oberlehrer Bauch, der Verfasser des Buches: *Modern London teaching English History*, hat sich die Aufgabe gestellt, mit einer Beschreibung Londons einen fortlaufenden Kursus englischer Geschichte zu verbinden. Der Versuch wird derart unternommen, daß an Orte, Plätze und Verhältnisse des modernen London die geschichtlichen Bemerkungen angeknüpft werden. — Um die Kontinuität seiner historischen Betrachtung nicht zu unterbrechen, war der Verfasser häufig gezwungen, eine Örtlichkeit mit einer historischen Persönlichkeit in Verbindung zu bringen, zwischen denen in Wirklichkeit ein ganz loser Zusammenhang besteht. So sieht man z. B. auf den ersten Blick nicht ein, was "*The Markets of London*" und "*Fishmongers' Hall*" mit Richard II. zu tun haben soll. Nur weil sich im Stiegenhaus der Halle eine Statue "*of Brave Walworth, Lord Mayor*", der den rebellischen Wat Tyler schlug, befindet und diese Empörung in die Zeit Richards II. fiel, wird hier ein Bild dieses Herrschers entworfen. — Es ist ja sicher gut und wichtig, daß unsere Schüler mit Land und Leuten und vor allem mit englischem Volkstum vertraut gemacht werden. Seitdem man dies erkannt, ist man auch ans Werk gegangen, diese Idee in die Tat umzusetzen. So bringt z. B. das Lehrbuch der V. Klasse von Swoboda-Reitterer Abhandlungen über die wichtigsten historischen Denkmäler Londons (Tower, Westminster Abbey, St. Pauls). Und jeder, der unterrichtet hat, weiß, wie schwer es ist, das Interesse der Schüler für Dinge zu erwecken, die sie nie gesehen haben. Wie aber erst mit einer fast bis ins einzelnste gehenden Aufzählung und meist äußerst trockenen Beschreibung alles dessen, was London an geschichtlich denkwürdigen Stätten besitzt! Was die sich daran schließenden Ausführungen historischen Charakters betrifft, so sind sie in der gegebenen Form für Schülerinnen des Lyzeums z. B. unbrauchbar. Es müßte zu der einfachen Aufzählung von Tatsachen das belebende Wort des Lehrers kommen, und dazu ist im Rahmen des jetzigen Unterrichtes keine Zeit. Als Behelf zu Sprechübungen wäre das Buch manchmal recht gut zu verwenden. Einen Zweck jedoch könnte es in vorzüglicher Weise erfüllen und das wäre als Führer für Reisende, die nicht bloß London

besichtigen, sondern auch die geschichtlichen Beziehungen verstehen lernen wollen.

Dem Ziele, das Bauch sich gesteckt hat, sind andere Autoren in den letzten Jahren viel näher gekommen. Ich denke an „*English Life for German Girls*" von Schmelcher, oder an "*Young England*" von Elliot-Weissel. Auch in diesen Büchern erfährt man manches von Londons historischen Denkmälern und seiner Entwicklungsgeschichte, aber man spürt, daß es das London von heute ist, das sich mit dem Ausdruck seiner modernen Umgangssprache an uns richtet. Und diese Art steht in grellem Gegensatz zu Bauchs in trockener, literarischer Sprache gehaltenen *matter-of-fact*-Ausführungen, die ja den erwachsenen Leser über Tatsachen gut informieren werden, das Interesse der Schüler jedoch nicht zu erwecken vermögen.

Wien. Marie Bittner.

Hugo von Hoffmannsthal, Der Tod des Tizian. Ein dramatisches Gedicht, aus dem Deutschen ins Ukrainische übersetzt von Ostap v. Luckyj. „Bibliothek der Weltliteratur" Z. 13. Lemberg 1918, S. 24, 8°.

Der Genannte, ein bekannter ukrainischer Dichter, gibt nach einleitenden Bemerkungen über das Leben Hoffmannsthals, seine Werke und Bedeutung in der Literatur eine mustergültige Übersetzung dieses schönen dramatischen Gedichtes im Versmaß des Originals.

Lemberg. † Dr. Roman Ilewycz.

Ottocar Weber, 1848. Sechs Vorträge. (Auch unter dem Titel: „Aus Natur und Geisteswelt", 53. Bändchen.) Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1918.

Das Büchlein liegt, gewiß ein Zeichen, daß es einem Bedürfnisse entgegenkam, bereits in dritter Auflage vor und verdient seiner Anlage und der Gesamtdarstellung nach die Anerkennung, die ihm hiedurch in der Öffentlichkeit zuteil wurde. In dankenswerter Übersichtlichkeit schildert der Verf. in sechs größeren Abschnitten die Ursachen, die zu der Revolution von 1848 in den einzelnen Ländern des Westens und der Mitte, zum Teil auch im Süden Europas geführt haben, um dann den Gang der Ereignisse vornehmlich in Deutschland und Österreich zu zeichnen. Wie der Beginn uns nach Frankreich führt, so ist auch das Ende dort zu suchen. Mit großem Geschick ist aus der Fülle des Stoffes das Unwesentliche ausgeschieden und das Wichtigere bei aller Knappheit der Darstellung so behandelt, daß nichts Bedeutenderes übersehen ist. Herauszuheben sind die Schilderungen allgemeiner Zustände, die Charakteristiken einzelner Persönlichkeiten, unter denen namentlich die des Kaisers Franz genannt werden soll. Aber auch im übrigen wird man eine umsichtige Behandlung des geschichtlichen Stoffes wahrnehmen; und dürfen hier z. B. auf die Darstellung der Verhältnisse im Proletariat (S. 29 u. a.) der einzelnen Länder hinweisen. Das Büchlein ist jedenfalls gehaltvoller als andere, die in gleichem Verlag und derselben Sammlung über historische Dinge Auskunft geben. Die Schilderung ist bei aller Sachlichkeit eine lebhafte.

Graz. J. Loserth.

Otto von Bismarck 1815—1915. Von Rudolf Thiele. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1915. Geh. 2 Mk., geb. 2 Mk. 50 Pf.

Thiele ist Gymnasialprofessor in Stettin und will sich mit dem vorliegenden Buche, das der Bismarck-Jahrhundertfeier sein Entstehen

verdankt, in erster Linie an die reiferen Schüler der höheren Lehranstalten wenden. Auf Grund recht eingehender Studien und liebevoller Versenkung in die reiche Bismarckliteratur hat der Verfasser denn auch ein im Ton und Inhalt seinen Zweck trefflich erfüllendes Werkchen geschaffen, das sich insbesondere für Schülerbüchereien eignet. In dankenswerter Weise wird namentlich auch der Abschluß des deutschösterreichischen Bündnisses als eine der bedeutendsten Taten des Altreichskanzlers gewürdigt.

Wien. B. Imendörffer.

G. Freytags Karte von Deutschösterreich, mit Angabe der Wahlkreiseinteilung. Maßstab 1:1,500.000. Preis 1 K 50 h (80 Pf.). Verlag Freytag & Berndt, Wien.

Diese erste politische Karte Deutschösterreichs soll vor allem der Darstellung der Wahlkreise für die Nationalversammlung dienen, die durch Grenzlinien und Namensaufdruck bezeichnet sind. Ein Nebenkärtchen zeigt die Wahlkreiseinteilung Wiens. Angaben über den Ausfall der letzten Reichsratswahlen 1911 und über Einwohnerzahl und Zahl der Mandate der einzelnen Wahlkreise machen die Karte zu einem höchst brauchbaren Hilfsmittel für jeden, der Teilnahme für politische Dinge hat.

Wien. B. Imendörffer.

G. Freytags Völkerkarte von Europa. Maßstab 1:7,500.000. Bearbeitet von Dr. Arthur Haberlandt, Privatdozenten für Ethnographie. Mit einem erläuternden Text. 2. Auflage. Preis 5 K (3 M. 50 Pf.). Verlag Freytag & Berndt, Wien.

Vorliegende Karte, offenbar infolge der Kriegsnöte auf die Rückseite des Ausschnittes einer Schulwandkarte gedruckt, gibt eine recht genaue Übersicht der Verteilung sämtlicher in Europa wohnender Volksstämme. Die Farbengebung ist übersichtlich und läßt die in groben Zügen gegebenen Sprachgrenzen gut hervortreten. Der Legende sind entsprechende statistische Zahlen beigegeben, der erläuternde Text erleichtert den Gebrauch der Karte und gibt dankenswerte Anregungen.

Wien. B. Imendörffer.

Dr. Fritz Machatschek, Gletscherkunde. 154 Bd. der Sammlung Göschen. 2. Auflage. Berlin und Leipzig, 1917. G. J. Göschen. 118 S.

Die Gliederung und Anordnung des Stoffes blieb dieselbe wie in der ersten Auflage. Der letzte Abschnitt über die Eiszeit wurde weggelassen, da Werth in derselben Sammlung das Eiszeitalter behandelt. Die Tafeln, um fünf vermehrt, sind nunmehr am Schlusse des Bändchens vereint. Der Text ist im großen und ganzen unverändert. In einzelnen Punkten, wie namentlich im Rahmen der Würdigung des Gletschereises und der Entstehung der Gletscherbewegung, wurden Änderungen vorgenommen, um dem neuesten Stande der Forschung Rechnung zu tragen.

Innsbruck. J. Müllner.

Ebene und sphärische Trigonometrie. Von Dr phil Gerhard Hessenberg, ord. Professor an der königl. Technischen Hochschule in Breslau. Mit 59 Figuren. (Sammlung Göschen, 99. Bd.) Dritte, neubearbeitete Auflage; durchgesehener Neudruck, Berlin und Leipzig 1917, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Sammlung von Aufgaben aus der Stereometrie. Von Prof. Dr. Robert Glaser an der Höheren Maschinenbauschule in Eßlingen a. N. Mit 54 Figuren. (Sammlung Göschen, 779. Bd.) Berlin und Leipzig 1917.

Die Trigonometrie ist eine präzise Darstellung dieses Gegenstandes. Die Ausdrucksweise ist scharf und klar, die Beweise sind korrekt, mitunter etwas umständlich, wie der Beweis der Additionstheoreme. Das Büchlein kann jedermann nützen, der die Trigonometrie tiefer erfaßt und sich über die Tragweite der einzelnen Sätze belehren lassen will. Es kann jedem Gymnasiasten empfohlen werden.

Die Aufgaben der Stereometrie sind eine fleißige Sammlung. Wiederholt stellen mehrere Aufgaben mit leichten Abänderungen dieselbe Frage. Besondere Anregungen werden nirgends angestrebt. Wer diese Aufgaben durcharbeitet, wird auch ohne viel Verständnis durch Fleiß schließlich dazu kommen, mit den angelernten Methoden etwas machen zu können. Das Büchlein wäre ein nützlicher Behelf für Werkmeister- und Realschulen.

Wien. Suppantschitsch.

Sigbert Genelin, Das chemische Praktikum, anschließend an den obligaten Unterricht in der anorganischen Chemie, in Form von Eprouvettenversuchen, nebst einer kleinen Anleitung zum Analysieren. Wien 1915, Pichlers Witwe & Sohn. 94 S. 8°.

In kurz gehaltener und klarer Sprache wird eine große Menge interessanten Stoffes zur Darstellung gebracht. Verf. will, daß im Praktikum das in der Schule Gelernte wiederholt und erprobt werde. Die Übungen sollen sich daher an den Klassenunterricht anschließen und zur Ausführung der Schülerversuche die Hilfsmittel fast allein benützt werden, die an den meisten Schülerlaboratorien für analytische Arbeiten bereit stehen. Die Versuche sind recht gut beschrieben. Sehr ausgiebig wird im Text zu Betrachtungen über den Verlauf der Reaktionen aufgefordert. Zum Erfassen der Vorgänge wird die Art der Verwendung von Gleichungen ganz erheblich beitragen.

Das Büchlein erscheint auch geeignet, dem Schüler als Behelf beim Wiederholen des im obligaten Unterricht durchgenommenen Lehrstoffes zu dienen. Den Metalloiden sind 47, den Metallen 29 Seiten zugewiesen; auf 12 Seiten wird die „Analyse einfacher Metallsalze" behandelt.

Die analytischen Übungen sollen erst gegen Ende des 2. Semesters begonnen und auch in der 6. Klasse fortgesetzt werden, besonders dann, wenn in dieser Klasse für die Übungsstunden des organischen Praktikums nichts mit dem Unterrichte Zusammenhängendes gefunden werden kann. Auf diese Analyse einfacher Metallsalze wird in den beiden anderen Teilen des Büchleins, die von den Metalloiden und Metallen handeln, zielbewußt vorbereitet.

Die dem Ganzen angehängten Abschnitte: „Von der Konzentration der Reagentien" und „Angabe gebräuchlicher Konzentrationen für chemisch reine Reagentien" sind als recht angenehme Beigaben zu bezeichnen.

Das Papier ist gut, der Druck scharf. Verf. sollte eine ähnlich gearbeitete Anleitung auch für das organische Praktikum in Angriff nehmen.

Wien. Joh. A. Kail.

Nekrolog.

Gustav Waniek.

Ein Gedenkblatt.

Am 8. Dezember 1918 erlitt das damalige Sophiengymnasium in Wien und mit ihm die deutschösterreichische Mittelschule und Gelehrtenwelt einen schweren Verlust durch den Hingang eines ihrer Besten, des Regierungsrates Dr. Gustav Waniek.

Nahezu ein Vierteljahrhundert stand er als kraftvoller Führer und Leiter dieser Anstalt vor und fast bis zum letzten Augenblick hat er ausgehalten an der Stätte seiner segensreichen Tätigkeit, bis endlich der mahnende Tod ihn von hinnen rief. Es war in den letzten Tagen des Novembers, als sich der Nimmermüde von den Geschäften zurückzog, einfach deshalb, weil der besorgte Arzt, der vielleicht das nahe Ende voraussah, sein Machtwort gesprochen hatte. — Er kehrte nicht wieder. — Als wir am 9. Dezember zur Schule kamen, wehte uns die Trauerfahne entgegen und wir wußten, daß unsere Befürchtung zur Wahrheit geworden. Am 10. Dezember, einem regenschaurigen Herbsttag, haben wir, Lehrer und Schüler, Angehörige und Freunde ihm das letzte Geleite gegeben und den Rastlosen zur letzten Ruhe gebettet.

Direktoren mit langer Dienstzeit hat es viele gegeben und das Ausharren im Amte bis zur letzten Stunde mag allein noch nicht den Maßstab für Größe und Bedeutung ergeben. Aber zu den Seltenheiten gehört eine Gestalt, die noch am Abend nach langem, rastlosem Arbeitstag sich die Jugend des Herzens und die Helle und Klarheit eines nie versagenden Verstandes erhalten und sich in die Neige der Jahre das kostbare Gut eines kraftvollen Humors und einer heiteren Resignation gerettet hat, die Goethe als wünschenswertes Menschenziel betont. Eine solche Gestalt war Gustav Waniek. Für ihn war Beruf Leben, lebendiges Schaffen und Gestalten. So haben ihn seine zahllosen Schüler gekannt, so mußten ihn diejenigen erkennen, die das Glück hatten, unter seiner Leitung und Führung die Jugend zu leiten und zu führen. Solche Menschen, wie Gustav Waniek einer gewesen, erschöpfen sich auch nicht in ihrem Beruf, erlahmen auch nicht in ihrer Tätigkeit, eben weil sie keine Schablonenmenschen sind. Für sie ist der Beruf nicht die bestimmte Seite ihres Wesens, nach der allein sie wirken und schaffen können, sondern eine Seite ihres reichen Innenlebens, dessen letztes und höchstes Ziel es doch immer ist: ein ganzer Mensch zu sein. Und so war es stets ein Glück für die Jugend und eine besondere Wohltat, wenn sie Gustav Waniek zum Lehrer erhielt.

Gustav Waniek[1]) wurde am 6. September 1849 zu Biala in Galizien geboren. In kleinen Verhältnissen aufgewachsen, lernte er frühzeitig das Leben von seiner rauhen und harten Seite kennen, ein Umstand, der wohl auch dazu beitrug, schon den Heranwachsenden zu Ernst, Pflichtbewußtsein und Selbständigkeit zu erziehen. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Teschen widmete er sich in den Jahren 1868—1872 historischen, philologischen und germanistischen Studien an der Universität in Wien, wobei er namentlich von Wilhelm Scherer nachhaltige Anregungen erhielt. Im Jahre 1872 wurde er an die Oberrealschule in Bielitz, 1873 an die dortige Lehrerbildungsanstalt berufen. Im Jahre 1875 trat er an das Staatsgymnasium in Bielitz und damit in den Staatsdienst über. 1884 wurde er zum Direktor an dieser Anstalt ernannt und war in dieser Stellung seit dem Jahre 1888 auch als Mitglied des schlesischen Landesschulrates tätig. 1895 wurde er zum

[1]) Daten verdanke ich seinem Sohne Herrn Dr. Wolfgang Waniek.

Leiter des Staatsgymnasiums im zweiten Bezirk in Wien, des nachmaligen Sophiengymnasiums, berufen, einer Anstalt, der er bis zu seinem Tode angehörte. In den schweren Kriegsjahren von 1914 an übernahm er auch noch die Leitung des Parallelkurses am genannten Gymnasium, der den Flüchtlingen aus Galizien und der Bukowina Gelegenheit gab, ihre Studien in Wien fortzusetzen. So lastete in den letzten Lebensjahren auf Wanieks Schultern doppelte und dreifache Arbeit. Aber wie groß auch die Last, aufrecht stand er bis zum Ende.

Wer ihn gekannt hat, den eher kleinen Mann mit den breiten Schultern, dem mächtigen Kopf, der von einem kurzen Vollbart umrahmt war und aus dem zwei kluge graue Augen blitzten, wer sich seiner Stimme erinnert, in der sich Klarheit, Wohllaut und Nachdruck harmonisch vereinten, der wird das Gewinnende und Kraftvolle dieser Gestalt nicht vergessen. Mochte Waniek in zusammenhängender Rede beim Unterricht, mochte er im Zwiegespräch oder in einer Konferenz und Versammlung sich geäußert haben, immer war der Eindruck zwingend und stark. Und wenn Wissen, Wohllaut und überzeugende Kraft die Seele seiner Rede waren, so waren sie auch nicht minder die seiner Feder. Außer zahlreichen kleineren Schriften und Referaten, die seinen Weitblick und seine gediegene Sachlichkeit bekunden, hat uns Waniek in bedeutenden Werken ein Erbe hinterlassen, das ein Wort seines Lehrers Wilhelm Scherer bestätigt, der dem jungen Waniek eine segensreiche Zukunft auf dem Felde der Wissenschaft prophezeihte. Und Waniek hätte, dem aufmunternden Wort aus solchem Munde folgend, sich der akademischen Laufbahn zugewendet, wenn ihm nicht Scherer selbst bei der Kargheit, mit der Waniek an äußeren Glücksgütern bedacht war, davon abgeraten und ihn auf die Bahn des Gymnasiallehrers gewiesen hätte. Seine Dissertationsschrift erschien erweitert im Jahre 1882 bei Breitkopf in Leipzig unter dem Titel: „Immanuel Pyra und sein Einfluß auf die Dichter des 18. Jahrhunderts". Wieder war es kein Geringerer als Wilhelm Scherer, der die Monographie als „vortrefflich" bezeichnete. 1889 bearbeitete er für die allgemeine deutsche Biographie einen Lebensabriß Johann Joachim Schwabes, des Herausgebers der moralischen Monatsschrift vom Jahre 1741: „Belustigungen des Verstandes und Witzes". Wanieks Hauptwerk aber ist: „Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit", Leipzig 1897. Damit hat sich Waniek unbestritten als einer der besten Kenner Gottscheds und seiner Zeit eingeführt.

Zeichnen sich die genannten Werke Wanieks durch umfassendes Wissen und seltene Beherrschung des oft spröden Stoffes aus, so bewundern wir in den folgenden Erscheinungen die seltene Erfassung der Eigenart eines Dichters, der von jeher zu seinen Lieblingen zu gehören schien. Schon im Jahre 1893 erschien in Bielitz, an dessen Gymnasium Waniek Direktor war, die Schrift: „Grillparzer unter Goethes Einfluß", nach dem der Verf. im Jahre 1891 in der Festrede zum hundertsten Geburtstage des Dichters das Andenken des Großen vor zahlreicher Hörerschaft in Bielitz-Biala gefeiert hatte. Hier wie in seinen Schulausgaben von Werken Grillparzers verrät sich der Verf. als dessen gründlicher Kenner und Erklärer. Hier offenbart sich sein umfassendes Wissen, sein tiefes Verständnis und Erfassen der Eigenart des heimischen Dichters.

Auch der Liebe zu seiner engeren Heimat hat seine wissenschaftliche Tätigkeit ihren Tribut gezollt. So erschien in Bielitz 1880: „Zum Vokalismus der schlesischen Mundart. Ein Beitrag zur deutschen Dialektforschung", ferner „Dialekte der Deutschen in Mähren", „Dialekte der Deutschen in Schlesien", und die „Deutsche Literatur in Schlesien", diese drei Abhandlungen gedruckt in dem Werke: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild".

Im Jahre 1914 erschien in A. Scheindlers „Praktischer Methodik für den höheren Unterricht“, die „Methodik des Unterrichts in der deutschen Sprache“ von ihm und Dr. Richard Findeis. Waniek war die Aufgabe zugefallen, den ersten Teil: „Die deutsche Sprache als Unterrichtssprache“ zu behandeln. Man hatte den rechten Mann gewählt. Der junge Lehrer und der Vorgeschrittene werden dieses Buch mit Vergnügen und zu großem eigenen Nutzen lesen und nicht nur die reiche Erfahrung, sondern auch den Geist des feinen Ästhetikers und Künstlers bewundern, der sie daraus anspricht.

Und diesen Geist wird auch jeder an ihm willig erkennen, der ihn als Lehrer richtig verstanden hat. Wie seinen zahllosen dankbaren Schülern wird es allen denjenigen ergehen, die Gelegenheit hatten, seine Meinungen in Dingen des Unterrichts, der Kunst und der Wissenschaft zu hören. Wer eine Reifeprüfung unter dem Vorsitz Wanieks erlebt hat, wer sich daran erinnert, wie Waniek die Prüfung aus dem Deutschen selbst übernahm und durch klare Fragestellung den Kandidaten bis zu den verborgensten Schönheiten eines Dichterwerkes führte und dem Schöpfer bis in die Tiefen seiner Seele folgte, der wird diesen erhebenden Eindruck stets bewahren. Er war eben auch hier wie immer nicht bloß der „Fachmann“, nicht der „Vorsitzende“, sondern der ganze Mensch voll Wissen und Tiefe, voll hoher Achtung vor wahrer Kunst.

Auf Wahrheit war sein Sinn gestellt, sein Suchen und Streben gerichtet. Phrase und Zopf waren ihm verhaßt. Und er schätzte das Wahre auch im Überschwang der Jugend, deren oft übers Ziel schießende Bestrebungen er mit dem Wohlwollen des reifen und erfahrenen Mannes in die richtigen Grenzen zu weisen verstand.

Alle diese strengen Eigenschaften des echten Mannes waren von einer rührenden Schlichtheit getragen. Wer Gustav Waniek recht kannte, der wußte auch, was für ein reiches Herz in seiner Brust schlug. Freilich saß es ihm nicht auf der Zunge, sondern offenbarte sich vornehm wieder nur echtem und wahrem Gefühl.

Was er an Liebe dem einzelnen gegeben hat, das dehnte er aus auf sein geliebtes deutsches Vaterland. Treu hing er an der Scholle, die ihn geboren, warm und echt war seine Liebe zur Heimat. Wie sein Lieblingsdichter liebte er sie und litt unter deren Mängeln und Fehlern, wie Grillparzer hätte er gern gelobt und gepriesen, wie jener vergoß er — ganz im stillen — bittere Tränen um sein sinkendes Vaterland.

Noch hat ihn das Schicksal den Zusammenbruch erleben lassen, aber ihn auszukosten, wie es uns, den Überlebenden, beschieden ist, blieb ihm erspart. Mild entrückte ihn der Tod, um ihn, den Kraftfrohen, vor langem Siechtum und den Bitternissen einer dunklen Zukunft seines Vaterlandes zu bewahren.

Wien. Dr. Rudolf Stagl.

Von der Schriftleitung am 26. März 1920 erledigt.

Jos. Feichtingers Erben, Linz. 20 1264

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Volkskundliches bei Homer[1]).

Wie stark und lebendig der Wirklichkeitsgehalt der Homerischen Gesänge sei, darüber hat uns die Altertumskunde längst überraschende Aufklärung geboten.

Das höfische Leben jener Zeiten, seine prunkvollen Paläste, schimmernde Waffen und Geschmeide hat sie in der letztvergangenen Zeit wieder unseren staunenden und bewundernden Blicken enthüllt und unverlöschlich ist das Verdienst des Gedankenschwunges A. Schliemanns, jenes Mannes, der, begeistert von den Heldengesängen jener Zeit, auszog, ihre Welt zu suchen, die er, mögen auch Irrtümer in der Auslegung seiner Entdeckungen im einzelnen zu berichtigen gewesen sein — leibhaftig wieder erstehen ließ.

Längst auch sind die Daseinsformen der homerischen Welt kultur- und sittengeschichtlich gedeutet und gewertet worden. Von hoher Gesinnung und dichterischem Schwung getragen, wie etwa in dem klassischen Werk von E. Buchholz fassen diese Untersuchungen, soweit sie das Werk Homers als Kulturgemälde betrachten, Sinn und Gehaben jener Zeit vor allem in ihren „allgemein menschlichen“ Zügen ins Auge und wägen die Worte des Dichters nach diesen Maßen[2]).

Seine hohe menschlich warme Gesinnung zu verkennen, wäre sicherlich irrig, gewiß wurzelt aber anderseits die Dichtung viel fester in einer eigenartigen volkstümlichen Wirklichkeit als dies eine den „menschlichen“ Kern allein suchende Betrachtung erkennen läßt. Das Menschliche ist auch hier vielmehr wie überall in ganz bestimmte volksmäßige und gesellschaftliche Züge gebannt und eine vergleichend volkskundliche Betrachtung ver-

---

[1]) Vortrag, gehalten im „*Eranos Vindobonensis*“ Februar 1918.

[2]) E. Buchholz, Die Homerischen Realien, 3 Bände. Leipzig 1881. Kulturgeschichtliche Einzelheiten in feinster Vergeistigung vgl. bei V. Hehn: Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach ... Europa. 9 Auflagen.

mag, meine ich, sogar an sich unbedeutende Einzelzüge in ein bestimmtes Völkerwesen, einen bestimmten Kulturkreis einzuordnen. Vor allem sind es Züge des mittelländischen oder wenn man will südosteuropäischen Volks- und Kulturkreises, die hier in historischer Erkennbarkeit vorliegen.

Noch heute lebt ja — etwa in Albanien, wie neuerlich Dr. Max Lambertz gezeigt hat — homerischer Dichtergeist fort; mit einer Anrufung der Muse vom Berge, die ihn beschützt, beginnt der Sänger (Guslar) dort seine Lieder im Kreise der Männer; was er schildert, sind Kämpfe der Helden: ein grimmes Scheltduett geht diesen in der Regel voran, dann sinken sie dahin und um sie geht Trauer und Totenklage. Zum Rate versammeln sich auch hier noch am bestimmten Platz auf ihren Sitzen die Männer und Führer des Volkes in den Versammlungen und die Rede geht um, lebendig bewegt in Form und Gehaben wie in jenen alten Zeiten[3]). Dies der Boden, der Geist, aus dem derlei Dichtung erwachsen sein mag.

Ein Kernstück dessen, was ich ihre „historische Treue“ aus bestimmten Tagen der Vergangenheit nennen möchte, sehe ich vor allem in dem Stück Ilias IV, 256ff.: Agamemnon ruft das Heer zur Schlacht auf. Da erreicht er zu allererst die reisigen Scharen der Kreter und beginnt schnell zu Idomeneus mit freundlicher Rede:

> „Du Idomeneus, bist vor den Reisigen allen geehrt mir,
> Du im Kriege sowohl als sonst bei jedem Geschäfte“

und findet für ihn, den mächtigen Herrscher, die auszeichnendsten Worte. Er geht dann weiter zu den beiden Ajas usw. Zuletzt erst kommt er zu den Athenern und Kephallenern, die, geschart um Odysseus, abwartend stehen, bis andere das Treffen anheben.

Unmutig spricht er sie an und finster, „in stolzer Unabhängigkeit“ mögen wir sagen, antwortet ihm Odysseus. Eng verbunden durch ihre Kultur erscheinen Argolis und Kreta, dessen ruhmvoller Fürst im Kernpunkte des damaligen Kulturlebens gestanden sein muß, wogegen die Inselbewohner des fernen Nordwestens auf ihrem ziegenbekletterten Felseneiland kaum noch politisch zu dem gerechnet erscheinen, was Homer formelhaft die Achäer nennt, und nur Hilfsvölker im entbrannten Kampfe sind und sein wollen.

Dem sei ein anderes, ein gesellschaftliches Bild gegenübergestellt, in dem freilich, wie auch sonst vielfach, der Dichtergeist schon zu starker Umwertung des Volksempfindens alter Überlieferung herangereift erscheint: es sind die ungemein charakteristischen Episoden der Odyssee, als deren Träger Eumaios, der gute Sauhirt, und Melanthios, der böse Ziegenhirt, uns ent-

---

[3]) Dr. M. Lambertz, Die Volkspoesie der Albaner. Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Heft VI. Sarajevo 1917.

gegentritt. Nebenbei sei bemerkt, daß die Lebenshaltung dieser gewiß auf bescheidenerem Fuße lebenden Dienerschaft stark formelhaft in „höfische“ Sitte übersetzt erscheint; woher stammt aber überhaupt die Gegensätzlichkeit des Ziegen- und des Sauhirten? Dem liegt offenbar der Berufsgeist und das aus ihm abgeleitete Volksempfinden zu Grunde (vgl. Odyssee XIV, XVII, 200ff. usw.).

Die Schweinezucht in großen wohlgeordneten Anwesen ist seit alters herrische Sitte. Sie ist es auf der Balkanhalbinsel bis in das byzantinische Mittelalter verblieben. So sind die Schweinehirten seit alters gleichsam Hofleute, erzogen in der Furcht des Herrn, ihm anhänglich und treu ergeben. Sein ist das Brot, das sie essen, und ihm verdanken sie ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft[4]).

Dagegen ist der Ziegenhirt ein unsteter Geselle gleich seinen Schützlingen. Er ist der Vertreter einer ganz anderen, einer viel älteren und urtümlicheren Wirtschaftsform, die ungebändigt in die neue Zeit und Gesellschaftsordnung hereinragt. Sein Reich ist wie vor alters die freie steinige Felsweide, in der er sorglos „kulturfremd“ herumklettert, an die höfische Zucht und Ordnung gewöhnt er sich nimmer; daher die Leichtigkeit, mit der er die Herrschaft wechselt und an neue Machthaber sich anbequemt.

In unverfälschter Reinheit tritt dieses Hirtenleben, das der Bevölkerung der Karstgebiete Illyriens und Griechenlands noch heute ihre charakteristischen Züge gibt, in der Polyphem-(Cyclopen-)Sage entgegen, und man meint, montenegrinisches oder süditalisches Hirtenwesen vor sich zu haben, wenn man von den langgezogenen Rufen von Höhle zu Höhle, der Unabhängigkeit ihres Lebens und ihren urtümlichen Behausungen liest. Höhlen und Pferche oder Steingehege dienen noch heute im Zetatale in Montenegro und anderwärts dem Vieh zum Unterschlupf (vgl. Od. IX, 181ff.)[5]).

Auch gewisse Behelfe der Milchwirtschaft scheinen hier unverändert erhalten, so die geflochtenen Darren und Körbe zum Trocknen des Käses, wogegen man in den nordalpinen Ländern vielfach seit Römerzeit Holzformen hiefür verwendet.

Auch ein Behelf der Gartenarbeit bei Homer mag in gewissem Sinne durch die neuere Volkskunde einer genaueren Deutung zugeführt werden. An der höchst altertümlichen Tracht des Laertes fallen zunächst die ledernen Beinschienen auf, die er „dem ritzenden Dorne zur Abwehr“ trägt (Od. IV, 226ff.). Es braucht hier nicht an Verkümmerung metallener Wehr gedacht zu werden; derlei Beinschutz kehrt in verschiedenen Stoffen in Graslandschaften oder gestrüppbewachsenen Gebieten häu-

[4]) C. Jireček, Geschichte der Serben. Bd. I. Gotha 1911. S. 148.

[5]) Dr. A. Haberlandt, Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Volkskunde von Montenegro, Albanien und Serbien. Wien 1917. S. 18.

fig wieder, so in Hinterindien, in Mittelafrika; zudem bewegen wir uns hier im Gebiete der Gamaschentracht; aus Syrien wurden zur Blütezeit des römischen Reiches Gamaschen für Sklaven im ganzen Umkreis seines Herrschaftsbereiches bezogen; so möchte ich diese Beinschienen als durchaus volkstümliche Trachtenform ansehen[6]).

Weitaus seltsamer muten die Handschuhe an, die er an den Händen — „vor Stachelgewächs" — trägt. Waren dies Handschuhe in unserem Sinn? Wenn wir unter den Volkstrachten Südosteuropas Umschau halten, so scheint dies ziemlich unwahrscheinlich. Im besonderen kennen die slawischen Volkstrachten hier und in Osteuropa Handschuhe und Fäustlinge sehr wohl; sie sind aus Schafwolle in höchst altertümlicher Musterung bunt gestrickt, bleiben aber allgemein den Frauen als Wintertracht vorbehalten. Bei der Feldarbeit begegnet man ihnen niemals.

Im Altertum erwähnt Plinius Handschuhe, die zum Ernten des Spartgrases gebräuchlich sind, doch ist auch dort über die Art derselben nichts zu entnehmen. Meines Erachtens handelt es sich hier um einen etwas andersartigen Handschutz, den wir in ähnlichen Formen heute von Kleinasien bis Afrika verfolgen können: es ist dies eine hölzerne Fingerhülle, die dazu dient, die linke Hand und besonders den Handrücken beim Umgreifen des Grases oder der Erntegarbe und dem Schneiden derselben mit der Sichel vor Verletzung zu schützen.

So finden wir nach v. Luschan in Kleinasien eine hölzerne Dülle für die vier Greiffinger bei den Jürüken, einem höchst altertümlichen türkischen Wanderhirtenstamm, in Verwendung. Durch Herrn Geheimrat v. Luschan aufmerksam gemacht, habe ich selbst eine ähnliche Vorrichtung — vier zylindrische Rohrhülsen, je mit einer zungenartigen Verlängerung auf der Handrückenseite über die Finger gesteckt — in Sizilien und Tunis gleichartig erfragt, und einen ähnlichen Handschutz erwähnt C. Jireček von Bulgarien. Hier wurde er unter dem Namen „palamarka" oder „palamidarka" schon von mitteleuropäischen Reisenden des 16. und 17. Jahrhunderts festgestellt[7]).

In dem Namen findet sich deutlich der griechische Stamm „*παλάμ-η*", der zweite dürfte *arc-eo* sein; die Bildung ist wohl kaum eine sehr alte. Sicher handelt es sich aber um einen höchst altertümlichen Behelf der Feldarbeit der Mittelmeerländer und ich glaube, daß wir den homerischen Handschutz in seiner Ahnenreihe unterbringen können.

Auch des schönen Vergleichs von der Bewässerung der Felder ist hier zu gedenken (Ilias XXI, 257):

---

[6]) J. Marquardt-Mommsen, Handbuch der römischen Altertümer: Das Privatleben der Römer. Bd. II, 500 ff.

[7]) C. Jireček, Das Fürstentum Bulgarien. Wien 1891. S. 174. — F. v. Luschan und Petersen, Reisen im südwestlichen Kleinasien.

„Wie wenn ein wässernder Mann von des Bergquells dunkelem Sprudel
Über Saat und Gärten den Lauf der Gewässer daherführt
Und mit der Hack' in den Händen den Schutt wegräumt aus der Rinne"

und das sprudelnde Wasser ihm dann unter der Arbeit voraneilt, so verfolgt der feurige Simoeis den flüchtenden Achilleus.

Es ist dies wohl der älteste Beleg für die mittelländische Bewässerungskultur in diesen Gebieten und die Schilderung ist so lebendig, wie das Bild dieser Arbeit sich heute noch in jenem Bereich an schuttbedecktem Gehänge bieten mag. Im übrigen ist es wohl überflüssig, hier noch andere allgemeine Feststellungen zum Landbau zu bieten, sie sind kulturgeschichtlich längst verarbeitet worden.

Immerhin treten noch andere charakteristische Einzelzüge volkstümlicher Art in der Dichtung zu Tage; voll von ihnen ist die Schilderung der Phäaken.

Es ist dem Verfasser persönlich widerfahren, daß er in Montenegro zum Verweilen im Schutze des Hauses aufgefordert wurde; da setzte sich die Frau zum Feuer, hub an zu spinnen und dann kam die Frage: „Wer bist du, woher kommst du?" ganz wie in jenen Zeiten (vgl. Od. VI, 305ff.)[8].

Dabei ward aber auch klar, warum die Frauen beim Feuer sitzend spinnen, wie dies von Arete erzählt wird.

Der Faden wird hiebei nahe zur Flamme gebracht, um die Härchen abzusengen und so das Garn glatter und gleichförmiger werden zu lassen.

Wolle, Spindel und Garn werden noch heute in ganz Südosteuropa wie ehedem in einem Körbchen von den Frauen aufbewahrt, das bei der Arbeit neben ihnen steht. Od. passim.

Sehr bemerkenswert ist es ferner, daß auch die heutige Kopftracht der Frauen der Balkanhalbinsel ihrem Aufbau nach mit dem homerischen Frauenputz übereinstimmt.

Sie besteht im Wesen aus einer Haarbinde (ἄμπυξ), Haube (κεκρύφαλος), einem Band (πλεκτὴ ἀναδέσμη) und dem Schleier. Dem gegenüber wird die Frisur der griechisch-orthodoxen Frauen heute in der Art vollzogen, daß das Haar nach rückwärts gestrichen und auf dem Scheitel aufgebauscht wird. Um diesen Schopf und Strähn wird eine schmälere Binde oder ein Tuch in der Art geschlagen, daß ein hörnerartiger Aufbau über der Stirn entsteht, der stellenweise noch durch ein zweites Tuch umschnürt, bzw. überdeckt wird. Oder es wird die Haarbinde meist durch ein strangförmig gerolltes, horizontal umgeschlun-

---

2 Bde. 1881. Bd. II. — F. v. Luschan, Zusammenhänge und Konvergenz. Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien, Bd. 48, 1918, s. v. Fingerschutz. — M. Feldhaus, Die Technik der Vorzeit usw., Leipzig 1914, s. v. Handschuhe.

[8]) Haberlandt a. a. O., S. 35.

genes Schleiertuch festgehalten. Ob hiezu allgemein noch ein besonderer Schleier tritt, habe ich nicht feststellen können. Sicher ist dies in der Brauttracht und bei feierlichen Gelegenheiten der Fall. Immerhin stimmt dieser Aufbau, der übrigens am ursprünglich etruskischen „Tutulus“ der römischen Matronen wiederkehrt, wie schon E. Buchholz hervorhebt, ganz auffällig mit der homerischen Tracht überein, und neuerdings konnte ich ihn auch an einem südrussischen Grabdenkmal auf einem Kurgan nach einer Skizze von F. R. Aspelin mit voller Deutlichkeit feststellen, und zwar handelt es sich um eine bronzezeitlich (vor 300 v. Chr.) anzusetzende Steinfigur. Auch die hochgespitzte Haubenform der finnisch-ugrischen Völker geht entwicklungsgeschichtlich auf dieselben Bestandteile zurück.

So handelt es sich, wie anderwärts ausgeführt, sicher um eine altverbreitete südeuropäische und südosteuropäische Trachtenform. Was die πλεκτὴ ἀναδέσμη betrifft, so denke ich, wenn hier damit nicht etwa die Rollung des Tuches vermeint sein soll, der Technik nach an die Zettelweberei, in der heute noch ganz allgemein Bänder und Gurten in Schweden so gut wie in der Türkei, in Chinesisch-Turkestan im besonderen sogar noch Mützenbänder hergestellt werden. Die Technik ist als alteuropäisch seit der Bronzezeit belegbar[9]).

Von den eigenartigen Zügen im Volksleben der Phäaken, die den Ioniern der kleinasiatischen Pflanzstädte unbekannt gewesen zu sein scheinen, wäre nun vor allem der Tanz der phäakischen Jünglinge zu nennen.

> „Schön in geordnetem Schritt nun stampften sie; aber Odysseus
> Sah das rasche Gezitter der Füß', anstaunenden Geistes“....

Die rhythmische Begleitung des Tanzes durch Klatschen der im Kreise Umstehenden ist eine uraltertümliche Begleitungsform, die fast auf der ganzen Erde wiederkehrt.

Daß aber diese Tanzform im ganzen als eigenartig erfaßt sein will, lehrt uns, abgesehen vom Staunen des Odysseus, die Gegenüberstellung etwa mit dem Kretischen Tanz, der auf dem Schild des Achilleus abgebildet erscheint. Jünglinge und Mädchen halten sich bei den Händen (eine gleichfalls den Griechen ungewöhnliche Erscheinung); alle schwingen sich rasch um, gleich der im Umlauf begriffenen Töpferscheibe, dann wieder hüpfen sie reihenweise aufeinander los, eine künstlerisch-erotische Tanzform, für die ich vorläufig eine volkstümliche Ein-

---

[9]) Vgl. Buchholz a. a. O. II, S. 270. — Haberlandt a. a. O. S 147. — R. F. Aspelin, Antiquités du Nord Finno-Ougrien, Helsingfors. Nr. 374. — A. O. Heikel, Trachten und Muster der Mordwinen. Helsingfors. — A. v. Lecoq, Volkskundliches aus Ost-Turkestan. Berlin 1916. — A. Götze, Über Brettchenweberei im Altertum. Zeitschr. f. Ethnologie. Berlin 1908.

ordnung nicht finden kann, die jedoch mit der phäakischen Tanzart nichts zu tun hat[10]).

Andere Jünglinge der Phäaken tanzen einen „Ball"-Tanz zu zweit, „..... und andere Jünglinge klappten, stehend im Kreise dazu; es stieg ein lautes Getös auf" und zum Preis des Volkes spricht daher Odysseus zum König: .... Weitgepriesener Held Alkinoos, „..... Siehe, du rühmetest dich der trefflichsten Tänzer auf Erden" usw.

Das alles deutet darauf hin, daß hier eine den ionischen Griechen fremde besondere Kunst dargestellt ist, die in sehr eigenartiger Weise zu den osteuropäischen und asiatischen Reihentänzen, namentlich zum südslawischen Kolo-Tanz paßt.

Vor allem das rasche Zittern und Aufstampfen der Füße ist ein Bewegungsrausch, den diese und die karpathenländischen Slawen oft bis zur schwersten Erschöpfung fortsetzen. Auch hier tanzen die Jünglinge meist unter sich, getrennt vom andern Geschlecht.

Besitzt der Tanz der Phäaken somit in gewissem Sinne „südosteuropäische" Züge, so ist mit allem Vorbehalt auch die Stellung der Arete in diesem Zusammenhang vorzuführen. Das gesellschaftliche Wesen der Phäaken offenbart im Verhältnis von Mann und Weib, bzw. von König und Königin einige sehr vom griechischen Wesen abweichende Besonderheiten. Da ist vor allem die Mahnung der frei mit dem Manne sprechenden Jungfrau Nausikaa an Odysseus — um die Gastfreundschaft der Phäaken zu erlangen — im Hause des Alkinoos zu allererst der Arete sich zu nähern (Od. V, 299 ff.).

Sie „sitzet âm Herd im Glanze des Feuers....." — Auch der Vater ist anwesend —

> Doch ihn gehe vorbei, und unserer Mutter in Demut
> Fasse die Kniee mit Flehen"

und noch einmal (VII, 53 ff.):

> „Aber die Königin mußt Du zuerst aufsuchen im Saale,
> Jene wird Arete genannt: und die selbigen Eltern
> Zeugeten sie, von welchen Alkinoos stammet, der König."

(Sie ist seine Nichte, die einzige Tochter des jüngeren Bruders.)

„Ja auch die Zwiste der Männer entscheidet sie selber mit Weisheit."

Alkinoos ehrt sie,

> „wie nirgend ein Weib auf der Erde geehrt wird
> Auch dem Volk (ist sie so geehrt), das umher wie der Göttinnen eine sie anschaut,
> Freudig mit Gruß sie empfangend, sooft sie die Stadt durchwandelt".

---

[10]) Buchholz a. a. O. Bd. I. („Unterhaltungen").

Um so auffälliger ist es, daß Odysseus, nachdem er nach Geheiß gehandelt, wieder nicht unmittelbar von Arete oder Alkinoos als Gastfreund anerkannt wird, sondern daß diesmal der älteste der phäakischen Männer an die Pflichten der Gastfreundschaft erinnert; von Arete ist überhaupt nicht mehr die Rede. Hier fällt der Dichter offenbar in die „griechische" Auffassung zurück. Dagegen ist sie es ausdrücklich, die die Anknüpfungsformel „wer und woher die Männer" an Odysseus richtet; und ihr verkündet Odysseus seine Mär so wie Äneas der Königin Dido. Hernach wird sie wieder nicht erwähnt. Dagegen spricht nach der ausführlichen Erzählung des Odysseus zuerst wieder Arete, dann folgt der älteste der phäakischen Männer:

„Freunde gewiß Euch selbst nicht gegen den Zweck und die Meinung
Redet die weisheitsvolle Gebieterin; auf denn, gehorchet."

Sehr merkwürdig und gesucht klingt dann der Nachsatz: „Doch von Alkinoos hier hängt jegliches, Tat und Wort, ab", was dieser später mit der Formel bekräftigt: „Denn mein ist im Volke die Obmacht".

Auffällig ist zunächst, daß Arete aus dem gleichen Geschlecht entsprossen ist wie Alkinoos; immerhin ist die Verwandtenehe in Herrscherhäusern im Mittelmeergebiet vielfach belegbar[11]). Viel eigenartiger und bestimmter sind die folgenden Züge: Arete sitzt im Palast beim Rate der Männer — der Ältesten des Volkes —, sie ergreift in ihm das Wort als erste, ja sie entscheidet die Zwiste der Männer, ihr naht der Schutzflehende unter Nichtbeachtung des Königs, das Volk grüßt sie freudig, sooft sie öffentlich sich zeigt: das sind Sitten von einer öffentlichen Bedeutung, die nicht bloß aus der höheren Geistigkeit einer Frau sich erklären lassen, wie sie ihr der Dichter erläuternd zuschreibt.

Halten wir — bei aller jungfräulichen Zucht, die sie offenbart — die Begegnung mit Nausikaa noch hinzu, die aus freier Wahl alle Freier des Landes ausschlagen mag (VI, 284), so scheint hier deutlich die Stellung der Frau eine andere zu sein, als sie auf griechischem Volksgebiet entgegentritt. Wir wollen nicht so weit gehen, sie als ausgesprochenes Mutterrecht zu bezeichnen, obwohl die Verwandtenehe eine derartige Vererbung der Herrschaft in weiblicher Linie nicht unwahrscheinlich machen würde, ich möchte sie aber doch in Parallele zu den nachmaligen Nachrichten von den Illyriern bringen, bei denen nach dem Zeugnis der römischen Autoren zeitweilig Königinnen an der Spitze der Völker standen. Die jungen Illyrierinnen (*quas virgines ibi appellant* — entsprechend den heutigen albanischen *virgins*) genossen unbegleitet (*incomitati*) große Freiheiten und

---

[11]) E. Meyer, Geschichte des Altertums. Bd. I/1. 3. Auflage. Leipzig 1913.

die **Frauen** waren wegen ihrer Tüchtigkeit in der wirtschaftlichen (**Feld-)Arbeit**, Kinderpflege usw. weitum berühmt[12]).

Vielleicht gestatten diese Einzelheiten, das sagenhafte Volk der Phäaken als eine ihnen verwandte westlichere Gruppe im Umkreis dieses Volkslebens zu bestimmen, das von einer mythischen Stammesmutter entsprossen, ja nur eine Generation früher auf sein Inselland geführt worden sein soll. Vielleicht auch wurde ein Wesenszug dieses Völkerkreises eben nur seiner Seltsamkeit halber mit in diese idealisierende Fabel zeitlos verwoben.

Schließlich möchte ich noch auf eine eigenartige Sitte hinweisen, die uns in den Homerischen Gedichten entgegentritt. Es ist das häufige und langandauernde Tränenvergießen, das bei Nennung Abwesender und Verschollener, aber auch bei Begrüßung und Wiedersehen einsetzt.

Mit Tränen gedenken alle im Hause des Menelaos des verschollenen Odysseus, Telemachos gedenkt mit Tränen zusammen mit seiner Mutter des dahingegangenen Vaters, später weinen alle, die anwesend sind (Od. IV, 185ff.).

Odysseus weint und wehklagt in ganz ritueller Weise, „mit der Fläche der Hände die nervigen Hüften sich schlagend", als er seine Heimat nicht erkennt (XIII, 198). Bei der Erkennungsszene mit Telemachos heißt es:

„Aber der Jüngling
Schlang um den herrlichen Vater sich schmerzvoll. Tränen vergießend.
Beiden regte sich jetzt des Grams wehmütige Sehnsucht,
Ach sie weineten laut, und klagender noch als Vögel usw.
Also nun zum Erbarmen vergossen sie Tränen der Wehmut."

Ja den Klagenden wäre das Licht der Sonne gesunken usw. (XVI, 214ff.).

Am auffälligsten erscheint dieses Verhalten aber bei der Rückverwandlung der Genossen bei der Circe (X, 454):

„Aber nachdem sie einander gesehen und erkannten von Antlitz,
Weinten sie, laut aufjammernd, daß ringsum tönte die Wandung".. usw.

Warum? muß man hier fragen, da doch kein Grund mehr hiezu nach dem glücklichen Ausgang vorliegt.

So tief menschlich gefühlt auch sonst die Rührung uns anmuten mag, ist, glaube ich, dahinter ganz deutlich eine gesellschaftlich feststehende Sitte zu erblicken, hervorgegangen aus der großen psychischen Labilität des primitiven Menschen, die sich in viel schärferer Form in der Sitte des Tränengrußes bei diesen ausspricht.

Es ist ein Verdienst Dr. G. Friedericis, die einschlägigen Tatsachen systematisch zusammengefaßt zu haben; sie zeigen, daß bei Primitivvölkern, nord- und südamerikanischen Indianern, den Polynesiern der Südsee von weiter Fahrt Heimkehrende und

[12]) Jireček, Geschichte der Serben. S. 19.

fremde Ankömmlinge mit einer ausgiebigen rituellen Tränenklage von ihren Angehörigen empfangen werden, die vermutlich den Dämonen ein Mißverkennen des Ankömmlings vortäuschen soll, um seine wirkliche Persönlichkeit vor ihren Angriffen zu schützen. Sicher spielt derlei Aberglauben in der Episode der Circe mit[13]), und wenn wir an die rituellen, durchaus formelhaften Klagen, auch die Totenklagen der gegenwärtigen Balkanvölker denken, werden wir rein äußerlich — nicht nach der schon tieferen Auffassung des Dichters — gewiß hier die Schilderung feststehenden, vermutlich abergläubisch begründeten Herkommens sehen dürfen.

Liegt es doch auch sehr nahe, ein Namen„tabu" darin zu erblicken, wenn Eumaios den verschollenen Odysseus nicht einmal beim Namen nennen will (XIV, 145). Und „klagender noch als Vögel" weinen in Alt-Serbien heute noch — täuschend den Ruf der Turteltauben nachahmend — die Albaner im Ramadan um die toten Sprößlinge in der Familie[14]).

Daß Achilles, um dessen Haupt im Kampfe der Troer um die Schiffe und um die Leiche des Patroklos ein ringsumleuchtendes Feuer aus goldenem Gewölke entstrahlt (Ilias XVIII, 104), ein alter mythischer Held ist, ist längst erkannt; befassen wir uns näher mit seiner Menschlichkeit, so fallen wiederum einige besondere Züge auf.

Dies ist zunächst das Freundschaftsverhältnis mit Patroklos. Nicht die Gemütswärme ist es ursprünglich, die dieses Band so fest knüpft, sondern wohl eine Art Blutsbrüderschaft ist seine wesentliche Unterlage, die bei diesen indogermanischen Gruppen wie heute in Südosteuropa und Mittelasien das festeste Verhältnis in gesellschaftlicher Beziehung überhaupt bedeutet[15]).

Daher die peinlich befolgte furchtbare Rache, die Achilles für den Tod des Freundes nimmt. Und nicht der Schmerz läßt ihn Nahrung verweigern bis zur Erfüllung der Rache, wie der Dichter es fügt; wenn wir den volkskundlichen Kern des Brauches herausschälen, ist das vielmehr ein uraltbelegbares rituelles Fastengebot; ungriechisch und barbarisch wild mutet uns und den Dichter das Menschenopfer der Jünglinge und die Schleifung Hektors an (ἀσέβεια ἔργα). Ob hier nicht thrakische wilde Kriegersitten mit hereinspielen?

Ich möchte die Fragen, die sich da auftun, nur angedeutet haben. Alles in allem glaube ich, scheinen aber in diesen Dichterwerken viele höchst altertümliche Züge des Volkslebens jener Zeiten überliefert, und es ist, abgesehen von ihrer wissenschaftlichen Ausdeutung, nun noch die Frage aufzuwerfen, wie sich der Geist des Dichters an der Schilderung offenbart.

[13]) Dr. G. Friederici, Der Tränengruß der Indianer. Globus, Bd. 92, 1907, S. 137.

[14]) Eigene Beobachtung. Vgl. Dr. M. Lambertz a. a. O.

[15]) Jirecek, Serben. S. 148.

Für ihn ist diese Befangenheit, wie wir deutlich empfinden, vielfach schon etwas vollständig Überwundenes. In warmer Menschlichkeit verklärt er den formelhaften Volksgeist und schöpft in der dichterischen Wiedergabe jener sagenhaften Geschehnisse Schätze aus der Tiefe des Gemütes, die uns als zeitlos und unvergänglich gelten.

Es ist zweifelsohne die Geistesbildung einer späteren Zeit, die aus dem spricht. In einem Vermögen wurzelt die Seele der Dichtung aber wohl noch in älterer künstlerischer Überlieferung, das ist seine frisch quellende Gestaltungskraft für das Lebendiggeschaute in der Natur, ob es gilt, den Löwen der Berge zu schildern mit seiner nächtlichen Raubgier, das Raubtier oder das Wild, das es belauert, die Vögel und das wimmelnde Fischvolk der Salzflut.

Da ist eine triebhafte Lust am künstlerischen Schauen festzustellen, die ihr Widerspiel nur in dem Reichtum bildkünstlerischer Leistungen der kretisch mykenischen Kultur, nimmermehr in der ernüchterten Kunst der neuen „nordischen" Griechenstämme der Dipylonzeit findet, und die somit als mittelländisch-bodenständiges Erbe dem Griechenvolke überkommen sein muß. Viele Vergleiche sind freilich auch erst dem altertümlichen Hirtenleben dieser Länder entnommen und gerade im stillen Schauen in leuchtender Sternennacht offenbart der Dichtergeist sein tiefstes Empfinden, geboren aus dem Urdasein seines eigenen Volkes, welches immer es sei.

Auch die späteren Zeiten haben im Leben mit der Natur gewiß noch vielfach das ihre hinzugetan; im ganzen aber sind Triebkräfte in dieser Dichtung lebendig, die wir nicht anders denn als mittelländischen Geist alter Überlieferung bezeichnen können. Diesem Kulturleben entspricht das Dasein jener Zeiten selbst in kleinen Zügen und es haben sich diese Einzelheiten sogar noch im neuen Volkstum der Südslawen und anderer zuwandernder Scharen erhalten, die später ein neues Menschentum über diese Länder ausgegossen haben.

Ich möchte diese Ausführungen, die die volle Treue und damit die unverfälschte Lebendigkeit dieser Dichtung vor Augen zu führen bemüht waren, nicht beschließen, ohne dessen zu gedenken, welchen erzieherischen Wert derlei Auslegung besitzen mag. Es ist gewiß nicht Einseitigkeit, wenn man die Homerischen Gesänge als das bedeutendste dichterische Gut der griechischen Kultur wertet, das unserer Jugend vermittelt wird.

Möge gerade darum die tiefe Volkstümlichkeit seines Rahmens reichlich dem erwachenden Geiste vermittelt werden; nur wenn die Primitivität dieser Menschlichkeit am Gleichnis der volkstümlichen Gegenwart voll erfaßt wird, werden wir uns des ungeheuren Abstandes bewußt, der die äußerliche Sitte von der Tiefe des Gemütes trennt, das sich uns hier schon offen-

bart. Das der Jugend zu verdeutlichen, dazu gehört nun freilich reichlich Zeit und vieles fleißiges Lesen.

Anerkennung und Dank sei der Einsicht jener Schulmänner, die die Lektüre eifrig und — es verschlägt das nichts — unter Zuziehung deutscher Übersetzungen über das Maß unseres m. E. engen und unausgeglichenen Lehrplans ausdehnen.

Sie bahnen wohl schon den Weg zu jenem Ideal, das dem Verfasser mit aller geziemenden Zurückhaltung des Außenstehenden als das Ziel unserer Lehrbücherreform vorschwebt, ein Lehrbuch mit Leseproben wie etwa die mittelhochdeutschen Texte unseres deutschen Lesebuches der oberen Klassen, mit deutsch angefügter Ergänzung der Texte und einer allgemein kulturgeschichtlichen Erläuterung derselben.

Schon Fachmänner wie E. Samter[16]) haben, mit reichem volkskundlichen Wissen ausgestattet, darauf hingewiesen, wie derlei Beispiele dazu führen, dem Schüler den Begriff der in vielen Dingen ganz anders gearteten Geistigkeit jener Zeiten besonders deutlich zu vermitteln; möge darum die fortschreitende Vertiefung der humanistischen Fächer in kulturwissenschaftlicher Hinsicht auch dem Schulbetrieb in vollem Ausmaß zugute kommen.

Die Dichtung Homers wird dabei immerdar zu jenen Märchen des Lebens zählen, an denen wir unser eigenes Erleben überdenken und vertiefen!

Wien. Dr. A. Haberlandt.

Der Gentleman in der englischen Literatur.

III.

Wenn wir nun die Literatur etwa von 1832 an, von dem Jahre an, in welchem die Parlamentsreform der erbgesessenen Gentry auch das politische Werkzeug des Unterhauses zum Teil entzog, mit Rücksicht auf den Gentleman durchstöbern, so treffen wir nur noch selten auf Schilderungen einer Standesperson als solcher, sondern werden meist auf die modernste Bedeutung stoßen, die eben das Betragen im weitesten Sinne des Wortes, also Charakter, Gemüt, Auftreten oder Kleidungsstil, je nach den verschieden abgestuften Idealen der Verfasser darstellen.

---

[16]) E. Samter, Homerunterricht und Volkskunde. Ilbergs Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. Bd. 34. S. 508ff.

Die Zitate sind der Homer-Ausgabe von J. H. Voß, Stuttgart 1844. entnommen.

Eine vorzügliche Zusammenfassung der Literatur („Volkskunde und griechisch-römisches Altertum“), stellenweise mit ausführlichen Auslegungen, bietet Otto Waser im „Schweizerischen Archiv für Volkskunde“, Bd. XX, 1916, S. 453—512.

Eine entschiedenere Demokratisierung des Wortes „Gentleman" greift allenthalben um sich. Schon Thomas Carlyle (1795—1881) kann sein Erstaunen darüber nicht verhehlen, „daß jeder Engländer ein Gentleman sein soll; daß in einem so demokratischen Lande unser gewöhnlicher Ehrentitel, den alle Leute für sich beanspruchen, einer sein soll, der eingestandenermaßen eher von der Stellung oder von Zufälligkeiten als von Eigenschaften abhängt, oder bestenfalls, wie Coleridge es ausdrückt, ‚von einer gewissen Gleichgültigkeit Geldsachen gegeaüber', eine gewisse Gleichgültigkeit, welche klug oder verrückt ist, sollte man meinen, in demselben Maße, in dem man viel oder wenig Geld besitzt! . . . . . wie wir an Stelle eines richtig bestellten Herzens nur danach streben, eine volle Börse zu zeigen . . . . Narren, die wir sind! . . . ."[116]). Hatte der witzige und geschickte Politiker und Literat Lord Beaconsfield (Benjamin Disraeli 1804—1881) noch die Führerschaft der Gentry 1848 als absolut notwendig bezeichnet, ansonsten ihr überhaupt jede Daseinsberechtigung abgesprochen[117]), so kam er am Abend seines bewegten Lebens zur Erkenntnis, daß der Gentleman im höheren Sinne des Wortes eine recht seltene Erscheinung sei: „Man erzählt, daß kein Maler ein Kamel gut zeichnen könne, und ich behaupte, daß kein Autor jemals einen Gentleman gezeichnet hat. Wie könnten sie auch, da sie doch keine Gelegenheit haben, einen solchen jemals zu sehen?"[118]) Dennoch erlischt der Anspruch aller anständigen Leute auf diesen Namen nicht, verbreitet sich eher noch weiter in der sozialen Stufenleiter nach unten hin, wie öfters in den Romanen des Wortführers der christlichsozialen Bewegung, Charles Kingsley (1819 bis 1875), der im historischen Roman noch alte Standestypen feiner und akademisch durchgebildeter Art verherrlicht[119]), aber auch dem Landarbeiter schon die Worte in den Mund legt: „Laßt die Reichen so reich sein, als sie nur mögen — wir und meinesgleichen begehren nicht nach Geld, sondern nach guter Lebensart. Warum soll der Arbeiter nicht ein Gentleman, und dabei immer noch ein Arbeiter sein?"[120]).

Noch nicht so weit geht im allgemeinen Charles Dickens (1812—1870). Im Mr. Wardle entwirft auch er noch ein rührendes Bild eines herzhaften alten Squire, des eben zum Aus-

---

[116]) "Essays", 1839, Ed. 1872, 3. Bd., p. 32 f.

[117]) *"The proper leaders of the people are the gentlemen of England. If they are not the leaders of the people, I do not see why there should be gentlemen."*

[118]) *"They say no artist can draw a camel, and I say no author ever drew a gentleman. How can they, with no opportunity of ever seeing one?"* "Endymion" (1880).

[119]) "Westward Ho!" (1855).

[120]) "Yeast" (ed. 1877), p. 252.

sterben verurteilten bodenständigen Typus[121]); die eigentliche Aristokratie kannte er bloß vom Hörensagen und bietet daher, der ganzen Welt seiner Romane entsprechend, nur wenige adelige Gentlemen. Im historischen Roman erscheint Sir John Chester, ein formvollendeter Intrigant und Egoist des 18. Jahrhunderts, der fast wie ein unnatürlich gesteigerter und ins Satanische verzerrter Chesterfield anmutet[122]). Einen moderneren Adeligen führt er dann im Baronet Sir Leicester Dedlock vor, der tiefes Gemüt, wahren, feinfühlenden und noch ganz ritterlich abgestimmten Seelenadel besitzt und vornehmlich im Unglück bekundet, der aber auch schon als Vertreter einer verknöcherten Kaste hingestellt wird: „Seine Familie ist so alt wie die Berge und unendlich angesehener als diese. Er hegt die allgemeine Ansicht, daß die Welt ohne Berge ganz gut weiterbestehen könnte, aber ohne Dedlocks zu Ende wäre .... Er ist ein Gentleman von strenger Gewissenhaftigkeit, der alle Kleinlichkeit und Niedrigkeit verabscheut und stets bereit ist, auf die kürzeste Ansage hin, eher jeden erdenklichen Tod zu sterben, als Gelegenheit zur geringsten Anklage gegen seine Unbescholtenheit zu geben. Er ist ein ehrenhafter, eigensinniger, wahrheitsliebender, großherziger, außerordentlich vorurteilsvoller und Vernunftgründen unzugänglicher Mann." — Mit feiner Ironie stellt der Dichter diesem freilich karikierten Typus des alten Gentleman den Hüttenbesitzer aus eigener Kraft, Rouncewell, als den Mann der englischen Zukunft gegenüber[123]).

Die Personen, die Dickens sonst als Gentlemen zeichnet, gehören sämtlich dem besseren Mittelstand an. Sie bewähren sich wie Mr. Pickwick, Mr. Brownlow in "Oliver Twist" (1837—1839), Mr. Jarndyce in "Bleak House" u. a. m. als taktvolle und treue Helfer in der Not, denn sie haben fast immer eine wohlgefüllte Brieftasche, die ebenso wie ihr wohlüberlegter Rat und ihr nicht geringer persönlicher Einfluß ihren Freunden und Schützlingen stets uneingeschränkt zur Verfügung steht. Neben ihren ausgesprochen guten Eigenschaften sind diese echten Gentlemen aber auch immer — selbst die werdenden, wie etwa der von leidenschaftlichem Gerechtigkeitssinn erfüllte junge Nicholas Nickleby — mit jenem querköpfigen Eigensinn ausgestattet, den sich eben nur ein Bemittelter leisten kann, weil ein anderer im praktischen Leben damit sonst unterginge, wie es Nickleby fast geschähe[124]). Auch die freundliche Dienstbereitschaft des wahren Gentleman ist ja bei Dickens wie im Leben unverweigerlich an die Muße gebunden, die wieder nur bei Unabhängigkeit von Beruf und Geldsorgen

[121]) "The Pickwick Papers" (1837—1839), bes. Kap. 5, 7, u. s. f.
[122]) "Barnaby Rudge" (1840).
[123]) "Bleak House" (1852—1853), bes. Kap. 2 und 28.
[124]) "Nicholas Nickleby" (1838—1839), bes. 1. Bd., Kap. 16.

möglich ist. Ist diese letztere nicht vorhanden, wie z. B. beim alten Twemlow, dann taucht eben die alte schäbige Eleganz eines „armen Gentleman" (eines Gentleman-pensioner = ausgehaltener Gentleman), zu dem diesen sein hartherziger adeliger Verwandter bewußt herabdrückt[125]), auch bei Dickens wieder auf. Nach diesem Schriftsteller kann sich jeder anständige Mensch nach der obigen Charakteristik als Gentleman bezeichnen[126]) und den Unterschied zwischen Gentleman und Geschäftsmann will er nur im Munde gemeiner Wucherseelen gelten lassen[127]). Die hohlen, rein äußerlichen Typen des Gentleman, wie der Geck und Schmarotzer Turveydrop[128]) oder der chauvinistische Protz Podsnap[129]) u. a. m., stehen in schneidendem Gegensatz zu Dickens' wackeren Gentlemen des Gemütes. Da jedoch im Hasten des modernen Geschäftslebens auch in den geistigen Berufen die für die Betätigung wahrer Gentlemanneigungen erforderliche Muße immer seltener wird, so werden auch die Leute, die sonst nichts zu tun haben, als sich um die Wünsche anderer zu kümmern, immer weniger werden. Nur unter reichen Gelehrten, kunstsinnigen Rentnern und derartigen Männern wird also dieser Typus noch ein kümmerliches Dasein fristen.

Dickens' größter Nebenbuhler in der englischen Romankunst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, W. M. Thackeray (1811—1863), zeichnet die verschiedenartigsten Vertreter der Gentleman-Klasse, aber mit breiterer und tieferer Sachkenntnis der höheren Kreise und mit geringeren dichterischen Übertreibungen als jener. Sind sie im großangelegten Sittenbilde des "Vanity Fair" (1847/48) zumeist etwas fadenscheinige Gentlemen nach der Seite der Moral oder der Lebensgewohnheiten oder der Umgangsformen hin, so mutet uns eine Figur in „The Newcomes, Roman einer angesehenen Familie" (1853) um so erschütternder an, der Oberst Newcome, mit dessen Porträtierung der Dichter wohl Abschied von dem schwindenden Typus der guten alten Zeit nahm. In diesem Abkömmling eines rasch reich gewordenen Hauses paart sich ritterliche Gesinnung mit aufrichtiger Herzensreinheit, ein geradezu kindliches Gemüt mit edler Starrköpfigkeit und mit bescheidenem Stolz und Mut im Unglück, als er nach ehrenvollster militärischer Laufbahn infolge seiner leichtgläubig unternommenen Börsenspekulationen verarmt und sich mit rührender Würde in sein äußerlich demütigendes Schicksal ergibt, seine letzten Tage als Pfründner in einem Wohltätigkeitsheim zu verleben und dort zu sterben. Wahrlich, ein schlichtes Heldentum!

---

[125]) "Our Mutual Friend" (1864—1865), 2. Buch, Kap. 16.
[126]) Ebenda, 4. Buch, Kap. 17.
[127]) Ebenda, 3. Buch, Kap. 13.
[128]) "Bleak House", bes. 1. Bd., Kap. 14.
[129]) "Our Mutual Friend", bes. 1. Buch, Kap. 11.

Thackeray verdanken wir auch eine förmliche Definition des Gentleman nach seiner Auffassung: „Was heißt es überhaupt ein Gentleman sein? Heißt es erhabene Aufgaben lösen, ein reines Leben führen, die Ehre unverletzt bewahren, die Achtung seiner Mitbürger und die Liebe der eigenen Familie genießen, das Glück mit Bescheidenheit, das Mißgeschick mit starkem Mut ertragen und durch gute und schlechte Zeitläufe stets die Wahrheit hoch halten? Zeigen Sie mir einen Mann mit diesen Eigenschaften und ihn wollen wir als Gentleman begrüßen, welchem Stande immer er auch angehöre"[130]). — Das ist in der Tat ein stoisches und demokratisches Ideal, es ist jedoch aus Southeys und Scotts Persönlichkeiten, aus der Zeit vor 1832 gewonnen und kam zu spät für die neue Richtung der Dinge in England. Männer wie der Oberst Newcome sind in den Fünfzigerjahren offenbar schon Nebenerscheinungen der tätigen Welt des Dampfes und des Stahls gewesen, die nicht mehr in Menge gezüchtet werden konnten, weil der Boden für sie mangelte, weil man sich diesen Luxus nicht mehr leisten zu können vermeinte.

Nicht allein die nüchterne Geschäftswelt ist darüber hinaus, auch die sozialen und politischen Fragen der Zeit scheinen härtere, selbständiger handelnde, angriffslustigere Männer in größerer Zahl zu verlangen und nachdenkliche englische Beobachter ihrer Landsleute lassen öfter und öfter den Ruf nach Abhilfe ertönen. Anderseits aber wird auch von Aposteln der Verinnerlichung des Menschentums sowohl Form als auch Gehalt der landläufigen Vorstellung des würdigen durchgeistigten Gentleman als unzulänglich angegriffen. Der Schöpfer der großen religiösen Umwälzung in der englischen Staatskirche, der sogenannten Oxforder Bewegung, der spätere römisch-katholische Kardinal H. H. Newman (1801—1890), befürchtete sogar, als er 1852 den Plan einer katholischen irischen Universität von religiösen, ethischen und pädagogischen Gesichtspunkten aus sorgfältig ausarbeitete, schon den Vorwurf, „daß die neue Hochschule nichts Besseres oder Höheres erzielen werde als jene veraltete Spezies der menschlichen Natur und jene Ruine des Feudalismus, die man Gentleman nennt"[131]). Ohne Scheu rückt daher der zielbewußte Denker diesem Ideal an den Leib; er findet als Urgrund dafür den Stolz unter dem neuen Namen der Selbstachtung, die nun für die Erziehung als solche nutzbar gemacht zu werden pflege, und fährt dann fort: „Obwohl sie (d. i. die Selbstachtung) das Grundelement der Seele ist, kommt sie nur selten zum Vorschein, und wenn sie sich zeigt,

---

[130]) "The Four Georges": "George the Fourth."

[131]) "The Scope and Nature of University Education" (1852, Ausgabe 1903), S. X.

sind Zartgefühl und Edelmut (gentleness) ihr Kleid und Hausverstand und Ehrgefühl leiten ihre Regungen. Sie ist nicht mehr ein rastloses Prinzip ohne bestimmtes Ziel, ihr ist nun ein großes Betätigungsfeld zugewiesen und sie dient denjenigen sozialen Interessen, die sie sonst naturgemäß stören würde. Sie wird in das Bett des Fleißes, der Anspruchslosigkeit, Ehrbarkeit und Folgsamkeit übergeleitet und wird geradezu der Stapelplatz derjenigen Religion und Sittlichkeit, die eben in einer Zeit wie in der heutigen verehrt werden. Sie wird die Hüterin der Keuschheit, der Bürge der Wahrhaftigkeit bei hoch und niedrig; sie wird die wahre Hausgöttin der Gesellschaft, wie sie dermalen zusammengesetzt ist, und flößt dem Dienstmädchen Nettigkeit und Anstand, der Hausfrau angemessenes Auftreten und feine Sitten, dem Familienoberhaupte Offenheit, Mannhaftigkeit und Großherzigkeit ein . . . . Sie ist der Hauptanreiz zu ehrenvollem Streben, zu verfeinertem Genießen. Sie haucht das Antlitz der Staatsgemeinde an und das hohle Grab ist von nun an schön anzuschauen. — Verfeinert durch die Zivilisation, die sie hervorgebracht hat, flößt diese Selbstachtung dem Gemüt einen heftigen Abscheu davor ein, sich bloßzustellen, eine lebhafte Empfindlichkeit dagegen, sich in den Mund der Leute zu bringen oder sich lächerlich zu machen. Sie wird die Feindin von Überschwenglichkeiten aller Art; sie schreckt vor allem zurück, was man Szenen machen heißt; sie kennt keine Gnade für Parodie, für Vorspiegelung oder Egoismus, für Wortschwall oder für das, was man ordinäre Umgangsform nennt. Sie haßt grobe Schmeichelei; nicht als ob sie völlig dahinzielte, den Hunger, dem der Schmeichler dient, ganz auszutilgen, sondern sie sieht nur die Torheit ein, die darin liegt, daß man sich schmeicheln läßt, sie versteht den Ärger, der anderen dadurch gegeben wird, und verlangt, wenn schon den Reichen oder Mächtigen ein Zoll dargebracht werden muß, mehr Schlauheit und Kunst bei der Durchführung. So verwandelt sich die Eitelkeit in eine noch gefährlichere Eingebildetheit, da sie in ihrem natürlichen Ausbruch gehindert ist. Sie lehrt die Menschen ihre Gefühle unterdrücken, ihre Launen bändigen und sowohl Schärfe als auch Ton ihres Urteils mildern. Wie es Lord Shaftesbury haben möchte, zieht sie spielerischen Witz und spielerische Satire als eine ebenso feinere und freundlichere wie auch wirksamere Methode bei der Vernichtung tadelnswerter Dinge dem Hilfsmittel vor, das ungebildeteren Geistern natürlich ist. Aus dieser Unduldsamkeit gegenüber allem Tragischen und Überstiegenen heraus leistet sie nun stillen, aber kräftigen Widerstand gegen den unchristlichen Brauch des Zweikampfes, den sie einfach als geschmacklos und als Überbleibsel einer barbarischen Zeit brandmarkt; und es scheint ziemlich sicher, daß sie das erreichen wird, was die Religion sich vergeblich abzuschaffen bemüht hat. Daher kommt

es, daß es beinahe eine Definition eines Gentleman ist, wenn man sagt, es ist einer, welcher nie Leid zufügt. Diese Beschreibung ist sowohl fein als auch, soweit sie eben reicht, zutreffend. Er ist hauptsächlich damit beschäftigt, lediglich die Hindernisse zu beseitigen, welche die freie und unbefangene Bewegung der ihn umgebenden Leute hemmen; und er geht mehr mit ihren Strömungen, als daß er dazu den Anstoß gäbe. Seine Vorzüge kann man als denen analog betrachten, die man bei persönlichen Einrichtungsgegenständen Bequemlichkeiten oder Komfort nennt. .... Der wahre Gentleman vermeidet auch sorgfältig alles, was in den Gemütern derer, mit denen er zusammen zu leben hat, einen Riß oder Sprung verursachen könnte, jedes Aufeinanderplatzen von Meinungen, von Gefühlen, jeden Zwang, jeden Verdacht, jede Düsterkeit, jedes Zurückstoßen; sein Hauptinteresse besteht darin, jedermann sich behaglich und wie zu Hause fühlen zu lassen. Er hat sein Auge auf alle in seiner Umgebung gerichtet: er ist fürsorglich gegen die Schüchternen, gewinnend gegen die Verschlossenen, verzeihend gegen die Törichten; er ist sich stets dessen bewußt, mit wem er spricht; er hütet sich vor unzeitgemäßen Anspielungen oder vor Themen, die den andern aufregen könnten; er tritt selten in der Konversation hervor und ist nie lästig in ihr. Er geht über Liebesdienste, während er sie erzeigt, rasch hinweg und scheint zu nehmen, während er gibt. Von sich selber spricht er nur gezwungenermaßen, verteidigt sich niemals durch einen bloßen Gegenhieb, schenkt Verleumdung oder Tratsch kein Gehör, ist ängstlich bemüht, denen, die mit ihm zu tun haben, keine schlechten Motive zu unterschieben, und legt alles zum besten aus. Er ist bei seinen Disputen nie gemein oder kleinlich, nimmt nie unanständig seines Vorteiles wahr, irrt nie darin, daß er persönliche oder scharfe Äußerungen an Stelle von Argumenten anwendete oder üble Dinge andeutete, die er nicht auszusprechen wagen würde. Infolge weitblickender Klugheit beobachtet er den Grundsatz des antiken Weisen, daß wir uns stets unserem Feind gegenüber so benehmen sollten, als wenn er eines Tages unser Freund werden sollte. Er hat viel zu viel gesunden Menschenverstand, um sich durch Beleidigungen verletzen zu lassen, er ist zu sehr beschäftigt, um sich an Unbilden zu erinnern, zu lässig, um Groll zu hegen. Er ist geduldig, versöhnlich, nachsichtig auf Grund philosophischer Grundsätze; er unterwirft sich Schmerzen, weil es unvermeidlich ist, Verlusten, weil sie uneinbringlich sind, und dem Tode, weil es sein Schicksal ist. Wenn er sich in irgend einen Streit einläßt, bewahrt ihn sein geschulter Geist vor der grob zutappenden Unhöflichkeit besserer, aber weniger gut erzogener Intellekte, die gleich stumpfen Waffen zerreißen und zerhacken, anstatt glatt zu durchschneiden, die den strittigen Punkt verfehlen, ihre Kraft auf Kleinigkeiten vergeuden, ihren Gegner

mißverstehen und die ganze Streitfrage verwickelter verlassen, als sie sie vorgefunden haben. Er mag mit seiner Ansicht recht haben oder nicht, er sieht jedenfalls zu klar, um ungerecht zu sein; er ist ebenso einfach wie machtvoll und ebenso kurz wie entschieden. Nirgendwo sonst werden wir größere Offenheit, Rücksicht, Nachsicht finden: er versetzt sich in den Geist seiner Gegner, er rechtfertigt ihre Irrtümer. Er kennt ebensowohl die Schwäche der menschlichen Vernunft wie ihre Stärke, ihr Gebiet, ihre Grenzen. Wenn er nicht kirchengläubig ist, wird er zu tiefsinnig und zu freisinnig sein, die Religion lächerlich zu machen oder gegen sie zu handeln; er ist zu klug, in seinem Unglauben Dogmatiker oder Fanatiker zu sein. Er achtet Frömmigkeit und Andacht, er unterstützt sogar Einrichtungen, mit welchen er nicht einverstanden ist, als verehrungswürdig, schön oder nützlich; er erweist den Dienern der Religion alle Ehre und gibt sich damit zufrieden, ihre Mysterien abzulehnen, ohne sie anzugreifen oder über sie abzuurteilen. Er ist ein Freund religiöser Duldung, und zwar nicht nur, weil seine Philosophie ihn gelehrt hat, jede Glaubensform mit unparteiischem Auge zu betrachten, sondern auch infolge der sanften und verweichlichten Empfindungen, welche die Begleiterscheinungen der Kultur sind. — Nicht daß er etwa in seiner Art keine Religion hätte, wenn er schon kein Christ ist. In diesem Falle ist seine Religion eine der Phantasie und des Gefühles, sie ist die Verkörperung jener Vorstellungen vom Erhabenen, Majestätischen und Schönen, ohne welche es keine großangelegte Philosophie geben kann. Zuweilen erkennt er die Existenz Gottes an, zuweilen bekleidet er eine unbekannte Gewalt oder Eigenschaft mit den Attributen der Vollkommenheit. Und diese Deduktion seiner Vernunft oder diese Schöpfung seiner Phantasie nimmt er zum Anlaß so vortrefflicher Gedanken und zum Ausgangspunkt eines so vielseitigen und systematischen Unterrichtes, daß er sogar wie ein Jünger des Christentums aussieht . . . .“[132]).

So Newman, dessen ganze Ethik und Betrachtungsweise auf rein christlich-dogmatischer Grundlage ruht, der also den Gentleman, wie er ihn sieht, vornehmlich wegen des ihm eigenen Skeptizismus und Stoizismus ablehnen muß. Aber man kann aus dieser so ausführlichen Charakteristik Newmans erkennen, daß er die Vorzüge wie die Schwächen des Gentleman überhaupt auch sonst scharf beobachtet, richtig erkennt und treffend bezeichnet, daß er namentlich in dem passiven Verhalten, in der um jeden Preis geübten Zurückhaltung gefährliche Schädigungen des Geistes wie des Gemütes erblickt und daß er die Unaufrichtigkeit, den Widerspruch zwischen der gehegten Meinung und ihrer Äußerung schonungslos aufdeckt und tadelt.

---

[132]) Ebenda, S. 201—206.

Alle diese eben berührten Unvollkommenheiten einer privilegierten Intelligenzklasse — so könnte man „Gentlemen" jetzt wohl passend umschreiben — haben denn auch in der modernsten englischen Literatur zahlreiche ironisch oder karikiert gemeinte Figuren von Gentlemen gezeitigt. Da hat z. B. Mrs. Humphrey Ward (geb. 1851) in der Nebenhandlung ihres aufsehenerregenden Romanes aus dem Geistlichenleben „Robert Elsmere" (1888) einen Oxforder Gelehrten, Edward Langham, gezeichnet, der an seiner moralischen Rücksichtnahme, seiner melancholischen Zweifelsucht, seinen ewigen Selbstvorwürfen über Gefühlsregungen allmählich ganz abstirbt, der die einzige impulsive Handlung seines Lebens, einen ehrlichen Kuß auf frische Mädchenlippen, so bitter bereut, daß er endlich gar zum fast altjüngferlichen Sonderling wird, der selbst seinen verschrullten Kollegen in Oxford ein mitleidiges Lächeln entlockt. Dabei ist er aber ein geistig hochbegabter, gemütsweicher, literarisch und musikalisch durchgebildeter Mensch, aber eben ein Gentleman, der jedes Aus-sich-heraustreten für gefährlich hält. Es lebt in diesem in schärfsten Gegensatz zum kämpfenden, werktätigen und Bleibendes schaffenden Titelhelden gestellten Mann eine geradezu mönchisch-asketische Furcht vor dem Weibe[133]). Und solche Halbmänner, aufopferungsvolle, platonische und dabei mehr oder minder zerrissene Liebhaber sind seit Thackeray zu zahlreich in der englischen Romanliteratur vorhanden, als daß wir an dem häufigen Vorkommen dieses Typus in der Wirklichkeit zweifeln könnten.

Karikaturen der gentlemanmäßigen Zurückhaltung in anderer Hinsicht, in der von Byron berührten Undurchdringlichkeit einer die wahren Absichten verhüllenden Maske, sind ebenfalls nicht selten; besonders mit dem tartüffeartigen Zuge der öligen religiösen Heuchelei. Tennyson (1809—1892) geißelt einen solchen salbungsvollen Helden im Gedichte „Träume an der See"[134]), Dickens in dem unnachahmlichen, wenn auch sehr übertriebenen Pecksniff[135]); und bis heute sind sie, und leider auch ihre Originale, ja nicht ausgestorben. In der Literatur ist ihre Entlarvung u. a. ein ebenso wohlfeiles wie dankbares Motiv der sentimentalen Melodramen, jener kläglichen dramatischen Alltagskost des anspruchslosen Vorstadttheaterpublikums Londons. Diese Gestalten zeigen aber auch stets, auf wie schwanken Füßen das Ideal des modernen Gentleman eben schon ruht. Nicht die sittlichen Grundsätze sichern den Besitz dieses Ehrentitels ein- für allemal, sondern nur die Bewahrung vor

[133]) Vgl. bes. (Tauchnitz-Ed.) 1. Bd., S. 92—95; 2. Bd., S. 35 ff.; 3. Bd., S. 49, 52, 56 f., 81 ff., 84 ff., 96 ff., 228 ff.
[134]) "Sea Dreams" (1842).
[135]) "Martin Chuzzlewit" (1843).

einem die Anstandsbegriffe verletzenden Schritte: eine einzige, vielleicht ehrenhaften Motiven entspringende, jedoch von der „Gesellschaft“ nicht gutgeheißene Handlung kann genügen, auch einen anständigen Menschen als Gentleman unmöglich zu machen. Dieses künstliche und zitternde Glück des englischen Mittelstandes, des oberen wie des unteren, hat denn auch eine ganz eigenartige Verbrechertechnik, das black-mailing, die Erpressung auf Grund auch nur des Verdachtes dunkler Punkte im Leben eines Menschen, in England überhand nehmen lassen. Besonders das heikle, gefühlsmäßige Gebiet des Liebeslebens wird in Verbindung mit dem weitgehenden Rechtsschutz der englischen unverheirateten Frauen von gewissenlosen Leuten in einträglichster Weise ausgebeutet. Ich brauche bloß an das klassische literarische Beispiel des ehrlichen Mr. Pickwick zu erinnern: aber Hunderte von ähnlich leichtfertig angezettelten Prozessen wegen Bruches eines angeblichen Eheversprechens finden noch alljährlich statt und vielleicht Tausende werden um der Erhaltung des Gentleman-Nimbus willen durch rechtzeitige Geldzahlung an die Wissenden oder auch nur Findigen unterdrückt. Nicht immer geht die Sache so glimpflich aus wie schließlich in Dickens' Sittenroman und zahlreiche „Gentlemen“ sind durch unglückliche Verkettung ähnlicher Umstände gesellschaftlich einfach umgebracht worden.

Diese und ähnliche Unsicherheiten als Folge der bei allem Gerede von politischer und persönlicher Freiheit so unglaublich starken Abhängigkeit des englischen Mittelstandes von der öffentlichen Meinung oder ihrer unsympathischen Zwillingsschwester, der Tratschsucht, sind offenbar im ganzen 19. Jahrhundert vorhanden gewesen und auch ein so völlig im Geiste des süßlich-beschönigenden Viktorianischen Zeitalters geschriebener Roman wie "John Halifax, Gentleman" (1857) der Mrs. Craik (1826—1887) kann über diese Zustände nicht hinwegtäuschen. Die Erzählung gilt als Verherrlichung des Mannesideals der aufstrebenden Mittelklassen des 19. Jahrhunderts und in der Tat arbeitet sich John Halifax aus niedrigster Stellung als Gerberlehrling zum Fabriks- und Gutsbesitzer, zu hohem Ansehen empor. Aber Mrs. Craik läßt ihn doch auf seine dunkle Abkunft von einem Gentleman recht stolz sein und auch, wie zur Stütze seines eigenen inneren Adels, eine der Gentry entstammende Frau, die darob mit ihrer Verwandtschaft zerfällt, heiraten. Da tritt wieder die melodramatische Unart des Kompromisses zu Tage: auch dem Selfmademan muß doch der Gentleman auf Grund der Güte alter Adelstradition in die Wiege gelegt werden. Der vom Helden und einigen Personen hervorgehobene Gegensatz zwischen dem Gewerbetreibenden und dem Gentleman läuft also nur auf ein Versteckenspielen mit den durch des Helden Abkunft gesicherten Adelseigenschaften und mit der inneren Kraft des Bürgertums

hinaus[136]). Dabei werden die biblisch-christlichen Züge sehr stark unterstrichen; eine tätliche Beleidigung trägt J. Halifax mit Würde und erledigt sie mit den Worten: „Ich bin ein Christ, ich werde nicht Schlag mit Schlag vergelten!“[137]). Er geht auch trotz ihn materiell schwer schädigender Bosheiten des ihm aufsässigen Verwandten seiner Frau, eines rohen Squires alten Typus, nicht zu Gericht[138]); nur die feige Gewalttat eines Lords einer Blinden gegenüber vermag ihm ein einzigesmal einen Fluch zu entreißen[139]); er verzeiht ihn überfallenden Wegelagerern[140]), nimmt eine gefallene Hochadelige, deren Leben er höchlich mißbilligt hat, als Schwachsinnige in sein Haus auf[141]) u. s. f. Kurz alles ist auf den von Halifax' Gattin ausgesprochenen Grundsatz abgestimmt, „daß nur ein Christ auch ein wahrer Gentleman sein kann“[142]). Die schweren Heimsuchungen aber, die der Held und seine Gattin zu erdulden haben, als sie selbst bei allen ihren Mitmenschen in höchstem Ansehen stehen, erinnern uns weit mehr — wie das englische Christentum so oft! — an das Alte Testament, an Hiob, an den eifernden Gott, mit dem man sich aber auch rechnend auseinandersetzen kann.

Alles in allem ist dieses Ideal, das so vielfach Züge der Engelsnaturen in Richardsons Romanen trägt, ein innerlich unwahres und lediglich konstruiertes: *gentleman born* und *gentleman bred* sind zu häufig widerspruchsvoll im Helden gemischt und die Feuerprobe des äußeren Erfolges als Anerkennung seiner inneren Vorzüge, das Liebäugeln mit den “*gentlefolks*” mutet schwächlich genug an.

Nicht viel günstiger kann das Urteil über die Art der Idealisierung des Gentleman in den “Idylls of the King” (1833—1888) des typisch Viktorianischen Dichters Lord Tennyson ausfallen. So vornehm die Denkweise dieses Sängers wirkt, der englischen Aristokratismus und Puritanismus neuerdings in seiner Seele vereinigt zu haben scheint, so hochstrebend und rein sein König Arthur einer in materiellen Interessen befangenen Zeit entgegenleuchtete, so fein beobachtet manche Züge dieser Gestalt sind, welche die Heiligkeit der Ehe, die Bekämpfung alles Gemeinen, die ernste Milde eines Allverstehenden und Allverzeihenden auf ihre Fahne schreibt —, so ist keine Frage, daß die Vermischung der feudalen Grundlagen des sagenhaften Arthur mit sichtlichen Merkmalen des Träumers und

---

[136]) Vgl. bes. (Ausgabe in Nelson's Green Library) S. 7, 12, 115 f., 182 f., 186, 192, 309, 385, 390.

[137]) Ebenda, S. 204—207.

[138]) Ebenda, S. 341.

[139]) Ebenda, S. 358.

[140]) Ebenda, S. 416 ff.

[141]) Ebenda, S. 502 ff.; vgl. auch die Rettung der Bank und ihrer Einleger, S. 407 ff.

[142]) Ebenda, S. 209.

Schwärmers, mit einer an Christus gemahnenden Duldermiene, und schließlich gar mit den Gebärden eines modernen Gentleman die aus schwungvollen Versen und farbensatten Bildern geschöpfte Begeisterung nur abkühlt. „Die ideale Menschheit in einem wirklichen Menschen verkörpert“ soll nach des Dichters Wort dieser Arthur sein[143]) — aber in Wahrheit steht er stets auf einem um einige Stufen erhöhten Thron, bis er, der „gegen das Zeugnis seines eigenen Auges gern alle Männer echt und treu, alle Frauen rein erfunden haben möchte“[144]), den Zusammensturz seines Reiches durch den Ehebruch des eigenen Weibes mit seinem innigstgeliebten Freunde erleben und daran verbluten muß. Dieser von mystischen Händen ins Leben geführte und daraus wieder geholte König ist schließlich doch der pessimistische Gentleman des 19. Jahrhunderts, der sich nach einer unzweifelhaft edlen und ganz christlich bewegten Abrechnung mit den Sündern in verzweiflungsvoller Ergebung aus dieser unverbesserlich üblen Welt zurückzieht, dessen hohe Mission also gescheitert ist, denn er hat weder für sich noch für die Nachwelt die bedeutenden Werte gerettet, an die er das Werk seines Lebens gesetzt hat. Was nützt alle Tadellosigkeit der Sitte und der Sitten, wenn sie dann doch ihrer Verneinung weichen muß? Das ist die bittere Frage, die uns beim Abschiede Arthurs von der in Trümmer geschlagenen Welt seiner Träume nicht aus dem Sinn will. Dieses Tennysonische Evangelium des der Sünde solang als möglich in weitem Bogen wohlanständig und etwas zimperlich ausweichenden, statt sie rechtzeitig, wenn auch nicht gerade appetitlich zermalmenden Edelmutes um jeden Preis entbehrt des kräftigen Verheißungsinhaltes einer dauernd lohnenden Seligkeit, für welche die abstrakte Vollkommenheit des Verkünders nicht entschädigen kann.

Die uns so oft unnatürlich berührende geflissentliche Abschließung des Gentleman gegen andere, das übertrieben reservierte Wesen, das dem ganzen englischen Gesellschaftsleben einen so eigenartigen Stempel aufgedrückt hat, beginnt gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch in der Literatur Beobachtung und Erklärung, ja sogar schon Ablehnung zu finden. Sir Arthur Conan Doyle (geb. 1859) führt uns in einer seiner Sherlok-Holmes-Geschichten einen solchen scheuen, ausgesprochen aristokratischen Gentleman vor, „mit lässigen und doch hoffähigen Umgangsformen“, dessen anscheinender Stolz sich aber nur als weitgehender natürlicher Mangel an Selbstvertrauen herausstellt. Zur tadellosen Form gehört auch bei diesem Musgrave eine

---

143) “*Ideal manhood closed in real man*”: “To the Queen”, V. 38.

144) “*O selfless man and stainless gentleman / Who would'st against thy own eyewitness fain / Have all men true and leal, all women pure*”: “Vivien”, V. 642 ff.

elegante, modische Tracht[145]) — es sind die alten zum Teil ganz veräußerlichten Standesvorurteile, die den Typus gerade in der mittelmäßigeren Literatur (und dazu gehören z. B. Doyles Schriften durchwegs) noch so oft beherrschen — nicht zu vergessen natürlich die Vorliebe für den Sport, sei es nun Cricket oder Golf oder Fuchsjagden daheim, seien es Gletscherbesteigungen oder Löwen- oder Rhinozerosjagden in fernen Landen. Diese Sportliebe nimmt nach den Klagen so vieler Einsichtiger in England zu viel Volksinteresse gefangen; die Sportberichte werden in erster Linie vom Zeitungsleser verschlungen, auf dessen geistige Richtung und Höhe dann etwa ein Zeitungsplakat berechnet ist, das die Nachricht über den Tod eines gefeierten Dichters und berühmten Fußballspielers so abdruckt, daß des Verstorbenen erstere Eigenschaft sich in gewöhnlichen, seine letztere dagegen in übergroßen Lettern dem Auge darbietet[146]).

Solange der tonangebenden Klasse noch so viel an Äußerlichkeiten anhaftet und gerade dies den bewußt oder unbewußt zu jenen hinaufstrebenden tieferen Schichten als nachahmenswert erscheint, so lange ist das Ideal für die modernste Zeit doch recht unzulänglich. Dies bestätigt auch das Urteil eines der liebenswürdigsten schottischen Dichter, R. L. Stevensons (1850 bis 1894): „Ein Gentleman sein bedeutet, in der ganzen Welt und in jeder gesellschaftlichen Beziehung und Stellung ein und derselbe sein. Das ist ein hoher Beruf, für welchen ein Mensch zunächst geboren sein, dem er aber dann auch sein ganzes Leben weihen muß. Und unglücklicherweise haben gerade die Umgangsformen einer sogenannten oberen Klasse eine Art von Zirkulationswert und stoßen auf eine gewisse Annahmebereitwilligkeit bei allen anderen Klassen und dies bewirkt, daß wir uns an der bloß oberflächlichen Kultur und der dilettantischen Bildung einer Klique sehr wohl genügen lassen. Aber Umgangsformen sollten wie die Kunst menschlich sein und von innen heraus kommen“[147]). Ein Schriftsteller originellster Prägung, der wahres Menschentum gegenüber aller Verstaubtheit, aller Verbohrtheit, aller Verkapselung und nicht zuletzt aller Selbstbelügung mit wahrem Feuergeist predigt, G. K. Chesterton (geb. 1874), gibt in Ergänzung dieser Feinheiten eine noch ansprechendere Abstufung der verinnerlichten Außenkultur und der reinen Gemütsseiten in der Wertschätzung des Charakters, wenn er etwa den symbolistischen Helden seines Gesellschaftsevangeliums „Manalive“ in der Beleuchtung einer Frau erscheinen läßt: „Höflichkeit ist anderseits eine Sache, die jedermann zu verstehen vermag, und Smiths Umgangsformen waren ebenso höf-

[145]) "The Memoirs of Sherlock Holmes" (1893): "The Musgrave Ritual."
[146]) "Punch" v. 20. November 1907, S. 366.
[147]) "The Amateur Emigrant" (1892).

lich wie frei von allem Zwang. Sie sagte, er sei ‚ein wahrhaftiger Gentleman', womit sie aber bloß sagen wollte, ein herzensguter Mensch, was etwas davon Grundverschiedenes ist"[148]).

Liegt in Chestertons Antithese eine unleugbare Herabsetzung der inhaltsleer gewordenen Spitzmarke, so kann am Ende des 19. Jahrhunderts die Bezeichnung „Gentleman" doch auch noch für den Inbegriff höchsten Menschentums verwertet werden, das sich im Ausbau der Welterneuerung auf sozialem, ästhetischem und moralischem Felde offenbaren soll. Für solche hochgespannte Erwartung und Erfüllung ist der Standpunkt des Zukunftssoziologen John Ruskin (1819—1900) maßgebend. Noch sucht Ruskin die demokratische Formel, „daß je mehr jemand arbeitet, er desto mehr ein Gentleman wird"[149]), mit der ihm als Naturforscher so sehr am Herzen liegenden Beobachtung der Vorzüge der Züchtung einer edlen Rasse, eines körperlich-seelischen Adels zu versöhnen. „Die Gentlemen", folgert er dabei, „müssen eben lernen, daß es kein Teil ihrer Pflicht oder ihrer Vorrechte ist, von der Arbeit anderer Menschen zu leben. Sie müssen lernen, daß in der schwersten Handarbeit oder niedrigsten Dienstverrichtung, wenn sie ehrenhaft sind, keine Herabwürdigung besteht. Daß aber eine solche wohl vorliegt in der Ausschweifung, in der Bestechlichkeit, in der Trägheit, im Hochmut, im Einnehmen von Stellungen, für die sie nicht geeignet sind, oder im Schaffen von Stellungen, für die kein Bedürfnis besteht. Es ist keine Schande für einen Gentleman, ein Laufbursche oder ein Taglöhner zu werden; aber es ist eine große Schande für ihn, ein Schurke oder ein Dieb zu werden"[150]). Er stellt hohe Anforderungen an seine Art des Gentleman, die eben für ihn in der Rasse liegen muß, die man sich daher nicht oder nur mühsam anzüchten kann: „Selbstbeherrschung wird oft als ein Merkmal hoher Bildung betrachtet; und bis zu einem gewissen Grade ist sie das auch; mindestens ist sie eines der Mittel, den Charakter zu formen und zu stählen; aber sie ist eher ein Weg, einen Gentleman nachzuahmen, als eines seiner Merkmale; ein echter Gentleman braucht die Selbstbeherrschung gar nicht; er empfindet einfach bei allen Gelegenheiten richtig; und da er bloß so viel seiner Empfindung auszudrücken wünscht, als eben passend ist, braucht er sich nicht zu beherrschen. Nichtsdestoweniger müssen auch Gentlemen, insofern sie ihrem Ideal nicht ganz gerecht werden, sich beherrschen und tun es auch; während es anderseits Gemeinheit ist, törichte Empfindungen zu hegen und unfähig zu sein, deren Ausdruck zurückzuhalten, und selbst dann besteht die

---

[148]) G. K. Chesterton, *Manalive* (Nelson's Blue Library, p. 69): '. . . . . She said he was "a real gentleman", by which she simply meant a kindhearted man, which is a very different thing.'

[149]) "Modern Painters", 1860, 5. Bd., 9. Teil, 7. Kap., § 1.

[150]) Ebenda, § 2.

Gemeinheit im Grunde nicht in dem unzeitgemäßen Ausdruck, sondern in dem ungehörigen Gefühl; und wenn wir einem gemeinen Menschen, wenn er sich ‚bloßstellt‘, dies zum Vorwurf machen, so ist es auch nicht seine Offenheit, sondern seine Ungeschicklichkeit, ja mehr noch der Mangel des Gefühles für seinen Fehlgriff, was wir tadeln: so daß sich also immer wieder die Gemeinheit in Mangel an Empfindlichkeit auflöst. Doch muß auch bemerkt werden, daß selbst von sehr gemeinen Menschen ein großer Aufwand von Selbstbeherrschung aufgebracht werden kann, wenn dies ihren Zwecken dienlich ist“[151]). Ausnehmend empfindlich ist Ruskin dann gegen jede Unfeinheit, die sich in ungehöriger Beobachtung äußerer Erscheinung und Umgangsformen offenbart, in der Annahme unangemessenen Benehmens, unangemessener Redeweise oder Tracht. Wenn er hiebei in der Aussprache einen besonders sicheren Gradmesser für Bildung oder Unbildung findet, so ist dies eine ausgesprochen englische Bewertung richtiger und sorgfältiger Sprechweise, die hierzulande nicht anerkannt werden würde[152]). Niedrige oder grausame Handlungsweise ist dem Gentleman Ruskins wesensfremd[153]); seine Haupttugend ist Mitgefühl bewußter Art, auch dort, wo er hart erscheinen, wo er Schmerzen zufügen muß. Die auch von Ruskin beobachtete Zurückhaltung des wahren Gentleman sucht er aus richtiger Erkenntnis seiner Hilfsmöglichkeit, aus der beständigen, nicht erst im Einzelfall gefühlsmäßig hervorbrechenden Anteilnahme an Unglück, Elend, Kummer zu rechtfertigen[154]).

Wo immer aber Ruskin vom Gentleman spricht, sind es trotz anscheinender Schilderungen eines bestehenden Typus doch vorwiegend Forderungen, und zwar sehr hochgespannte Forderungen an die „Besten“ einer erst zu gewärtigenden Zukunft und damit ergibt sich eine stillschweigende, aber vernichtende Kritik des Bestehenden.

So kann es denn nicht auffallen, wenn auch in denjenigen Dramen und Romanen, die gesellschaftliche Reformen anbahnen wollen und sich an den denkenden Teil des englischen Publikums wenden, gerade in jüngster Zeit recht scharfe Kritik an der durchschnittlichen Gentlemanvorstellung geübt wird und oft sehr einschneidende Maßregeln zur besseren Ausgestaltung oder zur Ersetzung dieses Ideals vorgeschlagen werden. Als ausreichende Vertretung dieser Literatur genügen da Hinweise auf einige Werke von Bernard Shaw, Herbert George Wells und John Galsworthy. Für den ersteren (geb. 1856) ist das, was die träge, gedankenlose Masse als Gentleman verehrt, zumeist das, was er einen “snob” nennt, einen stumpfen Anhänger der Kon-

---

151) Ebenda, § 10.
152) Ebenda, § 18 und 19.
153) Ebenda, § 7.
154) Ebenda, § 8 und 9.

vention im Leben und Denken, in Verfassung, Glauben und Wahl seiner Krawatten. Von den zahllosen Stellen, an welchen Shaw diesen Typus mit zersetzendem Hohn beurteilt, wählen wir nur zwei aus dem in manche verstaubte Winkel des britischen Bewußtseins keck hineinleuchtenden Drama „Heiraten". Da beschreibt die Bühnenanweisung den Reginald so: „Er ist körperlich abgehärtet und zähe, in seinen Formen und seiner Redeweise hastig und jungenhaft, da er ja zu der zahlreichen Klasse von bemittelten Gentlemen gehört — deren Vermögen aber von Advokaten verwaltet werden muß —, die sich seit ihrer Schulzeit geistig nicht mehr entwickelt haben. Er ist eine Art von unklarem, widerspenstigem, übereiltem, unordentlichem, vergeßlichem, immer zu spät kommendem Menschen, der ganz augenscheinlich die Obhut einer tüchtigen Frau braucht, jedoch niemals glücklich oder anziehend genug war, eine solche zu erlangen. Nichtsdestoweniger ein Mensch, den man gut leiden kann, von dem niemand eine Bosheit befürchtet, aber auch keine Errungenschaft erwartet"[155]). — Von seinem Hotchkiss, der einen Stabsoffizier als "no gentleman" verfemt, weil er Reisauflauf mit dem Löffel statt mit der Gabel ißt, läßt Shaw es dann aussprechen, daß die Kraft des Engländertums geradezu darin liegt, daß so viele Briten, die als Gentlemen gelten, richtige "Snobs" seien. „Sie beleidigen die Armut. Sie verachten das Ordinäre. Sie lieben aristokratisches Wesen. Sie bewundern Exklusivität. Sie wollen einem Mann, der von der Pike auf gedient hat, nicht gehorchen. Sie vertrauen aber auch keinem aus ihrer Kaste. . . . . Warum sage ich nicht, daß ein ehrlicher Mann das edelste Meisterstück Gottes ist? Weil ich das eben nicht glaube. Wenn er nicht ein Gentleman ist, schere ich mich gar nicht drum, ob er ehrlich ist oder nicht; ich würde seinen Sohn nicht meine Tochter heiraten lassen. Und das ist der Prüfstein, merken Sie sich das, das ist der Prüfstein! Und Sie", sagt er zum General, „haben dieselbe Empfindung wie ich. Sie sind in Wirklichkeit ein Snob: ich bin ein Snob, nicht nur in Wirklichkeit, sondern aus Grundsatz"[156]). Hier wie sonst ironisiert Shaw also mit scharfer Beobachtung alles Überlebte, Ungesunde und Widerspruchsvolle an einem Volksideale, an das er, der sich bei genauem Zusehen als einen wahren Puritaner zu erkennen gibt, nicht mehr glauben kann. Für ihn ist die Kultur Englands, wie er es anläßlich des Shakespeare-Jubiläums 1916 verkündet hat, die einer Sport- und Handelszivilisation geworden, der er z. B. das Recht abspricht, einen Helden der Kunst wie Shakespeare zu feiern, das solle man lieber Berlin überlassen[157]).

---

155) "Getting Married", 1910 (Tauchnitz-Ed.), p. 120 f.
156) Ebenda, p. 140 ff.
157) "Westminster Gazette", 1916?; zitiert nach „Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft", 53. Bd., S. 225 f.

Wesentlich klarer als aus Shaws von beständig schillernder Ironie durchsetzten Dramen und etwa aus den Jugendwerken des krassen Individualisten George Moore (geb. 1857), namentlich in seinen „Bekenntnissen" (1888) lassen sich die typischen Vorstellungen vom Gentleman um das Jahr 1900 aus den Romanen und sozialreformatorischen Schriften von G. H. Wells (geb. 1866) herauslösen. In seiner gelungenen Radfahrergeschichte „Die Räder des Zufalls" scheitert ein biederer Londoner Kommis, der sich eines von einem sogenannten Gentleman beinahe verführten gebildeten Mädchens mit rührender Ungeschicklichkeit, aber mit durchaus ehrlicher und anständiger Entschlossenheit annimmt, bloß darum an der Liebeserklärung ihr gegenüber, weil er sich nicht als Gentleman fühlt — also Satire auf die aus Unentschlossenheit entspringende Zurückhaltung des Typus. Und am Schlusse läßt der Verfasser durchblicken, daß das siebzehnjährige Backfischchen des besseren Mittelstandes diesen anständigen Menschen, der u. a. auch einen ritterlichen Faustkampf mit einem frechen Bedienten zu ihren Gunsten ausficht, nach einer Probezeit, in der er sich zum Gentleman im Äußern ausbilden mag, vielleicht als einigermaßen passenden Ehemann betrachten könnte. Wir, die Leser, geben ihm aber nach Wells' Darstellung schon vor dieser Abschleifung trotz seiner Ungebildetheit, seines ungeschickten englischen Ausdruckes, seiner auf jahrelange Ladenschwengelknechtschaft zurückgehenden komischen Dienstbeflissenheit das Zeugnis, daß er sich durchaus als Gentleman etwa der Auffassung Steeles oder Addisons bewährt hat[158]). — Nicht ganz zehn Jahre später zeigt uns jedoch derselbe Wells in „Kipps", wie es dem ebenso grundehrlichen Kommis Kipps nicht gelingen kann, in der von rein äußerlichen Vorstellungen und von ausgeklügelten, aber toten Anschauungen beherrschten Welt der Gentlemen des oberen Mittelstandes festen Fuß zu fassen. Und zwar hauptsächlich, weil er ihre auf Schein, Unbefriedigung, ja Lüge gegründete Wertlosigkeit erkennt und ihm der Verlust des Großteiles seines ihm durch Glück zugefallenen beträchtlichen Vermögens eigentlich ein Segen wird, da er ihn in die erwerbende und ungezwungen genießende, nicht von Standespflichten beengte untere Mittelstandsklasse und an die Seite seiner zu ihm passenden Jugendgeliebten zurückversetzt. In Mr. Coote, der schließlich mit Kipps' Geld durchbrennt, satirisiert Wells einen „feinen" Herrn etwa von der Art von Dickens' Pecksniff: ein „echter Gentleman", religiös mit einer ernstblickenden, vergeistigten, eindrucksvollen Frömmigkeit, patriotisch, besonders beim Singen der englischen Volkshymne, dabei ausnehmend zugeknöpft im Gespräche über religiöse, nationale,

[158]) "The Wheels of Chance", 1896 (Tauchnitz-Ed.), bes. S. 54, 206 ff., 232, 424.

finanzielle oder politische Dinge, namentlich jedoch über Gefühlsbewegungen, über Geburts- und Todesfälle, um sich ja nicht zu kompromittieren. Mit beißender Ironie verurteilt Wells dann die vom Durchschnittsgentleman gegen die von ihm als nicht mehr für standesgemäßen Verkehr geeignet betrachteten Personen geübte Art des gesellschaftlichen Ignorierens, die er als förmliche Exkommunikation schildert und in welcher das einzige Beispiel von passivem Mut eines Gentleman vom Schlage Cootes besteht[159]). — In dem im selben Jahre verfaßten Zukunftsbild „Eine moderne Utopie“ stellt Wells die unsinnige Sportfexerei an den Pranger, wenn er von den modernen Gentlemen sagt: „Der Gentleman entartete schnell genug zu einer Art athletischen Prostituierten mit allen Schwächen, aller Eitelkeit, aller Gaunerei und Anmaßung eines ordinären Schauspielers und sogar mit geringerer Intelligenz“[160]). — Im selben Buche stellt Wells, wie schon in den „Vorahnungen“ (1901), die jungen bemittelten Gentlemen, denen alle oberen Stellen in der Marine, im Heere und in den geistigen Berufen vorbehalten sind, als für die Aufgaben der Zukunft ungeeignet hin: „intelligente Narren, denen es an richtig geübtem Gehirn fehlt, die maßlos 'unfair' (unanständig) handeln können, die sich nichts sagen lassen, die einen sehr beschränkten Horizont haben, denen es an wirklicher Großzügigkeit mangelt“[161]). Diese Bevorzugten möchte er durch einen Orden von „freiwilligen Adeligen“ ersetzt sehen, die sich bei völliger körperlicher und geistiger Gesundheit vor allem durch wirkliche Fachbildung, durch das Abschwören aller Wettspiele, durch Alkoholenthaltsamkeit, durch Selbstbedienung u. s. f. vom Gentleman unterscheiden sollten: bezeichnenderweise benennt er diese Verwalter seines neuen Weltstaates mit dem japanischen Namen Samurai[162]). — Fast alle Einwendungen, die Wells gegen

---

[159]) "Kipps. The Story of a Simple Soul", 1905, bes. 2. Buch, Kap. 5, § 4 und 3. Buch, Kap. 2, § 2. — Vgl. auch B. Fehr, „Das heutige England im Bilde englischer Literatur“ in „Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“, X. (1916), Heft 7, Sp. 851 ff. und darin über das falsche Ideal vom Gentleman nach „Kipps“ u. a.: „Das Leben des Gentleman geht auf in den Kleinlichkeiten gesellschaftlichen Umgangs, in der Verehrung der Anstandsregeln und der Korrektheit. Kleinlich erdacht ist seine Welt. Ihr Heiligtum ist die Respektabilität, ihr Genius die Dummheit, die als Ungeheuer, als Antiseele über der ganzen Insel schwebt.“

[160]) "A Modern Utopia", 1905, Kap. 9, § 5.

[161]) Ebenda, Kap. 4, § 3; "Anticipations", 1901, Kap. 6 (Tauchnitz-Ed.), p. 178 und 187 ff.

[162]) "A Modern Utopia", bes. Kap. 9, § 4, 5 u. 7. Den Gedanken der Selbstbedienung als Zeichen innerlicher Unabhängigkeit spricht auch Ruskin a. a. O. aus, ebenso R. L. Stevenson in „Gentlemen“, 1888, etwa: „Eines ist sicher vorauszusagen, es werden nicht mehr viele Jahre vergehen, bevor man diejenigen für die elegantesten Gentlemen und für die feinsten Damen halten wird, die sich in einem Dutzend Kleinigkeiten selber bedienen.“

die heutige Gesellschaftsordnung Englands vorzubringen hat, wurzeln in seiner Stellungnahme zum Gentleman-Ideal. Die eigentliche Gentry, das bodenständige Junkertum, hat er in seinem Problemroman „Tono-Bungay“ (1909) zwar schon totgesagt, aber das alte Ideal der englischen Nation fristet noch immer ein auf gewisse Kreise beschränktes und von diesen mühsam, obzwar bloß scheinbar aufrecht erhaltenes Dasein. Im alten Schlosse Bladesover hat Wells es in realistischer Symbolik verkörpert: „Das große Herrenhaus, die Kirche, das Dorf und die Arbeiter und die Bedienten in ihren Stellungen und Graden schienen mir ein abgerundetes, vollkommenes soziales System. . . . . Ich hielt das für die Ordnung der ganzen Welt. Ich wähnte, London sei nur eine größere Landstadt, wo die besseren Familien ihre Stadthäuser hätten und ihre wichtigeren Einkäufe unter dem Schirm der größten aller feinen Damen (gentlewomen), der Königin, machten. Das schien mir alles in der göttlichen Ordnung eingerichtet. Daß all dieser schöne Schein schon untergraben war, daß Kräfte am Werk waren, die ehestens dieses ganze künstliche soziale System zur Hölle fegen mochten, das war mir damals noch nicht aufgedämmert. . . . . . Die Gedanken der Demokratie, der Gleichheit und vor allem der alles vermischenden Brüderlichkeit sind gewiß noch nie wirklich in den englischen Geist eingedrungen. . . . . Unser Volk formuliert niemals; es behält sich seine Worte für Witze und ironische Bemerkungen vor. . . . . Ich bin überzeugt, daß Bladesover der Schlüssel zu fast allem ausgesprochen britischen Wesen ist. . . . . Man halte nur daran fest, daß England vor zweihundert Jahren allüberall noch Bladesover war; daß es seither zwar Reformgesetze und derartige Änderungen von Formeln, aber keine Umwälzung im Wesen gehabt hat; daß alles, was modern und anders ist, nur wie ein Eindringling oder eine Randglosse zu dieser allbeherrschenden Formel Eingang gefunden hat — und man wird sofort die Berechtigung, die Notwendigkeit jener “snobbishness” begreifen, welche die hervorstechende Eigenschaft der englischen Denkweise ist. . . . . Wir haben nie mit unserer Tradition gebrochen, sie niemals symbolisch in Stücke geschlagen wie die Franzosen . . . ., sondern alle Organisationsgedanken sind versumpft, die alten gewohnheitsmäßigen Bande haben sich gelockert oder sind gänzlich abgefallen“[163]). — Was aber an die Stelle dieses im 18. Jahrhundert zur höchsten Vollendung ausgebildeten, nun verfallenden Gentry-Ideals tritt, das schwindelhafte “Tono-Bungay” (ein wertloses Allerweltsheilmittel), dieses Symbol des Industrierittertums moderner Prägung, die unreelle Finanzaristokratie, ist auch, wenn wir Wells in seiner erbarmungslosen Satire folgen, nur eine Seifenblasenmacht, der gegenüber die Kontrolle des englischen Gesellschaftslebens und

[163]) “Tono Bungay”, 1909, 1. Buch, Kap. 1, § 3.

Staatsapparates kläglich versagt. Auch hier nur Talmi-Werte![164]). — Die modische Außenkultur, die einen so großen Teil der Gedanken eines Gentleman im abgeschliffenen Wortgebrauch beansprucht, ist Wells ein Dorn im Auge, nicht weil er keinen Sinn für Geschmack und Schönheit besäße, sondern weil sie ihm zur inneren Leere zu führen scheint, weil sie das wichtige individuelle Gefühlsleben beschneidet, nicht entwickelt oder gar ertötet[165]). — Selbst sein Stratton, der sich in den „Verliebten Freunden" als Anhänger des alten Ideals gebärdet[166]), hält dieses nur noch für eine Durchgangsstufe der Erziehung, hinter der erst das richtige Leben und Reisen angehe, und die schwersten und ernstesten Lebenserfahrungen machen ihn an dem praktischen und ethischen Werte der auf Züchtung des Gentleman abzielenden Erziehung denn doch sehr irre[167]). Er ist imstande, zur Frau eines nahen Bekannten, dessen Weine er trinkt, dessen Gastfreundschaft er genießt, unerlaubte Beziehungen zu unterhalten, die ihn, solange er sie um der Frau willen verheimlichen muß, drücken, die er als "unfair" empfindet. Das Ideal schützt seinen Bekenner also nicht bloß keineswegs gegen leidenschaftliche Regungen und gegen brutale Ausbrüche eines tierischen Hasses und Zornes (z. B. gegen den Bruder seiner Geliebten), sondern nicht einmal gegen Unehrenhaftigkeit, selbst dort, wo dieses Ideal, wie bei Stratton, frei von unverkennbaren Talmieigenschaften ist[168]), wie sie z. B. Mr. Coote oder den Verführern in den „Rädern des Schicksals" und in „Ann Veronica" anhaften. Aber auch der tadellose Formenmensch Manning, der eine Freier der Ann Veronica, ist ebensowenig ein voll zu nehmender, im Lebenskampf brauchbarer Mann wie etwa ihr ganz verknöcherter Vater, ein tüchtiger Geschäftsmann, der seine Töchter nicht versteht, geschweige denn sie erziehen kann und der in der Sammlung seiner Gesteinschliffe — jeder richtige Gentleman soll ein Steckenpferd haben! — nicht durch neuerliche Familiengeschichten gestört werden will. Nur Ruhe, nur nichts Neues, was Nachdenken oder gar Anpassung des Handelns erheischen würde, was den Nachbar links oder rechts zum Kopfschütteln

---

[164]) Ebenda, 1. Buch, Kap. 2, § 8; 3. Buch; 4. Buch, Kap. 1, § 4: "*No woman ever has respected the law..... The things it lets you do! And then pulls you up. Like a mad nurse minding a child.*" Vgl. auch Fehrs vorzügliche Analyse der Gesellschaftskritik dieses Romans a. a. O. (s. Anm. 158).

[165]) "The Passionate Friends", 1912, 1. Bd., Kap. 2, § 6.

[166]) Ebenda, bes. 1. Bd., Kap. 3, § 7.

[167]) Ebenda, bes. 2. Bd., Kap. 2, § 4.

[168]) Ebenda, 1. Bd., Kap. 6, § 7, 9 und 12. Vgl. ähnlich den Freier der Mildred Lawson, der als ein „instinktiver Gentleman" geschildert wird, dabei aber genau ihre Vermögensverhältnisse berechnet und ihr den Tod ihres Bruders, dessen reiche Erbin sie nun geworden ist, so lange verheimlicht, als dies zur Erlangung ihres Jawortes nötig ist, in George Moore's "Celibates" (Tauchnitz-Ed., p. 177 und 178 ff.).

veranlassen könnte — das sind die Vorstellungen solcher petrifizierter Gentlemen[169]. Diese krankhafte Scheu vor der öffentlichen Meinung — Wells personifiziert sie einmal köstlich als schnüffelnde Klatschbase männlichen Geschlechts[170]) —, dieser Mangel an wahrem, auf Leistungskraft beruhendem Selbstvertrauen, Züge, die im Laufe des 19. Jahrhunderts, wie wir gesehen haben, immer schärfer herausgetreten sind, werden die Gentlemanklasse, so prophezeit Wells des öfteren, noch ganz untauglich für die großen Aufgaben der Zukunft machen[171]). Und diese sind für ihn die grundlegende Neugestaltung nach dem Kriege, den Wells so überaus häufig vorausgeschildert hat, den er aber stets nur als Zwischenstufe, als Umsturz des unhaltbaren Alten, auch für England, betrachtet[172]). Für die neue Welt genügt ihm aber die Gentleman-Charaktererziehung nicht mehr: „Gute Unterweisung in fachlichen Dingen ist besser als feines Benehmen. Wir werden mit der Zeit noch ganz stumpfsinnig mit unserem ewigen Ruf nach Charakter!“ äußert sich der Zukunftspolitik treibende Held, freilich absichtlich herausfordernd, im „Neuen Machiavelli“[173]) und wie ausschließlich chauvinistisch dieser Charakter gerade in der politischen einflußreichen Oberschichte aussehen kann, verrät ein bekehrter Squire im Roman „In den Tagen des Kometen“: „Wir benahmen uns fein gegeneinander, um eine Räuberbande gegenüber der übrigen Welt zu bilden. Ja, wir waren Gentlemen!“[174]).

Nicht wesentlich anders ist die Gesamtvorstellung von “gentility”, wie sie z. B. John Galsworthy (geb. 1867) in seinem Gesellschaftsroman „Die Inselpharisäer“ malt: ganz philiströse, kastenmäßige Begriffsbegrenzungen enthüllen sich da dem etwas abseits stehenden Helden sowohl im begüterten Mittelstand auf einem Landsitz als auch in den akademischen Kreisen von Oxford. Auch nach ihm ähnelt der Durchschnittsgentleman auffallend stark dem, was Thackeray und Shaw einen “Snob” getauft haben. Klassenvorurteile, Standeshochmut, Selbstzufriedenheit, Überzeugungsleere, Weltfremdheit, Seelendürre, Scheu vor wirklichem Erleben zeichnen diese Gentlemen und ihre Lebensgefährtinnen aus: „Könnte ein Mensch an Leidenschaften, Herzensnot und Mißtrauen zu seinem Auftreten leiden und doch ein Gentleman bleiben? Es kam ihm unwahrscheinlich vor“[175]). Oder er

[169]) “Ann Veronica”, 1909, bes. Kap. 13, Kap. 15 (“*We don't want things to happen*”, S. 315) und Kap. 17 (S. 351).

[170]) “Anticipations”, Kap. 6.

[171]) “Tono Bungay”, 2. Buch, Kap. 4, § 3, “Mr. Grundy”.

[172]) “Anticipations” und “The First Men in the Moon”, 1901; “In the Days of the Comet”, 1906; “The War in the Air”, 1908; “The World Set Free”, 1914.

[173]) “The New Machiavelli”, 1911, 3. Buch, Kap. 2, § 4.

[174]) “In the Days of the Comet”, 3. Buch, Kap. 1, § 3.

[175]) “The Island Pharisees”, 1904, 2. Teil, Kap. 22.

skizziert ein junges Ehepaar mit den Worten: „. . . . . Das Bild vollkommener Häuslichkeit! Ohne Leidenschaft und lächelnd, wie sie erschienen, konnte man sich unmöglich vorstellen, daß sie je einen Zwist haben würden . . . . sie bezogen ihre Überzeugungen von der Gesellschaft wie daheim alle ihre sonstigen Lebensbedürfnisse von irgend einer Verbrauchergenossenschaft. . . . Ich möchte gern erfahren, was es Schönes in ihrem Leben gibt“[176]). Für solche elegante Zeittotschläger bildet ein Steckenpferd wie das Sammeln von Buntglas od. dgl. einen Lebenszweck[177]). „Die Lebensregel dieser guten Gentlemen besteht darin, die Augen zuzumachen, ihre Denkkraft nie anzuwenden und ihre Haustüre vor allen Hunden der Welt zu schließen — aus Angst, daß sie einmal gebissen werden könnten!“[178]). Wo sich bei solcher Öde des wohlanständigen Lebens von drei Vierteln der „guten Gesellschaft“ überhaupt noch von einer Moral sprechen läßt, betrachtet Galsworthy sie lediglich als „die Summe der individuellen Selbsterhaltungstriebe“[179]). Auch die akademische Erziehung zum Gentleman in Oxford flößt dem Helden dieses Sittenromanes Mißtrauen ein: „Man erzählt einem, daß wir hier lernen, wie man ein Gentleman wird. Das lernen wir durch ein Erlebnis, das unser Herz erschüttert, besser als die ganze Zeit über, die wir hier an der Universität sind.“ Und dem Einwand, daß diejenigen, die in Oxford die Besten erschienen, sich auch im Leben als die Besten bewährt haben, entgegnet er düster: „Hoffentlich nicht; ich wenigstens war auf der Universität hier ein Snob: ich glaubte alles, was man mir sagte, alles, was das Leben angenehm erscheinen ließ“[180]). Allen Halbheiten des Mittelstandsideals rückt Galsworthy auch sonst in seinen Dramen, in seinen Novellen[181]) und im schonungslosen Gesellschafts- und Eheroman

[176]) Ebenda, 2. Teil, Kap. 17.
[177]) Ebenda, 2. Teil, Kap. 23.
[178]) Ebenda, 2. Teil, Kap. 25.
[179]) Ebenda, 1. Teil, Kap. 5.
[180]) Ebenda, 2. Teil, Kap. 19; sonst: 2. Teil, Kap. 18; allgemeiner kritisiert Galsworthy die “Institutions of this country”, von denen es in der “Preface” heißt: “*they are but half-truths; they are the working, daily clothing of the nation; no more the body's permanent dress than is a baby's frock. Slowly but surely they wear out or are outgrown; and in their fashion they are always thirty years at least behind the fashions of those spirits who are concerned with what shall take their place*“, bes. im 1. Teil. Kap. 5; 2. Teil. Kap. 20, 26 und 27.

[181]) Vgl. etwa “A Knight”, wo den Haudegen mit zarten, lebensuntauglichen Empfindungen seinem verstiegenen Frauendienstideale auch das Betrogenwerden in der eigenen Ehe nicht untreu machen kann, oder “Salvation of a Forsyte”, wo die in Fleisch und Blut übergegangene Philistrosität der Gesinnung über eine abenteuerliche Liebe triumphiert; hingegen ist “A Portrait” ein wehmütiger Nachruf auf den aussterbenden Typus des “fine old gentleman” oder es wird in “The Silence” der eiserne Pflichtmensch mit einer nervösen Empfindlichkeit bis zum tragischen Selbstmord geführt.

„Der Eigentumsmensch“ (1906) an den Leib, wo “Mrs. Grundy” fast alle Mitglieder der kräftigen Familie Forsyte, mit Ausnahme des eben schon als Vertreter einer zum Aussterben verurteilten Gattung geschilderten alten Jolyon Forsyte, sich unterwirft.

Nach solchen Schilderungen dürfen wir wohl von dem Ideale des englischen Gentleman im klassenmäßigen wie im allgemein menschlichen Sinne als von einem der Vergangenheit angehörenden sprechen. Das englische Mittelstandsleben, in welchem es im 18. und im frühen 19. Jahrhundert seine sorgfältige und oft ungemein ansprechende Pflege gefunden hat, war gewohnt, nach dem Ideale der „höheren Klassen“ zu blicken, um dieses dann nachzuahmen. Seit dem Niedergang des “country gentleman” aber hat es eigentlich kein Muster mehr in einer festverankerten maßgebenden Klasse. Daß sich die Unzulänglichkeit der künstlich gezüchteten Vorstellung des Gentleman nun nicht schon längst offenbarte, liegt gewiß daran, daß Stiftsschulen und Universitäten in ihrem anerkannten Konservativismus den Firniß der Außenkultur noch immer auch für fachlich tüchtige und selbständig veranlagte Geister bereit haben, daß man also in England den guten Kern nach seiner gleichförmigen Schale beurteilte. Der eben im letzten Zitate aus Galsworthy vom Gesprächsgegner des Helden vertretene Standpunkt, daß die englische Erziehung, wie sie ist, die denkbar beste für die englische Welt bedeute, wird noch von vielen Pädagogen und Soziologen geteilt, die übersehen, daß eben die Ansprüche und Strebungen dieser Welt aus den anerzogenen oder angezüchteten Eigenschaften des Nachwuchses, also aus dem Bildungsideal, immer wieder neue Nahrung und Kraft ziehen. „Die privaten Volksschulen, die großen Stiftsschulen und die Colleges von Oxford und Cambridge übernehmen ihre Schüler von der Kinderstube bis zur Mannesreife und formen sie nach klassischen und athletischen Idealen. Das Ergebnis davon ist ‚der englische Gentleman‘. Er besitzt die Nachteile seiner großen Vorzüge und wir können sie vielleicht auf das System, unter welchem er gebildet wurde, zurückführen. Weder augenfällige Originalität noch fachliche Durchbildung werden ihm, sei es durch die Überlieferung seiner Kaste, sei es durch die Atmosphäre seiner Schule eingepflanzt. Aber für die Zwecke, die Ehrenhaftigkeit, die Tatkraft, die Zucht und die ehrenvolle Kameradschaftlichkeit einer großen Herrenklasse wäre es schwer, sich eine unter den Bedingungen, die in den letzten paar Generationen herrschten, zweckmäßiger und feiner angepaßte Maschinerie vorzustellen,“ sagt der hochkonservative H. Spenser Wilkinson (geb. 1851), wobei er gerade wieder Wirkung und Ursache verwechselt[182]). Doch lernen wir aus seiner kühlen Definition vor allem auch, daß er mit so vielen

[182]) “The Nation's Need. Chapters on Education”, 1903, p. 250.

anderen Engländern noch an der Herrenklasse ("a great ruling class") festhält, an dem von Beaconsfield gekennzeichneten höchsten Berufe des Gentleman. Daß es eine solche, oft unverantwortlich und im Geheimen waltende, über der Schichte der Durchschnittsgentlemen stehende auserlesene kleine Schar von wirklichen Leitern der englischen auswärtigen Politik gibt, ist heute nicht zu bezweifeln. Sir Roger Casement (1864—1916) charakterisiert sie in seinem Aufsatz über Sir Edward Grey als „ständige Beamte, die weder dem Parlamente noch dem Volke verantwortlich waren, deren Namen niemand außer der Krone kannte“[183]). Nun, nach verschiedenen Äußerungen der bekannten Führer Englands dürfen wir uns diese imperialistischen Drahtzieher nur als Vollblut-Gentlemen eines älteren Typus denken, des maskierten Seeräubers, wie ihn Byron (s. o.) umrissen hat. Diese dem Namen und den Manieren nach als Gentlemen figurierenden Männer, an denen die Versuche des 18. und 19. Jahrhunderts, den Inhalt der Vorstellung vom Gentleman ethisch und sozial zu verinnerlichen und zu erweitern, spurlos vorüber gegangen zu sein scheinen, haften noch ganz am Althergebrachten, an der Eroberungs- und Machtpolitik des sich beständig ausdehnenden „Größeren England“. Sie rühmen sich nicht selten ihres normannischen Blutes und gehören wahrlich zu der ersten Klasse der wenig schmeichelhaften Einteilung des unter anderm auch tief in deutsches Wesen eingedrungenen Dichters Matthew Arnold (1822—1888), welche dieser in seinem Buche „Kultur und Anarchie“ vom britischen Volke gibt: Barbaren, Philister und Pöbel![184]). Sie sind solche von ihm geschilderte Barbaren mit starkem, individualistischem Sinn, mit jener Leidenschaft, frei zu schalten und zu walten, mit jener Liebe zum Sport, jener ausschließlichen Pflege des Körpers, die auf den heutigen Aristokraten übergegangen sind und in denen sie ein hervorragendes Kampfmittel erblicken; sie sind auf ihre Körperlänge, auf ihre breite Brust stolz, sie legen auf Fleischkost den höchsten Wert und zeigen oft genug brutalen Ausdruck der Physiognomie. Ihnen und ihresgleichen ruft der einen natürlichen seelischen Menschheitskult predigende Romanschriftsteller George Meredith (1828—1901) im „Egoisten“ zu: „Mehr Hirn!“[185]).

---

[183]) „Gesammelte Schriften“, 1917: „Sir Edward Grey“ (Sept. 1915), S. 167, u. ö.

[184]) "Culture and Anarchy", 1869, Kap. 3, p. 185 ff. (in "Nelson's Library"); vgl. auch Fehr, „Anglia, Beibl.“, 27. Bd., S. 48 ff.; W. Dibelius, „England und Wir“, 1914, S. 13 f. und dazu Fehrs Rezension in „Anglia, Beiblatt“, 26. Bd., S. 215 ff.

[185]) "The Egoist", 1879. Solche „Gentlemen“ satirisiert auch G. K. Chesterton des öfteren (vgl. etwa "The Club of Queer Trades" [1905], p. 56 und p. 175). Auch im Gesellschaftsroman von W. E. Norris "The Right Honourable Gentleman" (1913) ist der Titelheld, der Staatssekretär Arnold Calthrop, mit seiner aristokratischen Vererbung und seinem rück-

Das Glaubensbekenntnis dieser echt-konservativen Über-Gentlemen, deren es doch noch eine geringe, aber sehr zähe Anzahl geben muß, läßt Galsworthy im „Landhaus" einen Stocktory in die berüchtigten lästerlichen Sätze zusammenfassen: „Ich glaube an meinen Vater und an seinen Vater und an seines Vaters Vater, die Schöpfer und Erhalter meines Landbesitzes; und ich glaube an meinen Sohn und meines Sohnes Sohn. Und ich glaube, daß wir das Land zu dem gemacht haben, was es ist. Und ich glaube an die alten Stiftsschulen und namentlich an die Stiftsschule, an der ich studiert habe. Und ich glaube an meine Standesgenossen und an das Landhaus und an die Dinge, wie sie sind, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!"[186])

Trotz solcher Verdammungsurteile aus englischem Munde müssen wir freilich immer daran festhalten, daß es für britisches Denken einen Bankerott des Ideals des Gentleman nach außen, d. h. Nichtengländern gegenüber, nicht geben kann. Denn der Gentleman ist und bleibt eine national-beschränkte Gestalt: nur ein Engländer kann ein richtiger, vollwertiger Vertreter dieses Typus werden und sein und die ungeschriebenen Gesetze innerhalb seiner Gesellschaft und seines Volkes befolgen. Dem bedauernswerten Nichtengländer steht es gar nicht zu, hierüber nachzusinnen oder zu reden: ihm gegenüber ist ein Gentleman weder an die sonst für ihn verbindlichen Anstandsbegriffe noch etwa gar an Humanität gebunden, wenn er eine auch nur äußerliche Gemeinschaft mit dem "foreigner" aus irgendwelchen Gründen ablehnt.

Der eiserne Besen des Krieges hat bei den absolut wie relativ sehr hohen Offiziersverlusten des britischen Heeres ge-

---

sichtslosen Draufgehen in der Politik wie im Privatleben doch nur so zu verstehen. Mag ihn seine Geliebte in heikler Lage als Gentleman bezeichnen (p. 81 der Tauchnitz-Edition), mag er den landläufigen Merkmalen eines Gentleman der Außenkultur bei andern eine gewisse Anerkennung nicht versagen (ib., p. 124 f.), sein Glaubensbekenntnis ist doch himmelweit von der konservativen Lebensführung und Betrachtung seines alten Schulkameraden aus Eton, des biederen und feinen Junkers Alston, entfernt, wenn er (ibid. p. 13 f.) sagt: "To me the upper middle class is the least intelligent, the most self-satisfied, the most hidebound of the entire British nation. They never learn anything and never want to learn. You might talk to hundreds and thousands of them without hitting upon one who has had the pluck or the wit to form a single opinion, political, religious, or other, for himself. They glory in what they call their Toryism, which has ceased to have the least practical meaning. They pride themselves above all things upon being gentlemen, although two-thirds of them are gentlemen neither by birth nor by nature. They cheerfully assume that all those who differ from them must be cads or rascals or charlatans. It's true that they are becoming harmless, because they are so hopelessly outnumbered by the proletariat; but they can't be ignored yet; they are always in the way." Dieser "unsociable socialist" karikiert hier also in ähnlicher Tonart, wie wir sie bei H. G. Wells (Anm. 160) kennen gelernt haben.

[186]) "The Country House", 1907, II, Kap. VIII.

rade eine beträchtliche Zahl von Angehörigen der höheren Klasse Englands hinweggefegt. Es wird sich erst zeigen, ob die Tradition des Gentleman-Begriffes in seinen zahlreichen Spielarten den Überlebenden und insbesondere dem heranwachsenden Geschlechte des oberen und des unteren Mittelstandes Britanniens eine so feste Richtung im engherzig-chauvinistischen Sinne zu geben vermag wie bisher. Wir unserseits können nur wünschen, daß dem englischen Volke, da der gute alte Gentleman nun einmal tot ist, durch die Macht der Tatsachen der nationale Star gestochen werde, daß es einsehen lerne, wie sehr sich die Dinge doch geändert haben und in England wie bei uns noch ändern werden. Wenn wir den Briten ebensowenig wie uns ein Aufgeben nationaler Ideale an sich zumuten, so müssen wir doch, wenn auch wir die ihrigen als berechtigt anerkennen sollen, auf einer wirklichen Durchdringung mit allgemein gültigen Kulturbegriffen, nicht mit bloßen Zivilisationsregeln bestehen. Erst wenn es ihnen gelungen ist, die von veredelnden Gedanken, nicht von hohlen Phrasen getragene Kulturmission, ein der ganzen Welt, nicht lediglich dem Parlament von Westminster verantwortliches Pflichtgefühl sowie persönliche und sachliche Tüchtigkeit jedem einzelnen ihrer berufenen Vertreter einzuimpfen, dann wird es Zeit sein, von einem Aufleben des Gentleman im menschlichsten Sinne des Wortes zu reden — oder vielleicht von der Erstehung eines neuen englischen, wenn nicht gar internationalen Kulturideals. Der Name allein tut's nicht, wie schon der alte Schulmeister Mulcaster erkannt hat: „Tugend ist das Fundament dieser ganzen Rasse (d. h. des Adels), mit welchem Namen auch immer man sie benennen mag: Weisheit im Regieren, Kraft im Durchsetzen, Gerechtigkeit im Entscheiden, Bescheidenheit im Auftreten"[187]). Solche Idealgestalten würden sich in der Tat nur wenig von denen unterscheiden, die sich Wells als die ganz idealen Samurai seiner Zukunftswelt erträumt: „passende Männer . . . ., der Selbstaufopferung, bewußten Mutes, ehrenhafter Gesinnung und beständigen Strebens fähig!"[188]).

Graz. Dr. Albert Eichler.

---

[187]) "Positions", 1581, p. 199; vgl. Anm. 60.
[188]) "A Modern Utopia", Kap. 4, § 3.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Nemesii episcopi Premnon physicon sive ΠΕΡΙ ΦΥΣΕΩΣ ΑΝΘΡΩΠΟΥ liber a N. Alfano archiepiscopo Salerni in Latinum translatus. Recognovit Carolus Burkhard. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MCMXVII. XII, 154 S.

Seit der im Jahre 1887 erschienenen Ausgabe C. Holzingers, dem nur der *Bambergensis* (B) und dessen Prager Abschrift (𝔭) zu Gebote stand, sind für Nemesius neue und wertvollere Textquellen erschlossen worden: durch L. Dittmeyer der *cod. Abrincensis* (A) zugleich mit dem bis dahin unbekannten Namen des Übersetzers, ferner durch Cl. Baeumker der *Parisinus* (P), die älteste und beste Handschrift, die zugleich allein das Widmungsschreiben (*Prologus*) enthält; endlich durch Burkhard selbst der *Cottonianus* (C). Diese glücklichen Funde ließen eine neue Rezension des Textes wünschenswert und berechtigt erscheinen, und so war denn Burkhard seit Jahren eifrigst mit den nötigen Vorarbeiten beschäftigt, die er allmählich in der Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien, in den Programmen des Carl-Ludwig-Gymnasiums in Wien, in den Wiener Studien und im Philologus veröffentlichte. Die genannten vier Handschriften konnte er selbst hier in Wien vergleichen, den *Cottonianus* allerdings nur in photographischem Abbilde, jedoch von G. F. Warner und J. Steppat in London durch ergänzende Mitteilungen bereitwilligst unterstützt. Er hat sie in der vom Mai 1914 datierten *Praefatio* näher beschrieben, ihr gegenseitiges Verhältnis erörtert und durch ein Stemma veranschaulicht. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, das Erscheinen der seinem teuren Lehrer Iwan v. Müller gewidmeten Ausgabe, mit der er sich ein so schönes Denkmal gesetzt hat, selbst zu erleben. Fr. Lammert in Sondershausen übernahm die Korrektur und die Ausarbeitung des *Index nominum.* An die *Praefatio* ist ein *Index editionum et disputationum* und ein *Index notarum* angeschlossen.

Am Rande des Textes ist die in den Handschriften teilweise gestörte Reihenfolge der Kapitel nach dem griechischen

Originale berichtigt. Längere Kapitel sind durch kleine freigelassene Zwischenräume in kürzere Abschnitte gegliedert, sämtliche Kapitel durch Zahlen am Rande in Paragraphen geteilt. In den kritischen Anmerkungen sind außer dem griechischen Texte auch die lateinischen Übersetzungen eines Burgundio, Valla, Ellebodius und die armenische zur Beglaubigung des ermittelten Wortlautes herangezogen. Durch methodische Verwertung der neugeschaffenen, weit zuverlässigeren Grundlage sowie durch eine Anzahl glücklicher Besserungen ist ein bemerkenswerter Fortschritt über Holzingers Rezension hinaus erzielt. Zweifelhaft bleibt mir, ob in dem so häufigen Falle verschiedener Wortstellung in P einerseits und im griechischen Originale anderseits die Entscheidung grundsätzlich zugunsten des letzteren fallen müsse, ob nicht vielmehr der Übersetzer in diesem Punkte, von seiner Vorlage abweichend, seine eigenen, der lateinischen Sprache vielleicht angemesseneren Wege gegangen sein könnte. In diesen Bereich gehört es auch, wenn vielfach die Bemerkung begegnet, daß man (nach dem griechischen Texte) einen anderen Wortlaut erwartet haben würde, und wenn wiederholt griechische Worte oder längere Stellen zitiert werden, die in der Übersetzung keine Wiedergabe gefunden haben. So erklärt sich auch die p. V betonte Wichtigkeit eines verläßlichen lateinischen Textes, *siquidem verba eius ad emendanda aut confirmanda Graeca adhibere volumus*. Es ist darum bei der Verwertung der griechischen Fassung für die Textkritik im allgemeinen eine gewisse Vorsicht geboten und unbedingt auch der Sprachgebrauch des Übersetzers entsprechend in Rechnung zu ziehen. Daß I 13 *haec* in Beziehung auf *plantae* belassen werden konnte und die Änderung in *hae* nicht erforderlich war, geht aus 57 hervor, wo *haec* auf die *passiones* zurückweist, und aus 76, wo es heißt, daß *haec* (nämlich die *plantae*: 75 *plantarum genus*) *propter hominem et animalia sunt* und daß auch *causae generationis et horum incrementi propter haec factae sint*. — I 56 *Sed ex duabus his dignitatibus homo singulariter honoratus est. Etenim solus veniam percipit paenitens* (*et huius solius corpus mortale existens immortale fit*) *et corpus quidem per animam, anima vero per corpus* und II 100 *Cronius autem in libro de regeneratione (sic dicit denudationem incorporationis) ut rationales omnes esse velit* stört die Parenthese den Zusammenhang und es bleibt unaufgeklärt, wieso sie für angemessen erachtet werden konnte. — V 8 *Sed quia contraria invicem convenire non possunt sine aliquo vinculo medio ordinato conectente ea, ordinavit creator infra terram et aerem contraria existentia aquam, dans ei duas qualitates, frigiditatem et humiditatem, per quas posset extremis coniuncta ea conectere*. Dazu die Bemerkung in der *adnot. crit.*: *intra* Ho (= Holzinger) *probabiliter*. In der Tat, die Ver-

suchung ist groß. Doch lag ein Ausgleich zwischen *infra* und *intra* im Gange der Entwicklung, wofür der Gebrauch in den *Gesta Rom.* spricht: S. 453, 18 (Oest.) *infra breve tempus*. 595 (23) *infra tempus breve*. 456, 19 und 488, 14 *infra paucos dies*. 533, 33 *infra cuius* (erg. *castelli*) *limites*. 540, 7f. *infra missarum solemnia*. — V 11 *Ut non solum habeant elementa coexistentiam ad superius et inferius per descensionem et ascensionem* eqs. hat die Ergänzung ‹*ad*› *superius et inferius* an der Lesart des *Bamberg. ad coexistentia* zu wenig Stütze gegenüber dem Sprachgebrauche, wie er an zwei anderen Stellen zu Tage tritt: 32 *per quam* (erg. *gravitatem*) *inferius a natura feruntur* und *per quam* (erg. *levitatem*) *superius a natura feruntur*, und XIII 11 *si vellent illud inferius sibi iactari*. — VIII 10 *Similiter vero non erit inconveniens dicere ad principium membrorum, quod est cerebrum, non passionem, sed consensibilitatem quandam ac denuntiationem passionis* bleibt in dieser Fassung unverständlich. Die Bemerkung in der *adnot. crit.* weist den richtigen Weg: *post cerebrum deest in libris submitti* (ἀναπέμπεσθαι). Dieses Wort war also in den Text zu setzen. — XXXIIII 3 *Turbamur autem multotiens indiscrete audientes nomina putamusque esse idem non idem.* Nach der *adnot. crit.* wäre *putantes* (νομίζοντες) zu erwarten gewesen. Ein ganz ähnlicher Fall ist 7 *neque* (erg. *consiliamur*) *de non semper existentibus, semper autem similiter fiunt, ut de occasu et ortu solis*, wo die Anknüpfung durch ‹*quae*› hinter *existentibus* als vorauszusetzende Ausdrucksform bezeichnet wird. Daß trotz dieser Bedenken der Text unangetastet blieb, ist nur zu billigen. Der hier vorliegende eigentümliche Gebrauch, Fortführung der Partizipialkonstruktion durch das *Verbum finitum*, ist in den *Gesta Rom.* geläufiger Usus geworden. Ich führe an: 427, 14f. *In via quendam senem super fontem invenit sedentem, habentem in manu sua baculum et ait Gantero* eqs. d. i. *qui habebat in manu sua baculum et ait*. 611 (199, *app.* 3) *dum modo reverti volebat, vidit mare post tergum, angelum stantem et evaginatum gladium in una manu habentem et altera vero manu coronam auream et dixit militi* eqs. 620 (212, *app.* 16) *Deinde in aula unum canem habebat ligatum die, ac nocte solvebatur, ut curiam custodiret.* Vgl. auch 574, 34ff. und 575, 34ff. — XLI 11 liest Burkhard: *contemplationi vero et deo inhaerentes manent impermutabiles, liberi quidem arbitrii existentes, quod rationales sint, sed non invertibiles propter causas praedictas.* Da M (= PAC) *et quod* bieten, wird man die auch in dieser Schrift, wo sie in der Regel den Konjunktiv nach sich hat, geläufige Verbindung *eo quod* herstellen dürfen. — XXVIII 26 *Caro autem operimentum facta*

est aliorum membrorum, ut aestate refrigeret animal calorem ab interioribus emittens et hieme obtineat utilitatem, quam faciunt pili iniuncti eis [animalibus]. Die Ausscheidung des Substantivs ist unbegründet, dabei die Beziehung von *eis* (so A) unklar. Die bessere Überlieferung (in PCB) ist *eius*, was den Sinn ergibt, daß das Fleisch im Winter den Nutzen zu bieten habe, den seine (*eius* = *carnis*) eingefügten Haare den Tieren schaffen.

Was die Interpunktion betrifft, so wäre eine raschere Erfassung der Konstruktion und damit zugleich eine erhebliche Erleichterung des Verständnisses erzielt worden, wenn nicht nur der Beginn, sondern auch der Abschluß gewisser Sätze regelmäßig durch ein Komma markiert wäre. S. 95, 9 ist das Komma hinter *et* zu tilgen; 99, 4 ist es vor *conferentes* zu versetzen. Auf weitere Einzelheiten soll nicht eingegangen werden. Im Texte ist S. 41, 22 *numeris* in *numerus* zu verbessern. Sonst begegnen nur einige Versehen geringfügiger Art.

Im *Index vocum et locutionum memorabilium* sind (unter den Schlagworten *casus*, *declinatio*, *gerundivum*, *infinitivi*, *itacismus*, *modi*, *tempora*) auch gewisse formale und syntaktische Eigentümlichkeiten zusammengefaßt. Vollständigkeit ist nicht angestrebt, ein Vergleich mit Holzingers *Index* würde, wie es in der *Praefatio* heißt, mehr des Fehlenden als des Hinzugekommenen ergeben. Ein Grund dieser Beschränkung ist nicht angeführt. Der *Index nominum* würde an Wert bedeutend gewonnen haben, wenn die Fundorte der verschiedenen Zitate, zugleich eine Stütze der Textkritik, nachgewiesen wären. Die Schreibung *Apollinarius* stimmt nicht mit der des Textes (*Apolinarius*) überein.

Wien. R. Bitschofsky.

James S. Mc Lemore, The tradition of the Latin accent. Dissert. University of Virginia 1917. 96 S.

Der Verf. stellt sich die Aufgabe, die Überlieferung über den lateinischen Akzent, soweit als möglich in chronologischer Ordnung, zusammenzutragen und einer kritischen Betrachtung zu unterziehen. Die Arbeit zerfällt demnach in zwei Teile. Der erste (*Sources*), weit umfangreichere, enthält die Testimonia; sie sind vollständig abgedruckt bis auf die Stellen aus Priscian, die wegen ihrer großen Zahl bloß notiert werden. In diesem die Stetigkeit der Tradition, die Abhängigkeit der jüngeren Grammatiker von den älteren bei ständiger Verschlechterung und Verwässerung der Überlieferung gut veranschaulichenden Überblick wird durch Hinweise auf bestimmte Erscheinungen, durch Rückverweisungen und kurze Erörterungen auf die systematischen Darlegungen des zweiten Teiles vorbereitet. Dieser (*Critique*)

mußte wegen der durch die offenbare Abhängigkeit der späteren von den früheren bedingten teilweisen Wertlosigkeit des Materials auf eine brauchbare Grundlage gestellt werden, um einen geeigneten Ausgangspunkt für die Erörterung zu gewinnen. Als solche erwies sich das die Akzentlehre ziemlich systematisch behandelnde Schulbuch des Grammatikers Pompeius (5. Jahrh.), dessen Ausführungen mit denen seiner Vorgänger und Nachfolger verglichen werden, und zwar in drei Kapiteln: über das Wesen des lateinischen Akzents, über die Regeln desselben, über die Ausnahmen von diesen Regeln.

Das erste Kapitel beginnt mit der Etymologie von *accentus* und stellt die Synonyma für dieses Wort zusammen. Über das Wesen des lateinischen Akzents äußern sich die Testimonia bekanntlich nicht in unzweideutiger Weise, doch pflegt man sie nicht selten als Zeugnisse für die musikalische Natur desselben ins Treffen zu führen. Der Verf. tritt wohl mit Recht auf die Seite derer, die den lateinischen Akzent für vorwiegend exspiratorisch erklären. Auch der idg. freie Wortakzent, die Anfangsbetonung und das Dreisilbengesetz kommen zur Sprache, das zur Erwägung eines allfälligen historischen Zusammenhangs der lateinischen Neubetonung mit der griechischen Anlaß gegeben hat. Hier schließt sich der Verf. vorbehaltlos dem Standpunkt von T. Fitz Hugh an (*The Literary Saturnian, Part* II., *University of Virginia 1910* und *Indoeuropean Rhythm*, ebenda 1912). Die Literatur über diese Fragen verzeichnen Stolz, Lat. Gramm.[3] 1900 S. 98ff., Brugmann-Thumb, Griech. Gramm.[4] 1913 S. 176ff.; vgl. auch Kretschmer in Gercke-Norden I[2] 1912 S. 561.

Das zweite Kapitel berührt auch kurz die Akzentuierung der griechischen Lehnwörter, das dritte unter anderem die Lehre von der Oxytonierung gewisser Adverbien und Präpositionen, wobei die betreffenden Stellen der Überlieferung, wie mir scheint, nicht in durchaus unanfechtbarer Weise erörtert werden.

Der Wert der Arbeit liegt vornehmlich in der übersichtlichen und bequemen Zusammenstellung des Materials; in der Auswertung desselben ist der Verf. über seine Vorgänger nicht wesentlich hinausgekommen, es war dies wohl auch kaum zu erwarten. Die Literatur ist gewissenhaft benützt. Festus hätte nicht nach der Ausgabe von K. O. Müller (1880), sondern nach der neuesten von W. M. Lindsay (1913) zitiert werden sollen. Die Drucklegung ist sorgfältig; einige Druckfehler hat der Verf. nachträglich selbst berichtigt, andere sind ihm auch bei der Revision entgangen (S. 12, 20, 34, 95). Alles in allem eine fleißige und brauchbare Dissertation.

Graz. J. Mesk.

Hermann Röhl, Die Satiren und Episteln des Horaz in deutscher Prosa. Berlin 1917. G. Grote Verlag. 280 S. Preis gebund. 5 M.

Vor wenigen Jahren war in G. Grotes Verlag ein Buch in geschmackvoller Ausstattung erschienen, das von vielen Seiten eine recht freundliche Aufnahme gefunden hat: Die Lieder des Horaz, lateinisch und deutsch in Auswahl, von H. Draheim. Eine Übersetzung konnte man das kaum nennen, was Draheim bot; es war vielmehr eine zumeist wohlgelungene freie Nachdichtung. Dem Kenner des Lateinischen aber bot der gegenüberstehende Originaltext die Möglichkeit, sich auch noch den Genuß des Vergleichens ohne jede Mühe zu verschaffen; und ich gestehe, daß mir der Gedanke Draheims, seiner Neudichtung (wenn man so sagen darf) das Original gegenüberzustellen, sehr glücklich erscheint. Denn dieses Vergleichen hat einen eigenen Reiz: es lehrt, wieviel von seinem Vorbild der Übersetzer, wenn er zugleich Dichter sein will, opfern, wie oft er einen Gedanken in eine völlig neue Form gießen, wie manchen Zusatz er dem Reim zuliebe (den aber Draheim nur selten anwendet) machen muß.

Nunmehr hat uns der gleiche Verlag ein Gegenstück zu dieser Publikation in gleich vornehmem Gewande geschenkt: Die Satiren und Episteln des Horaz in deutschem Kleide, überraschenderweise aber in Prosa. Der Übersetzer ist der durch seine Jahresberichte und eigene Arbeiten über Horaz als gründlicher Kenner des Dichters wohlbekannte Geh. Regierungsrat Dr. H. Röhl. Begreiflich, daß man seiner dem ehemaligen Kanzler des Deutschen Reiches Bethmann Hollweg gewidmeten Arbeit ein besonderes Interesse entgegenbringt. Da wird man vor allem wissen wollen, warum er sich entschloß, den Dichter in Prosa wiederzugeben. R. glaubt, den wünschenswerten Grad von Treue und Verständlichkeit in der Wiedergabe des Gedankeninhaltes am ehesten zu erreichen, wenn er sowohl auf poetische Kunstform als auch auf Wörtlichkeit verzichte. Er erinnert daran, daß der erstere Verzicht die Nötigung zu Kompromissen bei den konkurrierenden Ansprüchen von Form und Inhalt in Wegfall bringe; ja er bedeute nicht einmal eine sonderliche Einbuße, da ja Horaz selbst, allerdings in absichtlicher Unterschätzung, jene Dichtungen nicht als wirkliche Poesie bewerte. Der Verzicht auf Wörtlichkeit aber sei insofern von nicht geringem Nutzen, als er die Möglichkeit gebe, die zahlreichen Schwierigkeiten, namentlich sachlicher Art, zu beseitigen, die dem modernen Leser der Text naturgemäß biete.

Daß Horaz selbst einmal erklärte, wenn man Versmaß und Rhythmus seiner Satieren zerstöre, ergebe sich gewöhnliche Prosa, ist bekannt; aber den Grund, warum er an jener Stelle (I 4, 39 ff.) so tut, als wolle er als Satirenschreiber gar nicht zu den Dichtern gerechnet werden, hat man ja längst durchschaut, und daß es ihm

damit nicht voller Ernst war, lehrt der Schluß der Satire zur Genüge, räumt R. übrigens selbst ein, wenn er von „absichtlicher Unterschätzung" spricht. Eine prosaische Übersetzung der Satiren und Episteln des Horaz — darüber soll sich niemand täuschen — zerstört den eigentümlichen Zauber, der über diesen liebenswürdigen Plaudereien liegt, streift mit rauher Hand den zarten Flaum von der köstlichen Frucht ab. Wenn es überhaupt noch nötig sein sollte, dies zu erweisen, so mag R.s Übersetzung selbst als Zeuge für die Wahrheit der Behauptung geführt werden. „Schade, daß mir nicht des Bolanus beneidenswerte Grobheit eigen ist" läßt R. unseren Dichter Sat. I 9, 11 zu sich sagen. Kein Zweifel, das ist genau das, was Horaz sagen wollte; aber im Deutschen ist es nüchternste Prosa, von der der römische Dichter dort weit entfernt ist. Denn daß *O te, Bolane, cerebri felicem!* nicht Prosa ist, brauche ich wohl nicht des näheren auszuführen. — „Ich frühstücke nicht allzu reichlich, sondern nur soviel, daß ich den Tag über bis zur Hauptmahlzeit nicht das unangenehme Gefühl eines leeren Magens habe und bringe einige Stunden zu Hause in behaglicher Ruhe zu" (Sat. I 6, 127f.) gibt wieder: „*Pransus non avide, quantum interpellet inani ventre diem durare, domesticus otior*, wo *quantum interpellet .... durare, durare diem, domesticus otior* der Sprache eine poetische Färbung verleihen. — „Da muß ich fürchten, daß es mit dir bald zu Ende geht, junger Mann, und daß bei dem einen oder andern deiner hohen Freunde das Wohlwollen in eine Feindschaft umschlägt, die dir verhängnisvoll wird" läßt R. Sat. II 1, 60f. den Trebatius sagen; wieder ist der Sinn der Stelle richtig wiedergegeben, aber es ist schon mehr Paraphrase als Übersetzung, und prosaischer hätten sich die Worte: „*O puer, ut sis vitalis metuo et maiorum ne quis amicus frigore te feriat*" wohl schwer wiedergeben lassen. Und doch klangen sie dem römischen Ohre ganz gewiß nicht wie Alltagsprosa; die Wendungen *metuo, ut sis vitalis, maiorum amicus, frigore te ferire* weichen davon viel zu stark ab. — Diese drei Beispiele mögen genügen; wer Lust hat, mag nach anderen suchen, er kann ihrer leicht noch eine Menge finden. Jedenfalls muß ich feststellen: den Dichter Horaz vermag man in dieser Übersetzung nicht wiederzuerkennen. Wem es bloß um Kenntnis des Stoffes der Horazischen Satiren und Episteln zu tun ist, der mag getrost nach ihr greifen; der Sinn ist stets trefflich erfaßt und wiedergegeben. R. kennt eben die gewaltige Horazliteratur wie nicht leicht ein zweiter; er ist imstande, sich den Text selbst zurechtzulegen und geht in der Erklärung sicher seinen eigenen Weg. Wo er von den landläufigen Kommentaren abweicht, hat er immer einen guten Grund hiezu; selbst in Kleinigkeiten verrät sich da oft seine Literaturkenntnis. Darum wird auch der Philologe von Fach sich seiner Übersetzung mit Nutzen bedienen;

sie wird ihm in vielen Fällen einen Kommentar ersetzen. Damit komme ich aber auf etwas zurück, was ich eingangs berührt habe. R.s Übersetzung wirkt auf uns ganz anders als das Originalwerk auf die Römer; beschränkt sie sich doch unter völliger Preisgabe der poetischen Form darauf, den Gedankengehalt möglichst treu und verständlich wiederzugeben. Damit hat er ihr aber m. E. die bescheidene Rolle zugewiesen, die Tore zu öffnen, die zum Verständnis des Originaltextes führen. Denn wer den Dichter Horaz kennen lernen will, wird nun doch dessen eigene Worte daneben lesen müssen. Draheim hatte seiner freien Nachdichtung, deren Lektüre ausreicht, den Leser einen Hauch von des Dichters Geiste verspüren zu lassen, dennoch den lateinischen Text beigegeben. R.s Übersetzung schreit förmlich darnach; denn sie ersetzt ihn nicht, wohl aber ist sie wie keine zweite geeignet, ein verständnisvolles, genußreiches Lesen des Originales zu erschließen. Wenn ich mir daher erlauben darf, für eine zweite Auflage einen Rat zu geben, so ist es der: den lateinischen Text beizufügen, wobei sich freilich auch eine Zerlegung in zwei Bände empfehlen dürfte, damit das Buch nicht unhandlich werde.

Ein Wort noch über den Verzicht auf Wörtlichkeit der Prosaübertragung. Den dafür vorgebrachten Gründen will ich mich nicht verschließen. Gegen kleine Zusätze und Änderungen, hie und da eine kleine Auslassung kann man gewiß nichts einwenden, wenn dadurch das Verständnis des Horazischen Gedankens erleichtert wird. So billige ich also beispielsweise eine Übersetzung wie Sat. I 6, 59 *non ... sed quod eram narro* „was ich dir zu vermelden hatte, war nicht ..., sondern ganz schlichte Tatsachen über meine Person und meine Verhältnisse" oder Sat. I 8, 39 *fragilis Pediatia* „der weibische Pediatius, dem es sogar Vergnügen macht, sich mißbrauchen zu lassen". Daß Andeutungen des Dichters durch die Sache, die er andeutet, schlankweg ersetzt oder ergänzt werden, lasse ich mir auch noch gefallen, z. B. Sat. I 6, 14 *notante .... populo* „hat doch selbst das Volk ihn nicht über die Quästur hinauskommen lassen" oder *ibid.* 52 *prava ambitione procul* „von dem verkehrten Ehrgeiz, viele Klienten haben zu wollen, völlig frei" oder Epist. I 6, 16 *ultra quam satis est, virtutem si petat ipsam* „wenn er das Streben nach diesen edelsten Gütern bis zu einer solchen Benommenheit übertreiben sollte", wenngleich man auch da schon mehr den Erklärer hört als den Übersetzer und im letzten Falle auch ein strengerer Anschluß an das Original verständlich geblieben wäre. In dieser Beziehung ist jedoch R. mehr als einmal m. E. zu weit gegangen. Wenn man z. B. Sat. I 10, 21 statt der drei Worte *O seri studiorum* liest: „O ihr wunderlichen Menschen! Lange, lange war euch das Griechische eine fremde Welt, und nachdem ihr nun endlich ein bißchen davon gelernt

habt, proklamiert ihr das als Hauptsache", so glaubt man wahrhaftig, des Gellius Erklärung der ὀψιμαθία zu lesen (XI 7, 3). Aber wenn Horaz hier ὀψιμαθεῖς kurz durch *seri studiorum* ausdrückte, so mußte die Übersetzung nach einem wenigstens halbwegs entsprechenden Ausdrucke suchen; aber eine so langatmige Erklärung dafür einzusetzen, hat mit der Tätigkeit des Übersetzens nichts mehr zu tun. Erklärungen hat R., zwar sparsam, aber doch seiner Übersetzung auch sonst beigegeben, und dagegen ist natürlich gar nichts einzuwenden; dorthin gehörten auch die jetzt im Text der Übersetzung von Sat. I 10, 21 stehenden Worte, wenn ein „O ihr spät gelehrten" (so Bardt) oder „O, der feinen Kenner" (so Wieland) oder was sonst dafür gewählt werden mochte, dem Übersetzer nicht auszureichen schien. Bekanntlich ist auch Wieland öfters in seinem Streben nach Deutlichkeit allzu breit geworden. Doch glaube ich, daß sich in einer Neuauflage solche Auswüchse leicht werden beschneiden lassen.

Mit der oben angedeuteten Beschränkung kann also die vorliegende Übersetzung allen, die sich das Verständnis des Urtextes erleichtern wollen, aber auch allen des Lateinischen unkundigen Gebildeten, denen es weniger um die poetische Form als den Gedankenreichtum des Venusiners zu tun ist, bestens empfohlen werden.

Graz. Karl Prinz.

Dr. R. Herzog, Aus der Geschichte des Bankwesens im Altertum. Tesserae nummulariae. Abhandlungen der Gießener Hochschulgesellschaft I., Gießen 1919, A. Töpelmann. Mit einer Tafel. 2 M. 50 Pf.

Die kleine, aber inhaltsreiche Arbeit eröffnet die Reihe von Abhandlungen, welche die 1918 gegründete Gießener Hochschulgesellschaft zu dem Zwecke herausgeben will, „die Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben zu pflegen, wissenschaftliche Bildung zu verbreiten und die Gießener Universität zu fördern". Die Arbeit beschäftigt sich mit einer Gruppe kleiner Denkmäler, die seit ihrem Bekanntwerden der römischen Altertumswissenschaft ein Rätsel aufgegeben haben, und bringt, um dies gleich vorwegzunehmen, dessen einleuchtende Lösung. Abgesehen von diesem unmittelbaren Verdienste wird sie besonders den Kämpfern um die Stellung der klassischen Philologie im modernen Unterrichtswesen willkommen sein, weil sie wieder einmal den Beweis liefert, daß diese Wissenschaft, betreibt man sie nur sehenden Auges, dem praktischen Leben der Jetztzeit keineswegs so weltfremd gegenübersteht, als von gegnerischer Seite immer wieder behauptet wird.

In verschiedenen Antikensammlungen finden sich nicht eben selten (Herzog hat im ganzen 111 zusammengebracht; die Stücke republikanischer Zeit sind jetzt CIL I², fasc. 2, S. 554 ff. ver-

einigt, das gesamte Material soll CIL XV bringen) 4—6 *cm* lange, vierseitige Stäbchen aus Bein oder Elfenbein mit einem durchbohrten Knopfe an einem Ende und lateinischen Inschriften, der Regel nach auf allen vier Seiten; als Beispiel diene Herzog n. 62 = CIL n. 942: *Philogen. / Alfi / sp. id. Sex. / M. Ant. P. Do./*, nach der Datierung in Z. 3—4 vom 13. August 44 v. Chr. Wie man sieht, hängt das Verständnis lediglich an der Erklärung des Vermerkes vor dem Datum Z. 3, der auf anderen Exemplaren auch in vollständigerer Gestalt als *spect., spectavit*, einmal, n. 27, auch *spectat. num.* erscheint. Schon früh mit der bekannten Stelle des Horaz Ep. I 1, 2 zusammengebracht, führte er zu der Erklärung der Stäbchen als *Tesserae gladiatoriae*, Entlassungsmarken für bewährte Gladiatoren, wobei sich freilich n. 27 eine Korrektur zu *spectat(us) mun(ere)* gefallen lassen mußte. Als dann 1866 das erste Stäbchen mit *spectavit* auftauchte, erklärte es Ritschl kurzweg als Fälschung. Der Ausweg erwies sich bald als ungangbar, weil die Stäbchen mit *spectavit* sich häuften; Herzog zählt ihrer bereits 7, durchwegs zu den ältesten gehörig und schon darum keinesfalls einfach bei Seite zu schieben.

So suchte Bücheler, indem er n. 27 zu *spectavit numen* ergänzte, die Erklärung auf sakralem Gebiete und deutete die Stäbchen als Erinnerungszeichen, die von Sklaven, die zu sonst ihrem Stande unzugänglichen Sacra Zutritt erhalten hätten, in Tempeln an Götterbildern aufgehängt worden seien.

Beide Hypothesen fanden ihre Anhänger, welche die ihnen unleugbar anhaftenden großen Bedenken durch verschiedene Modifikationen zu entkräften suchten; voll zu befriedigen vermochte keiner dieser Vorschläge, so daß Lommatzsch CIL² schließlich, wenn auch im ganzen mehr sakraler Auffassung zuneigend, doch zu der schon von Mommsen in der ersten Auflage des Corpus verwendeten, keiner Deutung vorgreifenden, aber auch keinen Aufschluß gebenden Benennung *Tesserae consulares* zurückkehrte.

Die evidente Lösung des Rätsels hat Herzog gefunden. Zu *spectavit* ist *num(mos)* zu ergänzen; die Stäbchen, für die er ansprechend den Namen *Tesserae nummulariae* vorschlägt, sind einfach Etiketten von Geldsäcken, die mittels einer durch den durchbohrten Knopf gezogenen Schnur angebunden und mit Siegeln befestigt wurden (*sacculum cum pecunia obsignavit* sagt z. B. Scaevola Dig. XVIII 3, 8) und die Bescheinigung des in Z. 2 genannten Bankiers darstellen, daß die in dem Sacke enthaltenen Münzen durch seinen in Z. 1 genannten Geschäftssklaven, den *Spectator* oder *Nummularius* geprüft, *probi, lecti*, echt und vollwertig seien. Mit solchem Vermerk versehen konnten die Säckchen als Depots hinterlegt werden, auch als Zahlungsmittel unbesehen von Hand zu Hand gehen, ohne jedes-

mal die zeitraubende und mit Kosten verbundene Prozedur des Überprüfens zu erfordern.

Daß dieses Verfahren dem römischen Geschäftsleben geläufig und *spectare nummos* u. ä. im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. dafür der technische Ausdruck war, belegt Herzog durch eine Reihe von Autorenstellen, die dabei auch ihrerseits neues Licht erhalten. Überhaupt fällt für die Exegese, auch von Schulautoren, Wertvolles ab; nur beispielsweise erwähne ich, daß Herzog S. 17 höchst ansprechend in dem *Alfius* der oben wiedergegebenen Tessera den aus der zweiten Epode des Horaz bekannten *fenerator Alfius* wiedererkennt.

Das so erschlossene Verständnis der Denkmäler ermöglicht weitere Folgerungen. Die auffällige Beschränkung ihres Vorkommens auf die beiden Jahrhunderte um Christi Geburt bringt Herzog evident richtig mit dem zunehmenden Auslandsverkehr einer-, der bekannten Verschlechterung der Inlandswährung anderseits in Zusammenhang; selbst die ungleichmäßige Verteilung ihrer Daten innerhalb jenes Zeitraumes glaubt er aus den einzelnen Phasen letzteren Prozesses erklären zu können, hierin vielleicht etwas zu kühn, da ja die relativ immerhin geringe Zahl der auf uns gekommenen *Tesserae* für derart ins einzelne gehende Folgerungen doch kaum genügend tragfähige Unterlage bietet.

Gelungen ist wieder der Nachweis, daß, wie so viele römische Einrichtungen, auch die Münzbeschau bereits den Griechen bekannt und von ihnen — vielleicht über Delos, obwohl δοκιμασταί, wie die griechischen Münzbeschauer heißen, auch den ägyptischen Papyri des 3. vorchristlichen Jahrhunderts geläufig sind — übernommen worden ist.

Sogar unmittelbaren Zusammenhang mit modernem Leben vermag Herzog aufzuzeigen. Wer irgend längere Zeit im Oriente verlebt hat, wird ihm unbedenklich zugeben, daß die δοκιμασταί des Altertums in der Levante noch heute in den von Türken und Arabern *sarraf*[1]), von den Neugriechen danach ζαράφης genannten Geldwechslern fortleben, die noch immer neben der Geldverwechslung auch das Geschäft der Münzprüfung betreiben.

Ein Nachtrag bringt schließlich interessante Mitteilungen aus deutschen Bankkreisen, wonach ein dem antiken Brauch ganz entsprechendes Verfahren, das wieder einen Pergamentstreifen aus Oxyrrhynchos verständlich macht, noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankfurt a. M. üblich war; gewiß würde Umfrage in Mittelpunkten neuzeitlichen Geldverkehrs auch anderweit noch Belege dafür beibringen.

---

[1]) Den Namen führt Herzog nach Gunkel und Kahle über das alttestamentliche *saraf* auf das babylonische *sarrapu* Goldschmied zurück, womit die kulturgeschichtlich zu erwartende Verbindung mit diesem für das Geldwesen aller Zeiten maßgebenden Volke hergestellt erscheint.

Man kann dem Verf. zu diesem Schriftchen nur vollauf Glück wünschen, nicht minder der Gießener Hochschulgesellschaft, die sich dadurch ehrenvollst in den modernen Wissenschaftsbetrieb eingeführt hat. Möge sie uns recht bald weitere Veröffentlichungen bescheren und auf der so glücklich eingeschlagenen Bahn dem vorgesteckten Ziele erfolgreich nachstreben.

Graz. R. Heberdey.

Edward W. Nichols, The semantic variability and semantic equivalents of -oso- and -lento-. Diss. Yale Univ. 1914, 42 S.

Die an ein Adjektiv-Suffix sich knüpfende Bedeutung ist äußerst veränderlich, und zwar je nach dem Stamm, an welchen es tritt, nach dem Substantiv, zu dem das Adjektiv sich als Attribut gesellt, und endlich nach dem weiteren Zusammenhange des Satzes. Fast jedes Adjektivsuffix spielt also in mehrere verschiedene Bedeutungsgruppen hinein. In den verschiedenen Fällen seiner Anwendung deckt es sich daher vielfach mit dem Gebrauchsumfange anderer Adjektivsuffixe, deren jedes in seiner genaueren Funktion von Fall zu Fall durch dieselben drei äußeren Momente bedingt ist. Diese Erkenntnis, die ja längst Gemeingut der Wissenschaft ist, wird vom Verf. an den lateinischen Suffixen *-ōso-* und *-lento-* veranschaulicht. *Terra ventosa* ist ein den Winden ausgesetztes Land, *equi ventosi* aber sind windesschnelle Pferde, also Veränderlichkeit der Bed. nach der Bed. des bestimmten Substantivs; *vinōsus* „weinfroh, Weintrinker", aber auch „trunken" (und „weinartig") muß im horazischen *laudibus arguitur vini vinosus Homerus* im ersteren Sinne darum genommen werden, weil Homers Verse nicht als Werk eines Betrunkenen bezeichnet werden sollen und weil außerdem der Gegensatz *nec vivere carmina possunt, quae scribuntur aquae potoribus* jeden Zweifel ausschließt, also Wirkung der weiteren Satzumgebung auf die Bedeutung des Adjektivs; daß endlich die Bed. des Stammes des Adjektivs ein wesentlich bestimmender Faktor ist, erhellt z. B. aus *globōsus* „von der Gestalt eines *globus*" gegenüber *lacrimōsus* „tränenreich, tränenerstickt (*vox*), Tränen verursachend (*fumus*)". — Auf die Etymologie der beiden Suffixe läßt sich der Verf. nicht ein; doch würde derjenige, der aus diesen Zusammenstellungen eine Bestätigung für die Zugehörigkeit zum Ptc. *ōsus* und zu *olēre* zu gewinnen hoffte, wohl enttäuscht sein. Die Anordnung trifft der Verf. nach der Verwandtschaft der an den beiden Suffixen zu beobachtenden Bedeutungsgruppen; eine nach dem relativen Alter der Belege geordnete Übersicht hätte daneben wohl erwartet werden dürfen.

Innsbruck. A. Walde.

Rudolf Pfeiffer, Der Augsburger Meistersinger und Homerübersetzer Johannes Spreng. Münchener Inanguraldissertation. Gedruckt bei Ph. J. Pfeiffer in Augsburg 1914. 62 S.

Die durch Rudolf Alexander Schröders Odyssee- (1911) und Thassilo von Scheffers Iliasübersetzung (1913) aktuell gewordene oder vielmehr eigentlich niemals der Aktualität entzogene Frage „der“ Homerübersetzung rechtfertigt es gewiß, wenn P. in einer, wie er selbst sagt, langwierigen, aber des Interessanten genug bietenden Untersuchung dem Leben und literarischen Wirken des ersten deutschen Übersetzers der Ilias (vor ihm hatte Schaidenreisser die Odyssee in Prosa übersetzt) nachgeht, obwohl er dem Versuch des ehrsamen Augsburger Notars entwicklungsgeschichtliche Bedeutung und ästhetischen Wert abspricht.

Spreng lernte wohl bei Melanchthon in Wittenberg Griechisch nebst den anderen philosophischen Fächern, wurde 1554 Magister und wirkte dann als ‚*paedagogus*‘, ‚Schulmeister‘ und Schreiblehrer zuletzt mit etwa 75 fl. Jahresgehalt in seiner Vaterstadt Augsburg. Da ihm offenbar auch die in Heidelberg gebotenen Bedingungen, bestehend aus 120 fl. und freier Wohnung, auf die Dauer nicht genügend erschienen, sattelte er kühn zu einem einträglicheren Beruf um, wobei ihm von eben diesem Standpunkte der Einträglichkeit Anerkennung nicht versagt werden kann: er wurde Notar. Da er in dieser Stellung, wiederum in Augsburg, die ‚Instrumente‘ für die Fugger und Welser ‚aufgerichtet‘ hat, so ist anzunehmen, daß er seinen Zweck bei der Änderung seiner Lebensbahn erreicht hat. Daß er aber mit seinem früheren humanistischen Beruf in geistiger Berührung blieb, dafür zeugt einmal sein Notariatssignet, der Pegasus, und seine literarische Tätigkeit als Meistersänger, Verfasser von lateinischen Gedichten und Übersetzer. Davon wollen wir hier näher nur auf die Iliasübersetzung eingehen. Sein Verfahren hiebei war im Grunde dasselbe, wie es Schaidenreisser gemacht hatte: hatte sich dieser im wesentlichen an eine lateinische Übersetzung gehalten, so benützte zwar Spreng die griechische Ausgabe des Castalio (Basel 1561), aber daneben zwei lateinische Übersetzungen, die des Helius Eobanus Hesse in Hexametern und die des Laurentius Valla in Prosa. Seine Unselbständigkeit ist durch die Tatsache gekennzeichnet, daß er dem Castalio bis in Druckfehler folgt; sein Verfahren gegenüber den Vorlagen ist eklektisch. Von Schaidenreisser unterscheidet er sich vor allem dadurch, daß er es vermied, moralische und allegorische Deutungen zu geben, obwohl ihm das aus seiner Ovidübersetzung geläufig sein mußte; hier hatte er ja Prometheus auf Gott Vater als Schöpfer des Weltalls, die vier Zeitalter auf Daniels Prophezeiung von den vier Reichen, die Giganten auf den babylonischen Turmbau, das Diluvium auf die Sintflut, Deukalion auf Noe, Apollo und Pytho auf Christi Sieg über die hölzerne Schlange gedeutet. Dagegen fügt Schaidenreisser z. B.

bei ε 12 „Ey wie gar ain gůttiger vatter ist Ulysses seinen vnderthonen gewesen“ am Rande hinzu: „Merck die kunterfay ains frummen Fürstens vnder dem nammen Vlyssis allhie abgemalt.“ Aus den sachlichen Bemerkungen am Rande sei jene hervorgehoben, in der Spreng zu A 250 den Nestor ‚drei menschliche alter, das ist 300. Jar erraicht‘ haben läßt; sie sind im ganzen sparsam.

Die Übersetzung selbst ist nach P. inkorrekt, insofern 63 grobe, davon 22 sinnstörende Verstöße vorkommen. Doch erinnert P. daran, daß sie nicht ein Philologe Fachgenossen, sondern ein gebildeter Bürger seinen Mitbürgern bot. Von ihrer Treue und Eigenart werden am besten einige Proben eine Vorstellung geben:

A 1 ff.:

Sag mir du Göttin hochgeborn
Den vngestümen wilden zoren,
Dardurch Achilles hart verletzt,
Vil Grichen hat in not gesetzt,
Der Helden auch ein grosse Zal
Geschicket in das tödtlich Thal,
Und ihre Cörper geben preyß,
Als er sie macht zu einer Speyß,
Den Vöglen und den Hunden grob.

A 300 ff.:

Von meinen sachen die ich hab
Beyn Schiffen solt du mir nichts zucken,
Das wenigst nit darvon verrucken,
Wider den willen mein fürbaß,
Hast aber lust, versuche das,
Ich wolt dich zeichen offentlich,
Das jedermann můst kennen dich [1]).

Auffallend verbreitert ist Γ 351:

Gott Jupiter, mein Hand du führ,
Damit die straff diesen berühr,
Der mich zum ersten hat getroffen,
Bey mir selbst thu ich kräfftig hoffen,
Du werdest hie an diesem End
Geben den Mann in meine Hend,
Der als ein Gast schnöd vberauß,
Vermailigt hat mein gantzes Hauß,
Dargegen aller Zucht und Ehr
Mich grewlich hat verletzet sehr.
Gib mir ihn heut zu vberwinden,
Das er bleib in dem Todt dahinden,
Damit die Menschen förchten sich
Dermaßen also frevenlich
Die Herberg zu beflecken gut,
Dem Wirt, der jhne freundtlich thut.

Daß dies eine Ausnahme ist, beweist der Umstand, daß das Verhältnis der Verszahlen von Original und Übersetzung 1 : 2, also eigentlich fast 1 : 1 ist, da ja die Verse Sprengs nur vierhebig sind.

Merkwürdig ist sein Verhältnis zu dem homerischen Stil, im besonderen zu den stehenden Beiwörtern und Versen. Während er es nämlich hier geradezu vermeidet, eine Übersetzung öfter zu gebrauchen, verwendet er für die homerischen Epitheta,

[1]) P. rechnet diese Stelle zu jenen, wo „auch ganze Sätze wegbleiben; doch sind es meist solche, die zur Beschreibung eines Gegenstandes oder eines Vorganges etwas hinzufügen, was zum Verständnis nicht unbedingt notwendig ist, sondern nur die Anschaulichkeit erhöhen soll“. Beides mit Unrecht: denn der Vers 303 αἶψά τοι αἷμα κελαινὸν ἐρωήσει περὶ δουρί ist ja übersetzt und an der Stelle gewiß nicht zu missen.

deren Übersetzung ihm bei seiner mangelnden schöpferischen Sprachgewalt zu schwer fallen mochte[1]), immer dieselben Flickwörter. Dabei finden sich aber manche Stellen, wo er in Anlehnung an die Volkssprache ein kräftiges Wort, einen wirksamen Ausdruck findet, wie ja das Ganze in die Vorstellungen seiner Zeit umgedacht erscheint, also eine wirkliche Übersetzung ist. Daher treten denn neben den Landsknechten Fürst Hektor und Hertzog Achilles und neben zarten Fräwlein Fraw Juno und Fraw Venus auf. So wäre es recht wünschenswert gewesen, wenn P. uns die als wohl geglückt bezeichneten Partien aus Z und I mitgeteilt hätte. Denn lesbarer sind seine Knittelverse doch bei weitem als Gottscheds

Singe Göttin von dem Zorne des Achilleus, Peleus Sohn.

Und für eine erste Iliasübersetzung erscheinen sie mir nicht so schlecht, wenngleich sie wohl zum Teil nur Kuriositätswert haben werden.

Die Abhandlung zeugt von großem Fleiße und bringt manche Ergänzung und Berichtigung.

Leoben. Dr. V. Bulhart.

Theodor Birt, Die Germanen. Eine Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Völkernamens. München 1917, Oskar Beck. 124 S. 8°.

Die schon zu großem Umfang angeschwollene Literatur über den Germanennamen ist hier um einen neuen, sehr gelehrten Beitrag vermehrt, dessen Absicht es ist, zu erweisen, daß der Völkername *Germani* aus dem lat. Adjektiv *germanus* entsprungen und ursprünglich als *Galli germani* zu verstehen sei.

Anderen Deutungsversuchen gegenüber nimmt der Verf. eine eigentümliche und nicht ganz gleichbleibende Stellung ein. Wenn er im Vorwort versichert, daß er es nicht als seine Aufgabe betrachte, über die modernen Erklärungen des Namens „Germanen" eine vollständige Überschau zu halten, wird man die Berechtigung dieses Standpunktes gern zugeben, es aber dann um so unbegreiflicher finden, daß er S. 2f. Ableitungsmöglichkeiten aus dem Germanischen streift und dabei statt über ernst zu nehmende gerade über ganz dilettantische Deutungen, wie die als „Ger-, d. i. Speermänner" und „gehrende Männer" Worte verliert. Und mit Gründen allgemeiner Art, die gegen lateinische Herkunft des Namens längst vorgebracht worden und ihm nicht unbekannt sind, sich vertraut zu machen, überläßt er dem Leser. Das setzt aber Fachgelehrsamkeit und Vertiefung in

---

[1]) Eine in der Tat ‚nicht gar anmutige Auflösung' ist ‚mit iren Ochsenaugen groß' (βοῶπις); vgl. λιγύφωνος ‚die singen thut subtiler Art', ἱπποδάσεια ‚Mit Federbuschen aufgemutzt' oder ‚Darauf er führt ein hohen Dollen Dick von Roßharen auffgeschwollen'.

ein engbegrenztes wissenschaftliches Problem voraus. Wo diese Vorbedingungen nicht erfüllt sind, da wird B.s Schrift leicht einen stärkeren Eindruck machen. Man wird zumeist glauben, auf andere Erklärungen des Namens sei keine Rücksicht genommen, weil sie nicht der Rede wert sind. Einwandfreier wäre B.s Verfahren allerdings, wenn seine eigenen Aufstellungen so einleuchtend wären, daß damit die Frage erledigt ist und andere Möglichkeiten nicht mehr in Betracht kommen; und vielleicht ist B. selbst dieser Meinung.

Aber dasselbe Verfahren zeigt sich auch in Nebendingen. B. beruft sich auf Müllenhoff für die Deutung des *Tuisto* aus *Zwist*, wobei er selbst an „Kampf und Streit, Zwietracht, Entzweiung" und weiter an einen germanischen Mars denkt. In einer Anmerkung erfahren wir, daß Müllenhoff dies *Zwist* „im Sinne von Faden, *filum duplicatum* verstehen" wollte. Kein Leser, der auf diese Angaben angewiesen ist, wird da wohl im Zweifel sein, welcher Deutung des Götternamens er den Vorzug geben soll, der als „*discordia*" und weiter als „Mars" oder der als „Faden". In der Tat hat sich Müllenhoff auf ags. *twist* „Zwirn" neben anderm nur berufen, um die Deutung des *Tuisto* als des „Zwiefachen" zu rechtfertigen. Denkt er dabei zunächst noch daran, daß der Gott so benannt sei, weil er als eine Art Allgottheit Himmel und Erde, gewissermaßen die erzeugende und gebärende Kraft in sich vereinige, so ist er Deutsche Altertumskunde 4, 112 bereits geneigt, W. Wackernagels Erklärung gelten zu lassen, der (Z. f. d. A., 6, 15ff.) nachwies, daß in den Mythen vieler Völker zweigeschlechtige Urwesen an der Spitze stehen und damit eigentlich für das Verständnis des *Tuisto* am meisten geleistet hat.

Zu dem Wege, den hier B. uns führen will, müssen wir dagegen eine Warnungstafel stellen. Nicht einmal die Bedeutung des Wortes *Zwist* ist seiner Deutung günstig. Wir haben es dabei auf hochdeutschem Boden eigentlich mit einem Lehnwort zu tun und das zu Grunde liegende ndl. *twist*, von dem auszugehen ist, bedeutet auch nur „Streit, Zank, Hader, Uneinigkeit", nicht aber „Krieg, Kampf oder Schlacht", was Vorbedingung wäre einer Verwendung des Wortes als Name für den germanischen Mars. Und gerade die Ausdrücke für diese Begriffe sind uns aus literarischen Denkmälern und dem reichen Schatz altgermanischer Personennamen besser bekannt als manches andere; sie sind zahlreich genug, aber *twist* ist nicht darunter. Das können wir bestimmt sagen. Höchstens ein Sondergott für Zwietracht, kein höheres Götterwesen und vor allem kein dem Mars entsprechendes könnte *Twist* geheißen haben. Auch für den Auslaut der Form *Tuisto* fehlt B. das richtige Verständnis. Daß der Name auf *-o*, *-onis* endigt, muß sich, meint er, daraus erklären, daß der Tacitusbericht, der ihn nennt, aus griechischer

Quelle stamme. „Der Grieche," heißt es weiter, „gab dem Namen die Form, die er liebte; der Römer würde, wie mich Kollege Wrede belehrt, in diesem Fall *Tuistus* gebildet haben." Hätte Wrede nicht eine Korrektur mitgelesen, so würde ich annehmen, daß die Kollegen einander mißverstanden haben. Gewiß hätten die Römer ein germ. *Twistaz* durch *Tuistus* wiedergegeben, aber auch die Griechen hätten ein unserem *Zwist* entsprechendes altgerm. Wort niemals mit einer Endung -ων versehen. Oder gibt es auch nur ein Beispiel dafür, daß sie sonstwo einen germanischen *a*- oder *i*-Stamm in einen *n*-Stamm umbildeten? *Tuisto* kann auch nur auf einen germanischen *n*-Stamm = got. **Twista*, as. **Twisto*, ahd. **Zwisto* zurückgehen, und das stimmt sehr gut zu der Deutung des Namens als substantiviertes, daher schwachformiges Adjektiv. Da dieses Adjektiv im anord. *tvistr* noch erhalten und auch der Bedeutungsübergang von der Grundbedeutung „zwiespältig" zu der von „Zwitter", der nahe genug liegt, in dem von Schade Altd. Wb. [2]974f. herangezogenen nächstverwandten göttingischen *Zwister* für „Zwitter" wirklich belegt ist, schließt sich hier alles lückenlos aneinander.

Bei näherem Zusehen hätte sich übrigens auch erkennen lassen, daß ein Mars an die Spitze der taciteischen Ethnogonie nicht paßt. Denn hier begegnen uns im dritten Gliede die Namen der *Istaevones*, *Herminones* und *Ingaevones*, die ausdrücklich auf drei Söhne des *Mannus*, Enkel des *Tuisto*, zurückgeführt werden. Und davon sind wenigstens die *Ingaevones proximi Oceano*, zu denen vor allem die Nerthusvölker gehören, deutlich nach dem Gotte *Ing*, d. i. Freyr, Sohn des Njǫrđr, benannt, was näherer Begründung nicht mehr bedarf. Dann liegt aber nichts näher als der Schluß, daß auch die beiden anderen Völkernamen mit Namen von Hauptgöttern germanischer Kultverbände zusammenhängen und im besonderen derjenige der *Herminones*, deren Kern die Sveben bildeten, mit einem Namen **Herminus* (germ. **Erminaz*) desselben Gottes, der etliche Jahrhunderte später als *Ziu* noch immer der Stammesgott der *Cyuuari*, d. i. Schwaben, war. Steht aber Name und Person des germanischen Mars auf gleicher Stufe wie der des *Ing*, eines andern Hauptgottes, nämlich im dritten Glied, so wird man ihn nicht auch zugleich im ersten, an der Spitze der ganzen Geschlechtsreihe suchen dürfen. Wenn im Hain der Semnonen, d. i. „Sippegenossen", die als die ältesten und edelsten Sveben, also als ihr Muttervolk, galten, Abgesandte aller Svebenstämme zur Festfeier zusammentraten und man in diesem Hain die *initia gentis* suchte, so sind unter der *gens* dabei doch gewiß nur die Sveben gemeint. Und der Gott, der hier verehrt wurde, ist ohne Zweifel der Nationalgott der Sveben. Dem steht es gar nicht im Weg, wenn er diesem altgläubigen Stamm auch noch als der All- und Himmelsgott, als *regnator omnium deus* galt — und auch

**Erminaz* bedeutet ja „*universalis*“. Hier mit B. bei der *gens* an das germanische Gesamtvolk, bei dem Gott an Tuisto, bei dem Hain an einen solchen der Erdmutter, der *Terra mater*, zu denken, ist völlig verkehrt.

Nach B. (S. 86) bevölkert sich die germanische Erde durch Tuisto — den kriegerischen Gott — mit Mannus, d. h. mit dem deutschen Männervolk. Das klingt ebenso schön, als es falsch ist. Denn das germanische Männervolk tritt erst als Nachkommenschaft des *Ingvius, *Herminus, *Istus (oder wie die drei Söhne des Mannus sonst hießen) in die Welt, und diese drei sind Götter. Ein menschliches, das germanische Männervolk vertretendes Mittelglied zwischen ihnen und dem göttlichen Tuisto ist nicht am Platze. Auch Mannus hat als Gott gegolten und konnte das sehr gut, da das Wort *Mann* in älterer Sprache ebenso von Menschen wie auch von den als Menschen höherer Art vorgestellten Göttern und sogar noch vom Christengott gebraucht wird, der im Wessobrunner Gebet *mannō miltisto* heißt. Weder kriegerische Männlichkeit noch der Gegensatz gegen übermenschliche Wesen ist hier durch *Mannus* ausgedrückt. Vielmehr ist dieser mitsamt seinem Namen nur als Gegenstück zu seinem Vater *Tuisto*, dem „Zwitter“, zu verstehen. Er ist ein Wesen von wirklich menschlicher Art, nämlich wie die Menschen und Götter eingeschlechtig. In diesem Sinn ist Mannus der erste Mann. Und er und Tuisto, der „Zwitter“, stützen sich und klären sich gegenseitig auf.

Tuisto steht bei Tacitus an der Spitze einer Ethnogonie, die zugleich eine Anthropogonie und Theogonie ist. Erst an das dritte göttliche Glied schließen sich die germanischen Stämme an. Man hätte deshalb eingehender die Beziehung zu der aus dem skandinavischen Norden überlieferten Theogonie prüfen und sich nicht wie Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 4, 115, mit der Feststellung begnügen sollen, daß in ihr wie auch in anderen Fällen im dritten Glied der Genealogie die Dreiheit eintritt. Wenn im Norden diese Dreiheit durch Ōdinn, Vili, Vē gebildet wird, ist damit freilich nicht viel anzufangen. Aber niemand zweifelt, daß hier eine ganz junge Dichtung, die nur an der überlieferten Dreizahl festhielt, Älteres überlagert hat. Vili und Vē, die in Kult- und Göttersage keine Rolle spielen, müssen hier deshalb schon andere Gestalten verdrängt haben, weil sonst verschiedene und selbst hohe Götter wie Njǫrdr-Freyr und Tyr ganz in der Luft hängen würden. Wie die ältere Dreiheit ausgesehen hat, ist freilich schwer genau festzustellen. Drei germanische Hauptgötter sind uns in vielen Quellen genannt, aber nicht überall dieselben; die Vorstellungen gingen da sicher bei verschiedenen Stämmen und Stammgruppen auseinander. Die zwei vorausgehenden Generationen sind in der

nordischen Theogonie gebildet durch Buri und Burr, und wenn von Buri erzählt wird, daß er von der Kuh Audumla aus dem salzigen bereiften Gestein herausgeleckt wurde, kommt er damit dem *deus terra editus* Tuisto der Südgermanen schon ganz nahe. Daß der Name von Buris Sohn *Burr* oder *Borr* dasselbe ist wie das gleichlautende nordische Appellativum und wie got. *baur*, ags. *byre* "Sohn" kann als ausgemacht gelten. Der Parallelismus mit *Mannus* ist dabei unverkennbar. Hier und dort liegt dem Namen ein sehr gangbarer Gattungsname zu Grunde und *Mannus* ist geradeso der erste Mann wie *Burr* der erste Sohn, der erste Geborene ist. Mit den verschiedenen Namen sind also nur verschiedene Seiten einer Person gekennzeichnet, auf die beide Bestimmungen zutreffen. Gegenüber Golther, Germ. Myth. 355, der auch in *Buri* den Sinn „Sohn“ sucht und Grimm, D. Myth.[4] 289, der bemerkt: „Buri ist.... der erste Mann oder Mensch, also der *êristporo*, ein ahd. *Poro*, got. *Baura*“ ist einzuwenden, daß das ahd. Wort vielmehr *êristporan* lautet und im übrigen ein durch Urzeugung entstandenes, elternloses Wesen nicht gut der Sohn heißen kann. Mogk, Germ. Myth. 147 und E. H. Meyer, Myth. d. Germ. 445, die an den „Erzeuger“ denken, sind insofern auf besserem Wege, als *Buri* ein Nom. ag. sein kann nach Art von anord. *lipi* „Reisender“, ahd. *boto* „Bote“, got. *skula* „Schuldner“, *nuta* „Fischer“ u. a. m. bei Kluge, Nom. Stammbild. 9. Zum Vokalismus vergleiche man Formen wie *uxi*, *runi*, *hertugi*, *guđi* neben *oxi*, *roni*, *hertogi*, *gođi*. In ahd. *âruntporo* „Botschaftbringer“, *khumpalporun* „cohortes, Feldzeichenträger“, *muntporo*, as. *mundboro*, ags. *mundbora* „Vormund“, eigentlich „Schutzträger“, lgbd. *scilporo* „Schildträger“, *ranteporo* „causidicus“, eigentlich wohl „Stabträger“ zu anord. *rǫndr*, got. *wandus* „Rute“, ags. *cæg-*, *horn-*, *rad-*, *rǣs-*, *segen-*, *sweord-*, *tacen-*, *wæpen-*, *wīg-*, *wōþ-*, *wrōht-bora* liegt als zweiter Teil der Zusammensetzung sichtlich dasselbe Wort wie *Buri* noch vor. Unrichtig aber ist die Übersetzung „der Erzeuger“, denn *beran* bedeutet nicht „erzeugen“, sondern „tragen, trächtig sein, gebären“, und somit ist *Buri* nur als der „Träger“ oder als der „Gebärer“ zu verstehen. Er ist damit klärlich ebenfalls als zweigeschlechtig, als Zwitter gekennzeichnet. Die Wesensgleichheit von Buri Burr mit Tuisto Mannus leuchtet nun völlig ein, und auch für die Deutung von Tuisto als Zwitter ist dadurch ein neuer Rückhalt gefunden. B.s Erklärungsversuch kann um so unbedenklicher bei Seite gelegt werden.

Wie hier so ist B. auch sonst nicht glücklich und schlecht beraten, wo er Grenzgebiete der Germanistik betritt.

So glaubt er Seek, der selbst alles Germanische nur in Verzerrung sieht, daß die Germanen zur Zeit des Posidonius

noch ohne Ackerbau gewesen sein können. Er spricht (S. 17) von *Chasuarii* oder *Chattuarii* an der „Hase", während es sich dabei doch um zwei verschiedene Völkerschaften handelt, von denen die letztere mit der Hase weder durch ihren Namen noch durch ihre Sitze irgend etwas zu tun hat. *Aviones*, eine Ableitung von germ. *awī* „Insel" und gestützt auch durch ags. *Eowan* im Widsith, steht ihm für *Chariones*, für das eine Schreibung *Aviones* bei Tacitus ohne Seitenstück wäre. Φεύραρον (S. 16) ist in Φεύγαρον. *Canninefati* (S. 17) in *Canninefates*, *Vituitus* (S. 59) in *Bituitus* zu bessern. *Dienstag* (älter *Dingstag*) führt er auf *Tiu* statt auf den *Mars Thingsus* zurück. Auf Scheel geht seine falsche Ansicht zurück, daß die Endung *-ones* in Namen wie *Eburones*, *Semnones* griechischer Herkunft sei. „Sicher undeutsch, d. h. also griechisch, ist es auch" nach B., „wenn der Name der Goten in *Gothones* (Tac. Germ. 43), Γούτθωνες (Ptolemäus II 11) umgewandelt wurde." Dazu heißt es noch in Anm.: „Vgl. Zeuß S. 134, der über die Termination schon richtig urteilte." Aber bei Zeuß ist kein Wort über griechischen Charakter der Endung zu finden. Und auf sie muß doch wohl das Germanische und Keltische unmittelbar geführt haben, weil alle *n*-Stämme dieser Sprachen in solcher Gestalt aufgenommen wurden, abgesehen von den wenigen, wo ein Nom. Sing. auf *a* nach Art von got. *hana* für die Deklinationsklasse entscheidend war, wie *ganta*, *Charioralda*. Selbst so spät auftauchende wie *Francones*, *Hassiones*, *Hessones* folgen noch dieser Regel und hier haben doch die Griechen sicher die Hand nicht mehr mit im Spiele. Nur von gallischer Vermittlung kann bei den ältesten überlieferten germanischen Völkernamen wie *Teutones*, *Teutoni* die Rede sein. Was germ. *þ* anbelangt, so hatte der gebildete Römer, der des Griechischen mächtig war und in lateinischer Umschrift *th* für das ϑ griechischer Namen und Fremdworte gebrauchte, ein Mittel, diesen Laut zu bezeichnen. Der Schluß, daß *Nerthus* auf griechische Vorlage zurückweise, ist also unberechtigt. Als Beispiel für den Wandel von germ. *t* zu ahd. *z* und Seitenstück für das Verhältnis von *Tristo* zu *Zwist* führt B. das der germanischen Göttin *Tanfana* zu der althochdeutschen *Zanfana* an, ohne zu ahnen, daß letztere Namenform einzig in dem gefälschten „Schlummerlied" vorkommt.

Am wenigsten wird man B. verargen dürfen, wenn er — so laienhaft und über alle Lautgesetze erhaben die Ansicht ist — *Tencteri* für keltisch und aus *Tungri* umgestaltet hält; denn hier ist ihm ja der Germanist Fr. Kauffmann Gewährsmann.

All das sind Nebendinge, und selbst die von mir oben eingehender behandelte Tuistofrage hat in Wirklichkeit sehr geringe Bedeutung für die Frage, ob der Germanenname lateinisch ist, eine geringere jedenfalls, als ihr B. einräumt, der einen ganzen

Abschnitt seiner Schrift überschreibt: Die Germanen Giganten und Söhne des „Zwistes“. Indessen schien es dem Ref. angezeigt, sich hier gerade über diese Nebendinge, die da und dort selbständiges Interesse beanspruchen können und deren Behandlung die Schrift doch auch kennzeichnet, näher auszusprechen.

Was die Hauptfrage betrifft, halte ich sie einschließlich der ganzen Argumentation B.s durch die Besprechung E. Nordens im Korrespondenzblatt der röm. germ. Kommission des kais. arch. Instituts, Jahrg. 1, Heft 6, 161 ff. und durch meine eigene demnächst in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften erscheinende Abhandlung über den Namen Germanen für völlig erledigt.

Wenn sich B. bemüht, zu zeigen, daß die mit furchtbarer Wucht auf die südliche Welt losstürmenden Kimbern den Eindruck der alten Brennusleute erneuerten und an „echte“ Gallier denken ließen, so ist das für den ursprünglichen Sinn des Namens ganz belanglos, da dieser nachweislich und zugegebenermaßen schon vor der Kimbernzeit als Name einer kleinen Völkerschaft im nordöstlichen Gallien vorhanden war. Unter diesen Umständen kann ich nur meinen, von B. im Vorwort irrtümlicherweise Joh. Hoops zugeschriebenen Ausspruch wiederholen: „Daß der Name (der Germanen) nicht lateinisch sein kann, liegt in der Natur der Sache.“ Alle Gewalt, die B. der Überlieferung antut, um ihr ein Zeugnis für seinen lateinischen Ursprung abzupressen, kann an dieser Tatsache nichts ändern.

Für wertlos betrachte ich B.s Schrift trotz alledem nicht. Die Ansicht, die er vertritt, ist nicht neu — er selbst hat ja auf den Germanisten Holtzmann als einen Vorgänger hingewiesen — und das lat. *germānus* ist in seiner völligen lautlichen Übereinstimmung mit dem Völkernamen zu verlockend, als daß nicht immer wieder hier ein Zusammenhang gesucht werden sollte. Es ist vielleicht gut, daß sich einmal jemand den Gedanken an diesen Zusammenhang in den Kopf setzt und mit allen Mitteln der Gelehrsamkeit den Versuch unternimmt, diese Ansicht zu rechtfertigen. Durch sein Mißlingen kann sie als endgültig abgetan betrachtet werden. Und neben allen Irrungen darf man bei einem Mann von dem gelehrten Wissen B.s auch unmittelbar Brauchbares zu finden hoffen. Als solches möchte ich besonders den Abschnitt „‚Germanen‘ in der späteren Literatur“ bezeichnen. Auch auf die Ausführungen über das Vorkommen des Namens Germanen bei Posidonius sei ausdrücklich hingewiesen.

Wien. Rudolf Much.

Goethes Briefwechsel mit Joseph Sebastian Grüner und Joseph Stanislaus Zauper (1820—1832). Herausgegeben von August Sauer. Mit Einleitungen von Josef Nadler. Mit 12 Lichtdrucktafeln und einer Zeichnung. Prag 1917, J. G. Calve (Robert Lerche). CI, 535 S. (Bd. 17 der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen".)

Wir wüßten keine stammheitlich oder landschaftlich begrenzte Folge von Neudrucken deutscher Texte zu nennen, welche die Reihe, deren 17. Band uns vorliegt, an Mannigfaltigkeit und Interesse des Mitgeteilten sowie an Gründlichkeit und Verläßlichkeit philologischer Darbietung überträfe. Von der frühen Neuzeit, von den protestantischen Joachimsthalern Mathesius und Hermann bis zu dem trefflichen, erst in unseren Tagen hingeschiedenen Prager Josef Bayer reicht die nunmehr schon 35 stattliche Bände umfassende Sammlung, deren Schwerpunkt in der kritischen Gesamtausgabe Adalbert Stifters liegt. In den Umkreis Goethes sind bisher Band 13 und 27 (1902, 1909) getreten, in denen Goethes Briefwechsel mit dem in der Kulturgeschichte Böhmens epochemachenden Grafen Kaspar Sternberg und dessen Autobiographie, jener von August Sauer, diese von Wladimir Helekal mitgeteilt wurde. Hier fügt sich ungezwungen die heute in Rede stehende Veröffentlichung an und schließt zugleich die zahl- und lehrreichen Arbeiten des älteren Herausgebers über das Thema „Goethe und Österreich" ab; S. XI f. läßt uns die Menge des Geleisteten überblicken und man könnte von völliger Erledigung des einschlägigen Aktenmaterials sprechen, läge nicht noch ein kleiner Rest ungedruckter österreichischer Briefe an Goethe im Weimarischen Goethe-Schiller-Archiv, Briefe, von denen uns die Bäuerles, Castellis, des älteren Collin, Feßlers, Mayrhofers und Zedlitzens am meisten anzögen und deren Herausgabe durch Sauer in nicht zu langer Frist gewärtigt werden kann. Doch dürften sie das von diesem Gelehrten als erstem entworfene Bild jenes Verhältnisses höchstens noch ergänzen, nicht verändern.

Wie auf so viele andere Männer und Frauen ist auch auf Grüner und Zauper, daß wir uns eines schon etwas verbrauchten Zitates bedienen, ein Strahl der Dichtersonne gefallen; auch sie haben ein jeder ihre Berührung mit Goethe als Höhepunkt ihrer Existenz empfunden und beiden sichert die Literaturgeschichte ein Quentchen Unsterblichkeit. In beiden erkennen wir, auch wenn es die Taufnamen nicht verrieten, Söhne des Josefinismus, dem das franziszeische Österreich unendlich viel mehr, als es erkannte, verdankt; beide sind durch Goethe gewissermaßen über sich selbst hinausgehoben, ihre literarischen Leistungen unmittelbar durch ihn angeregt worden. Wir staunen darüber, wie weit sich der Interessenkreis des Egerer Magistrats-

und Kriminalrates Grüner (1780—1864) ausdehnt, wenn wir den vielbeschäftigten Juristen auf dem Gebiet der Mineralogie, Geognosie, Wetterkunde, Geschichte und Kunstgeschichte tätig und als Verfasser einer wertvollen, speziell für Goethe gearbeiteten Schrift[1]) finden, die man in unseren Tagen (1901) mit vollem Recht der Drucklegung gewürdigt hat. Mit Grüner stand Goethe, wenn wir dem Zeugnis des Dichters glauben wollen — und müssen wir nicht? —, auf vertraulichstem Fuße. In größerer, respektvoller Entfernung bleibt Zauper[2])(geboren in Dux 1784) stehen, wiewohl seine Interessen noch viel näher als die Grüners an Goethes Lebenswerk und Persönlichkeit heranführen; zählt doch der Tepler Prämonstratenser und Pilsener Professor mit K. E. Schubarth und Eckermann zu den Begründern der Goethe-Philologie und -Ästhetik, die sich ziemlich gleichzeitig mit einer aus den verschiedensten Lagern herstammenden Opposition gegen Weimar organisiert und deren Anfänge Nadler (S. LVIff.) aus den Quellen darstellt. Das Verhältnis Zaupers zu Goethe hat etwas Rührendes; wie denn überhaupt seine Gestalt, an den fast gleichaltrigen, ebenfalls durch Goethe bezauberten Standesgenossen Enk von der Burg mahnend, eines tragischen Zuges nicht entbehrt. Er starb 1850 als Präfekt des Pilsener Gymnasiums, zehn Jahre vor seinem ehemaligen Abt Karl Kaspar Reitenberger, einem der vielen Talente, mit denen das Metternichsche Österreich nichts anzufangen gewußt hat. Der energische Prälat wird uns aus Nadlers Darstellung recht lebendig; als Schöpfer Marienbads (1818) ist er es in letzter Linie, der unsern Dichter vier Sommer nacheinander (1820—1823) in das westlichste Böhmen gezogen hat. Sein persönlicher Verkehr mit Goethe ist uns durch Briefe, wenn solche überhaupt gewechselt wurden, nicht belegt, aber sonst vielfach bezeugt und, als Reitenberger 1827 von unten herauf und oben herab gezwungen wurde, abzudanken, soll Goethe — als Gewährsmann erscheint kein Geringerer als der Kaiser — eine Art Vertrauenskundgebung für den schwer Gekränkten, aus der freilich nichts wurde, angeregt oder doch unterstützt haben.

So öffnen sich, wie von jeder Station des Goetheschen Lebensweges, auch von dem zuletzt noch durch die Liebe zu Ulrike verklärten Marienbad Ausblicke nach allen Richtungen des Kulturlebens. Die Briefe selbst bewegen sich je nach dem Korrespondenten auf den verschiedensten Wissensgebieten und an die Kommentierung, die über 200 Seiten umfaßt, mußte ein nicht geringes Quantum allerwärtshin orientierter Arbeit gewendet werden. Des in Zeiten technischer Schwierigkeiten doppelt

---

[1]) Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer (niedergeschrieben 1825).

[2]) Vgl. Goedekes Grundriß 26:762ff.; die dortige Bibliographie ergänzt durch Seite 470ff. unseres Briefwechsels.

dankenswerten Bilderschmuckes sei noch besonders gedacht; außer Grüner, Zauper und Reitenberger lernen wir nun auch den Scharfrichter und Sammler Huß, den Naturdichter Firn- oder Fürnstein und andere Deutschböhmen jener Zeit von Angesicht zu Angesicht kennen.

Wien. Robert F. Arnold.

Mandevilles Bienenfabel. Herausgegeben von Otto Bobertag. München 1914 bei Georg Müller[1]).

Die Bienenfabel erschien zum erstenmal anonym unter dem Titel *The Grumbling Hive or Knaves turn'd Honest*, mit dem Titelbilde eines Bienenstocks als loses Flugblatt in Knittelversen, als Satire auf die sozialen und politischen Zustände Englands. Im Jahre 1714 wurde sie zum zweitenmal veröffentlicht, diesmal schon als Buch, dessen größter Teil aber in einer Reihe von *Remarks* in Prosa bestand. Der Titel dieses Buches, dessen sämtliche Auflagen ebenfalls anonym erschienen sind, lautete: *The Fable of the Bees: or Private Vices, Publick Benefits.* Bernard de Mandeville, der Londoner Arzt, war aber schon bei Lebzeiten als Autor dieses Werkes bekannt. Von seiner Lebensgeschichte ist nur sehr wenig überliefert. Man nimmt an, daß er, von französischer Abkunft stammend, in Holland (wahrscheinlich im Jahre 1670) in Dordtrecht geboren wurde, an der Universität Leyden Medizin studierte und gegen 1700 nach London übersiedelte, woselbst er bis zu seinem 1733 erfolgten Tode verblieb. Erst seit der zweiten Auflage des Jahres 1723 hatte die Bienenfabel großen Erfolg, so daß sie bis zum Tode ihres Autors im ganzen sechsmal und nach seinem Tode ebensooft aufgelegt wurde. Von der dritten Auflage an hat Mandeville eine Verteidigung gegen mehrere gegen sein Werk erhobene Verleumdungen und Vorwürfe demselben eingefügt. 1729 erschien zum erstenmal ein zweiter selbständiger Band der Bienenfabel, in dem die Probleme des ersten Bandes in sechs Dialogen ausführlich behandelt werden. Die beiden Bände erschienen auch bald in einer erheblich abgeschwächten französischen Übersetzungsausgabe und kamen in dieser Form auf den Index.

Mandevilles Bienenfabel zählt zu den zahlreichen, verfehlten, dilettantenhaften Versuchen, deren einem wir noch in den populären Schriften des Rousseauschülers Lamenais begegnen: das tierische Leben der sozialen, menschlichen Gemeinschaft gleichzustellen, in der irrigen Voraussetzung, die Bienen und Ameisen hätten das den Menschen unlösbare Problem des ge-

---

[1]) Das Buch wurde uns erst vor kurzem von der Verlagshandlung zugesendet.

Die Schriftleitung.

meinschaftlichen Lebens längst gelöst. Hat man den Mandeville geistesverwandten Larochefoucauld als den berühmten *autor unius libri* hingestellt, so kann man mit ebensoviel Recht sagen, daß der erstere eigentlich in allen seinen Schriften den einzigen nicht einmal neuen Grundgedanken seiner Hauptthese: *Private Vices, Publick Benefits* abwandelt. Mandeville ist kein radikaler Himmelstürmer, etwa im Stile eines Werner von Urslingen, der sich auf seinem Brustschild als Feind Gottes, des Mitleids und der Barmherzigkeit bezeichnete; er ist auch kein mit dunklem Ahnen und Wissen belasteter und wie mit einem göttlichen Fluche beladener Prophet, der der ganzen Menschheit Jammer in seinem Busen trägt, weil er hinter des Lebens Traum und den aufgedeckten Lebenslügen das grauenvolle Nichts erblickt hat. Er hat so wenig Heldenhaftes in sich, er will so wenig ein Märtyrer seiner Überzeugungen werden, daß er sich sofort hinter allerlei Ausflüchten und Einschränkungen verschanzt, wenn man aus seinen Prämissen die praktischen Konsequenzen ziehen will. Er spielt nicht nur mit seinen Meinungen, sondern öfter auch mit seiner Gesinnung. Er erinnert mehr an die zahmen, französischen Freidenker Montaigne, Charron, St. Evermond und Gassendi, die zwar ihre Schriften mit dem Salze des Skeptizismus Epikurs würzten, schließlich aber immer unter tiefen Reverenzen gegen die kirchlichen Traditionen, zum Teil sogar als Priester ihr frondierendes Geplänkel gegen abgestempelte Meinungen beschlossen. Ja Mandeville verrät sogar jene mephistophelische Schadenfreude, die sich der Mitverantwortlichkeit für das Böse in der Welt heuchlerisch mit den Worten enthebt: So ist der Lauf der Welt! Er schreibt ohne die Begeisterung und Wärme, die den echten Satiriker von dem frivolen Klopffechter, der sich aus seiner Insolenz nicht reißen läßt, unterscheidet. Er gehört zu den unglückseligen Schriftstellern, die uns die Sterne am Firmament auslöschen und uns noch tiefer in den Erdenstaub hinabdrücken möchten, anstatt uns aus den trüben Nebeln der gemeinen Wirklichkeit in die sonnenheiteren Höhen des Ideals zu entführen. Mandeville besitzt die traurige Begabung, bei den edelsten Regungen der menschlichen Seele vor allem die häßlichen Nebengeräusche herauszuhören. Er sieht überall nur das Bestreben, die Genuß- und Selbstsucht unter dem Firnis des Anstandes und des philanthropischen Jargons zu verhüllen. Ihm fehlt der Glaube an eine göttliche Ordnung, die vermittels der den Menschen innewohnenden moralischen Kraft aus allen Dunkelheiten des Lebens hinausführt ins helle Lichtreich.

Zweifellos weist Mandevilles Weltanschauung die Tendenz auf, das ganze Leben vom Standpunkt der dreisten Mittelmäßigkeit auszurichten und zu nivellieren. Trotzdem darf seine literarische Bedeutung nicht unterschätzt werden und haben seine Schriften auch heute noch ein mehr als historisches Interesse.

Paul Sakmann („Bernard de Mandeville und die Bienenfabelkontroverse“, Freiburg i. Br. 1897), der in Mandevilles Denken Methode und Konsequenz vermißt und seine „rhapsodische Vortragsweise“ rügt, gibt dennoch zu, daß dieser „Hogarth der Philosophie“, dieser „scharfsinnigste unter den regierenden Geistern der Aufklärung“ mit eigentümlicher Energie ganz bestimmt umgrenzte, wenn auch unter Spott verhüllte Probleme umfaßt, und sieht in ihm einen Vertreter des „Immoralismus“ im 18. Jahrhundert, dessen Schriften durch Anklänge an Gedanken überraschen, die heute unter uns als ganz neue geltend gemacht werden und als solche da und dort Eingang zu finden scheinen. Bobertag will bei der Beurteilung der Bienenfabel ihrem vielgeschmähten Untertitel kein großes Gewicht beigelegt wissen und diesen mehr darauf berechnet sehen, den Leser durch ein scharfgeschliffenes, zugespitztes Paradox zu verblüffen. Er verlegt Mandevilles Wirkung in seine suggestive Kraft des großen Stilisten und Empirikers, in seine Kunst drastischer ins volle Leben greifender Exemplification, die uns die klaffenden Widersprüche zwischen Schein und Sein in der Welt aufdeckt, in seine Bedeutung als Psychologe. „Mit den Begriffspaaren Egoismus-Altruismus und Optimismus-Pessimismus“, meint er, „ist der Philosophie Mandevilles also nicht beizukommen; wer dies zu tun versuchte, würde damit nur zeigen, daß er sie nicht begriffen hat.“

Anerkennenswert ist, daß Bobertag nicht nur eine ungekürzte Übersetzung der eigentlichen Bienenfabel bis zum Schluß der *Remarks* wiedergibt, sondern auch aus den einschlägigen Streitschriften eine sehr zweckmäßig getroffene Auswahl in seinem Buche darbietet. Dagegen darf es mit Recht befremden, daß er jede Literaturangabe unterlassen hat.

Die munifizente Ausstattung des Buches darf beim Georg Müller-Verlag als selbstverständlich hingestellt werden.

Josef Frank.

Rousseau. Von Prof. Dr. Paul Hensel in Erlangen. Dritte, durchgesehene Auflage (10.—14. Tausend). Mit einem Bildnis Rousseaus. Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1919. (Aus Natur und Geisteswelt, 180. Bändchen.) 108 S. 8°.

Hensels Büchlein über Rousseau erschien zuerst 1907. Der Umstand, daß sich in den Zeiten des Weltkrieges eine dritte Auflage als notwendig erweisen konnte, legt an sich von seinem Werte Zeugnis ab. Die sechs Kapitel, in welchen sich der Verf. mit dem Menschen Rousseau, mit seiner Geschichtsphilosophie (*Discours*), seiner Rechtsphilosophie (*Contral social*), seiner Erziehungslehre (*Emile*), seinem Roman (*La Nouvelle Héloïse*) und seiner Religionsphilosophie (Glaubensbekenntnis des savoyi-

schen Vikars) beschäftigt, zeigen an vielen Stellen eine selbständige, bisweilen auch neue Auffassung der Probleme. Hensels philosophische Erörterungen werden jeden Kenner Rousseaus interessieren und speziell auch dem Literarhistoriker willkommen sein. Die Einwände, welche schon anläßlich der früheren Auflagen geltend gemacht wurden, werden allerdings auch diesmal nicht verstummen, da der Verf. sie bisher nicht berücksichtigt hat. Rousseaus Ansichten und Lehren, seine ganze Eigenart als Schriftsteller, erklären sich in so hohem Maße aus seinen Lebensverhältnissen und diese sind dem größeren deutschen Publikum so wenig bekannt, daß es gewiß nicht richtig war, bei dieser Würdigung auf eine eigentliche Biographie zu verzichten, den Leser einfach auf die *Confessions* zu verweisen und sich mit einer kurzen synchronistischen Tabelle über Leben und Schriften Rousseaus zu begnügen. Das I. Kapitel (Der Mensch) ist im wesentlichen doch nur eine Charakteranalyse, die übrigens jeden unparteiischen Leser der *Confessions* etwas schönfärberisch anmuten wird. Die Gefahr, mit einer Biographie kriegsmäßigen „Rousseau-Ersatz" zu bieten, war wohl nicht so schlimm, wie der Verf. (S. 3) befürchtet. Auch seine Besorgnis, daß man ihm die Absicht unterschieben könnte, „Franzosen, Engländer, Italiener, Russen, Amerikaner, Japaner, Chinesen, Senegalneger und andere Völkerschaften aus dem Schiffskatalog derer gegen Deutschland" zu Rousseau führen zu wollen (S. 4), halten wir für übertrieben; sie alle lesen nur wenig deutsche Bücher, und wenn, dann nur solche, die in Antiqualettern gedruckt sind. Was die Franzosen betrifft, so haben sie ja selbst eine große Literatur über Rousseau, die der Verf. allerdings als für seine Zwecke unbrauchbar erklärt und fast ganz ignoriert — obwohl sie doch auch manches Wichtige zu Tage gefördert hat. Immerhin verrät sich an einzelnen Stellen die Kenntnis neuerer französischer Werke ganz deutlich, speziell derjenigen von J. Texte (*Rousseau et les origines du Cosmopolitisme littéraire au 18. siècle*. 1895. Vgl. S. 83) und von P. Lasserre (*Le Romantisme*. 1907. Vgl. S. 103). Obwohl sich Hensel ausschließlich an Deutsche wendet und diesen ihren Rousseau zeigen will, ohne den „Wahrheit und Dichtung", „Werther", Kant, Pestalozzi und Herder undenkbar wären, hätte er seinen Lesern den Weg zu Rousseau durch einige Literaturangaben wesentlich erleichtert. Mit gelegentlichen Namensnennungen (Stammler, Liepmann, Haymann 36; Hettner 74; Waldberg 79; Texte 83; Schwartz 103) ist da wenig gedient, zumal die Titel der betreffenden Schriften — die übrigens recht ungleich zu werten sind — nicht angeführt werden. Auch Zielinskis Buch über Cicero (im Wandel der Jahrhunderte, 1897) (S. 6), dürfte weiteren Kreisen nicht so bekannt sein, wie es diese Stelle voraussetzt. Solche Einzelheiten widersprechen entschieden dem Charakter des Verlags-

unternehmens, das sich als „Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen" bezeichnet. Auf einer Druckseite ließe sich die wichtigste Rousseau-Literatur einschließlich der Ausgaben, der Übersetzungen usw. verzeichnen. Im einzelnen bedürfte auch manches Urteil der Rektifizierung. Wer Voltaires Schaffen in seinen mannigfaltigen Schwankungen studiert hat, wird dem Verf. schwerlich beistimmen, wenn er (S. 10) von dem „ruhigen Gleichmaß" spricht, „welches die Seele in Voltaires Schriften findet". Wir verweisen diesbezüglich auf das noch immer mustergültige Buch von David Fr. Strauß.

Wien. Dr. Wolfgang Wurzbach.

Lehrbuch der französischen Sprache für Realgymnasien und Gymnasien von Dr. Karl Ullrich, Direktor der Staatsrealschule im 16. Wiener Gemeindebezirk. IV. Teil (für die 6. bis 8. Klasse des Realgymnasiums). Mit 54 Bildern, einem Plane von Paris und einer farbigen Karte von Frankreich. Wien 1918, Pichlers Witwe und Sohn. Preis 5 K 60 h.

Mit diesem Bande ist das bereits wohlbekannte Lehrbuch zum Abschluß gelangt, so daß der Verf. nunmehr für alle Haupttypen der österreichischen Mittelschule einen vollständigen Lehrkurs bietet. Die dazu gehörige Grammatik ist die von Alscher und Ullrich, die Texte decken sich größtenteils mit Fetter und Ullrich: *La France et les Français*, 4. und 5. Teil.

Der Band zerfällt in drei Teile, entsprechend den drei Jahrgängen, für die er bestimmt ist; daran schließt sich eine Textauswahl für das 4. Jahr (= VI. Klasse Realgymnasium), zwei Vokabularien, ein Plan des Zentrums von Paris, eine Reihe trefflicher Bilder aus Paris und Umgebung und eine Karte von Frankreich. Die einzelnen Lektionen enthalten: Lesestück, Sachkunde (sehr reichhaltig!), Konversations- und Kompositionsübungen unter teilweiser Zugrundelegung von Stücken aus vorausgehenden Jahrgängen des Kurses und deutsche Stücke. Der reichhaltige Bilderschmuck ist selbst für unsere verwöhnten Ansprüche überaus prächtig und künstlerisch wertvoll. Ein kurzes Beiheft mit vergleichender Darstellung der französischen und lateinischen Grammatik soll bald erscheinen. Druckfehler sind selten (z. B. S. 28, Z. 2, S. 189, Anm. 3). Gesamturteil: Mit diesem wertvollen Lehrbuch läßt sich fruchtbringende Arbeit leisten.

Linz. Wilhelm Orthner.

Arnold Luschin von Ebengreuth. Grundriß der österreichischen Reichsgeschichte. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Bamberg 1918. XVI und 429 S.

Als vor zwanzig Jahren die erste Auflage des Luschinschen Grundrisses erschien, wurde das Buch von allen Seiten auf

das lebhafteste begrüßt. Denn das drei Jahre ältere „Lehrbuch“ desselben Verfassers bot zwar eine äußerst wertvolle Bearbeitung des Gegenstandes, aber mit seinen reichen Literaturangaben und seiner zum Teil eingehenderen Darstellung überschritt es weit den Umfang eines Lehrbuches, dessen Stelle nun der Grundriß auf das glücklichste vertrat. Seitdem waren Grundriß und Lehrbuch längst vergriffen. In dankenswerter Weise hat sich der Verf. entschlossen, beide Bücher erweitert und neubearbeitet zum zweitenmal herauszugeben. Das Lehrbuch wandelte sich dabei in ein Handbuch; sollte es doch künftig zwei Bände füllen. Im Jahre 1914 ist der erste der beiden erschienen. Seitdem machte sich Luschin an den Grundriß. Knapp vor dem Zusammenbruch der Österreichisch-ungarischen Monarchie ist er in zweiter Auflage ausgegeben worden, gewissermaßen ein Denkmal des zertrümmerten Staates. Was wird das Schicksal der österreichischen Reichsgeschichte unter den neuen Verhältnissen sein? Die geschichtliche Entwicklung läßt sich nicht ungeschehen machen. Die Jahrhunderte währende Vereinigung der Völker in dem einen Staate hat auf alle abgefärbt. So gewaltige Herrscher wie Maria Theresia und Josef II. haben unverlöschliche Spuren hinterlassen, so tief eingreifende Ereignisse wie die Gegenreformation haben die Entwicklung mehr oder weniger in allen Ländern der ehemaligen Monarchie in einer Richtung beeinflußt. So werden die neuen selbständig gewordenen Nationalstaaten die Zeit der Gemeinsamkeit nicht aus ihrer Geschichte streichen können. Wenn einmal die Zeit des ersten Selbständigkeitstaumels und des schärfsten Gegensatzes gegen die jüngst vergangene staatsrechtliche Ausgestaltung vorüber sein wird, dann wird den Völkern erst zum Bewußtsein kommen, was sie der gewesenen staatlichen Vereinigung danken. Im Augenblicke allerdings wird die österreichische Reichsgeschichte weder in Tschechien noch in Südslawien Beachtung finden. Bleibt noch der deutsche Rest in seiner ihm aufgezwungenen Selbständigkeit. Die österreichische Republik umfaßt nicht einmal die Lande, wie sie vor 1526 in der Hand des Hauses Österreich vereinigt waren. Abgesehen von den schon vor mehr als hundert Jahren abgezweigten Vorlanden, fehlt der größere Teil Tirols, fehlen Südsteier und das südliche Kärnten, Krain und das Küstenland. Die Staatsverfassung ist eine andere geworden, die österreichische Republik hat mit der alten österreichischen Monarchie kaum viel mehr als den Namen gemein. Was soll also der Gegenwart die österreichische Reichsgeschichte? Und doch wäre es bedauerlich, wenn sie als Lehrgegenstand an den Universitäten verschwinden würde. Nicht nur weil es einen Trost gewährt, im Unglück an bessere Zeiten sich zu erinnern, sondern weil sie belehrend ist wie selten die Verfassungsgeschichte eines anderen Staates. Nur daß sie vielfach zeigt,

wie die Dinge nicht gemacht werden sollen. Dynastie und Bureaukratie haben den Staat zusammengehalten, als der einigende Druck der Türkengefahr verschwunden war. Ein Staatsvolk zu erziehen hat man versäumt, das Staatsgefühl lebte im Heere und in der Beamtenschaft, vielleicht im deutschen Adel und dazu noch in Wien, das sich mit Stolz als die Kaiserstadt fühlte. In Graz und Innsbruck schon und noch viel mehr in Prag war davon wenig zu spüren. Daß Österreich geschaffen werden müßte, wenn es nicht bestände, hat man vielleicht in deutschen Kreisen geglaubt, aber längst nicht mehr in magyarischen, slawischen und romanischen. Aber die typischen Phasen der europäischen Staatenentwicklung aus dem Sprengel eines Reichsamtes durch den ständisch-feudalen Territorialstaat zur absoluten Monarchie weist die österreichische Reichsgeschichte mit kaum zu übertreffender Deutlichkeit auf. Nur zum modernen Staat wollte oder vermochte sich das alte Österreich trotz aller verfassungsmäßigen Formen, ja trotz des allgemeinen Wahlrechtes nicht umzubilden. Allzufest saßen die dynastischen und feudalen Überlieferungen. So wird für den Deutschen die österreichische Reichsgeschichte ihren Wert behalten, wenn auch nicht ganz in dem Umfang, wie vor dem Zusammenbruch. Denn was sollen ihm die Einzelheiten der magyarischen und tschechischen Entwicklung oder auch der Stellung des Herrscherhauses und der Behördenorganisation? Das Bleibende und Bedeutende allerdings soll festgehalten werden.

So entspricht der Grundriß von Luschin in der Tat noch einem lebendigen Bedürfnis. Vor dem Zusammenbruch geschrieben, kann er natürlich die oben angedeuteten Beschränkungen nicht berücksichtigen. Aber Ungarn und Böhmen sind nicht allzubreit geraten und im übrigen: *superflua non nocent*. Wie die erste Auflage bietet auch die zweite einen um die Anmerkungen und Literaturangaben und auch sonst gekürzten Auszug aus dem Handbuch, soweit dieses vorliegt. Für die Neuzeit dagegen zeigt er, in welcher Weise der Verf. den zweiten Band seines Handbuches weiterführen wird. Überall ist die neueste Literatur und Forschung berücksichtigt. Manches allerdings übergeht der Verf., gewiß, weil er es ablehnt, wie die Ansicht Breßlaus von der Verleihung der Grafschaft Trient an den Bischof durch Heinrich II. 1004. Es wäre aber interessant gewesen, die Gründe der Ablehnung kennen zu lernen. Dynastie und Behördenwesen sind die Pfeiler des Staates gewesen und daneben die Landstände, die als Körperschaft in ihrer politischen Geltung zurückgedrängt, als einzelne bis zuletzt zwar keinen verfassungsrechtlichen, aber einen um so weiter gehenden tatsächlichen Einfluß behaupteten. Ihnen gilt auch ein großer Teil des Buches und ebenso der in Österreich besonders in der Neuzeit so mächtigen Kirche. Aber auch die wirtschaftlichen

Verhältnisse sind geschildert. Österreich-Ungarn ist lange ein hochkonservativer Agrarstaat gewesen. Die Grundsteuer und das Bergregal sind die einträglichsten Einnahmsquellen des Landesherrn geblieben. Sehr spät kommen Industrie und Handel zur Geltung. Daher ist Österreich ein armes Land gewesen und die Staatsfinanzen sind seit Jahrhunderten notleidend nicht ohne Schuld der Herrscher, die schlechte Wirte sind, bis dann Franz I. den Grundstock für den Reichtum der Familie legt, der stetig wächst auch in der Zeit, in der der Staat Bankrott macht. Überall ist die Schilderung bis 1914 geführt.

Möge uns Luschin bald den zweiten Band des Handbuches schenken, der die Bildung der österreichisch-ungarischen Monarchie, die Reformation und Gegenreformation, den Sieg des Landesfürsten über die Macht der Stände mit Hilfe der Bureaukratie, die glänzenden Jahrzehnte des aufgeklärten Absolutismus, die politische Versumpfung der Franziszeisch-Metternichschen Periode, die Stürme von 1848 und die vergeblichen Bemühungen, den Staat zu einem modernen Verfassungsstaat umzugestalten und die daraus folgenden schweren inneren Krisen und endlich den Zusammenbruch schildern wird.

Wien. H. Voltelini.

A. O. Naegle, Kirchengeschichte Böhmens. Quellenmäßig und kritisch dargestellt. I. Band, zweiter Teil. (Einführung des Christentums in Böhmen.) Gr. 8°, XIII und 517 S. Wien und Leipzig 1918. W. Braumüller. Brosch. 20 M.

Der Verf. darf auf sein eben veröffentlichtes Werk, den zweiten Teil des I. Bandes seiner „Kirchengeschichte Böhmens“, stolz sein, denn er beherrscht wie nicht leicht ein anderer nicht nur die gewaltige Literatur über die verhältnismäßig dünn fließenden Quellen, sondern er brachte auch finanzielle Opfer, wie uns die Vorrede mitteilt, um das Erscheinen des Bandes mit Rücksicht auf die exorbitanten Druckkosten zu ermöglichen. Auch die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ gewährte eine angemessene Subvention. Wenn wir recht verstehen, übernahm die Verlagshandlung einen Teil des Risikos, während die Druckerei H. Mercy in Prag für eine tadellose Ausstattung sorgte. Wir finden es begreiflich, daß die Verlagshandlungen die Herausgabe von Werken, deren Hauptabsatzgebiete Böhmen und Mähren sein sollten, zumeist dankend ablehnen, weil ein finanzieller Verlust fast unausbleiblich ist. Bedenken wir, daß der Ladenpreis in Österreich mit Rücksicht auf die tiefstehende Valuta gegen 82 K, in Böhmen ungefähr 24 K beträgt, so sind Zweifel berechtigt, ob das Werk genügend Abnehmer finden werde.

Die bisherigen Richtlinien, bei der Darstellung „quellenmäßig und kritisch vorzugehen, wurden selbstverständlich bei der

vorliegenden Fortsetzung zur Anwendung gebracht, wie schon Titel und Vorrede besagen. Sie gliedert sich in vier Kapitel: das erste handelt vom „Christentum unter den Herzogen Spitigniew I. und Wratislaw I. (S. 1—32), das zweite wurde dem Zeitalter des hl. Herzogs Wenzel (c. 922—929) gewidmet (S. 33—326), das dritte befaßt sich mit dem Christentum unter den Herzogen Boleslaw I. und Boleslaw II. (929—967, 967—999) (S. 327—384), während das Schlußkapitel der Gründung des ersten böhmischen Bistums in Prag (973) gewidmet ist (S. 365—517). Man sieht, daß das zweite und vierte Kapitel den weitaus größten Teil der kritischen Untersuchungen ausmachen. Da die Pontifikate der ersten Prager Bischöfe dem dritten Teil des I. Bandes vorbehalten wurden, läuft der Faden kaum bis zum Ende des ersten Jahrtausends. Auch wenn die Arbeitskraft des Verf.s gigantisch wäre, würden Zweifel berechtigt sein, ob er imstande sein werde, das angefangene Werk seinem Ende zuzuführen.

Um seinen Standpunkt zu präzisieren, wiederholt der Verf. im Vorworte, daß es sich ihm weder um „kirchliche“ noch um „nationale“ Interessen handelte, sondern einzig allein um rein historische Fragen im „Interesse der Wahrheit“. Vielleicht hat er sich hierin selbst etwas getäuscht, da eine Kirchengeschichte doch zunächst darauf hinzielen soll, den Werdegang des Kirchentums in einem Lande aufzuhellen; ferner ist es bei der Teilung der historischen Wissenschaft in Böhmen in zwei nationale Lager kaum möglich, das Nationale auszuschließen. Die Geschichtsforscher im tschechischen Lager schalten weniger rigoros das Nationale ein, sogar unbekümmert um die wissenschaftliche Objektivität. Gerade für die Zeit, in der es sich um die „Einführung des Christentums in Böhmen“ handelt, soll aufgezeigt werden, von welcher Seite sie erfolgte, welche Förderungen und Hemmnisse ihr begegneten und ob nicht durch den Einfluß von Osten eine eigentümliche Mischung der Ideen, Dogmen und liturgischen Gebräuche stattfand. So objektiv die vorliegenden Forschungen auch sein mögen, so wenig werden sie als solche von tschechischer Seite anerkannt werden und ihm der Vorwurf „tendenziöser Färbung“ nicht erspart bleiben. Dem ist bei der gegenwärtigen Hochflut der nationalen Bewegung nicht auszuweichen. Zum Teil dürfte die Ablehnung, welche der erste Teil von Seite einiger tschechischer „Kirchenhistoriker“ — an anderen Stimmen scheint dem Verf. nichts gelegen zu sein — erfuhr, auf seine Arbeitsmethode zurückzuführen sein, die eine fortwährende polemische Auseinandersetzung mit seinen Fachkollegen liebt, um nachzuweisen, daß bei der Einführung des Christentums in Böhmen der deutsche Einfluß nicht ausgeschaltet werden dürfe. Eben diese fortwährende Polemik, welche nicht jedermanns Sache ist, stört häufig genug die ruhige Erzählung der Ereignisse, wie sie von erstklassigen Quellen überliefert

wurden. Es ist, als ob man auf Schritt und Tritt auf liegende Steine stieße, die doch nicht bei Seite geschoben werden können und immer aufs neue zurückkollern. Wenn man fast auf jeder Seite Auseinandersetzungen mit Fr. Snopek, einem f.-e. Archivar in Kremsier, mit Krystufek und Krch u. a. begegnet, so hat man den Eindruck, daß der Verf. seine Kraft im Kampfe mit Windmühlen vergeudet. Dadurch, daß er im Texte nach der einen wie nach der andern Seite zahlreiche Gewährsmänner zitiert, wie beispielsweise S. 396 und 470f., schwillt dieser unverhältnismäßig an und erschwert die Orientierung. Sind Erörterungen größeren Umfanges nötig, so gehören sie in Exkurse. Der Haarschur des hl. Wenzel widmet er volle 47 Seiten (S. 88—135), obwohl sie nur von der altslawischen Legende berührt wird. Da prallt nun Naegle mit den Geschichtsforschern des anderen Lagers zusammen. Ihre Behauptung, daß es im Ritus der lateinischen Kirche keine Haarschur bei Vollendung des Knabenalters gegeben habe, die Haarschur Wenzels also nach Konstantinopel hinweise, wird zwar glänzend widerlegt; da aber auch die griechische Kirche die Haarschur übte, bleibt es doch ungewiß, ob sie von hüben oder drüben vorgenommen worden sei. Daß eine Bemerkung in der *Vita Wolfgangi Othlos* auf die Haarschur durch den Regensburger Bischof bezogen werden dürfe, bleibt doch nur eine Hypothese. Es ist ähnlich wie bei der Taufe des slawischen Häuptlings Bořiwoj, der der Verf. mehr als die Hälfte des ersten Teiles des I. Bandes widmete. Der Unparteiische wird auch da nicht darüber hinauskommen, ob Bořiwoj die Taufe in Mähren oder in Regensburg empfangen habe oder etwa gar in beiden Orten hintereinander nach längerem Intervalle. Ähnlich breit ist die Untersuchung über die äußere Gestalt der ersten Prager Veitskirche angelegt (S. 204—225), obwohl der einzige Berichterstatter Kosmas darüber mit einigen Worten hinwegeilte. Es würde genügt haben, wenn der Verf. bemerkt hätte, sie sei höchstwahrscheinlich ein Rotundenbau gewesen, zumal Kosmas ausdrücklich erwähnt, sie sei nach „Sitte der römischen Kirche rund" gewesen. Damit könnte sich jeder beruhigen.

Die volle Ausnützung des prächtigen Werkes, in dem man sich allerdings nicht leicht zurecht findet, wird erst möglich, wenn das versprochene ausführliche Personen- und Sachregister im dritten Teile des ersten Bandes vorliegen wird. Es soll der Tätigkeit der ersten Prager Bischöfe bis zum Jahre 1039 gewidmet sein; dabei dürfte der weiteste Raum für den zweiten Bischof, den hl. Adalbert, vorbehalten sein.

Pilsen. G. Juritsch.

R. F. Kaindl, Böhmen. Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt.“ Leipzig 1919, Verlag B. G. Teubner.

Der verdiente Forscher und Vorkämpfer der Deutschen, die in den gemischtsprachigen Gegenden der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, den jetzigen „Nationalstaaten“, wohnen, bietet hier, ähnlich wie er es bezüglich Polen getan hat, eine treffliche Zusammenfassung der geschichtlichen Entwicklung und der heutigen Stellung der Deutschen in Böhmen. Der Untertitel „Zur Einführung in die böhmische Frage“ ist vollauf berechtigt, denn wirklich wird hier dem Laien die Möglichkeit geboten, sich rasch und verläßlich über den schwierigen Stoff zu unterrichten. Eine umfangreiche Literaturangabe im Anhange gibt den Weg für genaueres Studium an. Obgleich von deutschem Standpunkte geschrieben, wahrt das Büchlein auf das strengste wissenschaftliche Unparteilichkeit. Es wäre zu wünschen, daß es rascheste und weiteste Verbreitung fände.

Wien. B. Imendörffer.

J. Moscheles, Das Klima von Bosnien und der Herzegowina Zur Kunde der Balkanhalbinsel I. Reisen und Beobachtungen, herausgegeben von K. Patsch. Heft 20. Mit drei Kartenskizzen. Sarajevo 1918.

Einer kurzen Übersicht über die klimatischen Erscheinungen des ganzen Landes folgt eine genauere Würdigung im Rahmen von Einzellandschaften. Als solche werden ausgeschieden: das nordbosnische Tief- und Hügelland, das bosnische Mittelgebirge, das ostbosnische Kalkgebirge, das südhercegovinische Stufenland und das westbosnische Karstgebiet. Der Verf. folgt hier der geologisch-orographischen Einteilung des Landes, die G. Lukas gegeben hat. Er begründet dies damit, daß eine allseits befriedigende Einteilung Bosniens und der Hercegovina auf Grund der klimatischen Verhältnisse wegen der Übergänge von einem Klimagebiete zum anderen nicht getroffen werden könne, daß die klimatischen Verhältnisse von den orographischen wesentlich bedingt seien und die Lukassche Einteilung den Vorzug größerer Bekanntheit besitze. Innerhalb jedes Teilgebietes werden die Temperaturzustände während des Jahres, Feuchtigkeitsverhältnisse, Niederschlagsmengen und Windverteilung besprochen. Eine Ergänzung finden diese Erläuterungen in Tabellen, denen die Werte des Dezenniums 1901/10 zugrundeliegen. Drei wenig durchsichtige Kärtchen sollen die Jänner- und Sommerisothermen sowie die Verteilung der Niederschlagsmengen veranschaulichen. Die letztgenannte Karte zeigt wenig Übereinstimmung mit der, die F. Trzebitzky auf Grund der Periode 1894—1905 entwarf. Als Hauptergebnisse der Arbeit sind zu bezeichnen: Von der Seehöhe abgesehen, ergibt sich eine ziemlich regelmäßige Zu-

nahme der mittleren Jahreswärme gegen Süden. Im Sommer trennt eine Linie, die von Drvar am Unac nach Srebrenica verläuft, das kontinentale Gebiet mit dem Juli als wärmstem Monat im Norden von dem südlichen maritimen, in dem der August das höchste Monatsmittel aufweist. Eine wichtige Klimascheide bildet die Grenzlinie zwischen dem nordöstlichen kontinentalen Niederschlagsgebiete mit Sommerregen und dem südwestlichen mediterranen, in dem Winterregen herrschen. Sie zieht von Bihac gegen den Maklensattel und über Fojnica nach Foca an der Drina.

Innsbruck. J. Müllner.

Beweis des Fermatschen Lehrsatzes. Von Dr. Anton Killermann, K. Rektor der Ludwigs-Realschule Ingolstadt. (Prioritätsrecht gesichert durch notarielle Urkunde des K. Notars Franz Kohlhaas in Ingolstadt, Nr. 164 vom 13. März 1915.) Nürnberg 1916, Carl Koch, Verlagsbuchhandlung.

Die Teilbarkeit der Potenzsummen und die Lösung des Fermatschen Problems. Eine Zahlentheoretische Untersuchung von Andreas Voigt. Frankfurt am Main 1916, Verlag von Moritz Diesterweg.

Die Abhandlung Killermanns bezeugt eine peinliche Sorgfalt des Verf.s. Trotz ängstlicher Fallunterscheidungen ist aber seine Ansicht über die Möglichkeiten rationaler Zerlegungen unrichtig (z. B. S. 15 u. a. O.). Damit fällt sein Beweis.

Die Arbeit Voigts stellt falsche Behauptungen auf, die sich der Verf. an einfachsten Zahlenbeispielen hätte widerlegen können (z. B. S. 52). Die angezeigten Arbeiten leisten nichts für die Zahlentheorie.

Wien. Suppantschitsch.

Einführung in die Mineralogie. Für die VII. Klasse der Realgymnasien. Von Hermann Tertsch. Wien 1915, Franz Deuticke.

Ein gutes, aus den Bedürfnissen des Unterrichtes herausgewachsenes Schulbuch. In dem allgemeinen Teil ist die Mineraloptik, dieses Lieblingsthema aller gelehrten Mineralogen und zugleich das Schmerzenskind beim Unterricht mit anerkennenswerter Kürze behandelt. Die Zeit ist wohl nicht mehr fern, in der man einsehen wird, daß die Untersuchung der Mineralien im polarisierten Lichte, dieses unentbehrliche Rüstzeug des Forschers, für den Elementarunterricht in der Mittelschule vollkommen entbehrlich ist. Im speziellen Teil wäre an manchen Stellen ein noch tieferes Eingehen auf die Mineralgenese sowie der Berücksichtigung der Technologie und Verwendung der Mineralien recht wünschenswert. Die zahlreichen Abbildungen sind in den meisten Fällen recht gut. Farbige Bilder werden gern entbehrt; das Naturstück ist doch immer die Hauptsache.

Wien. Dr. Franz Noë.

Philosophische Propädeutik in neuester Literatur. Von Dr. Hans Schmidkunz. Mit einer Einführung von Dr. Alois Höfler, o. ö. Prof. an der Universität Wien. Halle a. d. Saale, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1917. 90 S. Preis 2 M. 50 Pf.

Das Buch gibt unter Anknüpfung an die auf den philosophischen Unterricht in den Mittelschulen bezügliche, in den Jahren 1912—1916 erschienene pädagogische Literatur eine nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Übersicht über die Hauptprobleme dieses Unterrichts: Berechtigung als selbständiges Lehrfach, Auswahl der Disziplinen, zeitliche Reihenfolge im Unterrichte, Zusammenhang mit den übrigen Lehrfächern, Verschiedenheit der Behandlung in den verschiedenen Lehranstalten. Der Standpunkt des Verf.s ist im wesentlichen der des gegenwärtigen Lehrplans der österreichischen Gymnasien: philosophische Propädeutik als selbständiges Lehrfach, zweijährig mit zwei Wochenstunden, Logik und Psychologie, und zwar zuerst Logik, dann Psychologie. Er führt überzeugend aus, wie Logik und Psychologie als verhältnismäßig objektiv faßbare und die übrigen philosophischen Gebiete nicht voraussetzende Disziplinen in einzigartiger Weise zur Propädeutik geeignet sind, wie ferner gerade von diesen beiden Wissenschaften aus dem gewiß unabweislichen Bedürfnis nach einem Fortschreiten zu den Problemen der übrigen philosophischen Disziplinen als Erkenntnistheorie, Metaphysik, Ethik, Ästhetik reichlich Genüge getan werden kann. Nicht befreunden könnte ich mich allerdings mit der vom Verf. S. 24f. vorgeschlagenen Anordnung des logischen Lehrstoffes: Beweis, Induktion, Syllogismus, Urteil, Begriff. Als Abschluß des ganzen Propädeutikunterrichtes denkt sich der Verf. eine Zusammenfassung des während der zwei Schuljahre gewonnenen philosophischen Lehrgutes und der „bisher mehr zufällig zusammengekommenen Anknüpfungen nicht so sehr zu einem Überblick über den Gesamtinhalt, wohl aber zu einem über den Gesamtumfang der Philosophie“ (S. 28). Dieser Beschreibung des „traditionellen aber reformerisch verbreiterten Weges der Philosophischen Propädeutik“ stellt er dann die „falschen Wege“ gegenüber: „1. ein allgemeines Bild von der Philosophie, insbesondere als einer Weltanschauung zu geben, 2. durch ihre Geschichte die auf jedem anderen Wege entstehenden Schwierigkeiten zu überwinden, 3. diese Überwindung vielmehr durch Lektüre philosophischer Autoren vorzunehmen, 4. alles das, was sich überhaupt geben lasse, im muttersprachlichen, also im Deutsch-Unterricht zu geben.“ Der tiefere Grund dieses Gegensatzes und Streites um die Philosophische Propädeutik liegt nach Ansicht des Ref. darin, daß jene beiden philosophischen Bildungswege, welche Höfler und der Verf. in die einer didaktischen Behandlung einzig und allein entsprechende Stufenfolge „Philosophie im Unterricht in ihrer Art schon auf den untersten Stufen, pro-

pädeutischer Unterricht in Philosophie auf der obersten Stufe der höheren Schulen" gebracht haben, immer wiederum getrennt werden und so der Streit alternativ entschieden wird. Damit kommt man entweder dazu, die Philosophie in Anregungen zu verflüchtigen oder durch mangelnde Berührung mit den übrigen Lehrfächern zu vereinsamen, verarmen und vertrocknen zu lassen. Was man gegen die Dürftigkeit des speziellen propädeutischen Unterrichtes angeführt hat, muß angesichts der reichen Anregungen, die der Verf. gibt und die, wenn auch nicht immer in ihrer Gänze, so doch in einem Gutteil praktisch ausführbar sind, als völlig gegenstandslos erscheinen. In einem Punkte allerdings kann die „Philosophie im Unterricht" zu einer Gestaltung fast von dem Range eines selbständigen Lehrfaches kommen, nämlich in der Platolektüre; hier kann man wirklich, zumal das durch die Interpretation eines fremdsprachlichen Textes bedingte langsame Fortschreiten ein sorgfältiges Analysieren des Gedankenganges mit sich bringt, in die Hauptprobleme der Erkenntnislehre, Metaphysik und Ethik einführen und die in der Dialogführung implicite enthaltene Logik explizieren. Trotzdem glaube ich aber nicht, daß selbst in dieser Disziplin, der Logik, für die nach H. v. Arnims Worte „der Anfänger aus Plato am meisten profitiert" (in A. Scheindlers Methodik des Unterrichtes in der griechischen Sprache S. 253) die Behandlung als eigenes Lehrfach durch die philosophische Lektüre überflüssig gemacht wird und habe daher in meiner Methodik der Aristoteleslektüre (vgl. ebenda S. 263 ff.) ausdrücklich überall einen speziellen Propädeutikunterricht vorausgesetzt (vgl. namentlich S. 267, 269). Immerhin darf auch an dieser Stelle wiederum betont werden, daß das humanistische Gymnasium in dem Zusammenwirken von Platolektüre und Philosophischer Propädeutik ein kaum zu überbietendes Instrumentum philosophischer Vorschulung besitzt. Darum sollen wir in Österreich nicht durch äußerliches Herumreformieren an der lehrplanmäßigen Gestaltung unseres Propädeutikunterrichtes namentlich am humanistischen Gymnasium rütteln, dafür aber um so eifriger von allen Lehrfächern her ihm lebendigen Demonstrationsstoff zuführen, um so immer erfolgreicher den vom Verf. vorgezeichneten „reformerisch verbreiterten Weg" zu gehen. In diesem Sinne ist das vortreffliche Buch allen Propädeutiklehrern, namentlich aber allen, die sich im Streite der Meinungen über die Berechtigung und Ausgestaltung dieses Lehrfaches ein Urteil bilden wollen, dringend empfohlen.

Graz. Dr. Richard Meister.

Die biblischen und weltlichen Komödien des hochwürdigen Herrn Sebastian Sailer, weiland Kapitulars im Kloster zu Obermarchthal. Neu herausgegeben von Dr. Owlglass. Mit zwei Notenbeilagen. München 1913, Albert Langen. 8°. XXI und 275 S. Preis in Pppbd. 5 M.

Die vorliegende Ausgabe ist in gleicher Weise für den Literatur- wie den Musikhistoriker von Interesse und Wert: für den ersteren, insofern Sebastian Sailer in der deutschen Literaturgeschichte eine ganz eigenartige Stelle als schwäbischer Dialektdichter und Humorist einnimmt, für den letzteren, insofern er bekanntlich auch selbst wenigstens eines seiner Werke, die „Schöpfung", komponiert hat und, wie wir aus dem Zeugnisse seines Biographen und Mitbruders Sixtus Bachmann wissen, im vertrauten Kreise unter Begleitung einer von ihm selbst gespielten Violine vorzutragen pflegte. Wer je die Sailerschen Komödien, vor allem die „Schöpfung", den „Luzifer" und „Die heiligen drei Könige" kennen zu lernen Gelegenheit hatte, dem wird — wenn er nur halbwegs Sinn für Humor und Originalität besitzt — der köstliche Genuß unvergeßlich geblieben sein, den ihm der urwüchsige Humor, der unverwüstliche Witz und die unversiegbar hervorsprudelnde Originalität, die in allen diesen anspruchslosen Werkchen in reichster Fülle als goldener Schatz enthalten sind, gewährt haben. Leider ist dieser originelle Kauz von Dichter und Komponisten den weiteren Kreisen soviel wie völlig unbekannt geblieben, und nur der literarische Feinschmecker, speziell der Fachmann auf dem Gebiete der deutschen Dialektdichtung, kennt den Namen Sailers. Wie schweres Unrecht diesem mit dieser Nichtbeachtung angetan worden ist, ermißt man erst zur Genüge, wenn man damit die allgemeine, in den weitesten Kreisen verbreitete Bekanntschaft anderer deutscher Dialektdichter — ich nenne hier beispielsweise nur u. a. Hebel mit seinen „allemannischen Gedichten" — vergleicht —, Dialektdichter, denen gewiß kein Unrecht geschieht, wenn man Sailer als ihnen zumindest ebenbürtig, ja, wenn man den reichen Schatz seines köstlich sprudelnden, echt aristophanischen Humors nach Verdienst würdigt, wohl als überlegen ansieht. Dieses seit nahezu 1½ Jahrhunderten dem Dichterkomponisten widerfahrene Unrecht gut zu machen und ihm zu der ihm gebührenden allseitigen Bekanntheit und Anerkennung auch in den weiteren und weitesten Kreisen des deutschen Lesepublikums zu verhelfen, ist der Zweck der vorliegenden Ausgabe, und man kann Herausgeber wie Verleger nur aufrichtig Dank für das Verdienst zollen, das sie sich durch diese Ausgabe um das Andenken eines der originellsten, witzigsten und köstlichsten deutschen Humoristen und Dialektdichter erworben haben. Das vorliegende Bändchen enthält in ungemein schmucker, solider und netter Ausstattung sämtliche Dichtungen des geistlichen Spaßvogels, so daß man nun bequem

und übersichtlich in einem Bande von ungemein handlichem Format alle Werke dieses „schwäbischen Aristophanes“ beisammen hat, die lange Zeit nur in zahllosen, zum Teil ganz fehlerhaften und verderbten schleuderhaften Einzelausgaben oder Flugblättern nach allen Windrichtungen zerstreut waren. In textkritischer Hinsicht hat der Herausgeber sich sehr gewissenhaft an den Wortlaut der besten, vollständigsten und den ursprünglichen Wortlaut der Originalfassung am getreuesten wiedergebenden älteren Ausgaben gehalten, in dialektischer Hinsicht die von ihm einmal als richtig und zweckmäßig erkannten Prinzipien hinsichtlich der Orthographie und phonetischen Wiedergabe des von Sailer virtuos gehandhabten Dialektes einheitlich und konsequent durchgeführt. Dem Büchlein beigegeben ist ein sehr dankenswertes, sorgfältig und sauber gearbeitetes Glossar der wichtigsten im Texte vorkommenden, dem dialektisch nicht geübten Leser am schwersten erkennbaren Wortformen sowie zwei Faksimilia der in der Karlsruher großherzoglichen Bibliothek vorhandenen Komposition der Arien und Rezitative aus der „Schöpfung“, so daß damit auch der Komponist Sailer auf seine Rechnung kommt. So kann man denn diesem Büchlein nur aus vollstem Herzen eine seiner inneren und äußeren Trefflichkeit gleich entsprechende Verbreitung in den weitesten Kreisen unseres Publikums wünschen.

Wien. Robert Lach.

Freie Miliz und kein neuer Militarismus! Anregungen und Richtlinien von einem Frontsoldaten. Wien 1919, Anzengruber-Verlag.

Der Anonymus hat die Schrift im Laufe des Jahres 1917 verfaßt, als das Ende des Krieges noch keineswegs abzusehen war und jede Erörterung der Milizfrage als eine Utopie gelten mußte. Die Ereignisse aber bestätigen seine Kritik des alten Militarismus wie seine Forderung nach der Volksmiliz und lassen seine Schrift als höchst aktuell erscheinen.

Sind doch die bestehenden Volkswehreinrichtungen von vornherein als vorübergehend, der dringendsten Notwendigkeit entsprechend, zu betrachten und wesentlich verschieden von der zu schaffenden Miliz, die allein imstande ist, mit den geringsten wirtschaftlichen Opfern die Sicherung des Staatswesens nach innen und außen zu verbürgen.

Um die früher geltende Wehrverfassung in das Milizsystem überzuleiten, bedarf es zwar weniger, allerdings einschneidender Maßregeln. Als solche kommen in Betracht: 1. Zulassung der Reserveoffiziere zu allen Kommandostellen, 2. Heranziehung der Mannschaft zu Offiziersergänzung, 3. Wahl der Offiziere, 4. Verkürzung der Dienstzeit, 5. territoriale Ergänzung der Truppe und 6. Ausübung des Oberbefehles durch die Volksvertretung. Ad 4 hat ja der furchtbare Weltkrieg allein schon

ausgiebige Propaganda gemacht. Wird doch immer wieder mit stärkstem Nachdruck darauf verwiesen werden, daß ein höheres Maß militärischer Tüchtigkeit, als es die österreichisch-ungarische Armee in den Isonzoschlachten aufgebracht hat, einfach nicht überboten werden kann. Der Verf. schlägt vor, die Dauer der militärischen Ausbildung auf vier Monate zu begrenzen. Das wäre nicht zuviel, weil selbst die Schweiz die Angehörigen der Spezialwaffen sogar sechs Monate kaserniert. Um so mehr aber hätte der Verf. die Voraussetzungen erörtern müssen, die eine so radikale Verkürzung der aktiven Militärdienstzeit in der Schweiz ermöglichen. Diese sorgt nämlich für eine tüchtige körperliche Ausbildung schon in der Schule, und die aus der Schule entlassene Jugend wird verpflichtet, in den Turnvereinen sich weiterzubilden, die vom Staate subventioniert werden. Hiefür übernehmen die Turnvereine die Pflicht, die Rekrutenausbildung der betreffenden Altersstufen zu erledigen. So vorgebildet, haben die Schweizer Jünglinge dann nur mehr die fachliche Schulung durchzumachen, die selbstverständlich dann in viel kürzerer Zeit als ehedem in zufriedenstellender Weise geleistet werden kann.

Immerhin verdient das in Rede stehende Werk die stärkste Beachtung aller Kreise.

Wien. Prof. Max Guttmann.

Dr. Robert Fuchs, Stenographisches Diktierbuch. Leipzig und Dresden 1917, B. G. Teubner. 112 S. Geheftet. Preis 1 M.

Der Diktatstoff besteht aus Kammerreden in der Sächsischen Kammer, im Sächsischen und Preußischen Landtage, in der Badischen Kammer, aus Reden, die bei verschiedenen lokalen Anlässen in Dresden und Leipzig gehalten wurden, aus Eröffnungsansprachen bei Schwurgerichtsperioden, verschiedenen Begrüßungsansprachen, Aufrufen, Dankschreiben, Bekanntmachungen, Ausschreibungen, Geschäftsbriefen, kaufmännischen Angeboten und auf S. 97—112 aus 33 Anekdoten. Wegen der stofflichen Auswahl ist das Diktierbuch in Deutschösterreich wohl wenig verwertbar, da mit Ausnahme des kaufmännischen Stoffes und der wenigen Anekdoten das Dargebotene inhaltlich kein Verständnis und Interesse finden wird und auch hievon das meiste nur für kaufmännische und Handels-Schulen in Betracht kommt. In Stenographenvereinen wird das Büchlein in Kursen für Vorgeschrittene, wenn man von den auf unsere Verhältnisse nicht passenden Reden absieht, mit Erfolg zu verwenden sein. In formeller Hinsicht ist die Anordnung zweckmäßig und übersichtlich. Jede Zeile enthält 10 Silben; die Silbenzählung ist auf dem Rande jeder Zeile ausgeworfen.

Wr. Neustadt. Dr. Aug. Mayr.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zu vier Jahren Philosophie noch ein Jahr Pädagogik?

Daß eine solche Ausdehnung von vier auf fünf Jahre Studienzeit für die Lehramtskandidaten der Mittelschulen durch das Staatsamt für Unterricht geplant sei, erfahre ich soeben erst[1]) aus der „Reichspost" vom 5. Februar 1920. Hier heißt es unter dem Titel: „Die Tagung der Lehrerkammern" u. a., „daß der einheitliche Bildungsgang aller Lehrer nach Absolvierung einer Obermittelschule in vier-, bezw. zehnsemestrigen Studien zu erfolgen habe".

Von den zahllosen Reformgedanken, die jetzt fast jeder Tag neu gebiert, damit die weitaus meisten von ihnen schon die nächste Stunde verschlinge, hat nicht bald einer solche Aufregung unter allen Nächstbeteiligten hervorgerufen wie dieser, daß man künftig, um Mittelschullehrer zu werden, mindestens fünf Jahre Universität brauche. Das fünfte Jahr war ja bisher das Plus für Mediziner gegenüber den Juristen mit vier und einst den Philosophen mit drei Jahren gewesen. Nun haben vor einem Jahr die Zeitungen freilich erzählt, daß den Medizinern künftig gar acht bis zehn Jahre in Aussicht gestellt wurden. Käme es dazu, so würde das alte *Dat Galenus opes* dahin ergänzt werden, daß sich der Medizin von vornherein nur mehr die Meistbegüterten widmen können. Den Mittelschul-Lehramtskandidaten winken aber weder *opes* noch auch nur ein *Dat Iustinianus honores*. Daher wäre die unmittelbare Folge eines weiteren Zwangsjahres, daß überhaupt niemand mehr Mittelschullehrer würde (selbst wenn das gegenwärtige Verhungern von Supplenten auf immer behoben würde). Sehr bald würden dann in die vakanten Mittelschullehrerstellen Bürger- und Volksschullehrer mit ihrem viersemestrigen Universitätsstudium einrücken. Das wäre ein ausgiebiger „Aufstieg der Begabten"; diesmal Lehrer. Ob aber dann unter solchen

---

[1]) Ich stelle hier fest, daß unsere philosophische Fakultät auf keine Art in Kenntnis gesetzt (geschweige darüber befragt) wurde, daß das Staatsamt einen so grundstürzenden Eingriff beabsichtige. Um so weniger wurde natürlich ich, der Professor der Pädagogik und Vorstand des pädagogischen Universitätsseminars, um meine Ansicht befragt weder in dieser besonderen Frage der Lehrerbildung, noch um irgend etwas in Sachen der ganzen Schulreform.

neugebildeten Lehrern auch unsere Schüler, über deren Unreifsein für die Hochschulen immer allgemeiner geklagt wird, nicht noch einen weiteren Abstieg verspüren würden? — Doch nicht solchen Befürchtungen, die ich sogleich nach dem Bekanntwerden der ersten Lehrerkammerberichte vom 1. und 2. Februar 1920 von Kollegen aus der Hoch- wie aus der Mittelschule übereinstimmend äußern hörte, will ich hier Wortführer sein. Sondern als ein neben meinen Kollegen Martinak und Toischer wohl in erster Linie Sachverständiger in Fragen des *Quantum* und *Quale* von Pädagogik, das unseren künftigen Mittelschullehrern notwendige und ausreichende Bedingung für ihr Lehr- und Erzieheramt ist, erkläre ich hiemit: Jenes fünfte Jahr auszufüllen mit lauter Pädagogik ist nicht nur überflüssig, sondern es wäre auch, wenn man alle tatsächlichen Verhältnisse der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit wirklich kennt, eine völlige Unmöglichkeit. Zum Belege dieser These folgende Tatsachen, die, mögen sie auch noch so unangenehm klingen, als Tatsachen doch nicht ewig verschwiegen bleiben dürfen.

Als ich im Herbst 1907 als Nachfolger Theodor Vogts Ordinarius der Pädagogik und Vorstand des pädagogischen Universitätsseminars wurde, hatte es während Vogts letztem Semester nur sieben Besucher gehabt. Im letzten Semester vor dem Kriege waren es bei mir 150 geworden und sind im gegenwärtigen Semester 1919/20 148 (soweit die Belegscheine abgegeben sind; denn unsere Quästur führt über diese Seminarbesucher keine Aufschreibungen). Jene 150 waren noch immer eine sehr kleine Zahl im Vergleich zu den ungefähr 2000 Lehramtskandidaten. — Wie aber haben diese sogenannten Lehramts-Kandidaten ihre Befähigung zu irgend welchem Lehren und Erziehen erworben und nachgewiesen? Bekanntlich durch ein Kolloquium. Dieses verlief bei einem Privatdozenten so (der also Geprüfte ist heute Gymnasialprofessor und bereit, meine Mitteilungen zu bestätigen): „Welche Fachgruppe haben Sie?" — Deutsch. — „Was für Themen werden Sie geben?" — Solche, die der Schüler versteht. — „Warum?" — Weil sie sonst schwefeln. — Genug; Note: Ausgezeichnet. — Solche Kolloquien wurden binnen wenigen Tagen über 600 gehalten. Natürlich blieben für je eines kaum wenige Minuten Zeit. Da eine Vorbereitung für diese Prüfung nicht nötig war, wurde auch das Kolleg nur von besonderen Liebhabern besucht. Solche Zeugnisse aber bildeten dann das Um und Auf der pädagogisch-didaktischen Hochschulvorbildung jener 600 Mittelschullehrer.

Gegenüber einem solchen Nichts war ein großer Fortschritt dann schon die philosophisch-pädagogische Vorprüfung in dem immer noch sehr bescheidenen Ausmaß, das ich in meinem letzten Prager Semester (1907) vorgeschlagen hatte, das dann Hofrat Lippich vertreten und durchgesetzt hat und nach dem wir seither prüfen. Gefordert ist von den Prüflingen für alle acht Semester ein philosophisches Kolleg (ganz beliebigen Inhalts, das mit Pädagogik nicht das Geringste zu tun haben muß) und ein vierstündiges über irgend ein pädagogisches Fach.

Und diesen Zuständen glaubt man nun abhelfen zu können, wenn man die Kandidaten plötzlich ein ganzes Jahr mit Pädagogik auszufüllen zwingt? Zehn Fragen für eine drängen sich da auf. Ich greife nur diese heraus: Woher die Pädagogiklehrer nehmen? Während der 25

Jahre, seit ich Privatdozent der Philosophie und Pädagogik an der Universität Wien wurde, hatte sich die längste Zeit kein einziger Mittelschullehrer zu einer gleichen Habilitation gemeldet. Erst Professor Otto Pommer war im Begriff, sich bei mir zu habilitieren, als ihn der Krieg nach Rußland entrückte und bis heute dort festhält. Dann Professor Meister, der aber an die Hochschule Graz berufen wurde. Als erster habilitierte sich wirklich Professor Wilibald Kammel, jetzt Direktor der Lehrerakademie. Angemeldet ist noch ein Professor der klassischen Philologie. Auch diese mir immer unverständliche geringe Anziehungskraft der Pädagogik auf wirkliche Mittelschullehrer kündigt an, daß ein pädagogisches Zwangsjahr eben nur als Zwang empfunden und als solcher wieder irgendwie abgeschüttelt würde. Was also statt eines solchen Jahres? Wahrscheinlich werden es die meisten Hoch- und Mittelschullehrer schon für übertrieben finden, wenn man von den Lehramtskandidaten verlangen würde oder sollte, daß sie während jedes ihrer acht Semester wenigstens ein philosophisch-pädagogisches Kolleg hören. Ich gehe aber auf solche Vorschläge hier noch gar nicht ein, da man ja noch ganz uneins ist über viel grundsätzlichere Fragen wie die, ob man an der Universität überhaupt theoretische Pädagogik mit Erfolg lehren könne, wenn hier jedwede Anschauung und bescheidenste Anfänge einer Selbstausübung pädagogischer Praxis, wie sie sich an Lehrerbildungsanstalten längst bewährt hatte, während dieser ganzen Jahre verwehrt bleiben. Mein Bericht über die vortrefflichen Erfolge von Lehrauftritten, wie ich sie in Prag in dem von Willmann übernommenen Seminar nach dem lebhaften Urteil der Kandidaten selbst erzielte[1]), konnte nicht verhindern, daß mir die Übertragung dieses Stückes Lehrerbildung von Prag nach Wien durch einen Gymnasial-Schulinspektor ein Jahrzehnt lang vereitelt wurde. Nun, nach seiner Pensionierung, hoffe ich diese praktischen Übungen ähnlich wie an Lehrerbildungsanstalten am Akademischen Gymnasium in Wien zusammen mit seinem neuen Direktor Dr. Gustav Wilhelm abzuhalten.

Und was wäre im übrigen mein positiver Vorschlag an Stelle jenes vier-, bezw. zehnsemestrigen Studiums aller Lehrer? Ich habe diesen Vorschlag formuliert für die sogenannte Lehrerbildung (und eine solche gab es ja bisher nur für Volks- und Bürgerschullehrer) in meinem Buche „Das Ganze der Schulreform in Österreich" (Haase 1918, S. 176) und beschränke mich hier auf die Wiedergabe der kurzen Formel:

Vier Jahre Lehrermittelschule und zwei Jahre Lehrerakademie.

Vorausgesetzt muß hiefür sein: 1. Diese Lehrer- (Ober-) Mittelschule darf nicht leichter sein als z. B. das Obergymnasium; denn

[1]) „Die neuesten Einrichtungen in Österreich für die Vorbildung der Mittelschullehrer in Mathematik, Philosophie und Pädagogik". Berichte über den math. Unterricht in Österreich. Veranlaßt durch die Internationale math. Unterrichtskommission. Wien, Hölder 1912, Heft 12. 102 S. — Hier u. a. Kurven über den wachsenden Besuch des Seminars, Urteile der Kandidaten über die hier empfangenen Belehrungen u. dgl. m.

wie gäbe sie sonst Recht und Befähigung zum Besuch einer Hochschule (sei es Akademie oder Universität)? 2. Diese Lehrerschule muß Fachschule für künftige Volks- und Bürgerschullehrer bleiben: denn die Kinder und Knaben vom 7. bis zum 14. Jahre müssen nach wie vor „Lesen, Schreiben, Rechnen", dazu ein bißchen Deutschkunde, Erdkunde, Naturkunde u. dgl. lernen. — Solche Elemente dürfen die Volks- und Bürgerschullehrer der Zukunft schon deswegen nicht unter ihrer Würde halten, weil man halben Analphabeten (vgl. „Schulreform" S. 5) nicht als „Ersatz" schon Kulturgeschichte, Psychologie u. dgl. mit Erfolg vortragen könnte.

Jeder Hochschullehrer wird das achtenswerte Streben der Volksschullehrerschaft begrüßen, sich die gediegene Vorbildung einer Obermittelschule und wenigstens die Anfänge (zwei Jahre) eines Hochschulstudiums zu erringen. Aber alle Sympathie kann nicht die Kluft überbrücken, daß der Volksschullehrer den Lehrinhalt, den er später an Kinder zu vermitteln hat, in seiner künftigen Obermittelschule aufnimmt, der Mittelschullehrer dagegen die Lehrinhalte für künftige Mittelschüler auf der wiederum eine ganze Stufe höheren Universität. Wie könnte auch ein viersemestriges Studium, ob nun an einer „Lehrerakademie" oder an einer Universität, völlig gleichwertig sein dem angekündigten zehnsemestrigen oder auch nur dem bisherigen und hoffentlich auch künftig achtsemestrigen Studium ebenfalls an der Universität? — Hätte man sich die notwendig negative Antwort auf diese naheliegende Frage einmal klar gemacht, so wäre erst die Bahn frei für die vielen positiven Vorschläge, die ich längst auf Lager habe, sowohl für die Volksschullehrer-Bildungsanstalt als auch für die Mittelschullehrer-Bildungsanstalt. Von letzterer alles nötige Nähere, sobald mich meine Fakultät — oder die Lehrerkammer — darum fragt.

Wien, Anfang Februar 1920. A. Höfler.

Zur didaktischen Behandlung von Ciceros philosophischen Schriften.

Der Bildungsgewinn, den wir aus der Lektüre der philosophischen Schriften Ciceros schöpfen können, ist zweifach: ethische Belehrung und Erhebung einerseits, Förderung des geschichtlichen, insbesondere kulturgeschichtlichen Verständnisses der Antike anderseits. Der erste Gesichtspunkt steht im Vordergrund bei Dettweiler und Weißenfels. Nach Dettweiler verdienen die philosophischen Schriften ihren Platz in der Schule, „weil sie gewissermaßen abschließend den Reinertrag des antiken Lebens geben... und weil sie gerade durch ihre mehr populäre Art philosophische Fragen zu behandeln leichter verständlich und deshalb geeignet sind, auch unsere Jugend zu einem bescheidenen Philosophieren oder wenigstens zum Nachdenken über wichtige Lebensfragen

hinzuleiten"[1]). „Die philosophischen Schriften Ciceros", sagt Weißenfels, „sind jahrhundertelang als eine lautere und reichfließende Quelle echter Bildung betrachtet worden.... Ich wüßte keinen, welcher dem zum Nachdenken reifenden Jüngling ein besserer Führer wäre als der Cicero der philosophischen Schriften"[2]). Neben dem ethischen Gesichtspunkte kommt aber namentlich bei Weißenfels auch der kulturhistorische nicht zu kurz: „Ein Hauptreiz der philosophischen Schriften, der zugleich ihre Bedeutung für die Schule erhöht, ist, daß sie sich in jedem Abschnitte als der Feder eines Mannes entflossen kennzeichnen, dessen Geist auf allen einigermaßen wichtigen Gebieten des griechischen und römischen Altertums zu Hause war und mühelos fortwährend aus der Fülle seines in edelster Hingabe erworbenen Wissens schöpfte. Auf diese Weise sind Ciceros philosophische Schriften zu einem Pantheon aller großen, ernsten und edlen Gedanken geworden, welche das Altertum bewegt haben"[3]). Eine bestimmte und daher gerade für die Schule als Leitfaden sehr geeignete Fassung hat Kappelmacher[4]) dem kulturhistorischen Gesichtspunkt gegeben: „Cicero ist speziell der Typus für den allmählichen Verschmelzungsprozeß zwischen griechischem und römischem Wesen; besonders seine rhetorischen und philosophischen Schriften sind die literarischen Dokumente für diesen Prozeß, hat er doch hier bewußt an ihm mitgearbeitet."

Bei der ethischen Belehrung pflegt man das Konkrete und Exemplifikatorische zu bevorzugen. Dies zeigen schon die von den meisten Didaktikern vorgeschlagenen Auswahlen. Dettweiler will die Lektüre der philosophischen Schriften auf die Tusculanen und die Bücher *De officiis* beschränkt wissen und empfiehlt namentlich die letzteren[5]). Weißenfels, der den Kreis weiter zieht, entscheidet sich für *Cato*, *Laelius*, ferner gleichfalls für *De officiis*, in denen Cicero „spekulativen Erörterungen über das sittliche Ideal aus dem Wege gehend, überall Fragen, welche zu dem öffentlichen und privaten Leben direkte Beziehungen haben, behandelt" (S. 256), von den Tusculanen für eine Auswahl namentlich aus Buch I und V unter besonderer Empfehlung der Beispiele und Apophthegmen des V. Buches, aus den Büchern *De finibus* für den Abschnitt über die epikureische Philosophie, gipfelnd in dem

[1]) P. Dettweiler in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen III 1, S. 200.

[2]) O. Weißenfels, Cicero als Schulschriftsteller, Leipzig 1892, Teubner, S. 211 f.

[3]) A. O. S. 220 f. — Auf den übrigen reichen Inhalt dieses Buches kann hier nur kurz, aber warm empfehlend hingewiesen werden. Vgl. über die kulturelle Bedeutung noch S. 214, über die schriftstellerischen Vorzüge S. 184, 200, 318, über die „im edlen Sinne populäre Darstellung" S. 181, 197, über das Verhältnis Ciceros zur Philosophie S. 173 f. u. a. m.

[4]) In Scheindlers Methodik des Unterrichts in der lateinischen Sprache S. 193.

[5]) Baumeisters Handbuch S. 201 und Schulausgabe der Bücher *De officiis*, p. VII f.

„Bilde des aller irdischen Begehrlichkeit und Unruhe entrückten epikureischen Weisen“ (S. 262).

Aus diesen Auswahlen und Empfehlungen geht deutlich hervor, daß sowohl Dettweiler wie Weißenfels die Darstellung mehr konkreter dem Leben näher stehender Fragen und vor allem die Wirkung durch große Beispiele bei der Lektüre der philosophischen Schriften Ciceros vor Augen haben. Und diese Methode wird ihres Erfolges sicher sein, sofern sie sich nur des direkten Moralisierens enthält. Die folgenden Ausführungen gehen einen anderen Weg; sie möchten versuchen, an der Hand der philosophischen Schriften Ciceros gerade die Besinnung auf die allgemeinsten Fragen der Ethik, die Frage nach der Natur des Sittlichen, nach dem höchsten Gute, nach dem Wesen des Sittengesetzes, dem Verhältnis von Sittlichkeit und Glückseligkeit u. ä. anzuregen und von hier aus zu einer abstrakt-philosophischen Besprechung dieser Fragen selbst zu führen.

Das Nachdenken über solche allgemeine Fragen pflegt arg vernachlässigt zu werden; so muß man wenigstens schließen, wenn man beobachtet, wie selbst gereifte Menschen ihnen zumeist ratlos gegenüberstehen. Ein Satz wie „Alles Handeln ist im letzten Grunde egoistisch“ oder „Das Ziel alles Handelns ist die Lust oder zumindest die lustvolle Befriedigung“ braucht nur ausgesprochen zu werden, um entweder sofort kritiklose Billigung zu finden oder eine oft ebenso schroffe Verwerfung, die allerdings nur zumeist mit einer gänzlichen Hilflosigkeit in der methodologischen Widerlegung Hand in Hand geht. Und doch dürfte das Sittliche in einem dieser Punkte erfaßt zu haben, weit mehr zur ethischen Aufklärung beitragen als langes Moralisieren über vielerlei Situationen und Gegenstände [1]).

Die gründliche Besinnung auf solche allgemeinsten ethischen Fragen ist weiterhin ein fester Damm gegen die Flut des ethischen Skeptizismus. Der Inhalt der ethischen Forderungen wechselt freilich nach Menschen, Völkern, Ländern, Zeiten; für die Grundtatsachen des sittlichen Bewußtseins brauchen wir nur in unsere eigene Brust zu blicken, sie sind „eine Frage nicht der Welterkenntnis, sondern der Selbsterkenntnis“ [2]). Wer die Unbedingtheit der Verpflichtung als die Natur des Sittengesetzes erfaßt hat, der ist gegen das seichte Raisonne-

---

[1]) Einen ähnlichen Gesichtspunkt finde ich von Paul Salkowski „Zur schulmäßigen Erklärung der Tusculanen Ciceros, Progr. Memel 1897, S. 4 ausgesprochen: „Da die Fragen, um die es sich hier handelt, von allgemeinem Werte sind und für uns dieselbe Bedeutung haben oder doch haben sollten, welche sie für die Alten gehabt haben, so werden wir die Antworten, welche unsere Zeit auf dieselben gibt, und vor allem diejenigen, welche die christliche Religion und Ethik gegeben hat, mit denen der Alten in Parallele stellen.“ Ich glaube allerdings, daß man z. B. bei einer bloßen Gegenüberstellung der christlichen Demut und der „überspannten Äußerung einer maßlosen Selbstüberschätzung beim stoischen Weisen“ (S. 19) nicht stehen bleiben darf, sondern die Gründe, warum die Autarkie der Tugend, so groß sie auch gedacht sein mag, letzten Endes nicht durchführbar ist, psychologisch darlegen muß.

[2]) Vgl. Lipps, Die ethischen Grundfragen, S. 4.

ment des ethischen Skeptizismus, der aus dem wechselnden Inhalte der ethischen Gebote auf die Unmöglichkeit einer ethischen Gesetzgebung schließt, dauernd gefeit.

Auch kommen diese Fragen allgemeiner Natur dem Bedürfnis jener Altersstufe entgegen, auf der wir Ciceros philosophische Schriften lesen. Es ist dies gerade die Zeit, da die großen Abstraktionen, die „Ideen", aber auch die lauten Schlagworte im jugendlichen Denken eine Rolle zu spielen beginnen[1]. Weit besser als in solcher Geistesrichtung der heranwachsenden Jugend unbequeme Symptome der Entwicklung und Werdezeit zu sehen, scheint es mir, diesem Drang entgegenzukommen, ihn als Triebkraft des Interesses pädagogisch nutzbar zu machen, ihm durch Zuführung bestimmter Fragestellungen konkrete Nahrung zu geben, durch Gegenüberstellung verschiedener Lösungsversuche die Kritik zu wecken und so diesen Trieb zu zügeln, zu formen und über sich hinaus zu innerer Festigung zu führen.

Schließlich war für mich bei diesen Versuchen noch ein Gedanke bestimmend, den ich Paul Natorp verdanke. In seinem Entwurf einer „Ethik als Lehrfach" ist als die letzte Stufe der sittlichen Willensbildung das „Nachdenken über die Gründe der Sittlichkeit" vorgesehen, wozu nach Natorps Urteil der Sprachunterricht u. a. durch die „Lesung Platons, der ästhetischen Arbeiten Lessings und Schillers und dessen philosophischen Dichtungen" zu führen vermag[2]. Solchem „Nachdenken über die Gründe der Sittlichkeit" auch die Lektüre der philosophischen Schriften Ciceros dienstbar zu machen, war das Ziel der im folgenden vorgelegten didaktischen Versuche.

Die nachstehenden Ausführungen stellen zu *Tusc.* V und *De finibus* in ihrem didaktischen Teil zwei tatsächlich durchgeführte Lehrgänge dar, doch glaubte ich auch die Voraussetzungen, die dieser didaktischen Formung unseres Stoffes zugrunde liegen, bieten zu sollen.

A. Das fünfte Buch der Tusculanen.

I. Aufbau und philosophischer Gedankengang.

Zielinski hat das V. Buch der Tusculanen mit einer Sinfonie verglichen: „Ein feierlich dahinrauschender Gedankenstrom von fast musikalischer Anlage und Wirkung, eine Fülle stets neu sich entspinnender Nebenthemen, die den machtvollen Hauptsatz von der Selbstgenügsamkeit der Tugend umgeben — so ist die fünfte Tusculane, die Eroica der römischen Philosophie"[3]. Und in der Tat liegt in diesen Worten, soweit man überhaupt Geisteserzeugnisse so verschiedener Art miteinander vergleichen kann, etwas Wahres. Die Durchführung des Themas erfolgt nicht in einer gradlinigen logischen Ableitung, sondern der

[1]) Vgl. Weißenfels, a. O. S. 293.

[2]) Natorp, Sozialpädagogik, Stuttgart 1909, Fromanns Verlag, S. 332.

[3]) Th. Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte, Leipzig 1912, Teubner. 3. Aufl., S. 87.

Beweis erscheint in verschiedenen Fassungen mehrmals wieder aufgenommen und von verschiedenen Seiten her gestützt, gleichsam variiert, und auch hierin darf man eine Ähnlichkeit finden, daß dem Hauptthema *virtutem ad beate vivendum se ipsa esse contentam* ein stark gefühlsbetontes Gegenthema, das am schärfsten zu Beginn von § 73 hervorklingt *etiamne in cruciatu atque tormentis!* entgegenarbeitet.

Diese Art der Komposition erhöht den Reiz der Darstellung, der logischen Verfolgung des Gedankenganges bietet sie allerdings manche Schwierigkeiten. Immerhin lassen sich deutlich zwei Hauptteile unterscheiden: der Nachweis des stoischen Satzes von der Autarkie der Tugend (§ 12—82 med.) und die Betrachtung dieses Satzes unter dem Gesichtswinkel der übrigen Lehrmeinungen vom höchsten Gute (§ 82 med. — 120 [1]).

§ 1—4 **Einleitung**: Stellung des Themas.

§ 5—11 **Exkurs**: Wert und Entwicklungsgang der Philosophie-Überleitung zur Argumentation.

Nach dem Einleitungssatz, der sich an den Adressaten des Werkes, Brutus, wendet und zugleich die folgende Untersuchung als das fünfte und letzte Stück der Tusculanen einführt, wird das Thema gestellt, die Schwierigkeit (*difficile probatu*), die Bedeutung des Satzes an sich (*nihil est, quod gravius magnificentiusque dicatur*) und die Tragweite seiner Folgen betont (*sin autem virtus subiecta .... ne non tam virtutis fiducia nitendum nobis ad spem beate vivendi quam vota facienda videantur*). Der Exkurs, der die bekannten schönen Worte zum Preis der Philosophie (*O vitae philosophia dux, o virtutis indagatrix expultrixque vitiorum*) und die noch bekanntere Behauptung von der entscheidenden Wendung in der Philosophie durch Sokrates (*primus philosophiam devocavit e caelo* ...) bringt, ist mit der Einleitung und der ihr nachfolgenden Argumentation etwas äußerlich, aber nicht ohne Geschick verklammert. Wenn wir angesichts der Leiden in der Welt gegenüber der Erhabenheit des Satzes von der Autarkie der Tugend

---

[1]) Ein bestimmtes Schema, etwa die für die Rede typische Fünfteilung der Disposition unseres Buches zugrunde zu legen, wie dies z. B. H. Muther, Über die Composition des I. und V. Buches von Ciceros Tusculanen, Progr. Coburg 1862, getan hat, habe ich grundsätzlich vermieden. Auch Muther kann trotz mancher guten Bemerkungen im einzelnen seinen Vorsatz im ganzen nicht ohne Gewaltsamkeit durchführen: so ist in den kurzweg als Exordium angesetzten §§ 12—20 denn doch zu Verschiedenartiges zusammengedrängt, ferner ist der Charakter der Beweisführung in § 73 ff. von dem des vorhergehenden Abschnittes nicht so verschieden, daß die Gegenüberstellung beider als *confirmatio* und *refutatio* gerechtfertigt erschiene; schließlich geht es auch nicht gut an, § 82 ff. als Fortführung der *refutatio* zu bezeichnen, denn hier beginnt trotz Muthers Verwahrung (S. 4) eine zweite Abhandlung. Auch G. Ammon, M. Tullii Ciceronis Tusc. disp. l. V., Gotha 1904, II. Bändchen, II. Abt., S. 97 setzt hier als neuen Teil die „akademische Erörterung der Autarkie der Tugend" an. Von der Form der rhetorischen Gliederung macht auch Ammon, der unter den Kommentatoren die ausführlichste Disposition gegeben hat, mit Recht nur in der Anwendung der Termini *exordium* (1—12) und *peroratio* Gebrauch.

kleinmütig und bedenklich werden, so kann uns die Philosophie, *expultrix vitiorum*, wieder aufrichten. Dies führt zum Preis der Philosophie (§ 5ff.); die Erwähnung der Bedeutung des Sokrates in ihrem Entwicklungsgange auf die sokratische Methode des Gesprächs, in der ihm Carneades und diesem Cicero in diesen Gesprächen folgen, führt wieder zum Thema zurück.

Erster Hauptteil (§ 12—82 med.): Nachweis des stoischen Lehrsatzes von der Autarkie der Tugend.

§ 12—14: Der Opponent stellt seine Gegenbehauptung auf: *Non mihi videtur ad beate vivendum satis posse virtutem* und zwar in der für das ganze Buch charakteristischen Gefühlseinstellung *possitne quis beatus esse, quam diu torqueatur?*

§ 15—18 init.: I. Gegenbeweis.

Der erste Gegenbeweis erfolgt *mathematicorum more* in Form eines straffen Syllogismus. Durch eine logisch allerdings nicht ganz unbedenkliche Umkehrung des Satzes „Wer von Leidenschaften beherrscht wird, ist unglücklich" ins Positive: „Wer von Leidenschaften frei ist, ist glücklich" wird der Obersatz gewonnen. Den Untersatz bildet die in den vorhergehenden Büchern bewiesene These: *vacare animi perturbatione sapientem:* woraus der Schlußsatz: „Der Weise ist stets glücklich" erfolgt.

§ 18—20 Überleitung zum II. Gegenbeweis.

Der Methode der Mathematiker stellt Cicero die der Philosophen gegenüber. Erstere baue auf den einmal als evident erwiesenen Sätzen als Prämissen einfach weiter, die Philosophen jedoch suchen jede einzelne Frage aus dem ganzen Umkreis der Probleme zu begründen. Darum begnügen sich die Stoiker und ihnen folgend Cicero nicht damit, aus dem Satze *nihil bonum nisi quod honestum*, wenn er einmal bewiesen ist, den anderen *virtutem ad beate vivendum satis posse* einfach als Folge abzuleiten und umgekehrt, sondern sie suchen für jeden der beiden Sätze den Beweis getrennt und selbständig zu erbringen. Das ist zumal in einer Frage von solcher Bedeutung und Tragweite unerläßlich. Damit wird die Überleitung zu einer weiteren Beweisführung des Satzes, der ja *mathematicorum more* bereits eine *res confecta* wäre, gewonnen.

§ 21—82 med.: II. Gegenbeweis.

a) Grundlegung des Beweises (21—36). Der Satz von der Autarkie der Tugend ist nur gesichert, wenn es außer der Tugend kein Gut gibt (21). Jede andere Auffassung ist damit unvereinbar oder doch nur sehr gezwungen vereinbar:

α) Die von der neueren Akademie (Antiochus, Aristus, denen hierin Brutus folgt), daß es zwar außer der Tugend noch Güter gebe, aber die Tugend schon für sich allein die *vita beata* (Glückseligkeit), wenn auch nicht die *vita beatissima* (vollkommene Glückseligkeit) begründe. Dagegen wendet Cicero mit Recht ein, daß die Anerkennung äußerer, nicht in unserer Macht stehender Güter notwendig auch die Anerkennung von deren Gegenteil als Übel bedinge, daß aber das Vor-

handensein solcher Übel schon ein glückliches, geschweige denn ein vollkommen glückliches Leben ausschließe (22f.).

β) Derselbe Einwand trifft in noch erhöhtem Maße die Auffassung des Theophrast, der drei Gattungen von Gütern (*virtus, valetudo corporis, externae fortunae*) annimmt; beruht die Glückseligkeit nur auf dem Besitz aller dieser dreierlei Güter, dann steht sie nicht in der Gewalt eines Menschen, auch nicht des Weisen und der *virtus* (24f.).

γ) Vollends logisch unvereinbar ist die Autarkie der Tugend mit dem Standpunkt Epikurs, wenn sich auch seine Moralvorschriften oft kaum von denen der Stoiker unterscheiden (26f.).

Um aber jeden Zweifel bei der Beweisführung auszuschließen, schreitet Cicero zur genauen Definition der maßgebenden Begriffe (28f.): *Quos dicam bonos, perspicuum est; omnibus enim virtutibus instructos et ornatos tum sapientes, tum viros bonos dicimus. Videamus, qui dicendi sint beati. Equidem eos existimo, qui sint in bonis nullo adiuncto malo; neque ulla alia huic verbo, cum beatum dicimus, subiecta notio est nisi secretis malis omnibus cumulata bonorum complexio.* Die Bedingung der Glückseligkeit ist demnach eine doppelte, eine positive: der Besitz der vereinigten Güter (*cumulata bonorum complexio*) und eine negative: das Fehlen aller Übel (*secretis malis omnibus*). Darum ist die Identität von *virtus* und *bonum* die grundlegende Voraussetzung für die Möglichkeit eines Nachweises der Autarkie der Tugend; denn nur unter dieser Voraussetzung gibt es auch keine äußeren *mala*, die die Glückseligkeit aufheben könnten (29–31).

Hier läßt sich Cicero durch den Opponenten den Einwurf machen, daß er durch dieses rückhaltlose Bekenntnis zur Stoa mit seinen Ausführungen in *De finibus IV* in Widerspruch gerate; er lehnt jedoch diese Entgegnung mit dem Hinweis ab, daß er sich durch kein dogmatisches System gebunden erachte und sich dadurch stets das Recht einer neuen Entscheidung vorbehalten habe (32f.). Mag man aber immerhin Zeno und den Stoikern nicht glauben, Sokrates (Gorg. p. 490d) und Plato (Menex. 247e) haben ebenso gedacht (34 bis 36).

b) Hauptstück der Beweisführung (37—54).

37—39: Jedes Wesen, das seine Bestimmung erfüllt, ist glücklich, die Bestimmung des Menschen liegt in der Vernunft, die zugleich die Tugend ist (*absoluta ratio, quod est idem virtus*). Daher sind alle, die die Tugend besitzen, glücklich (*omnes virtutis compotes beati*). Damit ist aber noch nicht bewiesen, daß die Tugend auch das ganze Glück (*vita beatissima*) begründe (teilweise Erfüllung der positiven Bedingung).

40—43: Die Tugend muß das ganze Glück sein (Rest der positiven Bedingung) und vor jeglichem Übel bewahren (negative Bedingung). Das vollkommene Glück muß absolut dauerhaft, zuverlässig und unerschütterlich sein (*nisi stabili et fixo et permanente bono beatus esse nemo potest*). Dieser Forderung genügen die äußeren Güter nicht. Soll aber die *virtus* das ganze Glück begründen, so muß sie die äußeren Übel in ihrer Eigenschaft als Übel aufheben können. Das kann sie.

wenn sie vor allen störenden Affekten bewahrt, und sie tut dies in der Tat als *fortitudo* (vor *aegritudo* und *metus*) und *temperantia* (vor *libido* und *insolens alacritas*). Die Gemütslage des Weisen wird stets durch diese Tugenden bestimmt: darum ist er stets glücklich.

43—50: Mit dem bisherigen Ergebnis ist der von Cicero beabsichtigte Beweis erbracht und diese Argumentation bleibt auch weiterhin beherrschend. Doch fügt Cicero mit den Worten *atque etiam omne bonum laetabile est* eine Seitenlinie an, nämlich durch Einführung des Begriffes des *laudabile*. In zweimaligem knappen Kettenschluß, wie es die Stoiker liebten (vgl. De fin. III 26 *consectaria Stoicorum brevia et acuta*) wird die Identität des *bonum* und *honestum* durch Vermittlung des *laudabile* nachgewiesen (43—45):

α) Jedes Gut muß erfreulich sein (*laetabile*), das erfreuliche preisenswert (*praedicandum*), rühmenswert (*gloriosum*), lobenswert (*laudabile*), ehrenhaft (*honestum*).

β) Jedes Gut wird ferner auch anstrebenswert (*expetendum*), billigenswert (*adprobandum*), erwünscht (*gratum acceptumque*), mit Würde angetan (*dignitas ei tribuenda*), folglich auch lobenswert und ehrenhaft sein.

Vermittels dieses *laudabile* als wesentlichen Merkmales von *bonum* wird nun auch auf die Identität von *beatum* und *honestum* geschlossen und zwar

α) positiv (46—48): Die äußeren Güter scheiden aus, weil ihnen das Merkmal des sittlich Rühmenswerten fehlt, sie zählen daher auch den Stoikern nicht als *bona* (46). Die Gesinnung (*animi adfectus*) des guten Mannes ist lobenswert; wenn die Gesinnung, so auch (wie Sokrates bewiesen) das Leben; wenn das Leben aber lobenswert ist, dann ist es auch *honestum*. Das Tun und Trachten (*quae agit quaeque sentit*) des guten Mannes geht auf das *laudabile*, sein Tun und Trachten geht aber auch durchaus auf das glückselige Leben (*beate vivendum*), folglich sind *beata vita* und *laudabilis vita* identisch; lobenswert aber ist nur die Tugend, folglich ist das Glück mit der Tugend gegeben.

β) negativ (49—50): Es gibt doch ein Preisenswertes im Leben, natürlich nicht im elenden oder des Glücks ermangelnden Leben (*in misera nec in ea, quae nec misera sit nec beata*), sondern nur im glücklichen Leben[1]). Am meisten preisenswert ist aber das *honestum*. Wäre *beatum* und *honestum* nicht identisch, dann müßte das *honestum* prei-

[1]) Es verlohnt sich hier, dem formallogischen Gang des von Cicero natürlich enthymematisch vollzogenen Schlusses nachzugehen. Ausgangspunkt ist ein disjunktives Urteil: „Wenn es etwas Preisenswertes gibt, so ist dies entweder in einem Leben, das glücklich ist oder unglücklich oder keines von beiden.“ Daran schließt sich der Untersatz: „In einem unglücklichen oder weder glücklichen noch unglücklichen Leben gibt es nichts Preisenswertes.“ Der Schlußsatz lautet demnach: „Wenn es etwas Preisenswertes gibt, so ist dies im glücklichen Leben zu finden.“ Aus diesem hypothetischen Satz als Obersatz wird nun *modo ponente* geschlossen: „Nun gibt es etwas Preisenswertes.“ Folglich: „Das Preisenswerte liegt im glücklichen Leben.“

senswerter und, weil *laudabile* und *bonum* identisch sind, auch besser (*melius*) sein als das *beatum*, was offenbar widersinnig wäre; denn wie sollte es etwas Besseres geben als die *vita beata?*

Anhangsweise wird nun noch ein zweiter aber nicht weiter ausgeführter indirekter Beweis angefügt: Wenn die Laster das Elend bewirken, so muß deren Gegenteil, die Tugend, auch das Gegenteil des Elends, das Glück, begründen.

51—54: Mit § 51 kehrt die Argumentation wieder zur Hauptlinie der Beweisführung zurück (vgl. 40ff.). In nochmaliger Polemik gegen Critolaus und Xenocrates wird der Anteil der äußeren Güter vom Glück abgelehnt. Das vollkommene Glück muß ungetrübt sein, die Trübung aber kommt durch Kummer und Furcht und durch Maßlosigkeit im Begehren. Vor den ersteren bewahrt den Weisen die Tapferkeit (*fortitudo*, 52f.), vor der letzteren die Zufriedenheit (die eine Leistung der *temperantia* ist, 54). Damit ist im Wesentlichen die Konklusion von § 40—43 wiederholt. In dieser Konklusion haben wir also das Hauptstück der ganzen Beweisführung zu sehen. Das dauerhafte, durch keine Störung aufzuhebende Glück kann nur auf innere Bedingungen gestellt sein, diese aber sind gesichert, wenn die Tugend jede störende Gemütsbewegung fernhält. Die Tugend ist die unerläßliche und zugleich alleinige Bedingung des vollkommenen Glücks, sie reicht zum Glück aus.

c) Exemplifikation des Satzes durch Gegenüberstellung der *impotentium cupiditates* und der *vita sapientis* (54—72). Die unheilvolle Macht der zügellosen Leidenschaft wird an römischen (Cinna, Marius) und griechischen Beispielen (Dionysius) gezeigt, das Glück des Weisen, der des *bonum mentis*, der *virtus* mächtig ist, durch Hinweis auf Philosophen exemplifiziert, worauf als Krönung die Schilderung des Ideals des Weisen folgt: Im Besitz der Tugenden (*praestans optimis artibus*) und starker Geisteskraft (*eximio animo*) lebt er glücklich in der Erforschung der Natur, des Guten und Wahren (Physik, Ethik, Logik) sowie der Betätigung zum Staatswohl und Übung der Freundschaft.

d) Letzte Erledigung des Gegenargumentes (73—82) [1]. Aber auch gegenüber diesem Bild von Glück verstummt nicht der Einwand: *Etiamne in cruciatu atque tormentis?* Schmerz und Qual als Gegeninstanzen des Satzes von der Autarkie der Tugend, gewiß ein schwerwiegender Einwand. Aber verachtet nicht selbst Epikur den Schmerz, obwohl seine Lust-Unlust-Bilanz eigentlich dazu nicht ausreicht (73f.); sollte, was Knaben in Sparta, Frauen in Indien, Abergläubische in Ägypten, ja selbst Tiere vermögen, Schmerz und Tod zu verachten, der Weise, zumal der stoische Weise, nicht vermögen? (76—97.) Ihm sagt die klare Überlegung: Das höchste Glück (*finis bonorum*) ist naturgemäß leben (*congruere naturae cumque ea con-*

[1]) Es wiederholt sich hier gewissermaßen die Beweislage von § 39 fin.: Das eben geschilderte Leben des Weisen ist glücklich; ist dieses Glück aber auch absolut unzerstörbar?

venienter vivere), was für den Menschen (nach stoischer Lehre) Vernunft und Tugend üben heißt (vgl. § 39); der Weise lebt naturgemäß (weil er nur auf Vernunft und Tugend gestellt ist); folglich ist das höchste Gut in seiner Gewalt, somit auch das Glück (80—82).

Das ist die tapfere Wahrheit der Stoiker.

Zweiter Hauptteil (§ 82 med.—120): **Prüfung der übrigen philosophischen Standpunkte auf ihre Tragfähigkeit für den Satz von der Autarkie der Tugend.**

a) Überleitung (82—84): Der Opponent ersucht Cicero, seine gelegentlichen Einwände gegen Peripatetiker und Akademiker in einer systematischen Prüfung der übrigen Lehrmeinungen vom höchsten Glück und ihrer Tragfähigkeit für den zu beweisenden Satz auszubauen.

b) Cicero stellt nun **sieben Typen** des *finis bonorum* zusammen (84—87), vier einfache (*honestum, voluptas, vacuitas doloris, naturae prima bona*) und drei gemischte (*tria genera bonorum, voluptas cum honestate, indolentia cum honestate*). Die Stellung der Stoiker (*honestum*) ist klargelegt. Die Vertreter der gemischten Typen außer Theophrast können sich helfen, indem sie die äußeren Güter bis zur Unwesentlichkeit in ihrem Werte herabdrücken, wodurch sie sich den Stoikern angleichen. Es bleibt also nur der Standpunkt des Epikur (*voluptas*), den Cicero mit dem des Hieronymus (*vacuitas doloris*) und Carneades (*naturae prima bona*) zu einem einzigen zusammenfaßt. So gewinnt er eine Vereinfachung der ihm vom Opponenten gestellten Aufgabe und beschränkt sich im folgenden nur mehr auf

c) die *causa Epicuri* (88—118): Der Nachweis, daß auch für den epikurischen Weisen die Autarkie der Tugend ausgesagt werden könne, wird ähnlich geführt wie bei dem stoischen Satze; es wird gezeigt, daß die mögliche Störung des Glücksbewußtseins durch die tätige Weisheit aufgehoben wird. Der Tod schreckt nicht, denn er ist nur Bewußtlosigkeit; der Schmerz nicht, denn er läßt sich durch die empfohlene abwägende Praxis (*magnitudinem brevitate, longinquitatem levitate*) überwinden (88 f.); die Armut nicht, denn sie wird durch die Bedürfnislosigkeit gegenstandslos (89—102); Unberühmtheit und Unbeliebtheit nicht, denn Ruhm und Beliebtheit werden nicht begehrt (103—105); die Verbannung nicht, denn die Bedingungen für ein Leben, wie es der epikurische Weise anstrebt, sind überall gegeben und manchmal wird durch Verlassen der Heimat ein größeres Übel vermieden (106—109). Überhaupt bewirkt die epikurische Praxis, Lust und Schmerz zu kompensieren, daß der Weise psychisch immer Lust empfindet (95), eine Behauptung, die nun (110) zum eigentlichen Resultat der epikurischen Beweisführung ausgebaut wird: *Iam vero motus animi, sollicitudines aegritudinesque oblivione leniuntur traductis animis ad voluptatem. Non sine causa igitur Epicurus ausus est dicere semper in pluribus bonis esse sapientem, quia semper sit in voluptatibus, ex quo effici putat ille, quod quaerimus, ut sapiens semper beatus sit.* Und dieser Grundsatz bewährt sich auch gegenüber den schwersten physischen Leiden (111—117), schließlich

steht der Selbstbestimmung gegenüber den *iniuriae fortunae* noch immer die freiwillige Ablegung des Lebens offen (117f.).

d) Schlußwort des zweiten Hauptteils (119f.): So bekennt sich Epikur zu dem gleichen Satz wie die Stoiker, daß der Weise stets glücklich sei. Den Akademikern und Peripatetikern, die eine Mehrheit von Gütern annehmen, steht der Weg offen, die äußeren Güter gegenüber der inneren Bedingung des Glücks, der Tugend, soweit herabzudrücken, daß sie alle Bedeutung verlieren; der Unterschied von den Stoikern ist dann fast nur mehr ein terminologischer (Carneades). Ob freilich ihre Beweisführung die Folgerichtigkeit der der Stoiker erreichen kann, haben sie selbst zu verantworten, ihre Ausführungen aber klingen wenigstens eines Philosophen würdig und zielen auf das Gleiche, die *sapientium perpetua bene vivendi facultas.*

§ 121. Schlußwort des ganzen Werkes.

Abschluß des Werkes, Widmung an den Anreger dieser Studien, Brutus, tröstliche Wirkung der Philosophie auf den Verfasser selbst.

II. Das Problem[1].

Das Problem der fünften Tusculane ist nicht der Eudämonismus überhaupt, auch nicht der Eudämonismus als Moralprinzip, sondern die Vereinbarkeit von Sittlichkeit und Glückseligkeit, spezieller die Frage nach der Möglichkeit, die Glückseligkeit allein auf die Sittlichkeit begründen zu können. Trotzdem werden wir nicht umhin können,

[1]) Benützte Literatur: H. von Arnim, Die europäische Philosophie des Altertums S. 115—287. — E. v. Aster, Einführung in die Psychologie, Natur und Geisteswelt 492. — B. Bauch, Glückseligkeit und Persönlichkeit in der kritischen Ethik, Stuttgart 1902. — P. Deussen, Allgemeine Geschichte der Philosophie II 1, Leipzig 1911, Brockhaus. — A. Goedeckemeyer, Die Geschichte des griechischen Skeptizismus, Leipzig 1905, Dieterich. — E. v. Hartmann, Das sittliche Bewußtsein, Leipzig 1886, Haacke, 2. Aufl. — A. Höfler, Psychologie, Wien 1897, Tempsky. — W. Jerusalem, Lehrbuch der Psychologie, Wien 1907, Braumüller, 4. Aufl. — Fr. Jodl, Geschichte der Ethik, Stuttgart 1906, Cotta, I., 2. Aufl. — Imm. Kant, Kritik der reinen Vernunft; Kritik der praktischen Vernunft (Reclam). — Th. Lipps, Die ethischen Grundfragen, Hamburg 1905, Voß. 2. Aufl. (zitiert: Lipps); Leitfaden der Psychologie, Leipzig 1909, Engelmann. 3. Aufl. — Madwig, *Ciceronis De finibus, ed. alt.*, Hauniae 1869. — H. Maier, Psychologie des emotionalen Denkens, Tübingen 1908, Mohr (zitiert: Maier Psych.); Sokrates 1913 (zitiert: Maier Sokrates). — Al. v. Meinong, Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werttheorie, Graz 1894. — A. Messer, Kants Ethik, Leipzig 1904, Veit. — P. Natorp, Sozialpädagogik, Stuttgart 1909, Fromann. — Fr. Nietzsche, Also sprach Zarathustra, Werke VI, Leipzig 1907, Naumann. — Fr. Paulsen, System der Ethik, I., 4. Aufl., Berlin 1896, Hertz. — M. Pohlenz, *Ciceronis Tusc. disp. libri V*, 1. H., Teubner, 1912. — A. Schopenhauer, Parerga und Paralipomena II. — W. Windelband, Geschichte der antiken Philosophie, 3. Aufl. bearbeitet von A. Bonhöffer, München 1912. — Max Wundt, Geschichte der griech. Ethik, II., Leipzig. — Wilhelm Wundt, Ethik, Stuttgart 1903, Enke. 3. Aufl. — Th. Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte, 1912. Teubner. 3. Aufl.

das Problem des Eudämonismus in seinem ganzen Umfang aufzurollen. Wir können diese Prüfung am besten mit der Berufung auf eine Stelle aus Kants Kritik der praktischen Vernunft beginnen, die durch ihre Einstellung auf das Problem des individuellen Eudämonismus fast wie eine Fortsetzung des Ausklangs der hellenistischen Philosophie anmutet: „Der Begriff des Höchsten enthält schon eine Zweideutigkeit, die, wenn man darauf nicht acht hat, unnötige Streitigkeiten veranlassen kann. Das Höchste kann das Oberste (*supremum*) oder das Vollendete (*consummatum*) bedeuten. Das erstere ist diejenige Bedingung, die selbst unbedingt, d. i. keiner anderen untergeordnet ist (*originarium*); das zweite, dasjenige Ganze, das kein Teil eines größeren Ganzen von derselben Art ist (*perfectissimum*). Daß Tugend (als die Würdigkeit, glücklich zu sein) die oberste Bedingung alles dessen, was uns nur wünschenswert scheinen mag, mithin auch aller unserer Bewerbung um Glückseligkeit, mithin das oberste Gut sei, ist in der Analytik bewiesen worden. Darum ist sie aber noch nicht das ganze und vollendete Gut, als Gegenstand des Begehrungsvermögens vernünftiger endlicher Wesen; denn, um das zu sein, wird auch Glückseligkeit dazu erfordert, und zwar nicht bloß in den parteiischen Augen der Person, die sich selbst zum Zwecke macht, sondern selbst im Urteile einer unparteiischen Vernunft, die jene überhaupt in der Welt als Zweck an sich betrachtet" (S. 133). In diesen Ausführungen Kants ist in der Tat das Problem des Eudämonismus in seinem ganzen Umfang enthalten. Wir müssen uns I. fragen: Was ist Glückseligkeit, welches sind ihre Bedingungen und was sind insbesondere vollkommene Glückseligkeit und ihre Bedingungen? Auf der Grundlage der Ergebnisse dieser psychologischen Analyse werden wir II. zur Frage fortschreiten, ob Glückseligkeit lediglich von Bedingungen abhängig gemacht werden kann, die in der Hand des Individuums liegen, insbesondere ob dies von der vollendet tugendhaften Verfassung der sittlichen Persönlichkeit gilt. Die Frage nach der Tugend als Bedingung der Glückseligkeit führt aber III. zur Frage nach dem Verhältnis von Tugend und Glückseligkeit zueinander. Sie wird davon ausgehen, die Tragfähigkeit des Eudämonismus als Moralprinzip zu untersuchen und, sollte diese Frage zu einem negativen Ergebnis führen, die Vereinbarkeit von Sittlichkeit und Glückseligkeitsstreben prüfen. Daran wird sich IV. die Kritik des Schlagwortes vom antiken Eudämonismus schließen müssen, womit erst endgültig über die Berechtigung des Anspruchs der Tugend auf die Autarkie zur Glückseligkeit entschieden werden kann.

I. Glückseligkeit ist eine psychische Tatsache, ihre Begriffsbestimmung somit Aufgabe der Psychologie, nicht der Ethik. Der Begriff der Glückseligkeit läßt sich von dem der Lust nicht trennen: „Glück ist Lust, das für mich Beglückende ist das für mich Lustvolle" (Lipps, S. 70), genauer, Glück ist dauernde Lust, dauernde Fähigkeit zur Lust und so werden wir als die zutreffendste Definition des Glücksbegriffs die von Höfler (Psychologie, S. 418) gege

bene aufnehmen dürfen: „Glück ist der Inbegriff der psychischen Lustdispositionen (zu hohen Graden von Lust), welche sich als ausschlaggebend auch dann noch bewähren, wenn die außersubjektiven Teilbedingungen zum Eintreten des Lustgefühls wenig günstig sind.“ Dieser positiven Glückseligkeit können wir die negative gegenüberstellen, d. h. das in der absolut schmerzlosen Ruhe genossene Glücksgefühl. Es kann hier zunächst dahin gestellt bleiben, ob diese negative Glückseligkeit ohne alle Aktualisierung von Lustdispositionen statthaben kann; nur mit Rücksicht darauf, daß die in den Begriffen der ἀθαμβία, ἀταραξία, ἀπαθία und nicht minder in gewissen Formulierungen des Erlösungsgedankens (z. B. bei Ed. von Hartmann) gedachte Glückseligkeit vornehmlich von dieser negativen Art ist, soll hier neben der positiven auch eine negative Glückseligkeit unterschieden werden.

Das Glückseligkeitsgefühl ist ebensowenig wie die Lust auf bestimmte Gegenstände beschränkt, es kann durch sinnliche und geistige Genüsse, durch Genuß des Besitzes und in der Tätigkeit, an sittlichen wie an indifferenten, ja selbst an unsittlichen Handlungen — man denke etwa an die „Süßigkeit“ und den „Triumph“ der Rache — erlebt werden. Es ist ferner auch nicht auf bestimmte, etwa mittlere Intensitäten der Lust beschränkt; den Affekten des Jubels, des Enthusiasmus, selbst dem Sinnenrausch und überhaupt allen Leidenschaften, welche die Stoiker unter den Namen der ἡδονή und ἐπιθυμία zusammenfaßten, kann das Glücksgefühl nicht generell abgesprochen werden. Alle diese Unterschiede kommen erst bei einer ethischen Bewertung des Glücks, bei einer Scheidung von wertvollem oder billigenswertem und wertlosem Glück in Betracht; für die Definition des Glücksbegriffs selbst wären sie fehlerhafte Einschränkungen.

Beglückt sein heißt lustvoll befriedigt sein. Die vollkommene Glückseligkeit kann daher nicht anders definiert werden, als dies schon Kant getan hat: „Glückseligkeit ist die Befriedigung aller unserer Neigungen sowohl extensive der Mannigfaltigkeit derselben, als intensive dem Grade, als auch protensive der Dauer nach“ (Kritik der reinen Vernunft, S. 611).

Das eine charakteristische Merkmal des Glücksbewußtseins, das ihm kraft seines Zusammenhangs mit der Lust zukommt, ist demnach die moralische Indifferenz, das zweite seine vorzugsweise Abhängigkeit von den intrasubjektiven Teilbedingungen. Darauf beruht, daß der Begriff des Glücks nicht lediglich, ja wahrscheinlich nicht einmal vornehmlich durch die äußeren Objekte und Umstände, die an seinem Zustandekommen mitbeteiligt sind, zutreffend bestimmt werden kann. Dem einen genügt ein „enggebundnes“ Leben und von dem anderen mag gelten: „Alle Näh und alle Ferne Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust“. In diesem Überwiegen der intrasubjektiven Teilbedingungen hat der Gedanke der Autarkie seine Wurzel. Läßt sich ein Gemütszustand finden, der in sich Glück begründet und gegen Störungen von außersubjektiven Bedingungen genügend geschützt ist, so ist er selbstgenügsam für die Glückseligkeit. Die Vertreter der

Autarkie der Tugend behaupten dies von der vollendet tugendhaften Verfassung der sittlichen Persönlichkeit: die Tugend ist die einzige und ausreichende Bedingung des vollkommenen Glücks.

II. Unter den von Kant aufgestellten Kennzeichen der vollkommenen Glückseligkeit sind die Extensität und die Protensität, d. h. die vollständige Befriedigung aller Neigungen und die dauernde Ungestörtheit des Glücksgefühls die entscheidenden. Damit stimmt die antike Auffassung überein, wenn sie das vollkommene Glück definiert als *secretis omnibus malis cumulata bonorum complexio* (Tusc. V 29). Die Vertreter der Autarkie der Tugend behaupten: Es gibt weder Glück ohne Tugend noch Tugend ohne Glück. Faßt man den Begriff in dem natürlichen auch durch den Tatbestand der psychologischen Analyse geforderten Sinn, so ergeben sich gegen den ersten Teil dieses Satzes sofort nicht unerhebliche Bedenken. Das „kannibalische" Wohlbehagen der Gesellen in Auerbachs Keller, Papagenos trällernde Vergnügtheit, das Glück der „grünen Weide" (Nietzsche), das „glückliche" Leben mancher Naturvölker, von dem uns Forschungsreisende zu erzählen wissen, aber auch das Glück der „schönen Seele", der Zustand der noch kampflos beschiedenen Unschuld sind lauter Fälle von Glückseligkeit, die nicht die Sittlichkeit oder zumindest keine bewußt aktive Sittlichkeit zur Basis haben. Aber — so können die Verteidiger der Autarkie der Tugend einwenden — des armen Papagenos Glück ist rasch dahin, als ihm „Prüfungen" auferlegt werden, und das Glück der Unschuld wird gerade durch das Erwachen bewußter Sittlichkeit schmerzvoll durchbrochen. Es fehlt demnach allen diesen Formen der Glückseligkeit die sichere Gewähr der Ungestörtheit, die Protensität.

Damit die Tugend den Forderungen der Extensität und Protensität genüge, muß sie die Grundlage einer positiven Glückseligkeit, der Inbegriff aller Güter und dauernd sein. Diese Dauer oder Protensität unterliegt aber einer doppelten Bedingung, einer positiven, d. h. das als Grundlage der Glückseligkeit Angenommene muß seiner Natur nach Dauer haben können, und einer negativen, d. h. es muß gegen Störungen durch Übel geschützt sein, wobei der Schutz gegen diese Übel auch in seiner äußersten Konsequenz den Fortbestand des positiv Wertvollen nicht gefährden darf.

Da die Glückseligkeit in starken und dauernden Lustdispositionen wurzelt und die Lust ein positiver Gemütszustand, nicht etwa das bloße Fehlen von Unlust oder die Schmerzlosigkeit ist, so muß auch Glückseligkeit notwendig etwas Positives sein. Daraus folgt, daß das Fehlen selbst aller Übel noch keinen Zustand der Glückseligkeit begründen kann. Mag daher auch der Satz „Wer von Leidenschaften beherrscht wird, ist nicht glücklich" richtig sein, so ist doch seine positive Umkehrung „Wer nicht von Leidenschaften beherrscht wird, ist glücklich" damit keineswegs auch schon richtig. Der Zustand der ἀταραξία oder ἀπάθεια kann an sich noch nicht die Glückseligkeit gewährleisten. Darum hat Epikur mit Recht an der positiven

Lust als Element der Glückseligkeit festgehalten (v. Arnim S. 226) und den Stoikern gilt gerade der Besitz und die Übung der Tugend als eine stete Quelle der Freude (v. Arnim S. 247).

Die Tugend als positive Grundlage der Eudämonie genügt somit der Anforderung der Protensität, da sie als intrasubjektive Teilbedingung der Glückseligkeit in der Hand des Weisen, der zugleich der vollendet Tugendhafte ist, liegt. Um dieses Glück aber gegen alle Störungen zu sichern, müßte der Weise es ebenso in seiner Hand haben, alle Übel von sich fernzuhalten. Dies wäre aber nur denkbar, wenn die Tugend als das einzige Gut, das Laster als das einzige Übel erklärt würde. Die Quelle des Lasters sind nach stoischer Lehre die Affekte; sie auszutilgen und so den Quell des Übels zu verstopfen, vermag der Weise vermöge der Tugenden der Tapferkeit und Mäßigkeit. Was die Menschen sonst Übel nennen, gehört unter die indifferenten Dinge, die *ἀδιάφορα*. Die Probe aufs Exempel für diese Lehre ist die Stellung der Stoa zum Selbstmord. Er gilt ihr als erlaubt, ja sogar billigenswert, wenn die Voraussetzungen für die Erfüllung der sittlichen Aufgabe aufgehoben sind oder die Leiden übermächtig werden [1]. Der Selbstmord ist die Vernichtung des Selbstbewußtseins, wer zu ihm greift, ist freilich nicht mehr *miser*, aber er kann auch nicht mehr *beatus* sein. Der Weise hat es demnach wohl absolut in seiner Hand, nicht unglücklich zu sein, aber nicht ebenso in seiner Hand, unter jeder Bedingung glücklich zu sein. So hebt dieses letzte Auskunftsmittel mit den Schmerzen und Hemmnissen auch den Fortbestand des positiv Wertvollen und Glückbegründenden auf. Die Anerkennung einer möglichen Übermacht des Leidens, die in der Zulassung des Selbstmordes als letzten Auskunftsmittels zu dessen Abwehr liegt, ist in der Tat eine Instanz gegen die Autarkie der Tugend — zunächst wenigstens nach der Seite der Protensität.

So scheint es, daß das dem Begriff der Glückseligkeit wesentliche Merkmal des Überwiegens der intrasubjektiven Teilbedingungen nicht bis zur völligen Ausschaltung der außersubjektiven Teilbedingungen ausgedehnt werden kann, m. a. W. die vollendete Glückseligkeit setzt den Besitz noch anderer Güter als der Tugend voraus. Diese Konsequenz hat am vollständigsten Theophrast gezogen mit seiner Dreiteilung der Güter in äußere, leibliche und geistige, allerdings unter Preisgabe der Autarkie der Tugend. Er verlor damit die heroische Stellung der Tugend gegenüber dem Weltlauf, aber vom Standpunkt einer unbefangenen und folgerichtigen Interpretation des Begriffs der vollendeten und dauernd gesicherten Glückseligkeit war er im Rechte. Hingegen erhebt sich gegenüber seiner Anschauung die Schwierigkeit, daß in seinem Glückseligkeitsbegriff das Merkmal des Überwiegens der intrasubjektiven Teilbedingungen nun wiederum zu sehr zurücktrat. Darum war die im Schoße der Akademie entstandene Unterscheidung des glücklichen und des vollendet glücklichen Lebens

[1]) Vgl. Windelband S. 271, Jodl I, 100f., Wundt I 322.

vielleicht mehr als ein bloßer Kompromiß. Die Tugend als die innere Verfassung, die am sichersten ein dauerhaftes Glück verbürgt, bildet die grundlegende und unentbehrliche Voraussetzung und zugleich den Hauptbestandteil der Glückseligkeit; damit diese aber vollständig und auch gegen Störungen, die in ihren äußersten Konsequenzen das Glück der Tugend selbst bedrohen könnten, gesichert sei, bedarf sie eines gewissen Maßes äußerer Güter, die aber doch immer nur subsidiär bleiben. Es ist kein Zweifel, daß diese Lehre dem psychologischen Tatbestand am besten entspricht. Aber die Autarkie war auch hier preisgegeben. Die Tugend genügte, auch was die Extensität anlangt, nicht der Forderung der alleinigen Bedingung der vollendeten Glückseligkeit. Hier war der Punkt, wo die Polemik der Stoa mit Recht diese vermittelnde akademische Lehre zurückwies. Handelte es sich um die Autarkie der Tugend für die vollendete Glückseligkeit, so waren in der Tat nur zwei Standpunkte möglich: Mehrheit der Güter und deren Zusammenwirken als Teilbedingungen der vollendeten Glückseligkeit oder die Tugend als einziges Gut und alleinige Bedingung der ganzen Glückseligkeit. Der letzte Grund dieser Zuspitzung des Problems war aber, daß die gesamte griechische Ethik an dem Gedanken festhielt, daß die Glückseligkeit nicht bloß der Sinn des menschlichen Lebens, sondern auch das Endziel des Handelns und damit des sittlichen Strebens sei. Daß es sich bei der Definition der vollendeten Glückseligkeit und des höchsten sittlichen Gutes um ein und denselben Begriff handle, galt als unbestritten: das τέλος, der *finis bonorum* mußte beides bedeuten. Hier hört die Frage der Glückseligkeit auf, eine bloß psychologische Frage zu sein, sie wird zum Problem des Eudämonismus als Moralprinzip.

III. Der Eudämonismus als Moralprinzip ist jene ethische Anschauung, die das Ziel alles Wollens und Handelns in die Glückseligkeit verlegt. Sittlich gut sind Handlungen, welche Glücksfolgen setzen, eine sittlich gute Gesinnung ist jene, die von der Absicht, dem Streben beherrscht wird, die möglichste Höhe des Glücks, womöglich den Zustand des vollkommenen Glücks zu erreichen.

In seiner ursprünglichen Form ist der Eudämonismus positiv, immanent und individuell, d. h. er zielt auf ein Glück, das auf Lust, nicht auf bloßer Abweisung von Unlust beruht, er strebt nach Erreichung dieses Zieles im diesseitigen, irdischen Leben und er hat als Objekt der Glücksforderung die einzelne, vor allem die eigene Person im Auge. Sofern der Eudämonismus sich auf die Grundeinsicht aller Psychologie des Wollens, daß das Ergebnis jedes gelungenen Wollens Befriedigung, also Lust sei, beruft, behauptet er etwas Selbstverständliches. In diesem Sinne gilt von ihm das Wort Kants: „Das Gebot, daß jedermann sich glücklich zu machen suchen sollte, wäre töricht, denn man gebietet niemals jemandem das, was er schon unausbleiblich von selbst will“ (Kr. d. prakt. Vern., S. 44). Was jedesmal und überall von selbst geschieht, kann nicht Gegenstand eines Sittengebotes sein. Soll aber der eudämonistische Imperativ

besagen, daß wir unser Handeln so einzurichten haben, daß daraus die möglichste Höhe von Glück erfolge, dann ist er in doppelter Hinsicht unausführbar: denn für die Folgen unserer Handlung ist unser Wille nur *eine* und dazu keineswegs immer die einflußreichste Teilbedingung und die unabsehbare Reihe von Folgen einer Handlung entzieht sich meist schon nach den allernächsten Gliedern unserer Vorausberechnung. „Was wahren, dauerhaften Vorteil bringe, ist allemal, wenn dieser auf das ganze Dasein erstreckt werden soll, in undurchdringliches Dunkel eingehüllt und erfordert viel Klugheit, um die praktische darauf gestimmte Regel durch geschickte Ausnahmen auch nur auf erträgliche Art den Zwecken des Lebens anzupassen" (Kant, Kr. d. prakt. Vern., S. 44). So ist die Forderung des Eudämonismus einerseits eine leere Selbstverständlichkeit, anderseits eine praktische Unmöglichkeit (Lipps, S. 75 f., Bauch, S. 40).

Geht man aber von der Handlung auf die Gesinnung, von dem Eudämonismus des Erfolges auf den der Absicht zurück, so zeigt ein Leben, das nur durch den Grundsatz geleitet wäre, sein Verhalten so einzurichten, daß möglichst hohes Glück daraus erwachse, keineswegs den Anblick sittlicher Höhe. Wollte man aber trotz dieser inneren Widersprüche versuchen, den Eudämonismus als Moralprinzip durchzuführen, so droht ihm die neue Gefahr aus der Erkenntnis, daß gerade das, was er ursprünglich naiv vorausgesetzt hat, daß eine positive Glückseligkeit in diesem irdischen Leben möglich sei, sich als irrig erweist. Nirgends zeigt sich eine sichere Gewähr, daß der gute Wille und die gute Tat stets Nutzen und Lohn im Gefolge haben und die Aussicht, den Kreis unseres Glücksbesitzes mit dem Kreis unserer Wünsche zur Deckung zu bringen, ist höchstens auf dem Wege der größtmöglichen Einschränkung unserer Wünsche ihrer Verwirklichung entgegenzuführen. So tritt an die Stelle des immanenten Eudämonismus der *transzendente*, indem wir mit unseren Glückseligkeitsansprüchen auf ein jenseitiges Leben verwiesen werden, und an Stelle des positiven Eudämonismus der *negative*, indem nicht mehr das positiv lustvolle Glück, sondern die Schmerzlosigkeit oder das völlige Freisein von affektiven Gefühlen, die ἀπάθεια, ἀταραξία, das Ziel, ja mit einer sonderbaren Verkehrung des psychischen Tatbestandes die höchste Lust sein soll. Aber auch diesem negativen Eudämonismus ist die völlige Ungestörtheit nicht gewiß. Ist die Störung durch Elend und Leiden unerträglich, so bleibt dem stoischen Weisen als letzter Ausweg, das Leben abzulegen. Sobald der Tod geradezu als Ziel und als der endgültige Eintritt diesses nur so sicher erreichbaren wünschenswerten Zustands der Schmerzlosigkeit gedacht wird, geht auch der negative Eudämonismus in eine transzendente Form über.

Der individuelle Eudämonismus ist *egoistisch*; er führt zwar schon als Klugheitsmoral zu einer gewissen Regelung des Begehrens, als negativer Eudämonismus zu einer sehr energischen Selbstbeherrschung, ja Selbstverleugnung, und hat dadurch Beziehungen zum eigentlich sittlichen Verhalten, aber er bleibt, sofern nicht andere Moral-

prinzipien subsidiär hinzutreten (z. B. in der Stoa die Logoslehre), grundsätzlich egoistisch. Will man den altruistischen Motiven im Rahmen des Eudämonismus zu ihrem Rechte verhelfen, so erweitert sich der individuelle Eudämonismus zum sozialen; sein Ziel ist nun „das größtmögliche Wohlbefinden vieler, das größtmögliche Wohl der größtmöglichen Zahl, die Maximation der Glückseligkeit". Aber auch die Position des sozialen Eudämonismus ist keine wesentlich günstigere als die des individuellen. Vor allem bleibt gegen ihn der Einwand zu Recht bestehen, daß die Forderung des Behagens im Glück und der Vermeidung des Leidens um jeden Preis ein Herabsinken von der sittlichen Höhe bedeute. Sollte man sich die Ungestörtheit des Glücks um jeden Preis zur Richtschnur nehmen, dann müßte es sittlicher heißen, ein Volk in der dumpfen Enge triebhaften Vegetierens zu belassen, als es um den Preis jener Leiden, die mit dem Aufstieg zu einer höheren Stufe menschlichen Daseins nun einmal unvermeidlich sind, aufzurütteln (Lipps, S. 861f.). Der Eudämonismus kann diese Konsequenz nicht bestreiten oder er greift über sich hinaus nach einem anderen Maßstab (etwa dem der Evolution) und hat sich damit selbst aufgegeben.

Alle die bisher besprochenen Formen des Eudämonismus setzen als Ziel des Handelns die zuständliche Lust, den Zustand des Glücks, sei es als lustvollen Behagens oder der dauernden Schmerzlosigkeit[1]). So verfehlt nun dieser hedonistische Eudämonismus in allen seinen Formen ist, so wäre es doch auch verkehrt, anzunehmen, daß Sittlichkeit und Glückseligkeit einander durchaus zuwiderlaufen. Es war dies, wie trotz häufiger gegenteiliger Behauptungen gesagt werden muß, auch nicht die Meinung Kants[2]). „Diese Unterscheidung des Glückseligkeitsprinzips von dem der Sittlichkeit ist darum nicht sofort Entgegensetzung beider und die reine praktische Vernunft will nicht, man solle die Ansprüche auf Glückseligkeit aufgeben, sondern nur, sobald von Pflicht die Rede ist, darauf gar nicht Rücksicht nehmen" (Kr. d. prakt. Vern., S. 113). Ja wir können über dieses Zugeständnis Kants hinaus noch weiter gehen und sagen: Sittlichkeit und Glückseligkeit lassen sich sogar in ein inneres Verhältnis bringen. Auch bei den sittlichen Zwecken ist es „zuletzt die Begehrtheit dieser Zwecke, was unser Pflichtgefühl treibt". Sie werden für uns Objekte „unseres Wollens", weil wir ein „Interesse an ihrer Verwirklichung haben", weil sie „Werte" für uns sind (Maier, Psych., S. 766). Auch unsere sittliche Persönlichkeit ist für uns ein Wert und als solcher beglückend. Dieses „Persönlichkeitswertgefühl" ist im Gegensatz zu den „Dingwertgefühlen" (Lipps, S. 38ff.) kein Wertgefühl am Besitz, keine zuständliche, keine „stoffliche", sondern eine „funktionelle" Lust[3]), ein Wertgefühl an unserer Tätigkeit, an unserem Auswirken als sittliche

[1]) Von den transzendenten Formen ist im folgenden abgesehen, weil sie für die Problemstellung von Tusc. V. keine Rolle spielen.

[2]) Vgl. hierüber Bauch S. 53 ff., Messer S. 230 ff.

[3]) Die Ausdrücke „stoffliche" und „funktionelle Lust" verdanke ich Jerusalem, Psych. S. 161.

Persönlichkeit. Wir können diesen Eudämonismus den sittlich bedingten (Lipps, S. 90) oder energistischen Eudämonismus (H. Maier, Sokrates, S. 322) heißen. Hier ist der Punkt, wo Sittlichkeit und Glückseligkeit vereinbar sind; wenn irgend eine so wäre diese Glückseligkeit unverlierbar, obwohl oder gerade weil sie kein ruhender Besitz ist, sondern in jedem Augenblick erst in der sittlichen Betätigung und Selbstbehauptung Wirklichkeit werden muß. Hier wird sich uns auch der Sinn des tapferen Wortes von der Autarkie der Tugend erschließen.

Die endgültige Entscheidung hierüber wird nun davon abhängen, ob das Verhältnis von Sittlichkeit und Glückseligkeit wenigstens in diesem energistischen Eudämonismus nicht bloß Vereinbarkeit, sondern absolute Untrennbarkeit beider in der vollständigen Glückseligkeit ist. Es wird sich fragen, ob wir die Glückseligkeit im Sinne des energistischen Eudämonismus und das höchste sittliche Gut zu einer einzigen Zielvorstellung von dem Endzweck unseres sittlichen Strebens vereinigen können. H. Maier glaubt diese Frage bejahen zu sollen: „So falsch der Hedonismus ist, so berechtigt ist anderseits der Eudämonismus. Der antieudämonistische Idealismus, der die Lust ganz aus dem sittlichen Leben verbannen will, ist psychologisch ebenso absurd wie der Hedonismus. Mit Recht haben die griechischen Ethiker das Glück als das Endziel des sittlichen Strebens, als das höchste Gut bezeichnet“ (Psych. 765). Dennoch scheint es mir zutreffender, höchstes sittliches Gut und vollendete Glückseligkeit als zwei getrennte Begriffsbestimmungen auseinanderzuhalten. Das höchste Gut ist der Endzweck unseres sittlichen Strebens, es muß also gewollt werden können. Zur vollendeten Glückseligkeit gehören aber Güter, die von uns nicht gewollt, sondern nur gewünscht werden können, dennoch aber als Objekte unseres Begehrens und Wertfühlens den Namen Güter mit Recht tragen, wie Gesundheit, natürliche Begabung, die Erhaltung von uns teuren Menschen. Ist die vollendete Glückseligkeit der dauernd gesicherte und vollständige Besitz aller Güter — und sie kann doch wohl nichts anderes sein —, so liegt sie eben nicht in unserer Hand und kann in ihrer Gänze nicht Objekt eines ethischen Imperativs sein. Aber selbst im Bereich des sittlichen Handelns gibt es Momente des Leidens und schmerzvollen Bedauerns, die unvermeidlich sind und gerade mit dem sittlichen Wollen selbst zusammenhängen, so das Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit, das selbst den vollkommensten Menschen, ja gerade ihn wohl niemals ganz verläßt, die Erkenntnis, daß das Gute, das dazu bestimmt ist, in der Welt verwirklicht zu werden, in weitem Umfange des Geschehens nicht verwirklicht wird, schließlich die Leiden und Betrübnisse, die aus den Konflikten der Pflichten hervorgehen [1])

[1]) Dies ist um so eher der Fall, wenn man, wie Maier, die Einzelzwecke nicht alle als Mittel des höchsten Zweckes, sondern als „Momente“ desselben auffaßt; es bleibt dann nicht durchwegs die Ausflucht zu sagen, daß die in einem Konflikt geopferten Werte als die niedrigeren und die Mittel sich eben unterordnen mußten.

„Menschen," so möchte ich die Beantwortung dieser Frage mit Th. Lipps beschließen, „sind nicht dazu bestimmt, daß sie glücklich seien und andere glücklich machen, sondern daß sie gut seien und andere durch sie gut werden: und daß sie, und andere durch sie, glücklich seien, soweit sie gut sind" (S. 90). Das vollendete Glück können wir Menschen nicht wollen, sondern nur wünschen — ein Wunsch allerdings, dessen Erfüllung wir wenigstens in diesem Leben vernünftigerweise nicht einmal erwarten können[1]).

IV. Wenden wir uns nun zurück zur Antike, so zeigt sich, daß gegenüber der Vielgestaltigkeit des Glücksbegriffes mit dem Schlagworte vom antiken Eudämonismus nicht viel anzufangen ist. Es entspricht wohl im ganzen dem geschichtlichen Tatbestande, wenn z. B. Ed. v. Hartmann sagt, daß „die wesentliche Grundlage des ethischen Bewußtseins in der gesamten hellenischen Philosophie und ihren römischen Ausläufern das eudämonistische Prinzip ist und bleibt, so daß eine Geschichte der Ethik die ganze praktische Philosophie der Alten diesem Prinzip unterzuordnen hätte"[2]), aber der Glücksbegriff ist, wie v. Arnim in seiner Besprechung des stoischen Systems zutreffend bemerkt (S. 238), „nur ein allgemeines Schema". Wenn man unter „Eudämonismus der Antike" einen wirklichen Begriff verstehen will und nicht einem bloßen Schlagwort erliegt, so wäre dies eben die durchgehend festgehaltene Gleichung von *beatum* und *bonum*, die Vereinigung von höchstem sittlichem Gut und Glückseligkeit in einer einzigen Zielvorstellung.

Darüber hinaus gehen aber die antiken Moralsysteme nicht weniger auseinander wie die der neueren Philosophie. Von Sokrates, diesem eigentlichen Prüfstein für das ethische Gewissen des Hellenentums, hat kürzlich H. Maier gezeigt, wie sein „Eudämonismus" den landläufigen Begriff der Glückseligkeitslehre weit überragt. „Ihm ist das sittliche Ideal als solches unbedingte Richtschnur des Handelns, eine Norm, der das Individuum zu folgen hat, auch wenn es sein Leben gilt. Aber die Befolgung der Norm, das Leben im Ideal selbst ist das Glück" (Sokrates, S. 314). „So viel geht aus allen unseren Quellen mit Sicherheit hervor, daß der Inhalt des vollkommenen Lebens für Sokrates ein Handeln war — ein Handeln in dem weiten Sinn, in dem es den Gegensatz zum Genießen bildet — ein Sichbetätigen in dem Lebenskreis, in den Natur und Schicksal den Menschen hineingestellt haben; Glück aber ist dieses Handeln, dieses Sichbetätigen, sofern an dasselbe Befriedigung gebunden ist" (S. 333). Mit Recht hat Maier gerade in Sokrates einen unbedingten Vertreter jenes echt sittlichen energistischen Eudämonismus gesehen (S. 332). Οὐκ ἐκ χρημάτων ἀρετὴ γίγνεται, ἀλλ' ἐξ ἀρετῆς χρήματα καὶ τὰ ἄλλα ἀγαθὰ τοῖς ἀνθρώποις ἅπαντα καὶ ἰδίᾳ καὶ δημοσίᾳ (Apol. p. 30 B), das heißt: „Alle Güter des Lebens werden

[1]) Die Unterscheidung von „Wünschen" und „Wollen" ist hier im Sinne von Höfler, Psych. S. 506 ff. durchgeführt.

[2]) S. 24; ähnlich Wundt I 281, Deussen S. 188, Windelband S. 104 f., Zielinski 79.

Güter doch erst, indem sie sich dem sittlich vollkommenen Leben ein- und unterordnen" (S. 328), erst als sittlich betonte Zwecke[1]). Auch die Lehre von der Autarkie der Tugend in ihrer strengsten Form nimmt Maier für Sokrates in Anspruch (S. 320ff.), ähnlich wie sie auch Cicero, stoischer und wohl schon kynischer Tradition folgend, auf Sokrates zurückführt (Tusc. V 34f.). Und in der Tat führt die überwiegende Zahl von Äußerungen, die ihm seine Schüler in den Mund legen, darauf hin, daß er es wiederholt als seine Überzeugung ausgesprochen haben dürfte, daß die Tugend das einzige Glück, das Laster das einzige oder zumindest das größte Unglück sei (vgl. z. B. Apol. p. 30D, Kriton p. 44D). Ob er diese Lehre konsequent durchgedacht und allseitig ausgebaut hat, kann allerdings fraglich scheinen; wenigstens finden sich Stellen, die darauf deuten, daß er bisweilen, mehr im Anschluß an die populäre Vorstellungsweise, auch anderes neben dem sittlich Bösen als Übel bezeichnete, so den Verlust der äußeren Freiheit, Apol. p. 37 B: ἢ μὴ πάθω τοῦτο, οὗ Μέλητός μοι τιμᾶται, ὅ φημι οὐκ εἰδέναι οὔτ' εἰ κακόν ἐστιν; ἀντὶ τούτου δὴ ἕλωμαι, ὧν εὖ οἶδ' ὅτι κακῶν ὄντων, τοῦ τιμησάμενος; πότερον δεσμοῦ; καὶ τί με δεῖ ζῆν ἐν δεσμωτηρίῳ δουλεύοντα τῇ ἀεὶ καθισταμένῃ ἀρχῇ;

Die **Stoiker** sind, um die Lehre von der Autarkie der Tugend mit den konkreten Aufgaben des sittlichen Handelns in Einklang zu bringen, auf den Begriff der προηγμένα verfallen. Die Tugend ist das einzige Gut, alles andere, was man gemeinhin unter die Güter rechnet, kein Gut, sondern nur, soweit es dem naturgemäßen Leben dient, ein Gegenstand unserer bevorzugenden Wahl; sein Verlust ist daher kein Übel. Der sittliche Wert war demnach lediglich in die Gesinnung verlegt, das „Gefühl der inneren Befriedigung wurde lediglich von der vernunftgemäßen Betätigung selbst erwartet" (Windelband S. 271). Damit haben die Stoiker zum erstenmal mit vollem Bewußtsein einen Damm gegen jede bloße „Erfolgsethik" aufgerichtet. Aber „das Gute soll sein und durch uns ins Dasein gerufen werden" (Lipps S. 88). Mag daher für die Bewertung einer Handlung als sittlicher Handlung der Erfolg belanglos sein, es kann unserem Gefühl nicht gleichgültig sein, ob die Verwirklichung des Guten im Leben gelingt oder nicht. Was aber für unser Gefühl nicht gleichgültig ist, ist es naturgemäß auch nicht für unser Glücksbewußtsein. Hier kommt die stoische Lehre von den προηγμένα mit psychologisch gesicherten Tatsachen in Widerstreit, aus dem der Verzicht auf die Gleichsetzung der Begriffe *bonum* „sittlich gut" und *beatum* (*beatissimum*) „vollendet glücklich" der einzige und naturgemäße Ausweg ist. Diese Scheidelinie des Eudämonismus hat die **antike** Ethik nicht überschritten. Die **neuere** Ethik hat sich in vielen ihrer Gestaltungen vor allem auf ihrem Gipfelpunkte in **Kant** bereit gezeigt, diese Konsequenz zu ziehen. Worin aber **beide**, gerade in ihren bedeutsamsten Ausprägungen, übereinstimmen, das ist

[1]) Vgl. Wundt I 295: „Wohl handelt es sich hier um ein Glücksbedürfnis, das mit der Pflicht selber zusammenfällt, weil nur die Pflichterfüllung als erfreulich und erstrebenswert gilt."

die Frage der Vereinbarkeit von Sittlichkeit und Glückseligkeit: das Leben im Dienste des sittlichen Ideals ist an sich ein Glück und es ist das sicherste Glück.

III. Auswahl und Lehrgang.

Das Lehrziel ist die Besinnung über die Frage des Verhältnisses von Tugend (Sittlichkeit) und Glückseligkeit.

Die Auswahl ist folgendermaßen getroffen: § 1, 2 (event. 3—11), 12—30, 34 *Velut in Gorgia* — 43 *sapiens beatus est*, 73—82 *verissime*, 113 bis Schluß. § 3—11 sind für die philosophische Behandlung der Frage entbehrlich, werden aber, wenn die Zeit ausreicht, gern gelesen werden. Die Streichung von § 32f. ist wegen des dem Schüler unverständlichen und ihn leicht verwirrenden Hinweises auf *De fin. IV* notwendig; sie gibt den besten Zusammenhang, wenn sie in der hier vorgeschlagenen Art erfolgt, zumal auch die Seitenbemerkung auf Zeno in § 34 dem Schüler nichts sagt. Für den Abschluß bei § 43 med. war entscheidend, daß der dort einsetzende Beweis durch Einfügung des *laudabile* nur sehr bedingte Richtigkeit hat und die § 51ff. gegebene Konklusion nur eine Wiederholung von § 40ff. ist. Dagegen ist § 80—82 keine einfache Wiederholung, sondern der eigentliche Schluß des Beweises, da hier die negative und positive Bedingung (*congruere naturae*) zusammengefaßt werden. Der Schluß wurde gewählt, um einige Beispiele und Apophthegmen vorzuführen und so das Bild von der Ciceronianischen Schriftstellerei auch nach dieser Seite hin zu vervollkommnen.

Als Einleitung wurde Tusc. I 1—8 gelesen und zwar etwas gekürzt: 1—3 *serius poëticam nos accepimus*, 5 *At contra* — 8 *quasi narretur*. Dieser als Einleitung gelesene Abschnitt enthält alle für die erste Orientierung nötigen Voraussetzungen über das Werk und über Ciceros philosophische Schriftstellerei. Über das Werk im besonderen: Abfassungszeit (*defensionum laboribus senatoriisque muneribus liberatus, senilis declamatio*), Anregung durch Brutus und Widmung an ihn (*Brute, te hortante*), Entstehung (*scholas Graecarum more habere, in Tusculano*), Stoff des Werkes (*quae ad rectam vivendi viam pertinerent*), fünf Bücher (*dierum quinque scholas . . . in totidem libros contuli*), Komposition und dialogische Form (*ponere iubebam, de quo quis audire vellet: ad id aut sedens aut ambulans disputabam . . . fiebat autem ita, ut, cum is, qui audire vellet, dixisset, quid sibi videretur, tum ego contra dicerem*). Über Ciceros philosophische Schriftstellerei im allgemeinen; Zeit der Abfassung (politische Muße), Dauer der Beschäftigung mit philosophischen Studien (*studia, quae retenta animo, remissa temporibus, longo intervallo intermissa revocavi*); Hauptgebiet seines philosophischen Interesses (praktische Philosophie); Ziel: α) Aneignung der griechischen Philosophie für die Römer (§ 5f.), β) Vereinigung von Beredsamkeit und Philosophie (§ 7); Hinweis auf Ciceros philosophischen Standpunkt (*veri simillimum*).

Alle diese Gesichtspunkte lassen sich aus der Interpretation erarbeiten. An die Lektüre dieses Abschnittes und seine Interpretation kann sich eine kurze Anführung der vier großen Schulen der hellenistischen Zeit, deren Namen jedenfalls aus dem Geschichtsunterricht bekannt sind, anschließen[1]).

Nach dieser Einleitung kann an die Lektion des V. Buches geschritten werden. § 1—14 bieten der Interpretation keine besonderen Schwierigkeiten: Thema (Schwierigkeit, Bedeutung, Tragweite, Bedenken), Preis der Philosophie, ihr Entwicklungsgang in größtem Umriß (§ 10 muß darauf hingewiesen werden, daß nach anderer Überlieferung Sokrates als Urheber des Namens φιλόσοφος gilt), Sokratische Methode; These des Opponenten und deren Hauptargument.

Bei der Darlegung des I. Gegenbeweises muß der Syllogismus scharf herausgearbeitet werden, etwa in folgender Form:

qui omni animi perturbatione vacat, beatus est
sapiens omni animi perturbatione vacat
sapiens beatus est.

Auf die logisch bedenkliche Art, wie der Obersatz gewonnen ist (Schluß von der Aufhebung des Grundes auf die Aufhebung der Folge) muß man natürlich hinweisen. Aber man darf dabei nicht stehen bleiben, sondern muß auch den materialen Grund der Unrichtigkeit dieses Satzes aufdecken; dieser liegt in der rein negativen Fassung des Begriffes der Lust und dementsprechend der Glückseligkeit. Eine solche Kritik ist durchaus unbedenklich, zumal wenn der Lehrer darauf hinweist, wie diese Auffassung in mancher Erscheinung unseres Gemütslebens einen Anhaltspunkt findet und selbst in neuerer Zeit bei bedeutenden Denkern wiederkehrt (Schopenhauer). Zudem wird gerade die Aufdeckung dieser Unzulänglichkeit des bisherigen Beweises die Schüler davor bewahren, dieses erste Ergebnis schon für die *res confecta* zu halten, und ihr Interesse für die weitere Verfolgung des Themas erhöhen.

In der Überleitung zu dieser weiteren Beweisführung wird vor allem der Satz § 18 *cui satis esset se ante docuisse nihil bonum esse, nisi quod honestum esset, hoc probato consequens esse beatam vitam virtute esse contentam et quo modo hoc sit consequens illi, sic illud huic, ut, si beata vita virtute contenta sit, nisi honestum quod sit, nihil aliud sit bonum.* Man wird auch hier gut tun, die beiden Schlußfolgerungen in Form von Syllogismen (Modus Barbara) zu fassen; die fehlende Prämisse ist beidemal in dem für die Antike selbstverständlichen Satz *bonum = honestum* zu suchen. Wir erhalten dann folgende zwei Syllogismen:

---

[1]) Dies ist empfehlenswert, da man sonst leicht die Interpretation der nun folgenden Abschnitte mit historischem Material zu sehr beschwert; empfohlen auch von Kappelmacher S. 217. Eine knappe aber vortreffliche und höchst zuverlässige Orientierung über alle diese Gesichtspunkte der Beurteilung von Ciceros philosophischer Schriftstellerei bietet jetzt die Einleitung von Pohlenz' Ausgabe.

bonum a honestum	*beatum a honestum*
beatum a bonum	*bonum a beatum*
beatum a honestum	*bonum a honestum*

Die Obersätze müssen in der hier angegebenen Weise angesetzt werden; denn nur so folgen die Schlußsätze mit *honestum* als Prädikat. Denn daß die Umkehrung dieser Sätze *honestum* a *beatum* und *honestum* a *bonum* gelten, bedarf ja keines Beweises; was bewiesen werden soll, ist ja gerade, daß das ganze *bonum* und das ganze *beatum* im Umfang des *honestum* liege, vielmehr zwischen allen drei Begriffen Umfangsgleichheit herrsche. (Darum würden die Syllogismen noch schärfer bei Benützung von Identitätsgleichungen herauskommen.)

Mit dem Bedenken des Opponenten eben gegen diese Identität der drei Begriffe (§ 21) treten wir in den zweiten Gegenbeweis ein.

Um die didaktische Behandlung dieses nun folgenden Hauptteils, wie ich sie mir denke, ganz deutlich zu machen, will ich ihn in einzelne Abschnitte, die ebensoviele Stundenpensa ergeben, zerlegen und die Interpretation Abschnitt für Abschnitt darlegen.

I (21—23) und II (24—27 behandeln die Voraussetzung zur Autarkie der Tugend, nämlich die Umfangsgleichheit von *bonum* und *honestum*. Die Tugend muß nicht nur das glückliche, sondern das vollkommen glückliche Leben begründen können; denn dem glücklichen Leben darf nichts fehlen. Nimmt man aber eine Mehrheit von Gütern an, so ist das Fehlen gewisser Güterklassen, das z. B. bei den leiblichen und äußeren auch den Weisen und Tugendhaften treffen kann, schon eine Instanz gegen das vollkommene Glück, ja gegen das Glück überhaupt. Dies tritt besonders scharf bei Theophrast hervor; unter solcher Voraussetzung kann man nur die Unmöglichkeit der Autarkie der Tugend eingestehen (Theophrast) oder man begeht mit seiner Berufung auf den Sieg über das Geschick eine Inkonsequenz (Epikur).

III (28—30): Die Aufgabe dieses Abschnittes wird es sein, durch die terminologische Feststellung der Begriffe *bonum* und *beatum* die Thesis des Beweises zu fixieren. Zum vollkommenen Glück müssen zwei Bedingungen erfüllt sein, eine positive: Besitz aller Güter (*cumulata bonorum complexio*) und eine negative: Fehlen aller Übel (*secretis malis omnibus*). Die Autarkie des Tugendhaften ist aber nur möglich, wenn die Erfüllung dieser beiden Bedingungen lediglich durch seine seelische Verfassung gewährleistet wird und wenn diese seelische Verfassung, die das Glücksgefühl bedingt, zugleich alle Übel in ihrer Wirksamkeit als Übel entkräften kann. Das kann aber nur die Tugend. Darum sind, wie schon § 21—27 gezeigt haben (damit läßt sich das Ergebnis der ersten drei Abschnitte zusammenfassen), nur zwei Wege möglich: entweder Annahme mehrerer Klassen von Gütern und Preisgabe der Autarkie oder Sicherung der Autarkie durch Annahme der Tugend als alleiniges Gut.

IV (35—36). Die sachliche Interpretation hat hier einen Ruhepunkt. Die beiden Zitate bringen die Illustration des im § 30 Gesagten, und zwar die Stelle Gorgias p. 490D dafür, daß nur der Tugendhafte

wahrhaft glücklich sei, die Stelle Menexenos p. 247 C dafür, daß der Weise gegen jede übermäßige Erschütterung durch die Affekte gesichert sei. Man wird gut tun, die griechischen Originalstellen hektographiert den Schülern in die Hand zu geben und durch Vergleichung des griechischen und lateinischen Textes eine Probe von Ciceros Übersetzungskunst vorzuführen.

Das Hauptstück der Konklusion bilden § 37—43. Vor der Lektüre dieses Abschnittes wird man auf die in § 28f. ausgesprochene doppelte Bedingung der vollen Glückseligkeit zurückverweisen.

V (37—39): In diesem Abschnitt wird die positive Bedingung behandelt: der Besitz der Tugend, die mit der Betätigung der Vernunft identisch ist, bedeutet die dem Menschen speziell wesentliche Vollkommenheit, daher sein Glück; ob aber auch das vollkommene Glück?

VI (40—43): Zum vollkommenen Glück gehört Dauerhaftigkeit (*stabili et fixo et permanente bono*) und Ungestörtheit (*inexpugnabilem, saeptum atque munitum*) des Glücks (negative Bedingung). Beides gewährt nur die Tugend, und zwar sofern sie als alleiniges Gut betrachtet wird. Sie kann von außen nicht geraubt werden und hebt die äußeren Störungen in ihrer Wirksamkeit auf, indem sie die ihnen entsprechenden Affekte beseitigt.

VII (73—75): Nach dem bisherigen Verlauf der Deduktion wird sich von selbst der Einwand *etiamne in cruciatu atque tormentis* aufdrängen, mit dem § 73 einsetzt und dessen näherer Ausführung 73—75 dienen.

VIII (76—79): Das natürliche Bewußtsein läßt sich nicht bestreiten, daß *dolor, cruciatus* u. dgl. Übel seien. Hier ist es nun an der Zeit, den Unterschied zwischen den Gegensatzpaaren gut—böse und gut (wohl)—übel (wehe) einzuführen. Daran schließt sich ungezwungen die Unterscheidung der beiden Begriffsbildungen des höchsten sittlichen Gutes und der vollendeten Glückseligkeit. Dazu bietet die in § 76 wiederholte Dreiteilung der Güter eine passende Handhabe. Die darauf folgenden Beispiele heroischer Aufopferung eignen sich gut dazu, den Gegensatz von Pflicht und Glückseligkeitsanspruch zu illustrieren.

IX (80—82): Die endgültige Antwort der stoischen Lehre, zugleich der Abschluß der ganzen Deduktion, behauptet, daß die beiden für den Begriff des vollendeten Glücks angeführten Bedingungen (§ 28) durch die Lehre von der Autarkie der Tugend erfüllt seien: die negative Bedingung, indem die Tugend alle Leidenschaften, die die einzige Quelle aller wirklichen Übel sind, niederhält; die positive, indem die Tugend das Endziel des Lebens, nämlich das mit der Natur übereinstimmende Leben (*congruere naturae cumque ea convenienter vivere*) verwirklicht.

Die abschließende Würdigung dieser stoischen Lehre, die an dieser Stelle zu geben ist, wird einerseits an den Bedenken, die das natürliche Empfinden dagegen erhebt, nicht vorbeigehen, anderseits aber nicht durch Anerkennung des an diesen Bedenken Richtigen den sittlichen Wert und die Großartigkeit dieser Lehre verdunkeln dürfen. An Bedenken wird anzuerkennen sein: 1. daß die bloße Fernhaltung

von Leiden noch kein Glücksgefühl bedingt und daß diese Fernhaltung als negative Bedingung der Glückseligkeit in ihren äußersten Konsequenzen recht wohl auch den Fortbestand des positiv Wertvollen gefährden kann (Einwand gegen die vollkommene Protensität). 2. Daß gewissen Gütern, deren Besitz nicht in unserer Macht steht, die aber unserem Gefühl und daher auch unserem Glücksbewußtsein nicht gleichgültig sein können (Gesundheit, Begabung, Erfolg unseres sittlichen Handelns, Verwirklichung des Guten in der Welt), die Bedeutung von Gütern nicht abzusprechen ist, ihr Fehlen daher die allseitige Vollendung des Glücks in Frage stellt (Einwand gegen die vollkommene Extensität). Dagegen wird als der hohe **ethische Wert** dieser Lehre und als ein unveräußerliches Besitztum jeder wahren Ethik festzuhalten sein: Daß in der rastlosen Betätigung im Dienste des sittlichen Ideals allein ein wirkliches Glück und ohne diese überhaupt kein Glück zu finden sei (Vereinbarkeit von Tugend und Glückseligkeitsstreben, energistischer Eudämonismus) und daß, mit Kant zu sprechen, „wo von Pflicht die Rede ist", die „Ansprüche auf Glückseligkeit" nicht in Frage kommen können (die Pflicht steht über der Glückseligkeit, ethischer Idealismus).

Der Schluß des Buches wurde, wie bereits oben gesagt, ausgewählt, um auch die Gepflogenheit Ciceros zu zeigen, seine Darlegungen durch Beispiele und Apophthegmen zu beleben. Die Billigung des Selbstmordes als letzte Zuflucht hat nichts Bedenkliches, wenn die Voraussetzungen, auf denen sie ruht, nämlich die positive und negative Form des individuellen Eudämonismus vorher entkräftet sind. § 119f. gibt eine gute Gelegenheit, das Resultat der Erörterungen noch einmal zusammenzufassen, § 121 leitet zum Ausgangspunkt des Lehrgangs, der Einleitung, zurück und bietet Anlaß, die dort aufgedeckten Gesichtspunkte für die Beurteilung der schriftstellerischen Tätigkeit Ciceros, erweitert durch die Erfahrungen der Lektüre, nochmals zusammenzufassen, etwa in folgender Form: *a*) Zeit der Beschäftigung mit Philosophie (Jugend, Zeit nach dem Exil, Zeit der Alleinherrschaft Cäsars, also die Zeiten unfreiwilliger politischer Muße; Cicero vornehmlich als Politiker und Sachwalter zu betrachten); *b*) dauerndes Interesse an der Philosophie (Verteidigung gegen den Vorwurf eines bloßen Dilettanten, der sich nur kurze Zeit mit Philosophie befaßte; Möglichkeit der raschen Abfassung der Schriften); *c*) Bedeutung der Philosophie für Cicero (Bildungsmittel, Trost); *d*) Ziele der philosophischen Schriftstellerei: α) Aneignung der griechischen Philosophie für die Römer, Übersetzung ganzer Stellen aus griechischen Werken, Ciceros sprachschöpferische Leistung durch Übersetzung der Termini), β) Verbindung von Beredsamkeit und Philosophie (Ciceros Bildungsideal); *e*) Ciceros philosophischer Standpunkt (Verhältnis zur Akademie, Stoa; Eklektiker); *f*) Stoffgebiete seines philosophischen Interesses (praktische Philosophie weitaus vorherrschend: Ethik, Politik, Religionsphilosophie; hier können die Titel seiner Werke dargeboten und gruppiert und so die Hauptinteressen seiner philosophischen Schriftstellerei gezeigt wer-

den); *g*) populärer Charakter der philosophischen Schriften (Zitate, Exkurse, Anekdoten, Apophthegmen); *h*) Bedeutung als Quellenschriftsteller.

Ich will schließen mit einem Urteile Paul Deussens[1]) über Cicero als Philosophen, das schlicht und treffend seine Bedeutung als ethischer Popularschriftsteller ausspricht: „Man hat dem Cicero seine philosophischen Inkonsequenzen oft hart vorgeworfen, sollte aber nicht vergessen, daß Philosophie nicht bloß in der Bildung von Systemen besteht, und auch einen Mann zu schätzen wissen, der aus der Fülle einer reichen Lebenserfahrung philosophische Überzeugungen gewonnen hat und darbietet, selbst wenn diese nicht in jeder Hinsicht zusammenstimmen."

Graz. Dr. Richard Meister.

Ein Deutscher Jugendbriefwechsel.

Der Anschluß Deutschösterreichs an das Deutsche Reich wird sich vor allem auf das Zusammengehörigkeitsgefühl aller deutschen Volksstämme gründen müssen, die in diesen Zeiten der politischen und wirtschaftlichen Not mehr denn je aufeinander angewiesen sind. Wie jedermann bekannt, bestehen von jeher zwischen den zahlreichen Volksstämmen deutscher Zunge, hauptsächlich zwischen jenen im Norden und Süden, gar gewaltige Unterschiede, ja geradezu schroffe Gegensätze in Sprache, Mundart und Sitte, in Gewohnheiten und Lebensanschauungen. Eine Annäherung wäre nicht nur dem demokratischen und sozialen Geiste, von dem unsere Zeit beherrscht wird, sondern auch der völkischen Erziehung höchst zweckdienlich und förderlich. Es ist aber klar, daß eine solche Aufgabe, der jetzt deutsche Politiker und Pädagogen ihr Hauptaugenmerk schenken, nicht mit einem Schlage, sondern nur durch beharrliche Arbeit und durch allmählichen Aufbau gelöst werden kann. Um diesen Gemeinsinn in allen deutschen Gauen bei der Bevölkerung zu stärken und auszubilden, ist es unumgänglich notwendig, daß wir zunächst die heranwachsende Jugend mit diesem völkischen Einheitsgedanken erfüllen. Und das kann nur geschehen, indem die Jugend der verschiedensten deutschen Volksstämme einander näher gebracht wird, beispielsweise der Junge an der Wasserkante seinem Altersgenossen im Alpenlande, oder das Berliner Mädchen seiner Wiener Altersgefährtin.

Wie aber soll dies angesichts der räumlichen Trennung, die zurzeit eine noch unüberwindlichere geworden ist, geschehen? Zweifellos nur auf dem Wege eines geistigen Gedankenaustausches, eines Briefwechsels ähnlich dem, der — bekanntlich eine Idee des englischen Publizisten Stead — in einstigen Friedenstagen von deutschen Schülern mit französischen, englischen und amerikanischen Alterskollegen gepflogen wurde, nicht bloß der Erlernung der betreffenden Fremdsprache, sondern auch der Kenntnis und dem Verständnis der Sitten und Gewohnheiten des fremden Volkes zustatten kam und schließlich im

[1]) Allgem. Gesch. der Phil. II, 1, S. 462.

allgemeinen der Erweiterung des geistigen Gesichtskreises diente. Um wieviel leichter und auch fruchtbarer muß sich sonach ein Briefwechsel zwischen Deutschen, also Brüdern eines Volkes, erweisen, welche dieselbe Muttersprache besitzen.

Ein solcher brieflicher Verkehr wird übrigens von selbst den großen deutschen Einheitsgedanken, also das völkische, aber auch soziale Bewußtsein in das Herz der Jugend pflanzen. Es würde auch auf diese Weise, ungeachtet der Mundart und Sitte der einzelnen Stämme, denen die jugendlichen Schreiber angehören, von selbst die Brücke des Verständnisses geschlagen, kulturelle Gemeinschaft, wo nicht schon vorhanden, begründet und vertieft und jenes einigende Band geschaffen werden, das späteren Geschlechtern und allen Schichten unseres Volkes zum Heile gereichen wird. Schließlich und sozusagen der nächste Vorteil eines solchen Briefwechsels der deutschen Jugend ist rein individueller Art und berührt sich mit dem Problem der völkischen Erziehung in der Schule. Es sind längst alle maßgebenden pädagogischen Kreise darüber einig, daß man bisher in unseren Schulen dem muttersprachlichen Unterricht nicht jene Pflege angedeihen ließ, die ihm schon vom staatspolitischen (völkischen) Standpunkte zukommt und die er mit Rücksicht auf seinen Wert für das Leben der Völker erheischt. Die Jugend anderer Nationen, insbesondere die der Franzosen und Engländer, genießt, was ihre Muttersprache betrifft, eine viel vollkommenere Ausbildung. Unser muttersprachlicher Unterricht würde nun aber eine ganz bedeutende Belebung und Förderung erfahren, wenn der Briefwechsel der deutschen Jugend überall verwirklicht oder gar unmittelbar in den Lernbetrieb gestellt würde. Aber auch abgesehen davon, würde ein solcher Briefaustausch an und für sich eine äußerst fruchtbare Schulung jedes einzelnen der jugendlichen Schreiber im selbständigen Gedankenaustausch darstellen. Es ist wohl überflüssig, sich noch über den praktischen Wert des Briefstils zu verbreiten, dessen subjektive Darstellung tatsächlich als die beste Erziehung zum eigenen Stil und zum klaren Gedankenausdruck gelten darf. Aber abgesehen davon, werden solche einlangende Briefe nicht etwa bloß dem Empfänger selbst, sondern auch einer ganzen Schulklasse kulturelle, geographische und sonstige wertvolle Belehrungen in Fülle bieten.

Aus diesen Gründen erscheint es zunächst geboten, daß sich die deutsche Lehrerschaft des deutschen Jugendbriefwechsels annehme, ihn fördere und im Unterricht verwerte. Mit dem Briefaustausch könnte unter Umständen schon in der Volksschule begonnen werden. Wirklich gedeihlich wird er sich aber erst in der Bürger-, in der Mittel- und in Fachschulen entfalten können. Und selbst auf der Hochschule dürfte er nicht fehlen, da es doch sicher darauf ankommt, daß die gesamte deutsche akademische Jugend, die berufen ist, später einmal die geistigen Güter unserer Kultur zu pflegen und zu hüten, allerorten in dem völkischen Gedanken einig denkt und fühlt. Aber auch die übrige deutsche Jugend, die bereits im Berufsleben steht und sich in Handwerk, Gewerbe und Handel betätigt, soll nicht davon ausgeschlossen

sein, denn gerade diesen Staatsbürgern, die einer höheren Bildung entbehren, wäre auf diese Weise Gelegenheit geboten, sich im Gebrauch der Muttersprache zu üben und zu vervollkommnen.

Im Hinblick auf diese Vorteile soll ein Briefwechsel zwischen deutschen Altersgenossen beiderlei Geschlechts, aber nicht nur zwischen Angehörigen der deutschen Republik, sondern auch zwischen solchen des alten deutschen Reiches und Deutschösterreichern ins Leben gerufen und in die richtigen Wege geleitet werden. Wiewohl der Klassenunterschied z. B. zwischen einem reichen Kaufmannssohn und dem Sohne eines karg besoldeten Beamten kein Hindernis für einen solchen Briefaustausch sein soll, so wird doch bei dem Anschluß zweier jugendlicher Korrespondenten immerhin neben dem gleichen Alter auch auf den ähnlichen Lebensumkreis, die gleichartigen Studien, ihre Lieblingsbeschäftigungen und Neigungen geachtet werden müssen, um der gegenseitigen Verständigung von vornherein günstige Grundlagen zu schaffen. Doch ist es deshalb nicht ausgeschlossen, daß gerade der Briefwechsel zwischen geistigen und manuellen Arbeitern, zwischen Bauersöhnen und jungen Städtern, also zwischen Angehörigen durchaus heterogener Berufsklassen, einen recht gedeihlichen und fruchtbaren Verlauf nehmen kann. Sicher ist, daß auf diese Weise auch dem sozialen Gedanken entsprochen würde, und so Kinder, deren Eltern den verschiedensten Volksschichten angehören, in geistige Berührung miteinander kämen, und so einander selbst, wie auch andere Berufsarten kennen und achten lernten.

Die technische Einrichtung dieses deutschen Jugendbriefwechsels mit seiner völkischen und demokratischen Grundlage begegnet heute keinen wie immer gearteten Schwierigkeiten, da sie dem neuen Staatsgedanken, wie schon dargetan, in allen Grundsätzen durchaus entspricht. Nur der gute Wille und etwas Opferfreudigkeit seitens jener, die der Jugend diesen so nützlichen Weg zum Heil des Volkes und des Staates erschließen wollen, dem Werk einen kleinen Teil ihrer freien Zeit zu widmen, ist erforderlich. Und wo würden wir auch ohne Idealismus etwas für die völkische Sache leisten können? Indes würde das Gedeihen des deutschen Jugendbriefwechsels und seine so kostbaren Früchte uns Deutschfühlende und Deutschdenkende allein schon für unsere Mühen in der Sache reichlich entschädigen.

Es ergeht daher an alle, die an dem Werke mittun wollen, sei es an die Jugend selbst, die an dem Briefwechsel teilnehmen will, seien es alle jene, die freiwillig durch Verbreitung des Gedankens und sonst irgendwie mit dazu beitragen wollen, zunächst die Bitte, sich in Zuschriften an den Anreger oder Veröffentlichungen darüber äußern zu wollen.

Um einen Briefgenossen zu erhalten, haben sich die betreffenden jungen Leute an eine zu schaffende Vermittlungsstelle[1]) — für später

[1]) Vorläufig übernimmt unter den erwähnten Bedingungen die Zuweisung deutschösterreichischer Schüler und Schülerinnen an reichsdeutsche Altersgefährten und Gefährtinnen zum Zwecke eines Briefwechsels Prof. W. A. Hammer, Wien XIX/5, Friedlgasse 55.

sind deren mehrere, wenigstens eine in jeder größeren Stadt, geplant — unter Angabe ihres Vor- und Zunamens, ihrer genauen Adresse, ihres Alters, des Berufes des Vaters, ihrer Betätigung (Studien) und ihrer Lieblingsbeschäftigung (Sport, Sammlungen, Photographie, Musik, Lektüre usw.) in einem kurzen Schreiben unter Beilage des für die Postgebühren (zwei Postkarten) entfallenden Betrages von 15 Pfennigen (50 Hellern) brieflich zu wenden. Die Vermittlungsstelle weist sodann dem jugendlichen Briefschreiber den ihm entsprechenden Genossen zu, indem sie einem jeden der beiden mittels Postkarte die Anschrift des andern bekanntgibt, worauf der Briefaustausch ohneweiters beginnen kann. Sagt einem Briefschreiber sein Genosse aus irgend einem Grunde nicht zu, so hat er dies der Vermittlungsstelle bekanntzugeben.

Den Briefschreibern selbst bleibt es überlassen, den Briefwechsel zu ihrem eigenen Nutzen wie im Hinblick auf den staatlichen, völkischen und sozialen Wert recht rege zu unterhalten. Postkarten, noch weniger Ansichtskarten, eine so wertvolle Rolle diesen auch im Verkehr der beiden zufallen mag, dürfen niemals als Ersatz eines Briefes betrachtet werden.

Schüler der verschiedenen Lehranstalten können ebenso wie einst beim internationalen Schülerbriefwechsel von den Lehrern der deutschen Sprache gruppenweise bei der Vermittlungsstelle angemeldet werden. Damit wäre diesen selbst auch die Möglichkeit geboten, den Verlauf des brieflichen Verkehres zu verfolgen, die Briefe unmittelbar in den Dienst des Unterrichtes zu stellen und die Schüler auch erforderlichen Falles hiebei zu beraten. Den jugendlichen Briefschreibern könnte auf diese Art der sprachliche Ausdruck und der Stil, den sie dabei an den Tag legen, bei ihrer Beurteilung in Anrechnung gebracht, ja für gutgeschriebene Briefe sogar die eine oder andere Schularbeit erlassen werden.

Da der Briefwechsel einen so hohen volkserziehlichen Wert besitzt, wendet sich dieser Aufruf vor allem an die deutsche Lehrerschaft mit der Bitte, an diesem Werk zum Heile unserer aufstrebenden Jugend, der Zukunft unseres Staates und unseres Volkes, tatkräftig mitzuarbeiten.

Wien. Prof. W. A. Hammer.

Das Nachleben der Antike. Von Otto Immisch. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung m. b. H. in Leipzig 1919. (Das Erbe der Alten. Neue Folge I.)

Ein wahrhaft reizendes Buch, glänzend geschrieben und von einem höchst interessanten und aktuellen Inhalt! „Sein Zweck ist die Einsicht, daß wir den geistigen Aufbau unseres eigenen Volkstums und seiner Kultur zu verstehen aufhören würden, wenn wir jemals das Verständnis für den antiken Einwuchs darin völlig verlören.“ Er bietet einen Überblick, „eine Orientierung, ausreichend insofern, als die Beispiele eine Art Allgegenwart des antiken Lebens aufzeigen wollen, in-

dem mit einer gewissen Systematik alle wichtigen Kulturgebiete“ durcheilt werden, so die Sprache samt Grammatik, die Schrift, der Staat und seine Lehre, Recht, Religion, Kunst, vor allem Literatur, Wissenschaft und Technik. Das Ergebnis ist die Erkenntnis, „was es mit der Allgegenwart der Antike in unserem geistigen Leben auf sich hat. Sie ist wirklich die Basis unserer Kultur, auch unserer deutschen Kultur, und das in einem Umfange, daß wir uns selber zu verstehen aufhören müßten, verlören wir jemals in allen Teilen unseres Volkes die Einsicht in diese Verhältnisse“.

Das Buch ist eine Verteidigungsschrift des Gymnasiums im besten und edelsten Sinne. Wir möchten es gern in den Händen aller Kollegen, nicht nur der Fachmänner sehen, und nicht bloß das, wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung im Kreise aller Gebildeten; allen, die es lesen, wird es innere Befriedigung und Bereicherung ihres Wissens gewähren, indem es ihren Blick von der grauen Gegenwart in eine lichtere Vergangenheit ablenkt. Den Lehrern der alten Sprachen an unseren Gymnasien kann das Buch zeigen, wie die Antike bei solcher Betrachtung von der Starrheit des Ausgelebten und Gewesenen befreit wird; „sie erscheint als ein Teil unseres eigenen Lebensprozesses und darin liegt, daß sie selber noch flüssig und wandelbar wie alles Lebendige auch für die Zukunft noch neue Wirkungen und Anregungsmöglichkeiten entfalten kann.“

Kirchschlag. August Scheindler.

Über Beruf, Berufswahl und Berufsberatung als Erziehungfragen von Dr. Aloys Fischer, a. o. Professor an der Universität München. 1918. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Das ausgezeichnete, glänzend geschriebene Buch halte ich für das beste Werk über Berufsberatung, das mir bisher untergekommen ist. Auf Grund eigener Forschung über die Berufswahl von Volks- und Fortbildungsschülern, von ungelernten Arbeiterinnen und Hochschülern werden die Mängel und Schäden des gegenwärtigen Zustandes aufgezeigt, zugleich aber auch die Wege zur Besserung gewiesen, die zunächst im allgemeinen den Ausbau der Berufsforschung in Verbindung mit der organisierten Berufsberatung durch Schule und Berufsämter erfordert. Der Verf., mit dem Rüstzeug der Soziologie und Psychologie angetan, geht von einer tiefgründigen Betrachtung über Sinn, Wesen und Bedeutung des Berufs im Gegensatz zu Geschäft und Liebhabertätigkeit aus und erläutert Aufgabe, Zweige und Richtungen der Berufsforschung, wobei er die einzelnen Berufstätigkeiten nach großen Gruppen einer außerordentlich interessanten psychologischen Zergliederung unterzieht, um zu beweisen, wie gerade diese „nicht nur die Basis bildet, um zu Rekordleistungen zu gelangen oder die Technik und Ökonomik der Berufsarbeiten fortschreitend zu rationalisieren, sondern auch um die natürliche Eignung und Liebe eines Menschen zu einem bestimmten Beruf auf die Probe zu stellen“ (S. 52); aber auch

die Schranken der Verwertung der Psychologie für die Berufsberatung werden aufgedeckt. Im folgenden Abschnitt wird die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses von Erziehung und Beruf dargelegt als Schlüssel für das Verständnis der heute herrschenden Anschauungen darüber und in lichtvoller Weise gezeigt, wie infolge der Trennung des früher bestandenen Bandes zwischen Beruf und angeborener sozialer Schicht nunmehr die Berufswahl, d. i. die Freiheit eigener Entscheidung eingetreten ist und wie darnach die Frage, die Freiheit der Wahl mit der aus gesamtstaatlichen, gesamtwirtschaftlichen Gründen notwendigen Regelung der Bewegung im Berufsleben zu vereinigen, durch den Übergang von dem früher mehr natürlichen Berufsersatz zu seiner Rationierung, soweit sie eben möglich ist, zu lösen sein wird, deren Bedingungen wieder in der Ausgestaltung des Schulwesens selbst, in der Berufsberatung als Vermittlung zwischen Schulerziehung und Leben und in der Förderung der Berufsforschung liegen.

Auf Grund der gegenwärtigen Lage werden im einzelnen Reformen für Berufswahl und Berufsberatung, und zwar der Berufsberatung im Anschluß an die Volks- und Fortbildungsschule, für Schüler höherer Lehranstalten — dieses Kapitel dürfte die Leser dieser Zeitschrift vor allem interessieren — und für die Hochschüler vorgeschlagen. Den Beschluß macht eine Darlegung der Elternfehler bei der Berufsberatung. Das Buch ist nicht nur ein Wegweiser und Berater für Lehrer, Erzieher und Schulverwaltungen, sondern auch für Politiker, Soziologen und Psychologen; was der Verf. über das Ethos des Berufes z. B. schreibt, steht auf einer Höhe, daß sich jeder ernste Mensch daran erbauen kann, und verdiente, irgendwie weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden.

Zum Schluß möchte ich zu meiner Freude hervorheben, daß der Verf. in der Frage der Schulorganisation die Differenzierung und Vermehrung der Schultypen fordert und parallel damit „den Nachweis von Studiengelegenheiten, um den einmal verpaßten Anschluß an weiter und höher führende Schulen zu finden, die Einführung von Übergangsklassen von späteren Volksschulstufen zu mittleren Stufen höherer Schulen, den Ausbau des Mittelschulwesens im preußischen Sinn und die Schaffung ausreichender Mittel für Schulgeldfreiheit, Freistellen und Stipendien für hochbegabte, aber unbemittelte Kinder“ (S. 106) als die wichtigsten Einzelmaßnahmen bei der Organisation bezeichnet, offensichtlich also das Problem der Einheitsschule entschieden ablehnt.

Kirchschlag, Ende Okt. 1919. August Scheindler.

Das Werden der österreichischen Volksschule. Von Schulrat Anton Weiß. Aus Österreichs Vergangenheit, Quellenbücher zur österr. Geschichte Nr. 13, Prag 1918, Haase. Preis 1 K 40 h.

Das Heftchen bringt eine wohl überlegte Auswahl der für die Entwicklung unserer Volksschule wichtigsten Dokumente von den auf die Tridentiner Konzilsbeschlüsse gestützten Reformen an bis auf die Leo-

poldinische Schulordnung von 1791. Im Mittelpunkt steht berechtigtermaßen die Theresianische „allgemeine Schulordnung“ aus dem Jahre 1774. Das Büchlein will vor allem als Behelf für den Pädagogikunterricht an Lehrerbildungsanstalten dienen; aber es hat gerade gegenwärtig noch einen besonderen aktuellen Wert; denn das allgemeine Verlangen nach Reform unseres Schulwesens hat auch das Interesse für seine Geschichte in weitere Kreise getragen. Darum wäre die möglichst rasche Folge eines zweiten bis zur Gegenwart führenden Bändchens, dessen Mittelpunkt natürlich die Würdigung des Hasnerschen Werkes bilden würde, sehr zu begrüßen. Auf S. 8 werden noch Nachträge aus vorreformatorischer Zeit versprochen; vielleicht entschließt sich der Verf. dann doch auch, die grundlegenden Sätze der Tridentiner Beschlüsse, natürlich mit beigefügter deutscher Übersetzung, aufzunehmen.

Graz. Richard Meister.

Krieg und Schule. Vortrag, gehalten auf der Kriegs-Volksakademie in Diez am 9. Oktober 1916 von Th. Bäuerle, Seminaroberlehrer in Backnang i. W. Sammlung „Kraft zum Siege“, Gedanken für unsere Feldgrauen. Herausgegeben von F. W. Brepohl, Bad Nassau (Bahn). Bad Nassau 1916 Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur.

Unter „Schule“ meint der Verf., dzt. Leutnant in einem württembergischen Regiment, in erster Linie die Volksschule. Er schildert mit Wärme, wie die Volksschule durch ihre Sammeltätigkeit, ihre Erziehung zum Deutschtum u. a. im jetzigen Kriege mithilft. Er hebt die Schwächen hervor, die sich bei den Deutschen neben wirklich großen Eigenschaften gezeigt haben: Mangel an Vertrauen, „an bewußtem deutschem Staatsgefühl“ usw.; wir wissen es ohnehin leider nur zu gut. Für die Zukunft verlangt der Verf. u. a. Verbesserung der Volksschule, Abschaffung des Berechtigungswesens beim Heer, Hebung der körperlichen Tüchtigkeit, Betonung der religiösen und sittlichen Erziehung, Erziehung zur Mannhaftigkeit und staatsbürgerlichen Einsicht. Ins Besondere geht er nicht ein.

Klosterneuburg, März 1918. Dr. Erwin Mehl.

Über Ursachen und Heilung des Stotterns. Von Paul Paschen ghzgl. badisch. Hofschauspieler, Lehrer für Stimmpflege und Sprechkunst, VIII u. 101 S. 8° m. 10 z. T. farb. Tafeln. Tübingen 1917, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Preis brosch. 4 M. (Auch karton. u. geb.).

Zur Heilung des Stotterers werden immer wieder neue Methoden veröffentlicht. Das vorliegende Buch ist auf viel Erfahrung und gründliche Studien hin geschrieben von einem Nichtmediziner — nicht zum mindesten für Ärzte.

Nach der einleitenden Schilderung des Elends der Stotterer als Krüppel folgt Darstellung der Anatomie der zur Sache in Betracht kommenden Organe und eine ganz besonders breite Behandlung der

einschlägigen physiologischen Vorgänge, welche allerdings begründende Aufschlüsse in Bezug auf des Verf.s Methode bietet, für das Verständnis der Sache aber wohl kürzer hätte gehalten werden können. Nach allem erwähnten Vorbereitenden kommt Verf. zur verhältnismäßig kurzen (etwa ein Zehntel des Buchumfanges) Darstellung seiner Heilmethode, worauf zum Schlusse eine Kritik bisheriger Methoden folgt.

Im Text finden sich manche hübsche Exkurse, die Antike betreffend, solche pädagogischer Natur. Das Buch ist jedenfalls für Lehrer, Ärzte, gebildete Eltern, welche mit Stotterern zu tun haben, von Wert, auch stotternden Schülern der Oberstufe kann es gegeben werden und berührt ferner die Hygiene des Lehrerberufes (Ökonomie der Stimmittel). Die Ausstattung ist vornehm, die Illustrierung fein, der Preis unter den derzeitigen Verhältnissen bescheiden.

Wien. Leo Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Xenophon, Anabasis. Für den Schulgebrauch mit Erklärungen herausgegeben von Dr. Karl Hamp, K. Gymnasialrektor. Bamberg 1917. C. C. Buchners Verlag. Erster Teil: Text. 2. Aufl. 1917. Ausgabe des einf. Textes mit einer Karte. II, 231 S. Geb. 1 M. 40 Pf. Ausgabe des Textes mit Einleitung, 10 Tafeln Bilder, 6 Tafeln Pläne und eine Karte. XXV, 231 S. Geb. 2 M. — Zweiter Teil: Erklärungen. 2. Aufl. 1917. II, 148 S. Geh. 1 M. 30 Pf.

Im Rahmen einer neuen Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller in „mustergültigen Schulausgaben" (Prospekt) ist neben Homers Odyssee, Caesars *Bellum Gallicum* und einer Auswahl aus Ovid, Tibull, Properz und Katull die Hampsche Anabasisausgabe in zweiter Auflage erschienen. Sie bietet in richtiger Bewertung einer Auswahl nach freiem Ermessen des einzelnen den ganzen Text, doch sind einige Stellen (in I 2, 12, V 4, 33, VII 4, 7 und 9) „aus erzieherischen Gründen" weggelassen. Glaubte H. schon diesem Prinzip folgen zu müssen, so hätte er konsequent sein und auch „verfängliche" Stellen wie II 6, 28 (παιδικά), III 2, 25 (ὁμιλεῖν γυναιξί) und IV 3, 19 und 30 (ἑταῖραι) streichen sollen. Die Einleitung gibt über den Schriftsteller, Geschichte und Organisation des Perserreiches und Heerwesen bei Griechen und Persern für den Schüler hinreichende Auskunft. Die beigegebenen 16 Tafeln unterstützen teils die einführenden Kapitel, teils dienen sie, wie z. B. die dankenswerte Wiedergabe moderner Landschaften aus den Gegenden des Zuges der Zehntausend, zur Illustrierung des griechischen Textes. Daß manche der Bilder in der Ausführung etwas dilettantisch geraten sind, fällt nicht sonderlich ins Gewicht; bei der Reproduktion der sog. „Alexanderschlacht" hätte dem Schüler verraten werden können, daß es sich um ein berühmtes Neapler Mosaik handelt. Die Karte am Schluß des Buches zeigt die Route der Katabasis leider nicht nach v. Hoffmeisters Berichtigung.

Die Erklärungen beweisen des Verf.s Bestreben, „dem Schüler in sprachlicher, lexikalischer und sachlicher Hinsicht maßvolle Unterstützung zu gewähren" und verraten die Hand des praktischen Schulmannes. Doch wird man I 1, 1 den Genetiv bei γίγνονται eher Genetiv des Ursprungs nennen, 3, 10 u. a. τὸ μέγιστον besser als Apposition zum Satze fassen, nicht als adv. Akk.; II 6, 1 befremdet bei ἀποτμηθέντες τὰς κεφαλάς die altmodische, sprachgeschichtlich unrichtige Erklärung „abgeschnitten in Bez. auf den Kopf", die man schon deswegen lieber vermeiden wird, um der Lächerlichkeit bei den Schülern zu entgehen. Wendungen wie I 2, 10 τὰ Λύκαια ἔθυσε oder VI 5, 23 μάχας νενικήκατε kann man nicht mehr als eigentliche *figurae etymologicae* bezeichnen. Von einem „tadellosen Druck", wie ihn der Herausgeber selbst in der Vorrede rühmt, kann leider insofern keine Rede sein, als in Text und Erklärungen zusammen etwa 40

Druckfehler noch der Verbesserung harren; die störendsten sind S. V Diora st. Diodora und S. 17 der Erklärungen ἑαυτον f. ἑαυτήν (ἡ στρουθός!). Trotz der erwähnten Mängel, denen unleugbare Vorzüge gegenüberstehen, sei die neue Ausgabe auch wegen des verhältnismäßig billigen Preises Lehrern und Schülern, letzteren vor allem zur Privatlektüre, anempfohlen.

Wien. Dr. Franz Hornstein.

Lateinische Sprüche. Von Dr. Rud. Dietrich, Oberlehrer in Rudolstadt. Zweite, vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig 1914. C. A. Kochs Verlagshandlung (H. Ehlers).

Eine nette Gabe, die geeignet ist, in Mußestunden reiche Anregung zu bieten. Der Inhalt gliedert sich in ein paar Abschnitte *de temperantia, de silentio* usw., schließlich noch Varia. Häufig ist eine kurze Angabe über den Fundort oder den Urheber geboten, nur wenige Sprüche scheinen uns nicht recht hereinzupassen; was soll ein Schüler mit (391) *Frisia non cantat* anfangen? Daß Parallelen aus anderen Sprachen beigegeben sind, ist nur zu billigen; sie werden das Interesse des Lesers steigern, besonders dort, wo Sprüche beigebracht werden, in denen allgemein menschliche Erfahrung niedergelegt erscheint. Doch mag der Herausgeber in der nächsten Auflage darin noch etwas weiter gehen, etwa so wie Ad. Kinzler, der in seinem „Klassischen Immergrün" (1900) überall eine sachliche, aber nicht zu breite Erläuterung bietet. Besonders ließen sich die Parallelen aus dem Griechischen noch um etliche Beispiele vermehren; wir setzen einige hieher: zum vielzitierten Spr. 27 wäre wohl die klassische Darstellung der Verleumdung in ihrer schädlichen und vergiftenden Wirkung hinzuzufügen, die Herodot VII 10 (gegen Ende) bietet: .... διαβολὴ γάρ ἐστι δεινότατον· ...... καὶ νομισθεὶς ὑπὸ τοῦ ἑτέρου κακὸς εἶναι; oder zu 32 das griechische: τὸν τεθνηκότα μὴ κακολογεῖν. Bei Spr. 78. könnte an Bismarcks Wahlspruch *patriae inserviendo consumor* erinnert werden. Erwähnung verdient zu 176 Schleiermacher: „es ist ein Beispiel gegeben, auf daß keiner verzweifle, aber auch nur eines, auf daß keiner sich in Sicherheit wiege." 244 griechisch: μεγάλη ἡ ἀλήθεια καὶ ὑπερισχύει; 475 lautet in Henses Text *otium* usw. statt *vita*. Wißbegierige Schüler würden geschichtliche Bemerkungen noch da und dort gern lesen: die Worte 482 gehören bekanntlich dem Schweden Oxenstierna. Ciceros Worte fam. V 12, 1 (Spr. 544) sind im Deutschen geläufiger: „Das Papier ist geduldig." Zu Spr. 588 (Terenz), den Herm. Usener als Wahlspruch des klassischen Philologen bezeichnete, würden wir als sehr passend noch hinzusetzen den Menandervers, der nicht erst in den letzten Jahren bekannt geworden ist: ὡς χαρίεν ἔστ' ἄνθρωπος, ὅταν ἄνθρωπος ᾖ. Ebenso zu Spr. 691 das griechische Original, sowie zu 765 (siehe auch 856): πατρὶς γάρ ἐστι πᾶσ', ἵν' ἂν πράττῃ τις εὖ (Aristoph. Plut. 1151). Noch könnte zu 861 Herod. VII 172 Verwertung finden, wie sich die Thessaler entschuldigen: ... οὐδαμὰ γὰρ ἀδυνασίης ἀνάγκη κρέσσων ἔφυ. Es sei noch bemerkt, daß Terenzverse nicht durchwegs nach der fortlaufenden Zählung angeführt sind. Schließlich möchten wir bei Spr. 882 (Martial) an zwei sinnverwandte Aussprüche Schopenhauers in den „Paränesen und Maximen" (Parerga und Paralipomena 29, Seite 504 und 538 Grisebach) erinnern.

So hätte der Schüler an den „Lateinischen Sprüchen" einen kleinen „Büchmann" und es wäre nicht der schlechteste Gewinn, den er aus ihnen ziehen könnte, fühlte er sich angeregt, der Lektüre in den alten Sprachen sein näheres Augenmerk zuzuwenden, die ihm so viele und oft gar nicht schwer zugängliche Wahrheiten bietet.

Iglau. A. Zweymüller.

---

1. **Heinrich Funck, Jung-Stilling und der Markgraf und Großherzog Karl Friedrich von Baden.** Die Pyramide, Sonntagsbeilage des Karlsruher Tagblattes, 1917, Nr. 16—17.

2. **Ludwig Goldhanns Vollendung von Hebbels „Demetrius“,** eingeleitet und herausgegeben von Emil Soffé, Brünn 1917, Fr. Irrgang. 22 S.

Der 100. Todestag Jungs gab den Anlaß zu zahlreichen Aufsätzen über den seltsamen Mann, der als Schriftsteller und berühmter Augenarzt von seinen Zeitgenossen hoch geschätzt wurde. Seine Tätigkeit im Badischen machte Direktor Funck in Gernsbach zum Gegenstande einer längeren Abhandlung auf Grund der im großherzoglichen Familienarchive zu Karlsruhe befindlichen Briefe Jungs an den Markgrafen, späteren Großherzog Karl Friedrich von Baden, wobei ein auch in Literaturgeschichten stehender Irrtum beseitigt wird. Jung war seit 1787 Professor an der Universität in Marburg a. L. und geriet wegen seiner stark mystischen Richtung daselbst in eine schiefe Stellung. Aber dies empfahl ihn dem badischen Markgrafen, dem „Mitanbeter Gottes“, wie ihn Lavater nannte, der ihn 1803 in sein Land berief. Jung lebte zuerst ohne Amt, mit einem badischen Jahresgehalt und mit dem Hofratstitel des Kurfürsten von der Pfalz ausgestattet, in Heidelberg und übersiedelte auf den Wunsch seines neuen Herrn 1807 nach Karlsruhe, um sich vorzüglich mit religiöser Volksschriftstellerei zu befassen. Karl Friedrich verlieh ihm den Titel eines Geheimrates und blieb ihm zeitlebens gewogen. Jung-Stilling starb, nachdem er noch 1815 Goethe bei sich gesehen, am 2. April 1817 in Karlsruhe.

Fr. Hebbel hat bekanntlich seinen „Demetrius“ unabhängig von Schillers Torso gestaltet, aber nur bis zur 8. Szene des 5. Aktes geführt. Ludwig Goldhann versuchte 1867 zuerst, das gedankenreiche, eigenartige Drama durch einen Schluß zu ergänzen, wovon zwei Handschriften vorhanden sind. Emil Kuh und Hebbels Witwe reichten das so vollendete Stück beim Burgtheater und, weil sich dort Friedrich Halm mit der Aufführung Zeit ließ, beim Hoftheater in Berlin ein, wo es am 10. Mai 1869 gegeben wurde. In Goedekes Grundriß V², 235 wird irrtümlich Kuh als Vollender des Hebbelschen „Demetrius“ bezeichnet. Schulrat Soffé stellt daher in seiner verdienstlichen Schrift den Umstand richtig und sucht auch Goldhanns Bearbeitung gegen R. M. Werners abfällige Kritik (in der Gesamtausgabe der Werke Hebbels 6, XXXVIII f.) zu verteidigen, meines Erachtens mit Glück, da Hebbels poetischer Realismus sicher den Ausschlag gibt gegenüber der rein „bühnenmäßigen“ Erwägung Werners. Die 13. Szene des Schlußaktes kann allerdings glattweg als überflüssig bezeichnet werden; es ist nach Soffés Urteil eine die Katastrophe abschwächende „Zutat“ des weicheren Goldhann. Im Anhange wird seine Ergänzung abgedruckt, in der sich S. 19 zwei leicht verbesserliche Druckfehler finden, nämlich Vers 3726 diesem statt „diesen“ und Vers 3729 **in** statt „ist“. Über L. Goldhanns Leben und Werke hat E. Soffé bereits 1896 eine tüchtige Arbeit veröffentlicht.

Innsbruck. S. M. Prem.

An unsere jüngste Wehr. Gedichte von Karl Merwart. Verlag von K. Fromme. Wien 1918. 8 S. Taschenformat.

Der Dichter, der sich außer verschiedenen wissenschaftlichen Schriften auch durch ernste und heitere Dichtungen einen Namen gemacht hat, begrüßt da Österreichs jüngste Wehr und feuert sie nicht nur zum Kampfe fürs Vaterland an, ermuntert sie, Strapazen aller Art

zu ertragen, gute Kameradschaft zu halten und brandmarkt Verrat und feige Fahnenflucht als scheußliche Verbrechen, sondern fordert sie auch zu echt deutscher Ritterlichkeit gegen gefangene und verwundete Feinde sowie gegenüber der Bevölkerung, namentlich den Frauen des Feindeslandes, auf. — Auch wegen seines ethischen Gehaltes verdient dieser Tyrtaeische Sang, auch nach den beklagenswerten Ereignissen, in recht viele Hände unserer Jugend zu kommen.

Wien. A. Stitz.

Französisch-Deutsches Gesprächsbuch von Cyprien Francillon. Sammlung Göschen Nr. 596. Berlin und Leipzig 1912. Geb. 80 Pf.

Das französisch-deutsche Gesprächsbuch von C. Francillon, das weit davon entfernt ist, die oft lächerlich gezwungenen Umgangsphrasen und Gesprächsthemen der Reisehandbücher zu wiederholen, entwirft in einer Reihe von teils Zwiegesprächen, teils Einzeldarstellungen ein Bild französischer Zustände und gibt in idiomatisch-französischer sowie meist auch in recht guter deutscher Ausdrucksweise die wichtigsten Redewendungen wieder, deren man sich in den verschiedensten Lebenslagen bedient. In 18 sehr anregenden Kapiteln werden die französische Sprache, beziehungsweise Spracherlernung, das Leben und Treiben auf der Eisenbahn, im Gasthofe, im Speisehause, ferner das Wetter, die Zeit, Alter und Gesundheit des Menschen, seine Charaktereigenschaften und sein Äußeres, seine Kleidung, sein Verkehr mit den Mitmenschen (Besuch, In den Läden), sein Leben in der Stadt, auf dem Lande, in der Schule, bei Spiel und Sport, bei Festlichkeiten und im Theater behandelt, während das letzte, 19. Kapitel einen kurzen Überblick über die politische und richterliche Einteilung Frankreichs, über seine Verfassung, sein Heerwesen und seinen Gewerbefleiß darbietet.

Der Druck des Büchleins ist recht sorgfältig. Das Fehlen eines Satzzeichens hin und wieder, Druckfehler wie S. 39 *sior* statt *soir*, S. 67: 1,45 et 1,20 = 1,65 statt 2,65, S. 110 *le représentation* statt *la* sowie die veraltete Wendung S. 66 *reconduisez monsieur et éclairez-lui* statt *éclairez-le* können bei einer Neuauflage leicht behoben werden.

Wien. Dr. R. Richter.

Dr. Hans Übersberger, Bulgarien und Rußland. Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 7. Oktober 1916 (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden, Bd. VIII, Heft 3). Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Dresden 1917.

Wer sich über die Anfänge des modernen bulgarischen Staatswesens belehren will, dem wird die kleine vorliegende Schrift des ausgezeichneten Kenners der osteuropäischen Geschichte willkommen sein; denn er findet hier alles Wesentliche in knappster Darstellung erörtert. Der Verf. beginnt mit den auf Bulgarien bezüglichen Beschlüssen des Berliner Kongresses, geht dann auf die Versuche Dondukow Korsakows ein, die Fürstenwürde seinem eigenen Hause zu verschaffen, erörtert die Entstehungsgeschichte der bulgarischen Verfassung, aus der einige der wichtigeren Punkte ausgehoben werden, und wendet sich dann der Geschichte des ersten bulgarischen Fürsten — Alexanders von Battenberg —, seinen Leiden, seinen Erfolgen und seinem Ausgange zu. Im Anhange finden sich in dankenswerter Weise die wichtigsten Literaturvermerke.

Graz. J. Loserth.

Gustav Roethe, Zu Bismarcks Gedächtnis. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Preis 70 Pf.

Diese bei der Bismarckfeier des Vereins für das Deutschtum im Ausland am 30. März 1915 gehaltene Rede gehört sicherlich in der großen Zahl der aus diesem Anlasse verhallten Festreden zu den besseren ihrer Art. In schwungvoller Sprache, offenbar ganz erfüllt von seinem Gegenstande, versteht es der Redner, sogar den Leser, der nicht mehr im Banne des lebendigen Wortes steht, noch zu fesseln.

Wien. B. Imendörffer.

Bernhard Ihringer, Frauenbriefe aller Zeiten. (Her. v. B. J.) Stuttgart 1912 (?), Carl Krabbe, Verlag Erich Gußmann.

Der Titel besagt ein wenig zuviel, insofern als der erste Brief der Sammlung aus dem Kreise Karls des Großen stammt. Die Antike, auch die alt- und neuorientalische Welt ist ausgeschlossen. Im übrigen aber breitet der Herausgeber einen reichen Schatz von Briefen verschiedenster Art vor uns aus. Ein 40 Seiten langer Anhang gibt die Quellen und biographische Notizen, eine Beigabe, die von größtem Werte ist und im allgemeinen allen billigen Anforderungen entspricht. Nur selten wünschte man hie und da eine noch ausführlichere Erklärung. Die Briefe selbst sind natürlich subjektiv ausgewählt; bei einigen ist der Herausgeber besonderen Grundsätzen gefolgt, so, wenn er einige Briefe den unverläßlichen Werken des Vielschreibers Leti entnimmt oder die zweifellos gefälschten Briefe der Ninon Lenclos aufnimmt, weil sie den Geist der Zeit atmen. Sonst sind es durchwegs nur sicher authentische Briefe. Es wurden möglichst verschiedene Stände berücksichtigt, aber freilich naturgemäß überwiegen die oberen weitaus. Karls des Großen Schwester und Tochter, Heloise, die hl. Katharina v. Siena, Isotta v. Rimini, Lucrezia Borgia, Anna Boleyn, Königin Elisabeth und Maria Stuart, Luthers Witwe, die Schwester Marianna Alcofarado, die Vallière, Maintenon (dagegen nicht die Mad. de Sévigné), Liselotte, diese Auswahl gibt einen schwachen Begriff von der Mannigfaltigkeit des Inhalts. Mit dem 18. Jahrhundert beginnt die literarische Welt gewaltig zu überwiegen. Katharina II. und — merkwürdigerweise — Maria Luise v. Österreich (während bedeutendere Fürstinnen, wie Viktoria v. England, übergangen sind) machen noch eine Ausnahme. Manche dieser Briefe sind von großem Interesse, alle bieten für diese oder jene Seite des Frauenlebens einen Beitrag.

Interessant ist dabei die unendliche Vielseitigkeit der in den Briefen der neueren Zeit behandelten Themen im Gegensatz zu der Gebundenheit früherer Zeit, ein Gegensatz, der sich hier vielleicht noch schärfer aufdrängt als bei Briefen von Männern aus denselben Zeiten. Die Sammlung ist jedenfalls ein sehr wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte der Frau und dadurch der Menschheit überhaupt[1]).

Teschen. Dr. M. v. Landwehr.

Dr. Johann Weber, Über Zukunftsreligion. Sonderabdruck aus dem Programm der Staatsrealschule in Aussig. 1915/16. 10 S.

Fast in der Mitte des Referates über den Geist der sogenannten „Zukunftsreligion" wirft der Verf. die Frage auf, ob die Ansicht be-

[1]) Die gegenwärtige Anzeige ist leider sehr verspätet; sie wurde im Jahre 1914 eingesandt und ist aus Raummangel so lange liegen geblieben.

rechtigt sei, die studierende Jugend mit diesem Gegenstande bekannt zu machen. Die Antwort wird kaum für alle Verhältnisse die gleiche sein. Sie wird bejahend lauten, wenn in den Schülern der obersten Klassen ein besonderes Interesse an dem Gegenstand „Religion" wahrgenommen wird. Wir dürfen uns selbst aber darüber nicht täuschen. Vor drei Jahren hat Prof. Dr. Friedrich Klimcke religiös-wissenschaftliche Vorträge im mittleren Saale des Wiener Konzerthauses angekündigt und dabei die modernen Anschauungen über Religion in den Bereich der Erörterungen gezogen. In einer Großstadt finden sich Hunderte, die über die Bewegung der Gegenwart, an Stelle des dogmenreichen Christentums eine auf natürlicher Grundlage stehende „Menschlichkeitsreligion" zu setzen, unterrichtet sein wollen, Leute, die zumeist selbst schon, den Weg zur Gottheit zu finden, versuchten und, irre geworden an dem erlösenden Ausgange, die Erklärung ihres bisherigen Mißerfolges hören wollen. Im Verhältnis zur Bevölkerungsmenge sind diese Lernbegierigen nur ein sehr schwacher Bruchteil. Diese Wahrnehmung dürfte für die Religionslehrer ein Fingerzeig sein, derlei Erörterungen als ein Privatissimum zu betrachten. Die verschiedenen Theorien, ohne geoffenbarte Religion den etwaigen Bedürfnissen zu genügen, der technischen Kultur den ersten Platz einzuräumen und die Gesundheitslehre zur Grundlage aller Tugenden zu machen, sind nicht für jeden leicht faßlich und könnten daher mißverstanden werden. Augenblicklich darf die Trostlosigkeit der sozialen Not nicht noch durch Erörterungen über „Zukunftsreligionen" gesteigert werden; nur eine Vertiefung der christlichen Ideen kann dem drohenden Zusammenbruche der Kultur begegnen. Es wäre zu wünschen, daß die in den Anmerkungen enthaltenen Verweise auf die einschlägigen Werke künftig verständlich gehalten werden; einzelne Anmerkungen, wie beispielsweise: „B.-K. 1908. S. 160." sind völlig unklar. Zum vollen Titel eines Werkes gehört immer das Jahr des Erscheinens. Der Druck ist zwar korrekt, aber auffallend klein und dürfte auf Rechnung der Papiernot zu setzen sein.

Wien. G. Juritsch.

Dr. Josef Jakob, Lehrbuch der Arithmetik für Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen. Schlüssel. Die Theorie in Frageform und die Resultate der Aufgaben. I. Teil: für die 1.—3. Klasse. Preis geb. 2 K. Wien, 1913. Deuticke.

Diese Form eines „Schlüssels" zu einem „Lehrbuche mit Aufgaben" ist neu. Der Parallelismus zwischen Lehrbuch und Schlüssel ist formell und inhaltlich bis auf die Paragraphenzahlen und die Überschriften vollständig und übersichtlich durchgeführt. Das Wesentliche des in der „Arithmetik" enthaltenen Lehrstoffes wird teils in katechetischer Frageform, teils in Form von Denkaufgaben zusammengefaßt und so der Schüler zum selbständigen Erarbeiten herausgefordert. Die Gefahr einer solchen Darstellung für die Unterstufe liegt in der Schwierigkeit für den Schüler, begriffliche Definitionen zu geben, wenn ihm solche selbständig und in strenger Form zugemutet werden, wobei erfahrungsgemäß entweder gar nichts, Tautologien oder Zirkel herauskommen. Fruchtbar sind solche Fragen, welche auf Charakteristik, auf Vergleiche oder Unterscheidungen, Grund und Folge, auf Beibringung von Beispielen, Aufzählung von Anwendungen, genetische Definitionen u. dgl. zielen. J. hat als erfahrener Schulmann diese Gefahr sehr wohl gekannt, ist darum auch mit Fragen, wie: „Was ist?", „Was versteht man unter?" sehr sparsam umgegangen und stellt diese nur dort, wo die Definition aus dem Lehrbuche wörtlich oder mit leichten sprachlichen Zusammenfassungen oder Umstellungen entnommen werden kann. Anregender sind Fragen, wie: „Worin besteht das Wesen?", „Welchen Zweck hat?",

„Worin besteht der Wert?“, „Wie drückt man aus?“, „Welche Formen kennen wir?“ u. ä., auf welche der Lehrer nach einiger Überlegung befriedigende Schülerantworten erwarten kann. Am wertvollsten sind die überall naheliegenden Denkaufgaben, mit denen der Lehrer den dem Schüler sich von selbst aufdrängenden Fragen und Zweifeln entgegenkommt und den theoretischen Inhalt des Lehrbuches verdichtet. Durch Warnung vor Fehlschlüssen und Fehlgängen sowie durch kurze Winke: „Merke!“, „Vergiß nicht“ u. ä. wird der Lehrstoff dem Gedächtnis des Schülers noch fester eingeprägt und zu seinem sicheren Eigentum gemacht. In dem Verkehre mit dem Schüler bedient sich der Verf. durchwegs des vertraulichen „Du“ und verläßt nur selten die kindliche Gedankenfolge und Ausdrucksweise.

Die „Lösungen“ der Aufgaben des Lehrbuches enthalten durchwegs nur die nackten Resultate; Anleitungen zur Ausführung werden nicht gegeben, weil solche auch nicht notwendig sind.

Ref. weiß sich im allgem. nach Inhalt und Form des „Schlüssels“ in voller Übereinstimmung mit dem Verf. und erwartet zu demselben auch die Zustimmung aller denkenden Fachlehrer. Nur in ein paar Einzelheiten ist er abweichender Meinung. Als zu allgemein erscheinen ihm die Fragen: § 7. 2, § 11. 2, § 15. 2, § 21. 7: „Durch welche Eigenschaft ist bei einer Addition (Subtraktion ....) die gesuchte Zahl gekennzeichnet?“ Die Mahnungen (§ 7. 7, § 11. 7, § 15. 7, § 21. 12: „Merke, 7+5 (6—2, 6×5, 8:2) bedeutet nicht, es sollen zu 7 Einheiten 5 Einheiten hinzugezählt (Von 6 Einheiten 2 Einheiten weggenommen ....) werden, sondern das Ergebnis dieser Tätigkeit“, verlangen vor allem von dem Durchschnitts-Zehnjährigen eine zu tiefliegende Unterscheidung. Überdies können diese Ausdrücke tatsächlich nicht nur Resultate der Addition, Subtraktion ... also Zahlen, sondern auch die Tätigkeit der Addition, Subtraktion ... selbst bezeichnen. Gewiß bedeutet z. B. 6—2 in einer G l e i c h u n g wie: 6 — 2 = 4, unter allen Umständen eine Zahl, weil eine Operation nicht einer Zahl gleichgesetzt werden kann; dagegen wird man z. B. bei A u f g a b e n ebensogut sagen können: „Führe die D i v i s i o n 28 : 7 aus“, wie „welchen Wert hat der Quotient 28 : 7?“ Ja, solange nicht feststeht, ob eine Aufgabe eine Lösung hat, ist die Auffassung obiger Ausdrücke als O p e r a t i o n e n ganz besonders naheliegend gegenüber der von Resultaten. Tatsächlich wird der Verf. selbst seiner Festsetzung bald untreu und nennt schon in § 11. 8. 6—2 eine Subtraktion (nicht Differenz!) und fragt § 21. 4. nach der Probe der Division 6:2! Im Lehrbuche heißt er S. 20: 4 + 4 + 4 usw. Additionen, dagegen 8 . 5 ... Produkte usw.! ein Beweis, wie oft beide Bedeutungen, das *facere* und das *factum*, durcheinanderlaufen.

Die Fragen § 10. 2, § 14. 2, § 20. 2: „Warum beginnt der Unterricht nicht gleich mit dieser einfachen Weise, sondern mit dem in § 7 (§ 11, § 15) gelehrten längeren Verfahren?“ gehören doch wohl nur für den Lehrer. Als nicht glücklich, schon wegen zu leichter Verwechslung, muß Ref. die auch im Lehrbuche eingeführte Bezeichnung: E, Z, H, T... für dekadische und 𝔷, 𝔥, 𝔱, ... für dezimale Einheiten ablehnen. Die Zeichen **z, h, t** ... an Stelle der letzteren sind auch handsamer und empfehlen sich nach dem Assoziationsgesetze der Ähnlichkeit. Endlich muß sich Ref. noch aussprechen gegen die auch in den Lehrplänen nicht begründete und von keinem anderen Verf. geübte, allzu weitgehende Beschränkung der allgemeinen Arithmetik in der III. Klasse auf ganze, positive Zahlen. Nachdem dem Schüler schon die gebrochenen und relativen Zahlen bekannt geworden sind, mit denen das Rechnen *cum grano salis* ganz nach denselben Gesetzen erfolgt wie mit den natürlichen Zahlen, verdient eine Arithmetik der letzteren kaum mehr den Namen einer allgemeinen, trotz der allgemeinen Zeichen, da bei jeder Aufgabe mit inversen Operationen der Vorbehalt der eindeutigen

Ausführbarkeit gemacht werden muß und der Schüler schon weiß, daß diese Voraussetzung in der Mehrzahl der Fälle erst im rationalen Zahlenbereiche erfüllt ist und daß er bei jedem Schritt und Tritt den Fußangeln der gebrochenen und negativen Zahlen begegnet. So kommt es denn beispielsweise auch, daß der Verf. § 105. 2. an den Schüler die in einer allgemeinen Arithmetik gewiß recht befremdende Frage richten muß: „Warum muß bei der Berechnung des Ausdruckes a + 2 x — 5 x diesem zuerst die Form a — 5 x + 2 x gegeben werden?" Und doch ist selbst diese Transformation wieder nur zulässig, wenn a > 5 x vorausgesetzt wird!

Ein paar kleine Verstöße wären leicht gutzumachen: S. 38. § 65. 2. muß es statt „in dreifacher Weise" lauten: „in dreierlei Weise".

S. 44, § 75. 1 statt „die Aufgaben" gehört: „diese Aufgaben". S. 62. 9 werden den ganzen Zahlen die gebrochenen oder relativen gegenübergestellt.

Druckfehlern begegnete Ref. auf S. 8. § 18. 5: statt „bekannte" soll es heißen „benannte" Zahlen, S. 46. § 77. 3. dritte Zeile: „diese" statt „dies", S. 49 „§ 81" statt „§ 8", S. 58, „§ 95" statt „§ 9".

Von leicht zu vermeidenden Fremdwörtern wären zu verdeutschen: „Mechanisch" S. 3, § 8 und S. 11, § 22. 2. „Rechenoperationen" S. 8, § 18. 3, S. 2, § 35. 1 und 2. „Korrekt" S. 11, § 22. 2.

Der „Schlüssel" wird allen Lehrern und Schülern ein willkommener Behelf beim Unterrichte und beim Gebrauche des Lehrbuches sein.

Bozen, 17. Februar 1917. Dr. Alois Lechthaler.

Das Deutschtum im Ausland vor dem Weltkrieg. Von Robert Hoeniger. 2. Auflage. Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Verlag B. G. Teubner in Leipzig. Geb. 1 M. 50 Pf.

Das nunmehr in zweiter Auflage vorliegende Werkchen des um das Auslandsdeutschtum hochverdienten Verf.s bietet, wenngleich auch die völlig neue Lage, die der Ausgang des Weltkrieges geschaffen hat, manches von dem, was darin enthalten ist, umgestoßen hat, noch immer des Unterrichtenden und Anregenden genug. Auf engstem Raume ist hier eine wirklich umfassende Darstellung des Deutschtums außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches geboten. Da nun gerade der eben erfolgte Zusammenbruch der Mittelmächte für die Deutschen auf der ganzen Erde von weittragenden Folgen sein wird, kann das Studium der Frage des Auslandsdeutschtums nicht genug empfohlen werden. Zur Einführung in den Gegenstand wird dabei das vorliegende Büchlein die besten Dienste leisten. Freilich ist vieles überholt. So namentlich ist die Stellung des österreichischen und des ungarischen Deutschtums heute eine ganz andere als vor dem Kriege. Daraus werden der Pflege des Auslandsdeutschtums denn auch neue und schwere Aufgaben erwachsen. Sobald die Verhältnisse hier geklärt sein werden, wird sich eine neue, dritte, Auflage des Büchleins als nötig erweisen, die sicherlich unter der kundigen Hand Hoenigers abermals verläßliche Weisungen bieten wird.

Wien. B. Imendörffer.

N. Krebs, Das österreichisch-italienische Grenzgebiet. 6. Heft der von Dr. A. Hettner herausgegebenen „Kriegsschauplätze". B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1918. 46 S.

Die Arbeit muß von dem Gesichtspunkte aus betrachtet werden, daß sie am 17. Juli 1915 abgeschlossen wurde. In Klammern sind dem Texte Zusätze aus dem Jahre 1917 beigefügt. Der Verf. behandelt

die historische und nationale Entwicklung Südtirols, bespricht die geographischen Grenzen dieses Gebietes im Vergleiche mit der Staatsgrenze, erörtert den Charakter des Kriegsschauplatzes im Gebirge und wendet sich hierauf der Grenze in den Karnischen und Julischen Hochalpen sowie in den Julischen Voralpen und in Friaul zu. Er beschäftigt sich sodann mit der historischen und nationalen Entwicklung der Görzer Grenze und schließt mit einer Würdigung des Kriegsschauplatzes im Karste und in der friaulischen Ebene.

Innsbruck. J. Müllner.

V. Löwenhaupt, Der große Krieg in Zahlen. Eine Ergänzung zu den Rechenbüchern. Mit 2 Abb. 44 S. Teubner, 1916. Geh. 70 Pf.

Der Verf. will in den 135 Aufgaben, die dieses Büchlein enthält, die durch den Krieg so bedeutungsvoll gewordenen mannigfachen Fragen dem Verständnis der Schüler näher bringen. Zu diesem Zwecke werden die Aufgaben in Gruppen zusammengefaßt, denen kurze Bemerkungen vorausgeschickt werden; in dieser Art werden zunächst die Nahrungsmittel und ihre Preise, dann die durch den Krieg verursachten großen Geldfragen besprochen, ferner werden die Handelsverhältnisse, die Beschaffung von Kohle und Petroleum, die verschiedenen Betätigungen der Kriegsfürsorge behandelt und schließlich einige Daten betreffend die Heere, die Flotten und die Kriegsführung in Form von Aufgaben zusammengestellt. Die vorausgesetzten mathematischen Kenntnisse übersteigen im allgemeinen nicht die der beiden untersten Klassen unserer Mittelschulen mit alleiniger Ausnahme der 132. Aufgabe, die auf die lebendige Kraft einer abgefeuerten Panzergranate Bezug nimmt, die aber sehr eingehend vorbereitet wird.

Wien. K. Wolletz.

Astronomischer Kalender für 1917. Herausgegeben von der Sternwarte zu Wien. 36. Jahrgang. Wien. Verlag von C. Gerolds Sohn, III., Gärtnergasse 4. 149 S.

Bis auf einige kleine, den astronomischen Teil des Kalenders nicht berührende Änderungen ist der vorliegende Jahrgang der Form nach ein unveränderter Abdruck des vorhergegangenen für das Jahr 1916. An wissenschaftlichen Beilagen enthält er außer dem jährlich wiederkehrenden Bericht über die vom 30. September 1915 bis 1. Oktober 1916 gemachten Neuentdeckungen von Planeten und Kometen einen interessanten Aufsatz des Assistenten der Sternwarte, Dr. Adolf Hnatek, unter dem Titel „Zur Spektralanalyse der Fixsterne“. Aus dessen Inhalt sei besonders die hübsche Darstellung der neuen Einteilung der Spektraltypen der Fixsterne, die sich von der älteren von Vogel herrührenden wesentlich unterscheidet, hervorgehoben.

Wien. S. Oppenheim.

Astronomischer Kalender für 1918. Herausgegeben von der Sternwarte zu Wien. 37. Jahrgang. Wien und Leipzig. Druck und Verlag von Carl Gerolds Sohn. 144 S. 8°.

In dem astronomischen Teile des Kalenders ist keine Veränderung vorgenommen worden. Es genüge daher bloß der Bericht über den dem Kalender beigeschlossenen interessanten Aufsatz des Dr. Holetschek. Verf. erzählt uns in ihm von zwei Streitfragen aus antiker Zeit, über die Farbe des Sirius und den Stern der Magier.

In dem uns von Ptolemäus überlieferten Sternkatalog des Hipparch wird Sirius als ein roter Stern bezeichnet. Ebenso zählt ihn Seneca in seinen „*Quaestiones naturales*“ zu den roten Sternen, während ihn die arabischen Astronomen als weiß schildern und er gegenwärtig der weißeste Stern des Himmels ist. Wie ist dieses Rätsel zu erklären? Schiaparelli zieht in seiner Schrift, *Rubra canicula* 1896, die Verläßlichkeit in den Angaben der alten Schriftsteller oder wenigstens die Richtigkeit ihrer Deutung in Zweifel und gelangt damit zu der Folgerung, daß die zwei erwähnten Stellen nicht ausreichen, die angebliche rote Farbe des Sirius als zurechtbestehend anzusehen. See dagegen ist von ihrer Richtigkeit so sehr überzeugt, daß er aus diesem einen Fall des Farbenwechsels eines Sternes ein allgemeines Gesetz für den Farbenwechsel aller roten Sterne ableitet. Holetschek selbst führt uns durch Aufzählung anderer Beispiele aus den astronomischen Aufzeichnungen griechischer und römischer Schriftsteller zu der Ansicht, daß eher die Ausführungen Schiaparellis als die richtigen zu bezeichnen sind als die von See.

Das Gleiche gilt von dem Stern des Evangeliums, durch den die Weisen aus dem Morgenlande nach Jerusalem und sodann nach Bethlehem geführt worden sind. Schon zu wiederholten Malen sind Versuche gemacht worden, diesem Sterne auf astronomischem Wege beizukommen, einerseits um seine Natur wissenschaftlich festzustellen, anderseits um dadurch die Zeit der Geburt Christi festzulegen. Aber stets ohne Erfolg und ein solcher wird nie eintreten, denn der Stern der Weisen ist in keine Klasse bekannter Himmelskörper einzureihen.

Wien. S. Oppenheim.

Unser Seelenleben im Kriege. Psychologische Betrachtungen eines Nervenarztes. Von Dr. Wilhelm Stekel (Wien). Verlag Otto Salle, Berlin 1916. Preis 2 M.

Das Buch des bekannten Wiener Nervenarztes und Psychoanalytikers umfaßt in zwangloser Reihenfolge 14 populär gehaltene Betrachtungen, die durch manche interessante Beobachtung und Beurteilung von Tatsachen aus dem Seelenleben im Kriege anregen, ihrem geistigen Gehalte nach aber leider sehr ungleichwertig sind. Neben ganz wertvollen psychologischen Studien wie „Wechsel der Stimmungen“, „Das Gerücht“, „Echte und falsche Kriegsneurosen“ steht Verfehltes wie „Der Verräter“ und „Die Gefangenenliebe“. Die psychologische und neuropathologische Grundlegung des Verf.s ist denn doch für die Erklärung so komplizierter politischer und sozialer Fragen nicht genug tragfähig. Es geht nicht an, das Verhalten Italiens mit dem einen Begriff „Judasneurose“ erklären zu wollen, worunter der Haß des Inferioren gegenüber dem im Geheimen bewunderten Überlegenen verstanden werden soll. Überhaupt leidet die ganze Einstellung des Verf.s zu den behandelten Fragen unter einer zu weit gehenden Ausdehnung des Begriffes Neurose. „Als ich lernte, in die Tiefen der Menschenseele zu blicken, merkte ich mit Erstaunen, daß es so viele Erlöser unter uns gibt. Ich nannte diesen Typus die Christusneurose. Es sind Menschen, welche das Bedürfnis haben, zu predigen und neue Lehren zu verkünden; sie wollen die Menschheit verbessern und aus der Not erretten, sie wollen Wunder wirken und den Verlorenen zur ewigen Seligkeit helfen“ (S. 40). Es ist natürlich zutreffend, daß es Neurotiker gibt, bei denen die Krankheit die Vorstellung des Erlöserwahns angenommen hat. Aber schließlich werden auch alle jene, durch die auf Erden wahrhaft Großes geschaffen wurde, leidenschaftliche Bekenner und Prediger. Sind sie auch den Neurotikern beizuzählen? Man müßte es fast für die Meinung des Verf.s halten, wenn

man S. 71 liest: „Der Künstler ist immer ein Neurotiker, der seine psychischen Konflikte im Schaffen zu lösen versucht.“ Sofern der Künstler Konflikte erlebt und im Schaffen löst und sich so von ihnen löst, ist er noch kein Neurotiker; Neurose ist erst der gar nicht oder unvollständig zum Austrag gelangte und daher habituell gewordene Konflikt. Als verfehlt erscheint mir auch das meiste in dem Abschnitt „Die Gefangenenliebe“. Daß „das Fremde, Unbekannte, Geheimnisvolle“ die Frau lockt und manche Mädchen und Frauen zu den Gefangenen zieht, mag zutreffen, auch in dem, was S. 66 von dem „Kampf der Geschlechter“ gesagt wird, steckt vielleicht noch ein Körnchen Wahrheit, ganz unwahrscheinlich aber klingt, daß in der Gefangenenliebe der instinktive Trieb nach Versöhnung zu suchen sei. Im höchsten Maße bestreitbar aber ist der Erfolg, den sich der Verf. von diesen „Rassenkreuzungen“ erwartet: „Dadurch, daß Menschen geboren werden, welche die Instinkte verschiedener Nationen in sich tragen, muß es dann Friedensapostel auf der ganzen Welt geben. Denn jeder dieser Kreuzlinge wird trachten, sich mit seinen beiden Komponenten auszusöhnen und muß dies Bestreben eines Kompromisses, ob er will oder nicht, auf seine Weltanschauung übertragen“ (S. 67). „So sehe ich in der Liebe zu den Gefangenen auch die Vorboten einer kommenden Liebe zwischen den Völkern. Die Frauen fühlen ihrer Zeit voraus. Sie ahnen die Liebe der Zukunft und überwinden den Haß der Gegenwart. Doch der Staat scheint für diese psychologischen Ausführungen kein großes Verständnis zu haben. Er sperrt die Gefangenen in sichere Lager und läßt sie von Stacheldraht umgeben, der mit hohen elektrischen Strömen geladen ist. Und um das Lager kreisen die ewigen Ströme weiblichen Begehrens...“ (S. 68f.). Aber es ist durchaus nicht sicher, daß die gegensätzlichen Komponenten nach Ausgleich drängen werden oder daß zumindest in so vielen Fällen dieser Ausgleich so glücklich von statten gehen werde, daß daraus ein zielsicheres und kraftvolles Wollen dieser „Friedensapostel“ hervorgehen wird. Ob da nicht eher auf dem Grunde der Seele dieser „Kreuzlinge“ die „Rassenkreuzungsneurose“ lauern wird? Jedenfalls spricht die häufige Behandlung der tragischen Wendung dieses Problems in der Literatur mit ebensoviel Wahrscheinlichkeit für einen ungünstigen Ausgang (vgl. Heinr. Mann „Zwischen den Rassen“). Und was soll dieser Schluß des Abschnittes, was hätte denn der Staat nach der Meinung des Verf.s wohl tun sollen?

Wertvoll ist u. a. der Hinweis auf die der permanenten Erregung folgende Lähmung (S. 15ff.), gut gelungen die Unterscheidung der verschiedenen Typen der „Gerüchtausträger“ (S. 19ff.), lehrreich die klare Beurteilung der „Kriegsneurose“, wonach der Krieg in der überwiegenden Mehrzahl von Fällen als „Krankheitsauslöser“, nicht als der „Krankheitserreger“ wirkt. Eine feine Beobachtung legt der Verf. S. 110 einem Kranken, der von einer Granate verschüttet war und seither an Schlaflosigkeit leidet, in den Mund: „Ich habe bei meiner Verwundung dem Tode ins Auge gesehen. Ich stand vor den Pforten des ewigen Schlafes. Nun merke ich, daß meine Erregung eigentlich eine heimliche versteckte Angst ist. Die Angst vor dem tiefen Schlaf, aus dem man nicht mehr erwacht.“ In dem Abschnitt „Der Steckschuß“ verbirgt sich, schön erzählt, eine nachdenkliche Novelle; schade, daß sie der Verf. durch eine wenig geschmackvolle Einkleidung verunstaltet hat: „Ich saß gelangweilt im Kaffeehaus und blätterte in illustrierten Zeitschriften. Daß die Wagneropern auch so lange dauern! Was für Pflichten man als Familienvater hat!“ Schließlich aber ist die „Götterdämmerung“ doch noch früh genug zu Ende, um dem Verf. den Vorwand zu liefern, uns die Erklärung der inzwischen erzählten merkwürdigen Begebenheit vorzuenthalten. Wie viel feiner

wäre es gewesen, auf diesen *deus ex machina* zu verzichten und die ganze Geschichte (was auch die Einleitungssätze überflüssig gemacht hätte) in eine nachdenkliche Stimmung ausklingen zu lassen, die durch plump zugreifende rationalistische Erklärung zu zerstören ohnehin der künstlerische Takt verbot; so hat es ein Meister der Novelle, Ferd. von Saar, in ähnlichem Falle („Die Geigerin") gemacht.

Bemerkenswert ist die zweimalige zum Teil sehr scharfe Polemik gegen Freud (S. 89 und 161 f.). Wohl durch einen fatalen Druckfehler ist S. 150 zweimal vom „Hypokratischen Gesicht" die Rede.

Wien. Dr. Richard Meister.

Programmschau.

Dr. Walter Bodenstein, Der Einfluß von Herders Abhandlung „Über den Ursprung der Sprache" auf die Grammatiker seiner Zeit. Programm des Obergymnasiums in St. Pölten 1912.

Der Verf. gibt eine knappe, aber klare und gut orientierende Übersicht über Herders Ansichten von Wesen, Entstehung und Entwicklung der Sprache und über das Fortwirken Herderscher Gedanken in Joh. Christ. Adelungs „Lehrgebäude der deutschen Sprache" und in Aug. Ferd. Bernhardis sprachphilosophischen Arbeiten. Hiebei wird ebenso wie auf Übereinstimmungen auch auf die bemerkenswerten Abweichungen, die sich aus den wissenschaftlichen Zielen sowie aus der verschiedenen Stellung zu den gleichzeitigen Literaturströmungen und philosophischen Richtungen (Rationalismus, Romantik, Kantische Philosophie) ergeben, in zutreffender Weise Bedacht genommen. Das zunehmende Interesse an den sprachphilosophischen Problemen bringt es mit sich, daß auch den älteren Vertretern dieser Forschung im Zeitalter der „Entstehung der Geisteswissenschaften in Deutschland" Beachtung zuteil wird; in dieser Hinsicht bietet die Abhandlung eine nützliche Einführung in die Ansichten Adelungs und Bernhardis.

Wien. Dr. Richard Meister.

Frida Ruckgaber, Forschungen über die Anfänge der Renaissance. 11. Jahresbericht des Lyzeums der Stadt Znaim über das Schuljahr 1915/16.

Abhandlungen wie die vorliegende, die auf sechs Seiten die Forschungen über die Anfänge der Renaissance darstellen will und weder die der Verfasserin bekannte Literatur ihren Hauptpunkten nach richtig wiedergibt, wie dies bei Erwähnung von K. Neumanns Aufsatz „Byzantinische Kunst und Renaissancekultur" geschieht, noch die wichtigsten Forschungen auf diesem Gebiet, wie die von Konrad Burdach kennt, sollten nicht geschrieben werden.

Wien. R. Wolkan.

J. C. Rief, Nachlese zu „Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Karthäuserklosters Allerengelberg in Schnals. XI. Programm des öffentlichen Obergymnasiums der Franziskaner zu Bozen 1915. S. 419—441.

Josef Cal. Rief, der die Geschichte des Karthäuserklosters Allerengelberg förmlich zu seiner Lebensaufgabe machte, ist, wie man dem in dem vorliegenden Programm enthaltenen Nachruf aus der Feder seines

Kollegen Arsenius Noggler entnimmt, am 17. April 1915 gestorben. Was der Nachruf betont, daß die 10 Programmarbeiten, die der obigen vorausgegangen waren, als mustergültig für Urkundenregesten bezeichnet werden dürfen, wurde auch von dem Ref. wiederholt angedeutet und kann auch von der vorliegenden Nachlese gesagt werden, die Auszüge aus Urkunden für das Kloster von 1293—1541 enthält. Der Herausgeber konnte nicht feststellen, ob die Nachlese vollständig ist; wie es den Anschein habe, wollte der Sammler seine Nachlese nur bis 1549 führen. Diese hat wie die früheren Stücke ihre Bedeutung vornehmlich für die Orts- und Wirtschaftsgeschichte. Von allgemeiner Bedeutung ist Nr. 1555.

Graz. J. Loserth.

Fr. Časa, Ein besonderes Kegelschnittbüschel in elementarer Behandlung. Jahresbericht der 2. deutschen Staatsrealschule in Brünn 1915/16, 6 S. und Figurentafel. 8°.

Der vorliegenden Abhandlung werden solche ebene Schnitte des allgemeinen (schiefen) Kegels zu Grunde gelegt, die durch zwei feste Punkte seiner Leitlinie gehen, und die wichtigsten Eigenschaften der sich hiedurch in der Projektion ergebenden Kegelschnitte auf einfachem und leicht verständlichem Wege abgeleitet. Aus dieser kleinen, doch ganz selbständigen Arbeit geht wieder einmal deutlich hervor, welch vortreffliche Dienste die Darstellende Geometrie, besonders mit ihrem Lehrstoff für die sechste Klasse der Realschule, dem Unterrichte der analytischen Geometrie in der nächsthöheren Klasse zu leisten vermag. Um nur eines zu erwähnen, weist Ref. auf die unschätzbaren Vorteile hin, die dem letzteren Unterrichte durch die Übernahme der Krümmungskreis-Konstruktionen aus der Darstellenden erwachsen, wodurch viel mehr erreicht wird, als dies durch die bloße Ableitung der Gleichungen der Krümmungskreise für die einzelnen Kegelschnittlinien möglich ist.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Eingesendet.

Bericht über die im „Eranos Vindobonensis“ in den Jahren 1917/18 und 1918/19 gehaltenen Vorträge.

1917. 25. Oktober: Kustos Dr. E. Groag sprach über die Kaiserrede des Aristides. — 8. November: Prof. Dr. K. Prinz sprach über Ovids Remedia amoris (vgl. Wiener Studien XXXIX, 91 ff., 259 ff.). — 22. November: Prof. Dr. E. Nowotny behandelte „Römerspuren nördlich der Donau“. — 13. Dezember: Mommsenfeier. Prof. Dr. H. Schenkl legte einige für die Gegenwart interessante Stücke aus dem Briefwechsel zwischen Mommsen und Karl Schenkl vor. Prof. Dr. W. Kubitschek hielt den Festvortrag „Mommsens Bedeutung für die Münzforschung“. — **1918.** 14. Februar: Kustos Dr. Artur Haberlandt besprach „Volkskundliches aus Homer“ (vgl. dieses Heft der Zeitschrift S. 529 ff.). — 14. März: Sekretär Dr. Camillo Praschniker machte „Archäologische Mitteilungen aus Albanien“. — 2. Mai: Prof. Dr. Ludw. Radermacher hielt einen Vortrag „Zur patristischen Literatur“. — 6. Juni: Prof. Dr. G. A. Gerhard behandelte den Ursprung der griechischen Tragödie. — 20. Juni: Nach einem Nachruf für den verstorbenen Reg.-Rat Josef Zycha besprach Priv.-Doz. Dr. N. Reich Ägyptische privatrechtliche Papyrusurkunden.

1918/19.

1918. 14. November: Prof. Dr. H. Schenkl hielt einen Vortrag „Aus der Rhetorenschule des 4. Jahrhunderts n. Chr.“ (vgl. Sitzungsbericht der Wiener Ak. phil. hist. Kl. 192, 1.). — 28. November: Mommsenfeier. Prof. Dr. Alfons Dopsch hielt die Festrede über „Römisch-germanische Kulturzusammenhänge“ (Zeitschrift f. d. öst. Gymn. LXIX. 129 ff.) — **1919.** 9. Januar: Prof. Dr. R. Meister (Graz) behandelte „Das Ergebnis in Platos Laches“. — 20. Februar: Prof. Dr. W. Kubitschek hielt einen Nachruf auf Adolf Bauer. Sodann legte er die Neuausgabe von C. I. L. I vor. Prof. Dr. E. Nowotny gab Beiträge zur Sacherklärung bei Caesar. — 6. März: Prof. Dr. E. Nowotny führte seinen Vortrag zu Ende. Prof. E. Vetter behandelte lateinische Etymologien. — 20. März: Reg.-Rat Dr. S. Frankfurter legte neue Literatur vor. Oberstl. G. Veith besprach „Aktuelles zu Caesars Feldzug in Albanien“. — 8. Mai: Prof. E. Vetter legte wieder neue lateinische Etymologien vor. — 22. Mai: Priv.-Doz. Dr. C. Praschniker behandelte zwei mittellateinische Inschriften in Albanien. Direktor Dr. S. Frankfurter: Neue Literatur. — 5. Juni: Prof. Dr. E. Hauler hielt einen Vortrag „Aus alten Handschriften“ (zu Terenz, Augustin und Fronto, vgl. Wiener Studien XL, 174 ff.). — 26. Juni: Prof. Dr. H. Schenkl sprach über den Platon von Wilamowitz-Moellendorff.

Wien. Dr. H. Fischl.

Die neuen Lehrpläne für die Grundschule.

Die Reformabteilung des Unterrichtsamtes hat ihre Beratungen über die Lehrplanfrage abgeschlossen. In der Aprilnummer der „Volkserziehung“ (Stück VII, zu beziehen vom Österr. Schulbücherverlag, Wien I., Schwarzenbergstr. 5) ist der Entwurf eines Lehrplanes für die Grundschule (1. bis 4. Schuljahr) und der Übergangslehrplan für das 5. Schuljahr enthalten. Die Lehrpläne sind auf den Grundsätzen des Arbeitsunterrichtes, der Bodenständigkeit und des Gesamtunterrichtes aufgebaut, berücksichtigen die Erfahrungen, die in den Versuchsklassen und bei der Durchführung neuer Lehrpläne im Auslande gemacht wurden und zeigen an Musterbeispielen (Arbeitsplänen), wie die leitenden Gedanken des Entwurfes in die Wirklichkeit umgesetzt werden können. Zwei größere Aufsätze („Zur Theorie und Praxis des Lehrplanes“ von Viktor Fadrus und „Neue Wege im Sprachunterrichte der Grundschule“ von Karl Linke) führen die Gedanken des Lehrplanes näher aus; ihnen werden in den nächsten Nummern Aufsätze über Heimatkunde, Rechnen, Gesang u. a. folgen. Das Unterrichtsamt hat die Erörterung dieses Lehrplanentwurfes auf die Tagesordnung der diesjährigen Bezirkslehrerkonferenzen gesetzt, so daß die Lehrerschaft Gelegenheit hat, zu diesen Entwürfen Stellung zu nehmen und Abänderungsvorschläge bekanntzugeben. Sonderabdrücke der Lehrpläne sind im Schulbücherverlag um 3 K zu haben.

Von der Schriftleitung am 28. Mai 1920 erledigt.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Friedrich Nietzsche als klassischer Philolog.

Die Literatur über Nietzsche wächst von Jahr zu Jahr, aber sie behandelt ihn nur als Philosophen und Dichter, nicht als Philologen. Der Herausgeber seiner „Philologica“ (Werke XVII —XIX) E. Holzer bereitete zwar eine Abhandlung über diesen Gegenstand[1]) vor, aber er starb, ehe er dieselbe herausgeben konnte, und sein Versuch wurde von niemandem erneuert. Man nimmt an, daß N.s philologische Tätigkeit für die weiteren Kreise ohne Interesse sei, und die Philologen sehen sie ziemlich geringschätzig an. Beides ist unrichtig: sie spielte eine wichtige Rolle in seinem Leben und wirkte stark auf die Entwicklung seiner Anschauungen ein. Aber auch vom streng wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, enthalten seine philologischen Arbeiten viele neue und bedeutende Gedanken, die von der späteren Forschung bestätigt wurden oder erst die Zukunft würdigen wird.

Auf der Landesschule Pforta (Sachsen), in welche N. in seinem 14. Jahre (1858) eintrat, wurde klassische Philologie eifrig gepflegt: man übte sich im lateinischen Stil und in lateinischer Verskunst und jeder Schüler mußte während seiner Studien einen Kommentar eines Chorgesanges von Aischylos oder Sophokles verfassen. Auch die dort wirkenden Lehrer Steinhart, Keil, Corssen, Peter, Volkmann, „Männer mit freiem Blick und frischem Zuge“, waren im Stande, die Neigung zum klassischen Altertum zu wecken[2]). Das gelang ihnen auch bei N. Er schrieb Stücke mit antiken Stoffen: „Die Götter im Olymp“, „Die Eroberung Troias“, „Die Verschwörung des Philotas“, las Aischylos, Aristophanes, Platon, Tacitus, Lachmann, Bernhardy und seine Lieblingsneigung war der lateinische Stil. Trotzdem vernachlässigte er nicht die andere Bildung. In seinem Tagebuche eiferte er gegen

[1]) Vgl. Werke XVII S. XI; E. Förster-Nietzsche, Der junge Nietzsche S. V f.

[2]) E. Förster-Nietzsche, Das Leben Friedrich Nietzsches I 211; D. junge N. 90, 162.

die Einseitigkeit in den Studien und wollte ein ganzer Mensch werden. Seine Studien waren sehr umfangreich. „Groß ist das Gebiet des Wissens, unendlich das Forschen nach Wahrheit", schrieb er in seinem 15. Jahre[1]). In den Versammlungen der studentischen Vereinigung „Germania" las er seine eigenen Gedichte und Übersetzungen vor, spielte seine Kompositionen und hielt Vorträge über die Kindheit der Völker, den Charakter Kriemhilds, Byrons Dramen, das Fatum und die Geschichte, Ermanarich, das Dämonische in der Musik usw. Ein Thema aus der klassischen Philologie war: über Terentius Adelphoe[2]). Die Arbeit über Ermanarich legte er seinem Lehrer, dem berühmten Literarhistoriker Koberstein, vor, der seine Gelehrsamkeit, Kombinationsgabe und seinen Scharfblick lobte[3]). Bevor er Pforta verließ, verfaßte er eine größere Abhandlung über das von Volkmann gegebene Thema: *De Theognide Megarensi,* worin er von der megarischen Verfassung — das war der Ausgangspunkt der Arbeit —, dem Leben, den Gedichten und Ansichten Theognids handelte. Er benützte dazu alte Kollektaneen und führte den größeren Teil der Fragmente an[4]). Gleichzeitig vor seinem Abgange aus Pforta schrieb er, daß er von nun an sein „verflachendes Vielwissen" unterdrücken werde. Dabei will er aber „das Einzelne auf seine tiefsten und weitesten Gründe zurückführen". Die Neigung zu den klassischen Studien entstand in ihm allmählich, besonders durch die Lektüre der Tragiker und Platons[5]).

Auf der Universität in Bonn hörte N. im ersten Semester (1864/65) neben den philologischen Vorträgen Ritschls und Jahns noch theologische, kunstgeschichtliche, historische und philosophische. Erst im zweiten Semester beschränkte er sich auf die Philologie, aber einer energischeren Arbeit stand das Leben in der Verbindung Franconia im Wege. Wir hören nur von seinem Aufsatze über Simonides' Danaë, mit dem er sich schon in Pforta befaßte und der ihm den Zugang in Ritschls Seminar eröffnete. Fleißig studierte er damals die politischen Dichter Deutschlands[6]).

Nach einem Jahre ging er nach Leipzig (1865). Er folgte mit Rohde, der dann sein treuester Freund wurde, und mit anderen Studenten Ritschl, der die Bonner Universität wegen der Streitigkeiten mit Jahn verließ. Auch hoffte er, in Leipzig mehr Gelegenheit zur Musik zu finden[7]).

---

[1]) Förster-N., D. Leben N.s I 114, 126 f., 183; D. junge N. 60, 94, 123.

[2]) Förster-N., D. Leben N.s I 138 f.; D. junge N. 105 f.

[3]) Briefe I² S. X.

[4]) Förster-N., D. Leben N.s I 211; D. junge N. 127.

[5]) Förster-N., D. Leben N.s I 190 f.; D. junge N. 132.

[6]) Förster-N., D. Leben N.s I 199 f.; D. junge N. 144 f., 202. Briefe I² 6.

[7]) Förster-N., D. Leben N.s I 225 f.; D. junge N. 170. Briefe I² 6.

Mit Rohde verband N. die Liebe zur Musik, Schopenhauer und Wagner und die gemeinsamen literarhistorischen Studien. Sie wollten zusammen „Beiträge zur griechischen Literaturgeschichte" herausgeben. Beide waren damals der Mikrologie und Pedanterie in der Wissenschaft abhold. Freilich gewann bei Rohde der historische Standpunkt die Oberhand. Ihre Freundschaft dauerte bis zum Jahre 1887, in dem es wegen der verschiedenen Ansichten über Taine zum Bruche kam [1]).

N. wurde Mitglied von Ritschls Seminar und sein treuer Schüler. Mit Begeisterung spricht er von den anregenden Vorlesungen und der Liebenswürdigkeit des „Vaters" Ritschl und nennt ihn sein Schicksal [2]). Daneben hörte er Georg Curtius' literarhistorische und grammatische Vorträge und nahm an den paläographischen Übungen Tischendorfs teil. Auf die Aufforderung Dindorfs hin sollte er ein Wörterbuch zu Aischylos verfassen, aber er ließ davon ab wegen seines Widerwillens gegen Dindorf [3]). Bei seinen Studien handelte es sich ihm nach seinem eigenen Geständnisse nicht so sehr um Kenntnisse wie um die Methode. Schon damals fragte er sich selbst, wie er dies oder jenes als akademischer Lehrer vortragen würde; die Hauptsache wäre ihm immer das Interesse für den Gegenstand zu wecken [4]). Als auf Antrieb Ritschls der Leipziger philologische Verein gegründet wurde, war N. beinahe sein Haupt, trug in ihm einigemal vor, und zwar über die letzte Redaktion der Theognidea, über die biographischen Quellen Suidas', über die Πίνακες der Aristotelischen Schriften und den Sängerkrieg auf Euboia, und gab im I. Bande seiner „*Acta*" das *Certamen Homeri et Hesiodi* heraus (1871) [5]).

Der Vortrag über Theognis entstand durch die Verengerung des Themas, das N. schon in Pforta behandelt hatte. Ritschl war begeistert über seine Methode und Kombination und forderte N. auf, daß er die Studie herausgebe. Durch diese Aufforderung wurde N., wie er selbst sagt, in 22 Jahren Philologe [6]). Die Abhandlung erschien im Rheinischen Museum, das Ritschl mit Klette redigierte und dessen Index N. in den Jahren 1867—1872 zusammenstellte [7]), unter dem Titel „Zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung" (XXII 1867, 161 f. = Werke XVII 1 f.). Sie ist streng philologisch auch in der Form. Nur der Satz:

---

[1]) Briefe II 47, 92, 98, 173, 584 u. a. O. Crusius, E. Rohde 16, 19, 136, 150, 179.

[2]) Briefe III 1, 70.

[3]) Briefe I² 26 f., 40. Förster-N., D. Leben N.s I 237 f.; D. junge N. 202 f.

[4]) Förster-N., D. Leben N.s I 230; D. junge N. 174.

[5]) Briefe III 1, 94 f. Förster-N., D. Leben N.s I 232, 241; D. junge N. 176, 188.

[6]) Förster-N., D. Leben N.s I 233, II 1, 174; D. junge N. 177.

[7]) Briefe II 309, III 1, 26 f.

„Theognis galt als Moralkatechismus und somit als ziemlich trivial“ (S. 25) mahnt an den zukünftigen Gegner der Moral. N. suchte zu beweisen, daß die Gnomen Theognis’ so zusammengestellt seien, daß die folgende immer an ein Wort der vorhergehenden sich inhaltlich anschließt. Der Ordner lebte nach ihm im 5. Jahrh. n. Chr. und war dem Dichter abhold. Die μοῦσα παιδική rührt von Theognis nicht her. Am Ende behandelte N. Suidas’ Theognisbiographie und bewies, daß sie aus Hesychios geschöpft ist. Mit Suidas befaßte sich N. auf Antrieb Volkmanns schon in Pforta [1]).

Um die Quellenstudien N.s zu unterstützen, machte Ritschl die Frage „*De fontibus Diogenis Laertii*“ zum Preisthema der Leipziger Universität vom Jahre 1866 [2]). N. löste sie mit Erfolg in der Arbeit, die das Motto trug: Γένοι’ οἷος ἐσσί (Pind. Pyth. 2, 72). Diese Worte machte er zu seinem Wahlspruch [3]). Im Urteile der Fakultät hieß es, daß der Verfasser durch sein reifes Urteil, Kenntnis der Quellen und klare Darstellung alle Erwartung übertroffen habe. Dadurch wurde N. auf der Bahn, „von der er mitunter aus Skeptizismus abzuweichen in Versuchung war“, weitergetrieben [4]). Als aber die Arbeit im Rhein. Mus. (XXIII 1868, 632 f., XXIV 1869, 181 f. = Werke XVII 69 f.) erschien, war er mit ihr nicht zufrieden. Manches schien ihm ganz falsch, anderes zu kühn und das ganze unmündig ausgedrückt [5]). Nichtsdestoweniger bearbeitete er noch zweimal denselben Stoff, einmal im Programm des Baseler Pädagogiums (Beiträge zur Quellenkunde und Kritik des Laertius Diogenes 1870 = Werke XVII 171 f.) und das anderemal von neuem im Rhein. Mus. (*Analecta Laertiana* XXV 1870, 217 f. = Werke XVII 153 f.). In der ersten Abhandlung und im Programm suchte er, Diokles und Favorinus als Quellen des Laertios zu erweisen. Am Ende fügte er die Ergebnisse seiner Suidasstudien bei. Gelegentlich besprach er auch die alten Verzeichnisse der Platonischen und Demokritischen Schriften — im Philologenverein trug er über die Aristotelischen Schriftenverzeichnisse vor —, die Datierung Menippos’ u. a. Der dritte Aufsatz enthält viele, zum größeren Teile kühne und unsichere Konjekturen, z. B. statt Ἑρμιονέα, Ἀναξαγόραν liest er Ἑρμιονέα ἐξ Ἀργείας, statt Ἐπίκουρον liest er Εὐήμηρον u. ä.

Textverbesserungen enthielten auch die „Beiträge zur Kritik der griechischen Lyriker I. Der Danae Klage“ (Rhein. Mus. XXIII 1868, 480 f. = Werke XVII 55 f.; eine Fortsetzung er-

---

[1]) Briefe III 1, 35.

[2]) Förster-N., D. Leben N.s I 241 f.; D. junge N. 189 f. Briefe I² 44 f.

[3]) Briefe II 13. Werke I 388, V 257.

[4]) Briefe I² 58, II 16, III 1, 33.

[5]) Briefe II 74.

schien nicht). Hier wird Simon. fr. 37 metrisch gegliedert und emendiert. Stilistisch weist eine Stelle auf den künftigen N. hin: „Es mißlang ihnen, wie es mir mißlungen ist, so daß man wohl den Mißtrauisch-Mutigen zurufen darf: Laßt jede Hoffnung zurück!“ (S. 56).

In den Jahren 1868—1870 veröffentlichte N. noch einige Rezensionen im Literarischen Zentralblatt, so über Schoemanns Ausgabe der Hesiodischen Theogonie, ferner über die der Anakreontischen Hemiamben von Rose, die Zieglers von Theognis, P. Marquards von Aristoxenos, über Bernays' Schrift „Die Heraklitischen Briefe“ usw. (Werke XVII 277 f.). In der letztgenannten Rezension zeigte er, daß manches aus den Briefen in die alten Biographien übergegangen sei, und nahm an, daß die Briefe Platos der älteren peripatetischen Schule entstammten.

Außerdem befaßte er sich damals mit den Interpolationen bei den Tragikern, mit onomatologischen Studien, den Büchertiteln bei den Alten, der homerischen Frage und besonders mit Demokrit. Als Ziel schwebte ihm vor eine kritische Geschichte der literarischen Studien im Altertum und in der Neuzeit. Es sollte sich dabei zunächst nicht um das Detail handeln, sondern um die Erklärung, wie das Bedürfnis des literarhistorischen Forschens entstanden ist[1]). Die Demokritstudien (Werke XIX 325 f.) wuchsen wahrscheinlich aus den Untersuchungen über die alten Schriftenverzeichnisse (s. o.) heraus, aber es gelang dabei N. zu seiner Freude, einen philosophischen Hintergrund zu gewinnen[2]). Demokrit wird in ihnen „Vater aller aufklärenden rationalistischen Tendenzen“ (S. 327), „eine schöne griechische Natur, wie eine Statue scheinbar kalt, doch voll verborgener Wärme“ (S. 326) genannt und mit Moleschott, Büchner (S. 333) und den französischen Materialisten (S. 369 f.) verglichen. Der Ausdruck in diesen Arbeiten ist oft geziert und unphilologisch. In N. bereitet sich eine Umwandlung vor: der Philolog wird zum Philosophen.

Deshalb überraschen uns seine skeptischen Aussprüche über die Philologie aus jener Zeit (1867 und 1868) nicht: „Jene erhebende Gesamtanschauung des Altertums fehlt den meisten Philologen, weil sie sich zu nahe vor das Bild stellen“ (Briefe I² 53). „Darum, weil etwas gewesen ist, darf nichts untersucht werden, sondern weil es besser war als jetzt und also vorbildlich wirkt.“ „Es wird allmählich Zeit, nicht mehr über den Buchstaben zu hocken.“ „Das Wiederkäuen muß aufhören.“ „Das Prinzip auch der wissenschaftlichen Forschung muß Arbeit für den Nächsten sein“ u. a. (Förster-N., Das Leben N.s I 281 f.). Wer möchte darin nicht die Ankündigung der II. Unzeitgemäßen

[1]) Briefe I² 61, 66, II 9, 17 f., 45, 106 f. Förster-N., D. Leben N.s I 244; D. junge N. 187.

[2]) Briefe II 17.

Betrachtung („Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ 1874) erkennen und den Anfang des Widerwillens gegen den wissenschaftlichen, alexandrinischen Menschen?

Aus den Demokritischen Studien wollte N. während seines Militärjahres (1867/68) die Dissertation zurechtmachen. Als aber die Arbeit nicht gelingen wollte — wahrscheinlich wegen der Unklarheit in der Frage von der Existenz Leukipps (S. 377 f.) und der Echtheit der Schriften (S. 347, 369) oder wegen des Schwankens zwischen dem philosophischen und philologischen Standpunkt —, wollte er zu demselben Zweck über Homer, ja auch über Kant handeln. Dem Gymnasialunterrichte wollte er sich nicht widmen, sondern akademischer Lehrer werden [1]).

Dieser Plan ging früher in Erfüllung, als N. erwartete. Im Jahre 1869, also mit 24 Jahren, wurde er als außerordentlicher Professor der klassischen Philologie nach Basel berufen. Er hatte dies Ritschl zu verdanken. An ihn wandte sich der Baseler Professor und Ratsherr W. Vischer, der N.s Abhandlungen im Rhein. Mus. gelesen hatte, mit der Frage, ob N. zum Professor taugen möchte. Ritschl antwortete: „Der Schwerpunkt seiner Studien lag bisher in griechischer Literaturgeschichte .... Aber es ist mir gar kein Zweifel, daß .... er bei seiner großen Begabung auch in andere Gebiete sich mit bestem Erfolg einarbeiten werde. Er wird eben alles können, was er will.“ Erst als Professor wurde N. auf Grund seiner gedruckten Arbeiten promoviert. Neben den Vorträgen und der Leitung des Seminars sollte er auch auf dem dortigen Pädagogium unterrichten. Im Jahre 1870 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt [2]).

Mit Freude meldete N. seine Ernennung den Freunden und bald teilte er den Plan seiner Vorträge mit. Er wußte, daß „die allstündliche Konzentration des Denkens auf bestimmte Wissensgebiete und Probleme die freie Empfänglichkeit etwas abstumpft“, aber er dachte, gegen diese Gefahr gut gewaffnet zu sein. „Zu tief wurzelt schon der philosophische Ernst, zu deutlich sind mir die wahren und wesentlichen Probleme des Lebens und Denkens von dem großen Mystagogen Schopenhauer gezeigt worden ....“ [3]).

Von solch philosophischem Geist war auch seine Antrittsrede „Homer und die klassische Philologie“ (Werke IX² 1 f.) erfüllt. Die Philologie schien ihm ein Kentaur zu sein; eine Hälfte des Körpers ist Wissenschaft, die andere Kunst, Ästhetik. Den Zwiespalt kann man nur durch die philosophische Anschauung ausgleichen, bei der das Einzelne in den Hintergrund tritt. Sein Losungswort ist: „*Philosophia facta est, quae fuit philologia.*“

---

[1]) Briefe I² 65, II 30, 45 f.

[2]) Förster-N., D. Leben N.s I 294 f., II 1, 29; D. junge N. 224 f., 261. Briefe I² 99, III 1, 102.

[3]) Briefe I² 81 f., II 130, 137.

Daß die Wissenschaft nicht zerstören muß, wie man ihr vorwirft, zeigt er an der homerischen Frage. Erst das Forschen der alten (alexandrinischen) und neuen Gelehrten (Wolf) näherte uns Homer, den das unkritische Altertum zum Vater aller epischen Poesie stempelte und die Philologen vor Wolf für ein Naturgenie erklärten. N. bestreitet hier entschieden — und mit Recht — das Vorhandensein der Volksdichtung: jedes Schaffen sei individuell. Auch die Ilias und Odyssee sind Werke eines Dichters, wenn auch nicht die Homers. Der ist Verkörperung, Symbol der epischen Poesie wie Hesiod der didaktischen.

So klingt der Eröffnungsvortrag optimistisch für die synthetische philologische Arbeit. Jedoch in den Vorarbeiten dazu (Werke IX² 25 f.) finden wir wieder skeptische Gedanken über die Philologie und den Erziehungswert des Altertums, wie: „Klassische Bildung .... nichts für eine größere Masse, nichts für unerfahrene Menschen (Gymnasiasten)" (S. 25). „Der Genuß, die ästhetische Ausbeute des Altertums, wird nicht etwa gesteigert durch eine sehr gründliche Kenntnis desselben, sondern eher vermindert" (S. 27) u. ä. Diese Gedanken kamen nicht in den Vortrag, trotzdem wurde er von den Philologen ungünstig aufgenommen [1]), sicher wegen der Hervorhebung der Philosophie. N. wollte ihn auch ursprünglich vor Ritschl geheim halten [2]).

Dem Programm folgten bald die Taten. Der Plan des literargeschichtlichen Werkes, den N. in Leipzig hegte, fiel und an seine Stelle traten die Vorbereitungen zum synthetischen Werke über das Altertum; den Mittelpunkt sollte die griechische Tragödie bilden. N. wurde in seinen synthetischen Plänen wahrscheinlich von seinem Kollegen Burckhardt bestärkt. N. hörte eifrig seine Vorträge „über das Studium der Geschichte" (1870), stimmte mit seinen „ästhetischen Paradoxien" überein und schloß mit ihm innige Freundschaft [3]). Die Tragödie wurde in den Mittelpunkt gestellt infolge der freundschaftlichen Beziehungen mit Richard Wagner, dessen Gast in Tribschen (unweit von Luzern) N. oft war. N. teilte damals Wagners Ansichten über das Gesamtkunstwerk und war ihr eifriger Verfechter. Im öffentlichen Vortrage „Das griechische Musikdrama" (18. Jänner 1870, Werke IX² 33 f.) zeigte er, daß das Ideal des Gesamtkunstwerkes, welches Wagner vorschwebt, verwirklicht werden könne und daß das Musikdrama eine Wiederherstellung der griechischen Tragödie sei. Im zweiten Vortrage „Sokrates und die Tragödie" (1. Feber 1870, Werke IX² 53 f.) handelte er vom Verfalle des Dramas. Die Schuld daran schrieb er Sokrates und dem dialektischen und wissenschaftlichen Streben seiner und der folgenden Zeit zu. Die Lehre Sokrates', daß die Tugend ein Wissen

[1]) Briefe II 309.
[2]) Briefe III 1, 87.
[3]) Briefe I² 104 f., 119, II 144, 207, 270, 277, 523, III 1, 163 f.

sei, habe die Tragödie getötet; denn der Held müsse statt zu handeln viel denken und sprechen. Dieser Vortrag machte einen ungünstigen Eindruck [1]). Durch eine ausführliche Bearbeitung dieser Gedanken entstand das Buch „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" (Leipzig 1872, Werke I 1 f.); früher sollte es „Altertümliche Betrachtungen", „Sokrates und der Instinkt", „Musik und Tragödie", „Ursprung und Ziel der Tragödie" heißen und auch andere Fragen behandeln (die Ästhetik Aristoteles', der griechische Staat, neue Rhythmik usw.) [2]).

In der „Geburt" handelt N. besonders über drei Probleme: die Entstehung der Tragödie, ihren Verfall und ihre Wiedergeburt. Im Vortrage über das Musikdrama leitete er die Tragödie aus ekstatischen, dämonischen Frühlingsfesten ab. Gegen dieses dionysische Element, die Welt des Rausches, stellt er jetzt (und schon früher in der „Einleitung zu den Vorlesungen über Sophocles' Oedipus rex" 1870, Werke XVII 297) das ruhige apollinische Element, die Welt des Traumes. Das Dionysische und Apollinische sind ihm die zwei Quellen der Kunst. Der dionysische, verzückte Mensch wird befreit vom individuellen Bewußtsein und erhebt sich bis zum Sein. Hier entsteht die Musik und Lyrik. Diese dionysische Ekstase wird durch das apollinische Element gemildert. Aus der Verzückung kehrt der Mensch zur Welt der Erscheinungen, des Scheins zurück, die er verschönert im Traume erblickt. Apollinische Künste sind das Epos und die Plastik. Die Tragödie entstand durch die Verbindung beider Elemente. Die ekstatische Musik wurde durch den Mythus gemildert, den sie selbst geschaffen hat, so wie sich die Melodie des Liedes immer neue Worte bildet. Dieses richtige Verhältnis zwischen dem Dionysischen und Apollinischen, das bei Aischylos und Sophokles herrscht, wurde nach N. durch Euripides, den Schüler des Sokrates, zum Schaden des Dionysischen zerstört. Sokrates, der theoretische, nicht instinktive Mensch, vernichtete die Kunst. Beide erkannten ihren Irrtum: Euripides sang in den Bakchen die Palinodie auf Dionysos und Sokrates wollte im Kerker den Musen dienen, doch zu spät. Die tragische, pessimistische Kultur wurde vom alexandrinischen, rationalistischen Optimismus verdrängt. Auch die Gegenwart ist optimistisch, oberflächlich. Aber die großen deutschen Philosophen zeigten die Schwächen des Rationalismus und die Grenzen unserer Erkenntnis. Und es wird auch eine neue tragische Kunst (Wagners) entstehen.

N. selbst wünschte, daß man seine Schrift nicht als philologisch, sondern als philosophisch und ästhetisch betrachte. Sie sollte seine philosophischen Fähigkeiten erweisen; denn er wollte schon damals die philologische Professur mit der philosophischen

[1]) Briefe II 183.

[2]) Förster-N., D. Leben N.s II 1, 52 f.; D. junge N. 272 f. Werke IX² 137 f., 451 f. Briefe II 197, 228.

vertauschen und seine Stelle Rohde überlassen[1]). In der Tat geht er in seinem Buche eher von den philosophischen Voraussetzungen (Schopenhauers) als von den Fakten aus. Der Gegensatz des Apollinischen und Dionysischen ist richtig aufgestellt und war unter diesem Namen schon Fr. Schlegel bekannt[2]). Es ist der Unterschied des Intellektuellen vom Instinktiven, des Naiven vom Sentimentalen, des Klassischen vom Romantischen u. ä. Daß die Tragödie durch die Verbindung beider Elemente entstand, ist wahr, da jedes menschliche Werk diese zwei Seiten besitzt. Aber der Ursprung und die Entwicklung des Dramas ist dadurch nicht erklärt, sondern von N. künstlich konstruiert. Richtig ist seine Behauptung, daß der Zuschauer mit dem Chor und der Schauspieler mit der vorgestellten Person infolge der Begeisterung eins war. Die Gegenüberstellung des älteren künstlerischen und jüngeren wissenschaftlichen Zeitalters ist zu schematisch, da man wissenschaftliche, ja rationalistische Bestrebungen schon bei den ältesten Denkern und echte Kunst auch in der Zeit nach Sokrates findet. Ebensowenig kann man die ältere Periode pessimistisch, die jüngere optimistisch nennen.

„Die Geburt" wurde vom Publikum mit großem Interesse aufgenommen, nur die Philologen schwiegen — es erschien keine philologische Rezension —, oder sie lehnten sie schroff ab. Den Hauptangriff unternahm Wilamowitz-Möllendorff, auch ein Schüler von Pforta, damals ein junger Doktor der Philosophie, mit der Broschüre „Zukunftsphilologie" (Berlin 1872). N. hatte ihn früher persönlich kennen gelernt und seine Begabung und seinen Eifer gelobt. Wilamowitz sprach in seiner Schrift von „erträumter Genialität und Frechheit in der Aufstellung von Behauptungen", von „Unwissenheit und Mangel an Wahrheitsliebe" und forderte N. auf, die Professur niederzulegen[3]). N. wurde als Philologe vollkommen diskreditiert. Besonders Zarncke, Haupt, Curtius, Overbeck waren ihm feindlich gesinnt. Selbst Usener — ohne Zweifel kein Mikrolog — sagte, daß N. wissenschaftlich tot sei[4]). N. verlor auch seine Hörer. Seine Vorlesungen über die Rhetorik (1872/73) besuchte ein Germanist und ein Jurist[5]). N. litt unter diesen Angriffen schwer. Eine Zeitlang sprach er nur ungern über sein Buch, desto heftiger erging er sich in seinen Briefen gegen Wilamowitz, den er für ein Werkzeug seiner Feinde hielt. Er wollte wirklich von der Professur ablassen und sich der Literatur widmen, aber Vischer riet ihm davon ab[6]).

---

[1]) Förster-N., D. Leben N.s II 1, 59; D. junge N. 279. Briefe II 221, 227 f.

[2]) Vgl. K. Joel, Nietzsche und die Romantik 308.

[3]) Briefe I² 132, II 300. Förster-N., D. Leben N.s II 1, 91 f.

[4]) Briefe II 288, 327 f., 354.

[5]) Briefe II 365, 403.

[6]) Förster-N., D. Leben N.s II 1, 98, 172. Briefe I² 132 f., II 303, 319 f., 326 u. a.

Auf seiner Seite standen nur wenige. Burckhardt war entzückt über die Schrift und verwertete sofort ihre Ergebnisse in seinen Vorlesungen. Auch Plüß lobte das Buch [1]). Ganz stimmte mit ihm Rohde überein. Trotzdem zögerte dieser eine Zeitlang, sich öffentlich zu N. zu bekennen. Erst, als er zum Professor in Kiel ernannt worden war, veröffentlichte er eine Rezension in der „Norddeutschen allgemeinen Zeitung" (1872 Nr. 21 = Kl. Schr. II 340 f.) und später auf N.s Andringen und unter seiner Anleitung die Antwort an Wilamowitz unter dem Titel „Afterphilologie .... Sendschreiben eines Philologen an Richard Wagner" (Leipzig 1872). Wilamowitz ließ dann noch „Zukunftsphilologie, Zweites Stück" (Berlin 1873) folgen [2]). Ritschl teilte zwar die philosophischen Ansichten N.s gar nicht, blieb ihm aber zugetan. Und als ihm N. im Jahre 1872 die Beendigung seines älteren Aufsatzes „Der florentinische Tractat über Homer und Hesiod, ihr Geschlecht und ihren Wettkampf" (Rhein. Mus. XXV 1870, 528 f., XXVIII 1873, 211 f. = Werke XVII 215 f.) einsendete, freute er sich über seine vermeintliche Rückkehr zur Philologie [3]). Die Abhandlung reiht sich an seine — erste — kritische Ausgabe des Ἀγών in den *Acta societatis philologae Lipsiensis* I 1871, 1 f. und erklärt Alkidamas als seinen Verfasser.

Die Hoffnung Ritschls erfüllte sich nicht; N. wollte die Bahn, die er mit der „Geburt" eingeschlagen hat, nicht mehr verlassen, sondern andere Probleme des Altertums, der Kunst und der Philosophie synthetisch behandeln. In „Homers Wettkampf" (1871/72 Werke IX² 271 f.) spricht er in Übereinstimmung mit Burckhardt (Griechische Kulturgeschichte, herausgegeben von J. Oeri, I⁴ 296 f., IV³ 189 f.) [4]) über den agonalen Charakter der Alten. Er glaubt, daß die Griechen grausamer waren, als man denke. Unsere Humanität sei ihnen fremd gewesen. Überall habe es Streit und Kampf gegeben: es hätten die Dichter, Redner miteinander gekämpft, ja auch die neidischen Götter mit den Menschen. Der Wettkampf habe aber die Entstehung des Genies ermöglicht.

Davon hatte er schon in der ursprünglichen Fassung der „Geburt" (1870/71, Werke IX² 144 f.) gehandelt. Er pries dort das Sklaventum als notwendige Bedingung zur Entstehung des Genies, weil es die Untätigkeit (καλῶς σχολάζειν) der höheren Stände ermöglichte. Im Genius sieht er die Offenbarung der natürlichen Triebe. Der griechische Staat entstand seiner Ansicht nach aus der Gewalt und die Griechen wußten, daß Macht Recht gibt. Der Krieg sei notwendig für den Staat. Alle diese Ge-

[1]) Briefe II 292, 444.
[2]) Briefe II 270, 281, 335 f., 397 f. u. a.
[3]) Briefe II 347, III 1, 141 f.
[4]) Vgl. Ch. Andler, Rev. synth. hist. XV 121 f., XVIII 138 f.

danken erinnern an seine späteren Anschauungen vom Übermenschen.

In der „Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" (1872—1875, Werke X 1 f.) behandelte N. im Anschluß an seine Vorlesungen über die vorplatonische Philosophie (1872, 1873, 1876) die Philosophen von Thales bis Sokrates [1]). Das waren nach seiner Meinung die genialen schöpferischen Denker, würdige Zeitgenossen des Aischylos. Sie kämpften gegen die Gefahren, die der griechischen Kultur drohten; Parmenides und Demokritos gegen die Faulheit des Mythus, der asketische Pythagoras gegen die Verweichlichung des Lebens, der sanfte Empedokles gegen die Grausamkeit und der stolze Herakleitos gegen die Biegsamkeit. In der Zeit nach Sokrates sei die Philosophie nicht mehr originell: Platon sei der erste große Eklektiker. Die Arbeit wurde von N. nicht beendet, obzwar sie bis zu Anaxagoras druckfertig ist. Sie sollte ein Seitenstück zur „Geburt" sein und mit ihr und mit einer Abhandlung „Über dekorative Kultur (Cicero und Demosthenes)" ein Buch „Griechen und Barbaren" bilden [2]).

Von allen diesen Arbeiten wurde nichts herausgegeben. Die Komposition größerer zusammenhängender Werke bereitete N. Schwierigkeiten; er schrieb bald nur mehr in Aphorismen. Außerdem verlor er den Gefallen an der Philologie. In den Briefen klagt er über seinen Beruf, den er nur handwerksmäßig betreibe, und er spricht mit leiser Ironie über eine neue philologische Schrift Rohdes [3]). Seine Gedanken über die Philologie wollte er in einer „Unzeitgemäßen Betrachtung, Wir Philologen" auseinandersetzen. Sie sollte ein Pendant zur II. Unzeitgemäßen („Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" 1874) bilden, worin er beweisen will, daß der jetzige Historismus den Instinkt und den Willen ertöte und die Persönlichkeit schwäche. In den enthaltenen Entwürfen (1875, Werke X 301 f.) greift er scharf die Philologie als Wissenschaft an. Er meint, die Philologen könnten die Griechen nicht verstehen. Er bezweifelt auch den pädagogischen Wert des Altertums: das nichthumane Altertum tauge nicht für die Jugend. Sie soll zuerst wirkliche Wissenschaften und Künste erlernen, dann erst die historische Entwicklung. Ja er bricht den Stab über die ganze Antike. Ihre Verehrung sei eine Donquichoterie. Sie gründe sich auf die Unkenntnis des übrigen Altertums (der Ägypter), auf das Idealisieren der Griechen, auf den Widerwillen gegen das Christentum und auf das persönliche Interesse der Philologen. Der Grund der alten Kultur — der Geisterglaube, religiöser Kult und Zauber — habe für uns keinen Wert. Wir müßten das Altertum über-

---

[1]) Vgl. R. Oehler, Fr. Nietzsche und die Vorsokratiker; W. Nestle, N. Jahrb. f. kl. Alt. XV 29, 1912, 554 f.

[2]) Werke X 454, 478. Briefe I² 155.

[3]) Briefe II 403, 406, 510.

winden. Die einzige Aufgabe des zukünftigen Philologen sei der Skeptizismus im Beurteilen der Kultur. Wir sehen, daß hier N. nicht mehr als Romantiker, sondern als Positivist uns entgegentritt.

Trotzdem war auch in dieser Zeit das Altertum täglich der Gegenstand seiner Studien[1]). Ihre Ergebnisse legte er in seinen Universitätsvorträgen nieder, die er mit einer Unterbrechung im Jahre 1876/77 bis zum Jahre 1879 hielt, als er wegen seiner Krankheit pensioniert wurde. Vom Unterricht am Pädagogium wurde er schon im Jahre 1876 enthoben[2]). Der Umfang seiner Vorträge und Übungen war bedeutend[3]). Er sagt von sich selbst, daß er immer das vortrug, was er erlernen wollte[4]). Der Herausgeber seiner Vorträge O. Crusius macht darauf aufmerksam (Werke XVIII S. XI f., 323 f.), daß sie manches Unsichere, ja Unrichtige enthalten und sich an die herkömmlichen Handbücher (Bergk, Blass, Volkmann, Westphal) anlehnen. Das ist wahr und bei dem großen Umfange seiner Vorlesungen erklärlich, aber es ist reichlich aufgewogen dadurch, daß N. sehr oft weiter und schärfer sah als seine Vorgänger und Zeitgenossen.

Die größte Überraschung bringen wohl seine rhythmischen und metrischen Vorträge und Untersuchungen (Werke XVIII 269 f.). N. behauptet, daß die bisherige Metrik von G. Hermann bis Westphal auf dem Irrwege sei, da sie den Grundunterschied zwischen der alten quantitierenden und neuen akzentuierenden Rhythmik außer acht läßt[5]). Für das πρῶτον ψεῦδος aller neuen Theorien hält er die Annahme, daß der schwere Taktteil mit Nachdruck ausgesprochen wurde. Das werde im Altertum nirgends behauptet. Die Ausdrücke σημασία und *ictus* bedeuteten nur das Taktieren. Man habe im Altertum nicht mit Iktus gelesen, sondern der Rhythmus habe sich aus dem Maß der Silben ergeben, beziehungsweise sei er durch das Taktieren oder die Musikbegleitung verstärkt worden. Dasselbe meinen jetzt bekanntlich Bennett, Goodell u. a. N. ging ursprünglich von Aristoxenos aus, aber je weiter um so mehr schätzte er die Nachrichten der Metriker, besonders des Augustinus. Zuletzt hielt er ihre Termini und Prinzipien für älter als die rhythmischen — in Übereinstimmung mit der neuen metrischen Schule von Wilamowitz. Ja, er sonderte schon „die Metrik, die nach *pedes* rechnete“ und „die Metrik, die nach Silben ging“ (S. 300), so wie es jetzt O. Schroeder (Vorarbeiten zur griechischen Versgeschichte 160) tut.

---

1) Förster-N., D. junge N. 386.

2) Förster-N., D. Leben N.s II 1, 288 f., 323 f.

3) A. a. O. 324 f.; Joel 363 (beiläufig 25 verschiedene Vorlesungen und Übungen).

4) Briefe II 157.

5) Vgl. auch Briefe I² 375 f., 398 f., III 1, 123.

Seine literarhistorischen Vorträge (XVII 291 f., XVIII 1 f., XIX 125 f.) zeichnen sich durch einen damals seltenen Konservativismus aus. N. sagte einmal (XIX 336), daß wir anfangs oft den alten Nachrichten nicht glauben, aber im Laufe unserer Untersuchung sie bestätigt finden, wenn auch in einem anderen Lichte. Sehr konservativ — abweichend von seiner Zeit — verhielt er sich in der homerischen Frage (XVIII 20 f.). Er legte den einheitlichen Plan der Ilias und der Odyssee dar. In der Ilias sind ihm die Ereignisse durch e i n e n Gedanken verbunden: alles sei dem Untergange geweiht. In der Odyssee wachse fortwährend unser Interesse für den Helden. Auch den Schiffskatalog und die Dolonie hält er für echt. Es genügte nicht zu sagen: so viele Leute standen vor Troia, sondern es war notwendig, sie dem Hörer vorzuführen. Die vielen Epitheta wurden des Metrums wegen gebildet und benützt; deshalb hätten sie verschiedene metrische Formen, z. B. οἶνος μελιηδής, μελίφρων, εὐήνωρ, εὔφρων αἴθοψ usw. Homer steht nicht am Anfang, sondern am Ende einer langen Kulturentwicklung. Den Inhalt der Hesiodischen Erga sieht er als eine bloße Fiktion an. Von der Elegie und dem Epigramm lehrte N. — ähnlich wie R. Reitzenstein (Epigramm und Skolion) [1]) —, daß sie beim Trinkgelage entstanden. Für unrichtig hielt er das Suchen nach der tragischen Schuld, z. B. bei Oidipus (XVII 293).

Die Pythagoreer sonderte er vollkommen von Pythagoras (XIX 158, 214), wie es auch Windelband (Geschichte der antiken Philosophie³ 21) tut. Er stellte sich gegen das Athetieren der Platonischen Dialoge und Briefe. Vermutliche Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Schrift entscheide nicht in der Echtheitsfrage. Gerade so unrichtig sei es, nach der Zahl der Hiate die Zeit der Abfassung feststellen zu wollen, da Platon seine Schriften später korrigieren konnte. N. meint, daß Platon erst im Mannesalter zu schreiben anfing und daß der poetische Phaidros seine älteste Schrift sei. An die Existenz der sogenannten Jugenddialoge glaubte er nicht. Wie könnte man eine so vollkommene Schrift wie die Apologie in die Jugendzeit setzen? (XIX 235 f.).

Ein großes Gewicht legt er auf den Rhythmus in der Prosa und überhaupt auf ihre rhetorische Seite. Die alte Prosa sei nämlich der Widerhall der gesprochenen, nicht wie die unsrige der geschriebenen und gelesenen Rede gewesen. Verschiedene Tropen und Figuren kämen in der gewöhnlichen Sprache unbewußt vor und würden durch die Rhetorik nur fortgebildet. Der Zweck der Rhetorik sei, nicht zu belehren, sondern das subjektive Gefühl auf andere zu übertragen (ähnlich W. Süß, Ethos). Den Aischines erklärte er für den begabtesten, königlich ruhigen

---

1) Diese Übereinstimmung bemerkte schon Crusius (XVIII 325).

Redner und nüchternen Politiker, der nach einem mächtigen Staate strebte. Demosthenes sei minder begabt, aber ausdauernd und leidenschaftlich gewesen. Volles und berechtigtes Lob erteilte er dem Cicero für seine maßvolle Mischung aller Elemente, des attischen und asianischen Stils (XVIII 199 f.).

Ganz originell war N. im letzten (III.) Teile seiner Literaturgeschichte (XVIII 129 f.), wo er über die Entstehung der klassischen Literatur handelte. Er zeigte in einer Reihe von Paradoxen, daß die Griechen klassische Literatur schufen, trotzdem oder vielmehr, weil ihre Literatur sich nicht wie die moderne an die literarischen Traditionen anlehnte, weil sie nicht zum Lesen, sondern für einen Augenblick, ein Fest, ein Trinkgelage und ein gewisses Publikum bestimmt war. Dem Geschmacke und der Gesinnung dieses ordnete sich der Dichter unter, z. B. Aristophanes dem Geschmacke und der politischen Überzeugung der konservativen Ritter und Landleute Athens. Das Publikum war nicht literarisch gebildet, verstand nicht seine Dichter und beurteilte sie nicht nach dem ästhetischen, sondern nach dem moralischen und praktischen Maßstabe. Deshalb erhielt Sophokles für seinen König Oidipus nur den zweiten Preis und Hesiod siegte im Agon über Homer. Das Schreiben war beinahe ein Handwerk. Die Schriftsteller waren Pfeifer, Rhapsoden, Chorlehrer, Advokaten. Auch Simonides und Pindar schrieben auf Bestellung. Erst in der künstlerisch ganz unfruchtbaren alexandrinischen Zeit habe man angefangen, die Kunst zu verstehen.

Auch die Vorlesungen über den griechischen Gottesdienst (XIX 1 f.), die sich auf die anthropologischen Ergebnisse (Lubbock, Spencer, Tylor u. a.) stützen, ragen über die damaligen, auch die späteren mythologischen Arbeiten hervor, welche nicht von den Vorstellungen des Volkes, sondern von den dichterischen Erzeugnissen, besonders Homer, ausgingen. N. erkannte richtig, daß die homerische Religion eine entwickelte, künstliche Religionsform vorstellt. Er handelte bereits vom Ahnenkult, von der Reinigung, in welcher er die stoffliche Absonderung der schädlichen Elemente erblickte, und vom Zauber, insbesondere dem Nachahmungszauber. Mit Recht behauptete er, daß der Adler, der Begleiter Zeus', ursprünglich Zeus selbst war, und Dionysos in der Gestalt des Stiers sowie die Hera in der Gestalt der Kuh verehrt wurden. Erst später seien die Tiere zu Abzeichen der Götter herabgesunken oder ihnen geweiht worden. Auch die Statue eines Gottes sei ursprünglich nicht sein Bild, sondern sein Sitz gewesen. Sie sollte den Gott verbergen, wie man auch seinen Namen verheimlichte. Ähnlich habe der Priester für eine Inkarnation Gottes gegolten und er konnte in seinem Gewande seine Schicksale darstellen.

In seinen Vorträgen zeigt sich N. viel nüchterner als in der „Geburt“; denn sie fallen größtenteils in die Zeit, als er

sich aus dem Romantiker zum Positivisten umwandelte. Er versuchte auch damals eine Synthese, aber eine mehr wissenschaftliche: er wollte 15 Vorträge (Literaturgeschichte, religiöse, private und Staats-Altertümer, Mythologie, politische Geschichte, Rhetorik usw.) in einem Griechenbuche verbinden[1]). Jedoch die Krankheit hinderte ihn an der Vollendung aller Vorlesungen und zwang ihn endlich zur Niederlegung der Professur. Dadurch nahm er endgültig von der Philologie Abschied, freilich nicht von der Antike; denn manche ihrer Probleme beschäftigten ihn das ganze Leben hindurch. Wir können hier nicht untersuchen, wie seine Philosophie mit der griechischen zusammenhängt — die Lehre vom Werden aller Dinge und vom Kriege mit der Philosophie Heraklits, die Lehre von der ewigen Wiederkunft mit den Ansichten des Pythagoras, der Immoralismus und Sensualismus mit der Sophistik[2]) —, denn das hieße seine ganze philosophische Entwicklung darstellen, sondern wir wollen nur noch seine späteren Anschauungen über die Antike und die Philologie zusammenstellen.

Die Griechen blieben ihm die ideale Nation (XIII 3), erst in der letzten Zeit stellte er die Römer höher wegen ihrer staatlichen Organisation und ihres Stils (VIII 167, 304). Die Griechen liebten nach ihm überall Maß (II 127), waren vornehm (V 56, XIV 111), nüchtern und graziös (III 367), nicht tief, hielten sich an der Oberfläche, liebten den schönen Schein (III 117, V 11), improvisierten das Leben und hatten Lust an der Maske (V 107, 297). Sie schafften die Leidenschaften nicht ab, aber mäßigten sie (III 116 f.). Durch den Wettkampf beugten sie der Hybris, dem Streben nach dem Siege, vor (III 320, XIV 113). Sie liebten die Untätigkeit und die Freundschaft (V 97, 249), das Weib setzten sie klug in den Hintergrund (II 240, XIII 325). Sie hatten einen bedeutenden Tatsachensinn, aber wenig Esprit, denn sie waren zu logisch (V 112, XIII 111). Sie waren oberflächliche Psychologen, aber selbst nicht einfach (XIV 107).

Es ist ein Beweis ihrer hohen Kultur, daß die Versuche ihrer Philosophen, eine Religion zu gründen, mißlangen (V 177). In den olympischen Göttern sahen die Griechen nicht Herren, sondern das Bild ihrer schönsten Exemplare (II 127, VII 392). Sie fühlten gegen die Götter ursprünglich Dankbarkeit, erst später Furcht (VII 75, XIII 299) und benützten dieselben, um vom schlechten Gewissen loszuwerden (VII 392). Sie hatten kein Sündengefühl, da die Tragödie dem Verbrechen die Würde gab (V 170).

Von den Philosophen[3]) preist N. besonders die Vorsokratiker (II 242, XIII 3 f. u. a.). Die Sophisten waren gesunde Realisten

[1]) Förster-N., D. junge N. 376.
[2]) Vgl. Oehler a. a. O.; Joel 338; Nestle 572 f.
[3]) Vgl. Oehler a. a. O.; Nestle 558 f.

(VIII 168). Auch von Aristoteles spricht er mit Ehren (V 110). Von den späteren lobt er Pyrrhon (III 308) und Epikur. Dieser erkannte, daß es nicht nötig sei, auf theoretische Fragen einzugehen, und hielt sich an der Oberfläche (III 183, 193, 301, VII 16 u. a.). Den Seneca nennt er ironisch Toreador der Tugend (VIII 117). Schwankend ist seine Beurteilung des Sokrates. Im Gegensatze zu seinem ursprünglichen Widerwillen lobt er in der positivistischen Periode seinen Ernst, Verstand, seine Weisheit und Tapferkeit (III 248 f., V 264). Doch später kehrte er zur früheren Anschauung zurück. Sokrates sei boshaft, übertrieben, pöbelhaft, rachsüchtig, häßlich wie ein Verbrecher, gemein, kurz ein Dekadent (VIII 70 f., XIII 5), sein δαιμόνιον ein Ohrleiden, eine Halluzination (II 132, VIII 70) gewesen. Von ihm sei Platon verführt worden; denn sonst wäre er der höchste Typus des philosophischen Menschen geworden. Er stellt den höheren Menschen dar, war fromm, erhaben und edel. Seine Persönlichkeit ist mehr wert als seine Philosophie (II 245, XIII 5, 97, 299). Sein Idealismus war Vorsicht, Furcht vor den übermächtigen Sinnen, ein Schwindel (V 329, VIII 167). Er war ein Verleumder des Lebens, also ungriechisch, eine Vorstufe des Mittelalters (VII 472, XIII 6). Unglücklich war seine Erfindung des Geistes und des Guten an sich (VII 4). Auch war er kein großer Künstler, er mischte die Stilarten und war langweilig (VIII 167).

In der Literatur sind N.s Ideale Homer, der „Vergöttlicher des Lebens, eine goldene Natur", der den Griechen die geistige und menschliche Freiheit brachte (II 246, VII 472). Dann Aristophanes, Thukydides, Demosthenes, Cicero, Sallust, Horaz und Petronius (II 184, III 272, VII 48, 215, VIII 167). Die Klassizität der Literatur wurde durch die Arbeit erkauft: die Geschichte der Prosa zeigt ein Ringen aus dem Dunkeln und Überladenen zum Lichte, der Dialog im Drama mußte das Symbolische der chorischen Lyrik überwinden und Homer befreite die Griechen von der asiatischen Prunksucht (III 114 f.). Die Griechen sparten mit den Ausdrucksmitteln, obzwar sie deren viele kannten (III 62). Der barocke asianische Stil war eine wohltuende Erleichterung nach der zu strengen Zucht der früheren Zeit (III 72, 77).

Auch zur Grammatik, die er einst nur ungern vortrug[1], und zur Metrik kam er noch zurück: durch einige Etymologien (ἐσθλός von *es-*, *malus* zu μέλας, *bonus* aus *duonus*, *duo*) wollte er die Entwicklung der moralischen Begriffe klarmachen (VII 307 f.) und noch in den Jahren 1884/85 und 1888 erklärte er in Briefen den Unterschied der alten quantitierenden Zeitrhythmik und der neuen akzentuierenden, barbarischen Affektrhythmik (Briefe I² 375 f., 398 f.).

[1]) Briefe II 177, III 1, 84.

Den erzieherischen Wert der Philologie stellte er damals nicht hoch, da die Jugend die Klassiker nicht verstehen könne. Der einzige Nutzen sei, daß sie die abstrakte Sprache einer hohen Kultur erlerne (II 249). Ebensowenig schätzte er die Philologie als Wissenschaft. Ihr Ziel sei zu beweisen, daß die Bücher dafür stehen, sie zu erklären (V 136). Die Philologen begriffen die Griechen nicht, weil sie von den Zeugnissen statt von den historischen Tatsachen ausgehen (XIV 116). Er selbst meinte, einen neuen Zugang zur alten Welt gefunden zu haben (VIII 166; wahrscheinlich das Dionysische und Apollinische, vgl. VIII 124, 172); aber auf seine philologischen Arbeiten legte er selbst wenig Wert (Briefe III 1, 299) — nach dem, was wir gesehen haben, — mit Unrecht.

Prag-Kgl. Weinberge. Dr. K. Svoboda.

Zu den historischen Quellen in Wiclifs Summa Theologiae.

Wenn man in Erwägung zieht, daß Wiclif an dem Friedenskongreß zu Brügge im Jahre 1374 als einer der von der englischen Regierung beauftragten Sachverständigen Teil genommen, dann mitten in der großen Bewegung stand, die mit den Vorgängen im sogenannten guten Parlament aufs engste zusammenhängt, daß er in den folgenden Parlamenten als Sachwalter des Königtums in kirchenpolitischen Fragen wiederholt zu Wort gekommen ist, so wird man es von vornherein begreiflich finden, daß er in der Geschichte seines Vaterlandes und vornehmlich in dessen Gesetzgebung hervorragend bewandert war. Sieht man die große Zahl der umfangreichen Bücher und kürzeren Flugschriften, die in den letzten sechs Jahren seines Lebens aus seiner Feder geflossen sind, durch, so wird man die obige Annahme durchaus bestätigt finden. Wir sind heute, dank den Arbeiten der Wiclif Society, in der Lage, den Umfang seines Wissens auf den bezeichneten Gebieten genau zu übersehen und festzustellen, was er seinen Vorgängern auf dem Felde der reformatorischen Arbeit verdankt. Ist das Corpus iuris canonici von ihm, wie es von einem *purus theologus*, als den er sich das eine- und anderemal bezeichnet, der nicht nur in der Bibel, sondern auch in der kirchlichen Gesetzgebung bewandert sein mußte, mehr als von einem anderen Zeitgenossen seiner Richtung zu Rate gezogen worden, so bot sich ihm auch in der bürgerlichen Gesetzgebung, vorab in der seines Vaterlandes, das reichste Material für seine Studien dar. Was die kirchliche Gesetzgebung betrifft, ist seine ganze Summa Theologiae, vom dritten Buche angefangen, ausgefüllt mit Zitaten aus dem Dekret. Im dritten

Buche allein (= De Civili Dominio) wird man an die 300 meist größeren Umfanges finden. Ein großer Teil dessen, was er aus der Papstgeschichte, der Geschichte kirchlicher Streitigkeiten, Ansprüche, Besitzverhältnisse und Einrichtungen zur Sprache bringt, ist dem kirchlichen Gesetzbuch entnommen. Vereinzelter sind seine Zitate aus dem Corpus iuris civilis[1]). Dagegen kennt er die Landesgesetzgebung vortrefflich; er zitiert die Magna Charta, zu der er bei Gelegenheit seine Zuflucht nimmt und die er aufs höchste einschätzt. Erläutert er nicht selten einzelne Bestimmungen daraus, nimmt diese als die beweiskräftigsten Argumente für seine Behauptungen, so gilt sie ihm, dem „purus theologus", freilich nur, insoweit sie mit dem göttlichen Gesetze, d. h. mit der Bibel in Übereinstimmung ist. In diesem Sinne liest man im Dialogus (S. 90): *Et licet non intendimus nec sufficimus hanc cartam ex integro defendere tamquam fidem, cum unum ex fide capimus, quod non valet nec servari debet, nisi de quanto consonat legi Dei.* Man werde aber, fügt er bei, freilich nicht annehmen dürfen, daß sie Dinge enthält, die mit den Anordnungen des Heilands im Widerspruch stehen. Daher glauben manche (*videtur quibusdam*, d. h. Wiclif), daß wenn die Bestimmungen der Magna Carta genau eingehalten würden, der englische Klerus wieder in den Stand gebracht würde, den Christus angeordnet hat. Was Wiclif einzelnen seiner Vorgänger, z. B. dem heute weniger als im Mittelalter bekannten Guilelmus Peraltus oder dem Lincolniensis (Robert Grosseteste) verdankt, das ist erst vor kurzem an anderer Stelle ausführlich erörtert worden[2]). Für einen größeren Teil seiner Reformtätigkeit gedenkt Wiclif selbst seiner Vorgänger auf diesem Felde. Es betrifft seinen Kampf gegen die Fratres, die Bettelmönche. In der Streitschrift De Ordinatione Fratrum (Polemic Works 91) sagt er: *Nec sumus nos primi, qui invehimus contra ipsos. Sed recenter beatus Ricardus Armacanus episcopus laboravit ad purgationem ecclesie de criminibus per sectas Fratrum noviter introductis. Et sic laboravit eciam Occam cum multis aliis fratribus fidelibus ad purgacionem suorum fratrum, qui a primeva regula declinaverunt. Et idem facit Willelmus de Sancto Amore cum multis aliis, postquam Fratres inceperant. Immo Robertus, episcopus Lincolniensis, Grosseteste subtilis ingenii invexit acute contra hos ordines prope mortem suam, quando fuit in moribus plus maturus.*

[1]) Über Wiclifs Verkehr mit Legisten s. De Ecclesia p. 217. Sonst s. De Civili Dominio II 39, 45, 47, 95, 117; III 436, 454, 483. De Veritate Sacrae Scripturae III 90, Dialogus 88.

[2]) Loserth, Johann von Wiclif und Guilelmus Peraltus. Sitz.-Ber. der Wiener Akademie. Bd. 180. — Derselbe, Johann von Wiclif und Robert Grosseteste, Ebenda, Bd. 186.

Von Wichtigkeit wird noch sein festzustellen, aus welchen Geschichtsbüchern im engeren Sinne seine zahlreichen Beispiele aus der Weltgeschichte, besonders seine Notizen über die abendländische Kirchengeschichte und die Geschichte seines Vaterlandes genommen sind. Nur auf dieses, nicht etwa auf das, was mit seinen Bibelstudien und den patristischen Arbeiten zusammenhängt, oder was er den Legisten und Kanonisten verdankt, soll hier eingegangen werden, auch auf die kirchenpolitische Tätigkeit Eduards I. und III. nicht, auf deren Fundamenten Wiclif weitergebaut hat; denn dieses Kapitel der Wiclifforschung ist schon vor zwei Jahrzehnten erledigt worden[1]). Nur auf die Benützung urkundlichen Quellenstoffes mag zunächst noch ein Blick geworfen werden.

Daß Wiclif bei der Behandlung kirchenpolitischer Fragen auf urkundliches Material zurückgreift, wissen wir aus seiner eigenen Aussage. Wenn er z. B. in *De Veritate Sacrae Scripturae* den Satz aufstellt, daß der Besitz der Toten Hand aus den Almosen weltlicher Herren erwachsen ist, fügt er an: *Quod, ne tradatur in oblivionem, cavetur in cartis regni nostri Anglie, quomodo rex et alii fundatores in puram et perpetuam elemosinam donarunt talia dominia ecclesie* (III, 18) und kommt in demselben Werke noch ein zweitesmal auf diese Sache zurück (S. 55). Wozu, fragt er, haben wir diese Urkunden? Damit wir nicht vergessen, daß wir nichts anderes als Kostgänger der Armen sind, für die solche Stiftungen gemacht worden sind. Oder wenn er in öffentlicher Parlamentssitzung die Frage des Asylrechtes der Westminsterabtei behandelt, zieht er deren Stiftungsurkunde zur Untersuchung heran. Er hat (De Ecclesia cap. IX p. 205) dabei eine Kopie in der Hand und zergliedert ihren Inhalt. In De Civili Dominio beweist er, daß solchen Urkunden nur eine beschränkte, mitunter keine Beweiskraft zustehe (Multe carte humanitus adinvente sunt impossibiles). Auch briefliche Materialien benützt er. Es darf hier nur auf zahlreiche Nummern aus der berühmten Korrespondenz Robert Grossetestes hingewiesen werden, von Briefen, die er etwa aus Beda[2]) und anderen älteren Gewährsmännern, Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern, genommen hat, ganz abgesehen, denn auf solche kann hier ebensowenig eingegangen werden wie etwa auf briefliche Materialien, die er dem Corpus iuris civilis entnommen hat. Von der eigenen Korrespondenz Wiclifs ist kaum etwas zu bemerken; denn die neun Nummern, die als seine Briefe überliefert

---

[1]) J. Loserth, Studien zur Kirchenpolitik Englands im 14. Jahrh. 1. Teil. Bis zum Ausbruch des großen Schismas (1378). Sitz.-Ber. der Akademie der Wissensch. in Wien, Bd. 136.

[2]) Beda an Egbert in Opera Minora 44, 64, 66, 127, 419; De Civili Dominio III 480, IV 646 s. Migne p. 635/6: Beda vocat dotaciones regni nostri stultissimas.

sind, sind entweder nicht Briefe in unserem Sinne, sondern kleinere Traktate oder sonst von keiner Bedeutung [1]. Eine solche hat man einstens einem Schreiben beigemessen, das er an den Papst Urban VI. gerichtet hat. Aber die neuere Forschung hat den Nachweis geliefert, daß man es hier mit einer Flugschrift zu tun hat, die Wiclif (nicht, wie man früher gemeint hat, im Jahre 1384, sondern) 1378 ausgesandt hat, und die als solche die Antwort auf die wider ihn von Gregor XI. ausgegangenen Bullen darstellt, in denen der Befehl an den Erzbischof von Canterbury und den Bischof von London enthalten war, Wiclif gefangen zu nehmen und vor den Richterstuhl der Kurie zu zitieren. Ob diese Flugschrift jemals dem Papst Urban VI. (Gregor XI. war inzwischen gestorben) zu Gesicht gekommen, mag man billig bezweifeln [2].

Für die Frage der Benützung zeitgemäßer historischer Werke durch Wiclif dürfen wir vor allem die umfangreichen Bücher der Summa: De Civili Dominio, De Veritate Sacrae Scripturae, De Ecclesia, De Potestate Papae und De Officio Regis zur Untersuchung heranziehen. Die einzelnen Werke der Summa haben, wenn es sich um historisches Beweismaterial handelt, es in großer Masse dem Polychronicon [3]) des Ranulphus de Higden entnommen. Wiclif nennt ihn meist nur Cestrensis nach dem Kloster (Chester), in welchem der Autor lebte. Solcher Gestalt erscheint er auch in den Werken des Huss, der die betreffenden Zitate aus Wiclif wörtlich übernommen hat. Aus dem Polychronicon (III, 454, 460) hat Wiclif seine Kenntnis von den Bragmanni geschöpft, Leuten, die, ohne Christen zu sein, gerechtfertigt sind, weil sie leben: sicut Christus iniunxit apostolis (De Civ. Dom. II, 182, III, 93, 377, De Ecclesia 32, De Officio Regis 248). Dort fand er die von ihm wiederholt (De Civ. Dom. I, 309 u. a.) vorgebrachte Erzählung, wie Großeteste von der Kurie an das Tribunal Christi appellierte und wie er vom Papste angeblich exkommuniziert wurde (I, 374). Aus Higden (VII cap. 24) nimmt er die Erzählung, wie Johann ohne Land Lehensmann des Papstes wird (De Civ. Dom. II, 34), wie Wilhelm der Eroberer die englischen Klöster nach Schätzen durchsuchen läßt (II, 47), wie Abt Turstan mit seinen Mönchen im Kampfe liegt; von dort (VI, cap. 22) entlehnt er die Gründungsgeschichte des Klosters Glastonebury, die Zerstörung durch die Dänen und die Wiederaufrichtung durch König Edmund (De Civ. Dom. II, 48), schildert er den Verfall des Klosters St. Martin in Tours, die Geschichte von Lanfranc, von Wilhelm II. und seiner Kirchenpolitik, von dem Vorgehen Wilhelms des Eroberers gegenüber den Klöstern Ely, St. Alban

---

[1]) Loserth, Wiclifs Sendschreiben, Flugschriften und kleinere Werke kirchenpolitischen Inhalts. Sitz.-Ber. der Wiener Akademie, 166.

[2]) Ebenda.

[3]) Es faßt in der schönen Ausgabe (ed. Lumby) der Scriptores rerum Brit. medii aevi mit dem Appendix, 9 Bde.

und Peterborough (De Civ. Dom. II, 51), dann des Königs Edgar in bezug auf Hyde, Worcester und andere Mönchskollegien. Aus dem Polychronicon (VII, cap. 8) hat er die Geschichte von St. Wulfstan übernommen (De Civ. Dom. II, 51), die Stelle aus Beda, daß der gute Ruf des Klerus nicht auf seinen glänzenden Kirchenbauten, sondern auf seinem erbaulichen Leben und seinen guten Werken beruhe. Die Erzählung von der Bezahlung des Lösegeldes für König Richard (De Civ. Dom. II, 98) entstammt gleichfalls dem Polychronicon (VIII, 128). Daß die Laienwelt berechtigt ist, Jurisdiktion in geistlichen Angelegenheiten auszuüben, erweist er nach dem Polychronicon an dem Beispiel des Königs Theoderich im Streit zwischen Symmachus und Laurentius um den päpstlichen Stuhl (De Civ. Dom. II, 116), an der Absetzung Johanns XII. durch Otto den Großen (II, 117), an dem Verfahren gegen Johann XVII. und Silvester III. und dem Streit zwischen Bonifaz VIII. und Philipp dem Schönen (II, 117/118).

In dem Buche De Officio Regis führt er (S. 128) nach Higden (IV, 18) aus, daß, wenn der Papst Kaiser absetzte, nicht übersehen werden dürfe, daß auch Päpste von Kaisern abgesetzt wurden. Die Synode von Nicäa (S. 146) habe bestimmt, daß wie der Kaiser alle Könige überrage, so der Papst allen Bischöfen voranstehe und vornehmlich „Vater" genannt werde, dann daß die römische Kirche vom Kaiser Phokas das Privilegium erhalten habe, daß sie das Haupt aller Kirchen sei (Higden V, 416), endlich die Notiz (De Officio Regis 159), daß vor der Ankunft des Augustinus in England 2100 Mönche britischer Herkunft waren, die von ihrer Hände Arbeit lebten (V, 420). Aus dem Polychronicon (V, 130) stammt die Stelle von der Stimme, die sich bei der Dotation der Kirche durch den Kaiser Konstantin vom Himmel hören ließ und lautete: Heute ist das Gift in der heiligen Kirche Gottes ausgegossen worden, eine Stelle, die sich wiederholt in Wiclifs Schriften, zunächst in De Potestate Pape (130, 198) findet und auch von zeitgenössischen und älteren Dichtern (wir verweisen nur auf unseren Walther von der Vogelweide) zitiert wird. Von einem dieser älteren Dichter wird sie Ranulphus überkommen haben. Von Wiclif ging sie auf Huss über. Bei Wiclif lautet sie: *Et patet probabilitas cronice, quam narrat Cestrensis libro IV, cap. 86: Quomodo tempore dotacionis ecclesie audita est angelica vox in aëre, dicens quod hodie effusum est venenum in ecclesia sancta Dei.* Zu solchen Angaben verhält sich Wiclif allerdings durchaus skeptisch, mitunter ironisch. Hier läßt er die Bemerkung einfließen: wie dem auch sei, wahr sei es, daß von da an der Verfall der Kirche eintrat.

Wie auf die Dotation der Kirche das Eindringen der Ketzerei folgte, belegt Wiclif (De Pot. Pap. 198) nach Ranulphus (V,

146, 148, 158) durch Beispiele aus der Geschichte der Päpste Silvester, Marcus, Julius, Liberius und Felix.

Auch die bekannte Fabel von der Päpstin Agnes, *que postea vocata est Johannes Anglicus* erwähnt er (De Pot. Pap. 272, 309) im Hinweis auf das Polychronicon (VI, 330). Warum man im Abendland den Kaiser Konstantin nicht kanonisiert hat, während die Griechen sein Fest am 11. Mai begehen, wie Ranulphus (V, 148 149) berichte, darüber gibt Wiclif in De Potestate Pape (S. 395) seine eigene Meinung ab. In bezug auf die Stellungnahme Grossetestes zu Innozenz IV., in welchem er einen ebenso großen Kirchenverderber sah wie in Innozenz III., schreibt Wiclif aus dem Polychronicon den oft genannten Bericht über das Ende dieses Papstes aus. Diese Stellungnahme sei auch der Grund, weshalb Grosseteste der Heiligsprechung nicht gewürdigt wurde. Den Fall mehrerer Päpste von ihrer Stellung (defecerunt) hat Wiclif, wie er in De Pot. Pap. (S. 181) sagt, „in den Chroniken Higdens gelesen"; er zählt aber diese Stellen im einzelnen nicht auf, sondern weist noch besonders auf Radulphus de Diceto hin.

Higdens Werk nennt er (De Pot. Pap. 190) da, wo er vom Papste Sabinianus bemerkt, daß er die Freigebigkeit seines Vorgängers, des Papstes Gregor I., bemängelte und die Armen entgelten ließ, auf einmal „*Flores Historiarum*" (Polych. V. 412); man darf es aber nicht mit dem gleichnamigen unten erwähnten Werke verwechseln.

Geradezu eine Ausnahme ist es, daß in Wiclifs berühmtem Buch von der Kirche Higdens Name nicht genannt ist.

In dem Buche von der Simonie sind es drei Stellen, die aus dem Polychronicon entlehnt sind, die erste (S. 33) entnimmt ihm die Notiz, daß die römische Kirche bis auf die Zeit des Papstes Urban I. keine Dotation besaß und diese auch nachher nicht für den geistlichen Dienst (sondern wie Ranulph ausführt, den Schreibern und Klerikern, die die Heiligengeschichten abschrieben) gegeben wurde. In der zweiten (S. 56) wird vom Papste Gregor X. gesprochen, der auf dem Konzil von Lyon, auf dem 600 Bischöfe und 100 Prälaten anwesend waren (diese Nachricht stammt indes aus einer anderen Quelle), das bisher ungewöhnliche Statut erließ, daß hinfort alle Kuratrektoren Priester sein müssen, daß Zehente zu keinem anderen Zweck als für die Bedürfnisse der allgemeinen Kirche angewiesen werden dürfen und die Häufung von Pfründen untersagt wird. In der dritten (S. 58) ist von Johann XXII. die Rede, unter dem sich die Mißbräuche in der Verleihung und Ausnützung der Pfründen zu Gunsten der päpstlichen Kammer ins Unerhörte gesteigert hatten; denn wiewohl er die Häufung von Pfründen in einer Hand verurteilte, geschah es doch nur zu dem Zweck, um deren Einkünfte durch einige Jahre zu behalten; übrigens behielt er sich die des ersten Jahres vor, eine Maßregel (Wiclif sagt: ein Geschäft), die der päpstlichen Kammer

einen ungeheuren Schatz eintrug, was bisher von keinem Papste praktiziert wurde.

Die Erzählung von König Ludwig, der ein päpstliches Privileg, durch das einem Kleriker die erste an einer Kathedrale freiwerdende Pfründe zugewiesen wurde, mit den Worten ins Feuer werfen ließ, er wolle lieber solche Privilegien verbrennen, als seine Seele in der Hölle peinigen lassen, bezieht Wiclif fälschlich auf Ludwig den Heiligen, während sie bei Ranulph auf Ludwig VII. zielt. Wichtig ist sie für die Schlußfolgerung, die er daraus zieht: *Vecordia itaque regum originat illud malum; quondam quidem pape pecierunt relevamen a regno nostro per modum subsidii, ut patet in tractatu De Papa*[1]), *sed modo dicit pro lege statui, quod papa de promotis per eum habeat primos fructus.*

Aus dem siebenten Buch des Polychronicons hat Wiclif seine Angaben über die Stiftung der Bettelorden genommen, die er in seinem Buche De Apostasia (S. 10/11) bringt. Er berichtet von den Schwierigkeiten, die Innozenz III. hiebei machte, so daß die Bestätigung erst unter Honorius III. erfolgte. Desgleichen notiert er aus dem Polychronicon den Sterbetag des Heilands (S. 235). Eine und die andere Stelle aus Higden wird wiederholt genannt; so finden wir die Notiz von der Einträuflung des Giftes in die Kirche auch in den Responsiones ad quadraginta quatuor Conclusiones (Opp. Minora 243) und im Supplement zum Trialogus (p. 408/409).

In dem Buche De Eucharistia (S. 107), da wo er mit besonderer Schärfe von den Irrtümern der Kurie in Avignon spricht, nimmt er seine Belegstellen aus dem Polychronicon im wesentlichen, um zu zeigen, wie anders man in der Frage des Abendmahls in den Tagen Berengars und Nikolaus' II. vorgegangen sei. Berengar konnte auch nach seiner Retraktation, unangefochten von der Kurie, ein heiligmäßiges Leben führen: *Ex istis*, schließt er, *videtur quod ecclesia, quando plus habuit sollicitudinem de fide quam de seculari dominio, ponderavit errorem et fidelem revocacionem Beringarii, que ex vite sue sanctitate sequente et dacione prophecie de suo obitu declaratur.* Wie schädlich die Verlegung der Kurie nach Avignon gewirkt hat, wird wiederholt ausgesprochen, die Tatsache selbst teilt er gleichfalls aus dem Polychronicon (S. 223) mit. Wie „irreligiöse" Innozenz III. gehandelt, als er England zum Lehen der Kurie machte, als er den Zwist zwischen England und Frankreich schuf, gegen die Kaisergewalt und andere Mächte vorging, gegen

[1]) Die Herausgeber von Wiclifs De Simonia verweisen in der Note zu De Papa auf die Addenda. Dort findet sich keine bestimmte Bezugsstelle vermerkt; es ist aber zweifellos, daß die Ausführungen in De Potestate Pape p. 347 ff. gemeint sind: *Quod papa debet sollicitudinem talium provisionum dimittere et occupari circa edificacionem ecclesie.*

Joachim von Floris und andere ganz unkirchlich den Prozeß einleitete, für all das zitiert er das Zeugnis des Ranulphus (S. 278).

Wie man aus alledem entnimmt, ist das Polychronicon für Wiclif eine wahre Fundgrube gewesen, aus der er sein historisches Wissen schöpfte. Er spricht denn auch nicht anders als mit der größten Hochachtung von Ranulph, seinem älteren Zeitgenossen. Er nennt (De Civili Dominio 47) diesen Cronicator Cestrensis einen *vir religiosus, literatura precipuus et in narrando suum ordinem non suspectus.* Es liegt in den beiden letzten Worten ein gutes Stück historischer Kritik, die Wiclif ausübt, zu Tage.

Ein anderes Polychronicon darf mit diesem nicht vertauscht werden. Eine von den Wiclifhandschriften, die das zweite Buch von De Civili Dominio enthält, nennt es. Wenn sie dabei bemerkt, daß es das Werk eines Carnotensis ist (S. 88), so wird ersichtlich, daß damit der Polycraticus des Johannes von Salisbury gemeint ist. Es betrifft die bekannte Stelle, die sich auch in Martin von Troppau findet, wohin sie aus den Dekretalen gekommen, die die Ehrfurcht Kaiser Konstantins gegen den Klerus bezeugt: *patrum veritus crimina vel convicia publicare et Cham reprobi filii incurrere, qui patris verenda non texit.*

Die zweite Quelle, die Wiclif für seine geschichtlichen Angaben zu Rate zog und die er gleichfalls ausdrücklich nennt, sind die Opera historica des Dekans von St. Paul in London Radulphus de Diceto, der am 22. November 1202 (oder 1203) gestorben ist. In De Potestate Pape (cap. VIII. p. 181) bemerkt Wiclif: *In cronicis autem Cestrensis narravi alias, quomodo multi Romani Pontifices de papatu defecerant. Et repeto illa, que scripta sunt in cronica aurea Radulphi de Diceto decani sancti Pauli, cui Anglici darent fidem.* Und nun erweist er aus dessen Darstellung des Streites zwischen Papst Bonifaz und Eulalius, daß die Macht des Kaisers damals das wesentliche Moment war. Noch war, sagt er, die Herrschaft des römischen Reiches nicht geschwächt, und so wenig vermochte eine Usurpation des römischen Pontifex, daß es für ketzerisch gehalten worden wäre, es als eine Ketzerei zu bezeichnen, daß weltliche Herren der Kirche, wenn sie fehlt, die Temporalien wegnehmen können. Und zum Beweis bringt er aus den Abbreviationes chronicorum des Radulphus außer der genannten Stelle (S. 83) die Geschichte der Päpste Symmachus und Laurentius (S. 89), Konstantin und Stephan (S. 124), Benedikt und Anastasius (S. 137), Leo und Christophorus (S. 142), Johann XII. und Leo (S. 151), Benedikt und Silvester (187), Cadalus und Alexander (S. 200), Gregor VII. und Clemens (S. 211), Viktor und Clemens (ebenda), Urban II. und Clemens, Innozenz II. und Petrus Leonis (S. 246), endlich das Schisma von 1159 (S. 303). Da sich diese *Chronica aurea*, wie Wiclif sie nennt, in ihren An-

gaben mit anderen im 14. Jahrhundert gebrauchten Handbüchern deckt, so mag es bei einer und der anderen Stelle als zweifelhaft erscheinen, ob sie aus Radulphus stammt. So finden wir in der Streitschrift De Quatuor Sectis Novellis (Polemic Works S. 251) die Stelle: *De Alexandro Magno legitur, quod magnos montes ad includendum filios Israel coniungebat.* Radulph hat eine hierauf bezügliche Notiz erwähnt (I, 48), aber auch die Flores Historiarum (I, 65) erwähnen hievon und alle dürften aus Petrus Comestor geschöpft haben. Übrigens hat Wiclif selbst für eine und dieselbe Tatsache mitunter mehrere Quellen zu Rate gezogen. So sagt er De Civili Dominio II, 119: *Ex istis historiis patet, quod christianissimi imperatores papas corripere possunt a fide devios.* Nicht immer nennt er die Autoren, aus denen er schöpft. Er begnügt sich in einzelnen Fällen, wie z. B. im Trialogus (S. 309/310) mit der Bemerkung: *Unde narrant chronicae.* Das wird bei jenen Tatsachen der Fall sein, von denen Ranulphus, Radulphus, Martin von Troppau und die Flores Historiarum in ähnlicher Weise berichten. Mitunter bringt er auch nähere Hinweise nicht, weil sich die Sache in bekannten Chroniken findet. Wenn er (De Potestate Pape 168) von den Christenverfolgungen unter den Kaisern Nero und Diokletian spricht, sagt er: *ut patet ex notis chronicis.* Quellen dieser Art nennt er mitunter chronicae gentilium, wie Sermones II, 162: *Et secundum chronicas gentilium Constantinus Leonis imperatoris filius exoculatus est.* An heidnische Quellen kann ja da nicht gedacht werden, denn er hat die Tatsache aus Martin von Troppau zum Jahre 782 (M. M. Germ. hist. XXII, 401) genommen. Auch wenn er sie aus Radulphus de Diceto (I, 129) oder aus dem Eulogium Historiarum (II, 365) entlehnt hätte, würde die Sache nicht stimmen. Er spricht von Chronicantes (De Civ. Dom. III, 233), ohne einen bestimmten Autor zu nennen, oder sagt nur *legitur* selbst da, wo so wichtige Dinge, wie die Dänenherrschaft (Opera Minora 163) erzählt werden. Zuweilen werden auch Legenden als Chronicae bezeichnet, jene, die an den Festtagen der Heiligen zu deren Erinnerung (ad cantum ecclesiae) vorgetragen werden (De Potestate Pape 76). Seine Auffassung von den Legenden wurde schon berührt. So groß die Anzahl seiner eigenen Werke aus wenig Jahren ist, so wenig ist von Legenden die Rede, und werden sie berührt, so geschieht dies meist mit einem skeptischen Seitenblick. Er hält von ihnen nicht viel, weil so viel Schwindel mit unterläuft. Recht bezeichnend hiefür ist eine Stelle in der 28. Predigt Super Epistolas (Serm. III, 220/221), wo er gegen die Bettelmönche loszieht, die ihr Prinzip feststellen wollen, und da ihnen aus der Bibel keine Belege zu Gebote stehen, zu apokryphen Schriften zu greifen genötigt sind (*Deficiente sibi evidencia ex scriptura ad stabiliendum suum ordinem, vere suam mendicacionem,*

mendicat [frater] argucias a scriptis apocriphis de vita beati Martini, beati Cuthberti, beati Gregorii et beati Edwardi . . . .). Seinen eigenen Standpunkt legt er in den Sermones Misc. (III, 33) dar, wo er erwähnt, wie der Kaiser Trajan auf Bitten Papst Gregors des Großen erlöst wird: *Et quantum ad illud de Gregorio orante pro Trajano, credere potest qui voluerit.* Die Legende ist eben apokryph und hat mit dem Glauben nichts zu tun: *Quelibet talis credulitas inest homini citra fidem.* Manche Quelle, die er nicht namentlich nennt, ist, wie bemerkt, den Zeitgenossen bekannt gewesen, so wenn er in De Civili Dominio (II, 51) von einem anderen Zeugen spricht: *alius testis sufficiens quod rex Willelmus videns Angliam ex appropriacione temporalium in manum mortuam depauperatam et miliciam exhinc (ut sibi contingit) posse alias in manum conquestorum incidere, aliquas abbacias destruxit, ab aliis tenementa subtraxit, dotando milites et alias innovavit.* Leider werden auch zeitgenössische Quellen nicht immer bei ihren Namen angeführt. So heißt es an einer Stelle (De Pot. Pap. 379), die, wie es scheint, sich auf den Bauernaufstand von 1381 bezieht: *Et ut notat quidam intuens successus seculi: in diocesi Dunelmiensi est maior turbacio et minor episcoporum et cleri religio,* wenn nicht, wie es allerdings wahrscheinlich ist, unter dem *quidam* Wiclif selbst zu verstehen ist.

Eines der gebräuchlichsten Handbücher der Weltgeschichte im späteren Mittelalter war bekanntlich die Chronik Martins von Troppau, in der sich das Wesentlichste aus der Kaiser- und Papstgeschichte in knappster Form zusammengetragen fand und die eben deshalb nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern stark verbreitet war. Da es seit dem 14. Jahrhundert auch in England an ähnlichen Werken, die Wiclif zu Gebote standen, nicht fehlte, so ist Martin von Troppau von ihm nur selten zitiert worden. Da sich die betreffenden Angaben auch in den englischen Werken gleicher Art finden, so möchte man bezweifeln, daß er Martin von Troppau überhaupt zu Rate gezogen habe, würde er nicht selbst die Tatsache bezeugen. In den Responsiones ad quadraginta quatuor conclusiones hat er die Wundergeschichte De Gregorio mortuo (Opp. Min. 233) erzählt. Er sagt, indem er auch hier wieder eine skeptische Miene macht: *Et quantum ad miraculum ex cronica Martini de Gregorio VI. mortuo credere potest, qui voluit . . . . Michi videtur probabile plus credere uni operi vivaci, quod ex caritate probabiliter procedit quam mille operibus vocatis miraculis mortuorum, quia talia sunt plena illusionibus extra fidem.*

Wiclif hätte hier auch auf Radulphus de Diceto verweisen können, der die Sache auch erwähnt (I, 180); er kommt übrigens

auch in einer Predigt (Serm. IV, 196) darauf zu sprechen und bezeichnet auch hier wieder Martin als seine Quelle: *De papa quodam narrat cronica Martini* .... Allerdings hat er dessen Bericht stark abgeändert, denn dort lautet er nicht zum Nachteil des Papstes (s. M. M. Germ. SS. XXII, 431).

Ähnlichen Zwecken wie die Chronica Martini dienten die *Flores Historiarum*, die in der Ausgabe H. R. Luards vorliegen. In seinem Buche De Potestate Pape (S. 190) spricht Wiclif von schlechten Päpsten: *Multi erant tales de Romanis pontificibus. Unde narrat predictus cronicans in libro suo de Floribus Historiarum, quomodo anno gracie 595. papa Sabinianus liberalitatem beati Gregorii predecessoris sui derogavit et sub hoc obtentu manum egenis subtraxit.* Die Flores stimmen damit in der Tat vollständig überein. Auch die schon angedeutete Geschichte vom Kaiser Traian, die Wiclif in De Ecclesia (S. 531, 533/534), De Potestate Pape (S. 395), Serm. (IV, 31/33) und besonders ausführlich in dem noch ungedruckten Buche De Mandatis Divinis erzählt, findet sich in den Flores (I, 291/292). Anzunehmen ist aber, daß Wiclif die Legende in der vita Gregorii selbst gelesen haben wird.

Im 10. Kap. der Schrift De Potest. Pape (p. 233) zitiert Wiclif die Flores Historiarum bei der Schilderung der Vorgänge in der Westminsterversammlung von 1226, wo der Nuntius zufolge päpstlichen Auftrages von jeder Kathedralkirche zwei Präbenden für die Kurie in Anspruch nimmt (Flores Hist. II, 183): *Unde in predicta cronica, que intitulatur Flores Historiarum dicitur, quomodo anno domini 1226. magister Otho nuncius domini pape ostendit literas domini pape consilio regni nostri apud Westmonasterium, in quibus papa allegavit scandalum Romane ecclesie* ... Man sieht aus dem Zitat, daß er nicht aus der Vorlage der Flores — dem Matthäus Parisiensis — geschöpft hat. Die skandalöse Forderung der Kurie, sagt Wiclif, wurde abgeschlagen. Es fehlt hiebei nicht an zutreffenden historischen Betrachtungen, zu denen wir vornehmlich die über den Niedergang des römischen Reiches deutscher Nation rechnen dürfen. Er geht von der Beobachtung aus, daß es allen Reichen schlecht geht, die sich in die geistliche Botmäßigkeit begeben, wie sie jetzt besteht. Gegen einen wahren Papst und seine Herrschaft, die rein geistlicher Natur ist, hat er nichts einzuwenden. Mit einer solchen könnten sich auch die Engländer abfinden. Wie es aber mit der Herrschaft eines verkaiserten Papsttums aussieht, ergibt sich aus der Geschichte des römischen Reiches: *Sic enim translatum est Romanum imperium in Germanos et tantum aporiatur, quod vix sibi subditur civiliter dux vel comes. Et generaliter sic decrescit dominium, quod est blasphemo dominio subiugatum.*

Ein vereinzeltes Zitat bringt Wiclif in De Veritate Sacre Scripture (I, 250 251) aus Vincentius von Beauvais; es ist die Stelle, wo er von Mohamed als Betrüger spricht; da Wiclif außer dieser noch drei andere Quellen nennt, so möge sie hier vollständig angeführt werden: *Unde Machometus ad ficcionem huius legis associavit sibi quendam Judeum, qui cognovit legem Mosaycam, et quendam callidum nominetenus christianum Sergium monachum; ex quorum consilio permissione divina in penam peccati christianorum confinxerat legem suam. Patet hoc per multas cronicas de historia Machometi, ut in Speculo Historiali libro vicesimo quarto, cap. tricesimo nono et in cronica Cestrensis et in quadam alia antiqua cronica, quam nuper vidi de ista materia, ymmo dominus Armacanus libro octavo decimo de Questionibus Armenorum ostendit ex multis causis, quomodo Machometus approbat tam Moysem quam Christum cum suis legibus* . . . Und einige Seiten später: *Machometus cepit principari tempore Bonifacii quinti* . . . . *Circa annum domini 620, ut dicit Cestrensis, vel ut placet Vincencio, Heraclius sumpsit imperium anno domini 613* . . . . Damit ist auch die Persönlichkeit des Autors des Speculum Historiale festgestellt[1]). Der falsche Mönch Sergius wird auch sonst noch in den Werken Wiclifs erwähnt, so im Buch von der Kirche an drei Stellen[2]), in den Polemic Works[3]), den Select English Works[4]), den Sermones[5]) u. a.

Erwähnt Wiclif an dieser Stelle eine alte Chronik, in die er jüngstens Einblick genommen, ohne daß er über sie etwas Näheres sagt, so findet sich auch sonst noch manche ungenaue Angabe. Einer Chronik — er betitelt sie De gestis Anglorum und nennt das Kapitel, darin er die betreffende Stelle findet, das 42. — entnimmt er die Geschichte vom Untergang der Templer: *Unde et illud practisatum est de Templariis anno primo regis Edwardi secundi, ut narrat quedam cronica De Gestis Anglorum, 42. capitulo. Templarii, inquit, de heresi et aliis criminibus enormibus accusantur et ad instinctum regis Francie tamquam suspecti capiuntur et incarcerantur in Francia et in Anglia et omnia bona eorum confiscantur* (De Civ. Dom. II, 113).

Bei manchem Zitat ist Wiclif selbst gemeint. Er führt sich dann mit den Worten: *dixit quidam* ein; aber das gilt doch

[1]) S. dazu die Noten Buddensiegs in seiner Ausgabe des Wiclifschen Werkes I, p. 251, 257 und 267.

[2]) S. 290 (Nur hat der Papst Sergius III. damit nichts zu tun, wie dort irrtümlich angenommen wird, denn das Schisma, von dem die Rede ist, bezieht sich auf keinen Papst), 333 u. 517.

[3]) S. 91, 597.

[4]) De Pontific. Rom. Schismate ed. Arnold III 245.

[5]) I 178.

nicht immer. In De Officio Regis erhebt er Einsprache gegen die Zitationen nach Rom; auch in England lassen sich die Dinge und noch dazu vor einem kompetenteren Forum erledigen. Er gebraucht hiebei Motive, die in der Folge ziemlich genau von Huss kopiert worden sind. In dem erwähnten Fall liest man: *Unde apparet considerantibus cursum scripture et statum ecclesie de imperio et regnis ceteris, quod per immixcionem luciferine et antichristine heresis usurpate a sacerdotibus multum perturbantur, quod videtur cuidam doctori prophetatum Danielis II°.* Hier mag es zweifelhaft erscheinen, ob Wiclif sich selbst gemeint hat. Ähnliche Fälle finden sich mehrfach in seinen Büchern. Im vorliegenden Falle läßt der folgende Satz: *Ex isto textu notat doctor predictus* kaum darauf schließen, daß Wiclif selbst dieser Doctor ist. Für die Geschichte Wiclifs ist diese bisher nicht beachtete Stelle wichtig genug, namentlich wenn sie mit De Officio Regis S. 229 in Zusammenhang gebracht wird, wo von der Exkommunikation und der Inkarzerierung gesprochen und damit ein Stück der Geschichte Wiclifs selbst berührt wird. Man wird sich dabei des zwar kleinen, aber sehr gehaltvollen Traktates De Incarcerandis Fidelibus erinnern dürfen, der nun in den Opera Minora gedruckt vorliegt.

Von seinen Gegnern zitiert Wiclif oft längere oder kürzere Aussprüche, gegen einen und den anderen opponiert er in lebhafter Weise, ohne seinen Namen zu nennen[1]). Wer mag z. B. jener Doktor sein, der (De Apostasia 67) in Oxford öffentlich gelehrt hat, daß in vielen Fällen das Lügen nicht nur erlaubt, sondern auch verdienstlich sei?

Das bekannte Sammelwerk Vitae Patrum, dessen einzelne Teile zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden sind, ist, soweit man sehen kann, ein einzigesmal benützt worden. In De Apostasia (Kap. XVII, S. 246) sagt Wiclif: *Unde in Vitis Patrum narratur . . ., quomodo narravit abbas Daniel dicens: Dixit pater noster abbas Arsenius de quodam sene, qui magnus erat in hac vita, simplex autem in fide. Et errabat pro eo, quod erat ydiota et dicebat naturaliter non esse corpus Christi panem quem sumimus sed figuram eius esse.* Und nun wird die ganze Geschichte erzählt, wie sie sich in den Vitis Patrum findet (Migne Ser. Lat. 73, p. 978/979).

An Quellen solcher Art wird man auch den Magister Historiarum — Petrus Comestor — magnus ille doctor (De Ecclesia 164) oder magnus cronicator et profundus theologus (De

---

[1]) Opus Evangelicum III, p. 150: *Communicari recencius cum quodam fratre episcopo, qui cum mihi argueret satis acute in ista materia, convenimus, quod in fine ipse diceret fidem suam et dixit mihi publice, quod sacramentum est nichil in forma nichili.*

Civili Dominio III, 18) nennt ihn Wiclif — anzureihen haben[1]), da seine Historia Scholastica nicht wenige Angaben aus der Geschichte seiner und der älteren Zeit enthält, von denen Wiclif einige als Belegstellen für seine Ausführungen aufnimmt oder die ihm den Stoff für seine Polemik bieten. Hieher gehört schon die wichtige Stelle, wie die Haltung eines Mönches beschaffen sein sollte, es aber nicht ist (De Civili Dominio III, 414) und bei welcher Wiclif die Bemerkung einfließen läßt, daß er persönlich einen Mönch kannte, der den Anspruch erhob, über Sklaven zu gebieten. Aus Petrus Comestor entnimmt er (De Veritate Sacre Scripture III, 110) seine Angaben über die Sonntagsfeier und berichtet er die Übertragung der Herrschaft über Judäa an Herodes; in De Ecclesia (p. 163 164) zitiert er das Kapitel De dolo obstetricum, in De Potestate Pape (p. 286) erzählt er nach Comestor die Geschichte, wie Alexander der Große Gott in der Gestalt des Hohenpriesters verehrt, in De Perfectione Statuum hat er (Pol. Works 454) eine längere Stelle aus Comestor des Inhalts: *quod ordo canonicorum est idem cum eorundem sanctorum Jerusalem.* Aus Comestor kennt Wiclif die Legende von St. Marcialis, der vom hl. Petrus nach Gallien gesandt wird und dort der Apostel von Limoges geworden ist, eine Stelle, die Huss übernommen, hiebei aber seinen Lehrmeister gründlich mißverstanden hat. Wiclif selbst meint auch hier, wie sein Ausdruck *sompniatur* sagt, nicht viel von der Legende halten zu sollen (Serm. II, 193); er fügt denn auch die bezeichnenden Worte an: *Dimisso isto ipsis, qui credere illud volunt.* In einer anderen Predigt (Serm. III, 253) nennt er zwar den Comestor, bringt aber den Wortlaut nicht; dagegen ist das, was er dabei ausführt, wichtig genug, um nicht übergangen zu werden. Er opponiert gegen die Orden. Zwar habe jeder etwas, das mit den Anordnungen Christi übereinstimme, das könne man annehmen, aber das, worin sie darüber hinausgehen, müsse man ablehnen, um so mehr, weil sie gerade dies zum wesentlichen Teil ihrer Religion (= Orden) machen. Wenn einst die klügeren Doktoren im Orden gemeint haben, ihr Orden sei derselbe wie die Religion in der ersten Kirche, haben sie recht, insofern diese Männer alles das im Orden, was mit der ursprünglichen Regel Christi nicht stimmt, als etwas Unwesentliches angesehen haben, während man es jetzt höher einschätzt als die Religion Christi selbst. In einer Predigt (IV, p. 283) bestimmt er nach Comestor die Wüste, in der Christus versucht wurde: *Jeiunavit dominus in deserto, quod est inter Jerusalem et Jericho.*

Im Opus Evangelicum (III, p. 6) findet sich nach der Historia scholastica im 31. Kapitel (De tribus sectis Iudaeorum)

---

[1]) So auch das Catholicon Johanns von Genua in De Civili Dominio III 425.

die Darlegung, daß die Sekten der Pharisäer, Saducäer und Essäer in den Tagen Christi, deren Unterschiede und schlechte Einwirkungen auf das Volk besprochen werden, den Sekten von heute, den Mönchen, Kanonikern und Fratres entsprechen: die Schriftgelehrten von damals sind jetzt die Doktoren der Theologie, die man in den Konsistorien der Bischöfe findet und welche die weltlichen Traditionen aufs eifrigste befolgen. Das sind in Wahrheit die modernen Schüler des Antichrist. Und in gleicher Weise spricht er in demselben Buche (S. 14) von den Abzeichen der Priester im Alten Bunde, die er mit denen der Orden von heute vergleicht: *Et sicut religiosi in fine legis veteris seduxerant populum in duobus, scilicet in philateriis et fimbriis, sic religiosi nostri decipiunt proporcionabiliter populum in his signis.*

Ein anderes in Wiclifs Zeit viel benütztes, zum Volksbuch gewordenes Werk — die *Legenda aurea* des Jacob de Voragine — wird ein einzigesmal zitiert (De Civ. Dom. III, 327). Leider lassen sich jene Quellen nur selten feststellen, aus denen so viele seiner Angaben zur Zeitgeschichte stammen. Solche finden sich in jedem der 12 Bände der Summa. Es möge gestattet sein, hier anhangsweise auf einige hinzuweisen. Da ist zunächst festzuhalten, daß vom dritten Werk der Summa angefangen alle mit dem Thesenstreit Wiclifs und seiner Zensurierung durch die Kurie zusammenhängen, alle sonach einen streng polemischen, mit jedem späteren Werke immer schärfer ausgeprägten Zug an sich tragen. Auf viele Gegner wird hingewiesen, ohne daß man auch da in jedem einzelnen Fall die Persönlichkeit zu nennen in der Lage wäre. So spricht er De Veritate Sacre Scripture (I, 345) von einem Gegner, den er für seinen Freund und hervorragenden Verteidiger der katholischen Wahrheit gehalten habe, der ihn nun aber der Doppelzüngigkeit beschuldige und einen Ketzer nenne, der nur am Wortsinn der Schrift festhalte. Man erfährt aus dem genannten Buch über die Persönlichkeit dieses Gegners nichts. Aber nicht bloß von seinen Gegnern spricht Wiclif. In De Civili Dominio II, 13 finden wir den Satz: *Unde diebus nostris audivi quendam de valentioribus dominis regni nostri monachis de sua fundacione concedere, quod tot monachis, quot sunt modo, quoad omnia vite necessaria subductis curis seculi ministraret, eciam copiosius quam modo ministratum est cum prevaricacione et sollicitudine mundanorum; informatusque fuit per quendam virum ecclesiasticum hoc esse licitum, eo quod reipublice foret expediens et monachis medium ad observandum votum et regulam quam solempniter sunt professi.* Wir werden damit belehrt, erstens daß das Verhältnis Wiclifs — denn er selbst ist der *vir ecclesiasticus* — zu dem Herzog Johann von Lancaster, dem ersten Mann Englands, ein inniges

und Wiclif sein Berater in kirchenpolitischen Fragen ist, zweitens daß beide von der Reformbedürftigkeit der Bettelorden überzeugt sind und Wiclif seinen Schützer belehrt, daß eine solche Reform dem Staate zum Nutzen gereichen würde, drittens endlich daß in diesem Augenblick von einem Bruch Wiclifs mit den Bettelorden noch keine Rede ist. Man wird aber daraus weiterhin folgern dürfen, daß Wiclif auch in seinen weitergehenden Reformideen auf die wirksame Unterstützung seines hohen Gönners rechnen durfte. Wie weit diese Ideen in Bezug auf die Verwaltung der Kirche gingen, erfährt man aus dem Satze, in welchem er England glücklich preist, wenn diese Ideen durchgeführt wären: *O quam sanctum et fertile foret regnum Anglie, si ut olim quilibet parrochialis ecclesia haberet unum sanctum rectorem cum sua familia residentem, quodlibet regni dominium haberet unum iustum dominum cum sua uxore et liberis cum proporcionali familia residentem.* Dann würden nicht so viele Ackergründe brach liegen; das Reich hätte an allem Überfluß, es würde nicht an Arbeitern und Handwerkern fehlen, wie jetzt, wo Mietlinge über die Herrschaften des Klerus gesetzt sind und diese berauben oder verkommen lassen, die Einkünfte vergeuden usw. Wären diese Güter im Besitz von Laien, *multiplicantes coniugia, liberos atque familias, tunc resultaret regnum in omnibus bonis uberius.* Von da bis zu dem Plan der Säkularisierung des gesamten englischen Kirchengutes ist nur ein Schritt. Dafür gilt Wiclif schon jetzt der volle Haß der Mönche: *Dicunt, quod sum liber inferni.*

Besonders reich an persönlichen Momenten ist das Buch De Ecclesia. Abgesehen von anderen wichtigen Andeutungen finden wir dort Reminiszenzen an Vorgänge im Parlament. So erwähnt Wiclif eines Zurufs, den ihm der Bischof von Rochester in offener Sitzung gemacht habe, *quod conclusiones mee sunt dampnate, sicut testificatum est sibi de curia per instrumentum notarii* (p. 354). Ebenso ist es im Buche De Officio Regis und den letzten Büchern der Summa, wo hingegen Entlehnungen aus den oben genannten Quellen mehr und mehr in den Hintergrund treten.

Graz. J. Loserth.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Rudolf Asmus, Der Alkibiades-Kommentar des Jamblichos als Hauptquelle für Kaiser Julian. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Jahrgang 1917. 3. Abhandlung. Carl Winter. Heidelberg 1917. 87 S.

Asmus, der treffliche Kenner Julians, legt in dieser Abhandlung den Grundstein zu einer in späteren Einzelstudien auf sämtliche Schriften des Apostaten auszudehnenden quellenkritischen Untersuchung, die den Beweis erbringen soll, daß alle Werke des christenfeindlichen Kaisers „nach ihrem Inhalt und zum Teil auch nach ihrer Form von einer genau zu bestimmenden Schrift des Jamblichos abhängig sind". Die Entdeckung dieser unmittelbaren Hauptquelle der bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf die philosophisch-rhetorische Frage nach der wahren Königsherrschaft eingehenden Schriften Julians sei bisher deshalb nicht gelungen, weil man „in der Vielfältigkeit der julianischen Gedanken- und Formenwelt dem einen und einigenden Mittelpunkt", dem Platonismus des Kaisers, zu wenig Beachtung geschenkt habe.

Eröffnet wird die Untersuchung mit der Analyse der beiden Invektiven gegen die Pseudokyniker (VI und VII ed. Hertlein), in denen den christenfreundlichen Gegnern ihre politische Unfähigkeit vor Augen geführt werden soll. Die Rede gegen die ungebildeten Hunde (VI) weist 244, 15 auf den im Altertum für ein echtes Werk Platons gehaltenen „größeren Alkibiades" hin, in dem Sokrates den jungen Athener belehrt, daß das Streben nach Selbsterkenntnis für das Betreten der politischen Laufbahn kraft der dadurch bedingten richtigen Einschätzung der Güter ein umumgängliches Erfordernis sei. Zahlreiche Anklänge an diesen Dialog lassen sich in R. VI, deren grundsätzliche Verwandtschaft mit dem „größeren Alkibiades" auf der höheren Einheit von Philosophie und Politik beruht, mit Sicherheit feststellen, aber erst die Art der Durchführung stellt die volle Verbindung her und schlägt zugleich die Brücke zu Jamblichos. Julian sieht nämlich in einer systematischen Vorbemerkung unter

Hinweis auf den Ausspruch des Gottes in Delphi den Grundzug aller Philosophie in dem Streben nach Selbsterkenntnis; bekräftigend bemerkt er dazu 243, 25 *ηὑρήκαμεν δὴ τὸν ἀρχηγέτην τῆς φιλοσοφίας, ὥς που καὶ ὁ δαιμόνιός φησιν Ἰάμβλιχος.* Von den Schriften des Jamblichos enthalten nun weder der Protreptikos, an den man zunächst denken möchte, noch das Werk über das pythagoreische Leben jenen Ausspruch über den delphischen Gott; die Vorlage Julians, meint A., könne nur der Kommentar des Syrers zum „größeren Alkibiades“ gewesen sein. Dieser ist uns freilich nur aus den Erläuterungen des Proklos und des von ihm abhängigen Olympiodoros zu jenem Dialog bekannt, die durch Jamblichos sehr stark beeinflußt sind. Dazu ist der Kommentar des Proklos nur noch bis 116 A und selbst in diesem ersten Teil nicht ganz lückenlos erhalten. Anderseits darf man nicht bloß, wo die Beziehung zum Alkibiades bei Julian unverkennbar ist, sondern auch wo er mit den beiden Exegeten übereinstimmt, unbedenklich die gemeinsame Quelle in dem jamblichischen Kommentar vermuten.

Die Gewähr für die Richtigkeit der Annahme, daß Jamblichos die Quelle Julians ist, bieten einige von Proklos mitgeteilte Bruchstücke aus dem Alkibiadeskommentar des Chalkidiers, vor allem zwei Auszüge aus der Einleitung. Das erste Fragment zeigt, welche Bedeutung Jamblichos jenem Dialog für die Philosophie im allgemeinen und für die platonische im besonderen zuerkannte; er hatte zehn Gespräche aufgezählt, die Platons ganze Philosophie enthalten sollten, und an die Spitze der Reihe den Alkibiades gestellt. Noch wichtiger ist das zweite, das Einteilung und Endabsicht des Alkibiades erörtert. Jamblichos handelte danach in der Einteilung über die *οὐσία* und die *φύσις* des Menschen und erklärte die Philosophie für eine *τέχνη*, die das Gesamtgebiet der Selbsterkenntnis zum Gegenstande habe, was auch Porphyrios schon nach Platon gelehrt hatte (Zeller, Philos. d. Griech.[3] III 2, S. 661). Nun stellt Julian in seiner Darlegung zunächst die sämtlichen *φύσεις* fest und ordnet sie im Anschluß an Platon und Aristoteles nach ihrer geringeren oder größeren Teilnahme an der göttlichen Gabe des Prometheus und des Hermes. Er folgt dabei im wesentlichen der von Kleanthes begründeten und von Poseidonios weiter ausgebauten Weltseelentheorie vom denkenden Feuer, die die Grundlage für die Auslegung des *Γνῶθι σαυτόν* bilden soll. Auf der Lehre vom Zusammenhang der Seele und ihrer Kräfte mit dem Sonnenfeuer beruht die gesamte Mystik Julians, seine Theokrasie ist jamblichisch. Auch Julian tritt dann den Beweis der Einheit der Philosophie an und schöpft überhaupt, wie an der Hand von Proklos und Olympiodoros dargetan wird, in seiner allgemein-philosophischen Vorbemerkung und im Hauptteil von R. VI vornehmlich die jamblichische Einleitung aus.

Die siebente Rede richtet sich gegen den Kyniker Herakleios, der zwei Mythen aus dem Kreise der Attis- und der Mithrasreligion mißbraucht hatte. Das Hauptproblem ist darum die Frage nach der erforderlichen Eigenart des philosophischen Mythus. Das Interesse für Mythen ist ja allen Neuplatonikern gemeinsam. Zunächst wird, was zu der aus R. VI zu erschließenden Einleitung des Jamblichos vortrefflich paßt, die Mythographie im Zusammenhang der den einzelnen Seelenorganen gemäßen τέχναι behandelt, die Hauptfrage, die Mythentheorie, kommt im zweiten Teile der Rede zur Erörterung. Als „Gegen- und Mustermythus" erhalten wir eine auf dem Γνῶθι σαυτόν aufgebaute autobiographische Skizze des Kaisers; verwertet werden dabei neben der prodikeischen Heraklesallegorie die Mythen des Attis, Theseus und Perseus. Auch diese Geschichte der Heranbildung Julians zum Kaiser gibt die Hauptgedanken des jamblichischen Alkibiadeskommentars wieder. Das Eingreifen der Götter Zeus, Helios-Mithras, Athene (Ἀθηνᾶ Πρόνοια), die Seelenreise unter Führung des Hermes führen durchweg in den Gedankenkreis des Jamblichos. Von einem Eingehen auf Einzelheiten muß auch hier abgesehen werden.

Die zusammenfassende Schlußbemerkung auf S. 85 betont noch einmal, daß die beiden Streitreden gegen die Pseudokyniker die Grundgedanken des jamblichischen Alkibiadeskommentars wiedergeben, und zwar so, daß sich R. VI vorwiegend an die ersten zwei propädeutischen Drittel halte, R. VII auf der mystischen Reinigungslehre des dritten Hauptabschnittes fuße, eine Tatsache, durch die die bisher angenommene Selbständigkeit und Vielseitigkeit der Lektüre Julians eine bedeutende Einschränkung erfahre. Die überragende Stellung und das hohe Ansehen des jamblichischen Alkibiadeskommentars kommt nach A. auch dadurch zum Ausdruck, daß er sich als Fundgrube nicht nur für das ganze julianische Korpus, sondern auch für die gesamte nachkonstantinische Literatur erweist.

Das ist in großen Zügen der Inhalt der interessanten, durch genaue Kenntnis der Julianliteratur und vollkommene Stoffbeherrschung ausgezeichneten Abhandlung. Das Ergebnis erscheint von vornherein ansprechend und wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß die Benützung des Jamblichos durch Julian nicht nur für R. VI und VII, sondern auch für IV und V feststeht, daß der Kaiser die Schriften des von ihm so hochverehrten Mannes gründlich kannte, ein in eine bestimmte Richtung weisender Fingerzeig daher volle Beachtung verdient und für die Forschung maßgebend sein darf, wenn nicht muß. Ein solcher ist aber ohne Frage der Hinweis auf den „größeren Alkibiades", den Jamblichos so hoch einschätzte und kommentierte. Schon darum steht man der Annahme günstig gegenüber, daß die Quelle Julians, wenn er einer solchen folgte, eben der Alkibiades-

kommentar des δαιμόνιος Ἰάμβλιχος war, mag auch die Anspielung darauf eine unbestimmte und die Grundlage für die Wiederherstellung jenes Kommentars eine nicht durchweg gesicherte sein. Diese allgemeine Erwägung wird zudem durch eine solche Fülle von unter sich allerdings nicht gleichwertigen, in ihrer Gesamtheit aber so bestechenden formalen und inhaltlichen Beweisgründen gestützt, daß man sich der zwingenden Kraft der Argumentation kaum wird entziehen können.

Durchaus schlagend wird der Beweis sein, wenn A. die Abhängigkeit Julians von dem Kommentar des Syrers auch für die übrigen Schriften des Korpus dargetan haben wird, wie er es in Aussicht stellt. Die gelehrte Untersuchung mit ihrer Menge von allerdings raumsparenden Siglen und Abkürzungen ist nicht leicht zu lesen, doch wird die Mühe der Durcharbeitung durch den Reichtum des Inhalts aufgewogen.

Graz. J. Mesk.

M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Fasc. 45: De natura deorum. Recognovit O. Plasberg. Lipsiae in aedibus B G. Teubneri MCMXVII. XVI, 184 S. 8⁰. 2 M.

Wie in der *Praefatio* vorerst erörtert wird, hatte Cicero die Bücher *De natura deorum*, gleichzeitig mit der Abfassung der Tuskulanen beschäftigt, im Sextilis 45 und der nächstfolgenden Zeit geschrieben, ohne auch bereits die letzte Hand an das Werk gelegt zu haben. Während nämlich jetzt das Gespräch nur einen Tag ausfüllt, weisen einige Spuren darauf hin, daß es nach dem ursprünglichen Plane, der Dreizahl der Bücher entsprechend, auf drei Tage berechnet war. Von zweien der am Gespräche beteiligten Personen, dem Epikureer Velleius und dem Stoiker Balbus wissen wir wenig, besser sind wir über den Akademiker Cotta unterrichtet. Als angenommene Zeit des Gespräches ergibt sich das Jahr 77 oder 76.

Die erhaltenen Handschriften gehen alle auf eine Urhandschrift zurück. Es sind folgende: der *Vossianus A*, der *Vindobonensis V*, der *Nostradamensis N*, der *Oxoniensis O*, der *Vossianus B*. Ein näheres Eingehen auf die in den Handschriften sich findenden Umstellungen führt zur Annahme zweier verschiedener Stämme, die sich von der Urhandschrift abzweigten und deren gemeinsame Lesarten jener als eigentümlich zuerkannt werden müssen. Vertreter des einen Stammes ist der *Vossianus B*, der am *Florentinus F* eine Stütze hat. Zur Ermittlung der Lesart des gemeinsamen Stammes, von dem *A* und *V* abzuleiten sind, dienen noch andere Zeugen, die aber minder verläßlich sind: der *Palatinus P*, der *Heinsianus H*, der *Burneianus G*, der *Harleianus D*, die drei zuletzt genannten unter der Bezeichnung *C* zusammengefaßt, deren bessere Les-

arten auch durch Konjektur zu gewinnen waren. Ob der Korrektor A^2 den Kodex *B* verglichen hat, muß zweifelhaft bleiben. Weit wahrscheinlicher ist es, daß der Korrektor B^2 in den verbesserten Kodex *A* Einsicht genommen hat. Nach einer Handschrift der *Aratea* hat er Ciceros Worte S. 94 sq. interpoliert. Gelehrter war der Korrektor V^2, durch den sich viele täuschen ließen. Die jüngeren Korrektoren bieten keine Gewähr. Der *Florentinus F* ist eine Abschrift von *B*. Ihn benützte später Hadoardus in seinem *Florilegium*. Einem von *F* abgezweigten Stamme gehört der *Monacensis M* an. Die diesen Handschriften eigentümlichen Lesarten sind als Konjekturen zu betrachten, ebenso die der noch jüngeren Handschriften aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert, darunter der *Eliensis Davisii* und eine von Manutius benützte Handschrift. Lambins Handschriften kommt keine Bedeutung zu. Welcher von beiden Stämmen für die Wiederherstellung des Urtextes wichtiger sei, läßt sich kaum sagen. Manchmal enthält jeder einen Teil des Richtigen. Daran ist wohl die Beschaffenheit der Urhandschrift schuld. Manche Fehler erklären sich durch Majuskelschrift in dieser, andere Buchstabenverwechslungen weisen hingegen auf Minuskelschrift. Wo *B* und der andere Stamm sich die Wage halten, ist nach der Mehrzahl der Zeugen zu entscheiden.

In Rücksicht auf seine 1911 erschienene Ausgabe mit reichem kritischen Apparat beschränkt sich Plasberg hier hauptsächlich auf das zur Wiedergewinnung des Urtextes Nötige. Die Zeugnisse der Schriftsteller und Grammatiker sollen zum Teil auch der Textkritik dienen. Am Schlusse der *Praef.* p. XIII werden die bei Gestaltung der Orthographie befolgten Grundsätze entwickelt. Es folgen die *Sigla codicum*, *Notae* (abgekürzte Bezeichnungen der Ausgaben und Kritiker) und *Corrigenda*. Letztere betreffen mit einer Ausnahme nur den kritischen Apparat. In der *Praef.* p. IV ist als *Praenomen* des Lucilius Balbus irrtümlich *C.* statt *Q.* aufgenommen. Im Texte ist zu verbessern S. 52, 12 *emplificatam* in *ampl.*; 100, 13 *pisces* in *pisces*; 102, 11 *in* in *is*; 108, 5 *ex* in *et*; 153, 13 *us*[*s*]*uros*; 161 in der Tabelle: 36, 11 in 56, 11.

An der Spitze des kritischen Apparates sind auf jeder Seite die in Betracht kommenden Handschriften herausgehoben, außer deren Lesarten, aufgenommenen Besserungen, den *Testimonia* sowie dem Nachweis der Zitate auch die nicht wenigen teils vorausliegenden, teils erst nachfolgenden Stellen verzeichnet, auf die im Verlaufe des Gespräches Bezug genommen wird. Die Fragmente sind an den entsprechenden Stellen (vgl. S. 144—147) in den Zusammenhang eingereiht und außerdem S. 161 in einer Tabelle mit Angabe der Quelle, der sie entstammen, unter Vergleich der Zählungen Baiters und Müllers, nachgewiesen. Im Texte sind elf Lücken angenommen, zu deren Ergänzung,

zwei ausgenommen, Plasberg eigene Vorschläge bringt. An 16 Stellen ist das kritische Kreuz angebracht. Folgende Lesarten rühren vom Herausgeber her: I 1 *esse debeat ‹ea› causa.* — 2 *infinitum sit enumerare.* — 61 *in consessu ‹familiari›.* — 76 *deinde cum, quoniam.* — 77 *‹Primum› omnium.* — 89 *‹angustia› argumenti sententiam conclusisti.* Läßt sich stützen durch II 20 *brevius angustiusque concluduntur* und *angustia autem conclusae rationis.* — 110 *pellere sepse.* 119 *interpretatus est et secutus.* — II 7 *‹L.› Junius.* — 10 *Transumenum.* — 15 *motus ‹constantissimamque› conversionem.* — 18 *apparet; quorum aliud a terra sumpsimus.* Das überlieferte, sonst gehaltene *quod* ähnelt einer Brücke zu der in der Entwicklung liegenden Konstruktion *apparet quod.* — 20 *conclusae rationis.* — 50 *cum est aquilonia aut australis.* — 89 *utque ille apud Accium.* Dafür spricht die Wiederaufnahme durch *ergo ut hic* 90. — 111 *‹post› terga subsequitur* und *aspectu maesta parentis.* — 120 *a caulibus brassicae.* — 126 *purgando autem alvo se curant.* — 147 *videlicet iudicamus* (nach Vahlen). — III 8 *et inter omnis constaret ‹deos esse›*, zugleich Ausscheidung der Worte *perspicuum in* mit Lambin. Mir scheint die Überlieferung ohne Anstoß, wenn man *in istam partem* = in der Hinsicht oder deshalb auf den folgenden Satz *quod esset perspicuum et inter omnis constaret* bezieht. — 11 *cum cantheriis albis.* — 31 *si ‹ita est, ut› ea intereant.* Die Änderung in den Indikativ scheint näherliegend, wenn man z. B. den ähnlichen Fall II 18 vergleicht, wo AV^1B^p *appareat* bieten statt des erforderlichen *apparet.* — 52 *Masso ex Corsica dedicavit.* — 59 *Aegyptii Saietae.* — 60 *Atque haec quidem ‹et alia› eius modi.* Oder würde das bloße *et* (so B^2) genügen? Man könnte versucht sein, hier schon eine Spur des späteren Gebrauches zu finden, wonach solche Genetive der Anlehnung an ein Nomen nicht bedürfen. Außerdem weist die *Adnot. crit.* noch eine ganze Reihe eigener Vorschläge des Herausgebers auf. Eine wertvolle, das Verständnis fördernde Beigabe ist der 23 Seiten umfassende sorgfältige *Index nominum et rerum.*

Die Ausgabe stellt durch die solide handschriftliche Grundlage in Verbindung mit besonnener Kritik eine dem entsprechend verläßliche Gestaltung des Textes dar oder zeigt wenigstens die Schwierigkeiten auf, die noch der Lösung harren.

Wien. R. Bitschofsky.

Q. Horatius Flaccus, Oden und Epoden. Erklärt von Adolf Kießling. Sechste Auflage, erneuert von Richard Heinze. Berlin 1917, Weidmannsche Buchhandlung. 582 S.

Die fünfte Auflage der Kießlingschen Ausgabe von Horazens Oden, die ich in diesem Blatte (1910 S. 320 f.) angezeigt habe,

hatte noch nicht jene durchgreifende Neubearbeitung durch Heinze erfahren, die der dritten Auflage der Briefe so förderlich gewesen war. Es hatte eben die hiefür nötige Zeit gefehlt. Nun ist endlich die lang ersehnte sechste Auflage erschienen — das Buch war schon seit geraumer Zeit völlig vergriffen — und erweist sich, um es gleich herauszusagen, als eine sehr gründliche, auch stark vermehrte „Erneuerung", in der Heinze mit dem überkommenen Bestande ganz selbständig schaltete. Er bekennt selbst im Vorwort, daß der Kommentar, wie er nun vorliege, kaum mehr das Recht habe, sich als „Bearbeitung" des Kießlingschen zu geben. Er habe diesen prinzipiell nicht anders benützt, als andere ältere Ausgaben auch, d. h. er habe daraus übernommen, was er für richtig und ausreichend hielt: das sei allerdings weit mehr gewesen, als er aus irgend einem anderen Kommentar habe entnehmen können. Überall aber, wo H. Kießling inhaltlich zustimmte, hat er auch seinen Wortlaut unverändert gelassen. Freilich sind solche alte Bestandteile äußerlich nicht gekennzeichnet; wer also Kießlings Ansicht kennen lernen will, muß die von ihm allein besorgten Ausgaben zu Rate ziehen.

Verändert sind sowohl der Text wie Einleitungen und Anmerkungen. Nur die metrische Einleitung ist, abgesehen von den neuen Ausführungen über das Verhältnis zwischen Satz- und Versperiode S. 9 f., so gut wie ganz unverändert geblieben. H. verspricht, die beabsichtigte Einführung allgemeineren Inhalts, durch die er die Kießlingsche ersetzen wollte, bald als selbständige Schrift nachzuliefern[1]).

Wollte ich versuchen, von der Art der Erneuerung eine Vorstellung zu geben, so müßte ich viele Seiten dieses Blattes in Anspruch nehmen. Da dies unmöglich ist, beschränke ich mich auf die Feststellung, daß die Änderungen vielfach durchgreifend sind, daß aber fast jede Seite die Spuren der bald stärker, bald schwächer umgestaltenden, ergänzenden, nachbessernden Hand verrät. Für die Erklärung des Dichters bedeutet m. E. diese Erneuerung einen tüchtigen Gewinn. Viele Kießlingsche oder von K. gebilligte Erklärungen waren gekünstelt oder doch unwahrscheinlich. Wohl hatte ihrer H. schon in der vorausgehenden Auflage eine erkleckliche Anzahl beseitigt; aber, wie ich damals sagte, blieben noch immer viele, die es verdienten, über Bord geworfen zu werden. Es war mir daher eine gewisse Genugtuung, daß fast alle damals von mir hervorgehobenen Sonderlichkeiten jetzt verschwunden sind. Auch darf ich vielleicht noch darauf hinweisen, daß sich die Erklärung der Römer-

[1]) Als ich diese Anzeige schrieb, konnte ich nicht anders als auf die bevorstehende Publikation hinweisen. Sie ist inzwischen längst in den Berichten über die Verhandlungen der sächsischen Gesellschaft 1918 (LXX 4) unter dem Titel: „Die lyrischen Verse des Horaz" erschienen.

oden nunmehr aus den Banden der historischen Betrachtung, die K. im Anschluß an Mommsen vorgenommen hatte, mit kräftigem Ruck befreit hat. Auch das begrüße ich als einen Gewinn für den Dichter und freue mich, auch hierin mit H. übereinstimmen zu können; ich verweise auf meine Besprechung von Slijpens Arbeit über die Römeroden in dieser Zeitschrift 1914, S. 1087—1896, wo ich offen ausgesprochen habe, daß mir der Verfasser mit seiner Abkehr von allen Versuchen, aus den Gedichten Beziehungen auf Zeitereignisse mit Gewalt herauszupressen, den richtigen Weg zu wandeln scheine.

Die große Literatur, die zu berücksichtigen war, ist sorgfältig für die Neuauflage verwertet worden. Nur bedauert man, daß Hinweise darauf so gut wie ganz fehlen. Es wäre vielleicht doch der Erwägung wert, ob nicht in einer siebenten Auflage solche literarische Notizen anhangsweise beigegeben werden sollten; je umfangreicher die einschlägige Literatur wird, desto dankbarer würde man einen solchen literarischen Wegweiser begrüßen.

Gewiß gibt es für mich noch manche Stelle, an der ich die von H. in den Text gesetzte Lesart nicht billige oder wo ich einer anderen Erklärung den Vorzug gebe; aber ich verzichte darauf, meine abweichenden Ansichten hier vorzutragen und zu begründen. Wichtiger scheint mir das Bekenntnis, daß wir dem um Horaz so verdienten Gelehrten auch für diese Neuausgabe der Oden und Epoden zu großem Danke verpflichtet sind. Denn sie ist eine treffliche Leistung, die alles Lobes würdig ist. Auch der Druck ist diesmal sehr sorgfältig überwacht worden. Für jeden, der sich mit dem Dichter beschäftigt, ist das Buch ganz unentbehrlich.

Graz. Karl Prinz.

S. Eusebii Hieronymi Epistulae. Pars III. Epistulae CXXI—CLIV. Recensuit Isidorus Hilberg. (Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum, vol. LVI, Vindobonae-Lipsiae 1918. Tempsky-Freytag, pag. 368, Preis 24 K.)

Dieser Schlußband der Briefe des hl. Hieronymus sollte bereits im Jahre 1913 erscheinen. Aber obwohl er tatsächlich schon 1914 vollendet war, verzögerte sich die Veröffentlichung infolge der Kriegswirren, die den Herausgeber von seiner Arbeitsstätte vertrieben und lange Zeit fernhielten. Eine Folge dieses Umstandes ist es auch, daß er ohne die Prolegomena und Indices erscheinen mußte, wie das kurze Vorwort in schlichten Worten berichtet, die man nicht ohne Ergriffenheit lesen wird.

Dieselbe Gründlichkeit und Sorgfalt, die an den früheren Bänden gerühmt wurde, spricht auch aus jeder Seite des vorliegenden dritten Teiles. Die Textgestaltung, bei der das behutsame Vorgehen des Herausgebers die vollste Anerkennung

verdient, erscheint mir vollkommen einwandfrei; über einzelne schwierige Stellen orientieren knappe Bemerkungen in ausreichender Weise. Die Parallelstellen aus der hl. Schrift und den Profanautoren sind mit größter Genauigkeit so vollständig angeführt, daß auch in dieser Richtung kaum irgendwo eine Lücke zu bemerken sein dürfte. Nur folgende Kleinigkeiten, die nach meinem Dafürhalten vielleicht noch angemerkt werden könnten, sei mir nachzutragen gestattet:

p. 92, 13: *foris gladius, intus vastat fames* cf. 2. Cor. 7, 5: *foris pugnae, intus timores;* p. 156, 16: *anilibus fabulis* cf. 1. Tim. 4, 7: *aniles fabulas devita;* p. 159, 4: *sutilem ratem* cf. Verg. Aen. VI 414: *cumba sutilis;* p. 229, 17: *hoc autem de parilitate peccatorum soli Stoici audent disputare* cf. Cic. Parad. III.: ὅτι ἴσα τὰ ἁμαρτήματα; p. 149, 1 heißt es *conferrei* statt *conferre*.

Auch der Verlag darf mit Stolz auf diese Musterleistung der Kriegszeit hinweisen, was Druck und Ausstattung anlangt.

Der Ref. hätte in der im August 1919 abgeschlossenen Anzeige noch den Wunsch geäußert, daß die so traurige Gestaltung der politischen Lage dem hochverdienten Herausgeber nicht neue Schwierigkeiten und Nachteile bringe, sondern daß seine Hoffnung *fore, ut ea quae etiam nunc desiderantur, haud ita longo tempore interiecto ad faustum finem perducantur* recht bald in Erfüllung gehen möge. Leider ist Professor Hilberg bald darauf verschieden.

Oberhollabrunn. A. Lutz.

Sprachwissenschaft und lateinische Schulgrammatik von Doktor Anton Fügner, Geh. Studienrat und Gymnasialdirektor in Rheine. Paderborn 1917, Ferd. Schöningh. 58 S. 8°. Preis 1 M. 20 Pf.

Sprachgeschichtliche Erläuterungen zur lateinischen Formen- und Lautlehre von Dr. Anton Fügner. Paderborn 1917. Ferdinand Schöningh. 39 S. 8°. Preis 1 M.

Der Verfasser der beiden Schriften sah sich als Herausgeber der F. Schultzschen „Kleinen lateinischen Sprachlehre“ genötigt, Stellung zu nehmen gegenüber der gegenwärtig viel erörterten Frage, ob und inwieweit die Ergebnisse der neueren Sprachforschung in der Schule verwertet werden können und sollen. Was Fügner im Vorworte zur 27. Auflage der genannten Schulgrammatik darüber gesagt hatte, konnte mit seiner etwas zu allgemein ausgesprochenen Ablehnung der von den Reformern aufgestellten Forderungen als ein kaum zu rechtfertigendes Festhalten an dem Althergebrachten aufgefaßt werden; jetzt spricht er sich etwas eingehender und deutlicher über die Frage aus und macht zwischen der Unterstufe und den höheren Klassen einen Unterschied. Schon im Anfangsunterrichte der untersten

Klassen die sprachwissenschaftliche Methode heranzuziehen, hält er nach wie vor für ganz verfehlt und zeigt, daß die Kenntnis von der Entstehung der Wortformen für den Schüler bei der ersten Aneignung keine Erleichterung, sondern eine Erschwerung bedeutet, da die Niepmannsche Methode zu Unbekanntem neues Unbekannte hinzufüge, das der Knabe nur wieder mit dem Gedächtnisse aufnehmen könne; erst müsse der Schüler die Sprachformen beherrschen, ehe er sie zum Gegenstand vergleichender und geschichtlicher Betrachtung und Deutung machen könne. Fügner kann sich zur Stütze seiner von der weit überwiegenden Mehrheit aller Lateinlehrer geteilten Anschauung auch auf anerkannte Autoritäten unter den Sprachforschern, u. a. auf Brugmann, berufen. Aber während er für den Anfangsunterricht mit diesem Vertreter der Sprachwissenschaft im grammatischen Drill das einzig Mögliche sieht, erklärt er bezüglich der Oberstufe, wenn Sinn und Verständnis für historische Betrachtungsweise im allgemeinen und durch den Griechisch- und Deutschunterricht für sprachgeschichtliche Erscheinungen im besonderen geweckt sind, es nicht bloß für möglich, sondern sogar für wünschenswert, daß bei passenden Gelegenheiten das von den ganz feststehenden Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung verwertet werde, was eine Belebung des Unterrichtes, tieferes Eindringen in das Wesen der Sprache überhaupt und Verständnis für gesetzmäßiges geschichtliches Werden in der Welt der Sprache ermöglicht.

Um den von ihm angedeuteten Weg etwas genauer zu bezeichnen, hat Fügner Materialien, die sich nach seiner Ansicht für solche gelegentliche Betrachtungen eignen, in dem zweiten der angeführten Hefte zusammengestellt. Er gibt Erläuterungen zur Deklination, zur Komparation der Adjektive, zur Bildung der Pronomina, zur Konjugation, zu den Präpositionen sowie eine Übersicht über lautliche Veränderungen bei der Flexion und der Wortbildung; dabei offenbart sich sein gegenüber verschiedenen verfehlten Reformversuchen der letzten Jahre ablehnender Standpunkt überall in dem Bestreben, nicht zu viel zu bieten und den Lateinunterricht nicht der Gefahr des Abweichens von seinem eigentlichen Ziele auszusetzen.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Dr. Albert Bachmann, ord. Professor an der Universität zu Zürich, **Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch.** Siebente und achte Auflage. Zürich 1918, Beer & Cie. 320 S. 8⁰. geb.

Dieses Lesebuch veranschaulicht den großen Reichtum und die große Verschiedenartigkeit der mhd. Literatur an trefflich ausgewählten Proben. Stücke aus dem Nibelungen- und Gudrunliede, aus den drei berühmten höfischen Epikern, aber auch aus Konrad v. Würzburg, aus Wernher dem Gartenaere, aus dem

Stricker und anderen Schriftstellern bestreiten den epischen Abschnitt. Die Lyrik ist vertreten durch Dichtungen der ältesten bis jüngsten mhd. Liederdichter. Walter v. d. Vogelweide nimmt den ihm gebührenden Raum ein. Hervorgehoben soll werden, daß auch die Didaktik, die doch so charakteristisch für die mhd. Literatur ist und die im allgemeinen von den Literarhistorikern zu gering eingeschätzt wird, in diesem Lesebuche in entsprechender Weise zu Worte kommt. Der Prosateil enthält Proben der geistlichen, geschichtlichen und rechtlichen Prosa. Die neue Auflage bringt auch Abschnitte aus dem Osterspiel von Muri, so daß nunmehr auch das mhd. Drama vertreten ist.

Die Texte sind alle genau durchgesehen, eigene Lesarten hie und da eingefügt. Beim Morunger, bei dem wohl 129. 14 durch 125. 19 ersetzt wurde, nicht umgekehrt, ist die schöne Abhandlung von Carl v. Kraus (Gött. Abh. phil.-hist. Kl. N. F. XVI. 1) benützt; vielleicht hätte der Herausgeber sich doch zu dem wahrscheinlich gemachten „wünne" statt „liebe" (126. 6) entschließen können. Die Stelle aus dem Osterspiel ist tatsächlich kaum zu bessern; auch der folgende Versuch: „Langest müeze entwîchen Der tievel. Tur dîn güete" ... befriedigt nicht, da er weder dem Stil noch den leserlichen Buchstaben voll entspricht. — Ein guter Abriß der mhd. Sprachlehre und ein genau gearbeitetes Wörterverzeichnis erhöht den Wert des Lesebuches. Die Anmerkungen werden auch noch Hochschülern vieles zu sagen wissen, so daß dieses Buch in mancher Hinsicht als Ergänzung des für ganz andere Zwecke gedachten Übungsbuches von Kraus dienen kann.

Wien. Dr. Alfred Koppitz.

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1914 bis 1915. Frankfurt am Main. Druck von Gebrüder Knauer. (IV und 286 S.)

Vor zwei Menschenaltern (1859) auf Anregung des Geologen Otto Volger gegründet, hat sich das Freie Deutsche Hochstift — sein Sitz ist im Frankfurter Goethehaus — nicht geringe Verdienste um Pflege von Kunst und Wissenschaft sowie um Verbreitung höherer Bildung (all dies zunächst in der Goethestadt selbst) erworben und sich in den letzten Jahren allmählich in ein unoffizielles Organ der Handelshochschule, dann der jungen Universität verwandelt. Es veranstaltet Lehrgänge, Einzelvorträge, Konzerte, auch Ausstellungen[1]), und wendet sein Interesse im Sinne des Schutzpatrons nach allen Seiten hin, vornehmlich doch den Geisteswissenschaften zu.

---

[1]) Der von Otto Heuer verfaßte Katalog der am Goethetag 1893 eröffneten Faustaustellung hat seinen Anlaß solange überdauert, daß er heute noch als wichtiger Behelf der Faustforschung gilt.

Seine „Berichte“ (1861 ff.) führen seit 1902 den diesen Zeilen voranstehenden Titel und die neuere deutsche Literaturgeschichte ist ihnen zu großem Dank verpflichtet, da sie naturgemäß von dem, was in Frankfurt, aber auch anderswo, an Erforschung zumal der klassischen Periode geleistet wurde, einen großen Teil an sich gezogen und überdies von Band 5—17 des Jahrbuches die wertvollen Berichte Max Kochs über Goethe- und Schillerliteratur der Jahre 1888—1901 veröffentlicht haben.

Auch der vorliegende Doppeljahrgang, schon während des Krieges ausgegeben, aber in seiner Ausstattung noch frei von den hippokratischen Zügen modernsten Buchgewerbes, interessiert uns zunächst durch Beiträge zur Goetheliteratur. Die treffliche Lokalhistorikerin Elisabeth Mentzel, in mancher Hinsicht an unsere Hermine Cloeter gemahnend, berichtet ausführlich über vormundschaftliche Pflichten und Sorgen des Herrn Rats, Heuer über einen in Goethes Rheinreise erwähnten Kleinplastiker Hardy († 1819) und Moritz Werner über eine lustige Episode aus Goethes letzten Frankfurter Tagen (1815). Auch Heuers Aufsatz „Unsere großen Dichter und unsere große Zeit“ gehört in diesen Kreis und eine Studie des mittlerweile hingeschiedenen Richard M. Meyer „Der neuere deutsche Roman“, geist-, kenntnisreich und zu Widerspruch und Berichtigung reizend wie immer, kann natürlich am Dichter des Werther und des Wilhelm Meister nicht vorbei, geht vielmehr von ihm aus.

Aus den übrigen Beiträgen seien die von Karl Vossler, Über neuere italienische Literatur, Artur Weese, Geschichte und Stilistik der Wandmalerei, und Alfred Körte, Die griechische Komödie, hervorgehoben. Überall zeigt sich gründliche Fachkenntnis als sicherste Basis gefälliger, nicht sowohl hinuntersteigender, als heraufziehender Volkstümlichkeit und hinterläßt von der Gesamttätigkeit des Hochstiftes ein sehr erfreuliches Bild.

Wien. Robert F. Arnold.

Dr. Ernst Weber, „Die epische Dichtung.“ (Aus „Der Kunstschatz des Lesebuches“.) 2. Auflage. Leipzig 1915, B. G. Teubner. Geh. 3 M. 40 Pf., geb. 4 M nebst Teuerungszuschlägen.

Webers „Epische Dichtung“ ist das sehr wertvolle Bekenntniswerk eines begeisterten und kunstsinnigen Schulmannes, der auch als Dichter Beachtenswertes geleistet hat, nicht ein Lehrbuch, das vorzeigt, wie mans machen soll. Zugleich bietet es die theoretische Ergänzung zu den 40 Heften des „Deutschen Spielmannes“, in denen Weber gesammelt und nach Stoffen und Stimmungen zusammengestellt hat, was er innerhalb der deutschen Dichtung für kinder- und volkstümlich hält. Durch und durch persönlich gehalten — und das ist gut so, weil nur eine starke

Persönlichkeit uns ein Kunstwerk wirklich schauen lehrt —, bringt doch der Band viel allgemein Gültiges. Die ersten acht und der letzte Abschnitt enthalten grundsätzliche Erwägungen. Weber geht von der Überzeugung aus, daß Kinder sich zuerst vom Stoff der Dichtungen angezogen fühlen, daß sie deshalb, handlungshungrig wie sie sind, auch früher für die Epik als für die Lyrik empfänglich seien. Ob es in diesem Zusammenhang nötig ist, die alte Streitfrage, welche der beiden Formen ursprünglicher sei, aufzurühren, bleibe dahingestellt. Das stoffliche Interesse des Kindes erfordert es, daß der Schüler dem Thema, soll seine Behandlung im Gedicht künstlerisch wirken, nicht völlig unvorbereitet gegenübertrete. Deshalb müssen die Gedichte dorthin gestellt werden, wo sie im Zusammenhang des Unterrichtes schon eine Stütze vorfinden — eine wohlbegründete Forderung, deren Erfüllung das Fachlehrersystem an unseren Mittelschulen leider manches Hindernis entgegenstellt. Kraft ihres Stoffes bezeichnet Weber unter den epischen Formen das erzählende Kindergedicht, doch nur wofern es die jugendliche Welt auch vom Standpunkt des Kindes schildert, Tiergeschichten, poetische Erzählungen, besonders solche aus dem Reich des Gespenstigen und des Außerordentlichen, historische Gedichte, Schwänke (warum bleibt hier Chamisso unerwähnt?), Balladen und Romanzen, weniger das bürgerliche und das Tier-Epos, Idyllen, Parabeln und Paramythien als eigentlich kindertümlich. Eine hervorragende Stellung im Lehrplan, und zwar schon in dem der Volksschulen, will er dem Nibelungenlied eingeräumt wissen, wobei er eine alle künstlerischen Eigentümlichkeiten wahrende also stilreine Prosaübersetzung zu Grunde zu legen empfiehlt, wie er sie selbst in Hillgers „Jugendbücherei" (Heft 52, 53) geliefert hat; Höhepunkte der Handlung können durch die Darbietung des Urtextes noch eindringlicher nahegebracht werden. Nebenbei bemerkt, läuft bei den Darlegungen über das Nibelungenlied recht vieles mit unter, was, wie die Überlieferung des Werkes, jedem Deutschlehrer ohnehin bekannt ist. Auch der Wunsch, die Hinweise auf die Zukunft mögen bei der Wiedergabe gestrichen werden, scheint mir, um ihres eigentümlichen Reizes willen, verfehlt. Erst auf dem Umweg über den Stoff erwächst das Interesse des Kindes für die künstlerische Form und — bei wiederholter Begegnung — für die dichterische Persönlichkeit. Eindringlich und mit guten Gründen warnt Weber vor abstrakten metrischen Erörterungen u. dgl.; gelingt es, die Form von Fall zu Fall als das notwendige Gewand des inneren Gehaltes nachzuweisen und den Schüler ab und zu darauf hinzulenken, wie der Rhythmus des Naturgeschehens oder der dichterischen Stimmung, deren Werden Weber prachtvoll eindringlich darstellt, sich zwingend in Worte umgesetzt habe, so ist mehr als genug erreicht. Denn die Hauptsache bleibt es doch, daß Situation und

Handlung des Gedichtes erfaßt und sein Typisch-Menschliches tief miterlebt werden. Vermittelt ein Kunstwerk, denn nur für solche ist in der Schule Raum, noch überdies sittliche, religiöse u. dgl. Werte, heißt dies Weber willkommen, weil ihm, und zwar mit vollem Recht, die Kunst Lebensergänzung bedeutet. Einer Ausnützung der Gedichte nach der literarhistorischen Seite hingegen spricht er nicht sehr das Wort; wohl aber verlangt er, daß der Lehrer selbst eine deutliche innere Anschauung der betreffenden Dichterpersönlichkeit habe und im Anschluß an diese Forderung gibt er einige Dichterporträts. Sie scheinen mir der wenigst brauchbare Teil des Buches zu sein: Webers subjektives Erleben „Goethe“, „Schiller“ usw. in allen Ehren, geben die Bilder dem, in dessen Seele selbst die Dichter nicht schon zu höherem Leben auferstanden sind, weder Grund noch Stütze; eine knappe, klare Charakteristik böte hier mehr als W.s phantastisch-dichterische Umschreibung. Desto beachtenswerter ist dafür wieder die Schlußforderung des Buches, daß nämlich der Lehrer immer das Gedicht in einem wohlerwogenen Vortrag selbst darzubieten habe; denn in ihm kann sich sammeln, was die Verse an seelischer und formaler Schönheit enthalten, und mehr als alle „Einstimmung“ u. dgl. vermittelt ein aus echtem Verständnis des Gehaltes hervorgegangener Vortrag das, was jedes Kunstwerk ursprünglich war: Leben. Diese persönliche Darbietung bildet das Um und Auf der Erörterungen des 2. Hauptteiles, wo Weber an 31 Gedichten zeigt, wie er seine Anschauungen in die Tat umsetzt. Ohne Schematisierung oder ängstliche Einhaltung irgend welcher Normalstufen weiß er wirklich jedesmal den Gehalt der Dichtung hervorzuholen und macht einem ehrlich Lust, seinem Beispiel zu folgen. Mag auch ab und zu ein gesucht kindlicher Ton oder ein Zuviel von Worten stören, das bedeutet wenig gegenüber der durch die Proben eindringlich gepredigten Erkenntnis, daß allem falschen Quantitätsehrgeiz zu Trotz nicht die Menge des Gebotenen, sondern ein liebevoll nachschaffendes Versenken in den Gehalt des Einzelwerkes den Deutschunterricht zum Kunstunterricht und zum lebenfördernden Erziehungswerk macht. Freilich steht in den Oberklassen unserer Mittelschulen der Beherzigung dieser Erkenntnis die Stundennot arg entgegen, die uns allgemach über Redeübungen, Stilbildung, Literaturgeschichte und anderen an sich schönen Dingen den Atem zuschnürt und uns immer mehr in veräußerlichende Hast hineintreibt. Ein Weniger wäre, das muß jetzt bei jeder Gelegenheit gesagt werden, weitaus mehr.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

H. Breitinger, Die Grundzüge der französischen Literatur nebst einem Abriß der Sprachgeschichte. Mit Anmerkungen zum Übersetzen ins Französische. Neunte Auflage. Umgearbeitet, erweitert und ergänzt von Dr. E. Leitsmann, Professor am Thomasgymnasium zu Leipzig. Zürich 1913. 198 S.

Der Gedanke, eine französische Literatur als Text zu Übersetzungsübungen zu machen, ist gewiß gut; während der Schüler sich mit der Arbeit des Übersetzens abgibt, prägt sich ihm der Inhalt der Vorlage so stark ein, daß es vorteilhaft ist, diesen Umstand zugunsten seiner literarischen Ausbildung auszunützen. Auch die Verbindung von Literatur- und Sprachgeschichte ist richtig erfaßt; in Einzelheiten ist allerdings manches zu bemängeln. Hier sei nur auf einiges hingewiesen:

S. 5, Absatz 100 v. Chr. bis 150 n. Chr.: Nicht *buccea*, sondern *buccata*, ist die Grundlage für *bouchée;* nicht der Appendix, sondern die A.; frg. *y* geht nicht auf *ibi* zurück, sondern auf *hic*. Die Verwendung der Pronominaladverbien bei Plautus muß also anders dargestellt werden. Absatz 150—500: Nicht *montana*, sondern *montanea* ergibt *montagne*. S. 7. Lies *Isclo-d'or*. Ebd. „*gesta* zunächst Neutrum" ergänze: Plural. Das Wort *Baron* erweckt im Deutschen andere Vorstellungen als im Altfranzösischen; richtiger wäre: „Großer", „Vasall". Es ist gewagt, zum mindesten ganz persönlich geurteilt, Aliscans und Raoul von Cambray schlankweg als die „besten" Epen zu bezeichnen. Der Reim verdrängt die Assonanz nicht erst im 13. Jahrhundert, sondern im 12. S. 8. Man kann nicht sagen, daß die Assonanz im Rolandsliede so lange fortgesetzt wurde, bis „der Dichter seinen Vorrat an gleichklingenden Endvokalen erschöpft hat". Die Geste des Loherains hat bekanntlich 40.000 Verse auf -*i* Assonanz. S. 10. Nicht nur Perceval verpflanzt die Liebe, wie die Troubadours sie verstanden, aus dem Süden nach dem Norden. Die ganze höfische Dichtung fußt auf der Vorstellung der Minne im Troubadoursinn. S. 11. Es ist nicht klar, inwiefern die französischen Ritterepen uns helfen, Homers Erhabenheit besser zu begreifen. Es ist auch nicht ihr „Verdienst", „uns den Zustand der Trouvères, die sie verfaßt haben usw." vorzuführen. Für Schüler ist diese Art der Darstellung besonders irreführend, da sie ihr unbewehrt gegenüberstehen. S. 15. Es geht nicht an, Picardie und Artois einer „Osten"gruppe einzureihen. Nicht die lateinische Deklination ist aus dem Neufranzösischen geschwunden, sondern die Deklinationsformen. S. 17. Die -*e* Endung des Indik.-Präs. *je chante* kann unmöglich auf „falscher Analogie mit dem Konjunktiv" beruhen, da dieser in alter Zeit ja auch *chant* lautete; in den Konjugationen aber, deren -*a*- Konjunktiv eine französische -*e*-Endung entspricht (*dicam* › *die scribam* › *escrive* usw.), hat das Französische keine 1. Sgl.-Ind. auf -*e*. S. 96. Es erscheint etwas weit hergeholt, daß „die Musik ein

Band um zwei Dichtungen" schlinge, „die einander entgegengesetzt zu sein scheinen", wenn angewandt auf den Umstand, daß Rouget de l'Isle vielleicht die Melodie zu der Marseillaise in St. Omer gehört hat, wo etliche Jahre vorher ein anderer Musiker, Grison, die Chöre zu Racines Athalie — mit anderen Melodien — in Musik setzte.

Es ist unverständlich, daß der Verf., der in der Vorrede erwähnt, an der Hand von Petit-de-Julleville, G. Paris, Lanson usw. gearbeitet zu haben, gerade diese wichtigsten und auch stilistisch edelsten Vertreter der modernen französischen Literaturgeschichte nicht im Text bespricht. Auch Bédier ist übergangen. Anderseits will die Darstellung bis in die neueste Zeit reichen; Faguet, Doumic, Brunetière sind aufgenommen.

Wien. Elise Richter.

Dante Alighieri, La Divina Commedia. Vollständiger Text. mit Erläuterungen, Grammatik, Glossar und sieben Tafeln. Herausgegeben von Dr. Leonardo Olschki, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Heidelberg 1918, Verlag von Julius Groos. XVIII und 640 S. 8°.

Auf dem weiten Gebiete der Dante-Forschung war die deutsche Wissenschaft der italienischen vorangeeilt und sie nimmt auch heute noch unstreitig den ersten Rang neben ihr ein. Die große Zahl von Übersetzungen, Kommentaren und erklärenden Schriften zur *Divina Commedia,* von Biographien des Dichters und anderen Hilfsmitteln des Dante-Studiums, welche wir besitzen, beweist dies zur Genüge und lang ist die Reihe deutscher Gelehrter, welche ihre Lebensaufgabe darin sahen, in den Gehalt und die Schönheiten dieses Werkes einzudringen. Dennoch ist dasselbe weiteren Kreisen der gebildeten Deutschen ein Buch mit sieben Siegeln geblieben und die Kenntnis der Nicht-Fachleute geht ungeachtet unserer großen Dante-Literatur nicht über jene wenigen Stellen des Gedichtes hinaus, welche dank ihrer besonderen Berühmtheit und ihrer Verwertung durch die Kunst im Gedächtnis der Generationen haften. Das größere Publikum wird von einem eingehenden Studium Dantes durch die Schwierigkeiten abgehalten, welche die Benützung von wissenschaftlichen Kommentaren, Spezialwörterbüchern usw., das Durchdringen eines gelehrten Dickichts nun einmal auch für den Sprachkundigen mit sich bringt, und namentlich die studierende Jugend, die ein besonderes Interesse daran hätte, sich in Dante zu vertiefen, wird dadurch häufig abgeschreckt. Diese oft empfundenen Hemmungen soll die vorliegende Ausgabe beheben, für deren Wert schon der anerkannte Name des Herausgebers bürgt.

Wer in der Dante-Literatur nur einigermaßen bewandert ist, wird ermessen, welche bedeutenden Anforderungen ein solches Unternehmen zu erfüllen hat. Es galt hier zugleich streng wissen-

schaftlichen wie auch praktischen Bedürfnissen gerecht zu werden. Das schwierige Werk kann als gelungen bezeichnet werden und niemand wird leugnen, daß diese Ausgabe ihren Zweck trefflich erfüllt. Sie gibt den Text der Vulgata in neuitalienischer Schreibung, begleitet ihn mit fortlaufendem Kommentar in Form von knappen, präzisen Fußnoten, die ein Viertel bis ein Drittel der Seiten einnehmen, und enthält außerdem eine Biographie Dantes (6 S.), eine ausführliche Grammatik seiner Sprache (36 S.), eine Metrik (8 S.), ein Glossar aller nicht gewöhnlichen Worte (an 3000), ein Namenregister, einige bibliographische Angaben und sieben Tafeln (Plan der Hölle, Dantes Sündensystem, Läuterungsberg, irdisches Paradies, Himmelsrose, Planetenstellung, Landkarte usw.). So hat der Leser alles notwendige in einem handlichen Bande beisammen und kann sich unter der Führung des kundigen Herausgebers dem Studium des großen Dichters hingeben, ohne zunächst irgend ein anderes Werk zu Hilfe zu nehmen. Man kann sich für den Anfänger kaum eine bessere Einführung denken. Der Vorgeschrittene, der tiefer eindringen will, wird freilich nach wie vor zu umfangreicheren Erklärungen greifen müssen. In einzelnen Fällen hätte sich übrigens mit ebenso vielen Worten, wie der Herausgeber verwendet, auch mehr sagen lassen. Dies gilt z. B. bezüglich der Note zu dem vielbesprochenen *Veltro* (*Inf.* I, 101): „Der Jagdhund, der die Wölfin töten und alle Laster ausrotten wird. Welche Persönlichkeit Dante als den Befreier Italiens im Sinne hat, ist aus den absichtlich dunklen Andeutungen dieser apokalyptischen Prophezeiung nicht zu enträtseln.“ Auch bei den Versen *Inf.* I, 30 *„Sì che'l piè fermo sempre era il più basso“* („Eine dunkle Beschreibung des Gehens in der Ebene“ und VII, 1) *„Pape Satan, pape Satan aleppe“* („Sinnlose Worte, die durch ihren höllischen Klang die Wanderer abschrecken sollen“) hätte es sich empfohlen, die bekannten Auslegungen ganz kurz anzuführen, da die obigen Bemerkungen auch den Anfänger schwerlich befriedigen werden.

Die Ausstattung verdient in Anbetracht der gegenwärtigen Produktionsverhältnisse alle Anerkennung, obwohl der Preis — 12 M. für das Exemplar auf Dünndruckpapier, biegsam kartoniert — nicht eben billig zu nennen ist und auch der Verbreitung nicht förderlich sein wird. Es lag wohl die Absicht vor, eine möglichst leichte, handliche Taschenausgabe zu bieten, doch scheint uns diese nicht ganz erreicht zu sein, denn einerseits ist das Format (15 × 22 *cm*) dafür doch etwas zu groß, anderseits hat das allzu dünne Papier bei häufigem Umblättern seine Unzukömmlichkeiten und dürfte auf die Dauer auch nicht widerstandsfähig sein. Die Vorzugsausgabe von 300 numerierten Exemplaren auf starkem Papier in Halblederband kostet aber 30 M. und ist natürlich bedeutend schwerer im Gewicht. Es wäre vielleicht angezeigt gewesen, ein etwas kleineres Format und

mittelstarkes Papier zu wählen. Alle diese Bemerkungen sollen jedoch das Verdienst des Werkes nicht schmälern. Jeder Verehrer Dantes wird es mit aufrichtiger Freude begrüßen.

Wien. Wolfgang Wurzbach.

Otto Jespersen, Growth and Structure of the English Language. Third Edition Revised. Leipzig 1919, Teubner, geh. M 3·00 (zuzüglich Teuerungszuschlag). 255 S.

Das vorzügliche Handbuch des Kopenhagener Anglisten erscheint hier in 3., nahezu unveränderter Auflage. Nur etliche bibliographische Verweise und neue sachliche Anmerkungen sind hinzugefügt, die Statistik über die Verbreitung der Weltsprachen ist nun bis ins Jahr 1912 fortgeführt und im Kapitel VIII (*Grammar*) sind zweckmäßige Umstellungen in der Anordnung der Paragraphen vorgenommen sowie ein sehr lehrreicher Abschnitt über negierte Sätze eingeschaltet worden.

Das flüssige Englisch des dänischen Gelehrten, der, mit feinem Sprachgefühl und umfassenden Kenntnissen ausgestattet, ein lebensvolles Bild des Werdens und Treibens der augenblicklich wohl bedeutendsten Weltsprache entwirft, wird auch in dieser neuen billigen Auflage seines bewährten Führers vielen Studierenden und Freunden der englischen Sprache willkommen sein[1]). Wenn sich Jespersen gegen die Bezeichnung *Germanic* für germanisch nur aus dem Grunde wendet, weil dadurch die irrige Überzeugung erweckt werden könnte, daß *German* (deutsch) ein überragend wichtiges Glied oder gar die Ursprungssprache diese Dialektgruppe sei, so ist dies eigentlich kein wissenschaftliches Argument. Jedenfalls besitzt das Englische in *Teutonic* eine praktische Dublette, die für *Germanic* jederzeit gebraucht werden kann; das von Jespersen, nach Schüttes Vorgang, empfohlene *Gothonic* ist historisch ebenso anfechtbar wie die bisherigen Fachausdrücke und kann mit den gegen *Germanic* vorgebrachten Gründen Jespersens ebenso bekämpft werden. Für eine von J. befürwortete Ausmerzung des deutschen Terminus „germanisch" liegt natürlich gar kein Anlaß vor.

Graz. Albert Eichler.

Deutschland und der Friede. Notwendigkeiten und Möglichkeiten deutscher Zukunft unter Mitwirkung von Otto Hoffmann herausgegeben von Walter Goetz. Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1918.

Ein ausgezeichnetes Werk, das in 38 Beiträgen sachkundiger Mitarbeiter „die Notwendigkeiten und Möglichkeiten deutscher Zukunft erörtert und, auf dem Boden des Verständigungsfriedens stehend, Deutschlands Recht auf volle politische und wirtschaft-

[1]) Ausführlicher charakterisiert hat Ref. die 2. Auflage des Werkes in der (österr.) Zeitschr. f. d. Realschulwesen 1912, S. 163f.

liche Entwicklungsfreiheit nach außen hin wahrt, die Wege für die Zusammenfassung aller Kräfte im Innern zeigt und so der Klärung, Verständigung und Festigung dient". Das Buch will sonach aus dem Streit der Parteien um einen sogenannten deutschen oder einen Verständigungs-Frieden heraus die Frage der deutschen Zukunft der Parteileidenschaft entziehen und zu einer Einigung über die unverrückbaren Kriegsziele, d. i. die Forderung voller politischer Bewegungsfreiheit und freiester Entwicklungsmöglichkeit Deutschlands gelangen und dem Ausland gegenüber feststellen, daß das deutsche Volk in dieser Welt das gleiche Recht besitzt wie alle andern und, zum Kampfe gezwungen, auch nichts anderes erstrebt. Von den einzelnen Aufsätzen beschäftigen sich fünf mit der Vorfrage des Friedens, 18 behandeln Einzelfragen darüber und der Rest den deutschen Frieden und die neueste Zeit. Enthalten alle Aufsätze, trotzdem jetzt bereits alles sowohl auf allgemein politischem wie insbesondere auf militärischem Gebiete überholt ist, viel des Lehrreichen und bleibend Wertvollen, so möchte doch aus der ersten Gruppe auf die Beiträge von W. Goetz (Die Kriegsursachen und die Kriegsziele der Gegner), R. Piloty (Das künftige Völkerrecht) und O. Hoffmann (Nation und Staat) aus der Gruppe der Einzelfragen des Friedens auf die Aufsätze von W. H. Solf (Die deutschen Kolonien), R. Sieger (Österreich-Ungarn), F. Salomon (England), Hampe und Waentig (Belgien), endlich aus der dritten Gruppe auf die von Goetz (Die Kriegsergebnisse und die deutschen Kriegsziele) und H. Oncken (Die geschichtliche Bedeutung des Krieges) hingewiesen werden. Leider müssen wir eben wegen der Fülle des Gebotenen es uns versagen, auf einzelnes näher einzugehen, nur so viel darf noch gesagt werden, daß das Werk, wie es vorliegt, eine ausgezeichnete Übersicht über alle einschlägigen Fragen der Politik und Wirtschaft gewährt und denselben guten Eindruck macht wie das berühmte Werk, das nach Ausbruch des Krieges im gleichen Verlage erschienen ist „Deutschland und der Weltkrieg". Möge ihm trotz der geänderten politischen und militärischen Lage ein gleicher Erfolg beschieden sein.

Graz. J. Loserth.

Geschichte der Deutschen Burschenschaft. Erster Band: Vor- und Frühzeit bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Von Paul Wentzcke. Heidelberg 1919, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Der vorliegende stattliche Band bildet den sechsten in der Reihe der „Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung", die von der burschenschaftlichen historischen Kommission in Gießen herausgegeben werden. Diese großangelegte Sammlung hat sich die Bearbeitung eines ganz eigenartigen Gebietes geschichtlicher For-

45*

schung zum Ziele gesetzt, das zwischen politischer und Kultur-Geschichte die Mitte hält, keiner ganz und jeder zum Teil angehört. Archivar Dr. Paul Wentzcke hat es unternommen, zum erstenmale mit dem ganzen Rüstzeuge wissenschaftlicher Methode den scheinbar von ernster Forschung abseits gelegenen Stoff zu behandeln. Gewiß wird der Titel des Werkes in erster Linie alte Burschenschafter und Farbenstudenten anziehen. Wer aber meinte, es handle sich hier lediglich um die chronikartige Schilderung des äußeren Werdeganges der Burschenschaft, ließe damit dieser allen Anforderungen gelehrter Forschung entsprechenden Arbeit nicht ihr Recht werden. Wie schon der Gesamttitel der Sammlung andeutet, handelt es sich keineswegs bloß um die Geschichte der Burschenschaft als solcher, sondern um die Gesamtheit der auf die politische Einigung des deutschen Volkes gerichteten Bestrebungen. Unter diesem höheren Gesichtspunkte bietet der hier verarbeitete, sehr umfangreiche Stoff einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkes überhaupt, nicht minder zur Geschichte der deutschen Universitäten, freilich nur der reichsdeutschen, weil für die Frühgeschichte der Burschenschaft, die in dem vorliegenden Bande dargestellt wird, die deutschösterreichischen Hochschulen noch nicht in Betracht kommen. Wentzcke hat den spröden und nur durch sehr ausführliche Vorarbeiten und eifrige Sammlertätigkeit zu beschaffenden Stoff in mustergültiger Weise seinen Zwecken dienstbar gemacht. Es galt zu zeigen, welch großen Einfluß die burschenschaftliche Bewegung auf das gesamte Leben der deutschen Universitäten in den beiden ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ausgeübt hat, einen Einfluß, der keineswegs bloß auf die Studentenschaft, sondern kaum in minderem Maße auf die Hochschulen als solche und auf ihre Einrichtungen gewirkt hat, schon deshalb, weil in die burschenschaftliche Bewegung eine ganze Reihe hervorragender Hochschullehrer teils fördernd, teils hemmend eingegriffen hat. Aber auch die verschiedenen deutschen Staatsregierungen haben der Bewegung das allergrößte, meist allerdings feindselige und das richtige Verständnis fehlen lassende Interesse geschenkt. Schon aus diesem ersten Bande des Wentzckeschen Werkes geht deutlich hervor, daß man sich in maßgebenden Kreisen hier eine lebendige Kraft, deren richtige Ausnutzung dem ganzen deutschen Volke zum Segen hätte werden können, hat entgehen lassen. Ein anderer Vorzug des Werkes besteht darin, daß hier mit echter wissenschaftlicher Sachlichkeit von einem alten Burschenschafter auch die Schwächen und verwirrenden Unklarheiten, die, wie allen wesentlich von jugendlichen Trägern geförderten geistigen Bewegungen, auch dieser anhafteten, aufgezeigt werden. Aber auch die tiefen sittlichen Beweggründe, die bei der Entstehung der Burschenschaft mit am Werke waren, kommen zu klarer Entfaltung. Außerordentlich

belebend wirken auf die infolge der unvermeidlichen Wiederholungen und Rückverweisungen auf bereits Gesagtes mitunter etwas schwerer lesbare Darstellung die eingestreuten Charakterbilder einzelner führender Geister. Vor allem aber wird hier mit so mancher feststehenden Überlieferung, die bisher als unantastbare Wahrheit galt, aufgeräumt. So z. B. ist es von Wert, daß festgestellt wird, daß die Bezeichnung „Burschenschaft" keineswegs etwas Neues war, daß sich vielmehr nur allmählich ihre Bedeutung geändert hat. Für den Freund studentischer Geschichte ist es ferner bedeutsam, daß Wentzcke feststellen kann, daß die sogenannte „Urburschenschaft" keineswegs, wie bisher allgemein angenommen, die „Einheit der Studentenschaft" sein wollte (S. 290). Derartige Einzelheiten, die freilich auf allgemeines Interesse weniger rechnen können, finden sich mehrfach, so auch in der Frage des Festhaltens am Zweikampfe, die hier erst endgültige Klärung erfährt. Das Schlußkapitel „Die Karlsbader Beschlüsse" lassen die unmittelbare und bedeutsame Einwirkung der burschenschaftlichen Bewegung auf die innere Politik des damaligen Deutschen Bundes erkennen und bieten einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Metternichschen Systems. Alles in allem kann das vorliegende Werk als eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges bezeichnet werden und kein künftiger Darsteller der deutschen Geschichte wird an ihm vorbeigehen können, der den tieferen Wurzeln der deutschen Einigungsbestrebungen und der Entwicklung des nationalen Gedankens auf deutschem Boden nachspüren will. Ein umfangreiches Namen- und Sachregister erleichtert das Nachschlagen und ein ausführlicher Quellennachweis gibt Zeugnis von der gewissenhaften und echt wissenschaftlichen Fundierung der ganzen Arbeit, deren folgenden Bänden man mit hohen Erwartungen entgegensehen darf. Nicht nur Burschenschafter also, sondern alle, die den für den politischen Werdegang des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert und für die Geschichte der deutschen Universitäten so wichtigen Jahren von 1815 bis 1819 ihre Teilnahme entgegenbringen, werden hier eine Fülle neuer Gesichtspunkte und wertvoller Anregungen finden.

Wien. B. Imendörffer.

A. Luschin von Ebengreuth, Grundriß der Münzkunde. I. Bd. Die Münze nach Wesen, Gebrauch und Bedeutung. „Aus Natur und Geisteswelt", 91. Bändchen, 1918. IV und 100 S. mit 56 Textabb. Ladenpreis[1]) geh. 1 M. 20 Pf.

Dies ist eine Neuauflage des im Jahre 1906 erschienenen Bändchens „Die Münze als historisches Denkmal und über ihre

---

[1]) Zur Zeit nämlich, da das Werk ausgegeben und diese Anzeige verfaßt worden ist.

Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben". In Aussicht genommen ist seine Verbindung mit einem besonderen, anscheinend ausschließlich[1]) dem deutschen Münzwesen gewidmeten münzbeschreibenden Teil, den der Konservator des Münzkabinetts in München Prof. Buchenau zu verfassen übernommen hat. Diese Teilung und Ergänzung des Arbeitsplans hat den Verf. in die günstige Lage versetzt, die Darstellung der grundlegenden Partien breiter und deutlicher zu fundieren, als in der ersten Auflage möglich gewesen war. Der Fortschritt ist noch größer geworden, als man bei Österreichs Altmeister der deutschen und alpenländischen Numismatik zu erwarten berechtigt war.

L. wirbt mit liebenswürdiger Wärme und mit der Energie eines Organisators künftigen Betriebes der Numismatik um die Seele dessen, der eine Ahnung davon gewinnen will, was die Münze für die Erkenntnis der Geschichte bedeuten kann. Wer in den letzten Jahren zu Wien oder Graz oder Salzburg einen seiner Vorträge gehört hat, darf die Erwartung mitbringen, daß der Verf. auch hier sein ganz hervorragendes Lehrgeschick bekunden werde; solche Erwartungen werden nicht enttäuscht; ja selbst wer auf diesem Gebiet bereits lange Zeit hindurch Erfahrungen gesammelt hat, findet Genuß an der lichtvollen und knappen Art, die Wege und die Ergebnisse der Forschung zu skizzieren. Eine breitere Grundlage hat der Verf. für die neue Auflage auch insofern gewählt, als er das Münzwesen des klassischen Altertums mehr als in der ersten berücksichtigt hat. Das Buch ist mit solcher Einfachheit und Klarheit abgefaßt, daß es mit Aussicht auf Nutzen und Anregung auch den Mittelschülern empfohlen werden kann; gerade diesen Vorzug sehe ich, soviel Anerkennung es auch sonst verdient, als seinen größten an. Sein Inhalt ist folgendermaßen disponiert: I. Geld, Münze und Münzähnliches; II. Äußere und innere Beschaffenheit der Münze; III. Die Herstellung der Münze; IV. Münzer und Münzbetrieb; V. Geld, das nicht aus Münzen besteht; VI. Münzgeld; VII. Münzfuß und Münzpolitik; VIII. Münzzerrüttung; IX. Die Münzhoheit; X. Die finanzielle Ausnützung des Münzregals; XI. Münzkrisen in Deutschland; XII. Die Münze als gesetzliches Zahlungsmittel; XIII. Münzfunde; XIV. Münzsammlungen.

Wien. Wilhelm **Kubitschek**.

---

[1]) Vielmehr: hauptsächlich. Buchenaus Bändchen ist seither als Nr. 657 der nämlichen Serie ausgegeben worden. Sein Titel lautet: „Die Münze vom Altertum bis zur Gegenwart." Von 118 Seiten der eigentlichen Darstellung gehören dem Altertum etwa 29, von 62 Abbildungen die ersten 14.

P. Thomsen, Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Zweite Auflage. („Aus Natur und Geisteswelt“, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, 260. Bändchen. Mit 37 Abbildungen. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1917. Kl. 8⁰. 121 S. Geb. 1 M. 50 Pf.

Es ist höchst erfreulich, daß ungeachtet des schweren Krieges, der auf Deutschland seit mehr als drei Jahren lastete, eine Monographie über Altertumsforschungen in Palästina in neubearbeiteter Auflage erscheinen konnte und für die Verlagsbuchhandlung Aussicht auf Absatz vorhanden ist. Seit der Verf. die erste Auflage erscheinen ließ (1909), hat sich auch die Literatur über die Geschichte dieses in mehr als einer Hinsicht interessanten Landes erheblich vermehrt. Der Verf. selbst ließ 1913 sein „Kompendium der palästinischen Altertumskunde“ erscheinen und setzte die „Palästinaliteratur“ im II. und III. Bande fort. Der Theologieprofessor Sellin, der vor seiner Berufung nach Kiel an der Wiener Universität dozierte, veröffentlichte in Verbindung mit Watzinger eine Monographie über Jericho und brachte darin die Ergebnisse der Ausgrabungen zur Kenntnis (1913). Sellin allein beschenkte uns darnach im Anzeiger der Akademie der Wissenschaften zu Wien (LI. 1914) mit einem vorläufigen Bericht über die Ergebnisse seiner Ausgrabungen in Sichem. Auch Musils Reisebericht über *Arabia Petraea*, der uns nun in vier Bänden vorliegt (1907/08), konnte voll verwertet werden wie nicht minder Schuhmachers Fundberichte über Megiddo, herausgegeben von Steuernagel (1908). Wenn wir noch die französischen Werke von Vincent, *L'église d'Eléona* in der *Revue biblique* VIII (1911) und *Jérusalem sous terre* und *Les récentes fouilles d'Ophel* (1911) hinzunehmen, so wird zum voraus einleuchtend sein, daß die neue Auflage in einzelnen Teilen eine völlig neue Darstellung erheischte. Das wurde namentlich für die römisch-byzantinische Zeit (S. 101—113) nötig. Selbstverständlich ist auch jetzt nicht in allen Fragen das letzte Wort gesprochen. Wir wissen bereits zur Genüge, welche ungeheuren Leistungen der im Jahre 1877 gegründete Deutsche Verein zur Erforschung Palästinas, dem ein Dezennium der *Palestine Exploration Fund* in London vorgearbeitet hatte, zu stande brachte. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die englische Gesellschaft das ganze Westjordanland auf 26 Blättern im Maßstabe 1: 63360 mit einem Kostenaufwande von 18.000 Pfund aufnehmen ließ, worauf der Deutsche Palästinaverein das Land östlich vom Jordan vermessen hat und die bisherigen Ergebnisse in mehreren Blättern allgemein zugänglich machte. Bedenkt man, daß die Forschungen des *Palestine Exploration Fund* in 48 Bänden, die des Deutschen Palästinavereines in 39 Bänden vorliegen und zu diesen auch das „Deutsche evangelische Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes“ in Jerusalem

beiträgt, daß sich ferner im Jahre 1900 eine *American School of Oriental Research* bildete, während die Dominikaner des Heiligen Landes in ihrer *Ecole pratique d'études bibliques* nicht minder tätig sind wie die deutschen Benediktiner auf dem Sion oder die wissenschaftliche Station der Görres-Gesellschaft, so werden wir ermessen können, welchen Fortschritt die Bibelwissenschaft während des letzten Jahrzehnts zu verzeichnen hatte. Es läßt sich jetzt nicht absehen, welche Förderung die Wissenschaft erlangen wird, da es den Engländern gelungen ist, im letzten Kriege dauernd Palästina zu besetzen. Die Gelehrten dürfen derlei Erscheinungen nicht mit der politischen Brille ansehen. — Der deutsche Verlagsbuchhandel leistete sogar während des Krieges Großartiges und könnte dem noch in den Kinderschuhen steckenden österreichischen vorbildlich werden.

Pilsen. G. Juritsch.

Palaeogeographie (Geologische Geschichte der Meere und Festländer). Von Dr. Franz Kossmat. Zweite, neubearbeitete Auflage. Sammlung Göschen. Berlin und Leipzig 1916. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung.

Das schmale Büchlein umschließt einen ganz gewaltigen Inhalt. Gestützt auf ein profundes Wissen gibt der Verf. nicht nur paläogeographische Schilderungen, sondern vielmehr eine klare Übersicht der Verteilung aller wichtigsten Formationsglieder über den ganzen Erdball. Ausgehend von den sieben großen kontinentalen Kernen des kristallinischen Grundgebirges im Archaikum wird nun die wechselnde Veränderung der Land- und Wasserverteilung, das Entstehen und Vergehen der Kontinentalformen in den aufeinanderfolgenden Zeitaltern, deren ursächlicher Zusammenhang, die Beschaffenheit der einzelnen Formationsglieder, die Art ihrer Bildung und ihre wichtigste Fossilführung besprochen. Auch die nachweislichen klimatischen Veränderungen und ihr Einfluß auf das Pflanzen- und Tierleben werden beachtet. Es ist unmöglich, Einzelheiten aus dem Zusammenhange dieses überreichen Inhaltes hervorzuheben. Eines aber ist sicher, daß dieses bescheidene Bändchen nicht nur dem angehenden Geologen in vieler Hinsicht ein dickbändiges Lehrbuch zu ersetzen geeignet ist, sondern auch dem gewiegten Fachmann eine vorzügliche Übersicht der Ergebnisse paläogeographischer Forschungen bietet. Die beigegebenen sechs Kärtchen sind eine wertvolle Ergänzung des wertvollen Textes.

Wien. Dr. Franz Noë.

Aufgabensammlung und Leitfaden der Geometrie. Ausgabe A: Für Gymnasien, Unterstufe. Von Dr. W. Lietzmann, Direktor der Oberrealschule in Jena. Mit 320 Figuren im Text. Verlag von Teubner, Leipzig 1916. Preis geb. 2 M. 80 Pf.

Es erscheint dieses Buch des hochverdienten, unermüdlichen Verfassers als ein Teil des für höhere Knabenschulen bestimmten Mathematischen Unterrichtswerkes, das von Lietzmann im Verein mit P. B. Fischer, T. Zindler und Direktor Dr. Zühlke herausgegeben wird. Die bereits vor einem Jahre veröffentlichte und hier auch besprochene Aufgabensammlung wurde nun durch einen kurzen Leitfaden ergänzt, der sich in seiner ganzen Anlage eng an die Aufgabensammlung anschließt; füllt er ja doch nur 37 Seiten, während die letztere 173 Seiten beansprucht und auch an den Anfang des Buches gestellt wurde.

Es erübrigt sich, an dieser Stelle über die Aufgabensammlung zu berichten, die durch ihre Reichhaltigkeit allen nur irgendwie berechtigten Wünschen eines modernen Unterrichtes Rechnung trägt. Es sei nur in Kürze das Bestreben anerkannt, überall die Selbsttätigkeit des Schülers anzuregen, sein Augenmaß zu üben, das geometrische Zeichnen und Konstruieren im weitesten Umfange zu pflegen, verschiedene Meßapparate und Bewegungsmechanismen verstehen und gebrauchen zu lernen. Dazu kommt die außerordentliche Berücksichtigung der geschichtlichen Tatsachen unter Benützung der Originalwerke von Euklid, Heron, Archimedes, Ptolemäus und vielen Mathematikern des Mittelalters und der Neuzeit.

Was nun insbesondere den Leitfaden anbelangt, so muß zunächst die einwandfreie Definition der geometrischen Gebilde anerkannt werden und die Beibehaltung der eingebürgerten fremdsprachlichen Ausdrücke — was im Gegensatze zu manchen übertriebenen Forderungen unserer Schulliteratur wohltuend berührt. Im wesentlichen beschränkt sich der Leitfaden auf die nötigen Definitionen, die Angabe der wichtigsten Lehrsätze samt kurzem aber völlig hinreichendem Beweis und Hervorhebung einiger Folgerungen der Lehrsätze. Trotz aller Knappheit werden auch manche Sätze bewiesen, die vielleicht als durch die Anschauung genügend gesichert scheinen, so z. B. der Satz, daß jedes regelmäßige Vieleck einen ein- und einen umgeschriebenen Kreis zuläßt, ebenso die Umkehrungen vieler Sätze, soweit sie von Bedeutung sind. Es ist auch erstaunlich, welche Fülle von geometrischen Beziehungen erörtert werden, so die Eigenschaften des Apollonischen Kreises, die innere und äußere Teilung (wobei der ersteren, wie es allein folgerichtig ist, der negative Zahlenwert beigelegt wird), der goldene Schnitt, die Potenz eines Punktes bezüglich eines Kreises und der sogenannte zweite Strahlensatz. — Die methodische Behandlung, soweit sie bei der

Knappheit der Darstellung ersichtlich werden kann, enthält manche nachahmenswerte Winke bezüglich der Anordnung des Stoffes; so ist es gewiß richtig, den Satz vom Schnittpunkte der Mittellinien (Schwerlinien) eines Dreieckes in die Lehre von den Streckenproportionen einzureihen; auch die Einführung der „Ähnlichkeitslage" sowohl beim Nachweis der Ähnlichkeitssätze des Dreieckes als auch später bei beliebigen Polygonen scheint manche Vorteile zu bieten, besonders dann, wenn auch bewiesen wird, daß ähnliche Polygone stets in diese Lage gebracht werden können und daß auch die Umkehrung richtig ist.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieses gediegene, wertvolle Buch die Beachtung aller Lehrer finden wird und daß es für den mathematischen Unterricht von hervorragender Bedeutung sein wird. Wir müssen nur den Wunsch aussprechen, es möge uns bald die Fortsetzung des schönen Buches ebenso erfreuen, wie es dieser erste Teil getan hat.

An Druckfehlern habe ich folgende bemerkt: S. 71, Aufg. 16, *b*; S. 112, Aufg. 49 (statt *c* ist *b* zu lesen); S. 153, Z. 13; S. 157 in der Überschrift der Seite; S. 159, Aufg. 17; S. 160, Z. 16; S. 195, Z. 16 v. u. (statt „halb" ist zu lesen „doppelt").

Wien. Prof. Wolletz.

Über die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie (gemeinverständlich). Von A. Einstein. (IV und 70 S.) Mit 3 Figuren. Braunschweig 1917, Friedr. Vieweg & Sohn. Preis 2 M. 80 Pf.

In dem vorstehenden Büchlein wird eine möglichst exakte Einsicht in die Relativitätstheorie vermittelt, wobei der mathematische Apparat der theoretischen Physik nicht herangezogen wird. Die Hauptgedanken der genannten Theorie werden dem diese Schrift Studierenden im allgemeinen in solcher Reihenfolge und in solchem Zusammenhange, wie sie tatsächlich entstanden sind, vorgeführt. Die empirischen physikalischen Unterlagen der Theorie wurden mit Absicht weniger intensiv behandelt, um die Übersicht und den Einblick nicht zu trüben.

Im ersten Teile behandelt der Verf. die spezielle Relativitätstheorie und zeigt, daß die Gesetze der Galilei-Newtonschen Mechanik nur für ein Galileisches Koordinatensystem, d. h. für ein solches, dessen Bewegungszustand ein derartiger ist, daß relativ zu ihm das Trägheitsgesetz gilt, Gültigkeit besitzen. Die Analyse der physikalischen Begriffe von Zeit und Raum hat gelehrt, daß eine Unvereinbarkeit des Relativitätsprinzips mit dem Ausbreitungsgesetz des Lichtes nicht vorhanden ist. Es wird gezeigt, daß die scheinbare Unvereinbarkeit durch eine Betrachtung abgeleitet wurde, die der klassischen Mechanik zwei Hypothesen entlehnte, die durch nichts gerechtfertigt sind. Diese Hypothesen lauten: Der Zeitabstand zwischen zwei Ereignissen ist vom Bewe-

gungszustande des Bezugskörpers unabhängig und der räumliche Abstand zwischen zwei Punkten eines starren Körpers ist vom Bewegungszustande des Bezugskörpers unabhängig. Anschließend daran erfolgt eine Darlegung der sogenannten Lorentz-Transformation, aus der die Galilei-Transformation dadurch hervorgeht, daß man in ersterer die Lichtgeschwindigkeit einem unendlich großen Werte gleichsetzt. Zusammenfassend kommt der Verf. zu dem belangreichen Satze, daß die allgemeinen Naturgesetze bezüglich der Lorentz-Transformationen kovariant sind. Was die Theorie an allgemeinen Ergebnissen bisher gezeitigt hat, wird im folgenden gezeigt. Am Schluß dieses Abschnittes wird in Kürze des vierdimensionalen Raumes von Minkowski gedacht.

Der zweite Teil des Buches handelt über die allgemeine Relativitätstheorie. Eingehend wird das Gravitationsproblem vom Standpunkte der Relativitätstheorie betrachtet. Unter anderen kommt der Verf. zu dem wichtigen Ergebnis, daß sich Lichtstrahlen in Gravitationsfeldern im allgemeinen krummlinig fortpflanzen. Die Erörterungen über Euklidisches und Nicht-Euklidisches Kontinuum und Gaußsche Koordinaten werden eingeflochten, um den Gedanken von Minkowski genauer zu formulieren. Professor Einstein kommt zum Satze, daß alle Galileischen Koordinatensysteme für die Formulierung der allgemeinen Naturgesetze prinzipiell gleichwertig sind.

Im Schlußkapitel wird die Lösung des Gravitationsproblems auf Grund des allgemeinen Relativitätsprinzips gegeben. Von Konsequenzen aus der Einsteinschen Theorie werden folgende angeführt: Jede Planetenellipse um die Sonne muß in der Ebene der Bahn im Sinne der Umlaufbewegung rotieren; durch das Gravitationsfeld der Sonne tritt eine Krümmung der Lichtstrahlen und eine Spektralverschiebung des von großen Sternen zu uns gesandten Lichtes gegenüber dem auf der Erde in entsprechender Weise, d. h. durch dieselbe Molekülart erzeugten Lichte ein.

Die vorliegende Abhandlung kann als eine klassische bezeichnet werden; sie wird dem regsten Interesse der Physiker begegnen und soll eingehend studiert werden. Dem stimmen wir vollkommen bei, daß — wie der Verf. im Vorworte sagt — die Lektüre der Schrift beim Leser „ziemlich viel Geduld und Willenskraft“ voraussetzt.

Nußdorf am Attersee. Dr. I. G. Wallentin.

Cornel Schmitt, Erlebte Naturgeschichte (Schüler als Tierbeobachter.) Mit 30 Abbildungen im Text. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1918. 151 S. 8°. Preis geb. 4 M.

Gelegenheit zur Selbstbetätigung, zum eigenen Beobachten und Forschen ist wohl auf keinem Gebiete so reichlich geboten wie auf dem der Naturgeschichte und jeder Lehrer weiß es aus

den immer wiederkehrenden Fragen und Berichten der Schüler, wie lebendig dieser Drang bei der Jugend ist — eine nie versiegende Quelle allgemeiner Bildung, insbesondere auch der Gemüts- und Charakterbildung. Wie viele nehmen sich aus dieser jugendlichen Forschertätigkeit Anregungen mit ins spätere Leben: der eine wird ein eifriger Mineralien- und Steinsammler, verbringt Stunden reinster Freude mit seinen Kristallen und Versteinerungen, die er auf unvergeßlichen Wanderungen zusammengebracht, der andere ist sein ganzes Leben lang ein Freund der Pflanzenwelt und jeder Spaziergang läßt ihn Neues sehen und finden, nicht nur Pflanzen selbst, sondern Erscheinungen an ihnen. Der Pilzsammler verbindet Angenehmes und Wissenschaftliches mit dem Nützlichen und bringt Schätze für die Küche nach Hause. Gar die Tierwelt hat Freunde und verständnisvolle Liebhaber und Sammler in allen Ständen und auf allen Gebieten. Nicht zu vergessen: berühmte Forscher und Entdecker haben aus solchen Anfängen ihre Laufbahn begonnen und sind Zierden der Wissenschaft und Kultur geworden.

Da bietet nun das vorliegende kleine Buch eine angenehme Überraschung: es ist zum größten Teil von Schülern selbst geschrieben, die über ihre Beobachtungen berichten und ihre Schilderungen vielfach mit selbst hergestellten Bildern — Lichtbildern und Zeichnungen — begleiten. Man fühlt es aus den Worten so mancher dieser Berichte heraus, wie sehr das Gemüt der jungen Forscher von der Sache erfaßt ist, daß man unwillkürlich denken muß, wer mit solcher Liebe diesen harmlosen Seiten der Natur sich widmen kann, der wird kein schlechter Mensch, der wird ehrlich und aufrecht, aber auch friedliebend und duldsam durchs Leben gehen, Freund der Natur, Freund der Menschen. Von diesem Standpunkte ist es auch nur zu begrüßen, daß dem Geschlechtsleben der Tiere in ganz unbefangener Weise ohne Geheimnistuerei näher getreten wird. Der Begattungsvorgang z. B. bei Regenwürmern, Libellen, Teichmolchen, Hasen usw. wird in allen Einzelheiten beobachtet und spannend beschrieben. Es ist auch das gesundheitliche Moment dieses Verkehres mit der Natur nicht zu unterschätzen. Besonders jetzt, wo die Sorge um die Gesundheit unseres Nachwuchses täglich steigt, kann nicht eindringlich genug auf die Wichtigkeit solcher Betätigung hingewiesen werden, weil sie nicht nur bei der vielfachen Bewegung im Freien — bei jeder Witterung und zu allen Tageszeiten — den Körper kräftigt und selbständig macht, sondern auch eine zufriedene und ruhige, leidenschaftslose Gemütstimmung schafft, die der Gesundheit und Charakterbildung sehr zugute kommt. Die Ertüchtigung der Jugend — um dieses moderne Schlagwort zu gebrauchen — soll sich nicht nur auf die Körperausbildung erstrecken, sondern muß auch mit einer Erziehung des Gemütes verbunden sein,

denn kräftige Muskeln, Herz und Lunge sowie scharfe Sinne sind noch nicht alles, was den tüchtigen Menschen ausmacht. Dem Gesagten ist nicht viel zuzufügen. Der Inhalt des Buches ist trotz des geringen Umfanges ungemein reichhaltig und abwechslungsvoll. Daß es jede Schülerbibliothek erwerben muß, ist selbstverständlich und man kann erwarten, daß es bei den Schülern von Hand zu Hand gehen wird.

Krems a. D. Franz Müller.

Dr. A. Reukauf-Schmauk, Neue biblische Wandbilder. Altes Testament. Serie I. Ur- und Erzvätergeschichten. · 6 Bilder. Größe 68×92. Preis der Serie 12 M. 40 Pf., der Einzelblätter 2 M. 40 Pf. Verlag von Karl Havlik, Stuttgart, Reinsburgerstraße 113 b.

Angespornt durch die freundliche Aufnahme, welche die Reukauf-Schmaukschen Wandbilder zum Leben Jesu und zur Apostelgeschichte in weiten Kreisen gefunden haben, hat sich die rührige Verlagshandlung Havlik entschlossen, auch aus dem Alten Testamente Szenen zur Darstellung bringen zu lassen, welche in inniger Beziehung zum Neuen Testamente stehen und das Verständnis des letzteren durch den Typus zu vertiefen besonders geeignet sind.

Soweit dem Referenten die Bilder zur Beurteilung vorliegen, sind sie sehr gut konzipiert und zur Veranschaulichung des biblischen Unterrichtes hervorragend geeignet. Entsprechend den Bedürfnissen der Schule sind sie vorzügliche Hilfsmittel, in dem Schüler ein lebendiges Bild jener fernen Zeit hervorzurufen, in der die spezielle Führung des Volkes Gottes begann, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß nach des Referenten Meinung die Figuren der Landschaft gegenüber etwas zu stark betont erscheinen. Die sonstige Durchführung ist einwandfrei; namentlich ist der bekannte Vorzug der Schmaukschen Bilder auch hier wieder hervorzuheben: Die glänzend wirkende Perspektive. — Der billige Preis ermöglicht die Anschaffung der Bilder auch weniger dotierten Lehranstalten.

Wien. Franz X. Gmeiner.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Philatelie und Schule.

Sehr viel wird in unserer Zeit über die körperliche Ertüchtigung der Jugend geschrieben und mancher sieht im Sport und im Freiluftspiel das Allheilmittel gegen die Nachteile der sitzenden Lebensweise und die übermäßige Geistesarbeit der kleineren und größeren Studenten. Es klingt ja so einleuchtend, daß man gegen die einseitige Anstrengung der Seele durch Bewegung des dabei vernachlässigten Körpers ein Gegengewicht schaffen müsse. Aber die Gefahr der Übertreibung liegt nur zu nahe und es ist an der Zeit, dringend zur Vorsicht zu mahnen. Ist doch der psychophysische Apparat eine untrennbare Einheit und das Nervensystem wird aus derselben Kraftquelle gespeist wie die Muskulatur. Jedermann weiß aus täglicher Erfahrung, daß geistige Arbeit auch den Körper erschöpft. Und trotzdem will man den durch fünfstündigen Unterricht ermüdeten Organismus der Schüler dadurch auffrischen, daß man ihm nachmittags neue Leistungen zumutet, die Knaben und Jünglinge dazu anhält, sich auf Wiesen und in Wäldern abzuhetzen, entkräftenden Sport, wie Rudern und Fußballspiel, zu treiben! Heißt das nicht, den Teufel durch den Beelzebub bannen wollen? Man gebe sich über solche „Erholung“ keiner Täuschung hin! Freilich werden die gesunden, strammen, geistig gut begabten Burschen auch die doppelte Mühe aushalten, aber die Nerven der schwächlichen, minder talentierten Kinder, die nicht leicht und schnell auffassen, sondern auf anhaltenden Fleiß und strengste Aufmerksamkeit angewiesen sind, werden solchem Ansturm auf die Dauer nicht gewachsen sein. Solche Schüler werden durch die körperliche Anstrengung neben oder unmittelbar nach der geistigen physisch und psychisch schwer geschädigt, man erreicht also mit der Jugendspielerei vielfach das gerade Gegenteil dessen, was man beabsichtigt hat. Der durch Hirnarbeit ermattete Körper sehnt sich nach Ruhe und nur leichte Bewegung (Spaziergänge, nicht das auf der Spielwiese übliche rasende Herumtollen!) ist ihm angemessen. An schulfreien Tagen, besonders während größerer Ferien, mag man meinetwegen Maß und Tempo der Bewegung steigern; dann mag auch das Rudern, das Schneeschuhlaufen, der Fußball usw. wohltätige — weil von dem

ausgerasteten Körper ersehnte — Wirkungen ausüben. Für die freie Zeit während der Schulwoche empfiehlt sich aber neben kleinen Spaziergängen und mühelosen Turnübungen die spielerische Betätigung des Intellekts und der Phantasie, zu der sich übrigens bei schlechtem Wetter auch der größte Wilderich flüchten muß, also passende Lektüre, Musik (beides mit Maß!), nicht Schach, noch viel weniger natürlich Karten, wohl aber die vielen den Geist gleichzeitig anregenden und anspornenden, den Ordnungs- und den Schönheitssinn bildenden Basteleien und Sammlungen, denen leider unsere Jungen immer weniger Geschmack abzugewinnen vermögen. Wo schneidet, sägt und klebt noch ein Knabe Kunstwerke aus Holz oder Pappe? Wie wenige haben noch Sinn für ein reichhaltiges, sauber angelegtes Herbarium! Auch die Sammler von Mineralien und Insekten sind unter den Studenten, besonders in den großen Städten, schon recht selten geworden. Wir Lehrer haben allen Grund, dies zu bedauern, doch können wir daran wenig ändern. Anders verhält es sich mit derjenigen Liebhaberei, die gegenwärtig in unseren Schulen die größte Herrschaft behauptet und in manchen Klassen alle übrigen geistigen Spiele verdrängt: mit dem Sammeln von Postwertzeichen. Diese Spielerei scheint mir mehr Beachtung bei Eltern und Lehrern zu verdienen, als man ihr bisher, zumal in Lehrerkreisen, geschenkt hat; denn sie schließt eine ganze Fülle von Bildungselementen in sich und stärkt in der Seele des Kindes manchen erfreulichen Trieb.

Als man, etwa ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen der ersten Briefmarke (1840 in England), die Postwertzeichen zu sammeln begann, war es hauptsächlich die Schuljugend, die sich damit beschäftigte, obgleich sich von allem Anfang an, besonders in England und in Frankreich, auch ernsthafte Männer zur „Philatelie"[1]) hingezogen fühlten[2]). Der neue Sammelsport entwickelte sich anfänglich langsam und nur dem Zufall, daß es lange an eigenen Briefumschlägen fehlte, die Marken daher direkt auf die Briefe geklebt und mit diesen aufbewahrt wurden, ist es zu verdanken, daß uns von den ältesten Postwertzeichen so viel erhalten ist; sonst wären die meisten heute kaum zu erschwingen. Erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts breitete sich das Briefmarkensammeln rascher aus und heute ist es in allen Ländern und bei allen Völkern, bei allen Altersstufen, Klassen und Ständen anzutreffen. Eine Fachzeitschrift berechnete vor kurzem die Philatelisten auf sieben Millionen und diese Ziffer ist eher zu niedrig als zu hoch gegriffen; gekrönte Häupter, bekannte Staatsmänner, Gelehrte und Künstler sind unter ihnen und man wird überhaupt kein Gebiet der menschlichen Geistestätigkeit finden, auf dem sich jung und alt, hoch und niedrig,

---

[1]) Da dieses Wort auch des Scharfsinnes manches Philologen spotten dürfte, sei hier bemerkt, daß sich dessen zweiter Bestandteil (ἀτελής) auf die Marken, die die Postsendungen abgabefrei machen, bezieht.

[2]) Diese und einige Angaben im folgenden entnehme ich dem aufschlußreichen „Lehrbuch der Briefmarkenkunde" von Theodor Haas. Leipzig, Gebrüder Senf, o. J. (1906).

arm und reich so einmütig zusammenfindet wie auf dem Boden der Philatelie. Die Briefmarken sind heute im internationalen Handel ein wichtiger Artikel geworden, in dem gewaltige Summen stecken, den Tausende von Firmen ausschließlich vertreiben, der zahllose Spekulanten nährt und seine Mittelpunkte ebenso in eigenen Börsen hat wie der Verkehr mit anderen Wertpapieren. Die Marken steigen rasch, oft sprunghaft und die meisten ohne Rückfälle, im Preise und das darauf verwendete Kapital ist nicht nur höchst vorteilhaft, sondern auch sicher angelegt. Ihnen konnte nicht einmal der Weltkrieg etwas anhaben, ja dieser hatte eine besonders auffallende Steigerung der Briefmarkenkurse zur Folge. Kein Wunder, daß schon seit langem sogar die Staatsregierungen auf die Philatelisten Bedacht nehmen. Viele der kleineren Länder und der Kolonialverwaltungen beteiligen sich kräftig an der Spekulation in Postwertzeichen und bieten der Sammelwut durch immer neue und längere Emissionen und kurzfristige „Provisorien“ aller Gattungen von Marken (Freimarken für Briefe verschiedener Art, für Zeitungen und für Pakete, Portomarken, Dienstmarken usw.) fast alljährlich frische Nahrung. Selbst in den größten Staaten erscheinen häufig Gedenk- und Wohltätigkeitsmarken, die vor allem oder doch zu gutem Teil für die Sammlerwelt berechnet sind. So dürfte die Zahl der bisher ausgegebenen Briefmarken mit allen Abarten (von den „Ganzsachen“ abgesehen) 40.000 bereits weit übersteigen. Ganze Fabriken befassen sich mit der Herstellung der Werkzeuge und Hilfsmittel für die Sammler. Die philatelistische Literatur macht eine stattliche Bibliothek aus: Alben, Zeitschriften — ihre Aufzählung füllt in dem genannten Werke von Haas 11 Seiten —, eine Unmasse von Handbüchern, Leitfäden und Monographien in allen Weltsprachen sowie Kataloge. (Der maßgebende deutsche Preiskatalog, der von Senf, erschien von 1874 bis 1915 jährlich; die letzte Auflage war 40.000 Abdrücke stark, die in einigen Monaten vergriffen waren.) In Hunderten von Vereinen werden Marken ausgetauscht und Sammlerfragen besprochen; sie haben ihre Kongresse und veranstalten Ausstellungen. Zu Versteigerungen drängen sich oft Kauflustige aus fernen Ländern; 30.000 Mark und darüber hat man schon für eine einzige Briefmarke gezahlt. Die größten Sammlungen, wie die berühmte Ferrarische in Paris, haben den Wert eines gut fundierten Staats- oder Hofmuseums. Scharen von Briefmarkengelehrten verdienen ihr Brot mit der Prüfung kostbarer Stücke; denn wie die Banknoten werden seltene Briefmarken mit fabelhafter Geschicklichkeit gefälscht.

Genug der Beispiele! Die angeführten beweisen wohl, daß sich in der Philatelie ein mächtiges Bedürfnis offenbart, das sich nicht von den Überweisen mit geringschätzigem Lächeln und wegwerfenden Redensarten erledigen läßt, sondern einer tieferen Erklärung bedarf. Josef Petzoldt, der im 2. Bande seiner „Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung“ (Leipzig 1904) den Gedanken durchführt, daß wir uns in der Richtung auf einen Dauerzustand bewegen, hat auch die Leidenschaft für Briefmarken zur Begründung seiner Idee herangezogen.

Nach ihm entspringt sie dem allgemeinen Triebe nach etwas Endgültigem, Abschließendem, keiner Änderung mehr Fähigem. Der Sammmler will der Vollständigkeit auf seinem Gebiete möglichst nahe kommen, und da heute selbst die reichsten Menschen nicht alle Marken haben können, werfen sich die meisten Sammler auf Spezialgebiete, die sie dann durch Ausforschung von allerhand Unterschieden unter den Stücken der gleichen Ausgabe und Wertstufe zu vermannigfaltigen und interessanter zu machen trachten. Natürlich tritt auf diese Weise an die Stelle des unerreichbaren Makrokosmus ein ebenso unerschöpflicher Mikrokosmus und die Vollständigkeit bleibt auch für den Spezialisten ein bloßes Ideal. Das Streben danach trägt aber seinen Lohn ebenso in sich wie der Drang nach Wahrheit; man freut sich des Fortschrittes, auch wenn man weiß, daß man das Ziel doch nie erreichen wird. Dazu kommt das bloße Vergnügen am Anhäufen von seltenem, Neid und Bewunderung erregendem Besitz, um den Eifer wach zu erhalten. Der eine Knabe hat die meisten Marken, ein anderer weniger, aber seltenere, ein dritter steht in den Marken e i n e s Landes unübertroffen da usw. Nicht zu leugnen ist ferner der ästhetische Reiz, den die Briefmarkensammlung als eine Galerie hübscher und bedeutsamer Bildchen auf das jugendliche Gemüt üben muß. Werden ja die Briefmarken gewöhnlich auf Grund eines Preisausschreibens von Künstlerhand entworfen, immer sorgfältiger und gefälliger ausgeführt, immer abwechslungsreicher und inhaltlich anziehender gestaltet. Bei entsprechender Anordnung ergibt jede volle Seite des Albums ein prächtiges Gesamtbild[1]).

Auch der nach Bereicherung mit Kenntnissen dürstende Geist geht dabei nicht leer aus; denn die Darstellungen und Inschriften, beziehungsweise Überdrucke auf den Marken schlagen in die verschiedensten Wissensgebiete ein. Ein großer Teil zeigt die Köpfe, Büsten oder Denkmäler von Staatsoberhäuptern, Heerführern und sonstigen bedeutenden Personen, oft mit ihren Wahlsprüchen; auf anderen erblicken wir Throninsignien und Landeswappen, zuweilen gleichfalls mit Sinnsprüchen. Die Abfolge der Serien veranschaulicht Thronwechsel und frischt bei jedem Blättern im Album die Erinnerung an bedeutende politische Veränderungen auf: an Revolutionen, Kriege und Okkupationen, Eroberungen und Länderverluste, Entstehung neuer Staaten, Anlage neuer Kolonien. Die Bilder vieler Marken stellen historische Ereignisse dar; so erinnert eine ganze Anzahl von amerikanischen Marken an die Entdeckungsfahrten und Schicksale von Kolumbus, Portugal hat das Andenken Heinrichs des Seefahrers philatelistisch gefeiert, die Südamerikaner haben außer Kolumbus auch ihren Bolivar und Szenen aus ihren Befreiungskämpfen im Markenbilde festgehalten. Historisch merkwürdige Bauwerke und mythologische Gestalten fesseln das Interesse

[1]) Eine ausführlichere Analyse der in der philatelistischen Leidenschaft zusammenfließenden Motive versuchte ich in einem Vortrage, der demnächst in der „Deutschen Briefmarken-Zeitung" erscheinen wird („Philosophische Gedanken über die Philatelie").

des Gymnasiasten z. B. auf den Marken von Ägypten, von Kreta und von Griechenland, das auch für seine olympischen Spiele durch Postwertzeichen Stimmung macht. Allegorische Figuren und Gruppen reizen die Phantasie und fordern zur Deutung den Scharfsinn des Beschauers heraus. Selbst die Bibel, die Legende und berühmte Werke der Weltliteratur haben für die Entwürfe von Markenbildern die Stoffe geliefert; ich verweise nur auf die Marken der Jungferninseln und auf die gliederreichen Reihen der portugiesischen Antonius- sowie der spanischen „Don Quixote"-Marken. Noch reichhaltigeres Anschauungsmaterial liefert die Philatelie für die Erdkunde. Besonders zahlreich sind ja auf den Marken Landschaften und Ansichten von Städten vertreten: Berge und Gebirgsszenerien, Flüsse und Wasserfälle, Meere und Küstenstriche, Hafenanlagen, Darstellungen aus dem Leben von Naturvölkern, Prospekte von Städten, Staatspaläste, Kirchen, Tempel und Moscheen, Brücken u. s. f. Auch Landkarten sind auf Marken nichts Seltenes mehr (Kanada, Australien). Wir lesen darauf ferner Namen von Ländern und Ortschaften, die wir sonst nie gehört hätten, und fühlen uns versucht, sie auf großen Karten aufzusuchen. Wie viele Nichtsammler wissen, wo Brunei liegt? Und Boyaca, Cordoba, Corrientes, Chamba, Faridkot, Travancore, Medellin, Perak u. v. a.? Viele Marken bringen zum Ausdruck, auf wie verschiedenen Wegen sie zu uns gelangen: Schiff, Segelboot, Eisenbahn, Automobil, Fahrrad, Ballon, Kamel, Maultier, Taube, Reiter, Läufer u. s. f. werden für den vorausbezahlten geringfügigen Betrag in Bewegung gesetzt, um den kleinen Papierstreifen, den ein schwarzer Südseeinsulaner, vielleicht erst vor wenigen Wochen, zwischen den Lippen gehalten hat, durch Vermittlung der großen europäischen Markenhäuser in unseren Besitz zu bringen. Nebenbei schnappen wir manches fremde Wort auf und finden uns veranlaßt, uns für das Münzwesen der fremden Länder zu interessieren. Durch Tiere und Pflanzen charakterisieren sich verschiedene Länder: Peru durch das Lama auf einigen seiner älteren Marken, Australien durch das Känguruh, Nyassa durch die Giraffe, Kanada durch den Biber, Dahomey durch den Gummibaum, Japan durch das Chrysanthemum u. s. f. Da sich schließlich manche Emissionen und einzelne Stücke nur durch die Art der Herstellung voneinander unterscheiden, muß sich der ernstere Sammler auch über das Druckverfahren (Kupferstich, Stahlstich, Holzschnitt, Steindruck, Buchdruck) und seine Eigentümlichkeiten unterrichten.

All dies ergibt eine Menge nützlicher Kenntnisse, an die der Unterricht oft genug anknüpfen kann. Da indes dem Sammler — dem jugendlichen wie dem gereifteren — der Seltenheitswert der Marke die Hauptsache und der sachliche Inhalt mehr oder weniger gleichgültig ist, wird der Pädagog die Wissensbereicherung durch die Philatelie nicht überschätzen. Viel wichtiger scheint mir, was sie für die Erziehung zur Ordnung und Sauberkeit, Genauigkeit und Ausdauer leisten kann und vielfach leistet. Schon das Bestimmen vieler Marken ist kaum leichter als das mancher Pflanzen und erfordert die größte Achtsamkeit und Behutsamkeit. Kleine Abweichungen in der Zeichnung und Inschrift,

Form und Größe, Verschiedenheiten der Umrandung (des Schnittes, des Durchstiches, farbig oder farblos, der Zähnung), des Wasserzeichens, des Stecherzeichens, des Papiers, des Schutzaufdrucks (Lackstreifen, Waffeln), und vor allem der Färbung — wie viele Bezeichnungen für Farbentöne muß sich der Sammler erst aneignen! — bedingen einen solchen Reichtum an Typen, daß die richtige Einordnung erst nach sorgfältiger Untersuchung gelingt. Da ferner schon geringe Beschädigung die Objekte beträchtlich, wenn nicht gänzlich entwertet, müssen sie schonend behandelt werden; die Loslösung der Marken von der Unterlage, das Waschen, die Entfernung des Klebstoffs, das Pressen und Glätten sowie das Einkleben erfordern Geduld und Geschicklichkeit; Nachlässigkeit und Übereilung rächen sich auf der Stelle. Wenn die Marken im Album zu voller Wirkung kommen sollen, müssen sie gleichmäßig befestigt sein, glatt und fest anliegen. Mit dem Reichtum steigt die Freude am Errungenen und die Begierde nach weiterer Vermehrung; doch gilt es, die Leidenschaft zu bemeistern, günstige Zufälle ruhig abzuwarten und sich im übrigen nach der Decke zu strecken. Der junge Sammler lernt an einem drastischen Beispiel das Sprichwort verstehen, daß Rom nicht an einem Tage erbaut worden ist. Die Mehrzahl unserer Schüler wirft freilich schon nach wenigen Jahren entmutigt die Flinte ins Korn und läßt sich von irgend einer anderen Spielerei abziehen; die Jahre der Tertia und der Quarta bilden da meist die Grenze. Aber andere — und nicht die schlechtesten — harren aus, nehmen die Liebe zu den „steuerfrei machenden" Bildchen ins Leben hinaus und übertragen sie später, in der Erinnerung die eigene Jugend noch einmal durchlebend, auf Kinder und Enkel, die es dann freilich leicht haben, auf dem väterlichen oder großväterlichen Erbe weiterzubauen. So fehlt es dabei auch nicht an Poesie.

Damit ist jedoch das, was sich zum Lobe der Philatelie sagen läßt, noch nicht erschöpft. Die Entwicklung dieses Sportes und die ungeheure Ausdehnung seines Gebietes haben es mit sich gebracht, daß sich jetzt nur sehr genügsame Naturen darauf beschränken können, was ihnen auf dem direkten Wege durch die Post ins Haus geflogen kommt und was sie geschenkt bekommen. Die billigsten 1000 bis 2000 Stück hat man freilich, geeignete Bekanntschaften vorausgesetzt, bald beisammen, aber dann tritt im Sammeln für den, der sich nicht zu Geldopfern entschließen kann, eine Verlangsamung und Stockung ein, die das Vergnügen empfindlich beeinträchtigt; allmählich oder plötzlich verliert man die Lust daran, zumal da der Bruch, dessen Zähler die Summe der eigenen und dessen Nenner die Gesamtzahl aller Marken bildet, von Jahr zu Jahr kleiner statt größer wird. Auch der Tauschhandel hilft dem etwas fortgeschrittenen Sammler in der Regel nicht erheblich weiter; denn gewöhnlich haben die Tauschfreunde nichts anderes doppelt als dieselbe billige Massenware. Nun bleibt für den Minderbemittelten nur noch ein Weg: die Spekulation. Die beruht bei den Marken wie die Bewertung aller Waren auf dem Verhältnis des Angebotes und der Nachfrage, nur daß das Bedürfnis stärker

wächst und die vorhandenen Mengen von Marken, soweit sie der Postverkehr unmittelbar unter die Sammler bringt, lange nicht genügen, abgesehen etwa von den niedrigeren Werten der größten Staaten nach längerer Kursdauer; jähe Preisstürze gehören daher auf dem philatelistischen Markte zu den größten Seltenheiten und kleine Rückgänge werden bald wieder ausgeglichen, sobald eine Emission aus dem Verkehr gezogen wird — kurz dieses Geschäft bedeutet für diejenigen, die sich damit gewerbsmäßig befassen, eine sehr ergiebige und sichere Einnahmsquelle. Gegen die darin übliche Preistreiberei sind selbst die Kriegsgewinne der Lebensmittelwucherer bescheiden zu nennen; wie eine Markenreihe oder eine Einzelmarke postalisch ungültig wird, erhöhen die Händler den Preis um einen stattlichen Bruchteil, vielfach auf das Drei- und Mehrfache, und ihre Notierungen beeinflussen den Privatverkehr. Um nur einige Beispiele aus der letzten Zeit anzuführen, steht die österreichische 1 h-Marke der Jubiläumsausgabe von 1910 gebraucht heute auf 2½ Mark, derselbe Wert der ersten zwei Ausgaben unserer Feldpostmarken auf 2 und 1 Mark. Wer sich damit rechtzeitig versorgt hatte — der Sammlerschalter des Wiener Hauptpostamtes stand ja bis in die jüngste Zeit hinein jedem offen —, hatte daran schon nach einigen Monaten mindestens das Hundertfache verdient. Die ungarischen Krönungsmarken (zu 10 und zu 15 h), die nur am Krönungstage kursierten, kosteten acht Tage später gebraucht mindestens 5 K, ungebraucht 3 K, obwohl die Regierung unter dem Eindrucke der lärmenden Szenen, die sich am Krönungstage vor den Verkaufstellen abgespielt hatten, eine Neuauflage von gleicher Stärke veranstaltet, im ganzen also eine Million Stück ausgegeben hatte. Drei Monate später ahmte die Militärverwaltung in Montenegro aus einem etwas weniger denkwürdigen Anlasse das ungarische Muster nach, indem sie am 1. März 1917 ebenfalls zwei Erinnerungsmarken zu 10 und 15 h „verkehren" ließ. Die Sammlerwelt wurde wenige Tage vorher zu telegraphischer Bestellung eingeladen. Schon drei Tage später meldeten die Zeitungen, daß die ganze Auflage vielfach überzeichnet sei, und im Handel war das Paar von allem Anfang an nicht unter 10 K zu bekommen. Jetzt wird es mit 60 Mk. gehandelt[1]). Man wird mir zugeben, daß kein außerordentliches kaufmännisches Talent und keine Kenntnis unsauberer Praktiken dazu gehören, um solche Preissteigerungen vorauszusehen und sich danach einzurichten. Unsere Wiener Jungen verstehen dieses Geschäft auch recht gut und bestreiten davon die Kosten ihrer philatelistischen Neuanschaffungen. Nun wird sich vielleicht mancher Amtsgenosse über solchen Krämersinn der Jüngsten entrüsten und bei dem Gedanken erschrecken, daß schon Knaben auf

---

[1]) Der Aufsatz ist vor mehr als drei Jahren geschrieben und daher muten die beigebrachten Beispiele veraltet an; denn was die Spekulation mit Briefmarken seither, zumal seit dem Umsturz, geleistet hat, grenzt schon an Irrsinn und bedroht allerdings die ganze Philatelie mit dem Fluche der Lächerlichkeit, der dem Sammeln von Notgeld schon von seinem Anfang an anhaftet.

der Börse spielen, Gymnasiasten beim hellsten Schein der Sonne Homers Kurse studieren. Dagegen wage ich die Behauptung, daß es auch der Jugend am Gymnasium nichts schadet, wenn sie sich einigen Geschäftssinn aneignet, an den Bewegungen im Briefmarkenhandel ein verkleinertes Abbild der gewiß nicht erfreulichen, aber nun einmal nicht auszurottenden Spekulation überhaupt erhält, von den Gesetzen der Preisbildung und den Geheimnissen finanzieller Erfolge eine Ahnung bekommt. Oder glaubt jemand, daß wir Österreicher an einem Übermaß von praktischer Energie leiden? Dann müßte es um unsere Wirtschaft besser bestellt sein und wir müßten im Welthandel eine ganz andere Rolle spielen. Auch hätten wir uns schon in den ersten Jahren des großen Krieges nicht so gemütlich auswuchern lassen, sondern uns rechtzeitig mit tauglichen Mitteln zur Wehr gesetzt. Jetzt stehen wir „Idealisten" ausgeplündert da und haben das Nachsehen.

Ich rechne also die Einblicke in die Verhältnisse auf dem Warenmarkte, wie sie die unschuldige Spekulation mit Briefmarken ermöglicht, ebenfalls zu den nützlichen Dingen, deren Kenntnis die Philatelie vermittelt. Nur das wäre mir unerträglich, wenn es die Knaben bei ihren Markengeschäften nicht lediglich auf Vermehrung ihres papierenen Schatzes, sondern geradezu auf Geldgewinn abgesehen hätten. Mir sind indes solche Fälle nicht bekannt geworden und der gesunde Sinn unserer Jugend bürgt wohl dafür, daß sie sich nur selten ereignen. Immerhin ist diese Gefahr nicht von der Hand zu weisen und bei näherem Zusehen können auch andere Schattenseiten der Markensammelei nicht verborgen bleiben. Sie kann wie jede Leidenschaft das ganze Sinnen und Trachten ausfüllen, so daß für näher liegende und ernstere Aufgaben und wertvollere Unterhaltungen wenig übrig bleibt. Wenn die Schüler ihr Taschengeld nicht zum Zuckerbäcker oder gar ins Gast- oder Kaffeehaus tragen, sondern lieber in Briefmarken umsetzen, werden wir dagegen nichts einzuwenden haben; oft verdrängt ja die Spielerei mit Marken und die Sorge um die Vermehrung des Erworbenen läppischen Zeitvertreib und geistlosen Unfug, wenn nicht Schlimmeres. Wie denn aber, wenn jeder ersparte Heller zum Briefmarkenhändler wandert, wenn Bücher, Theaterbesuch, Konzerte, Musikalien neben der Markenhamsterei allen Reiz verlieren und sogar die Aufmerksamkeit beim Unterricht und der häusliche Fleiß darunter zu leiden beginnen? Dann haben die Lehrer die Pflicht, zu warnen, zu ermahnen, dem unseligen Hange im Verein mit den Eltern entgegenzuarbeiten, um größeres Unheil zu verhindern. Die geeignetste Maßregel liegt nicht fern: Diät oder völliges Fasten, bewirkt durch strengere Aufsicht, durch Entziehung oder Einschränkung des Taschengeldes, im dringendsten Fall durch Wegnahme und Versperrung des Albums und sonstiger Hilfsmittel. Werden uns Unredlichkeit oder krasse Übervorteilung beim Tausch angezeigt, dann werden wir die Schuldigen streng rügen, am besten vor der ganzen Klasse an den Pranger stellen, Zurücknahme des Handels oder Schadenersatz erzwingen. Auch gesundheitlich ist die Hantierung mit Briefmarken, die wie Münzen oft durch viele Hände gehen,

nicht ohne Gefahr. Dem Lehrer wird der kleine Sammler glauben, daß an den Marken Krankheitserreger haften, daß sie im besonderen der Gummi auf der Rückseite festhält, daß man daher weder Klebefalz noch Marke mit den Lippen und der Zunge berühren darf, daß zum Angreifen der Marken eine Stahlpinzette erfunden ist, u. dgl. m. All dies läßt sich ohne großen Zeitaufwand während einer Pause, am Schluß der letzten Unterrichtsstunde oder noch besser auf einem Ausfluge erledigen, und wenn der Lehrer zufällig selbst für sich oder für seine Kinder sammelt, wird er bei solchen Gelegenheiten den Wißbegierigen gern mit Auskünften und Ratschlägen zur Verfügung stehen und ihnen dadurch menschlich näher kommen.

In den skandinavischen Ländern soll die Lehrerschaft die Schuljugend schon seit langem regelrecht anleiten, wie sie Briefmarken billig zu erwerben und zweckmäßig zu behandeln habe, welcher Wert einzelnen Stücken zukommt, u. s. f. Daß auf Island Schulkinder gebrauchte Briefmarken ihres Landes auf den Gassen den Fremden anbieten und meist guten Absatz finden, wird mir von einem verläßlichen Augenzeugen berichtet. Die britische Regierung betraute vor kurzem den Redakteur des philatelistischen Teils der „Daily News“ mit der Aufgabe, Lehrern Vorträge darüber zu halten, wie sie das Briefmarkensammeln der Kinder in den Dienst des Geographieunterrichtes stellen können. Daß auf dem Felde dieser Liebhaberei neben schönen Blüten Unkraut wuchert, soll nicht geleugnet werden, doch genügt dies nicht, um die Philatelie in der Schule mit dem Bann zu belegen; wo ein natürlicher Trieb wirkt, werden auch alle Verfolgungen nichts nützen. Holen wir also lieber das Gute hervor, wo immer es gedeihen mag! Ob schon irgendwo eine Anstaltssammlung besteht, ist mir nicht bekannt. Würde sie mit Hilfe der Schüler selbst geschaffen und fortgeführt werden, dann könnten davon die wohltätigen Wirkungen der Philatelie, die ich oben aufgezählt habe, in höherem Grade ausgehen als von den mehr oder weniger armseligen Sammlungen der kleinen Anfänger, welche die allermeisten Marken nie im Original zu Gesicht bekommen.

Mauer bei Wien. Dr. Johann Černy.

Für und wider die allgemeine Volksschule von Schulrat Doktor Richard Seyfert und Prof. Dr. F. W. Foerster. Leipzig 1918, Verlag von Veit & Comp. (Das neue Deutschland in Erziehung und Unterricht, herausgegeben von Prof. Dr. Bastian Schmid in München und Privatdoz. Dr. Max Brahn in Leipzig-Gohlis. Heft 1.)

Es handelt sich in dieser bedeutenden Schrift um die Frage, ob für alle Kinder vom 6. bis zum 10. Lebensjahre eine Schule, die allgemeine Volksschule, einzurichten sei, ebenso für die Kinder von 10 bis 14 Jahren, die keine höhere Schule besuchen, also gegen den Bestand der Privat- und Vorschulen, gegen die Trennung der die Volksschule besuchenden Kinder nach dem Schulgelde und nach den Bekenntnissen. Was zu Gunsten dieser Einheitsschule spricht, hat

Seyfert in ruhiger, maßvoller Weise entwickelt. Bei uns besteht ja diese Einheitsschule schon seit jeher; denn die ersten vier bis fünf Klassen der Volksschule sind die Grundlage für die Bürgerschule einerseits und für die Mittelschule anderseits; Vorschulen haben bei uns nie bestanden, die Vorbereitungsklassen, die es an einigen wenigen Gymnasien gegeben hat und noch gibt, kommen gar nicht in Betracht. Wenn auch zwischen Volks- und Mittelschule eine gewisse Lücke bei uns vorhanden ist, weil die Volksschule ihren Lehrplan selbstverständlich nicht nach den Bedürfnissen der kleinen Minderheit, die in die Mittelschule übertritt, einrichten kann, und zu Zeiten der Wunsch nach einem engeren Anschluß der allgemeinen Volksschule als Vorbereitung für die Mittelschule an sie laut geworden ist, so kann man wohl behaupten, daß sich die Mittelschule mit diesem Zustand stets in entsprechender Weise abgefunden hat. Insofern ist das bei uns in Österreich eine *res iudicata*, an der im Ernst niemand rütteln will. Doch wenn auch gewiß die Differenzierung schon vom 6. Jahre an nicht ohne Berechtigung ist, gewinnt die Behandlung der Frage durch Prof. Foerster eine weit über den konkreten Fall hinausreichende Bedeutung, obwohl der Schluß falsch wäre, daß, weil in vielen Staaten die allgemeine Volksschule vom 6. bis zum 10. Jahre besteht, die dagegen angeführten Gründe durch die Wirklichkeit widerlegt würden. Nein, die Gründe gelten schon auch für diese Stufe und es wird vielleicht auch einmal der Fortschritt der Schule von der Differenzierung in diesem frühen Alter abhängen; wo sie also jetzt schon besteht, sind die Gründe für die Erhaltung maßgebend; die Widerlegung der Gegengründe bleibt aufrecht. Gegen die Ausdehnung der Einheitsschule auf das 14. Lebensjahr aber gewinnen Foersters Darlegungen um so höheres Gewicht. Sie sind geradezu die überzeugendste und glänzendste Widerlegung aller der sozialpolitischen und sozialpädagogischen Scheingründe, die bei uns für das Projekt der allgemein verbindlichen Einheitsschule vom 6. bis zum 14. Lebensjahre ins Treffen geführt werden. Aufstieg der Begabten! Natürlich aber nicht so, daß ihm der Aufstieg des Volkes zum Opfer fällt. „Gewiß sollen geistig begabte Köpfe aus dem Volke weit mehr als bisher für die allgemeine Kulturarbeit gewonnen und des Glückes teilhaftig gemacht werden, ihre Kräfte im großen auszuwirken. Aber warum soll dies durchaus nur durch Überleitung solcher Kräfte in die höchsten Bildungsanstalten und in die obersten Berufskreise der Nation geschehen können? Außergewöhnliche Talente sollen natürlich diesen Weg geführt werden. Aber genau so wichtig wäre es, einen Weg zu sichern, wie man große geistige Gaben dem arbeitenden Volke erhalten und sie trotzdem den höheren Gesamtinteressen der Nation dienstbar machen kann“ (S. 41). „Wenn wir einmal dahin kommen, daß Hochbegabte, die lediglich durch die Volksschule gegangen sind, auch ohne weitere Examensatteste in leitende Berufsstellen aufgenommen werden, sobald sie in der Schule des Lebens und in organisatorischer Arbeit Schritt für Schritt ihren Gesichtskreis erweitert und Einblicke erhalten haben, die kein noch so hoher Bil-

dungsgang geben kann, dann wäre der eigentliche Aufstieg des Volkes begründet, denn wir hätten einen Aufstieg der Begabten, bei dem diese nicht den Boden unter den Füßen verlieren, sondern aus ihrer Klasse heraus, auf Grund der geistigen Durchdringung und Bewältigung der konkreten Lebensbedingungen und Probleme ihres eigensten Lebenskreises, auf die allgemeine Kulturbewegung einwirken" (S. 41 f.). Damit „wäre ein organischer Aufstieg ermöglicht, der die betreffenden nicht aus ihrer ganzen Lebenssphäre künstlich und voreilig herausreißt, sie nicht der großen kollektiven Aufwärtsbewegung ihrer eigenen Klasse entzieht und entfremdet. Es wäre darum auch für unsere deutsche Zukunft sehr entscheidend, wenn man sich dazu verstehen würde, auch bei uns den Aufstieg der Begabten mehr in der hier bezeichneten Richtung zu organisieren und sicherzustellen, also durch volle Freigabe und Unterstützung der demokratischen Entwicklung, statt daß man in einseitiger Weise die guten Köpfe durch verführerische Erleichterungen aus ihrer Klasse heraustreibt" (S. 42). Also auch Prof. Foerster erkennt, wie ich in meiner Schrift „Gegen die Einheitsschule und für das Gymnasium" darlegen werde, wenn mir ihre Drucklegung noch beschieden sein sollte, daß der Weg durch die Einheitsschule zum Zwecke des Aufstiegs der Begabten falsch ist und daß es viel richtiger ist, den Hebel dort anzusetzen, wo das Übel wirklich sitzt, am „Diplom denken" und an dem ganz verfehlten Berechtigungswesen. Und was die Beseitigung der sozialen Kluft zwischen armen und reichen Kindern in der Einheitsschule betrifft, so schreibt er S. 52: „Die erhoffte gegenseitige Erziehung der Volksklassen in einer Einheitsschule ist . . . eine genau so große Illusion wie die gegenseitige Erziehung der Geschlechter in einer Koedukationsschule." Und endlich über den ganzen Gedanken der Einheitsschule sagt er (S. 60): „Der gefährlichste Irrtum in der ganzen Propaganda der Einheitsschule liegt wohl in der Verkennung des Unterschiedes von Schulbegabung und Lebensbegabung und in der daraus folgenden Tendenz, den Schwerpunkt der Entscheidung über die Bildungswege der Schüler in die Hand des Lehrergutachtens zu legen." Diese kurzen Zitate werden wohl genügen, in jedem, der sich in der Sache ein eigenes Urteil sichern will — und welcher Schulmann sollte das heute nicht wollen? —, das Verlangen zu wecken, die Schrift des Prof. Dr. Foerster selbst in die Hand zu nehmen. Ich kann das nur dringend empfehlen. Denn die Schrift ist nicht nur durch die geistvolle und weitblickende Darlegung des Inhaltes, sondern auch durch die Kraft der Darstellung, die mir unwiderstehlich scheint, ein Genuß für den Leser. Wie treffend ist z. B. an der Stelle, wo er über das Drängen der Volksschullehrer an die Universität spricht (S. 45), das Wortspiel: „Ein großer Teil der erweiterten Volksschullehrerbildung kommt heute doch darauf hinaus, daß der Volksschullehrer sich vom Volke fortbildet, so daß er mehr und mehr die Fähigkeit verlieren muß, die großen Bildungsstoffe mit sicherer Kenntnis der Volksseele und des Volkslebens auszuwählen und darzubieten." Doch ich muß schließen, denn

wenn ich alles anführen wollte, was mir in dieser Schrift besonders gefallen hat, so müßte ich sie ganz abschreiben. Nur das noch einmal: Wer sich über die Verkehrtheit der Einheitsschule, besonders der vom 10. bis zum 14. Lebensjahr, wie sie bei uns geplant ist, und zwar in sozialpolitischer und sozialpädagogischer Hinsicht belehren lassen will, der lese Foersters Schrift; es werden ihm die Augen aufgehen.

Kirchschlag. August Scheindler.

Die Einheitsschule und das alte Gymnasium. Von L. Mader. Essen a. d. Ruhr 1919. 32 S. Preis 2 M.

Das Büchlein untersucht die Frage „Ist das Gymnasium im Rahmen der Einheitsschule denkbar? Oder ist nur eine Lösung möglich, die zwischen beiden einen scharfen Trennungsstrich zieht?“ und beantwortet sie auf Grund ruhiger sachlicher Einwände gegen Übertreibungen der Einheitsschulforderung bejahend. Nach einer vierjährigen Grundschule sollen diejenigen, bei denen sich in diesen Jahren eine genügende geistige Beweglichkeit zeigt, in die höhere Schule kommen, deren Unterbau einerseits für Gymnasium und Realgymnasium, anderseits für Oberrealschule und Reformrealgymnasium gemeinsam wäre. So blieben achtjährige humanistische und realistische Vollanstalten erhalten. Der Verf. warnt auch sehr zutreffend vor den Bestrebungen, die gymnasiale Schulbahn lediglich in die Richtung des Frankfurter Typus zu leiten. Sehr gut ist auch, wie das Argument der Begabungsdiagnose auf sein richtiges Maß herabgesetzt wird. Ein Vorzug des Büchleins ist seine knappe, leichtfaßliche und klare Formulierung, so daß es selbst von Laien, die sich ein Urteil bilden und hiebei auch einen Vertreter der alten Sprachen hören wollen, ganz gut verstanden werden kann. Etwas tiefer eindringend hätte man freilich die zwei letzten Kapitel „Die alten Sprachen und die wissenschaftliche Bildung“ und „Altsprachlicher Unterricht und Deutschtum“ gewünscht.

Graz. R. Meister.

Johann Müllner, Die „Allgemeine Erdkunde“ am österreichischen Realgymnasium. (S.-A. aus dem Festband: Albrecht Penck zur Vollendung des 60. Lebensjahrs gewidmet von seinen Schülern und der Verlagsbuchhandlung.) Stuttgart 1918, Engelhorns Nachf.

Dieser Aufsatz ist zugleich eine Geschichte und ein Dokument des Kampfes, den die Naturhistoriker und Geographen seit langem für die Einführung ihres Gegenstandes in den Lehrplan der Mittelschulen und später für die Erweiterung des Raumes geführt haben, der ihren Wissenschaften darin zugewiesen wurde. Stolze Namen finden wir unter denen der Männer, die sich in diesem Kampfe an die Spitze gestellt und je nach ihrem eigenen Spezialfache bald die Natur-

geschichte, bald die Geographie in den Vordergrund zu schieben getrachtet haben: Ficker, Süß, Penck, Steinmann, Sieger, Krebs. Vom Jahre 1838 an, in welchem eine kaiserliche Entschließung einem Anonymus Gelegenheit gab, für die Geographie einzutreten, begleitet Müllner die Versuche der Naturforscher, ihren jungen Wissenschaften einen breiteren Raum im Rahmen des Lehrplanes zu verschaffen.

In wenigen Splittern anderen Lehrgegenständen eingeschoben, fristet die Geographie zuerst ihr kümmerliches Dasein als „Himmelskunde und physische Geographie“ in der Physik, während die geographische Verbreitung der Tiere und Pflanzen, die Geographie und Paläontologie in der Naturgeschichtsstunde in enger Verbindung mit deren Lehrstoff vorgetragen werden sollen. Aber man weiß heute, was es mit derartigen Anhängseln auf sich hat; die astronomische Geographie leidet z. B. noch heute darunter, daß sie als Teil der Naturlehre im Lehrplan der VIII. Klasse erscheint. Aus der Zwitterstellung und Unselbständigkeit ergibt sich nur zu leicht, daß sie, weil sie aus dem Rahmen, gleich ganz unter den Tisch fällt. So kommt es denn, daß die Abiturienten oft nicht einmal „mit den Anfangsgründen der Astronomie und Meteorologie“ vertraut sind. Da sie die Tatsachen der scheinbaren Sonnenbahn seit der 2. Klasse, in der schon diese, zu schwierig, der Schrecken der Schüler war, vergessen und die der Erdbahn nicht mehr hinzugelernt haben, sind ihnen Sonne, Mond und Sterne nicht die Lichtpunkte, die sie sein sollten. Das ist nun freilich auch die Folge einer „Planlosigkeit in der Abgrenzung des Lehrstoffes“ und „die Schuld jener Lehrer“, die sich in ihrem eigenen Fache nicht beschränken können und endlich durch Streichungen dem ganzen Plane Gewalt antun müssen. Aus der Unzufriedenheit mit jener Halbheit, mit der Unselbständigkeit der Erdkunde wurde das Streben geboren, die Erdkunde maturafähig zu machen; denn Maturagegenstand zu sein, war lange Zeit für ein Unterrichtsfach der Maßstab seiner Bedeutung. Dieses Streben gewann der Geographie endlich doch jenes Bißchen von der Sonne des Lehrplanes, das ihr heute gegönnt ist und mit dem wir Geographen nicht zufrieden sind. Noch ist die Erd- und Länderkunde in den Oberklassen nur ein gedrücktes Anhängsel eines zweiten Faches, der Geschichte; noch hat sie dort bloß die berüchtigte einzige Unterrichtswochenstunde, zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig; noch ist sie in allzu enger Ehe mit der Geschichte verbunden — ein Vergleich, den Meister Penck besonders gern gebraucht; und wenn das auch eine glückliche und Neigungs-Ehe sein kann, so ist sie doch ganz unmodern, weil dem einen Teil alle Bewegungsfreiheit genommen ist. Wir verlangen also unbedingt die zweite Wochenstunde, die Lösung des innigen Verbandes mit der Geschichte, der in den Oberklassen noch immer vorhanden ist und sich besonders in der Versagung einer gesonderten Beurteilung im Zeugnisse ausspricht. Wir verlangen das, gestützt auf die Erfahrungen des Weltkrieges, der ja auch eine ganze Flut geographischer guter und schlechter Literatur hervorgebracht hat. Und wenn man uns entgegenhält, daß nun nachgerade der Lehr-

gegenstände in den Oberklassen genug seien — hat doch z. B. das Realgymnasium in der 7. Klasse deren nicht weniger als 10 (mit dem Englischen 11) —, daß von der Menge des getrennt und von verschiedenen Lehrern Vorgetragenen die Konzentration dahinschwinde, so können wir darauf nur antworten, daß die Wissenschaft von der räumlichen Verteilung der Erscheinungen (Geographie) sowie die von der zeitlichen der Ereignisse (Geschichte) als Konzentrationsstoffe die allermeiste Eignung besitzen.

Nun ist ja die Erdkunde im Lehrplane des Realgymnasiums ohnehin schon besser bedacht als in dem des humanistischen Gymnasiums und der Realschule, weil ihr außer dem Mehr von einer Wochenstunde in der 7. Klasse auch noch unter dem Titel „Allgemeine Erdkunde" ein besonderer Kursus mit zwei Wochenstunden in der 8. Klasse zugewiesen ist. Allein das ist ein trügerischer Schein. Die „Allgemeine Erdkunde" wird gewöhnlich vom Naturhistoriker vorgetragen, der „das Ineinandergreifen der drei großen Naturreiche dort in fesselnden Bildern entrollt". Damit aber diese fesselnden Bilder auch vom Geographen entrollt werden können, schlägt Müllner vor, das neue Lehrfach der 8. Klasse nur im ersten Halbjahre dem Naturhistoriker zu lassen, im zweiten Halbjahre aber dem Geographen zur Verfügung zu stellen zum Zwecke einer zusammenfassenden Betrachtung. Das wäre die Krönung des erweiternden und vertiefenden Unterrichtes aus der Erd- und Länderkunde auf der Oberstufe, allerdings die Krönung eines sehr schwachen Unterbaues; denn viel mehr kann der Erdkundelehrer in der einen, dem Geschichtsunterrichte aufgeflickten Stunde auch nicht erreichen, als der Physiker und Naturhistoriker dem Anhängsel ihres Unterrichtes seinerzeit zufließen ließen. Wir haben aber über die Bedeutung der Erdkunde als Wissenschaft und Unterrichtsfach soviel aus dem Weltkriege gelernt, daß vielleicht die Männer, die jetzt an der Spitze des Ausschusses für die Reform des Geographieunterrichtes stehen, und die anderen, welche sich jetzt an den Neuaufbau unseres ganzen Schul- und Unterrichtswesens wagen wollen, auch Müllners weitergehende Forderung zu erfüllen geneigt sind: es möge der naturgeschichtliche Unterricht in der 5., 6. und 7. Klasse sein Genügen finden, und die „Allgemeine Erdkunde" — diesen Titel jetzt nur geographisch verstanden — der Erweiterung und Zusammenfassung geographischen Wissens dienen.

So hat die Erdkunde als Unterrichtsfach im letzten Halbjahrhundert einen langsamen, aber dauernden Aufstieg genommen. Erst zersplittert und anderen naturwissenschaftlichen Fächern in getrennten Teilen zugewiesen, wird sie später von diesen Fesseln frei, aber nur um wieder eine allzu enge Ehe mit der Geschichte einzugehen, mit der sie auch als Prüfungsfach in der Prüfungsordnung für die Lehramtskandidaten zusammengespannt wird. Nicht als ob diese Ehe nicht auch ihre schönen Seiten gehabt hätte! Vorläufig in der Unterstufe selbständig, wird sie es aber auch in der Oberstufe werden und selbständig wie jede andere Naturwissenschaft.

Der Aufsatz Müllners ist eine sehr sinnige Festgabe zum 60. Geburtstage Prof. Pencks; denn dieser Gelehrte hat einen guten Teil seiner Zeit auch dem Ziele geopfert, der Erdkunde im Mittelschulunterrichte die gebührende Stellung zu erringen. Die junge Wissenschaft verdankt ihm nicht bloß viele Apostel in der wissenschaftlichen Tätigkeit, sondern eine noch viel größere Zahl treuer Jünger, die auch an der Mittelschule im Sinne des Meisters strebend wirken und die Erdkunde als Unterrichtsfach zu Ehren gebracht haben. Sie alle sind eifrig darin, den Ruhm ihrer Wissenschaft und ihres Meisters zu verkündigen.

Graz. Dr. Robert Mayer.

Schulrat A. Mahner, Die Schülerselbstverwaltung — eine neue Erziehungsfrage. Nach einem Vortrage. Mitteilungen des Deutschen Vereines für Mittelschulumgestaltung in Tetschen a. d Elbe. 1. Jahrgang. 3. und 4. Heft, Nov.—Dez. 1914. 29 S.[1]).

Im Hauptteil seines Aufsatzes hat sich der Verf. auf ein Referat über drei für die Frage der Schülerselbstverwaltung beachtenswerte Schriften beschränkt; es sind dies: Engelbert, „Die Selbstverwaltung“, Berlin 1914, Hepp, „Die Selbstregierung der Schüler“, Zürich 1914, J. Langermann, „Der Erziehungsstaat“, 1913. Von diesen drei Schriftchen behandelte Engelbert die Selbstverwaltung in der Mittelschule, Hepp dagegen für die Volks- und Bürgerschule, während Langermann die Selbstverwaltungsfrage bloß streift. Die einzelnen markanten Stellen sind aus diesen Schriften gut gewählt, sie geben einen klaren Überblick über das Thema, enthalten vieles, dem man voll zustimmen kann, manches aber auch, gegen das gewichtige Einwendungen zu machen wären. Doch erscheint im einzelnen sich hier darüber zu äußern eine gewisse Reserve geboten, da Einwendungen in dieser Hinsicht über den Rahmen der Besprechung des vorliegenden Aufsatzes, ja über das Gebiet der Frage von der Schülerselbstverwaltung überhaupt, weit hinausging. Auch dem Verf., der den in den oben angeführten Schriften geäußerten Ansichten vollkommen beistimmt, wäre eine solche Reserve anzuraten gewesen, zumal er in den psychologischen Problemen, die mit dem großen Fragenkomplex von Bildung und Erziehung aufgerollt sind, nicht ganz sattelfest zu sein scheint. Nur tiefer Einblick in die psychologischen Grundvoraussetzungen kann die notwendige Klarheit über die Möglichkeiten der Bildung und Erziehung durch die Schule überhaupt bringen, vermag die Weite wie die durch die Natur gegebenen Grenzen dieser Aufgabe zu zeigen, nur das Aufrollen dieses Problems als Ganzes könnte wirklich eine Lösung bringen statt der ewigen Flickarbeit,

---

[1]) Die folgenden Zeilen sind im Frühjahr 1918 geschrieben; seither ist die Frage der „Schulgemeinde“ bereits viel mehr geklärt; vieles hat unter gänzlich geänderten Verhältnissen eine Verwirklichung erlebt, auf die der Verf. damals gar nicht zu hoffen wagte (Anm. d. Verf.s, Frühjahr 1920).

mit der seit Jahren an unserer Erziehungsfrage herumexperimentiert wird. In diesem für unsere Zukunft hochbedeutsamen Problem ist aber die Schülerselbstverwaltung denn doch nur ein Bestandteil.

Das muß vor allem gegenüber dem Grundgedanken des Referates festgestellt werden, dem einzigen, den der Verf. aus eigenem beibringt und auf den er seine ganze Darlegung gestimmt hat. Er will die Schülerselbstverwaltung als neue Erziehungsfrage aufgefaßt wissen und zwar als praktische Übung neben dem theoretischen Unterricht aus der Bürgerkunde; die Betätigung im Schulstaate soll also gewissermaßen die Vorstufe für die Tätigkeit als Bürger im Staate sein. Dazu wäre im kurzen folgendes zu bemerken. Dieser ganzen Auffassung vom Schulstaate liegt ein großer, weitverbreiteter Irrtum zugrunde, so daß es wirklich einmal nötig scheint, diesen in scharfen Umrissen zu kennzeichnen. Das Gleichnis „Schulstaat" und „Staat" ist keineswegs so schlagend, als es auf den ersten Blick zu sein scheint, das *tertium comparationis*, die Vergesellschaftung einer größeren Anzahl von Menschen mit deutlich erkennbarer Schichtung dieser Gesellschaft, ist durchaus nicht so tiefgreifend, daß man mit Recht die Proportion aufstellen könnte: „Schulstaat": „Staat" = „Mikrokosmos": „Makrokosmos". Auch der durch die Schülerselbstverwaltung organisierten Schule fehlen wichtige, integrierende Bestandteile, die das Wesen des Staates ausmachen; fürs erste die Wirkung nach außen: die Wirksamkeit der Schule als Gesellschaft endet an ihren Schulpforten; dann aber auch in ihrer Wirkung nach innen: die Tätigkeit der Schüler in der Selbstverwaltung ist gegenüber derjenigen der Bürger eines Staates äußerst beschränkt, da ihnen ja ein wesentlich bestimmender Einfluß auf das eigentliche Gebiet der Betätigung, und das ist doch trotz allem immer noch der Unterricht, unmöglich ist. So betrachtet ist die also organisierte Schule, wenn man das Gleichnis durchaus zu Tode hetzen will, einem vollkommen verkümmerten Gemeinwesen am ähnlichsten, dessen Wirksamkeit sich auf eine Polizeiordnung und — auf Straßenreinigung beschränkt, zweifellos wichtige Dinge, aber keineswegs die einzigen, konstitutiven Merkmale eines Gemeinwesens. Dazu kommt aber noch ein zweiter Umstand: die Organisation der Schülerselbstverwaltung ist, wie Engelbert anführt, einem englischen und einem amerikanischen Vorbild entnommen und zwar Erziehungsinstituten, Internaten. Es hätte dieses ausländischen Musters nicht bedurft, denn Ähnliches ist ja auch in dem Präfektensystem unserer Internate längst üblich. In diesen aber versammeln sich die Zöglinge nicht nur auf Stunden des Tages zum Unterricht, sondern sie bringen einen beträchtlichen Teil ihres Lebens darin zu. Mit diesem Momente, das nicht übersehen werden darf, stehen diese Institute dem Staate weit näher, sie können wie dieser als Lebensform betrachtet werden. In unseren Schulen mit oder ohne Selbstverwaltung tritt dagegen der Schüler täglich immer wieder aus dem Verbande des Schulstaates heraus, sobald er seine Schule verläßt, was der Staatsbürger niemals kann. Er führt ein Doppelleben und es ist eine Frage seiner Anlage und seines Interesses, welches von beiden Leben

ihm als das wichtigere, wahre erscheint. Das bedeutet eine starke Belastungsprobe für das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen seinem Schulstaate gegenüber, und auf dieses kommt es ja doch in erster Linie an, wenn die Selbstverwaltung eine Erziehung zum Staate sein soll. Das Verantwortlichkeitsgefühl muß vor allem im jungen Staatsbürger geweckt werden, das Bewußtsein, daß er mit allen seinen Handlungen niemals aus seinem Staate heraustreten kann, daß dieser wie eine schützende Hülle, die Ruhe und Frucht seiner Arbeit gewährleistend, ihn stets umgibt, aber auch der schrankenlosen Willkür des Individuums Grenzen setzt; das Bewußtsein, daß er in allem und jedem, selbst in seinen persönlichsten Angelegenheiten bis auf Nahrung und Kleidung einer Allgemeinheit des Staates verantwortlich ist. Er muß sich bewußt sein, daß jede Störung des staatlichen Organismus ihn selbst schädigt, daß Sein und Nichtsein des Staates seine eigene Existenz am schwersten trifft. Dies aber wird erst dann zu voller Klarheit gelangen können, wenn man neben diesem negativen Teil der Schülerselbstverwaltung den Schülern ein positives Feld freier Betätigung in einem geselligen Leben (Lesezimmer u. dgl.) eröffnet. Eine Schülerselbstverwaltung im Sinne Mahners müßte notwendigerweise das Schicksal jedes Spieles der Jugend teilen, erst begeisterte Aufnahme des Neuen, dann vorzügliches „Zusammenspiel", dann Überdruß, Verzerrung des Spieles zur Farce und chaotische Auflösung. Nur im Zusammenwirken beider Elemente, Aufrechterhaltung der Ordnung in der Schule und Entfaltung eines Lebens in der Gemeinschaft, äußert sich das wahre Wesen einer solchen Selbstverwaltung. Statt des apodiktischen Befehles der Schulobrigkeit wird dem Schüler selbst ein Einblick in die Gründe dieses Befehlens gewährt, eine Erkenntnis der Schwierigkeit, nicht nur des Gehorchens, was ihm so oft als das Schwerste erscheint, sondern auch der des Anordnens, was manchmal schwerer ist. In diesem Sinne wirkt sie erziehlich. Nicht Schlagworte von außen, sondern Erfahrungen im Schoße der Schule werden über die Trefflichkeit dieser Maßnahme das letzte Wort sprechen. Sie wird sich aber umsomehr bewähren, je einfacher, schlichter als ernste Aufgabe man sie vor die jugendlichen Seelen stellt und den Firlefanz der Wahlkrisen, des Schülerparlamentes u. ä. (vgl. Engelbert), kurz das Spielerische beiseite läßt. In dieser Hinsicht, wenn auch ohne es zu wollen, erneut Klarheit geschaffen zu haben, ist vielleicht das dankenswerteste Verdienst des Aufsatzes Mahners.

Wien. Dr. Heinrich Gaßner.

Dr. Wilhelm Ostwald, Grundsätzliches zur Erziehungsreform. Aufgabe der Erziehung; die Volksschule, die Mittelschule, die Hochschule. Verlag: Gesellschaft und Erziehung, Berlin 1919. („Aus Gesellschaft und Erziehung" Nr. 1.)

Die Sammlung von Schriften „Aus Gesellschaft und Erziehung" wird durch ein Heft eingeleitet, das den Gegner des Sprachstudiums und Freund des Esperanto Wilhelm Ostwald zum Verfasser hat und den obigen Titel führt.

Der Verf. beginnt mit der Frage: „Wozu erziehen wir unsere Kinder?“ Die einzige Antwort, die er darauf findet, lautet: um sie glücklicher zu machen. Das ist zwar sehr allgemein gesagt; denn auch der Staat und noch manches andere in ihm hat die Aufgabe, die Menschen glücklich zu machen; Auch ist nicht klar, ob „glücklicher“ Komparativ oder abgeschwächter Positiv sein soll. Wenn er aber fortfährt „Besinnt man sich auch nur einen Augenblick auf das viele Unglück, das die Schule über unsere heranwachsende Jugend bringt“, so erkennt man daran die Tonart der ganzen Schrift.

In der Volksschule kommt alles Unheil von der vorgesetzten Behörde und der direkten oder indirekten geistlichen Schulaufsicht, die das Wirken der Lehrer stören und verkümmern. Darum muß sie von der Last des konfessionellen Unterrichtes befreit werden. „Welchen Volksschullehrer ergreift es nicht mit Zorn oder Trauer, wenn er erwägt, wie viel Schönes und Gutes er während seiner Seminarjahre in den ungezählten Stunden hätte lernen können, während der er sich hat mit Religionsunterricht quälen müssen“ (S. 6)!! Der inhaltliche Hauptfehler der Mittelschule ist die maßlose Überschätzung des Sprachenlernens. Diese geht natürlich vom Lateingymnasium aus. Jetzt ist aber „jeder sachliche Grund verschwunden, Zeit und Energie unserer Jugend für das Erlernen dieses unnützen Idioms zu vergeuden“. Die Rückständigkeit der Sprache wird wieder mit dem bekannten Argument „des Sonnenaufganges“ bewiesen. An der Universität muß Lehre und Forschung getrennt werden, womit ihr bestimmt das Grab geschaufelt würde.

Ich habe in der ganzen Schrift kaum den einen oder anderen Gedanken gefunden, der der Erwähnung wert wäre. Nur die Betonung weitgehender Differenzierung will ich mit Genugtuung hervorheben. Im übrigen muß man dem großen Chemiker seine Schrullen lassen.

Kirchschlag. August Scheindler.

Leitfaden für die volkswirtschaftliche Würdigung des Weidwerkes in den Schulen. Für Mittelschulen, landwirtschaftliche und forstliche Fachschulen verfaßt im Auftrage der „Freien Vereinigung zum Schutze des Weidwerkes“ in Wien. 102 S. Gr. 8°. Preis 2 K. Wien 1915. Alfred Hölder.

Vorliegender Leitfaden verdankt seine Entstehung dem Bestreben, durch Vermittlung der Schule die wahre Erkenntnis über die dem heimischen Weidwerke innewohnenden materiellen und ideellen Werte zu verbreiten, ein Versuch, dem das k. k. Unterrichtsministerium in Würdigung der hohen Bedeutung des Gegenstandes für das Volkswohl weitgehende Unterstützung hat angedeihen lassen.

Den rücksichtslosen Eingriffen des brutal herrschenden Materialismus in die uns umgebende natürliche Harmonie will die Schrift entgegentreten und das Gleichgewicht im Haushalte der Natur vor gewaltsamen Störungen möglichst schützen.

Es folgt nun eine ausführliche und interessante Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Jagd von der prähistorischen Kultur an bis auf die Gegenwart, wobei gezeigt wird, wie innig die Geschicke des Menschen aller Zeiten mit dem Weidwerke verwoben waren. In Hinsicht auf die gegenwärtig üblichen Jagdarten werden die traurigen Überbleibsel der Verirrungen des 17. und 18. Jahrhunderts und die aus Sensationssucht entsprungenen Übel der neuzeitlichen „Jagdprotzen", wie die Parforcejagd mit ihrer ausgesuchten Tierquälerei und das Rekordschießen mit seinem Massenmord scharf verurteilt und wird das Verfahren des modernen, weidgerechten Jägers erörtert.

Über die idealen Werte läßt man Th. Roosevelt sprechen, der in seinen „Jägerfreuden" u. a. sagt: „Jeder, der an Männlichkeit und an männlichen Sport glaubt, jeder Naturfreund ... sollte sich mit den weitblickenden Männern ... in dem Bestreben vereinigen, unser jagdbares Wild ... vor mutwilliger Vernichtung zu bewahren"; er betont außerdem die überaus große Wichtigkeit der jagdlichen Betätigung für die Wehrkraft.

Viel Neues und Wissenswertes bietet der Abschnitt über die volkswirtschaftliche Bedeutung des Weidwerkes in Österreich. Da wird u. a. auf statistischer Grundlage festgestellt, daß sich für den volkswirtschaftlichen Wert der Jagd in Cisleithanien allein ein Gesamtbetrag von rund 76,000.000 K ergibt, abgesehen von sonstigen Werten, die sich zwar nicht in bestimmte Zahlen fassen lassen, die man aber mit weiteren 10,000.000 K nicht zu gering veranschlagt, so daß der Weidmann das Dasein seiner Schützlinge redlich bezahlt und das Weidwerk nicht bloß als Sport, sondern als hervorragender Umstand im Staatshaushalte und in der Volkswirtschaft erscheint.

Der folgende Abschnitt entwirft ein Bild des modernen, weidgerechten Weidmannes, wie er als Vermittler zwischen Menschheit und freier Tierwelt die wichtigste und erfolgreichste Arbeit im Dienste des Naturschutzes leistet, indem er eifrig bestrebt ist, auch Schädigungen der Kulturen durch das Wild möglichst hintanzuhalten, dessen Vermehrung Schranken zu setzen, um es vor Vernichtung zu bewahren; wie er als Hüter des Gleichgewichtes in der freien Natur eben nur tötet, um zu erhalten, hiebei aber die Kunst, nach streng geregeltem, edlem Weidmannsbrauch das Wild möglichst human zu töten, übt und seine Wahl nach Stück und Zahl so trifft, daß der Bestand der Art nicht gefährdet wird.

Was nun die Mittelschule selbst betrifft, so wird einleitend betont, daß es ganz ferne liege, sie etwa gar zu Lehrstätten des Weidwerkes zu machen, sondern daß es sich nur darum handeln könne, den deutlichen Forderungen der neuen Lehrpläne, das Maß des zu erwerbenden Wissens und Könnens den Bedürfnissen des praktischen Lebens tunlichst anzupassen, durch einige Anregungen entgegenzukommen; zumal da es gewiß dem Geiste dieser Lehrpläne entspricht, bei dem in Österreich so nachdrücklich betriebenen Forst- und Jagdbetrieb auch die so wichtigen Beziehungen der Tierwelt zu den wirtschaftlichen

Bestrebungen des Menschen nach Tunlichkeit hervorzuheben. Daß da vor allem die Naturgeschichte in Betracht käme, liegt auf der Hand und es würde nur der Geneigtheit und des freundlichen Interesses der Lehrer, unter denen es ja so viele Natur-, zum Teil auch Jagdfreunde gibt, bedürfen, um im Anschlusse ans Lehrbuch einige kleine Ergänzungen im Sinne des vorliegenden Leitfadens beizubringen, die den Unterricht nicht belasten, wohl aber beleben könnten. Vorzugsweise handle es sich da um die Unterstufe. Mit Rücksicht auf die Bestimmungen der Mittelschullehrpläne, die u. a. auf eingehendere Beachtung der Produkte der Länder, der Vegetationsdecke und Tierwelt, der natürlichen Wirtschaftsgebiete und Wirtschaftsformen sowie der Produktions-, Handels- und Verkehrsverhältnisse Gewicht legen, könnten auch der Geographieunterricht und ganz besonders die Lehrwanderungen dem Weidwerke Rechnung tragen. Wenn in manchen der vorgeschriebenen Lehrbehelfe mit Außerachtlassung des wichtigen Unterschiedes zwischen privat- und volkswirtschaftlichem Interesse der Jagd nur sehr geringe volkswirtschaftliche Bedeutung beigelegt wird, so ergibt sich hieraus die Notwendigkeit einer Berichtigung dieser Anschauung und im besonderen die Berechtigung des vorliegenden Behelfes. Ähnliches gilt vom kulturgeschichtlichen und nicht zum wenigsten vom sprachlichen Unterricht, wo sich namentlich in der deutschen Dichtung vom Nibelungenliede an reiche Gelegenheit zur ethischen und ästhetischen Würdigung des Weidwerkes, sei es mündlich, sei es schriftlich, zwanglos bietet. Nochmals betont der Verf., daß es sich hier nur um Anregungen handelt, wie auch die Mittelschule an der Aufklärung mitarbeiten könnte.

Jedenfalls bringen diese Darlegungen viel des Interessanten und Neuen über das altehrwürdige Weidwerk, von dem einer der bedeutendsten österreichischen Forstmänner das Wort geprägt hat: „Deine Jagd, mein Österreich, ist der kleinste Demant in deiner Krone nicht!" Es folgen dann noch Ausführungen bezüglich der land- und forstwirtschaftlichen Anstalten. Wertvolle Tabellen als Behelf für die Besprechung der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Weidwerkes schließen die für die Kreise der Lehrerwelt gewiß lesenswerte, nach Form und Inhalt gediegene Schrift ab.

Wien. A. Stitz.

K. Bechtolsheimer, Der vaterländische Hilfsdienst der Schuljugend. Berlin-Lankwitz 1917, Wallmanns Verlag. 50 Pf.

Der Verf., Leiter der Friedensschule in Offenbach a. M., berichtet von den Pflichten der heranwachsenden Jugend, über die in den vergangenen Kriegsjahren gemachten Erfahrungen bei den Schülern einer großen Schulgruppe in einer Industriestadt und gibt Anregungen zur weiteren Betätigung. Die Arbeit der Jugend hat sich danach zu erstrecken 1. auf die Mithilfe bei der Bebauung des Bodens (Gründliche

Ausnützung der Anbaufläche, Düngerersatz durch sorgfältige Pflege der Pflanzen, Kampf gegen die Verunkrautung, Vertilgung von Schädlingen, wie Raupen und Maikäfern), 2. rechtzeitige Bergung von Früchten, 3. Tierpflege und Mithilfe im Haushalt, 4. Einsammeln der Wildgemüse, Arznei-, Tee-, Faser- und Ölpflanzen, Beeren, Pilze usw. (die Sammeltätigkeit wird den Kindern vom 11. Lebensjahre an zur Pflicht gemacht; ein spezielles Verdienst der Schrift ist, daß auch auf verschiedene bisher nicht oder nur wenig beachtete wild wachsende Gemüse, Wurzeln usw. aufmerksam gemacht wird), 5. sparsamen Umgang mit den vorhandenen Mitteln (Kleidung, Schuhe, Heizung, Beleuchtung), 6. sorgfältige Sammlung der Ähren und Abfälle aller Art, 7. sorgfältige Ausnützung aller vorhandenen Nahrungsmittel, 8. Schonung der Felder, Achtung und Ehrfurcht vor Blatt und Halm.

Möge die kleine Schrift bei den Jugendbildnern und durch sie bei der Jugend auch unseres Vaterlandes Verbreitung finden; vor allem in den großen Ferien wird sich auch für die Stadtkinder, die dann auf dem Lande leben, Gelegenheit genug ergeben, die hier gegebenen Winke und Anregungen in die Tat umzusetzen.

Wien. **Dr. Emil Sofer.**

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Genauigkeit logarithmischer Berechnungen in ihren Grundlagen.

Das Verdienst, zuerst eine Theorie der Logarithmenfehler gegeben zu haben, gehört Bremiker. Nach Stadthagen ist aber die betreffende Schrift „*De erroribus, quibus computationes logarithmicae afficiuntur*“ (sechsstellige Logarithmentafel, 1852) längst vergriffen; außerdem soll sie sich durch eine allzu große Fülle von Druckfehlern auszeichnen und soll allzu knapp gehalten sein. Infolge dieser Umstände nahm Stadthagen, den Pfaden Bremikers folgend, weitere theoretische Entwicklungen vor[1]).

Bei diesen Untersuchungen beachtet er wegen der größeren Genauigkeit bei n-stelligen Tafeln die (n + 1). und (n + 2). Dezimalstelle, anderseits stellt er den Satz auf (S. 8), daß $f \leq 50$, $F \leq 100$ Einheiten der zweitnächsten Dezimalstelle ist, wenn f den Fehler des Tafellogarithmus, F den jedes interpolierten Logarithmus bezeichnet. Mit Hilfe der Differential-, Integral- und Wahrscheinlichkeitsrechnung wird daraufhin eine Theorie entwickelt und zum Teil auf Beispiele angewendet. Zum Schluß wird darauf hingewiesen (S. 82), daß bei den Logarithmenfehlern die Bremikersche Theorie eine Dissonanz gegen die Praxis zeigt, daß aber auch bei seinen (Stadthagens) Entwicklungen diese Dissonanz ebenfalls zu bemerken ist.

Wir werden im folgenden diese Untersuchungen nochmals aufnehmen und zwar in besonderer, aber einfacher Art, wobei bezüglich F eine Richtigstellung vorgenommen wird.

Wir beweisen folgende Sätze:

1. Der Fehler f eines jeden Zahlen-Logarithmus einer n-stelligen Tafel und ebenso
2. der Fehler f des Logarithmus einer Winkelfunktion einer n-stelligen Tafel ist stets kleiner als eine halbe Einheit der n. Dezimalstelle der Mantisse.
3. Der Fehler F des Logarithmus einer interpolierten Zahl einer n-stelligen Tafel und ebenso
4. der Fehler F des Logarithmus einer Funktion eines interpolierten Winkels einer n-stelligen Tafel ist stets kleiner als eine halbe Einheit der n. Dezimalstelle der Mantisse.

Beweis des ersten Satzes: Wenn die Numeri der Logarithmentafeln, sowie es Usus ist, durch die natürlichen ganzen Zahlen dargestellt werden; wenn wir dagegen andere Numeri, die etwa zu ganz speziellen Zwecken aufgestellt werden, wie z. B. Numeri von der Form $10^{0\cdot 37985}$, aus-

---

[1]) „Über die Genauigkeit logarithmischer Berechnungen“ von Dr. Hans Stadthagen, Berlin 1888, Ferd. Dümmler, 8°, 82 S.

47*

schließen, so ist der Fehler f eines jeden Logarithmus sorgfältig angelegter Tafeln stets kleiner als eine halbe Einheit der letzten beibehaltenen Stelle. Denn unmöglich kann f genau eine halbe Einheit der letzten beibehaltenen Stelle betragen, da es nie vorkommen kann, fünf Einheiten der nächsten Stelle allein korrigieren zu müssen; entweder sind mehr als fünf Einheiten der nächsten Stelle durch eine Korrektur zu ersetzen oder weniger als fünf Einheiten der nächsten Stelle. Der natürliche oder Briggssche Logarithmus einer natürlichen ganzen Zahl wie 2, 3, 4, 5 .. ist bekanntlich im allgemeinen eine transzendente Zahl, die auf unendlich viele Dezimalstellen bestimmbar ist. Die natürlichen Logarithmen mit der Basis $c = 2{\cdot}7182818..$ kann man nach der Gleichung $l\,(p+1) = l\,p + 2\left[\frac{1}{2p+1} + \frac{1}{3(2p+1)^3} + \frac{1}{5(2p+1)^5} + ..\right]$ berechnen [1]), wenn $p = 1, 2, 3..$ gesetzt wird. [Für $p > 50$ genügen zwei Brüche auf 10 Dezimalen, für $p > 93$ genügt das erste Glied auf 7 Dezimalen.] Die Briggsschen Logarithmen lassen sich dann nach der Formel $\log^{10} z = 0{\cdot}4342944819..\log^{c} z$ leicht ermitteln.

Bei vierstelligen Tafeln ist $f < \frac{1}{2 \,.\, 10^4}$ oder $f < \frac{50}{10^6}$. Z. B. $\log 119 = 2{\cdot}0755$ (statt $2{\cdot}07554..$) oder $\log 122 = 2{\cdot}0864$ (statt $2{\cdot}08635..$; in diesen Fällen ist $f = -\frac{0{\cdot}4}{10^4}$, bzw. $+\frac{0{\cdot}\underline{5}}{10^4}$, wobei $0{\cdot}\underline{5} < 0{\cdot}5$ ist.

Hinsichtlich des Beweises des zweiten Satzes genügen einige Beispiele:
$\log \sin 10' = 7{\cdot}4637$, bzw. $7{\cdot}46373$; $\log \operatorname{tg} 1^0 17' = 8{\cdot}3503$, bzw. $8{\cdot}35029$;
$\log \cos 2^0 53' = 9{\cdot}9994$, bzw. $9{\cdot}9994\overline{5}$; $\log \cot 2^0 54' = 11{\cdot}2954$, bzw. $11{\cdot}29535$

Die Hauptsache dieser Untersuchung bezieht sich auf den Beweis des dritten und vierten Satzes.

Stadthagen hat sein Resultat bezüglich F erlangt, indem er einen Fehler f_3 einführt, der durch die definitive Abkürzung des Resultates der Interpolation entsteht (vgl. S. 7). Dazu bemerke ich, daß bei genaueren Rechnungen (und nur diese kommen bei theoretischen Erwägungen in Betracht) das Resultat nicht abgekürzt wird, daß man vielmehr die nächste, beziehungsweise die zwei nächsten Dezimalstellen beibehält. Ich selber werde, da die größere Genauigkeit in den meisten Fällen nicht nötig erscheint, gewöhnlich nur die nächste Dezimalstelle (d. i. bei vierstelligen Mantissen die fünfte Dezimalstelle) in Betracht ziehen. Den praktischen Beispielen lege ich meine vierstelligen Logarithmentafeln zugrunde [2]).

Bei dreistelligen Numeri und vierstelligen Logarithmen kann man den Logarithmus einer mehr als dreiziffrigen Zahl finden, wenn man den Tafellogarithmus α der nächst kleineren Zahl vermehrt um das Produkt aus dem Zehntel der Mantissendifferenz D und der Zahl s der Einheiten der 4. geltenden Stelle des Numerus ($\alpha + \frac{D}{10} . s$). Dies Verfahren entspricht der Interpolation mit Beachtung der ersten Mantissendifferenzen. Bei dieser Gelegenheit tritt der Fehler F auf. Derselbe enthält den Fehler f des Tafellogarithmus α, ferner den Fehler f_D, welcher die Differenz D enthält. Den Fehler f findet man, wenn man den Tafellogarithmus α auch mittels einer fünfstelligen Tafel bestimmt; die Größe α verwandelt sich dann in den Wert β und f ist dann gleich $\alpha - \beta$. Heißt der Logarithmus

---

[1]) „Über Erfindung, Gestaltung und Wertschätzung der Logarithmen" von Professor Johann Arbes im Programm d. St. G. Smichow, 1906/7 und 1907/8, S. 13 und 17, Anm. 1, bzw. 3.

[2]) Arbes, Vierstellige Logarithmentafeln, F. Tempsky, Wien, 1905.

der nächsten Zahl der vierstelligen Tafel α' und der der fünfstelligen Tafel β', so wollen wir β und β' durch Einheiten der vierten Dezimalstelle ausdrücken und die Differenz $\beta' - \beta$ D_5 nennen, während durch die Differenz $\alpha' - \alpha$ D ausgedrückt wird. $D - D_5$ bezeichnet alsdann f_D, d. i. den Fehler von D. Die Differenz $\alpha' - \beta'$ heiße f'.

Zur Bestimmung von f_D ist zu beachten (bei f und f' ebenfalls in analoger Weise), um wieviel Einheiten der 4. Dezimalstelle D, die Differenz vierstelliger Mantissen, kleiner (—), bzw. größer (+) ist als D_5, die Differenz fünfstelliger Mantissen in Beziehung auf dieselben Zahlen. Der Fehler F des interpolierten Logarithmus ist gleich $f + f_D \cdot \frac{s}{10}$. Hiebei ist der größte Wert von $\frac{s}{10}$ nahezu 1, aber stets kleiner als 1.

Tabelle I: Fehler bei Zahlenlogarithmen.

n	Mantisse vierstelliger Tafeln	$D = \alpha' - \alpha$	Mantisse fünfstelliger Tafeln	$D_5 = \beta' - \beta$	$f = \alpha - \beta$	$f' = \alpha' - \beta'$	$f_D = D - D_5$	s	$F = f + f_D \cdot \frac{s}{10}$ (berechnet)	$F = \alpha'' - \beta''$ (nach der Praxis des Rechnens)
119 120 1199	$0755 = \alpha$ $0792 = \alpha'$ $0788_3 = \alpha''$	37	$0755_5 = \beta$ $91_8 = \beta'$ $88_2 = \beta''$	36·3	−0·5	+0·2	0·7	9	−0·5 + 0·63 = 0·1	0·1
611 612 6119 61199	$7860 = \alpha$ $7868 = \alpha'$ $67_2 = \alpha''$ 67_9	8	$7860_1 = \beta$ $67_5 = \beta'$ $66_8 = \beta''$ 67_{45}	7·1	−0·4	+0·5	+0·9	9 9·9	−0·4 + 0·81 = +0·4 −0·4 + 0·89 = +0·5	0·4 0·5
955 956 95599	$9800 = \alpha$ $05 = \alpha'$ $04_{95} = \alpha''$	5	$9800{\cdot}_0 = \beta$ $04{\cdot}_6 = \beta'$ $04{\cdot}_{55} = \beta''$	4·6	0	0·4	0 4	9·9	0·4 . 0 99 = +0·4	0·4
408 409 4089	$6107 = \alpha$ $17 = \alpha'$ $16 = \alpha''$	10	$6106{\cdot}6 = \beta$ $17{\cdot}2 = \beta'$ $16{\cdot}2 = \beta''$	10·6	0·4	−0·2	−0·6	9	0·4 − 0·54 = −0·14	−0·2
410 411 41017 41099	$6128 = \alpha$ $38 = \alpha'$ $29_7 = \alpha''$ 37_9	10	$6127{\cdot}8 = \beta$ $38{\cdot}4 = \beta'$ $29{\cdot}7 = \beta''$ 38·4	10·6	0·2	−0·4	−0·6	1·7 9·9	0·2 − 0·1 = 0·1 0·2 − 0·6 = −0·4	0 −0·5
927 928 9278	$9671 = \alpha$ $75 = \alpha'$ $74_2 = \alpha''$	4	$9670{\cdot}8 = \beta$ $75{\cdot}5 = \beta'$ $74{\cdot}5 = \beta''$	4·7	0·2	−0·5	−0·7	8	0·2 − 0·56 = −0·36	−0·3

Die Tabelle I, Fehler bei Zahlenlogarithmen, zeigt, daß sich die Praxis des Rechnens mit dem berechneten Werte von F in schönster Übereinstimmung befindet. Sehr geringfügige Abweichungen lassen sich durch den Charakter der Rechnung leicht erklären.

Besonders interessiert uns aber das Intervall von F. Die Fehler $f = \alpha - \beta$ und $f' = \alpha' - \beta'$ sind als Fehler von Tafellogarithmen kleiner als

eine halbe Einheit der 4. Dezimalstelle. Dabei liegt f und f', absolut genommen, zwischen 0 und $\frac{0{\cdot}5}{10^4}$. Es ist anderseits $f_D = D - D_5 = (\alpha' - \alpha) - (\beta' - \beta) = (\alpha' - \beta') - (\alpha - \beta) = f' - f$. Es ergeben sich also mit Beachtung der äußersten Werte von f und f', d. i. 0, $\pm \left(\frac{0{\cdot}\underline{5}}{10^4} < \frac{0{\cdot}5}{10^4}\right)$ für D folgende Werte: $0 - 0$, $0 \mp \frac{0{\cdot}\underline{5}}{10^4}$, $\pm \frac{0{\cdot}\underline{5}}{10^4} - 0$, $\pm \frac{0{\cdot}\underline{5}}{10^4} - \left(\pm \frac{0{\cdot}\underline{5}}{10^4}\right)$, wobei bei der letzten Differenz vier Verbindungen vorkommen; der Wert von f_D liegt sonach, absolut genommen, zwischen den Grenzen 0 und $\frac{\underline{1}}{10^4}$[1]). Da nun $\frac{s}{10}$ kleiner als 1 ist, so liegt $f_D \cdot \frac{s}{10}$ zwischen 0 und $+\frac{1}{10^4}$ oder zwischen 0 und $-\frac{1}{10^4}$. In der Tabelle II wollen wir für die Größen $f, f', f_D, f_D \cdot \frac{s}{10}$, F mit Beachtung ihrer absolut größten und kleinsten Werte sämtliche möglichen 9 Kombinationen ersichtlich machen. Die besonderen Zahlen der Tabelle sind Einheiten der vierten Dezimalstelle.

Tabelle II.

Wenn $f = \alpha - \beta$	Wenn $f' = \alpha' - \beta'$	$f_D = f' - f$	$f_D \cdot \frac{s}{10}$	$F = f + f_D \cdot \frac{s}{10}$
0	0	0	0	0
0	$+0{\cdot}\underline{5}$	$0{\cdot}\underline{5}$	$0{\cdot}\underline{5}$	$0{\cdot}\underline{5}$
0	$-0{\cdot}\underline{5}$	$-0{\cdot}\underline{5}$	$-0{\cdot}\underline{5}$	$-0{\cdot}\underline{5}$
$-0{\cdot}\underline{5}$	0	$+0{\cdot}\underline{5}$	$0{\cdot}\underline{5}$	0
$-0{\cdot}\underline{5}$	$+0{\cdot}5$	$+\underline{1}$	$+\underline{1}$	$+0{\cdot}5$[2])
$-0{\cdot}\underline{5}$	$-0{\cdot}\underline{5}$	0	0	$-0{\cdot}\underline{5}$
$+0{\cdot}\underline{5}$	0	$-0{\cdot}\underline{5}$	$-0{\cdot}\underline{5}$	0
$+0{\cdot}\underline{5}$	$+0{\cdot}\underline{5}$	0	0	$0{\cdot}\underline{5}$
$+0{\cdot}\underline{5}$	$-0{\cdot}\underline{5}$	$-\underline{1}$	$-\underline{1}$	$-0{\cdot}5$[2])

Da die Ergebnisse vorliegender Tabelle II für jede n-stellige Logarithmentafel gelten, so ergibt sich daraus der dritte Satz[3]), den wir anfänglich aufgestellt haben[4]).

---

1) Wenn $0{\cdot}\underline{5} = 0{\cdot}5 - \varepsilon$, so ist $0{\cdot}\underline{5} - (-0{\cdot}\underline{5}) = 0{\cdot}5 - \varepsilon - (-0{\cdot}5 + \varepsilon) = 1 - 2\varepsilon = \underline{1} < 1$.

2) $-0{\cdot}\underline{5} + \underline{1} = -(0{\cdot}5 - \varepsilon) + 1 - 2\varepsilon = 0{\cdot}5 - \varepsilon = 0{\cdot}\underline{5} < 0{\cdot}5$ und daher $+0{\cdot}\underline{5} - \underline{1} = -0{\cdot}\underline{5}$.

3) Hočevar sagt in seinem Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für die oberen Klassen der Mittelschulen, 1899, S. 169: „Die durch Interpolation berechneten Logarithmen haben dieselbe Fehlergrenze wie die in der Tafel angegebenen“, vorausgesetzt, daß der Proportionalteil nicht abgekürzt wird. Z. B. bei fünfstelligen Tafeln log $1115{\cdot}6 = 3{\cdot}04750_4$ gegen $3{\cdot}0475085$.

4) Vergleiche auch die Erörterungen bezüglich f, f', f_D mit Tabelle I.

Der **Beweis des vierten Satzes** kann in gleicher Weise wie der des dritten Satzes geführt werden. Setzen wir log sin m^0 (bzw. log tg m^0) $= \alpha$ (vierstellig), bzw. β (fünfstellig) und log sin $(m^0 + 6')$ [bzw. log tg $(m^0 + 6')$] $= \alpha'$ (vierstellig), bzw. β' (fünfstellig), setzen wir ferner $\alpha - \beta = f$, $\alpha' - \beta' = f'$, $\alpha' - \alpha = D$ und $\beta' - \beta = D_5$ und $D - D_5 = f_D$, so ist, genau so wie früher, F abhängig von f und von f_D. Es bezeichnet aber diesmal s eine Zahl[1]) zwischen 0 und 6, so daß F, d. i. der Fehler der Mantisse des Logarithmus eines (nicht in den Tafeln vorhandenen) Zwischenwinkels, auf Sinusse und Tangenten bezogen, den Wert $f + f_D \cdot \frac{s}{6}$ hat. In ähnlicher Weise erhält F, auf Kosinusse und Kotangenten bezogen, den Wert $f - f_D \cdot \frac{s}{6}$. Beachten wir zunächst Sinusse und Tangenten, so können wir für die Größen f, f', f_D, $f_D \cdot \frac{s}{6}$, F mit Berücksichtigung ihrer Grenzwerte genau so wie früher die möglichen 9 Kombinationen ersichtlich machen, aus denen hervorgeht, daß F kleiner ist als eine halbe Einheit der vierten Dezimalstelle. Bezüglich der Kosinusse und Kotangenten wollen wir eine Tabelle III bloß andeuten. In diesen Fällen kommen nämlich mehrere Änderungen in den Bezeichnungen vor. Es ist $f = \alpha - \beta$ und $f' = \alpha' - \beta'$, aber $D = \alpha - \alpha'$ und $D_5 = \beta - \beta'$, daher $f_D = D - D_5 = f - f'$. Die entsprechende Tabelle III zeigt wiederum, daß F tatsächlich kleiner ist als eine halbe Einheit der 4. Dezimalstelle, beziehungsweise bei n-stelligen Tafeln, daß F kleiner ist als eine halbe Einheit der n. Dezimalstelle.

Damit ist auch der vierte Satz theoretisch als richtig erwiesen.

Wie aber sieht's in Wirklichkeit aus? Die Tabellen IV, V, VI, VII zeigen dies.

Aus den Tafeln für die Logarithmen der Winkelfunktionen (vgl. Tabelle V, log tg $6^0 37'$ bis $40'$) folgt, daß der vierte Satz einer Ergänzung bedarf, dahin lautend, daß in der Praxis des Rechnens, vorausgesetzt, daß man bloß erste Differenzen beim Interpolieren beachtet, der Fehler des Logarithmus einer Funktion eines interpolierten Winkels auch 0·5 bis 0·6 Einheiten der letzten Dezimalstelle der Mantisse betragen kann. Dieses Resultat erinnert an Dissonanzen, welche (Bremiker und) Stadthagen (vgl. S. 14, S. 35, S. 48, S. 82) hauptsächlich bei dem Gesamtfehler einer größeren oder kleineren logarithmischen Rechnung bemerkt hat. Ich will aber zum Schlusse zeigen, wie man obige Dissonanzen gegen den vierten Satz beseitigen kann. Will man Theorie und Praxis in Übereinstimmung bringen, so muß man in erster Linie genau rechnen. Wenn sich zeigt, daß der bisherige Modus, nämlich die Beachtung der ersten Differenz in gewissen Fällen wie log tg $6^0 37'$ bis $40'$ nicht genügt, so muß man weiter gehen und auch die zweiten Differenzen berücksichtigen.

Wir gehen demgemäß aus von der Reihe log tg ($\alpha_1 = 6^0 36'$), log tg ($\alpha_2 = 6^0 42'$), log tg ($\alpha_3 = 6^0 48'$), log tg ($\alpha_4 = 6^0 54'$), log tg ($\alpha_5 = 7^0$) und bilden die erste und zweite Differenzenreihe, also:

	·633,		699,		764,		828,		891	
1. D. R. . . .		66		65		64		63	$= D_1, D_2, D_3, D_4 \ldots$
2. D. R. . . .			-1		-1		-1		$= \Delta_1, \Delta_2 \ldots$

[1]) Hinsichtlich der Beispiele benützen wir wieder die vierstelligen Logarithmentafeln von Arbes.

Tabelle IV: Fehler bei log sin.

Winkel	Vierstellige Mantisse	$D = \alpha' - \alpha$	D . 1′	Fünfstellige Mantisse	$D_5 = \beta' - \beta$	$f = \alpha - \beta$	$f' = \alpha' - \beta'$	$f_D = D - D_5$	s	$F = f + f_D \cdot \frac{s}{6}$ (berechnet)	$F = \alpha'' - \beta''$ (nach den Tabellen)
81° 0′	9946 = α	1	0·17	46·2 = β	1·2	− 0·2	− 0·4	− 0·2			
81° 6′	47 = α'			47·4 = β'							
81° 1′	46_2 = α''			46·4 = β''					1	$-0·2 - 0·2 \cdot \frac{1}{6} = -0·2$	− 0·2
81° 5′	46_3			47·2					5	$-0·2 - 0·2 \cdot \frac{5}{6} = -0·4$	− 0·4
5′ 42″	46_{95}			47·34					5·7	$-0·2 - 0·2 \cdot \frac{5·7}{6} = -0·4$	− 0·4
9° 42′	2266 = α	44	7·3	65·7 = β	44·1	0·3	0·2	− 0·1			
48′	2310 = α'			09·8 = β'							
43′	2273·3 = α''			73·1 = β''					1	$0·3 - 0·1 \cdot \frac{1}{6} = 0·3$	0·2
47′ 48″	2308·5			08·3					5·8	$0·3 - 0·1 \cdot \frac{5·8}{6} = 0·2$	0·2

Tabelle V: Fehler bei log tg.

Winkel	Vierstellige Mantisse	$D = \alpha' - \alpha$	D . 1′	Fünfstellige Mantisse	$D_5 = \beta' - \beta$	$f = \alpha - \beta$	$f' = \alpha' - \beta'$	$f_D = D - D_5$	s	$F = f + f_D \cdot \frac{s}{6}$ (berechnet)	$F = \alpha'' - \beta''$ (nach den Tabellen)
78° 42′	6994 = α	39	6·5	93·6 = β	39·6	0·4	− 0·2	− 0·6			
78° 48′	7033 = α'			33·2 = β'							
47° 18′	7028·45 = α''			28·58 = β''					5·3	$0·4 - 0·6 \cdot \frac{5·3}{6} = -0·13$	− 0·13
6° 36′	0633 = α	66	11	33·5 = β	65·9	− 0·5	− 0·4	0·1			
6° 42′	99 = α'			99·4 = β'							
37′	44 = α''			44·5 = β''					1	$-0·5 + 0·1 \cdot \frac{1}{6} = -0·5$	− 0·5*)
38′	55			55·6					2	$-0·5 + 0·1 \cdot \frac{2}{6} = -0·5$	− 0·6*)
39′	66			66·6					3	$-0·5 + 0·1 \cdot \frac{3}{6} = -0·5$	− 0·6*)
40′	77			77·5					4	$-0·5 + 0·1 \cdot \frac{4}{6} = -0·4$	− 0·5*)
41′	88			88·5					5	− 0·4	− 0·5
41′ 24″	92·4			92·9					5·4	− 0·4	− 0·5

*) Diese 4 Fälle sind besonders beachtenswert
Tabelle VI: Fehler bei log cos liefert für Winkel von 45° 24′ bis 45° 30′, ebenso
Tabelle VII: Fehler bei log cot „ „ „ „ 12° 24′ bis 12° 30′ zwischen F, berechnet und F, nach den Tafeln gewonnen, nur geringfügige Abweichungen

Nach der Interpolationsformel[1])

$$y = y_0 + \frac{s}{n+1} D_1 + \frac{s(s-n-1)}{(n+1)^2} \cdot \frac{\Delta_1}{1.2} + .. \text{ ist}$$

$$\log \operatorname{tg} (\alpha_1 + 1) = \log \operatorname{tg} \alpha_1 + \frac{1}{6} . 66 + \frac{1. -5}{36} . \frac{-1}{1.2} = 9{\cdot}064407,$$

$$\log \operatorname{tg} (\alpha_1 + 2) = \log \operatorname{tg} \alpha_1 + \frac{2}{6} . 66 + \frac{2. -4}{36} . \frac{-1}{1.2} = 9{\cdot}065511,$$

$$\log \operatorname{tg} (\alpha_1 + 3) = \log \operatorname{tg} \alpha_1 + \frac{3}{6} . 66 + \frac{3. -3}{36} . \frac{-1}{1.2} = 9{\cdot}0666125 \text{ und}$$

$\log \operatorname{tg} (\alpha_1 + 4) = 9{\cdot}067711$ und $\log \operatorname{tg} (\alpha_1 + 5) = 9{\cdot}068807$.

Folglich ändern sich die Werte von „F nach den Tafeln". Denn da die fünfstelligen Mantissen Tafellogarithmen sind, so ist für

6° 37′ „F nach den Tafeln" = 644·07 − 44·5 = − 0·43, für
6° 38′ „ „ „ „ = 655·11 − 55·6 = − 0·49, „
6° 39′ „ „ „ „ = 66·125 − 66·$\overline{6}$ = − 0·4$\overline{7}$, „
6° 40′ „ „ „ „ = 77·11 − 77·$\overline{5}$ = − 0·39, „
6° 41′ „ „ „ „ = 88·07 − 88·$\overline{5}$ = − 0·4, so daß die

Fehler F berechnet und direkt nach den Tafeln beurteilt in der schönsten Übereinstimmung[2]) auftreten. Der vierte Satz erscheint also in der Theorie und in der Praxis als richtig.

Gleichzeitig ersieht man, daß beim logarithmischen Rechnen zum Zwecke des Interpolierens im allgemeinen die Beachtung der ersten Differenzen genügt, was zu wissen immerhin wertvoll ist.

Prag-Smichow. Johann Arbes.

Der angeblich chinesische Ursprung des schwedischen Turnens.

Durch einen Aufsatz der Wiener Zeitschrift „Körperliche Erziehung" (vom 31. Jänner 1919) kam eine aufsehenerregende Behauptung des Franzosen Desbonnets, eines Turnlehrers in der franz. Schweiz, in die deutsche Öffentlichkeit. Danach wäre das schwedische Turnen nicht, wie man bisher glaubte, eine im wesentlichen eigene Schöpfung Lings, sondern bewußte Nachahmung eines chinesischen Heilturnens. Dieses Heilturnen heißt Cong-Fou und wurde durch den Bericht des französischen Missionärs Pere Amiot in den *Mémoires concernant l'histoire, les usages etc. de Chinois par les missionaires de Pe-Kin.* Tome IV, p. 441—451, Paris 1779, bekannt, d. h. besser gesagt nicht bekannt; denn keiner unserer Turnschriftsteller (Vieth, Gutsmuths, Jahn u. a.) kennt es. Nach Desbonnet soll nun Ling diesen Bericht in die Hand bekommen, seinen Wert erkannt und danach sein berühmtes System oft mit wörtlichen Übereinstimmungen „durchgepaust" haben. Vorschriften, ganze Grundsätze seien „genau wiedergegeben". Nichts fehle daran! Desbonnet scheint damit gerechnet zu haben, daß der seltene Bericht Amiots nur wenigen zugänglich sein werde. Denn nur so begreift man die Kühnheit, mit der er seine jeder Grundlage entbehrenden Behauptungen in die Welt setzte.

Ich habe den Bericht Amiots selbst durchgesehen und die ganze Gemeinsamkeit in einigen Ausgangsstellungen, die ja in jedem Turnen

---

[1]) Über Interpolation vgl. Anmerkung 2, S. 20 und 21 des Artikels „Über Erfindung, Gestaltung und Wertschätzung der Logarithmen" von Joh. Arbes.

[2]) Die Übereinstimmung wird auch nicht gestört, wenn man die fünfstelligen Mantissen der fünfstelligen Tafel durch sechsstellige Mantissen ersetzt.

wiederkehren können, gefunden. Alles andere, physiologische und anatomische Grundlagen und Absichten, Übungsdurchführung u. a. ist so verschieden, daß man über die Unabhängigkeit Lings kein Wort zu verlieren braucht. Für das Nähere verweise ich auf meine Übersetzung der Hauptstellen Amiots in der Deutschen Turnzeitung (Leipzig) 1920, Nr. 7. Da das Cong-Fou an und für sich eine bemerkenswerte Sache ist, die mit Unrecht bisher in unseren Turngeschichten übergangen wurde, so möge eine kurze Nachricht hier Platz finden.

Dieses chinesische Heilturnen wird von den Tao-See-Priestern als ein Geheimnis behütet und in einer dem Laien unverständlichen Turnsprache den heilungsuchenden Kranken gegenüber angewendet. Dem Kranken wird für die Ausübung nicht nur Gesundheit, sondern auch Unsterblichkeit (!) in Aussicht gestellt. Die einzelnen Krankheiten bekommen bestimmte Übungen zugewiesen, die darin bestehen, daß der Kranke eine vorgeschriebene Ausgangstellung einnimmt und darin auf bestimmte Art atmet (durch Nase oder Mund, langsam oder schnell usw.). So soll Seitgrätschstellung mit hochgehobenen Armen und nach links gedrehtem Rumpf gut sein gegen „Herzkrankheiten, Magerkeit infolge Erschöpfung, Durst, der von der Körperhitze begleitet wird" oder Sitz mit gekreuzten Beinen und hochgehobenen Armen und verschränkten Fingern gegen „Schwere des Kopfes und Schlaf", Liegen auf dem Bauch mit hochgehobenen Unterschenkeln und zurückgeführten Armen gegen „Steine in Nieren und Blase" u. ä. Wie man sieht, sind das überhaupt keine Übungen in unserem Sinn, für die ja weniger die Halte als die Bewegung kennzeichnend ist. Der Grund für diese Abweichung liegt in den physiologischen Vorstellungen dieser Tao-See. Nach ihnen hängt das Befinden des Körpers von dem Kreislauf der Säfte ab. Dieser kann durch zwei Dinge beeinflußt werden: 1. durch die Lage des Körperteiles infolge der verschiedenen Wirkung der Schwerkraft und 2. von dem Luftgehalt, der sich selbst wieder nach der Atmung richtet. Der Grundgedanke ihrer Krankheitsbehandlung liegt also darin, daß man in den einzelnen gewünschten Körperteilen zunächst durch eine entsprechende Lage den Kreislauf beschleunigt oder verzögert und dies noch durch die Atmung unterstützt. Wer nur eine Ahnung vom schwedischen Turnen hat, wird schon hier über den Gedanken einer Abhängigkeit Lings von diesem System lächeln. Aber trotz seiner Leichtfertigkeit hat Desbonnets Aufsatz wenigstens ein Verdienst, nämlich weitere Kreise auf das Bestehen jenes alten chinesischen Heilturnens aufmerksam gemacht zu haben.

Schließlich bemerke ich, daß Nachrichten von Dr. Ferenczy (Deutsche med. Wochenschrift 1898, S. 337) und Dr. G. Meyer (Münch. med. Wochenschrift 1902, S. 644) zeigen, daß das Cong-Fou samt seinen haarsträubend falschen anatomischen und physiologischen Grundlagen heute noch in so hohem Ansehen steht, daß man einen Vertreter, den Gouverneur von Hupeh, sogar an das Krankenlager des vorletzten Kaisers rief.

Klosterneuburg. Dr. Erwin Mehl.

Karl Jacoby, Anthologie aus den Elegikern der Römer. Für den Schulgebrauch erklärt. In vier Heften: Catull, Tibull, Properz, Ovid. — Zweites Heft: Tibull. Dritte, verbesserte Auflage. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1918. 67 S.

Das günstige Urteil, das ich über das erste Heft in dieser Zeitschrift ausgesprochen habe, kann ich auch auf das vorliegende zweite erstrecken. Die Auswahl ist reichhaltig und für Schulzwecke geeignet. Bedenken habe ich nur gegen Nr. III = I 5, 1—46 wegen V. 39 f.: *saepe aliam tenui: sed iam cum gaudia adirem. Admonuit dominae deseruitque Venus;* diese Verse hat bekanntlich Goethe seinem „Tage-

buch“ vorangesetzt, aber so wenig dieses Gedicht sich für Schullektüre eignet, so bedenklich scheint es mir, mit Schülern die an der Spitze stehenden und sich anschließenden Tibullverse zu lesen, deren Bedeutung wahrheitsgetreu zu erklären wohl kein Lehrer über sich bringen wird. Die Einleitung orientiert gut über alles Wissenswerte; die Anmerkungen halten die richtige Mitte zwischen Zuviel und Zuwenig, bringen auch manche hübsche Parallele aus deutschen Dichtern. Die Ausgabe wird zweifellos dem Schüler recht gute Dienste leisten. Der Lehrer findet in dem Anhang sehr reiche Literaturangaben, für die er dem Herausgeber sicher Dank wissen wird. Vermißt habe ich hier einen Hinweis auf das Buch von Cartault: „Tibulle et les auteurs du *Corpus Tibullianum*“, Paris 1909, und von J. J. Hartman „*Fons delibatus elegiae Romanae*, Leyden 1911; wegen der reichhaltigen bibliographischen Angaben wäre vielleicht doch auch das Buch des zuerst genannten Gelehrten: „À propos du *Corpus Tibullianum*. Un siècle de philologie latine classique“, Paris 1906, erwähnenswert gewesen.

Wien. Karl Prinz.

Franz Frisch, Anleitung zur unterrichtlichen Verwertung des deutschen Lesebuches. Von F. Frisch und F. Rudolf. III. Bd., II. Abt. (Die Lesestücke des 6.—8. Schuljahres. Stoffgruppen: Die Natur. — Aus Vaterlaud und Fremde.) Pichlers Witwe & Sohn, Wien, 1913.

Frisch hat unter Mithilfe von 22 Fachgenossen ausführliche Vorschläge für den Unterrichtsvorgang bei Benützung des von ihm und F. Rudolf herausgegebenen Lesebuches für Volksschulen ausgearbeitet. Da aber der hier besprochene letzte Band sich auf Stücke bezieht, die vor elf- bis vierzehnjährigen Schülern erklärt werden sollen, so hat er auch Anspruch auf die Beachtung der Lehrer des Deutschen an den unteren Klassen der Mittelschulen. Und da muß denn gesagt werden, daß der stattliche Band von 352 Seiten sachlich wie didaktisch auf der Höhe steht und vor allem den in irgend einem Detail Belehrung heischenden Schulmeister, soweit ich nach zahlreichen Stichproben urteilen kann, nie im Stiche läßt, was Erklärungswerke sonst bekanntlich so gern tun. Im Gegenteil: Bisweilen wird des Guten für die hier in Betracht kommende Stufe reichlich zuviel getan, wie wenn Zenz zur Einführung in die Sage vom Schwanenritter nicht nur die ganze Parzivalsage erzählt, sondern auch das ganze höfische Rittertum erläutert, oder wenn Ferdinand Frank sich bei der Erklärung ganz einfacher Worte im Prunken mit Gelehrsamkeit gar nicht genug tun kann (so bemüht er zur Verdeutlichung des Begriffes „Heimat“ das Gotische, Althochdeutsche, Mittelhochdeutsche, Altsächsische und Englische, für „Platz“ und „Fleck“ das Lateinische, Französische, Alt- und Mittelhochdeutsche, er zieht zur Erklärung von Gottfried Kellers „Abendlied“ Goethes „Faust“ heran usw.). Die schädliche Neigung, mit dem Lateinischen zu operieren, zeigen übrigens viele Mitarbeiter dieses Bandes. An sachlichen Irrtümern ist mir nicht viel aufgefallen: So wäre gegenüber Franks Betonungsvorschlägen auf S. 178 auf seinen Kollegen Siegert zu verweisen, der auf S. 257 ganz richtig lehrt: „Die Betonung der Negation ist einer der häufigsten Betonungsfehler, dem Dilettanten fast immer verfallen“. Ebenso bedenklich ist die Erklärung: „Der Hafen Triest ist schön gelegen, aber wenig geräumig, es mußten künstliche Abschlußmauern (*moli*) hergestellt werden, da der natürliche Einschnitt unzureichend ist“; Diocletians Palast lag nicht in Salona (beides S. 162). — Mit Napoleon würde ich bei „Des Sängers Fluch“ die Schüler gewiß nicht belästigen, das stört nur den

Eindruck. — Ein Schnellzug oder ein Automobil bringen in einem Tage nicht 3000 *km*, sondern höchstens die Hälfte zuwege (S. 341). — Unrichtigkeiten wie die folgende sollten nicht aus falsch verstandenem Patriotismus gelehrt werden: „Österreich mußte die Lombardei abtreten, was kein großes Opfer war, weil die Verwaltung der Provinz riesige Opfer forderte und die Bevölkerung weder Dank noch Verständnis für die Segnungen der österreichischen Regierung hatte" (S. 343 f.) — Musterhaft sind namentlich die von Bienenstein und Weyrich bearbeiteten Stücke [1]).

Wien. Alfred Nathansky.

Weil. Johann Fetter und Dr. Karl Ullrich, La France et les Français. Lehrgang der französischen Sprache für Mädchenlyzeen. V. Teil. Wien 1914, Pichlers Witwe.

Das Lehrbuch ist nach einem wohldurchdachten Plan sehr geschickt ausgeführt und enthält nicht nur sehr zweckmäßig ausgesuchte tägliche Redensarten und geschmackvolle Lesestücke, sondern berücksichtigt auch bei der Einteilung des grammatischen Lehrstoffes die für den Schüler angenehme Abwechslung, die die Aufmerksamkeit wach erhält. Die beigegebenen Bilder sind gut gewählt und gut ausgeführt.

Wien. Dr. Elise Richter.

Beek-Middendorff, Neusprachliche Klassiker mit fortlaufenden Präparationen Nr. 36. *The Water-Babies by Charles Kingsley. A. Selection edited by* Dr. Karl Jakob. *Introduction and Notes revised by Miss Maria d'Arcy.* (85 und 20 S.) Bamberg 1915, C. C. Buchners Verlag. Preis geb. 1 M.

Die einfache Erzählung kann schon mit halbwegs fortgeschrittenen Schülern gelesen werden, zumal die teils englisch, teils deutsch gegebenen Anmerkungen alles Nötige bringen. Eine Einleitung unterrichtet über Kingsleys Leben und Werke, die Daten der Veröffentlichung von *Alton Locke* und *Yeast* sind falsch, richtig ist 1848 und 1850. *Court* (5, 10) = *a space surrounded by houses*, das paßt auch auf *square;* besser *a space enclosed by houses. Flue* (5, 16) ist der Teil des Rauchfanges, der in der Mauer verläuft. *Delicate* (14, 24) mit [*i*], ebenso *private* [16, 31]. *Rockrose* (21, 29) = das Ziströschen. *Compassion* (22, 34), hat [ə], *bairn* (24, 1) ist mit [ə̄ ə] kaum richtig, gewöhnlich [ɛ ə] *Merely* 27, 34 (*i*), *jacket* 29, 15 (*dž*] *hover* 35, 16 [ɔ], *guinea* 36, 1 (*i*), *join* 36, 9 (*dž*), *anchor* 46, 27 (ŋ), *nightingale* 49, 15 (ŋ), *Curacao* 49, 25 (*ju*), *anemone* 57, 6 (*i*) sind zu verbessern, auffällig ist die Umschrift ā ə für ā (29, 16 und ö.) und ɔ̄ ə für ɔ̄. *Lightning* = *electric flash usually followed by thunder* (39, 23); *usually* ist wohl überflüssig, da für den stillen Blitz der Engländer *sheet-lightning* sagt. *Quarrel* vb. 42, 6 ist franz. *quereller*.

Bruck a. d. Mur. Dr. Fritz Karpf.

---

[1]) Geschrieben 1913.

Johann Wolfgang v. Goethe. Hermann i Dorotheja. Hermann und Dorothea. Ins Ukrainische übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Dr. Iwan Franko. Bibliothek der Weltliteraturen. B. VII—VIII. Preis 1 K 60 h. Lemberg 1917.

Zu Beginn des Bändchens finden wir ein Bildnis des jungen Goethe, hierauf folgt in der Einleitung eine kurze zusammenfassende Darstellung über das Leben und die Werke des Dichters, hauptsächlich eine Würdigung des vorliegenden Epos. Der Übersetzung des Werkes geht die der Elegie Hermann und Dorothea voran. Beide sind eine Musterleistung des im Jahre 1916 in Lemberg verstorbenen ukrainischen Dichters und Gelehrten Iwan Franko, von dem Übersetzungen vieler Werke nicht nur deutscher und westeuropäischer, sondern auch morgenländischer Dichter ins Ukrainische herrühren. Der sprachliche Ausdruck ist treu und gewählt. Erklärende Anmerkungen (S. 61—66) sind von Iwan Kałynowycz verfaßt, welcher am Schluß des Bändchens ein genaues Verzeichnis der ins Ukrainische übersetzten Werke Goethes mit Stellenangaben hinzugefügt hat.

Lemberg. † Dr. Roman Ilewycz.

Römerzeit und Völkerwanderung auf österreichischem Boden. Von Prof. Dr. J. Weiß, Elbogen. (Quellenbücher zur österreichischen Geschichte Nr. 8.) Schulwissenschaftl. Verlag A. Haase, Prag-Wien-Leipzig 1917. Kl. 8°. 97 S.

Der scharf markierte geschichtliche Überblick S. 8—13 bildet das Band, das die S. 13—97 in Übersetzung vorgeführten antiken Nachrichten umschlingt und trotz deren Mannigfaltigkeit zu einem einheitlichen Ganzen gestaltet. Die Quellen reichen vom IV. vorchristlichen Jahrhundert bis um 600 n. Chr. und sind in acht Abschnitte eingeordnet: I. Die Griechen an der Adria. II. Die Römer in den Karstländern. III. Die Römer in den Alpenländern. IV. Die Germanen in den Sudetenländern und ihr Verhältnis zu den Römern im 1. Jahrh. n. Chr. V. Die Römer in den Karpathenländern. VI. Der Grenzschutz an der Donau und die Gefährdung des römischen Gebietes durch die Barbaren. VII. Das Christentum. VIII. Das Ende der Römerherrschaft. Die Völkerwanderung.

Wie die zielbewußte Anlage des Ganzen und die Auslese trefflich genannt werden können, so auch im einzelnen die Übersetzung. Sie gibt das Original getreu wieder — jede Kürzung wird durch Punkte ersichtlich gemacht — und zeigt gefälligen Fluß. Die nötigen Erklärungen sind in prägnanter Kürze dem Text in eckigen Klammern beigefügt. Besonders hervorzuheben ist die Aufnahme von Inschrifttexten, deren oft spröden Originalwortlaut der Verf. reizvoll zu übersetzen verstanden hat. Dem gemeinverständlichen Büchlein gebührt weiteste Verbreitung, in Volks- und Studienbibliotheken darf es nicht fehlen.

Wien. Dr. A. Gaheis.

R. Schwemer, Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Dritte Auflage. Leipzig und Berlin 1916, B. G. Teubner. 132 S. 8°. („Aus Natur und Geisteswelt“, 37. Bändchen.)

Da das vorliegende Bändchen bereits in dritter (auf dem äußeren Einbanddeckel ist fälschlich die zweite vermerkt) Auflage vorliegt, so spricht schon dies für seinen Wert. In sieben knappen, aber nichts Wesentliches außer acht lassenden Abschnitten (1. Weltbürgertum,

Fremdherrschaft und Nationalstaatsidee, 2. Restauration, 3. Liberalismus, 4. Nationale Arbeit und wirtschaftlicher Fortschritt, 5. Kirche und Staat, 6. Theokratie und Radikalismus, 7. Revolution) gibt der Verf. eine gut gegliederte Darstellung der deutschen Geschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Außer der politischen ist auch die kirchenpolitische, dann die wirtschaftliche und allgemein literarische Seite in entsprechender Breite behandelt worden. Die Einheitsidee in ihrem Ursprung, ihre Hemmungen, ihr langsames aber stetiges Vorwärtsschreiten werden ebenso wie ihre Trübungen sorgsam dargelegt und neben der innerpolitischen Entwicklung auch die auswärtigen Verhältnisse berücksichtigt. Das Büchlein wird für Zwecke einer raschen Belehrung gute Dienste leisten. Für ein tieferes Eindringen in den Gegenstand ist ihm ein allerdings recht mageres Verzeichnis der Quellen und Hilfsmittel beigegeben.

Graz. J. Loserth.

Paul Krause, Die Türkei. 469. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Leipzig-Berlin 1916, B. G. Teubner. 136 S.

Das Schwergewicht der Darstellung ruht auf der Geschichte, der Verfassung, Verwaltung, dem wirtschaftlichen Leben, der materiellen und der geistigen Kultur. Das rein Geographische wird nur kurz behandelt. Eigene Erfahrung und Beobachtung verleihen dem Gesagten besonderen Wert. Der Verf. gibt infolgedessen nicht nur ein anschauliches und fesselndes Bild der Eigenart der Bewohner und ihres Lebens, er würdigt auch maßvoll die Aussichten, die sich dem deutschen Einflusse eröffnen. „Wenn deutsche Ackerbauer zur landwirtschaftlichen Sanierung Kleinasiens gerufen und mit den nötigen Schutzgarantien angesiedelt werden sollten, so mögen sie mit ihrem bekannten Fleiß und Gottvertrauen an die Arbeit gehen. Nur sollte niemand das auf eigene Faust zu unternehmen versuchen, davor möchte ich nochmals eindringlichst warnen" ist der Rat, den er seinen Landsleuten gibt.

Wien. J. Müllner.

Berlin und seine Universität. Ein Führer für Studierende mit besonderer Berücksichtigung der Ausländer. Herausgegeben von der amtlichen Auskunftstelle an der Universität Berlin. Mit 16 Abbildungen. Berlin 1914, Weidmannsche Buchhandlung. 8°. VII und 196 S. Ladenpreis 1 M.

Wenn auch geraume Zeit bereits seit dem Erscheinen des vorliegenden Büchleins verstrichen ist (das Vorwort ist Oktober 1914 geschrieben worden, das Buch erschien somit, da bereits seit Monaten schwere Kriegszeit herrschte), sei ihm dennoch an dieser Stelle das anerkennende Wort gewidmet, das wir ihm schulden und das ihm gebührt. Inhalt und Zweck sind ja aus dem Titel bereits klar erkennbar. Es hat die Aufgabe, die vielen Neulinge, namentlich die zahlreichen Ausländer, die Berlin zu Bildungszwecken aufsuchen, mit den Einrichtungen der Universität vertraut zu machen und ihnen die Mühen langen und oft vergeblichen Suchens zu ersparen. Da aber die Universität, wie das Vorwort hervorhebt, innig mit der Reichshauptstadt verwachsen ist, wurde mit gutem Bedacht der Rahmen des Büchleins etwas weiter gespannt und auch über Berlin selbst, über staatliche, städtische, kirchliche und private Einrichtungen das Wesentliche mitgeteilt. Die neben der Universität bestehenden Hochschulen sind nur kurz erwähnt, für weitere Mitteilungen wird auf das im gleichen Verlag 1910 erschienene vortreffliche Büchlein „Berlin in Wissenschaft und Kunst. Ein akade-

misches Auskunftsbuch nebst Angaben über akademische Berufe" verwiesen.

Die Verhältnisse haben sich in der Zwischenzeit wohl in manchem geändert. Namentlich ist die Zahl der Studierenden und besonders die der Ausländer, die sich nur mehr aus den verbündeten und den wenigen neutralen Ländern einfinden, immer mehr zurückgegangen. Aber das in Anlage, Durchführung und Ausstattung (im besonderen seien die schönen Abbildungen nach Aufnahmen der königlichen Meßbildanstalt hervorgehoben) gleich gelungene Büchlein hat deshalb an Wert nichts eingebüßt. Es wird auch dem Fernstehenden willkommene Auskunft geben, die zu manchen Vergleichen mit heimischen Einrichtungen einladen dürfte, und kann daher aufs wärmste empfohlen werden; vor allem mag es anregen, sobald die Verhältnisse es gestatten, auch ein ähnliches Büchlein für Wien, das längst ein Bedürfnis ist, zu schaffen.

Nachtrag: Dieser Wunsch ist inzwischen durch ein vom vormaligen Sektionschef und damaligen Leiter des Ministeriums für Kultus und Unterricht, späterem Minister Dr. L. Cwikliński veranlaßtes Buch erfüllt worden, auf das in diesem Zusammenhang verwiesen zu werden verdient. Es ist das im k k. Schulbücherverlag Wien 1917 erschienene, mit 26 schönen Abbildungen und einem Plane von Wien versehene, trefflich ausgestattete und von dem damit betrauten damaligen Sektionsrat Ritter von Woytech gut bearbeitete Buch: „Unterrichtsanstalten, Wissenschaftliche und Kunst-Institute in Wien und Niederösterreich. Bearbeitet im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht".

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Fadrus-Biffl, Wirtschaftsgeographie von Österreich-Ungarn. 202 S., 92 Abbildungen, 8 Karten. Preis geb. 3 K 80 h. IX. Band der Hilfsbücher zur Vorbereitung auf die Bürgerschullehrerprüfung. Wien 1914, F. Tempsky.

Dieses noch in jüngster Zeit als Neuerscheinung angekündigte Werk kam im ersten Kriegsjahre heraus und diente von vornherein einem bestimmten Zwecke, der es eigentlich dem Leserkreise unserer Zeitschrift etwas ferne rückt. Immerhin verdienen der Fleiß und die Mühe der beiden rührigen Bearbeiter alle Anerkennung, ebenso die Opferwilligkeit des Verlages, der neben manchem bekannten das Wort trefflich unterstützenden Bilde auch viel Neues, oft recht Eigenartiges bot. Im allgemeinen fußt die Darstellung — welchen Anteil jeder einzelne der beiden Verfasser hat, ist nicht ersichtlich — auf gutem Studium der modernsten Literatur, oft möchte man der großen Beredsamkeit eher einen Zaum anlegen; gelegentlich unterlaufen wohl etwas schiefe Urteile. So wird z. B. S. 58 u. f. von dem „Legen der in Verfall befindlichen Bauerngüter durch die Großgrundbesitzer" gesprochen; erst in jüngster Zeit hat der Grazer Statistiker Gürtler schlagend bewiesen, daß gerade in Obersteiermark, wo diese höchst bedenkliche Entwicklung besonders stark auffällt, es nur zum geringsten Teil durch Verschuldung bewirkte Verkäufe sind, durch die die Zahl der Bauernwirtschaften dahinschwindet. Bei den gewiß begrüßenswerten, oft recht ausführlichen Lesestücken wäre die Angabe des Verfassers nicht unerwünscht; recht praktisch sind meines Erachtens die genauen, auch das ursächliche Moment betonenden Erläuterungen unter den Bildern. Die letzten 20 Seiten enthalten einen knappen Abriß der Wirtschaftsgeographie von Europa im allgemeinen, des Deutschen Reiches und der Schweiz im besonderen.

Graz. Dr. Max Hoffer.

Analytische Geometrie und Elemente der Differentialrechnung. Lehrbuch mit Aufgabensammlung für die Oberklasse von Gymnasien und Realgymnasien. Von Adolf Wildbrett, kgl. Studienrat. Nürnberg 1915, Kornsche Buchhandlung. Preis geb. 2 M.

Dieses Lehrbuch erscheint im wesentlichen als ein Auszug aus den vom Verf. für die Oberstufe der Realschulen bearbeiteten Lehrbüchern der analytischen Geometrie und der Infinitesimalrechnung. Der Verf. knüpft an die graphische Darstellung bekannter Funktionen an und formuliert die Aufgabe der analytischen Geometrie dahin, daß sie mit der Bestimmung geometrischer Örter und mit der Auffindung von Eigenschaften geometrischer Gebilde sich zu beschäftigen habe, eine Erklärung, die ihren Platz vielleicht wirksamer am Ende des Buches hätte. Nach Besprechung des rechtwinkligen Koordinatensystems werden die auf den Punkt sich beziehenden Formeln abgeleitet, wobei auch das Vorzeichen des Flächeninhaltes Berücksichtigung erfährt, und hierauf die Gleichung der Geraden mit äußerster Sorgfalt und Gründlichkeit erörtert; von der symbolischen Bezeichnung muß schon mit Rücksicht auf den knapp umgrenzten Lehrstoff Abstand genommen werden. Ebenso eingehend wird die Kreisgleichung und ihre besonderen Formen besprochen, von der Potenzlinie und vom Kreisbüschel wird nichts erwähnt. Die Kegelschnitte werden als Schnittkurven des Kreiskegels eingeführt und auf diesem Wege auch ihre Definition gewonnen, leider ohne bei dieser Gelegenheit auch auf die Leitlinien der Ellipse und Hyperbel aufmerksam zu machen. Sehr empfehlenswert, besonders für eine zusammenfassende Wiederholung, ist die gemeinsame Behandlung der Kegelschnitte, ihrer Tangentengleichungen und ihrer Konstruktionen. Im übrigen beschränkt sich auch hier das Lehrbuch auf das Wichtigste, behandelt dies aber sehr eingehend. Mustergültig ist die systematische Besprechung der drei Methoden, die zur Aufstellung der Gleichungen von geometrischen Örtern führen, denen der Verf. auch in den zahlreichen sehr sorgsam ausgewählten Aufgaben volle Aufmerksamkeit schenkt und deren Konstruktion er dringendst fordert.

Im zweiten Abschnitt wird auf 36 Seiten das Wichtigste aus der Differentialrechnung zur Sprache gebracht und vor allem auf die Anwendungsgebiete in Geometrie und Physik eingegangen; besonders gelungen ist die hübsche und instruktive Einführung des Begriffes des Differentialquotienten; von irgend welchen subtilen Untersuchungen wird natürlich völlig abgesehen.

Durch einige geschichtliche Bemerkungen, dann durch die sorgsam ausgeführten Figuren und die kaum zu übertreffende Übersichtlichkeit im Druck, endlich durch die meisterhaft klare Darstellung gebührt dem Buche eine Stelle in der Zahl der besten Lehrbücher auf diesem Gebiete.

Wien. K. Wolletz.

Bergmeister-Duport, Lehrbuch der Geometrie für Mädchen-Lyzeen und verwandte Lehranstalten. III. Teil (für die V. und VI. Klasse). Von J. B. Duport, Professor am öffentlichen Mädchen-Lyzeum des Wiener Frauen-Erwerbvereines. 3., nach dem Normallehrplan bearbeitete Auflage. Mit 72 Figuren. 90 S. Preis geb. 2 K. Deuticke, 1913.

Im ersten Teil (bis S. 49) wird die Stereometrie behandelt, und zwar, um es vorweg zu sagen, mit gutem Geschick. Die allgemeinen Lagenbeziehungen zwischen Geraden und Ebenen werden an besonderen Körperformen untersucht und anstatt der üblichen Beweise werden in geschickter Art Verschiebungen und Drehungen benützt.

Daß die Beschreibung der wichtigsten Körper nicht verknüpft wird mit ihrer Oberflächenberechnung, hat den empfindlichen Nachteil, daß lange Zeit kein Übungsmaterial (abgesehen von Netzkonstruktionen) zur Verfügung steht; denn auch anderweitige Rechenaufgaben fehlen in diesem beschreibenden Teil völlig, da ja Normal- oder Schrägrißdarstellungen nicht zur Sprache kommen. Der Eulersche Polyedersatz wird nicht abgeleitet, wohl aber an einigen Körpern erprobt und später zur Untersuchung der regulären Körper herangezogen; besser wäre es schon, ihn überhaupt beiseite zu lassen. Wünschenswert wäre ein Hinweis darauf, daß in der Formel für den Kegelstumpfmantel und in seiner Volumsformel auch die entsprechenden Ausdrücke für den Kegel und Zylinder enthalten sind, sowie der Hinweis auf die umfassende Bedeutung des Ausdruckes $m = 2 r \pi h$ (für Kugelmütze, -zone und Kugelfläche). — Die mathematischen Fachausdrücke werden richtig angewendet, nur ist es empfehlenswerter, den Ausdruck „Seite" des Zylinders oder Kegels sowie „Scheitel" eines Keiles (S. 9) zu vermeiden.

Viel weniger zusagend ist die Behandlung der Trigonometrie, vor allem hinsichtlich des Aufgabenmaterials. Die Einführung der trigonometrischen Funktionen ist recht gut, doch sollten sofort einige Aufgaben angeschlossen werden, in denen diese Funktionen Verwendung finden und die auch geometrisch inhaltsvoll sind. Doch eilt der Verf. sofort zu den Logarithmen dieser Funktionen (wobei nebeneinander die Bezeichnungen log und lg vorkommen, S. 58) und lehnt sich völlig an die vierstelligen Tafeln von Morawetz an, so daß andere Logarithmentafeln bei Verwendung dieses Lehrbuches ausgeschlossen sind. Sehr eingehend wird nun der Gebrauch dieser Tafeln geschildert und auch die auftretenden Aufgaben dienen ausschließlich diesem Zweck. Aber auch zur Auflösung des rechtwinkligen Dreieckes wird nur ein nüchternes und ödes Zahlenmaterial anstatt bedeutungs- und inhaltsvoller Aufgaben zusammengestellt; erst ganz am Ende des Buches finden sich (im ganzen) 25 solche Aufgaben, wobei ihnen durch diese Stellung die Rolle zugewiesen wird, die vorher behandelte „Anwendung der Trigonometrie auf einige praktische Aufgaben" zu illustrieren.

Der Sinus-Satz wird sehr eingehend besprochen, indem er mannigfach zur zahlenmäßigen Auflösung von Dreiecken benützt wird, doch wird die Bedeutung des konstanten Wertes $\frac{a}{\sin a}$ (gleich dem Durchmesser des dem Dreieck umgeschriebenen Kreises) nicht erwähnt. Die Ableitung der sogenannten Halbwinkelsätze und des Tangentensatzes erfolgt auf Grund geometrischer Überlegungen, da ja die trigonometrischen Formeln nicht zur Verfügung stehen.

Im einzelnen ist noch zu bemerken, daß die Bezeichnungsweise der Fig. 53 nicht zweckmäßig ist, daß das Resultat in der neunten Aufgabe (S. 87) einfacher gewonnen werden kann, indem man durch die Eckpunkte Parallele zu den Diagonalen zieht, und daß anstatt irrationell (S. 57) der übliche Ausdruck irrational vorzuziehen ist.

Wien. Prof. Wolletz.

Die Lehre von der Energie. Von Alfred Stein. Mit 13 Figuren im Text. 2. Auflage. 130 S. „Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 257. Bändchen. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. 1 M. 25 Pf.

Nach Auseinandersetzung des Energiebegriffes werden die verschiedenen Energieformen in Betracht gezogen, und zwar die mechanische Energie, die Wärmeenergie, wobei auch die Atomtheorie, die atomistische Deutung der Naturgesetze zur Sprache gebracht wird, weiters die chemische Energie unter besonderer Berücksichtigung der

Stoffwechselversuche, schließlich die elektrische und magnetische Energie. In seinen weiteren Auseinandersetzungen wird die Sonne als Energiezentrum betrachtet. Hierauf wendet sich der Verf. zur Erörterung des *Perpetuum mobile*; hiebei geht er auf die interessante Beziehung der beiden Sätze, des Energiegesetzes und des Satzes vom ausgeschlossenen *Perpetuum mobile*, des näheren ein und zeigt, daß das Energiegesetz — wenigstens zum Teil — eine Folgerung aus der Unmöglichkeit des *Perpetuum mobile* ist. Sehr bemerkenswert sind die nun folgenden Erläuterungen des Energiegesetzes als eines Erhaltungsgesetzes und die daran sich schließenden Ausführungen über den Erhaltungsgedanken. Im fünften Kapitel wird die Bewegung der Energie besprochen, welche dann erfolgt, wenn eine Potentialdifferenz vorhanden ist. Dieser Gedanke wird für mechanische, elektrische und thermische Potentialdifferenzen des näheren erläutert. Die Energiezerstreuung, welche die Energie bei ihrer Bewegung erfährt, leitet den Verf. zum Begriff der Entropie, der in sehr anschaulicher Weise dargestellt wird. In einer Schlußbetrachtung wird der Beziehung psychischer Gebilde zueinander Erwähnung getan und darauf unter anderem aufmerksam gemacht, daß ein gesetzmäßiger Zusammenhang zwischen Vorgängen der Außenwelt und dem psychischen Geschehen zweifellos besteht.

Der Verf. bemerkt, daß Ostwald annimmt, daß die Bewußtseinsvorgänge sich in Wärme umwandeln und als solche aus dem Körper austreten und daß nach dieser Auffassung die geistige Energie ein Zwischenglied zwischen chemischer Energie und Wärme ist. Das Problem könnte nur dann gelöst werden, wenn man die geistige Energie messen und für sie ein „geistiges Äquivalent" finden könnte, für welche Untersuchungen sich derzeit noch kein Weg zeigt.

Der Verf. schließt seine anregende und sehr lesenswerte Schrift mit den Worten: „Wenn man auf Grund der gegenwärtigen Erfahrung eine einheitliche Weltanschauung gestalten will, so dürfte sich dazu allerdings kaum ein geeigneterer Begriff finden als der der Energie, der unsere Auffassung vom Naturgeschehen beherrscht."

Baden bei Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Kurze Einführung in die Wunder am Sternenhimmel. Für nächtliche Wanderer, unsere Jugend und unsere Soldaten mit Rücksicht auf den Gebrauch des Feldstechers zusammengestellt von Kuno Hoffmeister, z. Z. Assistent an der Remeis-Sternwarte zu Bamberg. Mit 1 Tafel, enthaltend 3 Sternkarten und einige Abbildungen. Bamberg 1916, T. T. Tuchners Verlag. Preis 50 Pf. Als Feldpostbrief frei versendbar. 23 S.

Der Verf. schreibt im Vorwort, daß eine vor dem Feinde stehende Feldkompagnie sich als Liebesgabe einen Himmelsatlas erbat. Diese Bitte war für ihn Veranlassung, dieses kleine Büchlein zu verfassen, das sowohl den Soldaten im Felde als auch der Jugend eine Belehrung über die Wunder der Sternenwelt geben soll.

Form und Inhalt des Büchleins erfüllen dieses Ziel vollauf. Es kann allen Freunden der Astronomie und denen, die es werden wollen, bestens empfohlen werden.

Wien. S. Oppenheim.

Georg Firtsch, Tierkunde für Mädchenlyzeen. I. Teil: Säugetiere. II. Teil: Vögel, Kriechtiere, Lurche und Fische. Mit 183 Textfiguren, zwei schwarzen und 16 farbigen Tafeln, einer farbigen Karte. 202 S. 8°. A. Pichlers Witwe & Sohn, Wien.

Angenehm berühren den Pädagogen die gelungenen Wiedergaben bekannter und beliebter Meisterwerke der Malkunst, z. B. junge Katzen

(nach einem Gemälde von C. Reichert), schleichender Fuchs (nach einem Gemälde von Schmitzberger), Schwarzwild (nach Hoffmann), Rinder und Schafe bei der Tränke (nach Gauermann), Gemsen und schreiender Hirsch (nach A. Thiele), Rehe im Frühling (nach Chr. Körner), Elen in der Schneeschmelze (nach R. Friese), Retter in der Not (Esel mit Katze und Hunden, nach H. Sperling), balzender Auerhahn (nach A. Werner), Reiherkolonie an der unteren Donau (nach Dombrowski) usw. — Viele der Textfiguren sind Originale. Die neuen farbigen Tafeln sind durchwegs gut ausgefallen. — Erfreulicherweise bespricht der Verf. viel mehr Arten als sonst in den Lehrbüchern verzeichnet sind.

Am Schlusse der Klassen, Ordnungen und Familien sind die allgemeinen Merkmale zusammengefaßt. Die Übersichten über die einzelnen Abteilungen sind eine wünschenswerte pädagogische Beigabe. Firtschs Lehrbücher verdienen auch ob der meisterhaften Darstellung die weiteste Verbreitung.

Wien. Fr. Matouschek.

Allgemeine Gesteinskunde als Grundlage der Geologie. Von Doktor Ernst Weinschenk. Dritte, verbesserte Auflage. Freiburg i. Br. 1913, Herdersche Verlagshandlung.

Dieses in wissenschaftlichen Kreisen längst als vorzüglich anerkannte Werk bietet in der dritten Auflage eine Neubearbeitung der Kapitel: Verwitterung und Metamorphismus. Wohl noch nie ist alles, was die Forschung auf diesen so hoch interessanten Gebieten Neues zu Tage gefördert hat, in so umfassender und dabei klarer Weise geboten worden. Auch in den anderen Kapiteln ist überall das Neueste berücksichtigt und der oft spröde Stoff in faßlicher und anziehender Form gemeistert. Die zahlreichen ganz neuen, überaus instruktiven Abbildungen ergänzen und erläutern in glücklichster Weise den überreichen Inhalt des Buches. Diese Gesteinskunde sollte wohl in keiner geologischen Handbibliothek fehlen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dr. Ferd. Winkler, Studien über Wahrnehmungstäuschungen. Leipzig und Wien 1916, Breitenstein.

Der Verf. legt in dieser Broschüre Ergebnisse experimenteller Studien über das sogenannte Zöllnersche Muster und über die Müller-Lyersche Figur nieder, welche zu den nach Ebbinghaus schon am Ende des 19. Jahrhunderts zu dem Umfange von 40 selbständigen Arbeiten angewachsenen Erklärungsversuchen für diese Wahrnehmungstäuschungen einen neuen fügt. Es handelt sich um die Frage, ob bei der Zöllnerschen Täuschung, die sich bei der Nebeneinanderstellung von parallelen Linien, wenn sie von parallelen konvergierenden Schrägstrichen gekreuzt werden, und die bei den zwei ungleich erscheinenden Hälften der Hauptlinie der Müller-Lyerschen Figur sich zeigt, an eine Urteilstäuschung oder an eine Empfindungstäuschung zu denken sei. Der Verf. protokolliert zu diesem Behufe 24 von verschiedenen Autoren angestellte Versuche und kommt in einer auf einer ausführlichen Diskussion der Experimente aufgebauten Epikrise zu der Feststellung von drei Gruppen der an der Hand dieser Versuche gegebenen Erklärungen und Hypothesen. Zur ersten Gruppe gehören die, welche Empfindungstäuschungen annehmen (Witasek), zur zweiten jene, welche Urteilstäuschungen (Höfler), zur dritten, welche Wahrnehmungstäuschungen zur Erklärung heranziehen. Diese zuletzt genannten Wahrnehmungstheorien finden die Erklärung entweder in physiologischen Vorgängen des Sehapparates, die Augenbewegungs-

theorie und perspektivische Theorie (Wundt, Kieson, Thierry, Lehmann), oder in psychischen und psychophysischen Vorgängen. Rein psychologisch ist Benussis Auffassung der Täuschung als Produktionstäuschung. Der Verf. selbst entscheidet sich nach einer Zustimmung zu der Ablehnung der ersten und zweiten Gruppe von Erklärungsversuchen für die von Wundt als zusammenwirkend erkannten drei Hauptfaktoren beim Zustandekommen der Augenmaßtäuschungen, optischer und motorischer Funktionen und assoziativer, teils direkter, teils reproduktiver Elementarwirkungen, nur durch Feststellungen Stöhrs in der Weise modifiziert, daß er dem assoziativen Momente nur eine wenn auch nicht zu unterschätzende Nebenrolle zuweist. Ob freilich in dieser mit großem Fleiße und Akribie gegebenen Sichtung der verschiedenen Theorien der Augenmaßtäuschungen doch die Theorie der Urteilstäuschung nicht etwas zu kurz gekommen ist, möchte Ref. durch den Hinweis auf die fast gar nicht dabei berücksichtigten irrtümlichen Vergleichungsurteile bei Nebeneinanderstellung von spitzen und stumpfen Winkeln, die doch bei der Auffassung des Zöllnerschen Musters eine Rolle spielen, als erwägenwert erscheinen lassen.

Wien. Gustav Spengler.

E. Fuchs-Rüsselsheim, Monismus. Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von F. M. Schiele, V. Reihe, 10./11. Heft. Tübingen 1913, J. C. B. Mohr. Kl. 8°. 80 S. 1 M.

Soviel ist jetzt schon feststehend, daß die Monisten Ostwald und A. Drews die Einflußsphäre ihres Systems weitaus überschätzten. Jener hegte die Überzeugung, daß es die Wissenschaft selbst sei und sie allein, die an Stelle der Religion zu treten habe und allen Bedürfnissen menschlichen Geisteslebens genügen könne; dieser hingegen will eine religiöse Gedankenwelt aufbauen, die zugleich wissenschaftlich haltbar ist und dabei in viel höherem Grade noch den religiösen Bedürfnissen entspricht. Man schmeichelt sich, das Prinzip entdeckt zu haben, aus dem heraus alles, die gesamte Welt, erklärt werden könne und erklärt werden müsse. Dieses ist der Anschauung Häckels nach die Materie, während W. Ostwald als Prinzip, aus dessen Sein und Wirken die Welt restlos erklärt werden müsse, die Energie annimmt. Ihm ist die Materie nur die Erscheinungsform von Energie für unsere Sinne. Folgerichtig mußte auch die Identität von Atomen und Energien geleugnet werden. E. Fuchs setzt sich nun in sehr gründlicher Art mit Häckel (S. 10—16) und eingehender noch mit W. Ostwald (S. 16—61) auseinander. In sieben Kapiteln wird das Verhältnis der Energielehre Ostwalds zu den Geisteswissenschaften und zur Teleologie der Natur, Sprache, Kunst, Religion und zum Seelenleben und Sittlichen beleuchtet. Es ist ihm gelungen, eine Reihe von Unklarheiten im Systeme Ostwalds nachzuweisen. Die ethische Seite desselben liegt beim sogenannten „energetischen Imperativ", der uns lehren soll: „Vergeude keine Energie, verwerte sie" (S. 45). Hier setzt nun Fuchs mit großem Geschick die Kritik an — und mit Recht. Er stellt die Frage auf, ob Energieersparnis der Zweck sei, um dessentwillen man gut und edel handle (S. 46). Meines Erachtens hätte, wenn schon die Energie das ganze Um und Auf ist, noch weiter gefragt werden können, ob denn nicht Energie zu erzeugen ein höheres Prinzip ist, als sie bloß, soweit sie da ist, zu verwerten? Die Energie in uns ist nicht etwas Gegebenes, wie die ausgerechnete Leistung einer Maschine, sondern ist steigerungsfähig, wie etwa die Saite eines Instrumentes stärker oder schlaffer gespannt werden kann. Meines Erachtens bleibt hier W. Ostwald hinter den Forderungen des Christentums erheblich zurück: Dieses verlangt, die Energie zum höchsten Maße zu heben, während er sich mit einer bloßen ökonomischen

Verwertung zufrieden gibt. Die großen Männer sind für die Mit- und Nachwelt bedeutend geworden, weil sie durch ihre bis zum Höchstausmaße gesteigerte Energie bahnbrechend wirkten. Auf dem Gebiete der Erziehung würde man sehr wenig weit kommen mit dem bloßen „energetischen Imperativ“. Nebenbei sei bemerkt, daß man vom katholischen Standpunkt die Konzessionen, welche Fuchs dem Monismus macht (S. 55, 70 ff.), wird ablehnen müssen. Unberücksichtigt blieb vom Verf. ein Ausblick auf die einschlägige internationale Literatur. Diese findet sich sehr gut zusammengestellt in einem kürzlich erst in Paris erschienenen Buche: „Saulce J. B., *Le monisme matérialiste en France. Exposé et critique des conceptions de M. M. Le Dantec, B. Conta, Mlle. Cl. Royer, Jules Soury etc.* (Paris, Beauchesne, 1912). Saulce versucht, die Wahrheit eines Ausspruches des jüngst verstorbenen hervorragenden Medizin-Professors Huchard nachzuweisen: „*Pour être matérialiste, il faut être aveugle ou ivre*“. Während Häckel zugibt, daß das „Wesen der Substanz“ um so wunderbarer und rätselhafter wird, je tiefer wir in die Erkenntnisse ihrer Attribute, der Materie und Energie, eindringen, je gründlicher wir ihre unzähligen Erscheinungsformen und deren Entwicklung kennen lernen“ (S. 14), sucht J. Petzoldt in dem eben erschienenen Werke: „Das Weltproblem vom Standpunkt des relativistischen Positivismus aus historisch-kritisch dargestellt“ (2. Aufl. [Wissenschaft und Hypothese XIV], Leipzig 1912) nachzuweisen, daß es überhaupt keine Substanz gibt.

Wien. G. Juritsch.

Ausgelöste Klänge. Briefe aus dem Felde über antike Kunst von André Jolles, Leutnant der Landwehr, veröffentlicht von Ludwig Pallat. Berlin 1916. Weidmannsche Buchhandlung.

Der schrille Klang des wildesten aller Kriege wird zum gedämpften Unterton in diesen Feldpostbriefen; sie führen uns weit weg von den Häßlichkeiten unserer Zeit in ein Land von reiner Schönheit. Der weltenumfassende, weitschauende Blick eines Denkers erweckt darin die Antike zum Leben und lehrt sie uns begreifen. Wir sehen die Wunder der Baukunst erstehen, hören von den führenden Geistern altgriechischer Dichtung und den Kunsttheorien des großen Aristoteles. Briefe von allgemein ästhetischem Interesse — wie über „Kunst“ und „Stil“ — treten ergänzend hinzu.

Die soeben gekennzeichnete Art des Buches bringt es mit sich, daß wir am Inhalt nicht die gleiche, strenge Kritik üben dürfen wie an einem wissenschaftlichen Werk, dessen Grundaufgabe ist, Wahrheit zu verkünden. Hier ist nicht Wahrheit der Hauptzweck, sondern Schönheit — auch wenn sie zuweilen unwahr ist.

Manches fordert jedoch den Widerspruch selbst des mildesten Beurteilers heraus. So sind z. B. die über Eleos und Phobos vorgebrachten Gedanken ganz unmöglich. Der Verf. meint, daß das Drama wie ein reinigendes Bad (Katharsis) den Phobos durch Eleos (nach Jolles S. 75 = Versöhnung?!) ersetze. Wer jemals die berühmte Aristotelesstelle gelesen hat, weiß, daß der große Philosoph Eleos und Phobos als Mittel der Reinigung betrachtet; so steht es auch ganz richtig auf S. 67 zu lesen. Es ist daher ganz unverständlich, wie der Verf. zu seiner merkwürdigen Ansicht vom Ersatz des Phobos durch Eleos kommt. Auch mit seiner Geringschätzung der nachahmenden Kunst (S. 24) kann man sich nicht einverstanden erklären. Behauptungen wie: „Es war recht, daß das Geringere (?!) Sklave des Höheren blieb: Malerei und Bildhauerkunst Dienerinnen der Baukunst“ oder: „Alle Kunst, die nicht unsern Trieb, uns außerhalb der Natur zu stellen, befriedigt, ist Spiegelkunst oder Affenkunst oder kunstlose Kunst“ fordern zum Widerspruch heraus. Ist denn nicht eigentlich jedes Kunst-

werk, wenn nicht direkt, so doch indirekt, das Ergebnis der Naturnachahmung? Selbst ein Komponist extremster Richtung wie Arnold Schönberg, dessen Werken von vielen — ob mit Recht oder Unrecht, hat für unsern Fall keine Bedeutung — Unnatur vorgeworfen wird, bezeichnet als Wesen seiner und jeder andern Kunst die Nachahmung (Harmonielehre S. 15). Noch manches andere widerspricht unserem Empfinden; aber einem Werke, dem jede Kleinlichkeit fremd ist, ziemt keine engherzige Beurteilung.

Ludwig Pallat hat zum Geleit Dichterworte geschrieben, die zum Allerschönsten gehören, das das Buch enthält.

Wien. Dr. Richard Maux.

Programmschau.

Dr. W. M. Feichtinger, Die Rolle des Vertrauten in der klassischen Tragödie der Franzosen. 30 Seiten. Programm der k. k. Staatsrealschule im IX. Wiener Gemeindebezirke 1911/12.

Es ist auffallend, daß bisher noch niemand sich in eingehender Weise mit der Herkunft, der Bedeutung und Entwicklung der Rolle des Vertrauten im französischen vorklassischen und klassischen Drama beschäftigt hat, und daher verdient Feichtingers Versuch, die Entwicklungsgeschichte dieser Rolle zu geben, trotz mancher Lücken, die nach seinem eigenen Geständnis da und dort auszufüllen wären, die höchste Anerkennung. Der Verf. leitet die Herkunft des Vertrauten, der im französischen Drama unter verschiedenen Masken auftritt, aus mannigfachen Gepflogenheiten des griechischen sowohl als auch des römischen Theaters her und zeigt, daß die Entwicklung dieser Rolle, entsprechend der Auffassung der Neueren vom Drama, keineswegs ein Wachstum mit neuen Zweigen, neuen Farben, sondern ein Verblassen und Verdorren ist, was eben vielfach mit bewußtem Willen der Dichter zugunsten höherer Zwecke geschah. Der Verf. zeigt im folgenden die Verschiedenheit der Behandlung solcher Vertrautenrollen bei Racine und Corneille, beleuchtet mit scharfer Kritik Voltaires Wort „Ich habe meinem Volke wenigstens eine Ahnung gegeben von einem Trauerspiel ohne Liebe, ohne Vertraute, ohne Zwischenhandlungen“ und er verbreitet sich zum Schlusse über die Motivierung der Vertrautenrollen im vorvoltairischen Drama.

Wien. Dr. R. Richter.

Dr. J. Nußbaumer, Shakespeare als Schlachtenschilderer. Jahresbericht des k. k. Staats-Realgymnasiums in Linz 1915/16.

Interessanterweise haben im Jahre 1916, dem Jahre einer unter anderen Verhältnissen glanzvollen und weltumspannenden Feier von Shakespeares 300. Todestag, drei Österreicher das uns nicht gleichgültig bleibende Thema von Shakespeares Verhältnis zum Kriege beleuchtet: R. Brotanek (Prag) in seinem methodisch gegliederten Festvortrag bei der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft in Weimar: „Shakespeare über den Krieg“ (abgedr. im Sh.-Jb., 52. Bd., S. XVI ff.), Helene Richter (Wien) in einem nicht minder gründlichen, von der Bühne der Jetztzeit und der fne. Epoche gleicherweise ausgehenden Aufsatze (Sh.-Jb., 52. Bd., S. 159 ff.), dessen Ergebnisse sich vielfach mit denen Brotaneks decken, und endlich der Verf. der vorliegenden kleinen Skizze. Ihr Ziel ist, wie der Titel andeutet, bescheidener, die Ausführung nicht immer von der auch bei solcher Beschränkung wünschenswerten großzügigeren Auffassung und Übersichtlichkeit des fleißig zusammengestellten Materials. Immerhin gewinnt ein laienhafter Leser ein ungefähr

richtiges Bild der Technik der Schlachtdarstellungen in Sh.s Dramen, dem freilich eine Anzahl von Schattenvertiefungen und helleren Lichtern sehr zu statten kämen. Auch ein paar schiefe Linien müßten ausgerichtet werden: Nicht Sh.s Vorliebe für „solche [kriegerische] Stoffe" (S. 4) war und ist das Maßgebende, sondern die seines Publikums, das um 1590 und später noch Historien verlangte. Daher ist es, wenn wir deren Quellen und die der sonstigen Sh.-Dramen ins Auge fassen, auch nicht bloß „kriegerischer Aufputz" (S. 3), den wir in seinen Meisterwerken finden, sondern wesentlicher Bestandteil, über den sich freilich der Genius des Dichters weit erhob. Was N. über die Bühneneinrichtungen S. 22 f. zu sagen weiß, ist recht lückenhaft, zum Teil ganz veraltet (die Ortsangabentafel spukt wieder einmal, als ob die „Gründlinge" des Volkstheaters lesen hätten können!). Im *'trenching war'* will N. Anspielung auf Schützengräben sehen: er verwechselt sie offenbar mit Laufgräben (erstere heißen *rifle-pits!*), einen sonderbaren Lapsus begeht er, wenn er *kerns* (irische Truppen) mit „Kerntruppen" (S. 4) übersetzt, wenn er dem Birnamwald „Fichtenzweige" (S. 7) entnehmen läßt. In einem auch Schülern zugänglichen Texte stören die zahlreichen Versehen in den englischen Zitaten, so namentlich die Gedankenstriche statt Bindestrichen, die häufigen *J* statt *I* (Pronomen der 1. Person).

Graz. Albert Eichler.

P. Heinrich Birnbacher, Das Ende der Statthalterschaft Cäsars in Gallien. XXXI. Jahresbericht des k. k. Stiftsgymnasiums der Benediktiner in St. Paul (Kärnten), 1916. S. III—X.

Der kurze Programmaufsatz, der die Frage nach dem Ende der Statthalterschaft Cäsars in Gallien dahin beantwortet, daß hiefür der 1. März 50 v. Chr. anzusetzen sei, bietet im wesentlichen nur eine Wiedergabe von Hirschfelds Ermittlungen über die Sachlage. Die sonstige neuere Forschung hat der Verf. nur mangelhaft herangezogen, nebenbei bemerkt, auch höchst umständlich zitiert. Hirschfelds Abhandlungen finden sich nicht nur Klio IV 76—87, sondern auch V 236 bis 240, eine Erwiderung auf Holzapfels Darlegungen ebenda V 107 bis 116. Und diesen zweiten Aufsatz Hirschfelds hat der Verf. sichtlich schon gekannt (vgl. S. VI); übrigens hätte er Hirschfelds Arbeiten auch nach der Neuausgabe in den Kl. Schr. 310—329 zitieren können, ebenso Mommsens Aufsatz „Die Rechtsfrage zwischen Cäsar und dem Senat" nach Ges. Schr. IV 92—145. Die seither erschienene Literatur über die Frage ist ihm unbekannt geblieben; in Betracht kommt vor allem Drumann-Groebe III² 720—723 und Judeich, Rhein. Mus. 1913, 1—10. Namentlich mit dem zuletzt genannten Gelehrten, der den Endtermin der Statthalterschaft Cäsars auf den 29. Dezember 50 setzt, hätte sich der Verf. auseinandersetzen müssen. Neuerdings hat auch T. R. Holmes im Class. Quart. X (1916), 49 ff. den mißglückten Versuch Holzapfels wieder aufgenommen und die Ansicht Mommsens zu verteidigen gesucht, daß Cäsars Statthalterschaft durch die *lex Pompeia Licinia* bis zum 28. Februar 49 verlängert worden sei. Zuletzt hat sich Ed. Meyer, Cäsars Monarchie (1918), Anm. S. 157—159, mit der Frage beschäftigt.

Prag. Arthur Stein.

Prof. Dr. Bernhard Pösinger, P. Beda Planks Fluchtreise 1800/1801. Programm des k. k. Obergymnasiums der Benediktiner zu Kremsmünster 1913. 78 S.

Beda Plank, der Chronist des Stiftes, hat im Gefolge seines Abtes Wolfgang Leuthner am 17. Dezember 1800, als die Franzoseninvasion

nach der Schlacht von Hohenlinden dem Stifte nahte, die Flucht nach Wien ergriffen, von wo sie erst am 6. April 1801 wieder in Kremsmünster eintrafen. Wertvolle Schriften, Bücher und Kostbarkeiten wurden in „Küsten" verpackt nach Linz geschickt, von wo sie, wenn auch nach einigen Schwierigkeiten, zu Schiffe glücklich nach Wien kamen. — Das Tagebuch nun, das Plank während der ganzen Zeit führte, bringt keinerlei besondere Merkwürdigkeiten oder Enthüllungen, aber eine Menge kleiner Nachrichten sowohl über das Schicksal von Oberösterreich unter der französischen Okkupation wie über das Leben in Wien, die fortwährenden Gerüchte aller Art, die dort umgingen, aber auch über Kunstfragen, Musikaufführungen, Predigten u. ä., alles in einer sehr altväterischen, etwas umständlichen Weise mit manchmal recht eigenartigen Ausdrücken.

Die Schrift wurde von einem Schüler der VII. Klasse des Kremsmünsterer Gymnasiums abgeschrieben und vom Herausgeber verglichen und mit Erklärungen versehen, die im allgemeinen alles Wesentliche treffen. S. 14, Z. 2 v. u. hätte vielleicht der Ausdruck „Klassic" als „Glacis" erklärt werden sollen, S. 52, Z. 6 v. u. „Maizelsdorfervorstadt" als „Matzleinsdorf".

Teschen, Schlesien. Dr. M. v. Landwehr.

Joh. Zupanec, Elementare Behandlung einiger Integrale. Jahresbericht der k. k. 2. deutschen Staatsrealschule in Brünn 1914/15, 8⁰. 14 S.

Der Verf. glaubt, daß man beim Unterrichte der Geometrie und Physik auf der Oberstufe statt der oft umständlichen elementaren Summation von unendlich kleinen Größen besser gleich das Integrieren anwenden solle. Dies hätte aber zur Voraussetzung, daß das Differentiieren schon in der 5. Klasse durchgenommen werden müßte; da jedoch einerseits hiefür die Zeit nicht ausreicht und auch sonst Bedenken gegen die Einführung dieser höheren Rechnungen in dieser Klasse sich entgegenstellen, so hat d. Verf. sich die Aufgabe gestellt, eines der am häufigsten gebrauchten Integrale, das der Potenzgröße, ganz unabhängig von der Differentialrechnung auf elementarem Wege abzuleiten. Der Ausgangspunkt hiefür sind die Potenzsummen der natürlichen Zahlen und die bekannte Tatsache, daß man zur Bildung der Summen der 2ten, 3ten, . . ., n^{ten} Potenzen die binomische Entwicklung der 3ten, 4ten, . . ., $(n+1)^{ten}$ Potenzen heranzieht. Der Verf. meint, daß diese Methode wenig zeitraubend und selbst für schwächere Schüler leicht verständlich und anregend ist. Gefertigter ist jedoch durchaus anderer Ansicht, im Gegenteile: Dieses Verfahren vermag dem Schüler auch nicht im entferntesten eine Vorstellung von der Bedeutung des Integralbegriffes zu geben, abgesehen davon, daß man mit bedeutend geringerem Aufwande von Rechnungen diesen Begriff aus dem des Differentials auch auf dieser, allerdings noch zu frühen Stufe herleiten könnte.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Dr. A. Grünwald, Die Stülpungen unseres Raumes. I. Forts. Programm der k. k. II. deutschen Staatsrealschule in Prag-Kleinseite, 1914/15. 18 S. 7 Fig.

Der Verf. gibt zunächst eine Übersicht aller Zerlegungen einer Stülpung in Achsendrehungen und Spiegelungen an Ebenen, beziehungsweise in Schiebungen und Spiegelungen an Ebenen — je nachdem es sich um Dreh- oder Schubstülpungen handelt — und macht auf das dabei geltende Vertauschungsgesetz aufmerksam. Er bespricht sodann einige Sätze über Stülpungen, welche den Rodriguesschen Sätzen über Bewegungen analog sind; diese Sätze beziehen sich darauf, daß

jede Bewegung des Raumes durch zwei aufeinanderfolgende Drehungen um zwei (sogenannte konjugierte) Gerade ersetzt werden kann und es handelt sich dabei darum festzustellen, wie weit hinsichtlich dieser Geraden und der zugehörigen Drehungswinkel Beweglichkeit besteht. Schließlich gibt der Verf. eine Korrelation an, welche, zweimal hintereinander angewendet, die Punkte des Raumes in gleicher Weise umgruppiert, wie dies durch eine Stülpung geschieht. Recht interessant ist auch die Besprechung eines Mechanismus, durch welchen diese Korrelation hergestellt werden kann.

Damit erfährt die bereits früher besprochene Abhandlung ihre erste Fortsetzung. Sie erscheint mir nicht minder interessant als die ursprüngliche Abhandlung, erfordert aber noch ein eingehenderes Studium als diese.

Wien. O. Danzer.

Höhenberechnung zweier Sternschnuppen. Vom Gymnasialprofessor Dr. Heinrich Ducke. IX. Jahresbericht des städt. Gymnasiums in Wels für das Schuljahr 1909/10. Wels 1910. 23 S.

Der Verf. sagt, daß er die Arbeit in der Absicht unternahm, die größte Höhe über der Erdoberfläche festzustellen, in der man jemals das Aufleuchten, und die kleinste Höhe zu ermitteln, in der man das Erlöschen einer gewöhnlichen Sternschnuppe beobachtete. Er verwendet zu seiner Rechnung eine außerordentlich hohe Sternschnuppe, die im Jahre 1839, korrespondierend in Wien (alte Sternwarte) und Kremsmünster, und eine ungewöhnlich niedrige, die im Jahre 1838, korrespondierend in Wien und Baden bei Wien, beobachtet wurde. Die Beobachtungsdaten zu beiden entnimmt er den Annalen der Sternwarte in Wien, I. Folge, Band 19 und 20. Für die Höhe der ersten Sternschnuppe findet er für den Anfang der Erscheinung 369 *km*, für das Ende 304 *km*, für die zweite Sternschnuppe entsprechend 32 und 16 *km*.

Die zur Höhen- und Bahnberechnung notwendigen mathematischen Formeln sind in der Arbeit des Verf.s richtig und klar entwickelt, so daß es anderen nicht schwer fallen dürfte, nach ihnen die Berechnung anderer Sternschnuppenhöhen durchzuführen.

Wien. S. Oppenheim.

Jos. Heinr. Schweidler, Beiträge zur systematischen Bedeutung der Cruciferen-Idioblasten. Programm Gymnasium Cilli, 1916, 12 S.

Auf Grund des Vorkommens von Myrosinzellen bei Kernera Med. rechnet Verf. K. saxatilis Rchb. zu dem Verwandtschaftskreise von Armoracia und Cochlearia und erblickt in K. alpina Pott. einen Vertreter der selbständigen Gattung Rhizobotrya Tausch., welche — auch in den Honigdrüsen und in der Fruchtbildung — nähere Beziehungen zu den Capsellineen aufweist. Petrocallis fenestrata Boiss. ist hetero-, P. Pyrenaica R. Br. endoidioblastisch; danach wäre erstere Art aus der Gattung auszuscheiden. Von der Gattung Sisymbrium L. (sens. lat.) sind die Arten S. Sophia L. und S. Thalianum Gaud. als endoidioblastisch von der typisch heteroidioblastischen Gattung Sisymbrium (sens. strict.) zu trennen und vorläufig beide in die Nähe von Cardaminopsis zu stellen.

Aus der vorliegenden und den beiden vorangehenden Arbeiten des Verf.s (1905, 1911) läßt sich mit Sicherheit darauf rechnen, daß „noch so manche der heutigen Gattungen, insbesondere die größeren, in ihrer Zusammensetzung aus systematisch ungleichartigen Arten erkannt werden wird. Doch wird sich dies und damit eine tiefere Einsicht in die wirklichen Verwandtschaftsverhältnisse der so überaus schwierigen Cruciferen-

familie nur durch eine eingehende Untersuchung der Eiweißzellen nicht nur von möglichst vielen Gattungen, sondern auch von möglichst zahlreichen, insbesondere habituell verschiedenen Arten derselben Gattung erarbeiten lassen".

„Auffallende vegetativ-morphologische Verschiedenheiten können geradezu als Richtschnur dienen. Das ist aus den hier behandelten Fällen deutlich zu ersehen. Bei Sisymbrium und Petrocallis gibt die Behaarung die morphologische Trennungslinie an. Die heteroidioblastischen Sisymbrium-Arten besitzen einfache, unverzweigte, die endoidioblastischen gabelige (Stenophragma) oder verzweigte Haargebilde (Sophia). — Petrocallis Pyrenaica ist kahl, P. fenestrata durch einfache Wimperhaare ausgezeichnet. So sehr es demnach verfehlt sein mag, die Behaarung zum Haupteinteilungsgrund für die Cruciferenfamilie (Prantl, in ‚Natürl. Pflanzenfam.') zu machen, so steckt doch, wie man sieht, ein durchaus richtiger Kern in diesem Vorgehen, dem nur durch anatomische Untersuchungen die natürlichen Grenzen gesteckt werden müssen."

Durch Heranziehung auch des Stengels zu den früheren anatomischen Untersuchungen an den Blättern gelangt der Verf. zu dem auffallenden Ergebnisse, daß zahlreiche für exoidioblastisch aufgefaßte Arten sich hinsichtlich der Verteilung der Myrosinzellen in ihrem Stengel als heteroidioblastisch darstellen. So alle untersuchten Orthoploceen, bei welchen — namentlich bei den vollsaftigen — die Feststellung von Leitbündelidioblasten und von solchen in der Stengelrinde vollkommen sicher ist. Einige Zurückhaltung erfordern die Gattungen Arabis und Schievereckia. In der Verteilung und in der Gestaltung der Myrosinzellen stimmen Sisymbrium und Chamaeplium, welche mit manchen Brassiceen eine auffallende habituelle Ähnlichkeit besitzen, mit den Brassica- und Sinapis-Arten durchaus überein.

Sollte sich die Vermutung, daß Pflanzen mit Mesophyllidioblasten stets auch Leitbündelidioblasten führen, in der Folge bewahrheiten, so würden die Cruciferen diesbezüglich überhaupt nur in die zwei Gruppen der Endo- und Heteroidioblastae zerfallen, während die Exoidioblastae zu verschwinden hätten.

Schließlich wird auf die Affinität mit den Papaveraceen, Cupparideen und Fumariaceen auf Grund analoger Vorkommnisse von Sekretorganen in ihren Geweben hingewiesen.

Dz. Graz. R. Solla.

Zdenka Žižka, Kurzer geschichtlicher Überblick über Mädchenerziehung. 10. Jahresbericht des Mädchenlyzeums der Stadt Znaim. Schuljahr 1914/15. 6 S.

Das Thema konnte in der kurzen Abhandlung natürlich nur in den allgemeinsten Umrissen erörtert werden, was aber nicht hinderte, daß sich darin eine Reihe zwar weit verbreiteter, aber darum nicht minder bedauerlicher Irrtümer findet. Die Besprechung des Altertums ist gänzlich verfehlt. Der Besuch der Rabbinenschulen durch Mädchen war nicht, wie es nach der Darstellung der Verfasserin erscheinen muß, etwas Gewöhnliches, sondern eine Ausnahme, wie es solche ja in den griechischen Philosophenschulen bekanntlich auch gegeben hat; allerdings wird für die Griechen die Berücksichtigung dieser „Ausnahmen" abgelehnt. Daß aber bei den Römern der Schulbesuch der Mädchen etwas ganz Gewöhnliches war, scheint der Verfasserin unbekannt geblieben zu sein. Daß sich bei den Germanen die Frau höherer Achtung erfreute, wird überraschenderweise damit begründet, daß die Germanen die Sklaverei nicht gekannt hätten. Die Behandlung der späteren Zeiten weist zwar so krasse Fehlgriffe nicht auf, aber Unklar-

heiten und unberechtigte Verallgemeinerungen finden sich darin auch. Zwischen der Bildung der höheren und der niederen Stände, zwischen formaler Bildung und praktischer Ausbildung wird viel zu wenig unterschieden und ein richtiges Urteil dadurch unmöglich gemacht. Unklar und teilweise unrichtig ist auch die Darstellung der Ziele, denen die Frauenbewegung zustrebt. So gut es die Verfasserin gewiß gemeint hat, läßt sich doch nicht verkennen, daß mit Arbeiten wie die vorliegende der guten Sache wenig gedient ist; man liefert damit nur deren Gegnern billige Waffen.

Wien. Dr. Henriette Siess.

Josef Laschek, „Die Wandervogelbewegung. Eine Würdigung und Wertung derselben.“ Brünn, Landes-Oberrealschule, 1914.

Unter dem bescheidenen Titel „Die Wandervogelbewegung“ streift der Verf. auf nur neun Seiten die gesamte Erziehung und Bildung der heranwachsenden Mittelschüler. Auf diesen wenigen Seiten sagt er aber mehr als viele andere in weitschweifigen Büchern. Ich müßte den größten Teil seiner Arbeit wörtlich anführen, wollte ich Proben seiner trefflichen Ausführungen geben. Infolgedessen kann ich nur das eingehende Studium dieser kurzen, aber inhaltsreichen Schrift bestens empfehlen, die von außerordentlicher Liebe zu den heranwachsenden Geschlechtern getragen ist, mit dem Ziele: Erziehung einer freien, hochsinnigen, kräftigen und wahrhaft österreichisch fühlenden Jugend.

Wien. Max Guttmann.

Prof. Karl Hahndel, „Unser Schulausflug“. Kremsier. Deutsche Landesoberrealschule. 1914.

Die kleine Arbeit vermehrt die stattliche Zahl der bisher von Professoren während des Schuljahres veranstalteten Schülerreisen um eine. Sie hätte an Wert durch Anführung der bisher in Mittelschulkreisen durchgeführten Schülerreisen gewonnen.

Wien. Max Guttmann.

Jahresberichte 1916/17.

Erzherzog Rainer-Realgymnasium im II. Bezirke Wiens. — Staatsgymnasium im III. Bezirke Wiens. — Staatsgymnasium im XVIII. Bezirke Wiens. — Staatsgymnasium in Salzburg. — Staatsrealschule in Salzburg. — Staatsrealgymnasium in Villach. — Staatsgymnasium in Gottschee. — Staatsgymnasium mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau. — Staatsoberrealschule in Troppau. — Staatsrealschule in Jägerndorf. — Kronprinz-Rudolf-Gymnasium in Friedek.

Sämtliche aufgezählte Anstalten beschränken sich darauf, in ihren Jahresberichten des bez. Schuljahres meist ganz kurze, stets sehr warm gehaltene Nachrufe auf Kaiser Franz Josef I. zu bringen. Daneben finden sich noch gelegentlich Verzeichnisse und Nachrufe der gefallenen ehemaligen Schüler oder Lehrer der Anstalt. Wissenschaftliche Programmarbeiten fehlen bis auf eine kurze, nur eine Seite umfassende Zusammenstellung der Mittelwerte meteorologischer Elemente für 1916 im Jahresberichte der Troppauer Realschule von Prof. Dr. F. Kneifel.

Wien. B. Imendörffer.

Nekrolog.

Richard Cornelius Kukula †.

Am 6. April l. J. starb in Graz der ordentl. Professor der klassischen Philologie an der dortigen Universität Dr. R. C. Kukula. Mit ihm ist ein berufener Vertreter seines Faches auf der Höhe wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit aus dem Leben geschieden.

Geboren am 25. März 1862 zu Laibach, besuchte er das Untergymnasium in Linz a. D., die Oberklassen am deutschen Gymnasium in Prag-Neustadt, studierte in Prag und in Wien klassische Philologie und wurde hier am 22. Juli 1885 zum Doktor der Philosophie promoviert. Nach Ablegung der Lehramtsprüfung wirkte er als Supplent in Klagenfurt, als wirklicher Gymnasiallehrer in Brünn, schließlich als Professor am Sophiengymnasium in Wien, an welcher Anstalt er besonders den französischen Unterricht in den Oberklassen musterhaft organisierte und erteilte.

Doch Neigung und Begabung wiesen Kukula auf die akademische Laufbahn. Nachdem er auf längeren Studienreisen in Italien, Frankreich, Belgien und Deutschland Material für größere wissenschaftliche Arbeiten gesammelt hatte, habilitierte er sich 1904 für klassische Philologie an der Wiener Universität, wurde schon ein Jahr darauf als Extraordinarius nach Graz berufen und 1909 zum Ordinarius seines Faches ernannt. Als solcher war er ein volles Jahrzehnt lehrend und forschend mit bestem Erfolge tätig, bis ihn der Tod zu früh für die Wissenschaft von seinem Posten abberief.

Kukula war ein äußerst anregender akademischer Lehrer. Seine ein großes Gebiet, namentlich der lateinischen Philologie, umspannenden Vorlesungen waren durch Klarheit nicht weniger ausgezeichnet als durch Gediegenheit und die mit Sicherheit geleiteten seminaristischen Übungen eine Quelle der Belehrung und Förderung für eine zahlreiche Hörerschaft.

Auch als Forscher betätigte sich Kukula mit Vorliebe auf dem Gebiete des Lateinischen. Besonders das augusteische Zeitalter und die Kaiserzeit zogen ihn an. Eindringend befaßte er sich mit Horaz, der schon Gegenstand seiner Dissertation gewesen war, ebenso mit Vergil, vornehmlich mit dessen kleineren Gedichten. Beiden zugleich gilt seine „Römische Säkularpoesie" (1911), in der zu einem vielumstrittenen Problem unter Aufwand großer Gelehrsamkeit Stellung genommen wird. Auf gründlichen handschriftlichen Studien beruht seine Textausgabe der Briefe des jüngeren Plinius (zweite Auflage 1912). An sie schließt sich als Doppelbändchen einer im Verein mit H. Schenkl geleiteten Sammlung von „Meisterwerken der Griechen und Römer in kommentierten Ausgaben" eine trefflich erläuterte Auswahl ausgewählter Pliniusbriefe. Daß diese in den Kanon des lateinischen Schullesestoffes aufgenommen wurden, ist wesentlich Kukulas Verdienst. Wertvoll ist ferner eine Arbeit über den griechischen Apologeten Tatian. Auch zahlreiche Aufsätze und Rezensionen, die Kukula in den Fachzeitschriften, so auch in unserer, veröffentlichte, zeigen von der Weite seines Interessenkreises und dem Umfange seines Wissens. Andauerndes Interesse für die Mittelschule, besonders für das humanistische Gymnasium, bekundet das im Bunde mit E. Martinak und H. Schenkl herausgegebene, vielbeachtete Buch „Der Kanon der altsprachlichen Lektüre am österreichischen Gymnasium" (1906). Die Ausführung mehr als einer schon vorbereiteten oder geplanten Arbeit hat sein jäher Tod verhindert, so die Teilausgabe des Augustinus für die Wiener Akademie, einen wissenschaftlichen Kommentar zu den Epoden des Horaz, eine umfangreiche Abhandlung über den Satiriker Persius u. a. m.

Mit Kukula ist nicht nur ein beliebter Lehrer und echter Forscher, sondern auch einer der besten und liebenswürdigsten Menschen dahingegangen. Edelsinn und Herzensgüte machten ihn bei Amtsgenossen, Schülern und Freunden gleich beliebt. Nie erlahmender Pflichteifer und hingebungsvolles Wirken für Amt und Wissenschaft brachten ihm die Hochschätzung aller, die ihm näher traten. Ehre seinem Andenken!

Graz und Mödling. J. Mesk und J. Wiesner.

Berichte.

Bericht über die Enthüllung des K. Schenkl-Denkmals.

Im Sommer des Jahres 1911 bildete sich ein aus Universitätsprofessoren und Schulmännern bestehendes Komitee, um dem am 20. September 1900 verstorbenen Professor der klassischen Philologie an der Universität in Wien, Hofrat Dr. Karl Schenkl, der sich während eines langen, arbeitsreichen Lebens große Verdienste um Wissenschaft und Schule erworben hatte, im Arkadenhof der Wiener Universität ein Denkmal zu setzen. Ein vom Komitee an die Freunde und Schüler Schenkls gerichteter, auch in dieser Zeitschrift LXII (1911) S. 863 f. abgedruckter Aufruf hatte einen erfreulichen Erfolg, indem in wenigen Monaten an Beiträgen so viel einlief, daß die Errichtung des Denkmals als gesichert gelten konnte. Das Komitee betraute nun den Professor an der Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums, Regierungsrat Stephan Schwartz, mit der Aufgabe, für das zu errichtende Denkmal einen Entwurf herzustellen, und der Künstler schuf nach einiger Zeit ein Modell, das die Billigung des Komitees wie auch der artistischen Kommission des Akademischen Senats fand. Das Denkmal, ein 97 *cm* hohes und 67 *cm* breites, in Bronze gegossenes und ziseliertes Hochrelief, war bereits im Jahre 1914 vollendet, aber die Aufstellung mußte infolge der Hindernisse, die der Krieg mit sich brachte, immer wieder hinausgeschoben werden. Als endlich im Frühjahr 1919 die Enthüllung ernstlich in Erwägung gezogen werden konnte, stellte es sich heraus, daß infolge der außerordentlich gestiegenen Teuerung die vorhandenen Mittel zur Bestreitung der Kosten der Aufstellung nicht genügen würden. Ein Zuschuß des Staatsamtes für Inneres und Unterricht sowie eine namhafte Spende einer Tochter Schenkls halfen über diese Schwierigkeit hinweg und im Frühsommer waren alle Vorbereitungen soweit getroffen, daß die feierliche Enthüllung auf den 27. Juni angesetzt werden konnte.

Zur Feier, die an diesem Tage um 12 Uhr mittags im kleinen Festsaale der Universität stattfand, erschien eine größere Zahl von Festgästen, so u. a. als Vertreter des Herrn Unterstaatssekretärs für Unterricht der Sektionschef Dr. Karl Kelle mit den Ministerialräten Doktor Leithe und Dr. Fritsch, von der Familie die Tochter des Gefeierten Frau Marianne Schrutka-Rechtenstamm und der seither verstorbene Sohn Prof. Dr. Heinrich Schenkl, der die einst von seinem Vater innegehabte Lehrkanzel einnahm, mit Gemahlin und Söhnen, zahlreiche Universitätsprofessoren und Freunde des Gefeierten, die Mitglieder des Komitees, viele Schulmänner und eine große Anzahl von Studierenden.

Eröffnet wurde die Feier durch einen Chor des Akademischen Gesangvereines. Hierauf begrüßte der Rektor der Universität Professor Dr. Fr. Becke die Erschienenen und hielt eine Ansprache, in der er mit warmen Worten der großen Verdienste gedachte, die sich Schenkl in seiner langen Wirksamkeit als Lehrer und Forscher erworben hatte. Dann hielt der Professor der klassischen Philologie an der Universität Graz, Dr. Josef Mesk, ein Schüler Schenkls, die Festrede.

„Im Arkadenhof der Wiener Alma mater," so begann der Redner, „erhebt sich, von Künstlerhand geschaffen, heute von grünenden Blattpflanzen umgeben, das Denkmal Karl Schenkls, ein Zeichen der Dankbarkeit für die großen Verdienste des Gelehrten um Wissenschaft und Schule. Am Tage der festlichen Enthüllung des dem Andenken des hochverehrten Mannes geweihten Denkmals, der dieser Universität die beste Zeit eines langen Lebens voll Arbeit und Erfolg gewidmet hat, ziemt es sich, die Summe dieses Lebens zu ziehen und neben das Kunstwerk, das seine äußere Erscheinung wiedergibt, das Bild seiner Persönlichkeit zu stellen. Schenkls Tätigkeit an der Wiener Universität bedeutet den Höhepunkt seines Schaffens, nicht als ein Werdender, als ein Gewordener, ein Fertiger, in seiner Vollkraft wurde er an sie berufen, ihr gehörte er bis zu seinem Scheiden aus dem Lehramte an (1875—1898).

Als er den Ruf an die erste Universität des früheren Kaiserreiches erhielt, lag schon eine Fülle gedeihlicher Arbeit hinter ihm, als Gelehrter von anerkannter Bedeutung trat er das Erbe Johannes Vahlens an. Begabung, verbunden mit unermüdlichem Fleiß, hatten ihn diese Höhe erreichen lassen."

An diese Einleitung schloß sich eine eingehende Darstellung von Schenkls Leben und umfassender Tätigkeit als Forscher und akademischer Lehrer, die in folgende Worte ausklang: „Die Würdigung des Forschers, besonders aber die des akademischen Lehrers hat sich von der des Menschen nicht ganz trennen lassen; tritt doch die Persönlichkeit dessen, der den Boden der Wissenschaft bestellt und seine Früchte anderen vermittelt, in ihrer Eigenart dabei mittelbar oder unmittelbar zu Tage, so daß, um sein Bild abzurunden, nur die um einige Züge vermehrte zusammenfassende Betrachtung der Eigenschaften erübrigt, die K. Schenkl die Hochschätzung, Verehrung und Anhänglichkeit aller erworben haben, die ihm als Kollegen, Freunde oder Schüler näher getreten sind. Ein glänzendes Gedächtnis und unerschöpfliche Arbeitskraft haben Schenkl die Erwerbung reicher Kenntnisse, umfassenden, gründlichen Wissens ermöglicht, aber unermüdlicher Fleiß und eherne Ausdauer unterstützten die Verwertung dieser Gaben. Sein Wissen zur Schau zu stellen, lag seinem bescheidenen Wesen fern. Die vielfachen Obliegenheiten seines Amtes versah er mit vorbildlichem Eifer und größter Pflichttreue. Von dem Ernste wissenschaftlicher Forschung durchdrungen, verstand er es, den gleichen Geist auch in seinen Schülern zu wecken; die Gewissenhaftigkeit seines Wesens kam hier in nachdrücklicher Betonung der für den Philologen unerläßlichen Akribie zum Ausdruck, deren Muster er selber war. Ein gerader und aufrechter Sinn und zielbewußtes Festhalten an dem als richtig Erkannten gingen mit liebenswürdigen Umgangsformen Hand in Hand. Freundlichkeit und Herzensgüte waren tief in seiner Natur verankert und bildeten hervorstechende Züge seines Charakterbildes. Für Wünsche und Anliegen aller, namentlich aber seiner Hörer, hatte er stets ein offenes Ohr. Auch außerhalb der Universität, in seiner Wohnung, war er stets bereit, sie durch wertvolle Ratschläge und ohne Rücksicht auf den Zeitverlust auch durch eingehende Anleitung zur Ausführung wissenschaftlicher Arbeiten zu fördern; auch Bücher aus seiner großen Bibliothek lieh er aus. So erklärt sich die allgemeine Beliebtheit und Verehrung, deren er sich erfreute.

Das ist in engem Rahmen das Bild des Mannes, dessen Andenken wir heute ehren. Wenn ein Leben voll Arbeit das glücklichste ist, das dem Menschen beschieden sein kann, so hat K. Schenkl dieses Glück genossen, erhöht durch den Erfolg. Er war kein weltabgewandter Gelehrter, er speicherte kein totes Wissensgut auf, sein Wissen und Können war lebendig und trug segensreiche Frucht. Darum ist auch sein Bild lebendig geblieben in der Erinnerung aller, die ihn gekannt

haben, und aus dem ehernen Rund blickt sie ein wohlbekanntes Antlitz an. Denen aber, die ihn nicht persönlich gekannt haben, soll das wohlgetroffene Bildnis, das sich nun an die lange Reihe der Denkmale hervorragender Lehrer der Wiener Universität schließt, das aus seinen Werken gewonnene Bild des Forschers und Gelehrten durch das des äußeren Menschen ergänzen. Für uns alle, die wir noch vom verhallenden Donner des Weltkrieges umgrollt sind, bedeutet die heutige Feier in trüber Zeit mit der Erinnerung an K. Schenkl zugleich die Erinnerung an eine lichtere Vergangenheit, an ungestörte und ungehemmte wissenschaftliche Arbeit und es drängt sich der Wunsch und die Hoffnung auf die Lippen, daß jene Tage beglückenden friedlichen Schaffens wiederkehren, daß endlich wieder aus Wolken die Sonne hervorbrechen möge."

Nach dieser mit großem Beifall aufgenommenen Rede wurde dieser Teil der Feier mit dem schwungvollen Vortrag des *Gaudeamus* durch den Akademischen Gesangverein abgeschlossen und die Gäste begaben sich in den Arkadenhof, um das Denkmal zu besichtigen. Als Aufstellungsort hatte das Komitee ursprünglich den Pfeiler gegenüber dem Arlt-Bildnis (nahe dem Hartel-Denkmal beim Aufgang zur Bibliothek) in Aussicht genommen. Auf den Wunsch des Künstlers, der der Meinung war, daß dieser Platz wegen der wenig günstigen Beleuchtung das Denkmal nicht zur vollen Wirkung kommen ließe, wurde mit Zustimmung der artistischen Kommission des akademischen Senates die dem Tageslichte ganz zugekehrte Seite des nächsten Pfeilers gewählt. Dort versammelten sich die Festgäste um das bereits enthüllte Bildnis, das mit zahlreichen schönen Blumenspenden geschmückt war. Das wohlgelungene Denkmal stellt den markanten Kopf Schenkls nach rechts schauend sehr getreu und natürlich dar und trägt darunter folgende Inschrift:

CAROLVS SCHENKL
NATVS MDCCCXXVII MORTVVS MDCCCC
PROFESSOR PHILOLOGIAE CLASSICAE
IN HAC VNIVERSITATE
A SAECVLI VNDEVICESIMI ANNO LXXV
VSQVE AD ANN· XCVIII·

Alle Erschienenen spendeten dem Bildnis sowohl wegen seiner künstlerischen Ausführung als auch wegen seiner außerordentlichen Lebenswahrheit reichen Beifall und dem anwesenden Künstler wurde von allen Seiten lebhafte Anerkennung zu teil.

Damit fand die einfache, aber würdige und eindrucksvolle Feier ihren Abschluß.

Wien. G. Heidrich.

Bericht über die Tätigkeit des Wiener Neuphilologischen Vereines im Jahre 1918.

Das Vereinsjahr eröffnete der Vorsitzende Prof. Luick mit einem Nachruf auf Dir. Anton Stangl. Den Vortrag in der Jahresversammlung hielt Prof. Much. Er sprach über den gemeingermanischen Gott Heimdall-Rig als den für den steten Aufstieg der niederen in die höheren Stände tätigen Schöpfer der physischen Bedingungen der Zeugung und brachte seine von Meyer, Golther und von der Leyen verschiedene Deutung auch mit den Beigaben und Beinamen der Gottheit in Einklang. Darauf wurden die Proff. Ettmayer, Kraus und Brecht in den Ausschuß gewählt, Prof. Becker zum Ehrenmitglied ernannt.

Im Februar zergliederte Prof. Jellinek die gewöhnlich romantisch genannte Auffassung von Mythologie, Sage und Volksdichtung: das kollektive Schaffen bei Giambattista Vico, *Principi di una nuova scienza* 1725, Herders Naturdichter, Jakob Grimms Natur- und Kunstpoesie,

Wilhelm Grimms Unterscheidung des Standes der Volks- und Kunstdichter durch Stoff und Stil, Bildung und Verhältnis zur Reflexion, endlich Steinthals Abhandlung über das Epos. Im März führte Dozent Spitzer die Ansichten von Alfredo Trombetti, *L'unita d'origine del linguaggio* und *Come si fa la critica di un libro*, über den Ursprung der Sprachen auf die von Schuchardt vom Standpunkt der Biologie bekämpfte Stammbaumtheorie Schleichers zurück und kam zu dem Schlusse, daß sich weder Mono- noch Polygenese aus den Zeugnissen der Sprache ermitteln läßt. Tags darauf zeigte Prof. Eichler an der Hand zahlreicher Diapositive, wie phantastisch und willkürlich die Baconianer, insbesondere Alfred von Weber-Ebenhof in „Bacon, Shakespeare, Cervantes" Urkunden aller Art verwerten. Über Antrag des Vorsitzenden Prof. Luick wurde im Anschluß an den Vortrag eine Verwahrung gegen die Angriffe der Baconianer auf die Shakespeare-Philologie und ihre berufenen Vertreter einstimmig beschlossen. Im April gab Prof. Latzke eine Darstellung des von Faustischem Drang erfüllten Lebens von Ignaz Aurelius Fessler auf Grund seiner durch die Art der Bearbeitung des geschichtlichen Stoffes wichtigen Schriften, die von der Aufklärung zur Romantik führen, und wenn auch ohne bleibende Wirkung auf die Zeitgenossen noch heute als Vorläufer der Meißner, Stifter usw. bedeutend sind. Im Mai hielt Prof. Toth einen Vortrag unter dem Titel: „Ein Frauenschicksal des französischen 18. Jahrhunderts Mme. d'Epinay". Im Juni beleuchtete Frau Dozent Richter die beiden Hauptgestalten in Chrestiens Ivein von einer neuen Seite. Es zeigte sich, daß beide zu Beginn der Dichtung sehr weit von dem Ideal der damaligen Moderne entfernt, in ihrem Verlauf sich demselben stufenweise nähern, bis Iwein bei der größten Bescheidenheit und Laudine bei herablassender Gleichgültigkeit und kalter Hoheit anlangt. So erschien Chrestiens Kunst in der Stoffgestaltung gegenüber dem keltischen Owein und Hartmanns Iwein in vollem Licht. Im Oktober folgte Prof. Brandl den Spuren des Stoffes der durch den Haß der Eltern getrennten Liebe der Kinder von vorgeschichtlicher Zeit bis zur Bildung der eigentlichen Romeosage durch Vereinigung der Trennungs- und Schlaftrunkgeschichte, die 1576 von Guardato Masuccio, genannt Salernitano, in zeitgenössisches Kleid gehüllt, sich bis auf Shakespeare nur mehr in Einzelheiten ändert und vertieft. Im November empfahl Dr. Hans Pollak neben der Zweiteilung in durative und perfektive Zeitwörter für jene, die einen zeitlich begrenzten, aus verschiedenen Handlungen bestehenden Verlauf darstellen, ohne eine derselben lebhafter zu vergegenwärtigen, den Ausdruck Terminata. Besonders verwies er auf eine Gruppe durativer Zeitwörter, die zu ingressiven, den Eintritt eines Geschehens bezeichnenden perfektiven werden können, wobei der emotionelle Akzent eine Rolle spielt. Im Dezember besprach Prof. Pollak die Bearbeitungen und Übersetzungen von Hartmanns Iwein im 15. Jahrhundert: Ulrich Fueterers Buch der Abenteuer, aus der Zeit der Aufklärung: Michaeler, Myller und Halem, an dem sich ein Aufsatz mit Übersetzungsproben schließt, als dessen Verfasser der Vortragende den Kasseler von Schlieffen nachweist, und endlich nach dem Beginn wissenschaftlicher Beschäftigung: Baudissin, Friedrich Kurz und Stecher. Zum Schluß las der Vortragende Abschnitte aus einer eigenen Übersetzung.

Wien. Dr. Rudolf Sonnleithner.

Von der Schriftleitung am 12. September 1920 erledigt.

Zeitschriftenschau.

Beiblatt zur „Zeitschrift für die deutschösterreichischen Gymnasien". Nr. 31.

I. Österreichische Mittelschule. Gemeinsame Zeitschrift der Vereine „Mittelschule" und „Die Realschule" in Wien sowie „Bukowiner Mittelschule" in Czernowitz. Schriftleiter: Prof. Dr. Rudolf Richter in Wien. XXXI. Jahrgang. Wien, Alfred Hölder, 1917.

II. Heft: *Kriegsgedenkblätter* (S. 129—134). Die Zahl der auf dem Felde der Ehre gefallenen Standesgenossen hat bereits die Zahl von 160 erreicht und 448 sind bisher Allerhöchste Auszeichnungen zu teil geworden. — Dr. *Gustav Rohrauer:* Zur Methodik des Unterrichtes in der analytischen Geometrie. Dem Verf. scheint die Gefahr nahe zu liegen, daß der Betrieb der analytischen Geometrie mehr oder minder in mechanisches Rechnen ausarte, das sich nach dem Muster einiger gedrillten Schimmelbeispiele abwickelt, ein Betrieb, der allerdings gerade den schwachen Schülern behage, aber wenig wahren Unterrichtsgewinn bringe. Er sucht sonach zu zeigen, welche Auswahl des Lehr- und Aufgabenstoffes vom methodischen Standpunkt erwünscht wäre und wie und wann gewisse Abschnitte zu behandeln wären, um zu einem gedeihlichen Ziele zu kommen (S. 135--146). — Dr. *Rud. Böhm:* Bericht über einige literarische Erscheinungen, die auf das Realschulwesen Bezug haben. Um zu erweisen, wie ungerechtfertigt es sei, wenn man in der Tatsache, daß in der Realschule, namentlich beim naturgeschichtlichen Unterrichte, auf die Verwertbarkeit und den Nutzen naturwissenschaftlicher Entdeckungen und Erfindungen hingewiesen wird, eine Gefahr oder doch eine Hemmung in dem Streben findet, hohe sittliche Werte in den Schülern groß zu ziehen, oder gar meint, daß der stete Hinweis auf die Verwertbarkeit und Nutzbarmachung naturwissenschaftlicher Kenntnisse gleichbedeutend sei mit dem Hervorrufen und Großzüchten eines rechnenden, klügelnden, abwägenden Nützlichkeitssinnes, der ganz im Banne des eigenen Ichs steht, bietet der Verf., veranlaßt durch den Aufsatz Haupts im Julihefte 1915 der „Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen" „Der sittliche Hochwert des humanistischen Gymnasiums vor den anderen Mittelschultypen oder Schularbeits- und Hausarbeitsmethode" eine kurze kritische Betrachtung der Frage, welchen Wert und welche Bedeutung der stete Hinweis auf die praktische Verwertbarkeit in den Unterrichtsgegenständen der Realschule, ganz besonders in den naturwissenschaftlichen, habe (S. 141—146). — *Vereinsnachrichten* (S. 147—160). — *Literarische Rundschau. a)* Sammelberichte. Dr. *Witlaczil:* Zur Erdgeschichte (S. 161—164). — Prof. *Wolletz:* Neue Bücher mathematischen und physikalischen Inhaltes (S. 165—168). — Dr. *Emil Sofer:* Jugendschriften (S. 168--171). — Dr. *Rud. Richter:* Jugenderziehung und Jugendpflege (S. 171—173). — *b)* Einzelberichte (S. 173—189).

Brünn. St. Schüller.

II. **Volkserziehung.** Nachrichten des Deutschösterreichischen Unterrichtsamtes. Redigiert im Deutschösterreichischen Unterrichtsamt. Erscheint am 1. und 15. jedes Monats. Amtlicher und pädagogischer Teil. — Bezugspreis für beide Teile jährlich 20 K, für beide Teile pro Stück 1 K, für den pädagogischen Teil allein jährlich 6 K, für den pädagogischen Teil allein pro Stück 50 h. — Verlag des Deutschösterreichischen Unterrichtsamtes. — Zu beziehen bei der Drucksortenabteilung des Schulbücherverlages in Wien, VIII., Lerchenfelderstraße 54/56.

Das „Verordnungsblatt für den Dienstbereich des Deutschösterreichischen Staatsamtes für Unterricht" erschien am 15. April d. J. zum erstenmale unter dem Titel „Volkserziehung"; die Namensänderung sollte mit ein Sinnbild sein für den neuen Geist, der in die Amtsräume auf dem Minoritenplatz seinen Einzug gehalten hat. Am 1. Mai erfolgte ein weiterer Schritt auf diesem Wege dadurch, daß dem amtlichen Teil des Blattes ein pädagogischer angegliedert wurde, von dem bisher zwei Stücke (X und XI des Jahrganges 1919) vorliegen.

Stück X: Auf eine programmatische Kundgebung der Schriftleitung folgt der Abdruck eines von *Leopold Scheuch* in der Wiener pädagogischen Gesellschaft gehaltenen Vortrags „Die Demokratisierung unseres Schulwesens". Auf drei Gebieten wird die Demokratie zum Ausdruck kommen müssen: in der Beeinflussung des Schulbetriebes und aller Instanzen der Schulverwaltung durch die Vertreter der Bevölkerung, in einer den republikanischen Einrichtungen angepaßten Selbstverwaltung der Lehrerschaft und in einer Neugestaltung des Verhältnisses der Lehrer zu den Schülern, denen entsprechend ihrer Reife ein gewisses Maß von Selbstbestimmung gewährt werden muß. — Im Anschluß an den Erlaß über das „Zusammenwirken von Schule und Haus" sind in einem „Literaturnachweis" eine Reihe von Büchern zusammengestellt, deren Besprechung in Elternzusammenkünften zeitgemäß wäre. — „Stimmen zur Demokratisierung der Schule" bilden den Abschluß.

Stück XI: Im Hinblick auf den im amtlichen Teil veröffentlichten Erlaß über die Neuregelung der Aufnahmsprüfung ist der pädagogische Teil dieser Nummer fast ausschließlich dem Begabungsproblem gewidmet. *E. Martinak* gibt in seinen „Beiträgen zum Problem der Begabung" eine kritische Analyse des komplizierten Begriffes der „Begabung". Er sucht den Begriff vorläufig gegenüber dem verwandten Intelligenzbegriff abzugrenzen und weist ihm seinen Platz auf der Stufenleiter „Leistung — Disposition — Veranlagung" an. Hierauf setzt er sich mit den Definitionsversuchen der modernen Psychologen auseinander. — *V. Belohoubek* behandelt in seinem Aufsatz „Begabungsproblem und Schulorganisation" die schwierige Frage, wie der Schulorganismus gestaltet werden müßte, um der Mannigfaltigkeit der Begabung gerecht zu werden. Er will „einen Weg weisen, wie man etwa auf Grund der Erfahrungstatsachen des Lebens und der Lehrtätigkeit in Ergänzung der exakten psychologischen Begabungsforschung Begabungsgruppen finden könnte, die als Grundlage für den Aufbau des Schulorganismus dienen sollten". Für diese Arbeit stellt der Verf. die Hauptgesichtspunkte fest. — *L. Battista* bietet vom Standpunkt des Psychologen und Praktikers Beiträge „Zur Methodik der Aufnahmsprüfungen an Mittelschulen", wobei er die folgenden Fragen behandelt: 1. Themenwahl. 2. Vorgang bei der schriftlichen Prüfung. 3. Die psychologische Auswertung der schriftlichen Themen. 4. Die mündliche Prüfung. 5. Klassifikation und Auslese. — *Th. Stejskal* gibt den Volksschullehrern Anregungen für die sachgemäße Behandlung der „Schülerbeschreibung", die von nun an jedem Kinde zur Aufnahmsprüfung mitgegeben werden soll. — Eröffnet wird das Heft durch einen „Rückblick und Ausblick" zur Fünfzigjahrfeier des

Reichsvolksschulgesetzes von *V. Fadrus*. Ein rascher Überblick führt uns aus den Zeiten Maria Theresias zu den parlamentarischen Kämpfen des Jahres 1869, aus dem manche prophetisch klingende Äußerungen in Erinnerung gebracht werden; er zeigt uns dann die leider nicht erfolglosen Angriffe und Anfechtungen, denen die Schulgesetze in der Folgezeit ausgesetzt waren, um endlich einen hoffnungsvollen Ausblick auf die „einheitliche Staatsschule" zu eröffnen, welche die neue Schulreform unserer Republik schaffen soll.

Wien. Hans Fischl.

III. Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen. Zeitschrift der deutschen Mittelschullehrervereine von Teplitz-Prag, Brünn, Graz, Klagenfurt, Triest, Innsbruck, Linz und Marburg. Schriftleiter: Josef Rott, k. k. Professor i. R. in Graz. XVI. Jahrgang. 1917. Aussig, Kommissionsverlag von Ad. Beckers Buchhandlung (Ed. Miksch).

VII. und VIII. Heft. Dr. *Anton Schlosser:* Allgemeine Bildung und Mittelschuleinrichtung. Nach einer einleitenden Erörterung über die Aufgabe der Volks-, Bürgerschule und Mittelschule, allgemeine Bildung in immer zunehmendem Umfange zu vermitteln, bespricht der Verf., zur Mittelschule im besonderen übergehend, die Stellung, welche hiebei die Beschäftigung mit den humanistischen, beziehungsweise realistischen Wissenschaften einnimmt, und untersucht dann, welche Bedeutung den einzelnen Gegenständen für die Erreichung des der Schule gesteckten Zieles zukomme. Er hebt den ganz besonderen Wert des fremdsprachlichen Unterrichtes hervor, bei dem allerdings die Erreichung des Zieles infolge der größeren Stundenzahl leichter sei, während dies in den anderen Gegenständen nur durch planmäßige Sichtung und Kürzung des Lehrstoffes gelingen könne. Unter den Fremdsprachen gibt er dem Lateinischen den Vorzug und verlangt, daß es durchwegs in den ersten vier Klassen der Mittelschule gelehrt werde. Diese vier Klassen würden die verlangte Einheitsschule bilden; nach der IV. Klasse sollten die Realisten abzweigen (mit einer modernen Fremdsprache), und nach der V. die Gymnasiasten (mit Griechisch), während die Realgymnasiasten (mit Latein und einer modernen Fremdsprache) in der Mitte übrigblieben. Zum Schluß werden Mittel für die Abwehr des Zudranges zu der Mittelschule angegeben (S. 205—218).

Dr. *Martin Walte:* Quellenbenützung im Geschichtsunterricht. Der Aufsatz tritt mit Entschiedenheit für die Benützung der Geschichtsquellen im Mittelschulunterrichte ein. Eine geschickte Verwendung trage sehr viel zu einer lebendigeren Gestaltung des Unterrichtes bei; sie erwecke bei den Schülern innere Teilnahme und diese wieder erzeuge Freude am Gegenstande und bewirke, daß die einzelnen Ereignisse besser im Gedächtnisse haften bleiben. Auch bringe eine gute Quelle den Gegenstand wie ein gutes Bild mit einem Schlag klar zur Anschauung. Endlich lasse sich die so oft geforderte Verbindung des Unterrichtes mit dem Leben mit Hilfe der Quellen unschwer herstellen, namentlich bei der Behandlung der Bürgerkunde. Nur müsse für diesen Betrieb des Geschichtstudiums Raum geschaffen werden, und zwar in der VIII. Klasse durch Einschränkung der Wiederholung der alten Geschichte und in den anderen Klassen durch eine allgemeine Beschränkung des Stoffes (S. 218—225). — Dr. *Ägid Raiz:* Zur Note „kaum genügend". Der Verf. erklärt sich gegen die Einführung dieser Note, weil die Abgrenzung der Geltung des „kaum genügend" gegen die des „nicht genügend" überaus schwierig sei, weil ferner mit dieser halben Note nur eine neue Halbheit im Schulbetriebe Eingang fände und weil von ihrer Erteilung voraussichtlich Mißbrauch gemacht würde. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen könnte sie höchstens beim

a*

Versagen in einem Gegenstande zugegeben werden, wenn dabei die an und für sich unzulängliche Versetzungsprüfung entfiele (S. 225—231). — Dr. *Adolf Zwack:* Über Samariterkurse an Mittelschulen. Der Verf. berichtet über die Durchführung eines Samariterkurses, den er, von einer längeren Dienstleistung bei der Sanitätstruppe zurückgekehrt, am Welser Gymnasium in der VI. Klasse im Anschluß an den Somatologieunterricht abgehalten hat. Im Anschluß daran spricht er sich nur beim Vorhandensein günstiger Umstände für die Einführung solcher Kurse aus, deren Leitung dann in den Händen des Naturhistorikers oder Turnlehrers liegen sollte (S. 231—237). — Dr. *Paul Deutsch:* Zu Steinbichls Aufsatz „Zur Reform des geographischen Unterrichtes" (Heft 3/4 1916). Der Verf. wendet sich gegen den Vorwurf, daß die Hinneigung zur naturwissenschaftlichen Richtung unter dem Einfluß der Wiener Universität besonders stark hervorgetreten sei, sowie gegen die Forderung, daß die für einen engen Kreis bestimmte Fachausbildung an den Hochschulen zurücktrete gegenüber der Fülle von Fragen, die an der Mittelschule behandelt werden sollen (S. 238 und 239). — Dr. *Eugen Lieben:* Noch einmal der Griechischunterricht im Untergymnasium. Der kleine Nachtrag zeigt, wie wenig sich nach den in Ungarn gemachten Erfahrungen bei einer Beschränkung des Griechischunterrichtes auf das Obergymnasium erreichen lasse (S. 239). — *Vereinsnachrichten* (S. 240—244). — *Kleine Mitteilungen* (S. 244—251). — *Aus Zeitschriften und Zeitungen* (S. 251—255). — *Bücherbesprechung* (S. 255—267). — *Verzeichnis der auf dem Felde der Ehre gefallenen Standesgenossen* (S. 268).

XVII. Jahrgang. I. und II. Heft. Dr. *Johann Weyde:* Zur Schulreform. Der Verf. zeigt, wie haltlos die in dem Aufsatze „Zur Schulreform" in Heft 7/8 1917 aufgestellte Forderung ist, die Tätigkeit des Direktors auf die Verwaltung und äußere Leitung der Anstalt zu beschränken (S. 1—7). — Dr. *Ernst Steinitz:* Was wir von den Kriegsauflagen unserer Geschichtslehrbücher fordern müssen. Bei der Neuauflage eines Lehrbuches der Geschichte der Neuzeit wird es nach den Ausführungen des Verf.s nicht genügen, die neuesten Ereignisse durch Anfügung etlicher Seiten darzustellen, sondern es müsse, da ja die Darstellung des Weltkrieges bei einer Kriegsauflage im Mittelpunkte stehe, seine Vorgeschichte in viele frühere Kapitel gleichsam eingewebt werden. Als Vorgeschichte des Weltkrieges gelte auch das Zustandekommen der jetzigen Mächtegruppierung, die ebenso entsprechend behandelt werden müßte wie die Geschichte des österreichisch-deutschen Bundes. Ferner müßte das Verständnis für die zu Tage tretenden demokratischen und nationalistischen Forderungen erschlossen werden und Erörterungen über Waffen- und Befestigungswesen sowie technische Kriegsmittel, die Genfer Konvention u. dgl. angemessenen Raum erhalten. Bei der Geschichte des Weltkrieges selbst bleibe eine packende Darstellung in guter Anordnung die Hauptsache. Manche Beweisstücke müßten wörtlich beigefügt werden (S. 7—11). — *Josef Steinbichl:* Zu Steinbichls Aufsatz „Zur Reform des geographischen Unterrichtes" (Heft 3/4 1916). Der Verf. entgegnet den Ausführungen von Dr. Paul Deutsch in Heft 7/8 1917 (S. 12 und 13). — *Vereinsnachrichten* (S. 13—24). — *Kleine Mitteilungen* (S. 24—29). — *Bücherbesprechung* (S. 29—31). — *Verzeichnis der auf dem Felde der Ehre gefallenen Standesgenossen* (S. 31).

III. und IV. Heft. Dr. *Wendelin Toischer:* Unser Schulwesen nach dem Kriege. Der Verf. behandelt eine Reihe schon in Aussicht genommener oder noch anzustrebender Verbesserungen, die allerdings vorderhand weniger zu bedeuten hätten als die Abhilfe gegen die Übelstände, die der lange Krieg den Schülern, Lehrern und Schulhäusern gebracht habe. Bezüglich der Volks- und Bürgerschulen hält er die

beabsichtigte Erweiterung der Lehrerbildungsanstalten auf sechs Jahrgänge derzeit nicht für erwünscht, wohl aber die volle Erfüllung der Aufgaben, die der Jugendpflege und Jugendfürsorge gestellt seien. Ein neuer Lehrplan wäre nicht zu empfehlen, ein wirklicher Fortschritt läge vielmehr in der rechten Verarbeitung eines geringeren Lehrstoffes nach den Grundsätzen der Arbeitsschule. In Österreich fehle eine der preußischen Mittelschule entsprechende Wirtschaftsschule, die von den Oberklassen der Volksschule abzweigen, nur für praktische Berufe begabte Schüler aufnehmen und vier Jahrgänge umfassen sollte. Bei den Mittelschulen wäre eine Vorklasse für die Neunjährigen einzuführen und in den verschiedenen Gattungen der Mittelschulen in den gemeinsamen Lehrgegenständen Einheitlichkeit zu erzielen; die sogenannte Einheitsschule zur Hinausschiebung der Berufswahl unter Abschaffung der Untermittelschule sei zurückzuweisen, ebenso alle grundstürzenden Änderungen unserer Mittelschulen hinsichtlich der Lehrpläne. Die schwersten Aufgaben werde die Hochschule zu lösen haben (S. 34—36). — Dr. *Paul Deutsch:* Vom wahren und vom falschen Wohlwollen. Ein Kind so zu erziehen und heranwachsen zu lassen, als ob die Mächte des Lebens es immer so behandeln würden wie zärtliche, überängstliche Eltern, bezeichnet der Verf. als Sünde, die Jugend auf ihre eigene Weise selig werden und bei ihr die Meinung aufkommen lassen, als wäre das Leben eine Art bequeme und glatt verlaufende Vergnügungsreise mit einigen wenigen unangenehmen Zwischenfällen, als falsches Wohlwollen. Man müsse den Schülern außer in Worten nachdrücklich durch folgerichtiges Handeln klarmachen, daß zum Fortkommen ein Mindestmaß von Arbeit gehört, mit dem man sich aber nicht begnügen soll, und ein Mindestmaß von Begabung für die erwählte Tätigkeit, das auch durch den größten Eifer nicht ersetzt werden kann. Dieser Forderung entspreche aber der derzeitige Mittelschulbetrieb nicht in zureichendem Maße, da sowohl bei der Abhaltung der Reife- als auch der Jahresprüfungen falsches Wohlwollen geübt werde. Wahrhaft des Wohlwollens bedürftig und gewöhnlich auch würdig seien die hospitierenden Privatistinnen; dieses möge ihnen dadurch zuteil werden, daß man sie von den Halbjahrsprüfungen befreit (S. 36—41). — Dr. *Karl Beer:* Wünschenswerte Änderungen im Geschichtsbetrieb. Der Verf. verlangt allgemein ein häufigeres und planvolles Zurückgehen auf die Quellen; die unter einer Überfülle des Stoffes leidende oberste Klasse solle am Gymnasium durch Wegfall der Wiederholung der alten Geschichte entlastet werden und auf die Schärfung des sozialen Gewissens sei in Verfolgung der staatsbürgerlichen Erziehung besonders Bedacht zu nehmen; in den untersten Klassen solle die in der Volksschule begonnene Durchnahme heimatkundlichen Stoffes eine hinreichende Fortsetzung erfahren; endlich solle die Geschichte aller in der Monarchie wohnenden Stämme eingehender behandelt werden, desgleichen die unserer Verbündeten im Süden, der Türken und Bulgaren (S. 42—48). — V. *Mytheis:* Zur Note „kaum genügend". Die Note „kaum genügend" sollte nach der Ansicht des Verf.s gestattet werden; für die Möglichkeit des Aufsteigens müßte sie aber auf drei Gegenstände beschränkt werden und jedes Zeugnis, das diese Note enthält, lediglich als Interimszeugnis gelten. Der betreffende Schüler hätte sich aus den in Betracht kommenden Gegenständen nach den Ferien einer Wiederholungsprüfung zu unterziehen (S. 48—51). — *Vereinsnachrichten* (S. 51—62). — *Kleine Mitteilungen* (S. 62—68).

Brünn. St. Schüller.

IV. Magyar Paedagogia (Ungarische Pädagogik). **Monatsschrift der Ungarischen Pädagogischen Gesellschaft.** Unter Mitwirkung von Dr. Ernst Fináczy herausgegeben von Dr. Alexander Imre. XXVI. Jahrgang. 1917.

1. 2. Heft. Jänner-Februar. Ernst Fináczy: Johann Arany (Würdigung des bedeutendsten ungarischen Epikers der neuesten Zeit); Béla Nánay: Erziehung zum Frieden (Pädagogische Überleitung zur Friedenszeit); Julius Kácz: Die Krise der magyarischen Kultur; Josef Lados: Die Bildung des magyarischen Landvolkes; Julius Lechnitzky: Kulturpolitik nach dem Kriege; Georg Király: Unterricht in der modernen Literatur in der Mittelschule; Edmund Szelényi: Die pädagogischen Schriften Andreas Vandráks; Gabriel Kemény: Die Pädagogik des Abtes Saint-Pierre. — *Kleinere Aufsätze.* Helene Kerékgyártó: Die Eltern in der Schule; Karl Horváth: Biologischer Unterricht nach dem Kriege. — *Literaturbericht.* — *Rundschau.* — *Mitteilungen der Pädagogischen Gesellschaft.*

3. 4. Heft. März-April. Aladár Fest: Die Methode des Geschichtsunterrichtes (dringt auf 27 Seiten Dinge vor, die für uns längst Selbstverständlichkeiten sind); Stefan Szöllösi: Freiheit und Verantwortlichkeitsgefühl in der Schule. — *Kleinere Aufsätze.* Rudolf Gálos: Asmus Semper (sonderbarerweise findet hier die literarische Wirksamkeit Otto Ernsts, des Verfassers der Asmus Semper-Romane, die eine Reihe widerlichster Selbstbespiegelung und breitspurigster Inszenesetzung des Verfassers sind, begeisterte Aufnahme, während man in ersten deutschen Kreisen Otto Ernst längst nicht mehr ernst nimmt). Franz Snasel: Die Erziehung der ungarischen Kleingrundbesitzerklasse. — *Literaturbericht.* — *Rundschau.* — *Pädagogische Gesellschaft.*

5. Heft. Mai. Elemér Kármán: Die Aufgaben der Kriminalpädagogik; Michael Császár: Das türkische öffentliche Unterrichtswesen in Ungarn während der Türkenherrschaft 1543 bis 1686; Adolf Juba: Die Frage der Jugendvereine (tritt für die Errichtung autonomer Vereine der Jugendlichen unter behördlicher Aufsicht ein). — *Kleinere Aufsätze.* Eugen Czettler: Die schwedische Volksschule (Besprechung des Buches von E. Hildebrandt); Edmund Szelényi: Ein Schulreformvorschlag aus dem Jahre 1848; Anton Frank: Die Eltern in der Schule. — *Literaturbericht.* — *Rundschau.* — *Die Pädagogische Gesellschaft.*

6. 7. Heft. Juni-Juli. Ernst Fináczy: Analyse des Begriffes Erziehung; Ladislaus Szabó: Beiträge zur Psychologie des Schülers; Elemér Kármán: Die Aufgaben der Kriminalpädagogik (Schluß). — *Kleinere Aufsätze.* Edmund Szelényi: Leibnizens Verhältnis zur Pädagogik; Franz Kemény: Soziale Rechtsentwicklung und das Erziehungswesen; Zoltán Sviezsényi: Allgemeine Literaturgeschichte zum Ersatze der griechischen Sprache (er verlangt, daß der Ausfall des Griechischen im ungarischen Gymnasium durch allgemeine Weltliteraturgeschichte ersetzt werde); Josef K. Hajóczy: Leutschauer Schüler im Auslande im 16. und 17. Jahrhundert; i. s.: Die deutsche Mittelschule nach dem Kriege (Besprechung des Buches: „Kriegspädagogik", herausgegeben von W. Janell, Leipzig 1916, Akadem Verlagshaus). — *Literaturbericht.* — *Rundschau.* — *Pädagogische Gesellschaft.*

8. Heft. Oktober. Alexander Imre: Die Aufgaben des Erziehungswesens beim Übergang zum Frieden; Paul Nádai: Die Ziele der künstlerischen Erziehung; Aladár Péch: Einige Angaben über die Realschule. — *Kleinere Aufsätze.* August Trefort und die Mittelschule (erinnert an die Verdienste des einstigen ungarischen Unterrichtsministers um das ungarische Mittelschulwesen); Franz Faluhelyi: Martini und

das österreichische Unterrichtswesen (Besprechung des Buches von Dr. Siegmund Adler in Wien: „Die Unterrichtsverfassung Kaiser Leopolds II. und die finanzielle Fundierung der österreichischen Universitäten nach den Anträgen Martinis"); K. F. (Franz Kemény): Ein neues mitteleuropäisches System des Schulwesens (lehnt mit Recht die Vorschläge Prof. K. C. Schneiders in Wien über ein mitteleuropäisches Schulsystem, das eine mitteleuropäische Weltanschauung zur Grundlage haben soll, von nationalem Standpunkte ab). — *Literaturbericht.* — *Rundschau.* — *Pädagogische Gesellschaft.*

9. Heft. November. Ernst Finácz y: Reformen im Schulwesen; Rudolf Kovács: Strittige Punkte in der Frage der körperlichen Erziehung; Paul Návai: Die Ziele der künstlerischen Erziehung (Schluß). — *Kleinere Aufsätze.* Alexander Imre: Wissenschaftspolitische Fragen (es handelt sich um Kulturpolitik im magyarischen Sinne); Julius Déri: Die erziehende Wirkung der Zeitung (tritt für die Errichtung akademischer Lehrstühle zur Heranbildung von Tagesschriftstellern ein). — *Literaturbericht.* — *Rundschau.* — *Pädagogische Gesellschaft.*

10. Heft. Dezember. Joh. Kovács: Die Einrechnung der Kriegsdienstzeit unserer Studenten; Géza Révész: Zeitgemäße Probleme der Begabung; Emmerich Szentirmai: Der Geschichtsunterricht in der Mittelschule; Alois Kovács: Der Geschichtsunterricht in der Volksschule. — *Kleinere Aufsätze.* — Eugen Pintér: Der Unterricht in magyarischer Literaturgeschichte in den nichtmagyarischen Mittelschulen (Besprechung eines magyarischen Lehrbuches; das Merkwürdigste ist, daß der Berichterstatter seinem Bedauern Ausdruck gibt, daß es noch immer nichtmagyarische Mittelschulen in Ungarn gibt!). — *Literaturbericht.* — *Rundschau.* — *Pädagogische Gesellschaft.* — Das Heft bringt auch das Titelblatt und das Inhaltsverzeichnis des Jahrganges 1917.

Wien. B. Imendörffer.

V. „Nasza Szkola" (Unsere Schule). Wissenschaftlich-pädagogische Zeitschrift, Organ der Vereine ukrainischer Lehrer an höheren Schulen „Uczytelska Hromada" in Lemberg und des „Skoworoda-Vereines" in Czernowitz. 1917. (VIII. Jahrgang.) 5./6. Heft.

Gymn.-Lehrer Dr. *Roman Ilewycz:* Über die Bedeutung der klassischen Welt für die moderne Kultur. (Vortrag, gehalten am 24. Mai 1917 in den volkstümlichen Universitätskursen.) Der Verf. verweist auf den Zusammenhang der Antike mit der modernen Kultur und gibt einen kurzen Überblick über das Fortleben der Antike auf dem Gebiete der Literatur, Wissenschaft, des politischen Lebens und der Kunst sowie über das große Erbe der Alten, das sich auch im alltäglichen Leben eingebürgert hat (S. 1—15). — Gymn.-Lehrer Dr. *Anton Borys:* Die Intuition und die Analyse. Die Abhandlung erörtert den Begriff der Intuition und der Analyse sowie ihren Wert auf Grund der Ansichten Henri Bergsons in seiner „Einführung in die Metaphysik" (S. 16—35). — Direktor Dr. *Ostap Makaruszka:* Über den Wert der Realfächer für die Idee der nationalen Erziehung und Bildung. Der Verf. beweist, daß auch der Lehrer der Realfächer die Möglichkeit hat, beim Unterrichte seines Gegenstandes der lernenden Schuljugend die Liebe zum heimischen Boden einzuflößen (S. 36—46). — Wissenschaftlich-pädagogische Chronik: Gymn.-Prof. *Georg Rudnyckyj.* „Museum" (1917, Zeitschriftenschau) (S. 47—49). — Bücherschau von Dr. *Roman Ilewycz* und Dr. *Stephan Baley* (S. 49—52).

— — 1918. (IX. Jahrgang). 1./2. Heft.

Gymn.-Lehrer Dr. *Alexander Tysowskyj:* Über den Zusammenhang zwischen dem niedrigen Stande der naturwissenschaftlichen Bildung und dem Unterrichte in den anderen Lehrgegenständen an unseren Mittelschulen. Der Verf. weist auf die stiefmütterliche Behandlung der naturwissenschaftlichen Lehrgegenstände an unseren Mittelschulen im Vergleich zu den anderen Lehrgegenständen hin und verlangt, daß die Lehrer der anderen Gymnasialfächer gelegentlich die Naturwissenschaften berücksichtigen. Auch möge der Lehrer der naturwissenschaftlichen Fächer in ästhetischem Sinne auf die Schuljugend wirken (S. 1—16). — Direktor Dr. *Ostap Makaruschka:* Die Erziehung des Knaben und des Mädchens. Der Verf. verweist auf den wesentlichen Unterschied zwischen der Erziehung der Knaben und der Mädchen und gibt einige Ratschläge, wie die Erziehung zu leiten ist (S. 17—28). — Gymn.-Prof. *Georg Rudnyćkyj:* Deutsche Lehrbücher für die oberen Klassen der ukrainischen Gymnasien. Der Verf. weist auf die Bedeutung des Unterrichtes in der deutschen Sprache für die Ukrainer hin; denn diese stehe den Ukrainern am nächsten und die deutsche Wissenschaft zeichne sich durch Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit aus. Endlich schlägt er anregende deutsche Lehrbücher für die oberen Klassen der ukrainischen Gymnasien vor (S. 29—32). — Gymn.-Lehrer Dr. *Roman Ilewycz:* Übersicht der Zeitschriften für das Jahr 1916. Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. Wien 1916 (S. 33—34). — Bücherschau. (Mitteilungen und Anzeigen): Dr. Vinzenz Seunig, Kunst im Altertum. Wien 1916, angez. von Dr. *Roman Ilewycz;* Heflich und St. Michalski: Wegweiser für den Selbstunterricht. Methodische Weisungen für die einzelnen Fächer (ruth.). Warschau 1916. — F. Enriques und U. Amaldi, Grundriß der Elementargeometrie zum Gebrauche an Mittelschulen (ruth.). Ins Polnische übersetzt von Wl. Wojtowicz. Warschau und Lemberg 1916. — Xaver Sporzyński, Physik zum Gebrauche an Mittelschulen (ruth.). Warschau 1916. — Arthur Fürst und Alexander Moszkowski, Das Buch der 1000 Wunder. München 1916, sämtliche angez. von Dr. *Nikolaus Czajkowśkyj.*

Lemberg. Dr. Roman Ilewycz.

Zeitschriftenschau.

Beiblatt zur „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien". Nr. 32.

Volkserziehung. Nachrichten des Österreichischen Unterrichtsamtes. Redigiert im österreichischen Unterrichtsamt. — Bezugspreis jährlich 26 K. — Zu beziehen durch die Schulbücherverlagsdirektion in Wien.

Jahrgang 1919.

Stück XIV (1. Juli) ist zur Gänze dem Problem der Einheitsschule gewidmet. *Leopod Lang* druckt zwei Vorträge ab, mit denen er in den Jahren 1917 und 1919 vor der Wiener Pädagogischen Gesellschaft den Gedanken der Einheitsschule vertreten hat. — In den neuerrichteten Staatserziehungsanstalten soll auf der Unterstufe ein einheitlicher Lehrplan erprobt werden. Die einschneidendste Veränderung ist die Hinausschiebung des fremdsprachlichen Unterrichtes in das dritte Schuljahr der Mittelschule; dort sollen Latein und Französisch zunächst wahlfrei gelehrt werden. Eine endgültige Differenzierung der Typen soll erst auf der Oberstufe eintreten. Es ist nun die Frage, ob der fremdsprachliche Unterricht unter diesen geänderten Daseinsbedingungen noch lebensfähig sein wird; sie wird für die alten Sprachen von Dr. *H. Fischl*, für die modernen Sprachen von Dr. *V. Belohoubek* erörtert und von beiden positiv beantwortet. — Leitsätze und Literatur zur Frage der Einheitsschule machen den Schluß.

Stück XVIII (1. September) enthält die umfangreichen Lehrplanentwürfe für die ersten vier Klassen („Deutsche Mittelschule") der Staatserziehungsanstalten. Sie werden für das Schuljahr 1919/20 für die ersten Klassen der genannten Anstalten im Verordnungswege vorläufig in Kraft gesetzt, vor ihrer endgültigen Genehmigung aber noch den Lehrerkammern vorgelegt werden. Die stärksten Neuerungen in methodischer Beziehung weist der Lehrplan des Deutschen auf, indem er die Selbsttätigkeit des Schülers als obersten Grundsatz einführt. Dr. *O. Rommel* gibt hiezu unter dem Titel „Der freie Aufsatz als Grundlage des Unterrichtes in der Muttersprache" ausführliche Erläuterungen. — Den „realistischen Unterricht in der Oberstufe der Einheitsschule" behandelt Dr. *R. Böhm*.

Stück XX (1. Oktober). Im Zusammenhange mit dem gleichzeitig veröffentlichten Erlasse, betreffend die Sammlung des bodenständigen Unterrichtsstoffes, bespricht *V. Fadrus* die Aufgaben des Lehrers als Heimatforscher. — Dr. *V. Pollak* handelt über „Grundforderungen des modernen Geschichtsunterrichtes". Dem gleichen Gegenstand ist der Erlaß gewidmet, in dem Richtlinien für den Gebrauch der deutschen Lesebücher und für den Unterricht in Geschichte und

Vaterlandskunde aufgestellt werden. — Über „Staatsbürgerliche Erziehung auf heimatlicher Grundlage" handelt *L. Scheuch.* — *Th. Striskal* gibt Ratschläge für die Einrichtung von Versuchsschulen und Versuchsklassen. — Rundschau: Geschichtsunterricht; Staatsbürgerliche Erziehung.

Stück XXII (1. November) beschäftigt sich mit der Arbeitsschule. Dr. *E. Burger* zergliedert in dem Aufsatz „Die Arbeitsschule in zeitgemäßer Gestaltung" den Begriff der Arbeit in seinen verschiedenen Anwendungen und entwickelt die Bedeutung des Arbeitsunterrichtes als Methode in den verschiedenen Unterrichtsgebieten. — *A. Witak* beschäftigt sich in der Studie „Die Befreiung des Kindes. Ein Beitrag zur Lösung des Problems der Arbeitsschule" vorwiegend mit der kulturfördernden und menschenbefreienden Ideenarbeit, die das „Lernen" durch Forschen und Versuchen ersetzt. Er fordert geradezu eine „Ideenschule" und erläutert ihre Arbeitsmethode durch Beispiele aus dem Gebiete des physikalischen und des kulturgeschichtlichen Unterrichtes.

Stück XXIV (1. Dezember) ist ebenfalls dem Arbeitsunterrichte gewidmet. *J. Jarosch* gibt einen Beitrag „Zur Gestaltung des mathematischen Unterrichtes auf der Oberstufe der Einheitsschule", Dr. *Olga Täubler* „Zum Arbeitsunterricht in der naturwissenschaftlich-mathematischen Fachgruppe an Bürgerschulen"; der letztgenannte Aufsatz enthält in tabellarischer Form eine bis ins einzelne ausgearbeitete Verteilung des ganzen Lehrstoffes auf das Schuljahr. — Zum Schlusse sind zwei denselben Gegenstand betreffende Stundenbilder von *O. Scheibner* abgedruckt.

Jahrgang 1920.

Stück I (1. Jänner). Gegenstand dieses Heftes ist die Berufsberatung, deren Einführung an unseren Schulen durch einen Erlaß vom 6. Jänner d. J. vorbereitet werden soll. Die „Theorie der Berufspsychologie und Praxis der Berufsberatung" behandelt Dr. *W. Kammel,* während sich Dr. *A. Koerbel* besonders mit der Berufsberatung an höheren Schulen, *J. Ramharter* mit der Frage der Berufswahl vom Standpunkt des Bürgerschullehrers beschäftigen und *J. Mayer* das gleiche Problem vom Standpunkt des Landlehrers erörtert. — Literatur zu diesem Gegenstand.

Stück II (1. Februar) wird eröffnet durch eine von Dr. *H. Fischl* verfaßte Skizze des „Oberbaues der Einheitsschule", die als Grundlage für weitere Erörterungen dieser schwierigen und heißumstrittenen Frage dienen will. — Im übrigen bildet das Landschulwesen den einzigen Gegenstand dieses Heftes; es enthält Beiträge von *H. Hipsch* (Korneuburg) über „Die Hebung der allgemeinen Bildung und der landwirtschaftlichen Berufsbildung der ländlichen Bevölkerung", von *H. Meisinger* (Wolfsegg, Oberösterreich) „Zur Organisation des Arbeitsunterrichtes auf dem Lande", von *F. Strauß* (Wien) über den „Arbeitsschulgarten" und von *J. Freudenthaler* (Leoben) über „Elternabende und Elternvereine". Die beiden letztgenannten Arbeiten sind besonders dadurch wertvoll, daß sie über tatsächliche Erfahrungen auf diesen Gebieten berichten.

Wien. Hans Fischl.

Die Neue Erziehung. Sozialistische pädagogische Zwei-Wochenschrift. Herausgeber: Dr. M. H. Baege, Unterstaatssekretär a. D. im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. — Verlag: Gesellschaft und Erziehung G. m. b. H. Berlin, I. Jahrgang 1919.

Die neue Zeitschrift, deren erster Jahrgang nunmehr abgeschlossen vorliegt, ist ein Kind der Revolution, und sicherlich nicht das am übel-

sten geratene. Wenn es in der Ankündigung heißt: „Die Neue Erziehung ist ein unabhängiges Organ für die Theorie der gesamten Erziehungslehre; sie steht auf dem Boden der Demokratie und des Sozialismus, und zwar des Sozialismus als Weltanschauung, nicht einer der Sonderrichtungen. Sie berichtet aber auch über alle das Erziehungswesen betreffenden Dinge und ist zugleich eine Revue des öffentlichen, geistigen und kulturellen Lebens, soweit es mit den Erziehungsfragen in Verbindung steht", so kann man auf Grund des ersten Jahrganges feststellen, daß dieser Verheißung die Tat in vollem Maße entsprochen hat. Dies lehrt allein schon die Liste der Mitarbeiter, in der die bekannten Vorkämpfer der Schulreform ohne Unterschied der besonderen Richtung vertreten sind, so, um nur einige herauszugreifen: Paul Barth, Artur Buchenau, Gerhard Budde, Kurt Busse, Fritz Gansberg, Ludwig Gurlitt, Rudolf Lehmann, Otto Lipmann, Wilhelm Ostwald, Wilhelm Rein, Otto Rühle, Heinrich Scharrelmann, Hans Schmidkunz u. v. a. In nicht weniger als rund 150 Einzelaufsätzen werden alle die aktuellen Fragen der Pädagogik und der Schulorganisation beleuchtet. Dies ist trotz des starken Umfanges der Zeitschrift (872 Seiten) nur möglich geworden durch die äußerste Ausnützung des Raumes, durch weitestgehende Selbstbeschränkung, für die man dem Herausgeber und den Verfassern alle Anerkennung schuldet. Halten sich doch die meisten Aufsätze in einem Umfang von 4 bis 6 Seiten, ohne daß durch diese Zusammendrängung Klarheit und Gediegenheit der Arbeiten beeinträchtigt würde.

Eine überaus wertvolle Handhabe liefern die stets wiederkehrenden Sonderrundschauen, die von bestimmten Mitarbeitern beigetragen werden, z. B. über Arbeits- und Werkunterricht (Haedicke), Bildende Kunst (Goldschmidt), Experimentelle Psychologie (Lipmann), Fortbildungswesen (Hübner), Jugendbewegung (Trojan), Lehrerbildung (Muthesius), Pädagogik der geistig und sittlich Abnormen (Wilker), Schulgesundheitspflege (Thiele), Sozialwissenschaft (Jenssen), Volksbildungswesen (Baege), ferner über die einzelnen Schulkategorien, die verschiedenen Unterrichtsfächer (Sprachen, Geographie, Geschichte, Moralunterricht usw.). Bei uns in Österreich dürfen auf besondere Beachtung auch die regelmäßigen Berichte über „Lehrerbewegung" und „Schulpolitik" rechnen, weil sie uns über die neuesten Vorgänge im Deutschen Reiche jeweils auf dem Laufenden erhalten.

Auch wer manchem von dem, was jetzt auf pädagogischem Gebiet im Werden ist, mit geteilten Empfindungen gegenübersteht, wird nicht umhin können, sich zu bemühen, daß er von diesen geistigen Strömungen möglichst umfassende Kenntnis erlange. Dazu bietet nun die „Neue Erziehung" eine bequeme, höchst erwünschte Hilfe. Der vergleichsweise sehr niedrige Bezugspreis — unseren Valutanöten ist in dankenswerter Weise dadurch Rechnung getragen, daß für Österreich statt 24 Mark nur 40 Kronen jährlich angesetzt sind — ermöglicht es jeder Lehrerbibliothek, die Zeitschrift anzuschaffen, und es wäre nur zu begrüßen, wenn auch recht viele einzelne Lehrer von dieser Möglichkeit Gebrauch machten.

Wien. Hans Fischl.

Kartographische und schulgeographische Zeitschrift. Geleitet von Prof. Dr. Hugo Hassinger. Verlag der Kartogr. Anstalt G. Freytag & Berndt, Wien. VII. Jahrgang, Heft 5 u. 6. Mai—Juni 1919.

Das vorliegende Heft der bekannten Zeitschrift bringt zunächst eine Reihe größerer, wertvoller Aufsätze, unter denen der des Herausgebers „Über einige Aufgaben geographischer For-

a*

schung und Lehre" nicht nur örtlich an erster Stelle steht; denn er bietet in der Tat einen großzügigen Plan zur Ausnützung der im erdkundlichen Unterrichte enthaltenen Bildungswerte. Eine kurze kartographische Abteilung und, wie immer, Notizen „zum geographischen Unterrichte", „Persönliches", endlich eine „geographische Übersicht" und Bücherbesprechungen runden den Inhalt des Heftes in dankenswerter Weise ab.

Wien. B. Imendörffer.

Magyar paedagogia. Monatschrift der ungarischen pädagogischen Gesellschaft. Geleitet unter Mitwirkung von Dr. Ernst Fináczy von Dr. Alexander Imre. Budapest. Verlag des Franklin-Vereines[1]).

XXVII. Jahrgang, Nr. 7, Juli 1918: Enthält das Repertorium der in magyarischer Sprache im Jahre 1917 erschienenen pädagogischen Literatur.

Nr. 8/9, Oktober—November 1918: An die Leser. (Kurzer Hinweis auf die politischen Ereignisse, insbesondere auf den Umsturz und seine Folgen für Ungarn.) Größere Aufsätze: *Stephan Batta:* Mathematik und Geschichtsunterricht in der Mittelschule; *Friedrich Lotz:* Nationalerziehung und nationaler Friede (bringt vernünftige Ansichten über die Rechte der Muttersprache in der Schule und wendet sich, allerdings sehr behutsam, gegen die unsinnige Magyarisierungspolitik). — Kleinere Arbeiten: Von militärischer Erziehung; Systematische Volksbildungsarbeit; Gogols Ideen über Erziehung. Es folgen die Rubriken „Literatur", „Rundschau" und der Bericht über das Vereinsleben; sie bieten nichts Bemerkenswertes.

XXIX. Jahrgang, Nr. 1—5, Jänner—Mai 1920: Größere Aufsätze: *Ernst Fináczy:* Forderungen der Unterrichtsverwaltung; der Verf. stellt folgende Thesen auf: 1. Die Schulen sind nicht der Verwaltung zuliebe da, sondern die Verwaltung ist den Schulen zuliebe da. 2. Nur der kann eine Schule erfolgreich leiten, der die Schule genau kennt. 3. Nur der kann eine Schule erfolgreich leiten, der sie nicht nur kennt, sondern sie auch liebt. 4. Die Schulverwaltung ist nur dann gut, wenn sie von jeder äußeren Beeinflussung frei ist. 5. Nur die unmittelbare Schulverwaltung ist gut (gemeint ist, daß zwischen Schule und Schulbehörde ein möglichst unmittelbarer Verkehr ohne langwierigen Instanzenzug bestehe). — *Elemér Czakó:* Das Lehrermuseum (fordert, daß die Museen des Landes in den Dienst der Schule gestellt werden). — *Matthias Éltes:* Schulen für schwachsinnige Kinder (bricht eine Lanze für die Errichtung von Aushilfsschulen für Schwachsinnige). — Kleinere Arbeiten: *Franz Kemény:* Deutsche Ethik. (Eine im ganzen unparteiische Besprechung von Wilhelm Reins „Grundriß der Ethik".) — *Johann Gabányi:* Geschichtsunterricht im Dienste des Völkerbundes (wendet sich gegen den Internationalismus im Unterricht). — Folgen die allgemeinen Rubriken wie oben.

Wien. B. Imendörffer.

---

[1]) Da der Schriftleitung und dem Berichterstatter nur die besprochenen Hefte seit 1918 zugegangen sind, war es nicht möglich, ein genaueres Bild vom Inhalte dieser führenden magyarischen Zeitschrift zu geben.

„Nasza Skola“ (Unsere Schule), wissenschaftlich-pädagogische Zeitschrift der Vereine ukrainischer Lehrer an höheren Schulen Uczytelska Hromada in Lemberg und des Skoworoda-Vereines in Czernowitz. IX. Jahrgang, 1918, 3/4. Heft.

Gymn.-Prof. P. *Alexander Korenec:* Bemerkungen zur Jugendlektüre. Der Verf. bespricht die Wichtigkeit der Jugendlektüre und weist darauf hin, daß die Lektüre für die heranwachsende Jugend mit großer Vorsicht zu wählen sei, da die Folgen eines schlechten Buches für die Jugend sehr nachteilig seien. Viele Zitate aus alten Philosophen, hauptsächlich aus Plato, werden hiebei angeführt und Vorschläge erteilt, wie dem Übel vorzubeugen sei (S. 1—20). — Gymn.-Lehrer Dr. *Roman Ilewycz:* Die Aufgaben unserer wissenschaftlichen Literatur in der Gegenwart. Der Verf. entwirft ein Programm für die wissenschaftliche ukrainische Arbeit unter Hinweis auf die Notwendigkeit, in erster Linie bestimmte einzelne Werke zu verfassen (S. 21—24). — Büchertisch: Eingelaufene Bücher: *Alexander Barwinskyj:* Auswahl aus der ukrainischen Literatur für den III. und IV. Jahrgang der Lehrerbildungsanstalten. 3. Aufl. Lemberg 1917, angez. von *A. Androchowycz.* — Aristophanes, „Wolken“, aus dem Griechischen übersetzt von *Taras Franko.* Lemberg 1918. „Bibliothek der Weltliteraturen“, angez. von Dr. *R. Ilewycz* (S. 25—43). — Tätigkeit des Zentralausschusses des Vereines *Uczytelska Hromada* (S. 44—47).

Lemberg. † Dr. *Roman Ilewycz.*
